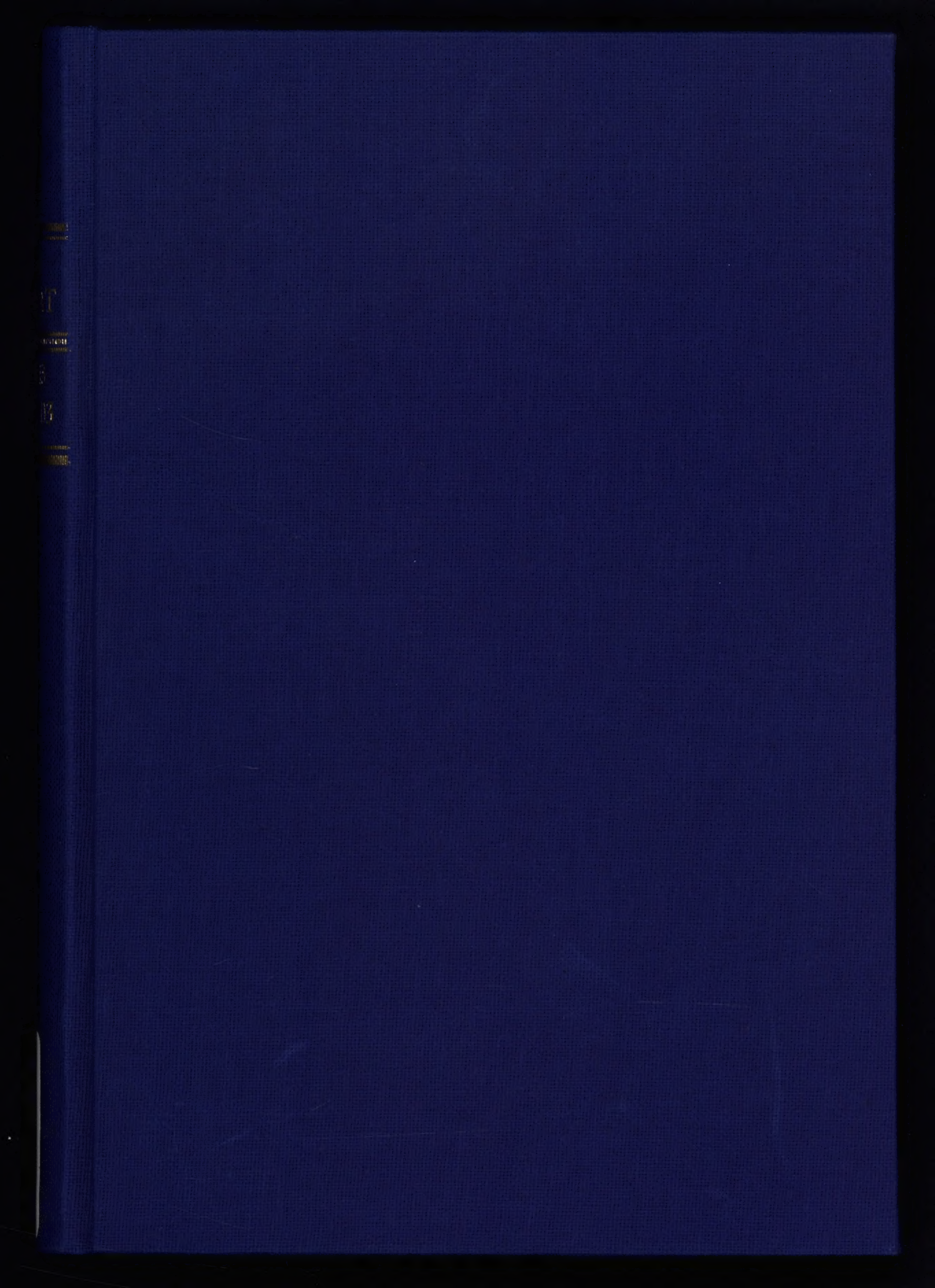
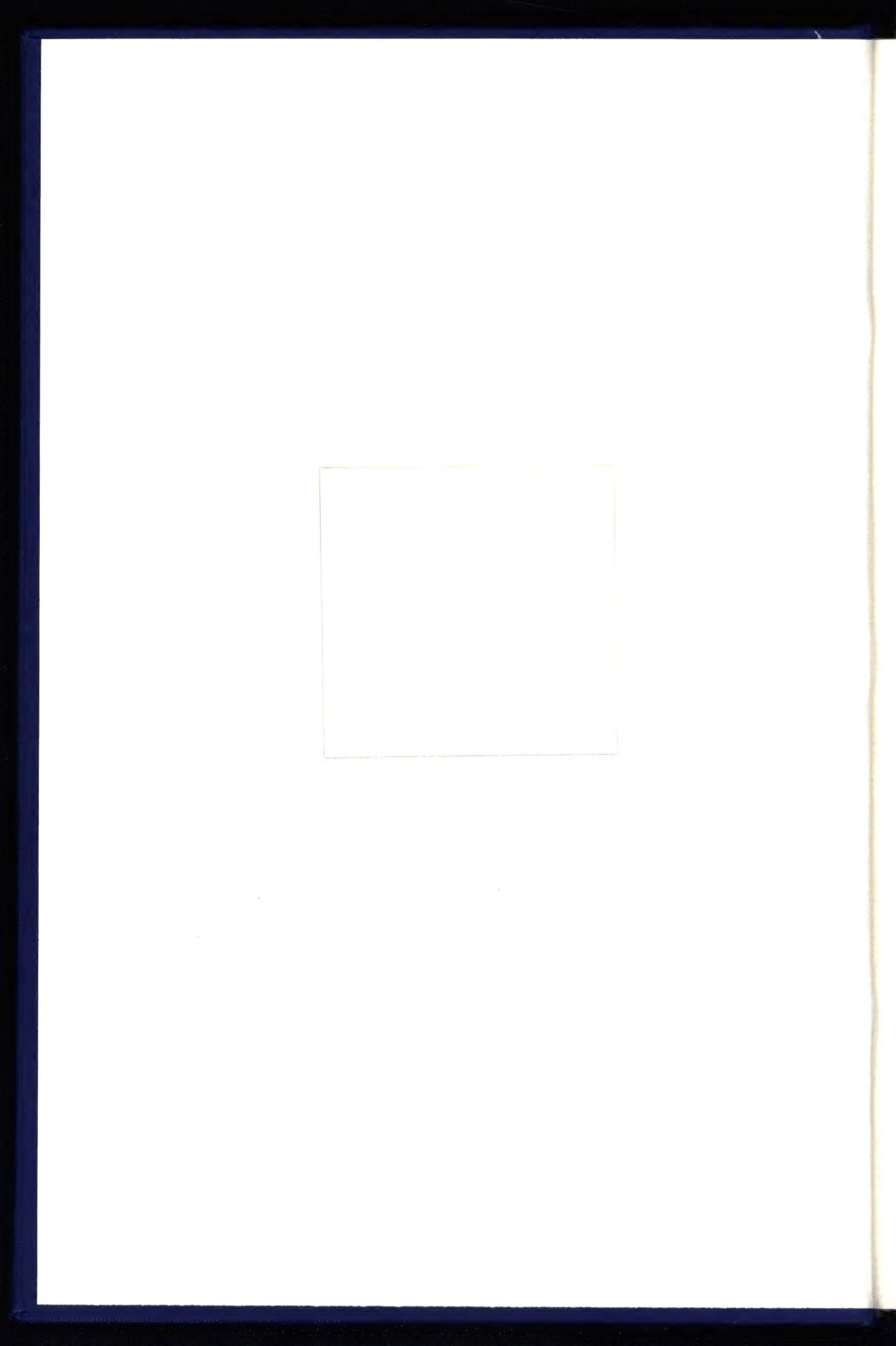
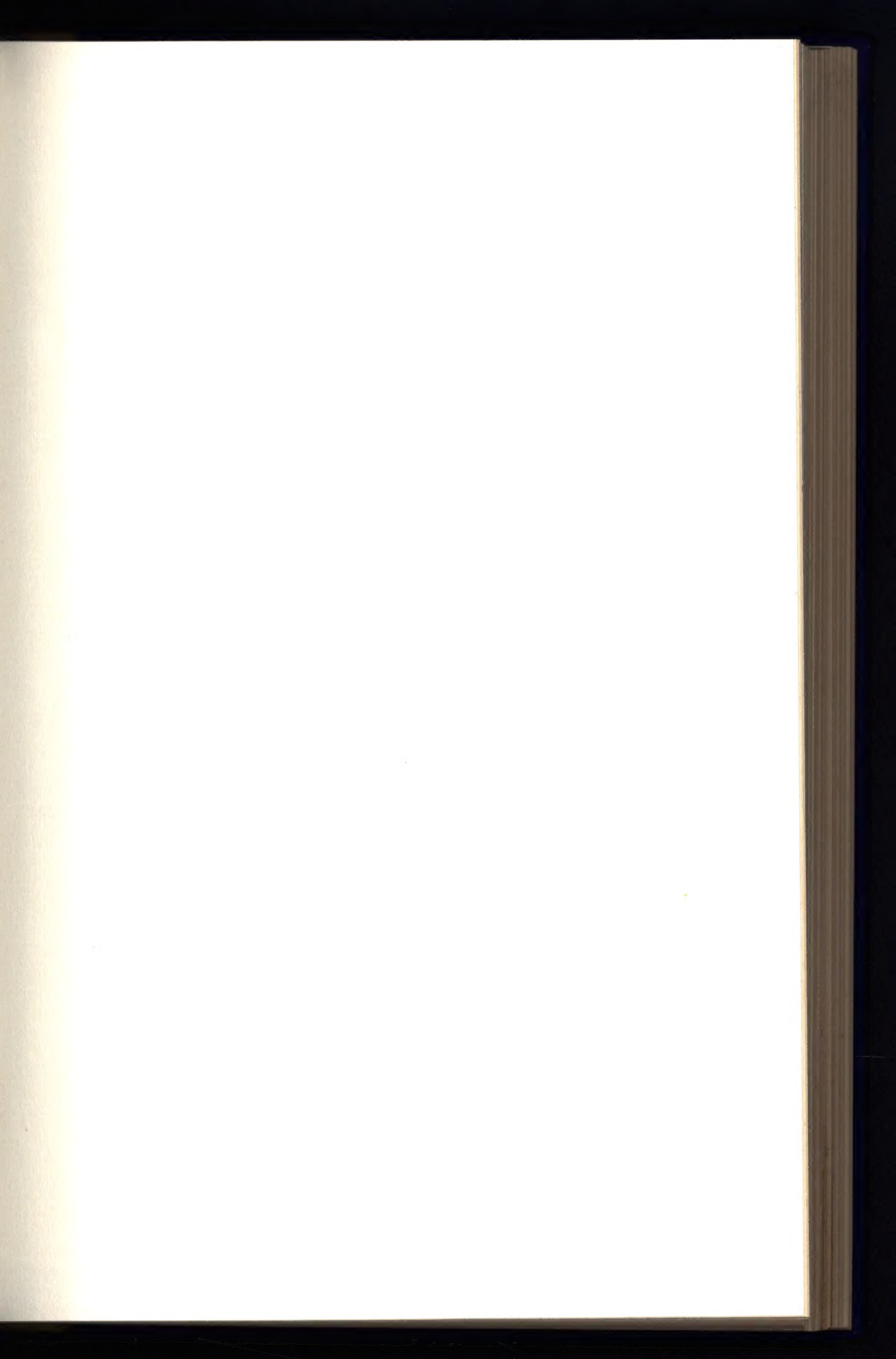
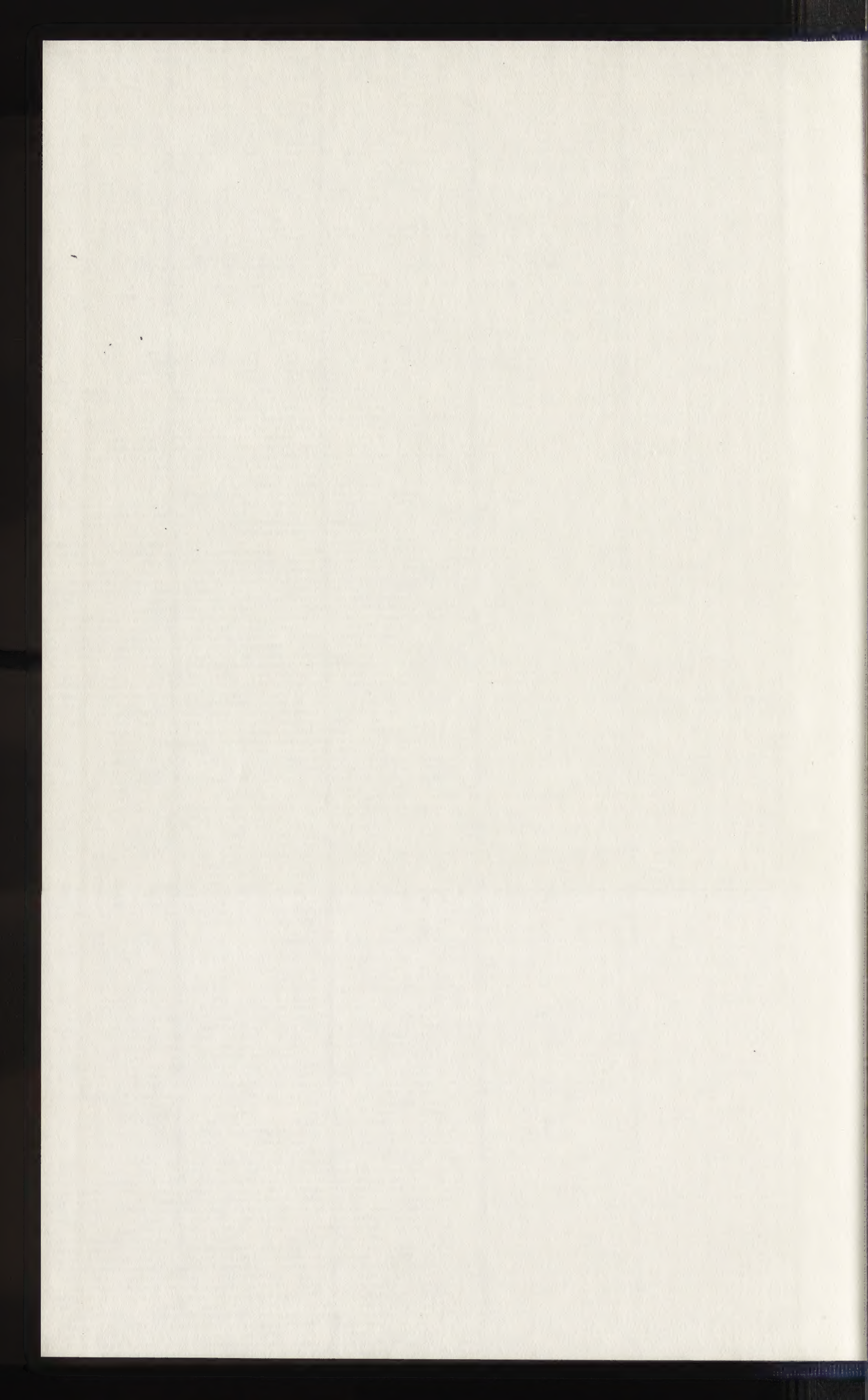








Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XII. Jahrgang.



Kiel, 1902.

Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Mestorf, J., An unsere Landwirte und Lehrer auf dem Lande. 278.

Biographieen.

*Hansen, R., Eugen Traeger 49.
*Kammerhoff, E., Johann v. Wildenradt 252.

Gedichte.

Fehrs, J. H., Sprüche 44. Vielliebchen 45.
Lobsien, W., Sehnsucht 54.
Thomsen, Hünengräber 14.
Wendel, F (Wehde), Die schleswig-holsteinischen Farben. 104 (vergl. 166 u. 167).
R. A., Herbstabend. 233.

Geschichte.

Gloy, A., Eine Episode aus dem Jahre 1850. Bonin X.
Hansen, Anfrage über die Schlacht bei Idstedt. 293.
Heinrich, E., Fürstbischof Friedrich. XXX.
Kier, Kindheitserinnerung von 1848. 266.
Kock, J., Lewwer duad us Slaav. 267.
v. Osten, H., Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852. 101. 131.

Kulturgeschichte.

Brandt, G., Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein. 135. 152. 179.
Callsen, J. J., Bemerkungen zum Artikel Lichtstippen (vergl. 63). 123. Pferdeköpfe unter der Dreschtenne (vergl. 146). 220.
Carstens, H., Der Brutkamp bei Albersdorf und der Ofenstein bei Arkebek. 93. — Koog. XXIX.
Eckmann, J., Brut- und Winbarg. 92.
*Elden, J., Der Boßelsport. 58.
Eschenburg, Die Linde auf Eulenspiegels Grab VII.
Fock, Die schleswig-holsteinische Enthaltsamkeitsbewegung im Jahre 1901. 121.
Frahm, L., Wie es in meines Großvaters Wohnstube aussah 83. — Die Kolberger Heide (vergl. 196). 195.
Gloy, A., Der Name Brutkamp. 93. Die Dinggerichte in Holstein. 115. Schülp und Luhnvieh. 218.
*Goos, J., Eine Medaille zur Erinnerung an die Landesfeier in Ditmarschen 1900. 72.
Hansen, R, Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein. 245.
Heinrich, E., Die Kolberger Heide (vergl. 195). 196.
v. Hedemann, P., Schülpendiek. VI.
Jensen, B., Das Altonaer Zahlenlotto. 18 (vergl. 69 u. 158).
Jensen, Chr., Eine Weihnacht auf der Hallig. 19.
Jessen, W., Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauern zur Zeit des 30jährigen Krieges. 280.
Kauffmann, Aufruf zur Mitarbeit an einem schleswig-holsteinischen Wörterbuch. 296.
Kinder, Pferdeköpfe unter der Dreschtenne. 146 (vergl 220).
Kock, Chr., *Lichtstippen. 63 (vergl. 123). — *Blaunfeldt und Mau. 269.
Körner, R., Das Altonaer Zahlenlotto. 69 (vergl. 18 u. 158). Hausinschriften in Apenrade. 217.
Lange, E., Claas Duncker. 24 (vergl. Jahrg. 1901. 217).
Langfeldt, J., Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen. 42. 113. 194.
Mittgaard, R., Der Spuk von Gassebro. 293.
Nikolaus, K., Satyriker Liskow aus Lübeck. XXIX.
Sager, Zur Vorgeschichte des Elbe-Trave-Kanals. 5.
Schnack, E, Ein origineller Beichtschein. 145.
Schnitger, C. R., Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern 10. 55. 110. Zahlenlotto und Silentiumspiel. 158 (vergl. 18).
Schumann, C., Erklärung auffälliger Ortsnamen in Lübeck und Umgegend. 14.
Schwarz, J., Der Schwerttanz der alten Ditmarscher. 295.
Stubbe, Ch, Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein. 181. 228
Tanck, W., Zum Lebensbilde des Claas Duncker (vergl. Jahrg. 1901 217). 67.
Voigt, Ch., Flensburg um das Jahr 1600. 139. 259. 285.
Voß, J., Volksbelustigung auf Fehmarn. 58.
Wiebenfeld, F., Die Fastlamfeier vor 50 Jahren. 42.

Kunstgeschichte.

Brandt, G., Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein. 135. 152. 179.
*Kirmis, M., Die Taufmedaillen. 187.
*Mühlke, C, Der Neubau der Reichsbank in Schleswig. 155.
*Schwindrazheim, O., Deutsche Heimatkunst. 197. 221.
Voß, M., Die Kirchen der Insel Fehmarn. 73. 97.
Wentorf, O., *Ein Gang durchs Altonaer Museum. 1. *Die Wilstermarsch-Stube im Altonaer Museum. 25.

Landeskunde.

*Gloy, A., Der alte schleswig-holsteinische Kanal. 233.
*Goos, J., Altditmarsische Befestigungen. 30. 51. 75.
Hansen, H., Eine Fahrt nach Süderoogsand. 161.
*Harzen-Müller, A. N., Büsum und sein Wattenmeer. 125. 149.
Prange, J, Über ehemalige Städte in Holstein. 173. 204.

Märchen.

Christiansen, D. R., Dá trá Brauderne. 189 (vergl. XXXIV).
Jensen, Ch, Märchen aus Nordfriesland. 263.
Wisser, W., Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: 28. Hans Dünk. 36. — 29. Hans un de Bur. 89. — 30. Dumm Hans un klok Klas. 120. — 31 De klok Bur. 143. — 32. De Preester un de Köster. 211. — *33. De Könisdochter in Keller. 236.

Naturkunde.

Barfod, H., Über Vogelschutz im Mittelalter. VI. — Die Mistel in Schleswig-Holstein. VII. — Der Staubfall vom 10. und 11. März 1901. 87. 164 (vergl. 165). — Windenschwärmer. XVII. — *Der Biber in Schleswig-Holstein. 143. — Verwehte Schmetterlinge. 147. — *Die poröse Schwimmschlacke an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste. 206. — Glattrochen. XIV. — Sonnenring. 291.

Butenschön, J., Natur im Volksmunde 24 (vergl. Jahrg. 1901. 165).
Carstens, H., Die Puppe vom Totenkopf. 48.
Christiansen, Der große Fuchs. XVIII.
Christiansen, D. N., Muschelbank. 243.
Danger, L., Der Staubfall vom 10. und 11. März 1901. 165 (vergl. 87 und 164).
Hipp, F., Der Totenkopf. 124.
Johannsen, J., Schwanenmuschel. XVIII.
Klemm, W., Aus dem Tierleben. 71.
Körner, R., Die Miesmuschel und ihre Zucht in der Apenrader Föhrde. 195.
Lorentzen, F., *Der Totenkopf. 124. Schwalbennest. XLII.
Petersen, F., Über das Vorkommen der Glattnatter. XXXVII. Fumaria. XXXVII. — Zur Geologie unserer Heimat. 294.
Peters, G., Aus der Tierwelt. 48.
Philippsen, Die Zwergtrappe. 94 (vergl. 48). — Über einige Fälle von Albinismus. 147. — *Der Stechroche. 242. — Einige seltene Mollusken in der deutschen Nordsee 262.
Prange, J., Der Blitz und die Pappeln. 71.
*Timm, W., Die Höhlenheuschrecke. 85 (vergl. 167).
*Ulmer, G., Über Köcherfliegen und ihre Entwicklung. 105.
Böge, R., Die Zwergtrappe (vergl. 94).

Plattdeutsch.

Die Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: 36. 89. 120. 143. 211. 236.
Das Wanderlied eines Schuhmachergesellen. 22. 72. 123.
Min Moder ehr Riderstückschen. 47.
Das Fehmarsche Lied. 146.
Eine Erinnerung aus der Zeit von 1848—50.
Plattdeutsche Rätsel 219.
Plattdeutsche Redensarten beim Kartenspiel. 240.
Up Hau un Stich. 288.

Volkskunde.

Andresen, K. G., Variationen zum Wanderlied des Schuhmachergesellen. 72 (vergl. 22).
Carstens, H., Ein Kinderreigen zur Mädchenräubersage. XI. — Stick up Stäben. XXXI (vergl. 220). — Zur Lenorensage. XLII.
Ehlers, Das Fehmarsche Lied. 146.
Francke, Eenmal gewen usw. 148 (vergl. XXXI u. 220).
Fricke, W., Plattdeutsche Rätsel. 219.
Henningsen, J., Die Jagler als Schildbürger. 219.
K. J., Eenmal gewen. 220.
Löhmann, J. H., Min Moder ehr Riderstückschen. 47.
M., Flensburger Hochdeutsch. VII.
Magnussen, H., Flensburger Hochdeutsch. 123 (vergl. VII).
Meyer, G. F., Eine Erinnerung aus der Zeit von 1848—50. 218. — De Mund in 'e Püntj. 219. — Plattdeutsche Redensarten beim Kartenspielen. 240. Up Hau un Stich. 288.
Prange, J., Das Wanderlied eines Schuhmachergesellen 22 (vergl. 72 und 123).
Rulffs, Ergänzungen zum Wanderlied des Schustergesellen. 123 (vergl. 22 und 72).
Wieck, H., Die Blume auf dem Schlachtfelde von Bornhöved. XLII.

Verschiedenes.

Briefkasten. I. XI.
Eingegangene Bücher. VI. XVIII. XXVII. XXXI. XXXIV. XLII. XLVI.
Anfragen. V. XIV. XVIII. 148.
Bücherschau. Andree, R., Braunschweiger Volkskunde. 94. — Bartels, A., Geschichte der deutschen Litteratur. II. XXXVIII. — Bonne, G., Neue Untersuchungen über die Verunreinigung der Unterelbe. XXXIII. — Zentral-Fischereiverein für Schleswig-Holstein. 24. Jahresbericht für 1900/01. XIV. — Ehlers, H., Geschichte von Altona und Umgegend. XXV. — Engel, Th., Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde. 96. — Falke, G., Putzi. 243. — Falke und Speckter, Vogelbuch. XXXIX. — *Fehrs, J. H., Ettgrön. 45. — Feldtmann, E., Der Wald. 95. — Forstbotanisches Merkbuch für Schleswig-Holstein. XXVI. — Johannsen, A., Aus Heide und Moor. 96. — Langewiesche, K., Die Freude. XLVI. — Lobsien, W., Ich liebe dich. XLVI. — Selige Zeit. 296. — Lekstugan, Beskrifning öfver svenska Folkdansar. 95. — Mitteilungen des Anthropologischen Vereins. 95. — Meyn, L., Hauskalender für 1902. 96. — Naumann, Naturgeschichte der Vögel, 4. Band. XXI. — Philippsen, Kultur- und Naturbilder von Föhr. XLV. — Prall, A., Chronik der Kirchengemeinde Heide. XXXIV. — Quellensammlung der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 95. — Reichenow, A., Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands. XXXVIII. — Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins. XIV. — Schriften des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. 95. — Schultze, E., Wie wir unsere großen Dichter ehren sollen. XLIII. — Souchay, Th., Elegieen und andere Gedichte. XLII. — Voß, M., Chronik des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen. 94. — Wossidlo, R., Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause. 95. — Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte. 95.
Tauschverkehr. II. XIV.
Vereins-Angelegenheiten: Satzungen. III. — Generalversammlung. V. X. — Bericht über die Generalversammlung. 167. — Beiträge. IX. XIII. XVII. — Mitglieder. VI. X. XVIII. XXVII. LXVII. Zur Nachricht. XLVII.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 1. Januar 1902.

Ein Gang durchs Altonaer Museum.

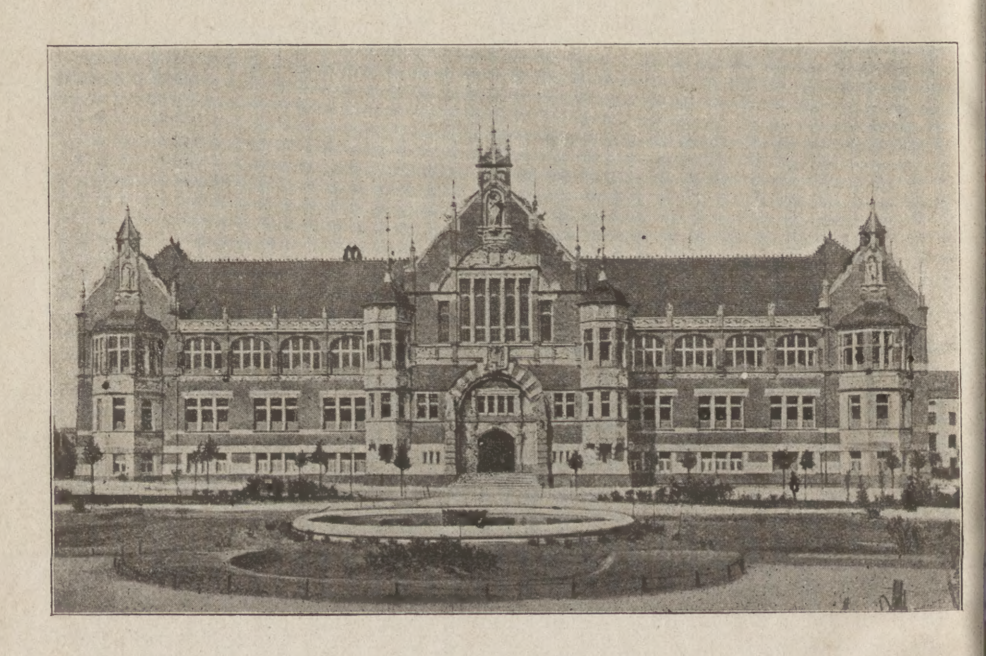
Von O. Wentorf in Altona.

Auf Wunsch der Schriftleitung gebe ich hiermit einen orientierenden Überblick über Geschichte, Bau und Anlage des am 16. September 1901 eröffneten Museums in Altona. Das ist eine trockene Sache; aber es ist doch für Fernwohnende unter Umständen wichtig zu wissen, was überhaupt vorhanden ist. —

Das Museum hat sich aus kleinen Anfängen entwickelt. 1856 begannen die Vorsteher der Altonaer Sonntagsschule Sammlungen aus der Naturkunde, Ethnologie und Heimatsgeschichte anzulegen. Als die Schulräume nicht mehr ausreichten, gründete Herr Pastor Schaar von der Hauptkirche mit noch acht Bürgern 1863 das „Öffentliche Museum." Die sich durch Schenkungen rasch mehrenden Sammlungen wurden in Mieträumen an der Palmaille untergebracht. Bis 1875 war der Unterhalt ganz aus Privatmitteln bestritten, 1870 auch schon ein Bauplatz für ein Museumsgebäude geschenkt. Dann gewährte die Stadt einen Zuschuß von 2000 M. Doch schien bei den geringen Mitteln der Fortbestand gefährdet. Um die Sammlungen zu erhalten, übernahm die Stadt sie im Jahre 1888 in ihre Verwaltung. Sehr wichtig war, daß eine aus drei Magistratsmitgliedern und neun Stadtverordneten bestehende Baukommission gewählt wurde. Die Mittel zum Bau wuchsen allmählich. 1896 waren vorhanden: 100 000 M. Erlös für den alten (geschenkten) Platz; 36 500 M. Erlös für das alte Schauspielhaus (von der Stadt überwiesen), 90 000 M. aus dem Stuhlmannschen Vermächtnis, 78 000 M. vom Altonaer Unterstützungsinstitut, Zinsen 27 000 M. Durch fernere Zinsen und 100 000 M. Beitrag vom Provinziallandtag wuchs die Summe so weit an, daß der Anschlag der Gesamtbaukosten — ohne Terrainregulierung und Einfriedigung — auf 485 000 M. lauten konnte. Die Bauleitung wurde den Architekten Reinhardt und Süssenguth aus Charlottenburg übertragen, deren Entwürfe in einem weiteren und engeren Wettbewerb gesiegt hatten. (Grundsteinlegung Februar 1899, Beginn der inneren Einrichtung Ende

1900.) Es ist ein Kunstwerk entstanden. Die Außengestaltung zeigt nordische Renaissance. Sehr schön ist die Front mit Sandsteinstatuen und -reliefs geziert. Ganz eigenartig muten die im Reliefschmuck verwendeten Tierformen an: Frosch, Krebs, Schnecke, Eidechse, Qualle. In den Seitenfeldern der Mittelerker sind die Porträts der hervorragendsten Natur- und Kulturkundigen ausgehauen: Kopernikus, Paracelsus, Linné, Treitschke, Ranke, Darwin, Humboldt, Galilei. Dem Äußeren würdig ist die innere Ausschmückung. Besonders das Treppenhaus, die Sandsteinarbeiten des Hauptsaals und das Treppengeländer zum Erdgeschoß erfreuen durch ihre eigenartige Schönheit. —

Die Einrichtung des Museums führte der 1899 ernannte Direktor Dr. Lehmann durch. Sie zeugt von außerordentlicher Arbeitskraft, starkem



Das Museum in Altona.

Können und schöpferischem Geiste. Es galt, etwas zu schaffen, was neben den Museen des reichen Hamburg noch Wert haben könnte. Darum beschränkte das Museum sich zunächst in seinen beiden Hauptabteilungen, der natur- und kulturgeschichtlichen, grundsätzlich auf die Heimatsprovinz, unter Ausschließung prähistorischer Gegenstände. Dafür aber sollte jeder Gegenstand in lebensvoller Beziehung gezeigt werden: nicht einzelne Mobilien, sondern ganze Zimmereinrichtungen, nicht einzelne Schmuck- oder Trachtstücke, sondern ganze Trachten, nicht Tierbalg neben Tierbalg, sondern das Tier beim Nahrungserwerb, an seiner Wohnung usw. Da

konnten die alten Sammlungen höchstens als Rohstoff beim Bau des Neuen verwendet werden. (Viele Naturgegenstände wurden kostenlos den Schulen überlassen.)

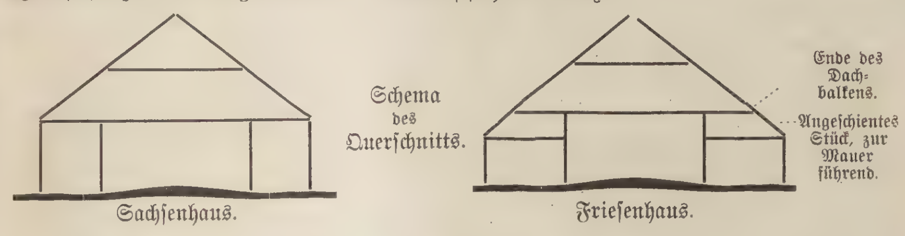
Streifen wir auf kurzem Rundgang das Gebotene. Eine breite Treppe führt in den Hauptsaal des Obergeschosses. Gleich links sehen wir mächtige Elche, im Wald auf bruchiger Stelle von Wölfen angefallen. Ein von der gewaltigen Schaufel des männlichen Elches zurückgeschleuderter Wolf windet sich am Boden, doch zwei andere springen zähnefleschend heran. Das weibliche Tier erwehrt sich mit den Vorderläufen wohl tapfer eines Wolfes, aber schon gräbt ein neuer die langen Fangzähne tief in einen Hinterschenkel ein, daß es vor Schmerz den Kopf hebt und die Ohren anlegt. Gegenüber ist eine Wildschweingruppe: zwei kämpfende Keiler, ein „Überläufer" in der Suhle, ein Tier am „Mahlbaum" und mehrere im Walde wühlend. So findet man noch folgende große Gruppen: Fuchs-, Dachs-, Iltisfamilie; Reh; Damhirsch; Edelhirsch, Rentier, Biber. Der durchnagte Stamm, die Zweige, an denen die Biber arbeiten, sowie diese selbst stammen aus der Gegend von Dessau, wo der Biber an den Überschwemmungen ausgesetzten Elbufern sich unter dem Schutz der Regierung noch hält. — Wir sehen weiter Fischotter und Wildkatze beim Raube, den Igel mit Jungen im Nest und im Kampfe mit der Kreuzotter. Auf einem Felsen ruht ein gewaltiger brauner Bär. Längs den Wänden der Halle sind die heimischen Wasservögel untergebracht: ein Vogelfelsen von Helgoland, die Möven- und Seeschwalbengruppe, die die Saat rupfenden Wildgänse fallen uns besonders ins Auge. Die Galerie der Halle ist wesentlich von Singvögeln besetzt. Alle sind am Nest oder beim Nahrungserwerb in charakteristischen Stellungen vorgeführt. Eine Gruppe zeigt auch unsere sämtlichen Wintergäste. Doch sehen wir, was das Obergeschoß weiter bietet. In zwei aus dem Hauptsaal führenden Seitengängen sind die Spechte und Tauben untergebracht. Im linken Flügel sind in einem breiten Gang Gruppen aufgestellt, welche das Sommer- und Winterkleid, sowie den Hochzeitsschmuck vieler Tiere veranschaulichen. Der Gang führt in das bildergeschmückte Lesezimmer, in dem folgende Zeitschriften ausliegen: „Kunstchronik," „Deutsche Kunst und Dekoration," „Zeitschrift für bildende Kunst," „Archiv für Buchgewerbe," „Lotse," „Zeitschrift für Entomologie," „Niedersachsen," „Die Heimat."

Von demselben Gang gelangt man ins Raubvogelzimmer, von da durch einen Gang, in dem die wenigen heimatlichen Reptilien und Amphibien sich finden, in den rechten Flügel. Hier sind in zwei Zimmern die übrigen Vögel untergebracht, in zwei anderen und in dem zurückführenden Gang die wichtigsten Insekten der Heimat, viele wieder in ihrer Umgebung und Lebensthätigkeit. Da begräbt der Totengräber seine Toten, säubert der Puppenräuber die Äste, da wimmelt's in den durchschnittenen Ameisenhaufen, da bewegt sich eine Prozession des Kiefernprozessions-

spinners zwei Stämmen zu. Eine systematisch geordnete Sammlung giebt einen Überblick über die heimischen Insekten, und unter feststehenden, in Glaskapseln eingeschlossenen Lupen sieht man eine ganze Zahl mikroskopischer Präparate. Der Rest der naturkundlichen Sammlungen hat im Erdgeschoß Aufstellung gefunden. Hier ist uns veranschaulicht: Beziehungen der Gliedmaßen, des Gebisses zur Lebensweise; Waffen der Tiere, Federschmuck; Entwickelung der Wirbeltiere an den Modellen von Ziegler und Osterloh. Die große Halle soll später die Sammlungen des deutschen Seefischereivereins aufnehmen. In Seitenräumen des Erdgeschosses befinden sich die wertvolle Konchyliensammlung und das von Dr. Heering neu durchgesehene Herbarium des weil. Joh. Jac. Meyer.

Die kulturgeschichtliche Abteilung befindet sich im 1. Stock. Zwei Treppen führen vom Mittelgang hinauf. An einem Aufgang empfängt uns ein „Roland“ aus Garding, der beim Rolandreiten benutzt wurde. Die mannsgroße, auf einer Stange drehbare Figur stützt die rechte Hand in die Hüfte. An dem Ellbogen trägt sie ein bewegliches Schild, nach welchem mit kurzer Lanze gestoßen wurde. Ging der Stoß fehl und traf die Figur, so drehte sich diese auf der Stange und beschüttete den Ungeschickten aus einem in der ausgestreckten Linken gehaltenen Beutel mit Mehl oder Asche. — Das erste Zimmer des rechten Flügels enthält, was auf das Zunftwesen Bezug hat (Laden, Willkommen, Krüge usw.), allerlei Urkunden, eine Waffensammlung und die Töpferarbeiten der Provinz. Die Fabriken von Kiel (1758—1793?), Eckernförde (1763—1785), Schleswig (1755—1814) und Kellinghusen (die erste Fabrik 1765 gegründet) sind in besonderen Schränken vertreten, auch die berühmten neuen Arbeiten des Altonaers Mutz und des Schleswigers Richter. In dem angrenzenden Zimmer werden Weberei und weibliche Handarbeiten dem Auge geboten. Die Wandbekleidung bildet ein Beiderwandgewebe, das nach altem Muster mit kunstvollem Schriftfries von einem alten Weber, H. Michel, angefertigt worden ist. Der Webstuhl mit dem angefangenen Stück steht im Zimmer. Eine Treppe führt zu dem nordfriesischen Pesel (um 1700) und der ditmarsischen Kachelstube (um 1782). Unter diesen beiden Zimmern liegt die Ostenfelder Diele. An dem offenen Herd steht die Ostenfelderin in ihrer Tracht. Auf der Diele sind auch alte Pflüge, Quern (Handmühle), Butterkarn und Bauern- oder Dingstöcke untergebracht. Der zurückführende Gang macht uns mit der Entwickelung der Beleuchtung und mit der Flachsbereitung bekannt. In dem entsprechenden Gang des rechten Flügels sind Truhen, Schränke und Mangelbretter ihrem Alter nach aufgestellt. Wir durchschreiten die Stube aus dem Alten Lande, die Wilstermarschstube und gelangen zu einem Eckzimmer mit Möbeln aus Bürgerkreisen (1780). Von hier führt eine Treppe zur Propsteier und Blankeneser Stube. Letztere konnte nur als Nachbildung geboten werden, da die Originalstube sich nicht aus dem Hause entfernen ließ.

Das letzte Zimmer zeigt vier größere Trachtengruppen und mehrere sehr schätzenswerte Hausmodelle (1:20). Interessant ist zu beobachten, wie der Festlandbewohner (Sachsenhaus) die Außenmauer als Hauptstütze des Dachgebälkes ansieht, während der Meeranwohner (Friesenhaus) als Hauptstütze die eingerammten Dielenpfähle benutzt.



Sachsenhaus. Friesenhaus.

Die Mitte des ersten Stocks wird von einem Saal eingenommen, in dem winters Vorlesungen abgehalten werden, der sonst zur Veranstaltung von Ausstellungen dient, wie kürzlich von den vielgenannten Künstler-Steinzeichnungen der Firma Teubner in Leipzig.



Zur Vorgeschichte des Elbe-Trave-Kanals.

Von **Sager** in Lauenburg a. E.

Unter den Gewässern des Kreises Herzogtum Lauenburg nimmt neben der Elbe selbst der Elbe-Trave-Kanal, der von der Stadt Lauenburg aus die Trave oberhalb Lübeck mit der Elbe verbindet und am 16. Juni 1900 dem Verkehr übergeben worden ist, das allgemeine Interesse für sich in Anspruch. Es handelte sich bei seiner Ausführung im allgemeinen nur um die zeitgemäße Erweiterung einer Wasserstraße, die unter dem Namen „Stecknitz" 500 Jahre dem Schiffsverkehr gedient, wenn sie auch in den letzten 50 Jahren den großen Anforderungen desselben nur noch wenig zu genügen vermochte. — Was man jedoch im gewöhnlichen Verkehr kurz als „Stecknitz" bezeichnete, bestand in Wirklichkeit aus drei verschiedenen Gewässern: aus der nordwärts zur Trave fließenden eigentlichen Stecknitz, der südwärts zur Elbe gehenden Delvenau und einem kurzen Kanal, dem Stecknitzkanal, der beide Flüsse zu einem einheitlichen Wasserweg verband. Von der Stecknitz ist zur Zeit nur noch der bis Mölln reichende Oberlauf in ursprünglichem Zustand vorhanden. Die Quelle liegt auf dem Königsmoor bei Schmilau. Der sich aus ihr bildende Bach fließt zunächst zu dem in der Enklave Horst liegenden Oldenburger See, um dann am Manauer und Kehrsener Moor entlang zum Gudower und Sarnekower See zu gelangen. Beide durchfließend tritt derselbe in eine sich nach Norden abdachende Thalspalte ein, in der er drei Seeen, den Drüsener-, Lüttau- und Schmalsee, mit seinem Wasser füllt. Die klaren Fluten derselben vereinen sich mit den herrlichen Buchenwaldungen, welche die von 20 bis auf 40 m rasch ansteigenden Ufer krönen, zu einem überaus schönen Naturgemälde. Bei Mölln wendet die so entstandene Wasserlinie sich einem westwärts gerichteten Thale zu, in dem sich abermals drei an Naturschönheiten reiche Seeen, der Hege-, Schul- und Möllner See, eingebettet finden. Vom Möllner See aus trat die Stecknitz dann in jene große Thalsenke ein, durch welche die lauenburgische Bodenformation von Süden nach Norden durchbrochen wird. Die nördliche Abdachung der Furche für ihren Lauf

wählend, floß sie in zahlreichen Windungen, die sich oft schleifenartig gestalteten, der Trave zu, mit der sie ihr Wasser zur Ostsee sandte. Jetzt ist von diesem Teil ihres Laufes kaum noch eine Spur zu finden, der Elbe-Trave-Kanal nimmt die Stelle desselben ein. Da die Stecknitz schon bis zum Möllner See ein bedeutendes Niederschlaggebiet besaß, so hat sie von jeher einen ziemlichen Wasserreichtum gehabt. Dieser ließ sich für bestimmte Zeiten noch dadurch steigern, daß das Wasser durch eine in der Stecknitz angelegte Schleuse eine Zeitlang im Möllner See aufgestaut und dann plötzlich dem Flusse zugeführt wurde. Eine solche Schleuse ist seit dem Jahre 1336 als Eigentum des Herzogs Albrecht IV. nachweisbar. Er wird sie erbaut haben, nachdem er 1335 der Stadt Lüneburg die Zusicherung erteilt hatte, dafür Sorge tragen zu wollen, daß seine Bürger zu Mölln Schiffe bauten, mit denen das Salz von Mölln nach Lübeck geschafft werden könne. Sie befand sich bei der Feste Stenborg, die sich neben der Mündung der Mannhagener Steinau erhob, also in der Nähe oder an der Stelle der jetzigen Oberschleuse. Über die Benutzung der Schleuse haben sich in der Zollordnung des Herzogs Albrecht vom 7. September 1342 folgende Anordnungen erhalten: Wan also vele soltes is tho Molne, dat man scepen mag ver unde twintych prame eder drittych und dar untwischen unde de ghene komen, de dat solt bewaret unde dat water eschet van deme, de dat sluse bewaret, det neghesten dages darna scal men dat water gheven also, dat se tho Lubeke moeghe komen tho allen thiden van paschen went to user vrouwen daghe der ersten. Darna van user vrouwen daghe bet tho paschen scal men dat water gheven im tho make na older wonheyt, un nen unreycht scal men op de pram moych up dat solt noych up dat ghout setten, mer also eyn ol wonheyt is ghewesen. Hieraus ergiebt sich, daß die Schleuse nur dann geöffnet wurde, wenn sich mindestens 24 bis 30 Prähme oder Böte vor derselben angesammelt hatten, daß das Wasser, welches durch das Öffnen der Schleuse dem Flusse zugeführt wurde, hinreichte, um die jedenfalls nur kleinen und wenig beladenen Fahrzeuge bis zur Trave zu geleiten, daß die Bedienung der Schleuse einem Wächter oblag und daß für die Bemühungen desselben eine Abgabe zu entrichten war. Die letztere floß in die Kasse der Herzöge. Es geht dies daraus hervor, daß Herzog Albrecht am 14. August 1336 aus den Erträgen der Schleuse dem Kaland zu Mölln, von dem er 130 Mark, wohl zum Bau der Schleuse, geliehen erhalten hatte, eine Rente von 10 Mark überließ. Im September 1340 überwies Herzog Albrecht dann aus der Schleuse dem Ratzeburger Kapitel eine jährliche Hebung von 6 Mark zu einem Totenamt für den Bischof Ludolphus, seine Eltern und seine verstorbene Gemahlin Beate. Doch waren mit diesen Summen die Einnahmen aus der Schleuse für ihn noch nicht erschöpft, denn als ihm 1342 die Stadt Mölln eine Anleihe von 400 Mark gewährte, erteilte er dieser die Zusicherung, sie solle, falls er das Geld nicht zur verabredeten Zeit zurückzahle, an seiner Stelle so lange die Schleusenabgaben erheben, bis die Schuld getilgt sein würde. Als dann die Herzöge Erich III. und Albrecht V. am 14. April 1359 die Stadt, Herrschaft und Vogtei Mölln dem lübeckischen Rate verpfändeten, ging außer dem Eigentum an der Schleuse auch die Berechtigung zur Erhebung des Schleusengeldes an diesen über. Die Verpflichtung zur Erhaltung der Schleuse verblieb jedoch den Herzögen, wofür ihnen ein Teil des Schleusengeldes auszukehren war. Von Lübeck sind dann später (sicher aber noch vor 1390) zwei weitere Schleusen, die Donnerschleuse und die Berkenthiner Schleuse, in der Stecknitz angelegt worden, wodurch den Schiffseignern die Möglichkeit gegeben wurde, die Tragfähigkeit ihrer Fahrzeuge zu erhöhen und den Fluß in der Richtung von der Trave bis nach Mölln auch mit beladenen Schiffen zu befahren.

Was nun die Delvenau, den zweiten Fluß der alten Stecknitz-Delvenau-Linie, anbetrifft, so ist hier bei Anlage des Elbe-Trave-Kanals im Gegensatz zur Stecknitz nur der Unterlauf unberührt geblieben. Die Delvenau entsprang auf dem Grambeker Moor innerhalb der großen lauenburgischen Thalspalte. Der südlichen Abdachung derselben folgend, ergoß sie sich bei Lauenburg in die Elbe. Bis zum Jahre 1390 scheint sich in ihrem Bette bei dem in der Nähe der Stadt Lauenburg gelegenen Orte Bockhorst noch eine Mühle befunden zu haben, denn in einer Urkunde vom 24. November 1393 heißt es: umme ere sluse unde spoyen, de dar lecht in deme molendamme der Bokhorster molne. Die Schiffahrt wurde dadurch, wenn sie überhaupt möglich war, sicherlich sehr gehemmt.

Das verbindende Glied zwischen den beiden Flußläufen Stecknitz und Delvenau bildete nun ein in den Jahren 1391—1398 von der Stadt Lübeck künstlich ausgehobener Graben, der alte Stecknitzkanal. Zur Zeit seiner Erbauung hatte Lübecks Handel den Höhepunkt seiner Blüte bereits fast erreicht. Damals bot sich der Stadt bei den zerrütteten Verhältnissen, welche durch die Händel mit Schweden über Mecklenburg hereingebrochen waren, die günstige Gelegenheit, auch den so vorteilhaften Salzhandel, den bisher Wismar mit Lüneburg über Boizenburg betrieben hatte, an sich zu ziehen. Um sich zu diesem Zwecke eine billige und bequeme Handelsstraße zu schaffen, schlossen die Lübecker am 24. Juni 1390 mit dem Herzog Erich IV. von Lauenburg einen Vertrag, durch welchen ihnen gestattet wurde, „das Wasser, die Delvenau geheißen,“ mit dem Möllner See zu verbinden. Zugleich sollte die Delvenau derartig verbreitert und vertieft werden, daß zwei Schiffe, wie sie auf der Stecknitz zwischen Mölln und Lübeck bereits in Gebrauch waren, neben einander zu fahren vermöchten. Der Herzog verpflichtete sich nur, während der Dauer dieser Ausgrabungen jährlich an 20 Tagen täglich 30 Arbeiter zu stellen. Um die nicht unbedeutenden Kosten der Kanalanlage ersetzt zu erhalten, sollten die Lübecker während der ersten 17 Jahre nach Vollendung des Werkes den alleinigen Genuß des von ihnen anzuordnenden Zolles haben. Nach Ablauf dieser Zeit sollte dann ein zu erhöhender Zoll eingeführt werden, dessen einzelne Ansätze schon jetzt in der Vertragsurkunde näher festgesetzt wurden. Von ihm sollte dem Herzog, der übrigens für die Genehmigung der Kanalanlage bereits von den Lübeckern 3000 Mark erhalten hatte, die eine, der Stadt Lübeck die andere Hälfte zufließen. Schon im nächsten Jahre (1391) ward mit der Anlage des Kanals in thatkräftigster Weise begonnen. 1398 war das gesamte Werk, das sich hauptsächlich jedoch nur auf Durchstechung der + 16,6 m N. N. hohen Scheitelstrecke zwischen der oberen Delvenau und dem Möllner See, sowie auf Herstellung einiger Stauschleusen beschränkte, glücklich vollendet. Übergroß war in Lübeck der Jubel, als am St. Marien-Magdalenen-Tage (22. Juli) die ersten 30 mit Salz und Kalk beladenen Kähne auf dem neuen Wasserwege von Lüneburg her ankamen. — Die bei der Anlage des Kanals von den Lübeckern erhoffte Wirkung ging voll und ganz in Erfüllung, indem dieselben den Lüneburger Salzhandel nach dem salzarmen Norden, besonders nach Schonen, wo die Heringsfischerei dieses Produkt in großer Menge verbrauchte, gänzlich in ihre Hände bekamen. Noch im 17. Jahrhundert hat die Stecknitzfahrt ihre Hauptnahrung aus dem Salzhandel gezogen. Eine empfindliche Schädigung ihrer Handelsinteressen erlitten dagegen die beiden Städte Boizenburg und Wismar. Herzog Albrecht von Mecklenburg trat daher auch bald mit einer Entschädigungsforderung an Lübeck heran. Da dieselbe jedoch kurz zurückgewiesen wurde, so verband er sich heimlich mit den Fürsten Barnin von Wolgast und Balthasar von Güstrow, um sich mit Gewalt zu verschaffen, was ihm in Güte verwehrt wurde. 1401 brachen die Verbündeten, ohne vorher eine Absage an Lübeck geschickt zu haben, mit 1600

Pferden bei Fredeburg durch die lübsche Landwehr. Doch schon nach den ersten Feindseligkeiten mit den schnell ihnen entgegengeeilten lübschen Reitern ergriffen die Fürstlichen die Flucht. In wilder Hast erschienen sie in Ratzeburg und baten den Herzog Erich, von dem sie wohl wußten, daß er den Lübeckern nicht gut gesinnt sei, um Aufnahme und sicheren Durchzug. Beides wurde ihnen gern gewährt. Doch kamen sie auch jetzt nicht ohne große Verluste davon. Durch die Vermittlung des Bischofs Detlef von Ratzeburg ward dann am 21. Oktober 1402 ein Vergleich herbeigeführt. Die Lübecker bequemten sich dazu, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg in Zukunft für jede Last Salz, welche auf der Delvenau befördert werden würde, 6 Pfennig Zoll zu gewähren. Der Herzog aber versprach, die lübeckischen Schiffe und Güter in seinen gnädigen Schutz zu nehmen. Vielfache Streitigkeiten entstanden in späteren Jahren zwischen Lübeck und Lauenburg wegen der Landeshoheit über die unmittelbar an der Stecknitz gelegenen Schleusenmeisterwohnungen. Die Stadt Lübeck ließ nach jeder Visitation das lübeckische Wappen an die Hausthüren der Schleusenmeister malen, welches die lauenburgische Regierung dann sofort wieder entfernte. Die Schleusenmeister, welche von Lübeck angestellt wurden und somit lübeckische Beamte waren, genossen viele Jahre hindurch den Vorteil, daß man ihre Söhne weder in Lübeck noch in Lauenburg zum Militärdienst heranzog. Erst nach dem Staatsvertrag vom 23. Juni 1847 wurde mit dem Zeitpunkt der Eröffnung der Lübeck-Büchener Eisenbahn endlich die Hoheit über die Berkenthiner Schleuse, die Donnerschleuse, sowie die Hahnenburger, Hornbecker, Zienburger und Seeburger Schleuse von Lübeck förmlich an Lauenburg abgetreten. Die übrigen Schleusen standen bereits früher unter lauenburgischer Hoheit. — Wenn nun auch die alte Delvenau-Stecknitz-Linie für ihre Zeit kein geringes Werk darstellte, so vermochte sie, wie bereits hervorgehoben, den sich stetig steigernden Anforderungen des Verkehrs zuletzt nicht mehr gerecht zu werden. Schon in den Jahren 1800—1803 begann daher die hannoversche Regierung mit einer Vertiefung der Scheitelstrecke. Allein Lauenburgs Besitzergreifung durch die Franzosen hinderte die vollständige Ausführung dieses Unternehmens.

Als dann 1811 der Kaiser Napoleon I., veranlaßt durch seine Kontinentalsperre, den großartigen Plan faßte, die Seine durch eine Reihe von Kanälen mit der Ostsee zu verbinden, wurde auch eine Verbesserung der Stecknitz-Delvenau-Linie, die das Schlußglied der neuen, in allen amtlichen Berichten als „Canal de la Seine à la Baltique" bezeichneten Wasserstraße bilden sollte, ins Auge gefaßt. Nach dem ersten Projekt, das die französischen Ingenieure aufstellten, sollte der Kanal zuerst durch die Wakenitz und den Ratzeburger See gehen, dann bei Farchau durch drei Schleusen 18,6 m aufwärts geführt werden und hierauf durch den Wensöhlengrund den Möllner See erreichen, von dem aus bis zur Elbe die alte Scheitelstrecke und die Delvenau beibehalten werden sollten. Nach einem zweiten Projekt der französischen Ingenieure sollte die alte Linie, abgesehen von den Krümmungen, vollständig bestehen bleiben, doch sollten die bisherigen Stauschleusen durch Kastenschleusen für Schiffe bis zu 3000 Zentnern Ladefähigkeit ersetzt werden. Um aber den Hauptfehler der Kanallinie, den Wassermangel der Scheitelstrecke, zu beseitigen, beabsichtigte man, das Wasser des Schaalsees von Marienstädt aus zum Gudower See zu leiten, von dem aus es dann durch den Hellbach bis unterhalb der Möllner Stadtmühle geführt werden sollte. Nachdem es hier um 2,60 m aufgestaut worden, wollte man mit ihm südlich von Mölln entlang die Scheitelstrecke erreichen. Als die Kosten sich jedoch zu hoch erwiesen, beabsichtigte man, die Mannhagener Steinau in der erforderlichen Höhe abzuleiten und durch sie den wasserarmen Scheitel zu speisen. Allein das Jahr 1813, in

dem es Deutschland endlich vergönnt war, die französische Fremdherrschaft abzuschütteln, machte beiden Projekten ein Ende. Lange Zeit verschwand dann die Frage nach einer Verbesserung der Kanalstrecke vollständig von der Tagesordnung. Erst 1873 begann man aufs neue, sich mit ihr zu beschäftigen. Damals stand es bereits ziemlich fest, daß der längst geplante heutige Kaiser Wilhelm-Kanal nicht über Lübeck geführt werden würde. Dies mußte aber eine schwere Schädigung des Transithandels, den die alte Hansastadt zwischen den Ostseeländern und dem Elbgebiet vermittelt, zur Folge haben, wenn es nicht gelang, die „Stecknitz" so zu verbessern, daß sie allen Anforderungen des Handels zu entsprechen imstande sei. Der Lübecker Verein für die Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt ersuchte daher den Baumeister Marcks in Berlin, sich den nötigen Vorarbeiten zur Herstellung einer zeitgemäßen Wasserstraße zwischen Elbe und Trave unterziehen zu wollen. Marcks stellte seinerseits nun zwei Projekte auf. In dem ersten beabsichtigte er, die alte Wasserstraße unter Beseitigung der Krümmungen und unter Herstellung von neun Kammerschleusen, die für Schiffe von 9—10 000 Zentnern Ladefähigkeit berechnet sein sollten, vollständig beizubehalten. Das nötige Zuschußwasser für die Scheitelstrecke sollte ein Kanal aus dem Gudower See herbeiführen. Nach dem zweiten Marcksschen Projekt sollte die zu schaffende Wasserstraße in der Richtung Lauenburg, Mölln, Ratzeburg und Wakenitz verlaufen. Marcks wollte dabei zwischen dem Möllner und Ratzeburger See auf 21,6 m N. N. eine zweite Scheitelstrecke anordnen, zu der vom Möllner See drei Schleusen aufwärts führen sollten, während für den Abstieg zum Ratzeburger See sechs geplant waren. Das Zuschußwasser für die alte und neue Scheitelstrecke sollte dem Schaalsee entnommen werden, zu welchem Zwecke ein Nebenkanal in der Richtung des Piper- und Salemer Sees zur neuen Scheitelstrecke und eine von diesem abzweigende Röhrenleitung zur alten, 5 m tiefer liegenden Scheitelstrecke gedacht war. Am Schlusse dieses Projektes machte Marcks noch darauf aufmerksam, daß es möglich sein würde, beide Scheitel zu einem einzigen zu vereinen. Zu diesem Zwecke schlug er vor, den neuen Scheitel 5 m tiefer zu legen, wodurch er mit dem alten die gleiche Höhe erhalten würde, dann aber durch den Möllner See einen Erddamm zu schütten und in ihn einen die beiden Scheitel verbindenden Kanal einzuschneiden. Der Lübecker Verein zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt, der sich die ganze Kanalanlage als ein Privatunternehmen dachte, entschied sich für das erste Marckssche Projekt. Doch von weiteren Schritten war zunächst keine Rede. 1876 beauftragte dann das lauenburgische Landschafts-Kollegium seinen damaligen Baurat Lohmeyer mit einer Begutachtung der Marcksschen Projekte. Nach einer gründlichen Untersuchung der für den Kanal zur Verfügung stehenden Wassermengen stellte nun Lohmeyer ein eigenes Projekt auf, nach dem der Kanal in der Richtung Lauenburg, Mölln, Ratzeburg und Lübeck verlaufen sollte. Die alte Scheitelstrecke sollte um 30 cm vertieft und so aufgestaut werden, daß sie eine normale Höhe von + 17 m N. N. erhalten würde. In dieser neuen Höhe wollte Lohmeyer, der hier die Marckssche Idee verwertete, durch den Möllner See einen Damm schütten und in ihn den Kanal einschneiden, der dann durch den Wensöhlengrund durch vier Schleusen zum Ratzeburger See absteigen sollte. Der Übergang von der Wakenitz zur Trave sollte durch eine gekuppelte Doppelschleuse erfolgen. Eine Speisung des Kanals aus dem Schaalsee war bei dem Lohmeyerschen Projekt, das übrigens damals allgemeine Anerkennung fand, gleichfalls erforderlich. Zur Förderung des Baues bildete sich nun ein „vereinigtes Lauenburg-Lübecker Kanalkomitee," durch welches zunächst das Oberpräsidium zu Schleswig für das Kanalprojekt gewonnen wurde. Dieses leitete nunmehr die Unterhandlungen mit dem preußischen Ministerium für öffentliche

Arbeiten ein. Auch diese Behörde nahm sich der Sache warm an, doch erfuhr nach Rücksprache mit dem Lübecker Senat das Lohmeyersche Projekt insofern eine wesentliche Erweiterung, als der Kanal ein solcher erster Klasse werden sollte, wodurch die Sohlenbreite sich auf 16 m, die Thorweite der Schleusen auf 9 m und die nutzbare Schleusenlänge auf 73 m erhöhte. Auch der lauenburgische Kreistag beschloß am 27. Dezember 1884, sich an den Kosten für den Kanal, die man auf rund 18 Millionen Mark schätzte, in angemessener Weise zu beteiligen. Aber das Lohmeyersche Projekt bedurfte, wie bereits erwähnt, einer Speisung aus dem Schaalsee, wodurch nach angestellten Berechnungen in trockenen Jahren eine Senkung des Seespiegels bis zu 3 m erfolgt wäre. Sicher aber hätte eine solche Wasserstandsveränderung für die Anlieger des Sees manche Nachteile herbeigeführt. Mecklenburg-Schwerin, dem der südliche Teil des Schaalsees gehört, verhielt sich denn auch gegen eine — wenn auch nur zeitweilige — Tieferlegung des Seespiegels vollständig ablehnend. Da unter diesen Umständen von einer Ausführung des Lohmeyerschen Projektes keine Rede mehr sein konnte, so beauftragte die Stadt Lübeck ihren hochverdienten Wasserbaudirektor Rehder mit der Ausarbeitung eines neuen Projektes, durch das alle vorhandenen Schwierigkeiten in einfacher und glücklicher Weise ihre Lösung gefunden haben.



Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern.

Von **C. Rud. Schnitger** in Hamburg.

I.

Wohl wenige Dinge in der Welt werden für ihren Besitzer oder Benutzer so schnell wertlos wie alte Schulbücher. Ist der Stoff, den ein solches Buch darbietet, erschöpft, oder wird es durch ein anderes mit weiter gesteckten Zielen, oder durch ein besser bearbeitetes verdrängt, so wandert das ältere Buch in die Rumpelkammer und wird nie wieder eines Blickes gewürdigt. So kann es kommen, daß manche früher viel gebrauchte Bücher fast gänzlich verschwunden sind. Und doch ist dies Schicksal nicht immer ein verdientes; manche dieser älteren Bücher haben teils in pädagogisch-geschichtlicher, teils in kulturgeschichtlicher Hinsicht auch heute noch einen gewissen Wert, und darum ist es Aufgabe der Gegenwart, solche Bücher vor dem gänzlichen Verschwinden zu retten und sie für schul- und kulturgeschichtliche Forschungen zu bewahren. Zu den für die Geschichte des Unterrichts wichtigen Büchern zähle ich u. a. die Fibeln und die Schullesebücher; zu den auch für die Kulturgeschichte im allgemeinen in Betracht kommenden Büchern gehören die Rechenbücher, und zwar diese, weil zur Einkleidung ihrer Aufgaben vielfach Beispiele aus dem praktischen Leben ihrer Entstehungszeit gewählt sind.

Alle drei Arten der genannten Bücher haben eine mehr oder weniger umfangreiche Litteratur aufzuweisen, und besonders für Rechenbücher ist Hamburg aus naheliegenden Gründen ein recht günstiger Boden gewesen. Bis ins 17. Jahrhundert zurück lassen sich Rechenbücher hamburgischer Verfasser nachweisen, und aus dieser Zeit sind es zwei Autoren, deren Bücher sich viele Jahre hindurch großer Beliebtheit erfreuten: Heino Lambeck und Valentin Heins. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schloß sich ihnen Christoph Diedrich Westphalen an, und im 19. Jahrhundert sind besonders die Rechenbücher der „Gesellschaft der Freunde" usw. viel benutzt worden und sind auch heute noch im Gebrauch. Die beiden Altonaer J. Krohmann und J. B. Saß sind hier ebenfalls zu nennen.

Für diese Arbeit habe ich mich jedoch auf die Bücher von Lambeck und Heins

beschränkt, teils, weil sie für das zu besprechende Thema den meisten Stoff bieten, teils auch, weil sie besonders für die älteren „Schul-Rechnenbücher" der „Gesellschaft der Freunde" in gewisser Hinsicht als Muster gedient haben. Die in Rede stehenden Bücher sind: 1. Heinonis Lambecii vermehrtes und verbessertes Rechenbuch, 2. Tyrocinium Mercatorio-Arithmeticum, Das ist: Ordentliche Grund-Legung zur Kaufmännischen Rechnung, und 3. Gazophylacium Mercatorio-Arithmeticum, oder Schatzkammer der Kaufmännischen Rechnung; letztere beiden von Valentin Heins. Bevor ich jedoch auf diese Bücher selbst eingehe, möchte ich einige biographische Notizen über ihre Verfasser mitteilen.

Lambeck, der ältere von beiden, ist im Jahre 1586 zu Hamburg geboren, wurde 1610 oder 1611 Schreib- und Rechenmeister an der St. Jakobi-Kirchenschule und starb als solcher 1663 am 27. März. Über den Bildungsgang unseres Heino Lambeck wissen wir nichts; nur einmal sagt er in einer Aufgabe seines Rechenbuchs, daß er sie seinem „lieben Herrn und Praeceptori Heinr. Vorlohe zu Ehren komponiert" habe. Vermutlich ist dieser Vorlohe ebenfalls ein Schreib- und Rechenmeister gewesen; weitere Angaben über ihn fehlen leider.

Etwas mehr wissen wir über Valentin Heins. Dieser ist am 15. Mai 1637 ebenfalls in Hamburg geboren, hat bis zum vollendeten 14. Lebensjahre die Schule besucht und dann schon angefangen zu unterrichten. Dabei war er aber auch emsig auf seine Fortbildung bedacht, erlernte als Autodidakt die gelehrten Sprachen und beschäftigte sich außerdem mit theologischen, geschichtlichen und mathematischen Studien. In den Jahren 1658 und 1659 hat er in Leipzig und Jena Theologie studiert; aber diese scheint ihn nicht besonders angezogen zu haben. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1660 kehrte er wieder nach Hamburg zurück und ward Vikarius an der dortigen Domkirche; als solcher hat er besonders lateinischen Unterricht erteilt. Auch hat er wahrscheinlich schon um diese Zeit mit der Abfassung von Rechenbüchern begonnen. Von 1661—1672 war er Buchhalter bei der guineisch-afrikanischen Kompagnie und ward am 20. Februar 1670 zum Schreib- und Rechenmeister an der St. Michaelis-Kirchenschule gewählt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode, am 17. November 1704, verblieb. Valentin Heins und sein Kollege an der St. Jakobi-Kirchenschule, Heinr. Meisner, sind die Gründer der noch jetzt hier bestehenden und blühenden „Mathematischen Gesellschaft," die 1690 gegründet worden, und somit die älteste aller freien wissenschaftlichen Vereinigungen Deutschlands ist.

Lambecks und Heins' Rechenbücher sind hier bis in das 19. Jahrhundert gebraucht worden. Der Name des letztgenannten Verfassers ist überdies in der Redensart: „Das macht nach Valentin Heins so und so viel" in Hamburg ebenso populär geworden, wie an anderen Orten Deutschlands der Name Adam Riese. Das Rechenbuch von Lambeck erschien zuerst 1643, und zwar unter dem Titel: Arithmetica oder neues wohlgegründetes Rechenbuch usw. und ist noch 1818 wieder aufgelegt worden. Heins' „Schatzkammer" oder vollständiger: Gazophylacium Mercatorio-Arithmeticum oder Schatzkammer des Kaufmännischen Rechnens usw. erschien zuerst 1686, und ist mehrmals wieder aufgelegt worden. Die erste Auflage der „Grund-Legung" erschien 1694 und deren 24. Auflage im Jahre 1810. Diese verschiedenen Auflagen sind aber nur Titelauflagen; am Text ist so gut wie nichts geändert worden. — Die „Schatzkammer" ist umfangreicher als die „Grundlegung" und ist nach einer Stelle in der Vorrede („Nöhtiger Vorbericht § 5") für solche Schüler bestimmt, die sich dem Kaufmannsstande widmen wollen. Das Buch soll einem solchen „feinen Lehr-begierigen jungen Menschen, der künftig hier oder anderswo einem ehrlichen Kauffmann bey raisonabler Handlung, nützlich aufzuwarten gedenket, solche Materien an die Hand geben, worinn er sich, zu

seinem hohen Vortheil, dermaßen exerciren und schleiffen könne, daß er allgemach eine Hand mit ans Ruder kriegen, und auf einem guten Comtoir alle vorkommende Rechnungen, dergestalt zu beleuchtigen wisse, daß sein Patron sich desfals auf ihn woll zu verlassen habe."

Bei den Büchern sind zunächst die Titel interessant, die sich durch eine uns jetzt sonderbar anmutende Weitschweifigkeit auszeichnen, eine im 17. und 18. Jahrhundert aber durchaus nicht seltene Eigenschaft der Büchertitel. Als Beispiel teile ich den der Heins'schen „Grundlegung" mit, der bei der Ausgabe von 1719 in zierlichem Rot- und Schwarzdruck erscheint; er lautet:

TYROCINIUM

MERCATORIO — ARITHMETICUM

Das ist: Ordentliche Grund-Legung zur Kauffmännischen Rechnung: Worinnen der lieben Jugend / zu fester Erlernung derselben / zulängliche Mittel und Wege getreulichst und in richtigster Methode / so gezeiget werden daß sowohl der Informant bey der Unterweisung / nicht große Mühe / als der Discipulus im Lernen / besondere Ergetzlichkeit / haben wird. Aus Liebe zu allen / nechst der wahren Gottseligkeit / der ädlen Rechen-Kunst wollgeneigten Knaben / allerbesonderst aber Vor unsere Hamburgische Schul-Jugend / Umb sich / nachitzigem / im Handel / und Wandel / passirender ein / und ausländischen Rechnungen / unumbstößlich zu gründen / Mit treuem Fleiß / ob wohl unter schwerer Schul-Arbeit / ausgefertiget Von Valentino Heins, Gewesenen ält. Collega an der Schulen zu S. Michaelis, der Schreib- und Rechen Kunst / wie auch des so-gegenannten Italia'nischen Buchhaltens Beflissenen / Ju der Kunst-Rechnungs lieb- und übenden Societät dem Hoffenden. Editio Sexta Welche an einigen Orten verbessert / auch die vorige Zugabe / von 65 Lust-Exempelln / beibehalten worden. Unter Röm. Kayserl. Maj. besonderst-allergnädigsten Privilegio Impressorio." Folgt noch Angabe von Ort, Drucker und Verlag, aber keine Jahreszahl. Dem Titelblatt gegenüber ist ein Kupferstich, der in seinem unteren Teile den Namen des Verfassers und den Haupttitel enthält. Darüber ist in 3 Bildern, mit Anspielung auf den Namen des Buches „Grund-Legung," der bekannte Spruch illustriert:

„Wo an den Grund ist was versehn,
Da kann es über kurtz geschehn,
Daß Müh und Kost zu Grunde gehn."

Von großem Interesse ist die Einkleidung der Aufgaben, die jeder Verfasser eines Rechenbuches selbstverständlich aus der Fülle des Lebens seiner Zeit entnehmen wird, wie es auch Lambeck und Heins gethan haben, und darin liegt die kulturhistorische Bedeutung dieser Bücher, eine Bedeutung, die vielleicht auch unsere jetzigen Rechenbücher in späterer Zeit gewinnen werden.

Wenn wir unsere Bücher daraufhin ansehen, so fällt uns bei Lambeck wie bei Heins in der „Schatzkammer," nicht in der „Grund-Legung" zunächst das häufige Vorkommen moralischer Nutzanwendungen auf, die oft sogar einen religiösen Ton anschlagen. So heißt es bei Lambeck bei einem Abschnitt der Wechselrechnung:

Dein Leben ist, o Mensch! ein steter Wechsel-Lauf.
Bald bist du frisch und stark, bald liegest du darnieder.
Bald schmeichelt dir das Glück, bald singst du Klage-Lieder!
Drum Wechsle mit Gebet zu Deinem Gott hinauf!

In der „Schatzkammer" von Heins steht zu Anfang der Gold-Rechnung:

Das Wehrteste Metall, dem schier ein jeder hold,
Die Seel (doch schwerste Last) des Geitzigen, das Gold,
Will wohl berechnet seyn. Mein: Willtu auch was haben?
Woll! in der Rechnen-Kunst liegt mehr als Gold vergraben.

Zu erklären ist die Einschiebung dieser und ähnlicher Verse wohl aus dem Bestreben, jeglichem Unterricht ein gewisses religiöses Gepräge zu geben.

Die Aufgaben der einzelnen Abschnitte sind dem realen Leben der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts entnommen, und bieten damit einen Einblick in die damaligen Verhältnisse, vor allem des Handels und des Verkehrs. Bei dem Handel kommen einerseits die Maß- und Gewichtsverhältnisse, andererseits die Münzverhältnisse in Betracht. Wenn man die Übersichten über die damals allein in Hamburg geltenden Münzen, Maße und Gewichte übersieht, so erstaunt man über deren Mannigfaltigkeit, wie nicht minder über die unbequemen Einteilungen. Bezüglich des Geldes lesen wir von Mark, Schillingen und Pfennigen, von Reichsthalern zu 3 Mark oder 48 Schilling, von Kaufmannsthalern zu 2 Mark 1 Schilling oder 33 Schilling, und schlechten Thalern zu 2 Mark oder 32 Schill., werden aber dabei belehrt, daß die Kaufmannsthaler nur beim Ochsenhandel im Gebrauch gewesen sind. [1]) Ferner kommen vor Hamburgische Gulden oder Stücke von $^1/_2$ Reichsthaler, und Real oder Stücke von Achten im Werte von 46 Schill. oder 2 Mark 14 Schilling. Für manche Waren war der Preis in Pfund Flämisch à 20 Schilling Flämisch à 12 Grot oder Pfennig Flämisch berechnet, und zwar war 1 Pfund Flämisch = 7 Mark 8 Schilling, 1 Pfennig Flämisch = 6 Pfennig oder 1 Sechsling. Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein wurden die Preise für Rohzucker in Grot Flämisch berechnet, die Zahlung aber erfolgte in Mark Kurant. Der „ruhende Pol in dieser Erscheinungen Flucht" war die Mark Banko; ihr Wert beruhte auf der Mark Silber ($^1/_2$ Pfund), der auf 27 Mark 12 Schilling Banko = 41,62$^1/_2$ ℳ festgesetzt war. Silber in Barren oder auch in Münzen, oft in sog. Säulen-Piastern wurde in der Bank niedergelegt, vom Wardein dem Feingehalt nach geprüft, und darauf dem Werte nach berechnet. Dieser Betrag bildete dann die Grundlage für das Bankkonto des Kaufmanns, und durch bloßes Abschreiben von bezw. Zuschreiben zu diesem Betrage wurden Zahlungen geleistet oder empfangen. Allerdings war dabei Bedingung, daß das Guthaben nicht unter einen gewissen Betrag sank; war dies der Fall, so mußte neues Silber eingelegt werden.

Neben den Silbermünzen waren auch Münzen in Gold im Umlauf, und zwar besonders Dukaten à 6 Mark Banko, außerdem werden noch Rosenobel, Goldgulden, Englotten [2]) usw. genannt. Diese Goldmünzen schwankten sehr im Kurs; überdies waren manche von ihnen durch betrügerische Hände mittels Abfeilens oder Abschnitzelns des Randes im Werte gemindert. Man mußte also nicht nur die Kurse dieser Goldmünzen kennen, sondern auch noch verdächtig aussehende Stücke auf der Goldwage nachwägen. [3]) Das Museum hamburgischer Altertümer hat u. a. auch einen Schaukasten ausgestellt, der nicht nur eine größere Anzahl verschiedener hamburgischer Silbermünzen, sondern auch einige Goldwagen enthält. Ihre kleineren und größeren Gewichte tragen die Namen der Goldmünzen, für welche jedes einzelne Stück bestimmt war.

Zu der Buntscheckigkeit der Münzsorten kam auch deren schon erwähnte unbequeme Einteilung, u. a. der Mark in 16 Schillinge und des Schillings in 12 Pfennige.

---

[1]) Nach den angeführten Rechenbüchern; einer Anmerkung in Lambecks Rechenbuch (Ausgabe von 1799), Seite 12, zufolge war zu Ende des 18. Jahrhunderts auch hierbei die Berechnung nach Reichsthalern à 3 Mark üblich.

[2]) Der Rosenobel war eine alte englische Goldmünze im Werte von 2,195 Dukaten oder 21,07 ℳ. Die Englotte war ebenfalls eine alte englische Goldmünze im Werte von 1,45 Dukaten oder 13,92 ℳ. (Mitteilungen des Ver. f. hamb. Gesch. Jahrg. 2, Seite 12.) Hierbei ist der Dukaten zu dem späteren Nominalwerte von 8 Mark Kurant gerechnet.

[3]) Dieser Übelstand hörte erst nach 1874, mit Einführung der Goldwährung im deutschen Reich auf.

Hünengräber.[1])

Zu zweien wandern wir und wenden von der Straße,
Die nach dem reichbetürmten Hamburg führt von Segeberg,
Südlich von Duvenstedt uns rechts ab in die Heide.

Wir stapfen in dem tiefen Sandweg —
Jeder Schritt ist ein Jahrhundert —
Aus dem sonnenbeschienenen Heute
In die dunkel lagernde Vorzeit.

Dort ein Grabhügel, sieh! — noch einer,
Und dort! — sieh, rings in der Runde!
Ein ganzer Friedhof, elf Gräber von Hünen,
Von Heiden, von Kämpen, von Recken der Vorzeit!

Stille erfaßt uns, indes wir einen der Hügel ersteigen.
Fern im Nebel ein ragender Turm
Der großen Stadt, des seegewaltigen Hamburgs —
Im Osten freundliche Bilder holsteinischer Heimat,
Dorf und Wald, im Westen Heide und Moor.

Auf dem fernsten Grabhügel Damwild,
Vier Tiere, flüchtigen Hufes
Erscheinend und rasch enteilend.

Um den Hügel, auf dem wir stehen,
Erkennt unser Auge deutlich die Fläche,
Von der einst fromme Hände
Boden abhuben, den Hügel zu decken. —

Laßt den Toten uns bestatten
Hier, wo seine Väter ruhn!
War ein Führer uns im Kampfe,
War ein Helfer uns daheim.
Walhall wartet seiner! Legt ihm,
Was er dorten braucht, ins Grab!
Und man bringet Axt und Hammer,
Wehr und Schmuck, vom Lieblingsrosse
Bringet man den Schädelknochen,
Bringt das Trinkhorn, das die Helden
Hier wie dort nicht missen mögen.
— Heimlich legt zwei gold'ne Spangen
Eine Frauenhand dazu. — —

Und es hält uns immer wieder,
Wir besteigen alle Hügel,
Einst und jetzt in unsern Herzen
Ganz sich ineinander drängt,
Jetzt und einst — die Hüte schwenkend
Rufen wir zum Abschiedsgruße —
Stapfen in dem Sandweg wieder
— Jeder Schritt ist ein Jahrhundert —
Aus der Vorzeit Dämmerungen
Langsam in die Gegenwart,
Biegen in die große Straße
Nach dem reichbetürmten Hamburg.

Kiel. Thomsen.



Erklärung auffälliger Ortsnamen in Lübeck und Umgegend.[2])

Von **C. Schumann** in Lübeck.

Die Erstarkung deutschen Sinnes und nationaler Geistesrichtung, die sich in unserem Volke recht langsam zwar, doch unverkennbar und stetig vollzieht, zeigt sich unter anderem in der größeren Teilnahme und Empfänglichkeit der Gebildeten jedes Standes für alles, was unsere Muttersprache angeht. Besonders lebhaft ist der Wunsch, zu wissen, woher gewisse Ausdrücke und Redensarten stammen, und viele Schriften kommen diesem Bedürfnisse dankenswert entgegen. So hört man auch in unserer Stadt häufig genug die Frage: Warum heißt diese

[1]) Vergl. „Heimat," Jahrg. 1899, S. 62: „Ein Denkmal aus der vorgeschichtlichen Zeit" von L. Frahm.

[2]) Der Aufsatz ist mit Genehmigung des Verfassers und der Schriftleitung den „Vaterstädtischen Blättern" in Lübeck entnommen.

Straße, jener Ort eigentlich so? Was mag der Name bedeuten? Die zeitgemäße Wißbegier weiterer Kreise zu befriedigen, bringe ich hier die Deutung und Besprechung einer Anzahl von teils amtlich geltenden, teils im Volksmunde lebenden oder jetzt aussterbenden Benennungen aus Lübeck und seiner Umgebung. Die Straßennamen entnehme ich der betreffenden Zusammenstellung des Herrn Dr. W. Brehmer, die übrigen hauptsächlich meinen Arbeiten über unsere Flurnamen und über die Untertrave.

1. Die Stadt.

Alfstraße. Alf ist aus Adolf zusammengezogen. — Alsheide. Die alte Form Alheide giebt den Sinn: Heidestrich mit Steinahl oder Brauneisenstein. — Aanthoff, volkstümlich statt Ahmhof, Platz am Hüxterthor, wo die Weinfässer geahmt, d. h. geeicht wurden. — Antonistraße. Der Grund war Eigentum der Brüderschaft des heiligen Antonius. — Balauerfohr, in alter Zeit Balowervorde, bezeichnet den Zugang zu dem Gehöfte des Brigittenordens, welcher zuerst im Dorfe Below wohnte, dann einen Hof in der Wahmstraße besaß. — Brink. Mühlenthor- und Burgthorbrink (Burgfeld) sind Grasanger. Eigentlich bedeutet das Wort: Rand eines Ackers oder Flusses. — Effengrube, früher Offekengrove, ist nach Offeko (Otfrid) von Moisling benannt, der dort zwei Häuser hatte. — Einsegel ist Umbildung von Einsedel und hieß einst Einsedelinge, Einsiedelei. Damit fällt die landläufige Rede, daß dort die einlaufenden Schiffe hätten Segel reffen müssen. — Engelswisch ist verkürzt aus Englische Wiese. Lagen dort englische Schiffe? — Fegefeuer wurde die Straße scherzend benannt, weil sie ins Paradies führt, d. h. in die Paradiesthür des Domes. Den kleinen Platz darin nennt das Volk Hölle; diese soll vor Jahren der Teufel gepflastert haben, nämlich ein Arbeiter Namens Dübel. — Finkenbuur, Spottname der Butterbude auf dem Markte, in deren Laube Missethäter zur Schau gestellt wurden. — Gröpelgrube. Die alten Namen Gropen- und Gropergrove weisen darauf, daß hier Töpfer wohnten. — Hartengrube ist zusammengezogen aus Hartogengrove, also s. v. a. Herzogstraße. — Hasenpforte, der Durchgang in der Mitte des Kanzleigebäudes, diente als Verkaufstelle von Strümpfen, niederd. Hasen (Hosen) u. a. Wollwaren. — Höltenklink, hölzerne Klinke, das Haus in der Ratzeburger Allee, auf dem das Storchnest sitzt. Klinke ist Schlagbaum, Thürfalle und ähnliches. — Hüxstraße. Die älteste Form Hucstrate geht darauf, daß die neue Straße ursprünglich einen Huuk, d. h. Ecke, Vorsprung, bildete. Später wurde der Name mit dem Geschlechte Huxaria oder Huxere in Verbindung gebracht, welches schon im 13. Jahrhundert in Lübeck und Hamburg seßhaft war und aus Höxter eingewandert sein sollte. Daraus erklärt sich auch Hüxterdamm, früher Hüxerdamm, und Hüxterthor. — Jerusalemsberg trägt diese Benennung von der Darstellung der Kreuzigung. Sie war der Endpunkt eines Leidensweges, der von der Jakobikirche ausging und dieselbe Länge hatte, wie der vom Richthause des Pilatus bis nach Golgatha. — Kaak, Name der Butterbude, übertragen auf sie von der Schandsäule, die ehemals vor ihr stand. — Kalandstraße. Der Kaland war eine religiöse Genossenschaft, die sich am ersten Tage jedes Monats — lateinisch Kalendae, wovon Kalender — zu versammeln pflegte. — Kahlhorst, ehedem Kolehorst, heißt soviel als Hölzung, wo Holzkohlen gebrannt wurden. Die Dorfstraße erinnert an das einstige Dorf. — Kapitelstraße, bis 1884 kleine Pfaffenstraße, ist nach dem Domkapitel benannt. — Klingberg. Eine Klinge ist ein Abhang, eine Schlucht mit klingendem, fließendem Wasser. Der Name paßt zu der Bezeichnung der von ihm ausgehenden Straßen als Gruben. — Kohlmarkt. Auf ihm wurden Meilerkohlen verkauft. — Kolk bedeutet tiefes

Wasserloch, der Straßenname aber rührt her von einer Familie Van dem Kolke. — Köpfelberg am Heiligengeistfelde war die Richtstätte; sie lag bis 1794 am Burgfelde. — Up de Kunnerschaff sagen die Leute noch zu der Gegend zwischen Katharinenstraße und Stadtgraben. Das ist eine Entstellung der französischen Bezeichnung contrescarpe für Gegenwall, Teil der Befestigung eines Ortes. — Lastadie s. v. a. Ladestatt, Benennung des linken Trave-Ufers unterhalb der Holstenbrücke, wo Ballast eingenommen wurde und Schiffswerften lagen. — Marli, Eigenname, der zu Ende des 18. Jahrhunderts vom Stadtkommandanten General von Chasot seinem Gute, dem sogen. Ackerhof, verliehen wurde. — Marstall war der Pferdestall des Rates. — Musterbahn. Dort fanden die Musterungen der Bürgermiliz statt. — Nählade, niederd. Achter de Neilad, alter Scherzname einer Reihe Häuser am Burgfeld bei der Adolfstraße. — Parade, Straße, in welcher seit Anfang des 18. Jahrhunderts Paraden abgehalten wurden. — Pagönnienstraße. Die mittelalterlichen Formen: In der Procanien und Parkonienstrate führen zu der Annahme, daß der vielfach veränderte Name ursprünglich die lateinische Verhüllung eines derben Volksausdrucks für gewisse Gäßchen ist. — Roeckstraße ist nach dem früheren Bürgermeister Roeck genannt. Die richtigste Aussprache ist Rook. — Rosengarten. Hier lag ein Rosen- oder Blumengarten des Johannisklosters. — Schafferei, das jetzige Tivoli, einst ein städtisches Gebäude, in welchem der Schaffer des Rates Schankgerechtigkeit besaß. — Schlumacherstraße, früher Salunenmakenstrate. Salunen sind Wolldecken, wie sie in Chalons in Frankreich gearbeitet wurden. — Schrangen, hochd. Schragen, ist eigentlich ein Tisch oder eine Bank mit schrägen Beinen, dann insbesondere Fleischbank, Schlachterbude. — Schütting, Gildehaus der Schonenfahrer, das alte Posthaus in der Mengstraße mit den drei Heringen im Wappen. Das aus dem Norden zu uns gelangte Wort bedeutet Gelagshaus, dessen Inhaber in eine gemeinsame Kasse einschießen. — Siebente Querstraße. Das niederd. Söbendenasstrate, welches zu Grunde liegt, ist verdreht aus Sögenstrate, 1400 Soghenstrate. Es befanden sich wohl Schweinekoben dort. — Stavenstraße. Eine Badestube, mittelniederd. stave, stove, hat die Benennung veranlaßt. — Schwansort, älterer Name des sogen. Prahlwalls. Ort bedeutet Spitze, Ecke; dort nisteten Schwäne auf dem Krähenteiche. Das andere Ende der Wallanlagen gegenüber dem Burgthor hieß Dübelsort und nach dem darauf stehenden Wirtshause Bellevue. — Trese, die Urkundenkammer in der Marienkirche. Trese bedeutet Schatz und ist das französische trésor. — Tünkenhagen, Gehege, Gehöft des Johann Tunneken. — Wahmstraße ist zusammengezogen aus Wagemannstraße. — Wehde, das Grundstück mit den Predigerwohnungen in der Mengstraße. Die alte Wortform Wedeme entspricht dem hochd. Wittum, Pflichtteil einer Witwe, dann Schenkung an die Kirche, bes. Pfarrhaus. — Weinstaat oder Wienkaje ist das Gestade zwischen Alfstraße und Mengstraße, wo noch jetzt die Weinschiffe löschen.

2. Das Land.

Avelund, niederd. Aveluns, läßt sich nur als Verderbnis auffassen, wahrscheinlich von Amelungs (nämlich Wiese u. ähnl.) — Breedling, vormals Breiding, breites Gewässer unterhalb der Herrenfähre. — Dänischburg. An diesem Orte sollen 1323 die Dänen gelagert haben. — Dregestrang, Sandbank vor dem Dassower See, heißt nach dem üppigen Pflanzenwuchs, vom niederd. drege, ergiebig. — Fulenort, Stelle der Travemündung, die durch viele Steine verdorben ist. 1234 ließ der König Waldemar II. hier mit Steinen beladene

Schiffe versenken, um den Fluß zu sperren. — Gothmund, niederd. Gootmunn, eigentlich Fischerbuden bi Godemanne oder bi Godemannes Huse. Der gute Mann war der Fährmann in der Herrenfähre. In der Nähe standen die Hütten der Jakobifischer, in denen sie ihre Geräte verwahrten. — Grönauerbaum, einst Schlagbaum und Erhebungsstelle der Wegegelder auf der Landstraße nach Grönau. — Halöwer, äußerstes Ende der Landspitze, auf der Schlutup liegt, niederd. Hale. Nach landläufiger Erklärung stammt der Name daher, weil man von jener Stelle den Fährmann in Herrenwiek mit „Hal öwer!" anrief. — Herrenwiek heißt eigentlich Heringwiek, denn bis zu diesem Dorfe steigt der Hering aufwärts. — Hohelied, niederd. Hogeliet, ist ein nicht seltener Name für waldige Abhänge. Lit ist dasselbe Wort wie Leite in Hainleite und mit Lehne verwandt. Auch Hohe-Leuchte bei Ratzeburg ist hieraus entstanden. — Kattegatt, s. v. a. Katzenloch, scherzhafte Bezeichnung der früheren engen Einfahrt in das sogen. Moor bei der Herrenfähre; ihr zweiter Name ist Tuun, Zaun. — Klosterhof, Grundstücke des St. Annen-Klosters an der Ratzeburger Allee, gegenüber dem Weinberg; das Gehöft selbst ist abgebrochen. — Kringwarder, wörtlich Kreisinsel, die gekrümmte Schilfinsel zwischen Gothmund und der Herrenfähre. — Langejammer, Spottname der Reihe Arbeiterhäuser an der Ratzeburger Allee dicht hinter der Mecklenburger Bahn. — Lauerholz und Pachthof Lauen (Alt-Lauerhof) haben beide den Namen vom Dorfe Lauen; altd. laue ist gleich lewe und bedeutet Hügel, nicht Löwe! — Medebek heißt buchstäblich Wiesenbach; Mägdebach beruht auf Mißverständnis. — Plate, hochd. Platte, die flache Sandbank, durch welche die Trave ins Meer fließt. — Priwall ist das slavische Priwalk und besagt Brustwehr am Wasser. — Riesebusch hat nur den Sinn von Gehölz; niederd. Ries, hochd. Reis, Holz. — Rittbrook ist ein Bruch mit Abzugsgraben oder Bach. — Rugenberg hat nichts mit den heidnischen Rugen zu thun, sondern bezeichnet einfach einen rauhen, d. h. buschigen Hügel. — Schellbrook ist zusammengesetzt aus Schelp, Schilf, und Brook, Bruch. — Schlutup, niederd. Sluckup, vordem Bretup geheißen, darf daher nicht mit der Volkssage als Schlüssel zu Lübeck aufgefaßt werden — wegen der dort ankernden Kriegsschiffe —, sondern als humoristische Benennung eines Wirtshauses oder sandigen Bodens. Der älteste Name des Ortes, wo die ersten Fischerhütten standen, scheint das noch bekannte Takenhaal gewesen zu sein, d. h. Hale oder Landzunge, wo das Takelwerk, Fischergerät, lagert. — Schoor ist ein steiler Abhang; so bei Genin und in Trönnelschoor, dem Namen des nördlichen Teiles vom Dregestrang, der vom Wasser rund gespült ist. — Schwerin. Dieser slavische Ausdruck bedeutet hier wie im Stadtnamen Tiergarten. — Seelk oder Silk, feuchter Grund am Fuße des Stülper Huuk, wird durch das Wort als kleine Niederung bezeichnet. — Steenort oder Holsten Steenort, die gekrümmte Strecke des linken Trave-Ufers unterhalb Stülper Huuk, wo das Flußbett recht steinig ist. — Stülp, die einer Stulpe oder einem Topfdeckel ähnliche Verengung des Flußwassers beim Stülper Huuk, dem hohen Vorsprung des Ufers, der davon seinen Namen trägt; vergl. oben Hüxstraße. — Walkenkrugswiesen bei Schwartau sollen von einem Wirtshause, dem Falkenkruge, benannt sein. F (V) ist oftmals zu W geworden. — Wennhoop oder Wendhoop, Name der Fortsetzung des Kringwarders, hat entweder dieselbe Bedeutung: gewundene Insel, oder bezeichnet, zumal auch die Form Wienhoop schriftlich vorkommt, ein Weidendickicht. Hoop ist eine Stelle, wo sich etwas in Menge vorfindet, z. B. Reethoop, Schilfinsel.

Das Altonaer Zahlen-Lotto.

Von **Boy Jensen** in Kiel.

Nicht von ungefähr bedeutet das Wort fortuna beides: Glück und Glücksgut. Hat doch von jeher die Allgemeinheit der Menschen dem goldenen Kalbe gehuldigt, dem blinden Zufall in der Hoffnung auf zukünftigen Besitz ihr letztes Scherflein mit Freuden dargebracht. So durfte im Mittelalter das Glücksrad, eine Erfindung, wie es heißt, des italienischen Ratsherrn Benedetto Gentile, auf keinem Volksfest, bei keiner öffentlichen Feier fehlen. Namentlich der gewöhnliche Mann opferte ohne Bedenken dem Glücksrade seine wenigen Ersparnisse, auch dann noch, als dieses den Verhältnissen Rechnung tragen mußte und eine zeitgemäße Form annahm, als es sich zuletzt zu einer staatlich garantierten Lotterie ausbildete, dem Zahlenlotto. Nicht wenige Länder adoptierten im 18. Jahrhundert das Lotto als Einnahmequelle, vor allem auch Dänemark, wozu der seinerzeit allmächtige Minister Struensee die Veranlassung gegeben. Die bis dahin bloß in Privathäusern befindliche Lotterie wurde unter Struensee verstaatlicht und wurden besondere Ziehungstage für Kopenhagen und Altona eingeführt.

Vorzugsweise in Altona machte das Zahlenlotto am Anfange des 19. Jahrhunderts nicht wenig von sich reden, bethörte und verlockte nicht weniger den redlich strebenden Menschen als den verbummelten Bruder Lüderjahn. Tagelang vorher, ehe der Ziehungstermin erschienen, waren hier die Wohnungen der Lotteriekollekteure von Glücksrittern jedes Alters, wenn auch nicht jedes Standes (es dominierte der Arbeiter- und kleine Handwerkerstand), umlagert und das vom frühen Morgen bis zum späten Abend. In den Dielenfenstern dieser Häuser waren Glücksräder en miniature postiert, worin die 90 Nummern enthalten, unter denen man zu wählen hatte, und diese Wahl wurde in der That den wenigsten leicht gemacht; die Schreiber der Kollekteure hatten nur zu oft ihre liebe Not damit, die zahlreichen Fragen und Bemerkungen der Aufgeregten zu beantworten. Zaudernd und zögernd betrachtete mancher die Nummern, die für ihn zeitweise die ganze Welt bedeuteten, die wertvollen, je nachdem, Glück oder Unglück bringenden Kleinode, dann endlich entschloß er sich räsonnierend zum Setzen. „Jk sett up twee Anten," rief laut und geräuschvoll ein bärtiger, wetterfester Seemann, womit er die Zahl 22 meinte, hatten doch die Zahlen im Volksmunde die Namenstaufe erhalten. „Jk up twee Kringeln," ein blutjunger Kellner, der hier seinen sauer erworbenen ersten Verdienst auf dem Altar des Glücks opferte. Er hatte die Zahl 88 im Auge. „Jk up twee Barbierbecken," die Zahl 66, eine zärtliche Mutter, die ihren darbenden Kindern daheim eine freudige Überraschung mit einem Gewinst, der nach ihrer Meinung ja garnicht ausbleiben konnte, zu bereiten gedachte. Kurz, die Spieler insgesamt schwammen in seligen Wonnegefühlen, die für so viele unter ihnen nur zu bald zerrinnen, der Trauer und der Enttäuschung Platz machen sollten.

Doch einstweilen behielt die Hoffnung die Oberhand, so lange, bis der ereignisvolle, vermittelst Lotteriekalender kundgemachte Ziehungstag da war. Auf dem Rathause fand die Ziehung statt. Frühzeitig, ehe noch die Interessenten erschienen, versammelte sich in dessen Hallen die Ziehungskommission. Stadtsoldaten marschierten in Front vor dem Stadthause auf. Stadtmusici, Pauker und Trompeter besetzten den oberen Balkon. Und dann stellten sich allgemach die Besucher ein und zwar zumeist bescheidentlich auf Schuhmachers Rappen, sehr selten hoch zu Roß oder gar in Karossen. Kopf an Kopf, dicht aneinander gedrängt, umstand eine schier unabsehbare Menge den großen, mit grünem Tuch bedeckten Tisch, auf dem das mit der über der Weltkugel schwebenden Fortuna gezierte Glücksrad thronte. Dem Rade gegenüber lehnten gegen die Wand 90 hölzerne Tafeln, auf

denen die in das Glücksrad zu werfenden Nummern von 1—90 befestigt waren, bis sie hineingeworfen wurden.

Nachdem darauf Stille eingetreten, erhob sich der Obmann der Ziehungskommission; er winkte den Musici, es erklangen die Pauken, es schmetterten die Trompeten, einen Moment, — gleich darnach gab der Obmann das Zeichen zum Beginn der Ziehung. Ein Waisenknabe näherte sich dem Glücksrade und holte nach und nach 5 Nummern hervor, die er am Präsidententisch vorzeigte. Der Obmann unterzog die Zahl einer genauen Prüfung und ließ sie dann ausrufen, wobei die Soldaten das Gewehr präsentierten und die Musici von neuem einen Tusch bliesen. Mit 5 Nummern schloß die Ziehung, um sich in gleicher Weise nach Verlauf von einigen Wochen zu wiederholen.

Über 8 Dezennien bestand das Zahlenlotto in Altona, das immer mehr gewinnsüchtige Glücksjäger herbeilockte. Doch wenn auch immerhin manch' einer unter dem Publikum sein Schäflein dabei ins Trockene brachte, der Staat selber, der doch das Ganze ins Werk gesetzt, zog wenig Vorteil bei dem Glücksspiel heraus; besonders die letzten Ziehungen verursachten ihm mehr Verlust als Gewinn. Kein Wunder daher, daß die Regierung immer mehr dazu neigte, das Zahlenlotto aufzuheben, und diesen Entschluß am 30. August 1853 schließlich wirklich zur Ausführung brachte. Das Zahlenlotto mußte der Klassenlotterie weichen.



Eine Weihnacht auf der Hallig.

Von Christian Jensen in Schleswig.

Wenn das beseligende Fest der Weihnacht einkehrt, zeigen oft die Inseln und Halligen an der schleswigschen Westküste ein eigentümliches Bild. Soweit das Auge von der Scholle hinaus nach dem Festlande hinüberstreift, sind dann die sonst öden und grauen Watten, nachdem der Frost wenige Tage vorher eingetreten, mit aufgehäuften Eisbergen belegt — hin und wieder blickt die Wintersonne durch das Grau der Nebel und Wolken trübe hindurch, als wollte sie das alltägliche Einerlei der Wattenwüste noch eintöniger machen. Die Inseln, und besonders die Halligen, sind dann oft wochen- und monatelang vom Verkehr mit der großen Welt abgeschlossen. Jedes einzelne Eiland bildet dann eine Welt für sich. Und doch zieht trotz der insularen Einsamkeit der Geist der fröhlichen Weihnacht in Insel- und Halligbütten. Er wandert über Eisschollen und Wogengebrause hinüber zu den still gewordenen Inselbewohnern, um deren Gotteshäuser und Hütten, ungeachtet ihrer Entlegenheit fernab vom Treiben der Städte und Dörfer, er das Band des Friedens schlägt Die Umgebung des Eilands ist ganz wie zum Charakter des Friedens- und Freudenfestes geschaffen; da ist nichts, was die Festgenossen bei der frommen Andacht stören könnte. Aber so ist nicht immer das Bild der Hallig-Umgebung zur Weihnacht. Weihnacht ist die Zeit der Sonnenwende. Diese ist sehr oft, wie die Tag- und Nachtgleiche, von heftigen Stürmen begleitet.

Am 24. Dezember des Jahres 1717 bereitete man sich auf den Halligen auf das Weihnachtsfest vor. Überall wurden Kuchen für die Festtage gebacken, und man reinigte und schmückte die Wohnung nach alter Sitte. Der Regen floß unterdessen in Strömen hernieder. Der Wind hatte sich allmählich von Südost nach Süden und Südwest gedreht. Er wurde gegen Abend schwächer, und auch der Regen hatte aufgehört. In den zwanzig Wohnungen der kleinen Hallig Nordstrandischmoor war das dreiarmige Licht zur Feier des Weihnachtsabends schon angezündet, die Kinder hatten in freudiger Hoffnung auf den kommenden Morgen ihre Schüssel auf das Fensterbrett gestellt, die gewohnte Bescherung zu erhalten, als es heftig aus Nordwest zu stürmen anfing. Vor der üblichen Abendmahlzeit scharten sich noch einmal die Hausgenossen zur Andacht um den Hausvater, oder, wo dieser vielleicht auf der See war, um die Hausmutter. Und über die Hallig hin klang in allen Herzen der Lobgesang der Engel wieder: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Trotz des starken Windes stieg die Abendflut, es war um acht Uhr Hochwasser, nicht sehr hoch, und um zehn Uhr war das Wasser schon soweit zurückgetreten, daß man sich

ruhig zu Bett legen konnte, ohne eine hohe Flut am nächsten Morgen erwarten zu müssen. Die Stärke des Sturmes hatte indessen mehr und mehr zugenommen; das Sausen des Windes mischte sich mit dem Geknarre des Hausgerüstes und mit dem Geschrei der Möwen, welche die Werftenhäuser umflatterten.

Die Familie des Predigers Heimreich, der, wie sein Vater es gewesen, dieser kleinen Gemeinde ein treuer Hirte war, begab sich frühzeitig zur Ruhe, die Hallig dem Schutze des Höchsten befehlend, dem Wind und Meer gehorsam sind. Gegen Mitternacht erwachte die siebzehnjährige Tochter Heimreichs und rief, vom Schlafe auffahrend: „Ach Mutter, wie wehet es so stark; diese Nacht ertrinken wir." Die Mutter entgegnete: „Es hat, will's Gott, keine Not, begieb dich nur wieder zur Ruhe und schlafe und laß uns auch ruhen, damit wir, weil morgen das Christfest ist, dasselbe mit desto dankbarerem Herzen und Gemüt begehen können." Sie schlief zwar wieder ein, aber nur, um kurze Zeit später um so eindringlicher die vorige Äußerung zu wiederholen. Nachdem sie fünfmal innerhalb zweier Stunden die Eltern mit dem Rufe geweckt hatte, stand der Vater auf, nach dem Wetter auszusehen. Die Uhr schlug eben drei, als er ans Fenster trat. Er hätte beim Anblick des Bildes, das sich ihm bot, vor Schrecken zusammensinken mögen. Das ganze Feld der Hallig war schon überflutet. Wildbewegt erschien die See, wenn der Mond, zwischen den Wolken verstohlen hindurchblickend, dieselbe beleuchtete. Dort brandete sie schon an dem Erdhügel, auf dem die Häuser standen, haushoch den dampfenden Gischt hinaufspritzend. Erst um zwei Uhr war es tiefe Ebbe gewesen — und nach einer Stunde die Flut schon so hoch! Ein Angstschrei entfuhr seinen Lippen, als er bedachte, mit welcher ungewöhnlichen, früher noch nicht erlebten Schnelligkeit das Wasser gestiegen sein mußte, und wie hoch dasselbe steigen werde in den fünf Stunden bis zur Flutzeit. Einen Augenblick stand er wie gebannt. Im Spiel der Wellen und in seinem Geiste gewannen die Worte: „Und jede neue Welle säumte für mich am feuchten Leichentuch, und jede neue Welle schäumte entgegen mir den Todesspruch," lebensvolle Gestalt. Dann wandte er sich zu den Seinen, seiner Frau und der einen Tochter, sie auf die nahe Gefahr aufmerksam machend. Beide verließen das Lager und kleideten sich notdürftig an. Einen solchen Christmorgen hatten sie noch nicht erlebt. Mit „muntrem Herzen und Gemüt" hatten sie den Tag feiern wollen, und nun sollten sie ihn mit dem nahen Tod vor Augen beginnen. Das Fest des neu erwachenden Lichtes, der Liebe und des Lebens war für sie angebrochen mit dem Gedanken an Tod und Verderben. Der Dank für die große Liebe Gottes, daß er seinen Sohn in die Welt gesandt, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, wurde in ihrer Morgenandacht zum Bittgebet: „Herr, hilf uns, wir verderben!"

Immer neue Wassermassen wälzten sich heran, immer lauter heulte der Wind, während man drinnen beschäftigt war, die beste Habe auf den Boden zu retten. Jetzt hörte man schon das Plätschern des Wassers an der Hausthür. Bald war in den der Thür zunächst gelegenen Räumen der Fußboden mit Wasser bedeckt, da es innerhalb des Hauses niedriger war als außerhalb desselben. So wurden die Füße der Bewohner naß, ehe es ihnen gelang, mit den besten Stücken ihrer beweglichen Habe den Boden zu erreichen. Das meiste Hausgerät, Kisten, Kasten, Betten, Leinenzeug, Tische, Schränke, die aus vierhundert Bänden bestehende Bibliothek, die Gold- und Silbersachen im Werte von einigen hundert Mark — alles wurde ein Raub des unersättlichen Meeres. Bislang schwammen viele dieser Dinge noch in den Räumen des Hauses, wo sie gestanden hatten, — es sollte aber nicht lange währen, bis sie ganz dem freien Spiel des Meeres überlassen wurden. Mit gewaltigem Krachen stürzte eine der Umfassungsmauern des Hauses ein — das Gebälk dröhnte und zitterte; eine zweite Mauer brach zusammen, und nur noch die Scheidewände im Innern des Hauses hielten die Wogen vom ungehinderten Durchgang zurück. — Zuletzt standen vom Wohngebäude nur noch die Ständer,[1]) die das Dachgerüst, unter dem die Hausbewohner auf dem Boden Schutz gesucht hatten, trugen. Das Haus glich einem leer gewordenen Heuschober — nur mit dem Unterschiede, daß an dem Stapelplatze des Heues das salzige Wasser der Nordsee flutete — das jeden Augenblick das Sparrwerk mit den Ständern umzuwerfen drohte. Da blickte die geängstigte Predigerfamilie von ihrem schwanken Sitze schreckensbleich in das wilde Wellengewühl, das unter ihren Füßen sich entfaltete. Etwa zwei Meter tief mochte das Wasser sein, das jetzt wallend und siedend und brausend und zischend durch die sonst bewohnten Räume dahinströmte. Hier trieb ein Bett, dort ein Tisch, hier ein Schrank, dort eine mit Schätzen gefüllte Leinenkiste, der Stolz der Hausfrau — als Spielzeug der unruhigen Wellen, und als herrenloses Gut wurde es von der Schwelle fortgeführt. Jetzt bewegte sich der ganze Stall, der, auf höherer Werfte stehend, bisher noch verschont worden; er stürzte ein, ein gewaltiges Gebrause, ein

---

[1]) Die Halligháuser und die älteren Häuser der Marschen sind der vielen Sturmfluten wegen auf Ständern, meistens von Eichenholz, aufgerichtet und dann erst die Umfassungsmauern aufgeführt.

Brüllen der Kühe und Rinder, ein Blöken der Schafe wurde gehört — und man sah nichts mehr davon.

Den armen Bewohnern war bald ihre ganze lebende sowohl als tote Habe entführt; sie mußten sich selbst darauf gefaßt machen, der nächsten Welle vielleicht zum Opfer zu fallen. Retten konnten sie sich nicht, und helfen konnten sie nicht. Jeder war auf sich selbst angewiesen. Der eine Nachbar wußte nicht, ob der andere schon mit den letzten Trümmern seines Hauses davongeschwommen, oder ob er gleich ihm, den Tod vor Augen sehend, noch müßig dem Zerstörungswerke zuschaute. Wer die Demut vor Gott nicht kennt, muß solche Szenen erleben, wie die Halligbewohner sie in dieser Weihnachtsflut erlebten, und er wird sie kennen lernen, und wer stolz ist auf Geld und Gut auf dem festen Boden — der würde alles gern dahingeben für die Erlösung aus solcher Lebensgefahr, wie sie die Sturmflut für die Halligbewohner mitbringt.

Das fallende Meerwasser erweckte in den Herzen der die Flut überlebenden Halligbewohner die Hoffnung auf Errettung. Gerade zur Kirchzeit am ersten Weihnachtsfeiertage war das Wasser soweit zurückgetreten, daß man eine weitere Gefahr nicht zu fürchten brauchte. Der Prediger, obwohl naß und kalt, erhob sich mit den Seinen und hielt eine Andacht mit ihnen zur Feier des Christtages, wie er vor Eintritt der Flut eine ähnliche gehalten. Aber jetzt war der Inhalt seines Gebets ein von Herzen kommender Dank für die Errettung aus Sturm und Not, und für die Liebe des Vaters, der seinen Sohn in die Welt sandte, damit sie nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe. Und als er zum Schluß mit den Seinen anstimmte: „Danket dem Herrn! Wir danken dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!" da trugen die Wellen und der Wind, der nun erheblich nachgelassen, die Töne des Liedes hinüber nach dem Nachbarhause und von dort weiter zu den übrigen geretteten Beichtkindern des Seelsorgers. So nahmen sie alle teil an dem Gottesdienst, den sie über den Trümmern ihrer irdischen Habe, über den Wogen und unter freiem Himmel hielten. Ihr Gotteshaus hatte die Flut zerstört. Die Bretterwände desselben hatten vor der Wucht der Wellen nicht lange standgehalten. Kanzel, Altar, Stühle, Fenster und was sonst vorhanden gewesen, war weggeschwemmt. Dazu konnte man auch die Trümmer der Kirche noch nicht erreichen — und es war auch beschwerlich, von einer Werfte auf die andere zu gelangen. „Darum haben," sagt Heimreich, „ich, meine Frau und Tochter acht Tage auf dem Heuboden in Kälte, Wind und Wetter aushalten müssen, sind nicht aus den Kleidern gekommen, hatten fast nichts zu essen und zu trinken, weil Brot und Butter, Grütze, Weizenmehl, Sauer- und Pökelfleisch, womit wir uns nach Notdurft auf den Winter verproviantiert hatten, und die in Keller, Speisekammer und Schuppen verwahrt wurden, weggeschwemmt waren." Erst am Tage nach Weihnachten erhielten sie etwas Bier und Brot, womit sie sich behelfen mußten, bis sie am Tage vor Neujahr nach Husum reisen konnten. Die Flut hatte arg gehaust. Von den zwanzig Häusern dieser Hallig waren drei mit ihren Bewohnern ganz verschwunden, die übrigen, mit Ausnahme von zweien, gleich dem Predigerhause übel zugerichtet: Mauern, Hausgeräte, Mundvorräte und Viehstand fehlten. Sechzehn Menschen waren ertrunken, und die übrigen, fast ohne Ausnahme, wie ihr Prediger arm und ohne die notwendigsten Lebensmittel. Dazu war es sehr kalt. Die Öfen und die Feuerung fehlten — daß, wenn auch noch Korn vorhanden war, man nicht backen konnte. Die Brunnen, dort Fedinge genannt, waren voll Salzwasser gelaufen, so daß einer dem andern nicht einen Trunk frischen Wassers zur Feier des Weihnachtsfestes reichen mochte. In ähnlicher Weise war auf den übrigen Halligen die Weihnachtsfeier verlaufen; überall war große Not. Es war ein trauriger Anblick, die zertrümmerten Hallighütten und die armen Menschen zu sehen. Mit der ihnen eigentümlichen Ausdauer richteten sie einzelne der Häuser notdürftig wieder her. Thränenden Auges nahm die Gemeinde von ihrem Prediger Abschied, dessen Haus, sowie die Kirche erst später ausgebessert und aufgebaut werden konnten. Trotz mancher Gefahren kam er an den Festtagen zu seiner Gemeinde herüber, um mit ihr in einem Hallighause Gottesdienst zu halten.

An den beschädigten Deichen der ganzen Festlandsküste und der Inseln Föhr, Nordstrand und Pellworm wurde trotz des mit Neujahr eintretenden Frostwetters fleißig gearbeitet. Die obdachlosen Halligleute fanden zum Teil Unterkommen bei mitleidigen Nachbarn ihres Eilandes oder des Festlandes. Notdürftig versahen sich die Bleibenden mit Wintervorrat, der ihnen von glücklicheren, von der Flut nicht beschädigten Bewohnern der engeren friesischen Heimat gespendet wurde Kaum waren indessen die Deiche halbwegs zum Stehen gebracht, kaum hatten sich die Halligbewohner für den kalten Winter eingerichtet, so traf die Nordseeküsten und -inseln ein noch härteres Schicksal: eine Eisflut wiederholte am 25. Februar 1718 das Trauerspiel der Weihnacht von 1717. Die Halligfriesen, obwohl sie wieder am schwersten gelitten, rafften sich dennoch von neuem auf, Hab' und Gut vor der raubgierigen Salzflut zu schützen. Neues Unglück brachte ihnen neues, allgemeines Mitleid helfender Menschenliebe von nah und fern. Wo sie eben alles ver-

loren hatten, bauten sie sich im Laufe des kommenden Sommers wieder an. Mit ihrem geschäftigen Treiben neigte sich auch der Herbst seinem Ende zu. Und als die neue Weihnacht einzog, dachten sie der vorjährigen traurigen Weihnachtsfeier, sie dachten der thätigen Menschenliebe, die sie seitdem genossen, und diese erschien ihnen als ein Strahl der Liebe, welche der Geist des neuen Festes hineinsandte in die friedlichen Räume der ruhelos umfluteten Halligbütten.

Das Wanderlied eines Schuhmachergesellen.

Mitgeteilt von **J. Prange** in Ellerbek.

Manchem Leser unserer „Heimat" werden Bruchstücke dieses plattdeutschen Liedes, das nach Professor Handelmann zwischen 1850 und 1860 in unserm Lande entstanden ist und von verschiedenen Verfassern stammt, bekannt sein. Professor Handelmann giebt 1866 in seinem „Topographischen Volkshumor" eine Auswahl und bemerkt dabei, daß in Dörrs plattdeutschem Kalender von 1859 eine größere Sammlung dieser Liederverse gedruckt vorliege. Diese letzteren unter der Überschrift: „Krischan sin Reis int Holstensche" — habe ich bei nachstehender Zusammenstellung zu Grunde gelegt und an Varianten daneben gestellt, was sich bei Handelmann findet. Für Schleswigs Städte habe ich nur einige Strophen finden können, die am Ende dieser Sammlung zusammengestellt sind. Sollte es möglich sein, auch dort noch Reime, welche vielleicht mündlich umlaufen, zu sammeln, dann dürfte das Ganze als Zeitbild: „Wat en Schostergesell vör föftig Jahr von sin Reis in Sleswig-Holsten vertellt" — von noch größerem Interesse werden.

Niks för ungod, wat ik ju vertell —
Bün man Schoster, seggt he, un Gesell.
Schoster ok woll mal en Vers tohopen —
Js he slecht, seggt he, lat em lopen.
Dags vör Pingsten, seggt he, tröck ik ut —
Vun min Olen, seggt he, un de Brut,
Nehm de Stewweln, seggt he, un de Hot —
Un ganz slecht wer mi doch to Mot.
Ne! Mi düch nu bald, dat ik dröm —
As ik middags all in Kiel anköm!
Jn de Harbarg 's abens bi de Frünn
Wer't all beter, seggt he, mit't Besinn.
Och! in Kiel, seggt he, wer ik gern —
Old un Junk, seggt he, geit spazeren.
Old un Junk snackt di dar as Böker,
Un de ganze Welt is nich klöker.
Mit Studenten is dat nich mehr wichtig,
Mit't Studeren awers geit dat düchtig!
Un de Koplüd, seggt he, de sünd slau —
De Verkehr, seggt he, is man flau.
Js man flau, seggt he, dat wet Gott!
Doch dat beste, seggt he, sünd de Sprott!
Jn de Stadt, seggt he, „ist nicht viel,"
Düsternbrook, seggt he, dat is Kiel.[1])
Awers lewer wer ick noch in Preetz!
Feine Arbeit makt se, dat du't weetst —
Jeder drütte Mann is en Schoster,
Un de Fräuleins, seggt he, wahnt in't Kloster.[2])
Un en Sloß, seggt he, heff ick sehn!
Un en Stadt dorbi, de het Plön.
Mit de Seen, seggt he, is't 'n Prach —
Awers Aal givt't dor jeden Dag![3])
Un in Lütjenborg makt se Köm —
Un to Bett gaht se dor Klock söbn!
Un Klock fif staht se wedder op —
Un dat Rathus fallt en oppe Kopp!
Oldenborg is en grote Stadt —
Wenn dat regent, ward man ari natt,
Jn de Börs drinkt se Beer un Win —
Awers Schoster mugg ik dor nich sin!
Heilgenhaven is denn ok nich lütt.
An de Rathusdör, dar hangt en Bütt.[c])
Un se hanneln, seggt he, dar mit Macht,
Hebbt twee Böt, seggt he, un een Jacht.
Un in Nistadt harrn se en Thorn trechtbut —
Vun de Fern seg he garnig slecht ut.
Doch toletz, seggt he, maken se 'n Witz —
Setten en Halfmaand op de Spitz![4]) [d])
Un in Segbarg is en Seminar.
Och, de Kalk ward dar nümmer rar!
De Semnarissen awers, de sünd klok,
Könt di snacken, seggt he, as en Bok.[5])

---

[1]) Un en Universität is in Kiel,
De Pedell, seggt he, de heet Biel,
Un de Rektor, seggt he, wesselt af;
Mal weer't Falck, seggt he, mal weer't Pfaff.[a])
Ellerbek liggt an de Eller,
'n Dutzend Klümp putzt se weg von 'n Teller,
Un drinken dot se ok na Wunsch,
Beer mit Syrop, seggt he, nennt se Punsch.
Zweite Strophe auch:
Wer too Büttgill geiht, kommt ahn Rock
weller —[b])

[2]) Un von Kiel kannst du gahn na Preetz;
Wenn du ankummst aber, seggt he, sweet'st.
Ole Fräuleins wahnt dar in dat Kloster,
Jeder drütte Mann dar is en Schoster.

[3]) Die beiden ersten Strophen auch:
Un en Slott, seggt he, is in Plön,
Un de Dag geit dor hen mit Klön'n;

[4]) Andere Lesart der letzten Zeilen:
De Börgermeister aber mak en Witz,
Sett en Halfmaand, seggt he, op de Spitz.

[5]) Auch:
Un de Scholmeisters, de sünd klok,
Räsonnirt di, seggt he, as en Bok.

In Olsloe, seggt he, makt se Solt —
Löppt dat Water nüdli dörch dat Holt,
Un wer will, seggt he, kann dar baden,
Awers jeden is dat nich to raden.
Nu na Altna, dach ick, „mußt du gehn!"
Kriggst du Hamborg ok doch mal to sehn!
Un de Bahnhof, seggt he, weest du wat?
Liggt en Mil, seggt he, vun de Stadt.[1])
Na, ick wet ok, wat to Wansbek gelt,
As dat hergeit in de grote Welt!
Bi den Ort seech ick di en Renn'n
Un en Kirchthorn an 'n verkehrten En'n.[f])
Och, in Bramstedt, seggt he, op de Straten,
Mugg ick mi wull ins begraben laten.
Op de Steen, seggt he, kannst du meihn,
Un de Roland, seggt he, de is fein.
'n schöne Lag, seggt he, hett Niemünster;
Alle Näslang kickt mal en ut't Finster,
Un de meisten, seggt he, wev't dar Dok,
Wer dar Geld hett, seggt he, is ok klok.
Vun dat Rendsborg, seggt he, is veel Snacken,
Is en grote Stadt un vull Baracken!
Nehm to Hülp noch twee gode Frünn —
Kunn de Festung awers nich mehr finn'n.[2])
En Munjement hebbt se in de Heid,
Un de Mark, dat is ehr Stolz un Freud,
Un rech hoch geit't dar jümmers her!
Grote Mœhlen sünd dar krüz un quer.
Un in Lunnen drinkt se flitig Thee —
Awers Büsum liggt di an de See —
Vele Döntjens givt dat vun den Ort.
Vör de Floten, seggt he, lep ick fort!
Vun Wesselnburn seg ick blots en Thorn,
Un de Heid is jüm œwer worn!
Junge! wer in Burg wahnen kann,
Kickt de Sweiz, seggt he, nich mehr an.
Och in Marne, seggt he, is dat nüdlich,
För Tofredne is't dar hel gemütlich.
Un bi Brunsbüttel is en Waterpol —
För de Fräuleins ok en hoge Schol.

Un in Meldörp hebbt de Herrns ehr Scholen,
Un de Kark hört di to de olen!
Na, en Stadt kunn dat sachens sin,
As de Kremp, seggt he, un Eutin.
Au, in Glückstadt, seggt he, op de Steen —
Wer dar Glück hett, brickt dar man en Been!
Un in't Tuchthus sitt en böse Brut —
Awers mennig en knippt di ut.[3]) [h])
Mit de Wilster Kark, dat is en Staat —
Rike Börgers brüst sik op de Strat,
Wer dar enmal is an den Ort,
Ne, den lett de Masch nich wedder fort.[4])
In Hitzoe, seggt he, an de Stör,
Sitt de Lüd 's abens vör de Dör,
Un de Stänď, seggt he, op de Bänk
Krigt di Eten, seggt he, un Gedränk.[i])
Kellinghusen, seggt he, is en Flecken,
To en Stadt will dat noch nich recken,
Un de Gegend, seggt he, de is schön!
Nix as Pütt kriggst du dar to sehn.[k])
Awers Barmstedt, seggt he, mußt du weten,
Harrn se bi de Bahn ganz vergeten.
Un en Bahn hett de Ort nich kregen;
Doch de Schosteri is jümmers stegen.[l])
In Elmshorn, seggt he, set en Bann,
Drev ehr Wesent mal im ganzen Lann![m])
Grote Wertshüs givt dat in Elmshorn,
Un de Kark, seggt he, hett ken Thorn.
Awers Ütersen, dat söcht sins Gliken,
Hett en Kloster un en Barg Fabriken!
Ohm un Meddersch wahnt dar Dör an Dör,
's morgens sprekt se bi enanner vör.
Un bi Pinnbarg, seggt he, höllt de Bahn
Meern in't gröne Holt jümmers an.
Dat 's en Leben! Geist du dar ins fort -
Anner Jahr find'st du en anner Ort.[5])
'n Schelm, de mehr seggt, as he weet —
Un to Enn is nu Reis un Leed.
Un wer klok is, seggt he, markt woll Müs' -
Nix för ungod, seggt he, un — Adjüs!

Die für Schleswig geltenden und durch Professor Handelmann im „Topographischen Volkshumor" bekannt gegebenen wenigen Verse sind folgende:

Un in Tönning, seggt he, is en Haven,
Von de Landlüd' hört man em woll laven;
Doch de Dampers kamt dar op den Strand
Un de Ossen drivt wedder an dat Land.
Un bi Sleswig keem ick ok vörbi,
Liggt dar lingelangs an de Sli,
Is en ganz verdammt langes Nest;
Un de Dom, seggt he, is dat Best!

Kappeln, seggt he, is en Flecken,
To en Stadt will dat noch nich recken,
Un de Häringshandel is dar stark
Un en Häringshöker op de Kark.[o])
Un in Flensborg, seggt he, hebbt se Geld,
Liggt an de Ostsee, seggt he, nich an'n Belt;
Un de Lüd' sünd dar swinpolit'sch,
Welk sünd dän'sch, seggt he, welk sünd dütsch.

---

[1]) Altna, seggt he, is en Hupen Hüs'.
Wo dar Rotten sünd, dar sünd keen Müs',
Un wo Geld is, gelt keen Kunst;
Is ja doch man, seggt he, blauen Dunst.[e])
[2]) Rendsborg liggt an de Eider,
Weer en Festung, seggt he; aber leider!
Wo de Wall weer, is nu en Graben,
Un dat Ünnerste, dat liggt nu baben.[g])
[3]) Die beiden letzten Zeilen auch:
Un in't Tuchthus hebbt se vel' tohopen,
Abers lat' se jümmers wedder lopen.
[4]) Un in Wilster, seggt he, gift't wat God's,
Un de Masch lett een'n nich wedder los.
Wer in Borg, seggt he, wahnen kann,
Kickt de Sweiz, seggt he, nich mehr an.
[5]) Un tonachers güng ik op Chaussee,
Un ick freu mi, as ick Quickborn seech;[n])
Denn na Quickborn heet en fein Gedicht.
Wat dat heten sall, dat weet ick nich.

Anmerkungen: a) Prof. N. Falck starb 1850, Chr. H. Pfaff 1852. b) Bei der großen Büttgilde wird den Fremden ein Süßbier mit Citronen usw. als „Willkommen" gereicht. c) Der Schwanz eines hier gefangenen merkwürdigen Seetiers. d) Der Turm wurde 1846 erbaut. e) Altona war durch Kunstwerke, öffentliche Bauten und Kunstsinn wenig ausgezeichnet. f) Bekannt durch die Pferderennen; der Kirchturm steht nicht nach Westen. g) Nach 1851 ließ die dänische Regierung die Festungswälle abtragen. h) Bei der mangelhaften Beschaffenheit des Gefängnisses sollen Entweichungen nicht selten gewesen sein. i) Erinnert an die holsteinische Provinzialstände-Versammlung. k) Thonfabrik „Fernsicht." l) Die Altona-Kieler Eisenbahn sollte nach dem ursprünglichen Plan über Barmstedt gehen. m) Eine Diebesbande, die lange Holstein unsicher machte, wurde hier gefaßt. n) Der Quickborn, „lebendiger Brunnen," erschien 1853. o) Eine Figur mit einem Fisch in der Hand ist Wetterfahne.



Mitteilungen.

1. Bemerkung zu dem Aufsatz des Herrn Barfod in Nr. 10 der „Heimat": **„Die Natur im Volksmunde."** Von den Bäumen, welche nach angestellten Beobachtungen am häufigsten vom Blitz getroffen werden, wird unter den Stärkebäumen (S. 187) auch die Esche genannt. In der veröffentlichten statistischen Tabelle, betreffend Blitzgefährdung, ist die Esche nicht mit angeführt und in dieser Beziehung mit anderen Bäumen verglichen worden. Vor einigen Jahren wurde in hiesiger Gegend in dem Dorfe Bullendorf (umgeben von Moorländereien) eine auf dem Hofplatze des Landmannes Joh. Harms an einem Wassergraben stehende Esche vom Blitz getroffen. Statt aber den Baum zu zersplittern oder erheblich zu beschädigen, hatte der elektrische Strom nur eine geringe Spur hinterlassen; man sah nur eine unbedeutende Rinne unterhalb der Krone auf einer Strecke am Stamme herunterlaufend; Holzteile waren nicht berührt worden, während eine in demselben Dorfe befindliche Pappel von einem Blitz ganz zerschmettert wurde. Die Esche ist als Alleebaum in der Marsch und in unseren Moorgegenden, an den Gräben entlang gepflanzt, sehr zahlreich vertreten, von ansehnlicher Höhe und Dicke, aber man hat fast niemals von Blitzschlägen gehört, von denen diese Baumart getroffen worden ist. Das Holz der Esche ist hart, dabei außerordentlich trocken, so daß man es im frischen Zustande sofort als Brennmaterial benutzen kann.

Hahnenkamp. J. Butenschön.

Nachschrift. Wenn in der erwähnten Statistik die Esche als ein durch Blitzschlag gefährdeter Baum gegenüber den sogenannten Fettbäumen aufgezählt wird, so ist dies nur relativ gültig. Daß die Esche, was Gefährdung anlangt, erheblich hinter der Pappel zurücksteht, geht aus der Fortsetzung der Statistik hervor, die in gegebener Veranlassung jetzt mit genannt werden mag: In den sechs Jahren der Beobachtung ergab sich für Bäume, deren Verbreitung im Gebiete auch nicht annähernd zu bestimmen war, folgendes nach der Häufigkeit der Blitzschläge geordnete Resultat: Pappel 43, Birnbaum 38, Linde 18, Kirschbaum 13, Edelkastanie 12, Nußbaum 8, Esche 8, Apfelbaum 7, Weide 6, Pflaumenbaum 5, Ulme 3, Weinstock 2, Ahorn, Holunder, Zirbelkiefer, Pfirsichbaum je einen.

Kiel. Barfod.

2. **„Claas Duncker,"** Lebensbild eines holsteinischen Originals, von K. Brügge-Heringsdorf — in Nr. 11, Jahrgang 1901 der „Heimat" — hat mich sehr interessiert. Wir haben Claas Duncker oft durchs Dorf, von Haus zu Haus, begleitet und den Tönen seiner Klarinette gelauscht; er war uns Kindern ein gern gesehener Mann. — Sein Zeitgenosse war der Kesselflicker „Johann Fleiter," so allgemein von jung und alt genannt, weil er bei seiner Arbeit stets lustige Melodieen pfiff. Wenigstens einmal jährlich kehrte er in unserm Dorfe ein und schlug alsdann seine Werkstatt auf des Bauervogts Hofstelle unter einer großen Eiche auf. Sein Einzug war uns Kindern ein besonderes Ereignis. „Johann Fleiter" is dor!" hieß es, und hatten wir alsdann nichts Eiligeres zu thun, als ihm alle reparaturbedürftigen Messing- und Kupfergeräte aus unseren Häusern hinzuschleppen, woran er dann tagelang Arbeit hatte. Es war unser Bestreben, ihn möglichst lange festzuhalten. Er belohnte unsere Helferdienste durch allerlei Erzählungen; besonders imponierte uns, daß er Schlangen in den Taschen und auf der bloßen Brust trug und gebratene Igel aß. Stets trug er einen hohen Zylinderhut, in welchem er allerhand Papiere und andere Sachen verpackt hatte. Nachts logierte er in Scheunen oder Backöfen. Seinen eigentlichen Namen habe ich nie gehört. Wenn ich nicht irre, hatte er seine Wohnung in Rooge, einem Dorfe bei Neustadt.

Hohenhude bei Kiel. E. Lange.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 2. Februar 1902.

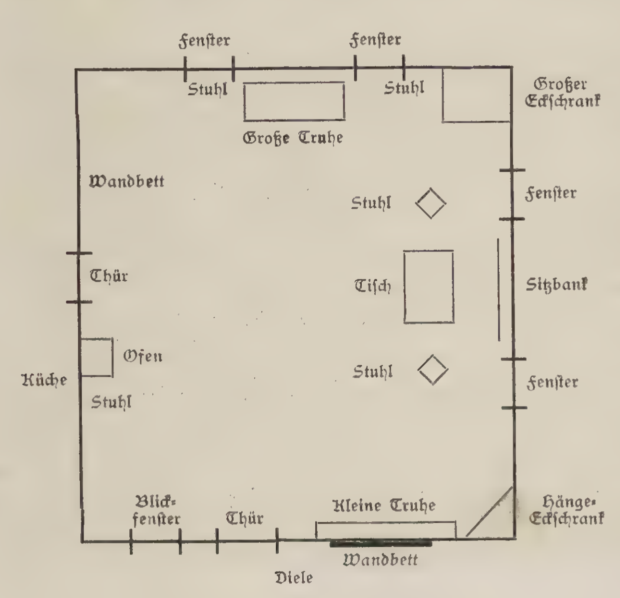
Die Wilstermarsch-Stube im Altonaer Museum.

Von O. **Wentorf** in Altona.

Die Art älterer Museen, mit Unmengen einzelner Gegenstände aus aller und keiner Herren Länder einem den Kopf wirr zu machen, ist im Altonaer Museum glücklich überwunden. Ich sage: glücklich überwunden. Denn da läuft man ein paar Stunden herum, bestaunt allerlei kurioses Zeug von Hottentotten und Australnegern, ergötzt sich an bunten Farben, wunderlichen Formen der Tiere, deren Namen andächtig von der Etikette gelesen werden, und wenn man hernach draußen ist, sucht man den Kopfschmerzen vorzubeugen oder sie zu vertreiben durch möglichst schnelles Vergessen der wirren Bilder. Selten nimmt der Geist, fast nie das Gemüt etwas Dauerndes mit sich. Beides aber ist der Fall, wenn man z. B. die Zimmereinrichtungen dieses Museums verläßt. Wie viel klarer, ergreifender und wirkungsvoller erkennt man hier durch unmittelbare Anschauung Wohnart und Lebensweise unserer Vorfahren als durch kulturhistorische Schilderungen oder mühsames Konstruieren im Geist nach den zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschauten Einzelgegenständen! Mir scheinen diese Zimmer auch besonders deswegen wichtig, weil sie weitere Kreise auf bäuerliche Kunst aufmerksam machen dürften, wie das auch kürzlich O. Schwindrazheim durch einen Aufsatz im 2. Septemberheft des „Kunstwart" versuchte. Es gilt ja gemeinhin als Unsinn, von Bauernkunst zu sprechen. Dem Bauern wird jedes Verständnis und Interesse für Kunst schlechtweg abgesprochen. Er gilt als Vertreter des rohen Geschmacks, der Geschmacklosigkeit. Sollte man nicht etwas vorsichtiger werden im Urteil, wenn man bedächte, daß der Bauer täglich seinen Geschmack bilden kann an den Werken des einen Meisters, den ja wohl auch die städtische Kunst respektiert: Natur!? Man wird ganz verwundert, wenn man die Predigt neuerer Künstler: Mehr Freude an der Farbe! in der Bauernkunst längst vor der Predigt That geworden sieht; oder wenn man jener „modernen" Linienführung, durch welche so besondere Wirkungen zu erreichen sind, schon in den Ornamenten bäuer-

licher Kunst begegnet. Mir scheint nähere Beschäftigung mit der leider fast erstorbenen Bauernkunst durchaus nutzbringend zu sein. Bietet sie auch nicht immer große Vorbilder, sie regt doch durch ihre Eigenartigkeit an; vor allem, sie atmet Volksgeist. Und welcher künstlerische Geist wäre nicht durch inniges Versenken in das Volkstum aufs reichste befruchtet worden?

Betreten wir die Wilstermarsch-Stube aus dem Jahre 1759, die von nicht geringem Kunstsinn zeugt, und aus der besonders deutlich Dauerhaftigkeit und glückliche Verbindung des Praktischen mit dem Gefälligen, Anheimelnden zu uns spricht. Die Stube mißt über 5 m im Geviert. Die beiden Außenwände und die Ofen (Küchen-) wand sind mit Kacheln belegt. Die an die Diele grenzende Wand sowie der Alkoventeil der Küchenwand sind von reich geschnitzter Holztäfelung bedeckt. An jeder Außenwand sind zwei Fach Fenster, eine Thür führt nach der Diele, eine nach der Küche. An der einen Außenwand steht die Sitzbank mit dem mächtigen Tisch davor, an der zweiten eine große Truhe, in der Ecke dieser beiden Wände ein Eckschrank. An der Küchenwand sehen wir Ofen, eine holländische Uhr, das Pfeifenreck und das Mangelbrett. Von dem Stuhl neben dem Ofen gestattet das Blickfenster den Ausblick auf die Diele. Der skizzierte Grundriß mag das Gesagte verdeutlichen. Schauen wir uns das Zimmer näher an. Zunächst berührt es sehr wohlthuend, daß man nicht papierbeklebte Wände sieht, wie es in unserm Zeitalter — es ist unzweifelhaft ebenso sehr ein papiernes als ein eisernes zu nennen! — Mode geworden ist. Betrachten wir die Dielenwand genauer. Die Dielenthür hat zwei länglich achteckige Mittelfelder, umgeben von einer Zahl geschnitzter Rundleisten. Die Ecken sind durch Rankenornamente geschmackvoll ausgefüllt. Reich geschnitzt ist auch der Rand des rechts von der Thür liegenden Blickfensters, durch welches der Bauer von der Stube aus die Diele beobachten konnte — des Herrn Auge macht die Pferde fett! Durch eine



Grundriß der Wilstermarsch-Stube.

gewundene Mittelsäule ist das Fenster in zwei Teile geteilt. Auf der Fensterbank stehen ein paar Zinnkrüge und eine Schale mit Früchten aus Steingut. Die Glasur der Äpfel, Birnen, Gurken ahmt die Naturfarbe dieser Früchte sehr glücklich nach. Über und unter dem Blickfenster liegen Wandschränke, deren schön geschnitzte Thüren Sechseckfüllungen mit ausspringenden Seiten zeigen. Über der Dielenthür befindet sich ein kleiner Prunkwandschrank für bunte Teller. Die Ornamente der durchbrochen geschnitzten Thüren zeigen außerordentlich schöne Linienführung. Links von der Dielenthür sehen wir ein Wandbett, dessen Thüren als Teile der



Die Wilstermarsch-Stube.

Wandtäfelung erscheinen und so den Gesamteindruck in keiner Weise stören. Trotz meines modernen Widerwillens gegen Wandbetten kann ich mir lebhaft vorstellen, mit welcher Behaglichkeit der Bauer, während der Wind vielleicht den Regen gegen die Scheiben trieb, die Thüren öffnete, sich auf die kleine Truhe vor dem Bette niederließ und sich dann dort drinnen endlich behäbig zur Ruhe streckte.

Die drei übrigen Wände zeigen Kachelbedeckung. Die Kacheln der Ofenwand hielten im Winter das Zimmer warm, denn an der Rückseite lag der Herd. An den Außenwänden boten die Kacheln guten Schutz

gegen Feuchtigkeit. Daß sie keinen steifen Eindruck machen, verhindern die blaufarbigen Bildchen, mit denen jede versehen ist. Es sind ohne Ausnahme biblische Bilder; die zu Grunde liegende Bibelstelle ist darunter verzeichnet. Natürlich zeigt nicht jede Kachel ein neues, eigenes Bild. In Abständen kehrt dasselbe Bild wieder, allein die Zahl der Muster ist doch ziemlich groß.

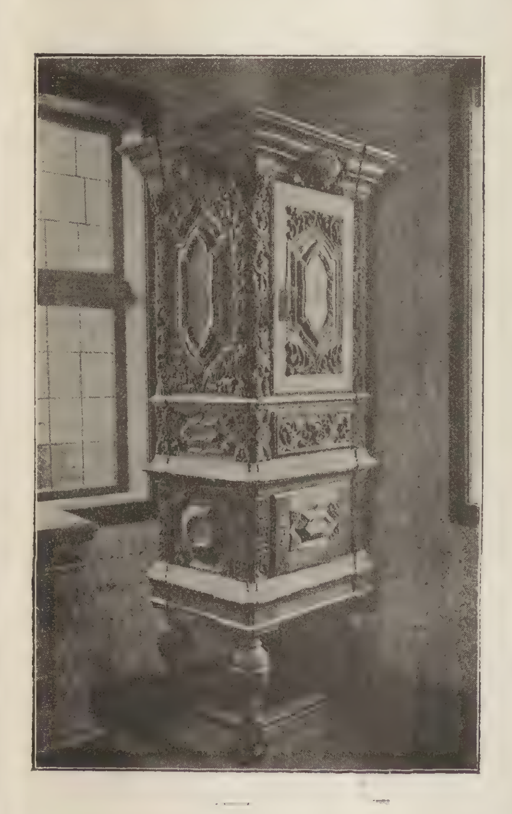
Die Fenster mit gewundenem Mittelbalken haben kleine quadratische Scheiben in Bleifassung. Einige dieser Scheiben sind farbige Glasbildchen. Bei einer Feier nach Errichtung des Hauses, dem „Fensterbier," schenkten Freunde und Bekannte dem Besitzer diese Scheiben. Da hat Hans Wilhelm Ebeling eine Scheibe verehrt, auf der zwei Zimmerleute mit einer Schrotsäge einen Balken zersägen. Auf der Scheibe des Thomas Lehmberg ist ein Bauer zu schauen, der einen Bienenschwarm vom Ast in den Korb einfängt. Das Fenster des Thomas Heinrich Lüdtkens zeigt ein prächtiges, starkes Bauerngespann, auf dem ein Hochzeitspanr durch die Felder fährt. Daneben steht das Sprüchlein: „Die Alten haben Ja beständig prophezeit: May monats kält und nas bringt rechte beut." Die fröhliche Feier wird beim Anblick der Fenster wieder lebendig vor unsern Augen. Wir lesen die Namen der Teilnehmer, manches Bild verrät uns den Stand des Gebers, und vielerlei lassen wir uns erzählen über Art und Weise jener Zeit, in der die Feier stattfand.

Die Decke ist durch zwei starke Balken in drei gleiche Felder geteilt. Auf jedem Feld sehen wir drei biblische Bilder mit kurzen Versen, wie: „Gott nährt Eliam in Hungers Not und sendet ihm dnrch Raben Fleisch und Brot." Oder: „Wer so wie Jakob schläft in Gott, wird sehn die Engel auf der Himmelsleiter gehn." Die Bilder sind mit Lasurfarbe auf Holz gemalt und nach den Stichen des Mathias Merian in einer Straßburger Bilderbibel von 1630 hergestellt. Die Seitenflächen der dicken Balken sind durch Landschaften geschmückt. Biblische Bilder von der Decke, auf jeder Wandkachel, biblische Darstellungen endlich auf den Seitenflächen des Ofens: das lehrt uns deutlicher als kulturgeschichtliche Studien, was die heilige Schrift einmal für das Geistesleben des Volkes bedeutete.

Wenden wir uns jetzt den Ausstattungsgegenständen zu. Zwischen den beiden Fenstern einer Außenwand steht die Sitzbank mit dem mächtigen Tisch davor. Sie hat auf den Feldern der Rückenlehne drei Monogramme, umrahmt von Ornamenten in Flachschnitzarbeit. Charakteristisch ist die Farbe. Ein Blau, zu dem wohl die Kornblume ursprünglich Vorbild gewesen ist, bildet die Grundfarbe. Die geschnitzten Ranken- und Blattformen sind grün und einige Blüten endlich rot. Denselben kräftigen satten Farben begegnet man auch bei den Fensterrahmen und den Stühlen. Die hölzernen Stühle haben in der Rückenlehne Rundsäulchen und ein schön geschwungenes Oberstück. Die Seitenlehnen sind gerade. Die Be-

quemlichkeit des Stuhls wird dadurch erhöht, daß die Vorderbeine in dem vom Sitz zur Seitenlehne führenden Teil nach außen gebogen sind. Die Beine sind unten durch eine oder zwei Reihen Querleisten verbunden.

Der Tisch hat eine starke steinerne Platte, getragen von mächtigen säulenartigen Eichenbeinen, die sich in der Mitte zu plumpen Kugeln erweitern und unten mit umgekehrten flachen Halbkugeln aufstehen. Ein Tisch, der an Derbheit und Festigkeit der Bauernspeise entspricht! Zwei Schränke finden wir in der Stube. Ein kleiner schön geschnitzter Hänge-Eckschrank ist in der Ecke zwischen Dielen- und Außenwand angebracht. Er wird aber in den Schatten gestellt durch den Schrank in der Ecke der beiden Außenwände. Dieser ist ein wahres Prachtstück. Die Eckleisten sind ganz außerordentlich reich und schön geschnitzt. Mit welcher Kunst sind stilisierte Blätter, Blüten und die immer wiederkehrende Weintraube miteinander verwertet! Wie sauber und dauerhaft ist alles gearbeitet. Hier gedenkt man wirklich wehmütig der guten alten Zeit, wenn man sich die modernen Schundmöbel vergegenwärtigt, die das Land überschwemmen, die schon aus dem Leim gehen, wenn man sie nur mal schief ansieht, und die gewöhnlich zur Umgebung passen wie die Faust aufs Auge. Dasselbe wehmütige Gefühl bleibt, wenn man die 1 m hohe kostbare Truhe mit Flachschnitzerei und Intarsia-Arbeit anschaut. Sie nimmt den Raum zwischen den Fenstern der zweiten Außenwand ein.



Der große Eckschrank.

Wenden wir uns zuletzt der Ofenwand zu! Ungefähr in der Mitte führt eine Thür, der Dielenthür gleich, in die Küche. Rechts von der Thür liegt ein zweites Wandbett, dem ersten genau entsprechend. Links ist die Wand mit Kacheln belegt. Hier lag in der Küche der Herd. Dadurch hielt sich die Kachelwand warm, was im Winter an Feuerung sparte. Vom Herd aus heizte man auch, bequem und praktisch zugleich, den Ofen. Dieser „Bilegger" ist eisern, seitlich mit biblischen Darstellungen und an den Kanten mit Messingknöpfen verziert.

Auf ihm steht ein schönes hölzernes Ofenreck, über welches man Wäschestücke zum Trocknen legte. Rechts vom Ofen hängt eine alte holländische Uhr, links das „Pipenreck“ mit den langen Kalkpfeifen. Unter dem Pfeifenreck hängen Mangelholz und Mangelbrett, ein Stolz der Hausfrau. Das Brett ist sehr reich geschnitzt, fast sollte man meinen zu kostbar für den Gebrauch. —

So haben wir die Rundschau im Zimmer vollendet. Wir möchten weilen und von den Zeiten träumen, da hier der Bauer festen, schweren Schritts hereintrat und die schnelle Bäuerin ein- und ausging. Allein uns fehlt ein letztes: das Personenbild. Wie belebt doch die Propsteierin in ihrer Tracht das Propsteier Zimmer! Wir hätten dasselbe von der Wilstermarsch-Stube gewünscht.

Anmerkung: Die Stube ist dem 1759 erbauten Hause des Peter Haß aus Großenwisch bei Wewelsfleth entnommen. Wände, Decke und Eckschrank sind ursprünglich, das Übrige ist aus andern Ortschaften der Wilstermarsch ergänzt.



Altditmarsische Befestigungen.

Von **Johannes Goos** in Meldorf.

I.

Die vorliegende Arbeit, welche in der Generalversammlung der „Heimat“ am 8. Juni 1897 in Meldorf als Vortrag gehalten wurde, ist als abgeschlossen nicht anzusehen. Das Material ist zu umfangreich, als daß es sich in einen einzigen Vortrag hineinzwängen läßt. Dazu kommt, daß viele Punkte dieses Gebietes der ditmarsischen Geschichtsforschung noch unklar sind. Wenn ich trotzdem den Stoff bearbeitet habe, so geschah es in der Hoffnung, manchem ein wenigstens annähernd klares Bild des Befestigungswesens unseres Ditmarscherlandes zu geben.

Ich gedenke, zunächst eine allgemeine Übersicht über die Landesverteidigung zu bieten und sodann auf eine Befestigung, die von Meldorf, etwas näher einzugehen. Die Marsch ist dabei fast ganz unberücksichtigt geblieben, da sie in den letzten Jahrhunderten der Freiheit wenig betreten ward und so viele Fragen hier noch zu unklar sind, als daß ein einigermaßen sicheres Bild gezeichnet werden könnte. — Ich glaube z. B. weder, daß der häufig vorkommende Name „Hemm,“ „Hehm,“ immer auf Verteidigung Bezug hat, bin vielmehr der Ansicht, daß er sich in vielen Fällen auf Wasserhemmung bezieht, noch kann ich mich der Ansicht anbequemen, daß die sogenannten „Freiberge“ bewehrte Wurten waren, wenn auch einmal Waldemar II. eine solche befestigte. Viele fragliche Punkte sind um so schwerer zu erledigen, als die topographischen Verhältnisse der Marsch in den letzten Jahrhunderten sich in kaum glaublichem Maße verändert haben.

Man hatte in früherer Zeit nicht nötig, in der Marsch viele Befestigungen anzulegen, da sie so von Prielen, Gräben und Niederungen durchzogen wurde, daß es dem Feinde infolge der schlechten Entwässerung nur sehr schwer möglich war, in die Marsch einzudringen. Außerdem wurde es dem Marschbewohner leicht, durch Öffnen der Schleusen einen großen Teil des Landes unter Wasser zu setzen, ein Verfahren, das die Ditmarscher 1500 in der Schlacht bei Hemming-

stedt mit so großem Erfolg anwandten. Auch 1627 öffnete man die Schleusen bei Gelegenheit der Verfolgung Christians IV. durch Wallenstein. — Um nun, falls der Feind doch einmal in die Marsch eindringen sollte, eine Sicherung zu haben, hatte man an vielen Stellen die Kirchhöfe mit einer starken Mauer umgeben, und so boten sie, mit Schießscharten versehen, den Verteidigern eine vorzügliche Deckung, den Weibern und Kindern eine Unterkunft. — Wir sehen, daß es den Feinden Ditmarschens nicht leicht wurde, in der Marsch vorwärts zu kommen; vor allen Dingen aber sollten sie erst dorthin gelangen, und zu dem Zwecke war die Geest Ditmarschens zunächst zu erobern. — —

Man wundert sich oft darüber, wie es dem kleinen Ditmarschervolke möglich gewesen ist, seine Unabhängigkeit durch so viele Jahre zu erhalten, — wie zu einer Zeit, wo schon alle anderen Landstriche den Fürsten unterthan waren, sich der kleine trotzige Bauernfreistaat gegen den andrängenden Feind zu halten in der Lage war. Der Gründe, warum dieses geschehen konnte, giebt es viele:

Nicht zu unterst an steht die vielgerühmte Tapferkeit der Bewohner.

Das feste Gefüge der alten Geschlechtsverbindungen war außerordentlich dazu angethan, Einigkeit in der Streiterschar herzustellen. Tobten auch oft grimme Fehden zwischen den einzelnen Geschlechtern: in der Stunde der Gefahr ruhte der innere Zwist; es gab nur ein Ziel, nur ein Streben: die Freiheit des Vaterlandes zu wahren!

Der Reichtum der Bewohner ermöglichte es vielen, ihren Söhnen eine mehr als gewöhnliche Bildung zu geben. Söhne Ditmarschens fand man auf fast allen Universitäten. Nach Hause zurückgekehrt, über kurz oder lang an die Spitze der Gemeinde, des Geschlechtes oder des Freistaates selbst gestellt, waren sie imstande, vermöge ihrer Bildung den Fürsten und deren Räten oft erfolgreich zu begegnen, und nicht in unserm Jahrhundert allein hatte die Diplomatie ihren großen Einfluß.

Vor allen Dingen aber: die topographischen Verhältnisse des Landes machten Ditmarschen zu einem Landstrich, der nur unter den allergünstigsten Umständen zu erobern war. Ditmarschen bildete gleichsam eine natürliche Festung: im Westen die Nordsee, im Süden die Elbe, deren Ufer für feindliche Schiffe ohne kundige Führung nicht zu erreichen waren. Im Norden deckte der Eiderstrom mit seinen Niederungen und Brüchen das Land. Im Osten wurde es teils geschützt durch die Sümpfe der Gieselau, teils durch die Niederungen und Moore der Holstenau, des Kudensees und des Höner- oder Blangenmoors. — So stellt sich uns Ditmarschen fast als eine von Wasser und Sumpf umgebene Insel dar. Ich sage f a s t, denn e i n e n wunden Punkt gab es für das Land und seine Verteidigung: die Strecke von Wennbüttel bis südlich fast nach Schafstedt. Hier hängt die Geest Ditmarschens zusammen mit dem übrigen Holstein. Auf dieser Strecke Ditmarschen abzuschließen, ist erst dem endenden 19. Jahrhundert vorbehalten gewesen durch den Bau des Kaiser Wilhelm-Kanals. Man fragt wohl, warum die Ditmarscher diese Stelle nicht sicherten durch Schanzen und Gräben, und vor einiger Zeit las ich — ich weiß nur nicht mehr wo? —, man würde dies wohl noch nachgeholt haben, wenn das Jahr 1559 für das Land glücklicher verlaufen wäre. Ich glaube nicht! Hätte man hier Verschanzungen angelegt,[1] so hätte man auch die Verpflichtung gehabt, sie zu verteidigen. Da wäre aber zur „Landhöde" eine starke Mannschaft nötig gewesen, größer, als sie jemals die schwach bevölkerte Gegend um Albersdorf zu stellen in der Lage war. Bei einer etwaigen Invasion war also Albersdorf dem Feinde preisgegeben, und mit diesem Orte die ganze Um-

[1] Es wird wohl behauptet, es seien dort Verschanzungen gewesen und Spuren noch sichtbar. Ich habe sie nicht finden können, und ortskundige Leute der Gegend wissen ebenso-wenig von Schanzen dort.

gebung. Das einzige, was man zum Schutze der Gegend that und wohl auch nur thun konnte, war, die dort bestehenden Waldungen nach Möglichkeit zu sichern und undurchdringlich zu machen.

Wie die Karte zeigt, präsentiert sich uns westlich von der oben genannten



Ditmarsische Befestigungen.

Invasionsstelle ein Geestplateau, das seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden hat, und auf dem Tellingstedt, Albersdorf, Nordhastedt und Süderhastedt liegen. Dies Plateau war in alten Zeiten stark bewaldet, trug den sogen. „Ries-

wohld," der so dicht war, daß Neocorus von ihm erzählt, ein Eichkätzchen habe, ohne ein einziges Mal den Boden zu berühren, von Meldorf bis zur Landesgrenze von Baum zu Baum hüpfen können. Die ganze Ebene wird nun wohl nicht bewaldet gewesen sein, wenigstens nicht die Krumstedter und die Königsheide. — Bei einem Einfall gewann also der Feind dies Plateau leicht. Und in der That hat diese Gegend zu allen Zeiten unter den Greueln des Krieges außerordentlich zu leiden gehabt.

Dem Feinde aber war mit der Eroberung dieser Ebene sehr wenig gedient, denn das Ziel aller Einfälle war doch die Eroberung des ganzen Landes, und die Plünderungen sollten nur Ditmarschen schwächen und einer Übergabe geneigter machen! — An die eben beschriebene Geestebene schließt sich nach Süden hin eine Halbinsel, umgeben von der Wolbersau mit dem Quickbek, dem Kudensee, der Marsch und der Süderau mit dem Fredebek. Fredebek und Quickbek nähern sich eben westlich des Ortes Quickborn bis auf wenig hundert Meter. Diese Geesthalbinsel trägt die Kirchörter Windbergen, Burg, St. Michaelisdonn und außerdem Gudendorf, das alte Wodansfeld. Die Stelle, wo diese Halbinsel mit dem Plateau zusammenhängt, wird abgesperrt durch alte Befestigungen. Drei Schanzreihen mit dahinter liegenden Laufgräben sichern die Stelle zwischen Fredebek und Quickbek oder dem Helmschen Bach. Sie schließen also Windbergen, Burg und St. Michaelisdonn sowie die dahinter liegende Marsch von Brunsbüttel, Eddelak und Marne, den „Süderstrand," von der Einfallsstelle ab. — Noch auf einer anderen Stelle, westlich vom Fredebek, finden wir alte Laufgräben. Man scheint also einen Übergang über den Fredebek und damit eine Umgehung der Quickborner Schanzen nicht für unmöglich gehalten zu haben. — Die Frage, wann diese Schanzwerke entstanden sind, ist schwer zu entscheiden. Wenn ich nicht sehr irre, hat seinerzeit Hauptlehrer Maaßen in Meldorf in den Quickborner Schanzen Urnenscherben aus prähistorischer Zeit gefunden. In geschichtlicher Zeit ist dort nicht mehr gekämpft worden. — Als im Jahre 1500 der Feind in Ditmarschen einfiel, nahm er seinen Weg über Windbergen, um Meldorf zu erobern, betrat also diese Halbinsel. Bislang mußte man nun annehmen, er sei über Frestedt oder Quickborn gekommen. Auf einer Museumsreise erzählte mir vor einiger Zeit ein alter Mann aus Frestedt, er habe in seiner Jugend beim Torfgraben bedeutend nördlich von Frestedt, dort, wo der Nordrand des Windbergener Geestrückens nach Süden umbiegt, einen Übergang gefunden durch das Moor, bestehend aus Pfählen und Faschinen. Der Ort heiße noch heute „Fuhlenwehren."[1]) Die Sage gehe, am „Fuhlenwehren" habe der Feind seinen Übergang genommen, als er in Windbergen die Hochzeit störte, also 1500! Von „Fuhlenwehren" führt ein Weg direkt nach Windbergen. Angenommen, diese Sage, die mir später von anderen Leuten bestätigt wurde, habe einen geschichtlichen Hintergrund: aus welchem Grunde wählte der Feind nicht den viel bequemeren Weg über Quickborn oder bei dem Dorfe Frestedt selbst, sondern den viel beschwerlicheren durch das Moor? Fürchtete er, dort von den Ditmarschern aufgehalten zu werden, und waren wohl gar die Schanzen damals noch intakt? Es ist fast anzunehmen! —

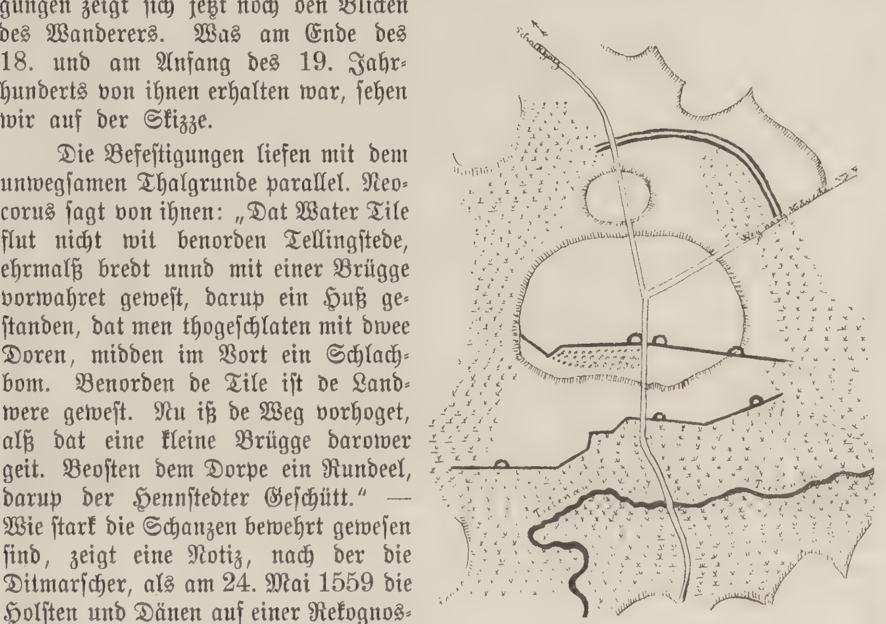
Man wird sich nun fragen, weshalb der Feind sich nie um die Eroberung dieser vorhin beschriebenen Halbinsel kümmerte und nie nach der dahinter liegenden Marsch zog? Die Antwort wird wohl lauten müssen: diese Gegend einzunehmen, trug für die Unterwerfung des Landes nichts aus; mit ihrer Eroberung war die Macht Ditmarschens keineswegs gebrochen. Sollte der eigentliche Lebensnerv des freien Ditmarschen abgeschnitten werden, so mußte man den Norden erobern.

[1]) „Fuhlenwehren" = schlechte, faule Wehr?

Der Süderstrand spielte in der Zeit des Glanzes des Freistaates keine Rolle, er war nicht einmal im Rate der 48 Regenten vertreten.[1])

Sollte, wie schon einmal erwähnt wurde, bei einer Invasion Ditmarschen zu Tode getroffen werden, so mußte der Feind versuchen, die Nordermarsch mit den Kirchspielen Oldenwöhrden, Wesselburen, Hemme, Neuenkirchen, Lunden und St. Annen in seine Gewalt zu bringen. Dies war das Herz des Landes. „Herrliche alte Geschlechter," sagt Neocorus, „wohnten hier."

Da galt es aber, gewaltige Hindernisse zu überwinden, — die Hammen! Im Norden des mehrfach erwähnten Plateaus sehen wir eine große Geestinsel, von demselben getrennt durch die unwegsamen Niederungen der Tielen- und der Broklandsau. Auf ihr liegen Norder-Tellingstedt, Delve und Hennstedt. Es ist dies das vielgenannte Gebiet der Norderhamme. Nur an einer Stelle nähert sich diese Geestinsel dem Plateau: eine Viertelstunde nördlich vom Orte Tellingstedt. Die jäh abfallenden Höhenzüge sind nur 2—3 Minuten von einander entfernt. Dazwischen liegt die Tielenau mit ihren Wiesen. Das Norduser war hier mit starken Verschanzungen versehen. Nur ein kläglicher Rest der alten Befestigungen zeigt sich jetzt noch den Blicken des Wanderers. Was am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts von ihnen erhalten war, sehen wir auf der Skizze.



Die Tielenschanzen.

Die Befestigungen liefen mit dem unwegsamen Thalgrunde parallel. Neocorus sagt von ihnen: „Dat Water Tile flut nicht wit benorden Tellingstede, ehrmalß bredt unnd mit einer Brügge vorwahret gewest, darup ein Huß gestanden, dat men thogeschlaten mit dwee Doren, midden im Vort ein Schlachbom. Benorden de Tile ist de Landwere gewest. Nu iß de Weg vorhoget, alß dat eine kleine Brügge darower geit. Beosten dem Dorpe ein Rundeel, darup der Hennstedter Geschütt." — Wie stark die Schanzen bewehrt gewesen sind, zeigt eine Notiz, nach der die Ditmarscher, als am 24. Mai 1559 die Holsten und Dänen auf einer Rekognoszierung hier vordrangen, aus 12 Geschützen feuerten. Ein vornehmer Ditmarscher soll sich anheischig gemacht haben, hier mit 200 Mann ein ganzes Heer aufzuhalten. Nach einer im hiesigen Museumsarchiv befindlichen Schrift eines oldenburgischen Offiziers sahen die Schanzwerke um 1830 etwa folgendermaßen aus: „Beinahe 210 Ellen nördlich von der Tielenbrücke sieht man mehr oder minder deutliche Spuren von einer dreidoppelten Schanze, von welcher die vorderste sich in einer Länge von 300 Ellen zu beiden Seiten des Weges erstreckt und in ihrem Laufe ein- und ausgehende Winkel bildet

[1]) Nach dem Grunde des Ausschlusses hat man viel gefragt. „Sie sollen es in der Schlacht bei Hemmingstedt versehen haben," sagen die alten Chronisten. Doch ist der Grund wohl darin zu suchen, daß der Süderstrand zu weit vom Sitze der Regierung entfernt lag und zu schwer zu erreichen war.

und außerdem mit drei runden, geschlossenen Schanzen versehen ist. Die zweite Verschanzung, ungefähr 112 Ellen weiter nördlich, ist auf einer Anhöhe gelegen und erstreckt sich ebenso weit nach beiden Seiten vom Wege wie die erstgenannte, doch nicht ganz in derselben Richtung, sondern vielmehr inklinierend gegen den linken und divergierend gegen den rechten Flügel; auch diese ist gleich jener mit drei runden Schanzen versehen. Rechts vom Wege vor den Verschanzungen findet man Löcher oder Wolfsgruben. Die dritte Verschanzung, ungefähr 500 Ellen weiter nördlich an dem Wege nach Schalkholz, bildet aus- und eingehende Bogen, der Wall ist mit einem ziemlich tiefen Graben versehen und hat eine Länge von 537 Ellen. Diese Verschanzung ist am Fuße einer Anhöhe belegen, ihr rechter Flügel erstreckt sich 48 Ellen über den Weg bis an das Moor."

Bald hinter den Verschanzungen begann das dichte Schalkholz zur größeren Verstärkung der Befestigungen. Westlich von der Schanze zog sich bis nach der im Broklandsauthale liegenden Geestinsel Rederstall ein breiter Graben hin, „de ole Landgraben." Er soll nach 1403 angelegt worden sein, und als Grund für die Anlage wird folgendes angegeben: Als Graf Albrecht im Jahre 1403 einen Einfall in Ditmarschen gemacht hatte, erwarteten die Ditmarscher die Rückkehr des Heeres bei der Tielenschanze. Das Heer aber zog westlich davon über die Broklandsau auf Welmbüttel zu auf einem beschwerlichen Pfade und entging so der Rache der Nordhamminger.[1])

Vor Jahren wurde im dortigen Moor eine Art Bohlenweg gefunden, der von der Westerborsteler Feldmark aus nach Norden hin sich erstreckte.[2]) Es wäre ja nicht unmöglich, daß Albrechts Mannen diesen Weg gefunden und benutzt hätten. Durch diesen Übergang würden dann die Ditmarscher aufmerksam geworden sein auf einen schwachen Punkt in ihren Befestigungsanlagen und den Landgraben erbaut haben. — Derselbe existiert noch jetzt, hat aber zur Zeit nur eine Breite von 2 m. Wie mir Herr Apotheker Hartmann in Tellingstedt gütigst mitteilte, wurde bei der sogenannten „Krimm" vor 60—70 Jahren ein Damm durchgelegt. Von diesem Damm bis zur Tielenbrücke dient der Landgraben noch jetzt als Entwässerungsgraben zum Tielenauthal.

Die Tielenschanzen sind in ihren ersten Anlagen gewiß sehr alt. Ob sie prähistorischen Ursprungs sind, läßt sich sehr schwer entscheiden. Ich möchte es jedoch annehmen. Es wurde beim Abfahren der Schanzreste einst dort eine Urne gefunden. Dieselbe kann ja aber auch, wie der Besitzer der Urne, Herr Apotheker Hartmann in Tellingstedt, meinte, auf die Weise dahingekommen sein, daß man einen Teil eines Hünengrabes, in dem die Urne sich befand, für die Schanzen mitverwandte.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eins einschalten. Wir machen die eigenartige Beobachtung, daß in unmittelbarer Nähe der meisten ditmarsischen Verschanzungen sich Hünengräber in oft großer Zahl befinden. Ist dies Zufall, oder haben dort schon in prähistorischer Zeit heiße Kämpfe stattgefunden, und bergen die Hügel die irdischen Überreste jener tapferen Streiter aus altersgrauer Zeit? Die Frage ist schwer zu beantworten. Nach und nach werden die Befestigungswerke zerstört; die Erde wird zu landwirtschaftlichen Zwecken verwendet, der Fachmann erfährt meist erst dann von der Zerstörnng, wenn er zufällig in die Gegend kommt und vergebens nach den stummen Zeugen längst entschwundener Tage sucht! Die etwa gemachten Funde werden achtlos bei Seite geworfen, oder sie wandern erst nach Jahren ohne Fundbericht, also ohne großen Wert, in

[1]) Es ist mir nicht möglich, die Quelle anzugeben, aus der ich diese Nachricht schöpfte; ich fand sie ohne nähere Angabe unter meinen Notizen.

[2]) Siehe Verhandlungen der Berliner anthropolog. Gesellschaft vom 20. Januar 1883.

eine Sammlung. Wie viel weiter wären wir doch schon in der Kunde unserer Vorzeit, wenn jeder an seinem Teile dazu beitragen wollte, Bausteine zu sammeln, und an dieser Stelle möchte ich mir erlauben, die von dem verdienstvollen Direktor des vaterländischen Museums in Kiel, Frl. Professor Mestorf, in Nr. 6 des 7. Jahrganges der „Heimat“ ausgesprochene Bitte zu wiederholen: „Achten Sie bei der Feldarbeit auf alles, was auf Werke von Menschenhand hinweist!“ — Vor einigen Jahren wurde uns zufällig die Nachricht, man habe eben nördlich der Quickborner Schanzen ein Skelett gefunden. Als ich dort hinkam, waren die Skelettreste nebst Teilen eines Schildes verschwunden. Vielleicht wären sie imstande gewesen, uns über die eine oder die andere ungelöste Frage Aufklärung zu geben. Daß Fund und Schanze mit einander in Beziehung standen, ist wohl zweifellos.

Kommen wir nach dieser kleinen Abschweifung auf unsere Norderhamme zurück! Dieselbe wird in der Gegend von Pahlkrug durch die nach Norden fließende Wallener Aue sowie durch einen kleinen nach Süden in die Broklandsau sich ergießenden Bach in zwei ungleiche Hälften geteilt. Hier finden wir an zwei Stellen Befestigungsanlagen: bei Pahlkrug den sogen. „Grafenwall,“ drei Schanzen mit dahinter liegenden Laufgräben, um dem Feinde den Weg nach Linden zu verlegen, und bei Glüsing eine Schanze, die den Weg nach Hennstedt absperrte. — Von den Pahlkruger Befestigungen, bei denen die im Jahre 1559 von der Tielenbrücke zurückweichenden Ditmarscher sich, freilich vergeblich, festzusetzen suchten, ist jetzt jede Spur verschwunden. Von der Glüsinger Schanze ist noch ein kleiner Rest erhalten.[1])

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilhelm Wisser** in Eutin.

28. Hans Dünk.*)

Herrn Geh. Justizrat Kammerherrn Magnus von Wedderkop gewidmet,
dem Vorsitzenden der Eutiner Litterarischen Gesellschaft.

* * *

Seine Geburt verdankt der Knirps dem wollenen Handschuh,
Seine Wiedergeburt nur, Litteraria, dir.
Ihnen darum gehört mit Recht der verdeuwelte Bengel,
Wenn er sich nur nicht einmal — wutsch! — in den Akten verkriecht.

* * *

Dạr 's mal 'n Mann un 'n Fru weß — 'n Bur'n is dat weß, de Mann — de hebbt gạr kên Kinner hatt.

Nu is dat Winterdach[1]) weß, do kümmt dạr mạl 'n ol'n Mann to 'n Bidd'n.[2])

Do secht de Fru to em, hê schall man so lang' rin kam'n bi de Küll'[3]) un setten sik 'n bẹten dạl,[4]) se will em 'n bẹten warm Melk rin hạl'n.

---

[1]) Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß die Sage behauptet, die Schanze sei von den Schweden angelegt (1713). Doch es ist hierbei zu bemerken, daß sehr häufig alte Befestigungen den Namen „Schwedenwall,“ „Schwedenschanzen“ führen, die mit den Schweden absolut nichts zu thun haben. Außerdem waren 1713 nach meiner Ansicht die topographischen Verhältnisse schon der Art, daß ein Feind dort an der Stelle durch ein so kleines Werk nicht aufgehalten werden konnte.

*) Das hier mitgeteilte Märchen gehört zu denen, die mir in dem Hause meiner Großeltern Sach in Braak bei Eutin erzählt worden sind. Es waren dies — soweit ich mich ihrer noch erinnere — außer der Geschichte vom ‚Preester un Köster‘ und der vom ‚Fuchs und Wolf auf dem Eise‘ folgende: Grimm Nr. 4, 15, 19, 21, 27, 36, 37 u. 45, 40, 47, 53, 59, 61, 64, 73, 116, 171, Müllenhoff 8 (Gr. 14 u. 55), 9, 26, 28. Wahrscheinlich sind es aber außer diesen noch manche andere gewesen.

As se ęr nu rin hal't hett, de Melk, un se steit dar so an 'n Disch un snitt em 'n Stück Brot, do frödht hê ęr, worüm as se so bedröv't utsên deit.

Och, sech' se, se hebbt gar kên Kinner, un se harr [5]) doch so gêrn 'n ol lütten Jung hatt.

O, secht de ol Mann, denn schall se man bikam'n un legg'n 'n rugen Hanschen [6]) int Rör, [7]) denn schall se man mal sên.

Daß diese Märchen aus mündlicher Überlieferung stammten und nicht etwa aus der Grimmschen Sammlung, ist unzweifelhaft. Denn mehrere von ihnen sind in dieser Sammlung überhaupt nicht vorhanden, und die übrigen waren zum großen Teil von den entsprechenden Grimmschen Märchen inhaltlich ganz verschieden.

Wer mir erzählt hat, weiß ich nicht mehr. Vermutlich ist es meine Großmutter Christine Sach geb. Haß (aus Nathenkuhl bei Eutin) gewesen und zwei damals noch unverheiratete Schwestern meiner Mutter, Greten und Doris Sach. Die meisten Geschichten werden mir von ‚Gretentante' erzählt worden sein, da diese später auch ihren eigenen Kindern immer erzählt hat.

Vierzig Jahre lang hatte ich an diese Jugendmärchen kaum wieder gedacht. Da kam ich, als ich im Winter 1894 einmal in unserer Eutiner ‚Litterarischen Gesellschaft' einen Vortrag halten sollte, auf den Gedanken, ich könne ja meine Märchenerinnerungen einmal zusammenstellen. Wie ich mich nun daran machte, da fiel mir einerseits auf, daß meine Märchen vielfach echtere und ursprünglichere Züge enthielten als die entsprechenden Grimmschen. Andererseits aber mußte ich die leidige Entdeckung machen, daß ich im Laufe der Zeit vieles vergessen hatte, daß von einigen Märchen, z. B. vom ‚Preester un Köster,' nur noch einzelne zusammenhangslose Bilder in meiner Vorstellung haften geblieben waren.

Diese beiden Umstände sowie der lebhafte Beifall, den meine Märchenerinnerungen und besonders das Märchen vom Däumling in unserer Litterarischen Gesellschaft fanden, veranlaßten mich, in den Dörfern unserer Gegend gelegentlich nachzuforschen, ob nicht irgend jemand als Kind dieselben Märchen gehört hätte wie ich, sie aber besser als ich behalten hätte. Denn allein um diese Märchen war es mir zu thun: an andere dachte ich noch gar nicht.

Bei diesen Nachforschungen nun hatte ich nach langen erfolglosen Bemühungen endlich das Glück — das, wie es in der Vorrede zu der Grimmschen Sammlung heißt, Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen Sammlern beisteht —, in Griebel die den Lesern der ‚Heimat' bekannte Märchenerzählerin Frau Schlör zu entdecken. Und seitdem habe ich dann nicht mehr nur nach meinen Märchen gesucht, sondern nach Märchen überhaupt.

So gehen meine Bemühungen auf dem Gebiete der heimatlichen Märchenkunde und die erfreulichen Erfolge meiner Nachforschungen auf die Eutiner Litterarische Gesellschaft zurück. Und wenn ich das hier mitgeteilte Märchen, vielleicht eins meiner schönsten, Herrn Kammerherrn von Wedderkop gewidmet habe, so habe ich damit zunächst zwar ihm persönlich danken wollen für die warme, verständnisvolle Teilnahme, die er meinen Bestrebungen jederzeit bewiesen hat, zugleich aber auch der Eutiner ‚L. G.'

Was nun das Märchen vom Däumling betrifft, so ist mir dasselbe vor mehreren Jahren auch noch von meiner alten Mutter wieder erzählt worden. Aufzeichnungen freilich habe ich mir damals nicht gemacht, so daß ich bei der Ausarbeitung allein auf das eigne Plattdeutsch angewiesen war.

Auf meiner Märchensuche habe ich den Hans Dünk viermal getroffen, in Eutin selbst, in der sog. Schäferei, einer Arbeiterkate am großen Eutiner See, in Sagau und in Schönwalde. Mitteilenswert ist von diesen vier Fassungen nur die erste, aus Kreuzfeld stammende, von einer längst verstorbenen Frau Ohrt, von der auch Nr. 16 und 17 der ‚Heimat' herrühren. Der Inhalt ist kurz folgender. Seine Mutter hält nichts von ihm, weil er nach ihrer Meinung wegen seiner Kleinheit ‚narms nütz too' ist. Sein Vater dagegen nimmt ihn überall mit hin und hat ihn dann in der Rocktasche. Einmal, auf dem Felde, verliert er ihn aus der Tasche, und eine Kuh schluckt ihn mit hinunter. In der Kuh foppt er dann die Melkenden mit seinem ‚stripp strapp strull'. Die Kuh wird an den Schlachter verkauft und geschlachtet. Beim Fleischhacken springt D. zwischen den Hackern durch und ruft: ‚Hack mi ne.' Wie die Wurst geprickelt wird, ruft er: ‚Prickel mi ne.' (‚Prickel mi ni, prickel de Wuß' erzählt man, wie mir eine junge Dame aus Lunden mitteilt, auch in Ditmarschen.) Der Schlachter wirft die Wurst weg. Der Hund schnappt sie auf und läuft damit fort. Da ruft D.: ‚Bit mi ne.' Der Hund läßt die Wurst liegen nahe bei dem ‚Immenschur' von D.'s Vater. D. kriecht heraus und schlüpft in einen ‚Immenrump.' In der Nacht kommen zwei Diebe, um Immen (Bienen) zu stehlen. D. erkennt in ihnen zwei Tagelöhner seines Vaters. Am nächsten Morgen geht er zurück zu

Na, as de ol Mann nahȩr lank 'e Dȩl [8]) is, do kümmt se je bi un lecht 'n rugen Hanschen int Rör. Un as de Hanschen 'n Tit lank in dat warm Rör lȩgen hett, un se kikt [9]) mal tô, do kümmt dąr so 'n ganzen lür-lürlütten Jung rut krupen [10]) ut den Hanschen.

Do is se je so vergnög't weß, de Fru, dat se 'n ol lütten Jung hett. Un ȩr Mann, as dê tongß [11]) to Hus kümmt, do is dê uk je so vergnög't weß. Un se hebbt so vȩl hol'n [12]) vun ȩrn ol lütten Hans — dat künn' ji ju [13]) gąr ne denken, wovȩl as se vun em hol'n hebbt.

Dat 's ąwer uk 'n lütten plitschen [14]) Bengel weß. Blots wassen hett 'e ne wullt. [15]) So lütt as he weß is, so lütt is he blȩben. Hê is ne gröter weß as so 'n Dum'n. Un dąrüm hebbt de annern Lü' [16]) em ne anners nöm't [17]) as ‚Hans Dünk'. [18])

As hê nu so 'n Jung weß is vun 'n Jąrer söß, sȩben, [19]) do hett sin Vadder em al ümmer mit to Fell' [20]) nąm'n, to 'n Plôgdriben. [21]) Denn hett he em in ên Pêrôr [22]) sett. [23]) Un denn hett Hans Dünk ümmer ‚hô̈' [24]) ropen un ‚hott' [25]) un ‚hier'. [26])

Nu sünd se uk mal wa' bi weß bi to plô̈gen, [27]) do kam't dąr 'n pąr

---

seinem Vater und zeigt die Diebe an. Der Vater freut sich, daß er seinen ‚lütten Hans' wieder hat, und D. ist stolz darauf, daß er doch ‚woortoo nütz' gewesen ist.

In Müllenhoffs handschriftlichem Nachlaß finden sich zwei Fassungen des Däumlingsmärchens. Die eine stammt von Advokat Griebel in Heide, der im ganzen 18 Geschichten eingesandt hat, die andere aus Meldorf, von derselben Hand, von der das berühmte Märchen ‚Jungfer Maleen' (Müllenhoff S. 391 ff.) geschrieben ist.

Der Inhalt der Heider Fassung ist kurz folgender. Der Mann begegnet auf dem Felde einem alten Weibe. Auf ihre Frage, weshalb er so betrübt sei, klagt er ihr, er habe keine Kinder. Er soll ein Glas mit Bier in den Ofen stellen und dann in die Kirche gehen und beten. Er thut das, und wie er wieder nach Hause kommt, ‚hantiert' ein kleiner Jung in dem Glas herum. Einmal nimmt der Vater ihn mit zu Felde zum ‚Ploogdriben' und setzt ihn in das Pferdeohr. Dort macht er einen ‚Allerweltsspitakel' mit ‚too di' (zu dir, d. h. links) und ‚hott.' Der Vater verbietet ihm das: er mache ja die Pferde ‚narrsch,' und will ihn bei den Ohren kriegen. Aber D. springt hinunter und verkriecht sich im Heu. So kommt er in die Kuh und foppt dann die Magd beim Melken. Die Kuh wird geschlachtet, und D. wird mit in eine Wurst gestopft. Ein altes Weib, das zum Betteln kommt, erhält die Wurst. Wie sie abbeißt, sagt D.: ‚Bit mi ni, bit de Wuß,' worauf sie die Wurst wegwirft. Da kriecht D. heraus und geht nach Hause.

In der Meldorfer Fassung läßt der Mann sich vom Doktor einen schlimmen Finger schneiden. Da kommt aus dem Finger der kleine D. heraus. Wenn er Bier holen soll vom Brauer, rollt er seinen Sechsling wie ein Rad vor sich her. Einmal hört er, im Wagengeleise stehend, wie zwei Diebe sich über einen Einbruch beraten. Sie wollen Käse stehlen. Er bietet ihnen seine Dienste an. Wie sie ihn in die Luke hinaufgehoben haben, ruft er: ‚Weißen oder grünen?' Die Leute werden wach, und die Diebe entfliehen. D. versteckt sich im Stroh. Am andern Morgen holt der Knecht Stroh zum Hackelsschneiden. Beim Schneiden hüpft D. über das Hackelsmesser hinweg und springt in das Hackels. So kommt er in die Kuh und dann in die Wurst. Die Wurst wird einem armen Mädchen gegeben. Das Mädchen wirft sie fort, und ein Fuchs frißt sie auf. Diesen ‚peinigt' D., ‚bis der Fuchs vor Angst stirbt.' Da kriecht D. heraus.

Wie man sieht, stimmen die westholsteinischen Fassungen mit unserer ostholsteinischen in allen wesentlichen Zügen überein.

In der Grimmschen Sammlung findet sich das Märchen in zwei Fassungen, Nr. 37 ‚Daumesdick' und Nr. 45 ‚Daumerlings Wanderschaft.' In beiden ist der Schluß ohne Zweifel entstellt. In Nr. 37 gehört der Schluß zu dem Märchen vom Fuchs und Wolf, und in Nr. 45 ist die etwas verfängliche Derbheit des echten Schlusses von einer sorglichen Mutter, wenn nicht erst von den Brüdern Grimm selbst, künstlich gemildert worden.

Eine der unsrigen sehr ähnliche Fassung findet sich bei Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II 478 ff.

Die aus der Gegend von Schönwalde stammende Sage von Hans Dümkt, dem Stern im großen Bären (Müllenhoff S. 360), hat mit dem Märchen nur den Namen gemein. Hans Dümkt heißt der Stern offenbar deshalb, weil er der kleine Fuhrmann des ‚Wagens' ist.

Spitzbōv' verbi, de hōrt dat, dat dąr ümmer wen [28]) ‚hō' ropen deit un ‚hott' un ‚hier'. Un se künnt je nüms [29]) sên.

Do gąt se bet [30]) ran un frągt den Bur'n, wokèn as [31]) dąr ümmer so ropen deit, se künnt je nüms sên.

‚Ja,' secht de Bur un lacht, ‚dat deit min ol lütt Hans, de sitt dąr bąben [32]) int Pêrôr.'

‚Dunnerją,' seggt se sach' [97]) ên to 'n annern, ‚dat wêr wat vör uns', de kunn uns je banni [33]) bit Stęln helpen.'

Un do frągt se den Bur'n, wat he ęr den lütten Bengel ne afstąn [34]) will, se wüllt em dąr hunnert Dąler vö' gęben.

Nę, secht de Bur, den' verköfft he ne.

Na, se bê't [35]) twêhunnert, se bê't drêhunnert, ąwer nę, [36]) se künnt je niks mit den Ol'n ward'n: [37]) hê will sin'n ol lütten Hans je fortut [38]) ne verköpen.

Do plinkt Hans Dünk sin'n Vadder tô, hê schall dat man dôn. Un hê mąkt dąr so 'n plitsch Ogen bi, as wenn hê segg'n will: ‚Vun dê ol'n dumm'n Kêrls wi' 'k [39]) wul wa' afkam'n.'

‚Na,' sech' 'e dunn, [82]) de Bur, ‚dat Hanneln ląt man ną.' [40]) Wenn ji dusen Dąler gęv't, denn künn' ji 'n [41]) krigen.'

Nu wüllt se dąr êrs je ne rech ran. Awer se wüllt em uk je so bêsti [42]) gêrn hebb'n, den lütten Bengel, un do seggt se toletz ją. Un do kricht de Bur sin dusen Dąler, un Hans Dünk, den' nęmt de Spitzbōv' mit.

Nu 'sąbens — de Lü' sünd al all' to Bett weß — do wüllt se wôr [43]) bi 'n Holländer Kes' [44]) stęln ut'n Keller.

Dat Kellerfinster hett ąpen stąn, dąr sünd ąwer isern Trall'n [45]) vǫr weß.

Nu wüllt sê buten [46]) stąn bliben, achtert Finster, un Hans Dünk, den' wüllt se int Finster setten, un denn schall hê ęr de Kes' ümmer rut lang'n, twischen de Trall'n dǫr.

As Hans Dünk ąwer rin kladdert is na 'n Keller, do fangt hê 'n Prąl'n [47]) an: ‚Wat schall 't węsen, groten oder lütten, gęl'n [48]) oder grōn'n? Wat schall 't węsen, groten oder lütten, gęl'n oder grōn'n?'

‚Swi' [49]) doch still, Jung!' seggt de Spitzbōv', ‚du wecks de Lü' je up.'

Awer Hans Dünk blifft [50]) ümmer bi: ‚Wat schall 't węsen, groten oder lütten, gęl'n oder grōn'n?'

Vun dat Prąl'n wąkt den Holländer sin Fru up. Un se stött [51]) ęrn Mann an. ‚Du,' sech' se, ‚kumm gau up, [52]) dąr sünd lö' 'k [53]) Spitzbōv' in 'n Keller.'

De Mann springt ut 'n Bett un stickt de Lüch [54]) an.

As de Spitzbōv' dat sêt, dat dat Spill verrąden is, do mąkt se, dat se wechkamt.

Nu kümmt de Holländer je mit de Lüch un lücht [55]) bąben [56]) vun de Tripp tô na 'n Keller rin. Awer dąr is niks to sên: Hans Dünk hett sik achter 'n groten Kes' dąldükert hatt. [57])

Do geit he je lank 'e Tripp hendąl, de Holländer, un lücht in all' de Ecken rüm.

Awer wiltdes [58]) hê in 'n Keller rümsöcht, wutscht [59]) Hans Dünk as so 'n Mus flink de Tripp lankup, [60]) un dat na de Kǫk rin. Un do dö' de Kǫk hendǫr na de grot Dęl rup, un vun de grot Dęl na de Hackelskamer [61]) rin. Un in de Hackelskamer, dąr verkrüppt [62]) he sik int Hackels.

Annern Morgen — dat 's noch ganz düster weß — do kümmt de Kǫksch mit de Röß [63]) un will de Kōg' [64]) Hackels vǫrgęben. Hans Dünk licht [65]) noch in 'n drüdd'n Drom. [66])

Se rąkt sik ęr Röß vull Hackels un rąkt Hans Dünk mit rin na de Röß.

Un do geit se hen un schüdd't de Röß ut, na de Krüff [67]) rin, Hans Dünk uk mit, un de ên ol Kô — dat 's rech so 'n ol'n slökschen [68]) Dôwel weß — de slückt em mit dgl.

Do wakt hê up.

As de Köksch affôdert [69]) hett, do kümmt se je mit er Emmer [70]) un sett sik hen to'n Melken.

Awer so as se anfang't to melken, röppt Hans Dünk:

,Stripp strapp strull',
heß din Emmer no' ne bald vull?'

De Dêrn verfêrt sik [71]), un se hölt 'n [72]) beten up vun 'n Melken. Do is niks to hörn.

,Du muß di je rein verhört hebb'n,' denkt se. ,Dat kann je gar ne angan, dat de ol Kô spreken kann.' Un se fang't weller an to melken.

Awer so as se eben wa' anfung'n is, [74]) do röppt Hans Dünk weller:

,Stripp strapp strull',
Heß du ol Hex din Emmer no' ne bald vull?'

De Dêrn springt up, lett er Emmer in Stick un makt, dat se wech kümmt.

,Uns' Fru,' röppt se, ,uns' Fru, Buntkopp kann spreken'.

,Och, Dêrn,' secht de Fru, ,du büß je wul ne rech klôk.'

,Ganz gewiß, uns' Fru,' sech' se, ,ganz un ganz gewiß. Ik heff dat twêmal hört.' Un se zittert [75]) un flücht, [76]) de Dêrn.

Do geit de Fru je hen to 'n Melken. Awer so as se eben bi is, bi to melken, do röppt Hans Dünk weller:

,Stripp strapp strull',
Heß din Emmer no' ne bald vull?'

De Fru ward uk grôli, [99]) un se röppt ern Mann.

,Ji sünd je wul dwatsch,' [77]) secht de Mann, ,wo [78]) kann so 'n Dêrt spreken?' Un hê geit sülb'n hen.

Awer so as hê anfang't to melken, röppt Hans Dünk weller:

,Stripp strapp strull',
Heß din Emmer no' ne bald vull?'

,Dat ol Bêß is behext,' secht de Mann. ,Ji künnt man gliks [79]) Water to Für krigen. Wenn 't Dach is, schall se slacht ward'n.'

Na, as 't Dach is, do ward de ol Kô je slacht.

As se slacht is, do ward je Wüß stoppt. [80]) Un Hans Dünk kümmt mit na den ên'n Wuß [81]) rin.

Naher, do kam't de Wüß je to Für. Do swümm't dê Wuß, wo Hans Dünk in sitt, de swümm't in 'n Ketel ümmer rund üm, un Hans Dünk secht ümmer: ,Hitt, [83]) hitt — hitt, hitt!'

De Fru — er ward je ganz schruteri [100]) — de nimm't de Schümkell [84]) un dükert [57]) den ol'n Wuß ünner.

Awer hê kümmt ümmer weller baben, [56]) de Wuß, un denn secht Hans Dünk ümmer: ,Hitt, hitt — hitt, hitt!'

Do kümmt dar 'n Reisen [85]) to'n Bidd'n.

,Sü,' denkt de Fru, ,dat dröppt [86]) gôt hen.' Se fischt den ol'n behexten Wuß ut 'n Ketel herut, un do kricht de Reisen em.

De Reisen, as dê mit sin'n Wuß eben ut de Dör is, do secht Hans Dünk: ,Itt [101]) 'n Wuß up, wilt 'e [87]) warm is, itt 'n Wuß up, wilt 'e warm is.'

De Reisen kikt [9]) sik üm: dar is narms [88]) wen [28]) to sên.

Nu will he je afbiten.

Do secht Hans Dünk gau: „Itt mi ne up, itt 'n Wuß up, itt mi ne up, itt 'n Wuß up.'

Do nimm't de Reisen den Wuß un smitt em ǫ̈wern Tun.[89])

Achtern Tun, dąr hett grą 'n ol'n Voß sęten.

As dê dat sücht, dat dąr 'n Wuß henfall't, do spring't he dąr je glupsch[90]) up tô un slückt em in ên'n Haps[91]) dąl.

Nu sitt Hans Dünk je weller in Düstern.[98])

Awer wat deit hê, de Muscheblix?[92]) Hê kümmt bi un krüppt[10]) lingelank[93]) dö' den Voß hendǫ̈r. Un as hê so wid is, dat hê den Kopp un de beiden Arms rut hett, do klapst hê den ol'n Voß ümmerlos' achtervǫ̈r[94]) un röppt: ‚Attę[95]) de Voß, attę de Voß!'

De ol Voß, de mênt je, dat de Jägers un de Driwers[96]) achter em sünd, un hê löppt un löppt.

Awer je duller as hê löppt, je duller klapst Hans Dünk em achtervǫ̈r un röppt: ‚Attę de Voß, attę de Voß!' Bet de ol Voß toletz ümfall't un dot is.

Do krüppt Hans Dünk ganz herut.

Un as hê sik do ümkiken deit, wo hê wul is, do is hê dich[102]) vör 'n Dörp.

Do geit he ganz kandidel[103]) hen to Hus. Un do sünd sin Vadder un Mudder vergnögt weß, dat se ęrn ol lütten Hans weller hatt hebbt.

Anmerkungen: [1]) Wintertag, Winter, mit Nebenton auf der letzten Silbe. [2]) sprich ‚bird'n,' ohne daß das r hörbar ist. [3]) Kälte. [4]) nieder. [5]) hätte. [6]) rauhen Handschuh. [7]) Röhr, Ofenröhr. [8]) längs der Diele, d. h. über die große Diele hinweg und zur Thür hinaus. [9]) gucken, dänisch kige. [10]) kriechen, dänisch krybe. [11]) zunächst, d. h. nachher. [12]) halten von, dänisch holde af. [13]) statt ‚künnt ji ju,' könnt ihr euch. [14]) eigtl. politisch, klug, mit hellem i. [15]) Nur wachsen hat er nicht gewollt. [16]) Leute. [17]) genannt. [18]) mit hellem ü, verkürzt aus ‚Dümken,' Däumchen. [19]) von etwa 6, 7 Jahren. [20]) zu Felde. [21]) Wer ‚Pflug treibt,' hat darauf zu achten, daß das Beipferd immer in der zuletzt gepflügten Furche geht. [22]) Pferdeohr. [23]) gesetzt. [24]) weiter, vorwärts! [25]) rechts. [26]) links. [27]) wieder bei gewesen bei zu pflügen. [28]) jemand, Akkusativform. [29]) niemand. [30]) bis, d. h. weiter. [31]) welcher als, d. h. wer. [32]) oben. [33]) statt ‚unbanni,' unbändig. [34]) abstehn, ablassen. [35]) sie bieten. [36]) nein. [37]) werden, aufstellen. [38]) kurzaus, durchaus. [39]) statt ‚will ik.' [40]) das Feilschen laßt nur nach, plattd. statt ‚laßt nur sein.' [41]) statt ‚künnt ji em,' könnt ihr ihn. [42]) etwa ‚bitterlich gern': ‚beesti' ist ein Steigerungswort wie ‚furchtbar, schrecklich.' [43]) irgendwo. [44]) Käse. [45]) eiserne Stäbe, Eisengitter. [46]) draußen. [47]) prahlen d. h. laut rufen. [48]) gelben. [49]) statt ‚swig.' [50]) bleibt. [51]) stößt. [52]) komm schnell auf, plattd. statt ‚steh schnell auf.' [53]) statt ‚glöv' ik,' glaub' ich. [54]) Leuchte, Laterne, mit hellem ü. [55]) leuchtet, mit hellem ü. [56]) oben. [57]) niedergeduckt gehabt, inf. dükern, dänisch dykke oder dukke. [58]) während des, während. [59]) tonmalendes Wort, etwa ‚schlüpft,' mit hellem u. [60]) wörtlich ‚längs auf.' [61]) die Kammer, in der Hackels, Häckerling, geschnitten wird. [62]) verkriecht. [63]) eine aus Streifen vom Haselnußstrauch geflochtene ovale Mulde. [64]) den Kühen. [65]) liegt. [66]) im dritten Traum, d. h. in tiefstem Schlaf. [67]) Krippe. [68]) ‚slöksch' ist, wer gierig schluckt. [69]) abgefüttert. [70]) Eimer, im Plattd. sächlich. [71]) erschrickt, dänisch forfærde. [72]) aufhalten, plattd. statt ‚aufhören,' dänisch holde op. [74]) Im Plattd. sagt man ‚angefangen ist' statt ‚hat.' [75]) z gesprochen wie scharfes s. [76]) ‚zittern un fleegen,' ein stehender Ausdruck. [77]) verrückt, dänisch dvask mit etwas anderer Bedeutung (schläfrig, saumselig). [78]) wie. [79]) gleich, mit hellem i. [80]) Würste gestopft. [81]) Wurst ist im Plattd. männlich. [82]) dunn – do. [83]) Die Form des Subst. ‚Hitt' wird oft statt der des Adj. ‚heet' gebraucht. [84]) Schäumkelle, Kelle zum Abschäumen, hochd. Schaumkelle. [85]) Reisender. [86]) trifft. [87]) während er. [88]) nirgends. [89]) übern Zaun. [90]) gierig, dänisch glubsk, wütend, wild, reißend, bissig, grimmig. [91]) tonmalendes Wort. [92]) Monsieur Blix. Woher das Blix kommt, weiß ich nicht. [93]) wörtlich ‚der Länge längs.' [94]) hintenvor. [95]) wohl verderbt aus attendez, paßt auf, Ruf der Treiber bei Fuchsjagden. [96]) Treiber. [97]) sprich ‚sarch,' ohne daß das r hörbar ist, sachte d. h. leise. [98]) statt ‚in 'n Düstern,' im Dunkeln. [99]) grôli oder gruli (jüngere Form): gruselig; grô'n (gru'n): grauen. [100]) ęr ward schruteri (Adj.) oder ęr ward schrutern (schaudern). [101]) iß. [102]) dicht. [103]) seelenvergnügt, kreuzfidel. Vgl. Klaus Groth: ‚De Krei de spęlt Fidel, denn geit dat kandidel.'

Die Fastlamfeier vor 50 Jahren.

Von **F. Wiedenfeld** in Kellinghusen.

Der Fastlam-Montag wurde früher in der Gegend von Kaltenkirchen festlich begangen und gefeiert mit Umzügen der jungen Leute, mit Musik und Schmaus und Tanz am Abend.

An einem Tage vor Fastnacht fand eine Versammlung der jungen Männer des Dorfes statt, um über den Umzug zu beraten und einen Führer zu wählen. Rechtzeitig am Fastlam-Montage versammelten sich die Festteilnehmer im Dorfkruge oder bei ihrem Führer, um sich zum Festzuge zu ordnen. Dem Zuge voran marschierten drei Musikanten mit Klarinett, Trompete und Violine. An der Spitze des Zuges befand sich der Führer, welcher möglichst komisch ausstaffiert war und der auf der Schulter eine Fleischgaffel trug. Von einem Bauernhaus zum andern zog dann die lustige Gesellschaft, Gaben einzusammeln. Die Anrede des Führers bei diesen Besuchen lautete: „Wi sammelt to Fastlam, un wil wi nu vermoden dot, dat Ji noch enige ole Mettwüst und Schinken von vergang'n Jahr ünnern Wiem hebbt — een wöllt wi ok nich versmaden — mäglicherwis ok enige ole verschimmelte Schillings noch int Schapp liggen hebbt, so sprekt wi hier bi Ju vœr un bed, en ring Deel darvon an uns aftogeben. Wenn Ji aber halsstarrig sünd un niks hergeben wöllt, dennso nehmt wi, wat wi kriegen könnt."

Während dann Würste, Schinken, Speck, Butter und Eier, auch Weizenmehl und Backobst herbeigeholt wurde, spielten die Musikanten eine lustige Weise, und die jungen Männer tanzten mit den weiblichen Hausinsassen einige Male auf der großen Diele herum. Die Branntweinflasche wanderte währenddessen von Mund zu Mund.

Beim Abschied lud der Führer den Hausherrn nebst Familie und Gesinde ein, am Abend nach dem Kruge zu kommen und den Fastlam mitzufeiern. So ging es weiter von Haus zu Haus unter Begleitung der Dorfjugend (Kortvolk), welche an vielen Stellen auch mit Äpfeln, Nüssen und Backobst beschenkt wurde. Die eingesammelten Gaben wurden in Körben nach dem Kruge gebracht; dort wurde dann die Mahlzeit bereitet, und am Abend versammelte sich hier dann die ganze Dorfschaft zum gemeinschaftlichen Schmause. Das Geld, welches geschenkt worden war, wurde zur Beschaffung von Getränken (hauptsächlich Bier und Branntwein) verwendet.

Nach dem Essen wurde die große Diele zum Tanze hergerichtet, und während dann die älteren Leute in die Stuben zum Plaudern oder zum Kartenspiel sich zurückzogen, oder abseits von der Diele Platz nahmen, erfreuten die jungen Leute sich am Tanze bis in die ersten Morgenstunden. —

Soweit ich erinnere, hat die Festlichkeit in dieser Weise nach 1850 nicht mehr stattgefunden.

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

VIII. Drei.

Wo die kleine Halbinsel Holnis von Angeln sich absetzt, begegnet man dem Namen Drei. Die nämliche Bezeichnung finden wir, wo das Kirchspiel Kekenis mit dem übrigen Alsen zusammenhängt. Verfolgt man das Substantiv nordwärts, so stößt es einem in Jütland wiederholt auf. So unweit Kolding in derselben Form, während die Landenge, die zwischen dem Flade See und dem Limfjord Agger mit Vestervig verbindet, sowie die Landzunge bei Thyholm æ draw heißt. Am Oddesund führt ein Isthmus den Namen

æ suundraw, das Sunddrei. Auch auf den dänischen Inseln kommt die Bezeichnung vor, so auf Samsö (draw) und auf Ärö, wo die Form drei mehrfach vertreten ist. Wenn mir recht ist, bringt Fabricius, der eine Beschreibung und Geschichte des Kirchspiels Drejö geliefert hat, auch den Namen des kleinen zwischen Ärö und Taasing gelegenen Eilandes Drejö damit in Verbindung. In Waldemars Grundbuch heißt die Insel Östræ draghö, während Avernakö, wo ebenfalls ein Drei sich findet, Wæstræ draghö genannt wird. Drag stellt die ältere Form dar, die u. a. in dem Namen des Gutes Dragsholm auf Seeland (Ods-Herred) und in der Dragsmur auf Helgenäs erhalten blieb, welche Mauer von Marsk Stig quer übers Drei gebaut wurde. In Norwegen und Schweden tritt die Bezeichnung meines Wissens nicht auf.

In allen Fällen dient die Form Drei, Draw oder Drag als Name einer schmalen Landverbindung, eines schmalen Landstücks zwischen zwei Wassern. Es fragt sich, welche Bedeutung dem Appellativ ursprünglich zukam. Zweifelsohne hängt es mit dem dänischen Verb drage zusammen, welches „tragen, ziehen" bedeutet. Unter drage zitiert Kalkar in seinem Wörterbuche der älteren dänischen Sprache (Bd. I, S. 375 a): „han laat skib dræyæs öwær land" (er ließ Schiffe über Land ziehen). Aus der älteren Geschichte ist zur Genüge bekannt, daß man vor Zeiten vor dem Experiment nicht zurückschreckte, Schiffe sogar stundenweit über Land zu ziehen. So berichtet die Knytlinga Saga (Kap. 108), daß Svend Grathe im Jahre 1151 seine Schiffe aus der Schlei nach Hylingstada (Hollingstedt) gezogen habe, um sie im Kampfe gegen die Friesen zu verwenden. Ich meine, daß man mit dieser Thatsache die Ortsbezeichnung Drei in Verbindung zu setzen habe, also, daß man mit dem Namen Drei, Draw oder Drag einen Isthmus belegte, über welchen Schiffe von einem Wasser ins andere gezogen werden konnten. In dem Namen würde dann ein Stück Kulturgeschichte liegen.

IX. Esgrus.

Einer der rätselhaftesten Ortsnamen Angelns ist der des Kirchspiels Esgrus. Zwar haben einige Ausleger sich zu müheloser Deutung verholfen, indem sie das danisierte Eskriis zum Ausgangspunkt nahmen. Ris, das altnordische hrís, ist gleichbedeutend mit niedrigem Holz, Gestrüpp, und Esk ist natürlich Angler Dänisch, zu deutsch Esche. Was wäre näherliegend, als daß Esgrus Eschengebüsch bedeute? Kommt nicht die Lage dieser Deutung entgegen? Finden sich nicht noch heute besonders im nordöstlichen Teile des Kirchspiels nicht unbedeutende Waldpartieen, und daß die ansehnliche Kirche auf einer von Eichbäumen bestandenen Anhöhe gelegen ist, widerspricht dem nicht. Denn der Name war früher da als das Gotteshaus, ist höchst wahrscheinlich einer der ältesten unseres Landes. Auch der Name Esgrus-Schauby verweist auf eine Gegend, die ehemals reiche Waldbestände aufwies.

Ortsnamen sind indes, wie jedes andere Wort der Sprache, in Übereinstimmung mit dem grammatischen Bau der Sprache gebildet. So ist es durchaus nicht angängig, dem Namen Esgrus ohne weiteres das dänische, der Neuzeit entstammende Eskriis, oder, wie die dänische Generalstabskarte schrieb, Eskeris unterzuschieben. Irgend ein Anhalt dafür findet sich meines Wissens nirgends. Ich gebe nachfolgend die mir bekannten Formen des Namens. Um 1450: Esgrus choubu (Dipl. Fl.); 1523: Esgrus (Dipl. Fl.); Dankw. Eßgrus; D. Atl.: Esgrus; Dän. Generalstabskarte: Eskeris; Trap: Eskriis: Preuß. Generalstabskarte: Esgrus. Kok verzeichnet im zweiten Bande seines bekannten Werkes die Form Esgerus vom J. 1231. Wo er sie gefunden, sagt er nicht. In Waldemars Grundbuch findet sie sich nicht. Doch habe ich keine Veranlassung, in seine Mitteilung irgendwelchen Zweifel zu setzen, um so weniger, als auch er die Form Eskeris verwirft.

Ich nehme mit Kok an, daß wir in Esgerus oder Esgrus die älteste bekannte Form vor uns haben. Es wird zunächst zu untersuchen sein, aus welchen Wörtern der Name sich zusammensetzt. Daß er nämlich ein Kompositum darstellt, bedarf keines Beweises. In der vorliegenden Form, die also dem 13. Jahrhundert entstammt, giebt er in diesem Betracht keinen Aufschluß. Sie muß also bereits vor jener Zeit Wandlungen unterworfen gewesen sein, die eine vollständige Unkenntlichkeit des Grundwortes veranlaßten, jedenfalls ein hinlänglicher Beweis dafür, daß der Name eine Ortschaft bezeichnet, deren Gründung ins Altertum zurückreicht. Sehen wir uns, um zu einem Ergebnis zu gelangen, nach Ortsnamen um, die ebensolche oder ähnliche Endungen zeigen. Wir finden aus dem Jahre 1274 Arus, 1400 schon Arhus und aus noch älterer Zeit Nidaros, den ehemaligen Namen für das uralte Trondhjem (Drontheim). Ersterer, heute Aarhus, ist nicht, was das Wappen der Stadt besagt, aus Aare (Ruderstange) und Hus zusammengesetzt,[1]) sondern, wie die älteste Schreibung unwiderleglich darthut, aus dem altnordischen ár, Genitiv von á (Strom, Fluß), und ós = Mündung. Der dem Meere zunächst liegende Teil der Stadt führt noch jetzt den Namen Mindet, altn. mynni, das mit ós gleichbedeutend ist. Aarhus wäre also der Ort an der Mündung des Flusses. In Nidaros erkennen wir auf den ersten Blick wieder die altnordischen Wörter á (Genitiv ár) und ós. Nidá ist der Name des Flüßchens. Die Bedeutung des Ganzen ist demnach: Mündung der Nidelv. Nach dieser notwendigen Ab-

schweifung werden meine Leser bereits erkannt haben, daß dem Ortsnamen Esgrus das Wort ós, abgeschliffen us, nicht zu Grunde liegt. Das Kirchdorf liegt zwar an einem Bächlein, das sein Wasser der Lipping-Au zuführt, jedoch nicht an der Mündung eines Flusses. – Aber vielleicht könnte man -rus als Stammsilbe ansehen. An sich ist sie völlig bedeutungslos, und sie als Korruption von ris zu betrachten, ist absolut ausgeschlossen. Wir haben gerade in unserer engeren Heimat eine ganze Reihe von Namen, die mit Ris zusammenhängen. Bei keinem zeigt sich die angedeutete Wandlung. Ebensowenig habe ich solche an einer Menge von nordischen Ortsnamen beobachtet. — Es bleibt meines Erachtens nur die Annahme, daß die Stammsilbe us eine Abschleifung von hus darstellt. Wie ich gelegentlich der Deutung von Husby bemerkte, hatte das Wort hus ursprüglich den Sinn von Unterschlupf und wurde später zur Bezeichnung für eine Burg erhoben. Wenn mir recht ist, meldet die Geschichte von einer Veste, die hier gelegen, nichts. Ebensowenig berichtet meines Wissens die Sage von einer solchen; wogegen unweit Wippendorf, das in Waldemars Grundbuch als Königsgut zu 36 Mark Goldes angesetzt ist, eine Burg gelegen haben soll. Die Bedeutung von hus als Burg scheint in diesem Falle ausgeschlossen; das Alter des Namens stützt dieses Ergebnis. Liegt dem Worte als Stamm hus zu Grunde, so heißt die Silbe hier schlechthin Unterschlupf, Wohnstatt.

Lautete der Name ursprünglich aber Esgerhus, so führt uns der erste Teil des Wortes auf einen Personennamen, den wir in älteren Urkunden finden. So in Waldemars Grundbuch, Ribe Oldemoder, Dipl. Flensb., Dipl. Vibergense, Hasse Regesten u. Urkunden und in der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Urkundensammlung. Der Name lautet Esgi oder Esge (auch Eske, Esche, Esky) und Esger (Escher), tritt also in verschiedenen Formen auf, was schon bei den alten Namen häufig vorkommt. Nach analogen Fällen zu schließen, ist höchst wahrscheinlich, daß noch eine dritte Form desselben Namens bestanden hat, nämlich die Form Esk. Für den altnordischen Mannesnamen Asgei—r hatte man ehemals also die Formen Esk — Esgi — Esgær.

Rücksichtlich der Anwendung von Personennamen in Ortsnamen ist es natürlich von größter Wichtigkeit, deren Genitivform zu kennen. Läßt man dies außer acht, so gelangt man zu haltlosen Ergebnissen. So ist es notwendig, zu wissen, daß den Namen Frörup und Fröstrup, Bramdrup und Bramstrup trotz der augenfälligen Ähnlichkeit verschiedene Namenformen zu Grunde liegen. Die meisten männlichen Namen fügen ein -s an, doch giebt es eine ganze Reihe Maskulina, die ohne -s flektiert werden. Unter andern Fathir und Brothir. So Brothærthorp (Brothær, Broderus 12. Jahrh., Brother, Broder, Bror 13. 16. Jahrh.), aus welchem unser Braderup und Brarup entstanden ist. Doch kommen daneben auch Formen auf -s vor, die allemal auf einen jüngeren Ursprung des Ortes deuten. Ich erinnere nur an das Dorf Brodersby, welche Ortschaft also jünger ist als die gleichbedeutenden Braderup und Brarup.

Wie bei dem Namen Brothir lautet auch die Genitivform des Namens Esger oder Esgær wie der Nominativ. So steht also einer Deutung des Namens Esgrus als Hus (Unterschlupf) des Esger in sprachlicher Beziehung nichts im Wege. Wir dürfen füglich, bis wir eines Besseren belehrt werden, zu der Annahme neigen, daß Esgrus aus der Niederlassung eines Mannes erwuchs, der den Namen Esger (Asgei—r) führte.



Gedichte von J. H. Fehrs.

Sprüche.

1.

Denken und sinnen,
Sparen und spinnen,
Streiten und streben,
Wirken und weben,
Lieben und hassen,
Halten und lassen,
Richten und runden,
Kranken, gesunden,
Dulden, vergeben —
Lern' noch begraben,
So lernst du leben.

2.

Nur nicht so stolz, du hohler Gauch,
Bist du auch hoch- und höchstgeboren!
Die Ehr' der Welt ist wie ein Hauch,
Und Geld und Gut ist bald verloren;
Hüll' dich nur ein in duf'gen Rauch,
Die Zeit läßt niemand ungeschoren,
Und packt der Tod dich an den Ohren,
Ich wette, Freund, dann stinkst du auch.

[1]) Ein Fall, der vor Auslegungen mit überwiegender Rücksicht auf das Wappen warnt. So ist es auch nicht angängig, den Namen der Uggelharde, einzig, weil sie eine Eule im Wappen führt, als Eulenharde auszulegen.

Vielliebchen.

Blumen und Lichter,
Leuchtende Augen und frohe Gesichter,
Muntres Geplauder, Spiel und Gesang,
Tönende Rede und Gläserklang.
Neben mir sitzt ein schmucker Gesell,
Sprudelnd, bewegt wie ein lieblicher Quell,
Necke mich weidlich mit ihm herum,
Und eh' ich's verspürt,
Bin ich auf Wegen grad' und krumm
Listig in eine Falle geführt,
Daß ich ihm nicht entschlüpfen kann —
Grüß Gott, Vielliebchen, ich denk' daran!



Bücherschau.

Ettgrön. Vertelln von Johann Hinrich Fehrs. Verlag von H. Lühr und Dircks. Garding. — Ein neues Buch von Johann Hinrich Fehrs wird von den Freunden der plattdeutschen Litteratur mit Freuden begrüßt, mit Interesse gelesen werden. Man kann sich leider die Thatsache nicht verhehlen, daß diese Litteratur immer mehr verflacht, wie die neuplattdeutsche Bewegung, die sich äußerlich zu verbreiten und zu erweitern scheint, in sich bereits zu verfallen beginnt, da sie die großen Ziele aus dem Auge verloren hat. Wird das jemals anders werden, oder kämpfen die Freunde des Plattdeutschen, allen anderen voran unsere plattdeutschen Dichter, einen vergeblichen Kampf? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Soviel ist aber jedenfalls sicher, daß auch der Verzagteste, der dieses Buch öffnet und wahrnimmt, wie tief Fehrs wieder aus dem Brunnen echter, schlichter Volkstümlichkeit geschöpft hat, von frischem Mute beseelt werden muß. Wir schütteln dem braven Vorkämpfer für heimische Sprache und Art, dem es heiliger Ernst ist mit seinem Streben, die Hand und beglückwünschen ihn zu dem neuen Erfolge.



Johann Hinrich Fehrs.

Was er auch in seiner Vorrede dagegen sagen mag, eigentlich ist dies Buch doch ein dritter Band von „Allerhand Slag Lüd," jedenfalls steht es den früheren beiden Bänden in keiner Weise nach. Aus demselben heimatlichen Boden sind, hier wie dort, dieselben eng mit ihm verwachsenen Menschen hervorgewachsen. Die Wiesen und Moore der Störniederungen, die Wälder und Heiden der angrenzenden Höhen, die friedlichen Dörfer wird jeder Leser sofort wieder erkennen, ebenso aber auch die alten Gestalten Jehann-Ohm und Trina-Mœsch; auch „de Radmaker Jasper Wraag," vor allem die alte Abel fehlen nicht. Das ist nichts weniger als ein Zeugnis von Armut der Erfindung, gruppieren sich doch immer neue Personen um die alten Freunde! Aber Eins ist allerdings unverkennbar, daß der Dichter mit derselben Treue und Zähigkeit wie Klaus Groth die Welt seiner Kindheit festgehalten hat und in ihrer Darstellung seine wesentliche Aufgabe sieht. Dadurch erweckt er bei seinen Lesern den festen Glauben an alles, was er erzählt, und teilt ihnen die warme Liebe zu Land und Leuten mit, die seine eigene Brust füllt. Es ist derselbe Hauch, der diese Erzählungen wie die früheren durchweht, der wohlthätige Hauch innigen Heimatsgefühls, wahrer, ungekünstelter Frömmigkeit und Selbstbescheidung. Selbst früh eingesogene Vorurteile spiegeln sich wieder. Es ist sehr bemerkenswert, wie diese liebevolle Darstellung eines engbeschlossenen Kreises Fehrs ebensogut wie den in manchen Punkten ihm verwandten Timm Kröger, fast ohne daß sie es wollen, ungerecht macht gegen alles, was außerhalb dieses Kreises liegt. Sie sehen auch noch als

Erwachsene mit Kinderaugen. So oft ihr Blick aus dem alten Holstenlande weiterschweift auf die westlich daranstoßenden Marschen — und das geschieht in „Ettgrön" nicht selten, wie z. B. in „Kinnerdank" und „Ehler Schoof" —, verrät sich unwillkürlich ein Stück jenes uralten feindlichen Gegensatzes, der die Nachbarn so lange trennte. Als selbstsüchtige, gewaltthätige, leidenschaftliche Menschen schildert Fehrs die Ditmarscher, wie es auch Kröger in seiner „Wohnung des Glücks" thut. Das ist schwerlich ganz richtig, jedenfalls einseitig



Fehrs' Elternhaus.

und schroff geurteilt, da sie vielleicht knorriger und rauher, doch weicheren Gefühlen ebenso zugänglich sind wie die Holsten. Aber gerade dieser Zug beweist, wie treu diese Dichter die Erinnerungen und Eindrücke der Kindheit festgehalten haben, beeinflußt durch die Urteile ihrer Umgebung. Nur darum erwähne ich ihn.

Alle hier gesammelten Erzählungen sind Kabinettsstücke intimer und reifer Heimats-

kunst. Sie werden als solche für sich selber sprechen, doch mögen einige kritische Bemerkungen manchem nicht unwillkommen sein. Die umfangreichsten unter ihnen, „Johanni-Storm“ und „Ehler Schoof,“ sind nach meiner Meinung zugleich die besten. Namentlich letztere ist, trotz ihrer Einfachheit, von echt tragischer, schließlich harmonisch ausklingender Wirkung und reiht sich früheren, wie z. B. „Int Försterhus,“ würdig an. „Sünnabend“ ist gänzlich ohne Handlung, nichts als ein Idyll, aber welch helles Licht strahlt dieses Idyll aus! Das Herz wird weicher und besser, wenn man es liest. Ich stelle es zu Groths „Familjenbiller,“ die ja mancher verwöhnte, nach Neuem hungernde Leser langweilig finden mag, die für mich aber zu dem Schönsten gehören, das die plattdeutsche Litteratur hervorgebracht hat. „Kinnerdank,“ eine in die fernliegende Vergangenheit zurückreichende, von allerhand putzigen und schnörkelhaften Arabesken umzogene Geschichte, beweist, daß Fehrs bisweilen einen starken Hang zum Grotesken besitzt, hinterläßt aber, schon wegen der geradezu verblüffenden Virtuosität der Erzählung, einen nachhaltigen Eindruck. „En Hunndanz üm Min un Din“ ist eine von kräftigem, zum Teil bitterem Humor getragene echt volkstümliche Schnurre à la Eulenspiegel, ebenfalls in ältere Zeiten zurückgreifend. Am wenigsten gefallen mir die Tiererzählungen oder Fabeln, welche den Beschluß bilden: „Krein,“ „Nettelkönig sin Hochtid,“ „Edderkaun.“ Gewiß ist richtig, was Fehrs in der Vorrede sagt, daß „hinter dem Tiervolk auch allerhand Schlag Leute versteckt sind.“ Aber raubt nicht gerade das ihnen viel, zu viel von der für derartige Schöpfungen unbedingt erforderlichen Naivetät? Das hochdeutsche Märchen „Froschkönigin“ hätte ich am liebsten nicht in dem Buche gesehen; es hat einen ganz anderen Charakter als alles, was der Band sonst enthält.

„Ettgrön“ hat Fehrs sein Buch genannt, d. h. Nachmahd, zweiter Schnitt der Heuwiese. In nachdenklichen, tief empfundenen Worten mahnt er in der Vorrede daran, daß „Ettgrön“ zur Herbstzeit geerntet werde, „wenn die Sonne nicht mehr die Gewalt hat wie früher, die Welt schön, feierlich, aber ernst ist, die Augen weit voraus und weit zurück sehen.“ Die Freunde seiner Muse werden ihm gerne bestätigen, daß diesem im Herbste seines Lebens erschienenen Buche nichts von der alten Frische fehlt, daß es zu den alle Geschmackswandlungen überdauernden plattdeutschen Schöpfungen, zu den Juwelen der plattdeutschen Litteratur gehört.

Kiel. H. Krumm.



Min Moder ehr Riderstückschen,

gewiß 100 Jahr old, denn se is barn 1795, un stammt vun de holsten Geest, ut 't Kaspel Schenefeldt (Schenefeld) int Amt Rendsborg (wi seggt nu ja Kreis, nich Krink). Se sung 't, ehr Kinner op 'n Schot un en Reeg vun Jahrn naher Kindskinner; in 'n Takt leet se se hüppen.

„Hott, hott, hott, hott, Hademann,
treck din Vader sin Steweln an!“
Denn ritt he as en Eddelmann,
as Eddelmann vun Stanje
mit Appeln vun Radanje.
As ik in Radanje keem,
muß ik min egn Verwunnern ansehn.
De Katt de karrn de Botter,
de Hund de wusch de Schötteln,
de Fleddermus feg 't Hus ut,
de Mücken drogn de Mull rut.
Achter de grot Schün
dar döschen 'n paar Kapün.
De döschen ut den Hawerkaff,
de bruen sik gut Beer af.
Dat Beer dat weer so dünn,
dat slogn se in de Tünn.
't fung an to susen un to brusen,
flog äwer veer, fif Fack Husen.
De Kalwer in den Stall, de lehrn ehrn Tall,
De Swin in den Kaben, de fungn an to daben.
De Heister op dat Reck fulln mit de Näs' in 'n Dreck.

Un nu fat se dat Gör bi de Näs' an un leet ehr vun 'n Schot gliden, as schull 't falln un sä darbi:

Full mit de lüttj Näs' in 'n Dreck,
full mit de Näs' in 'n Dreck,
in 'n Dreck, in 'n Dreck.

Un knapp weer se to Enn, denn sä dat Gör:

Mehr, Hobbe, mehr!

Un Hobbe (Grotmoder) fung vergnögt weller vun vörn an. Wokeen kunn 't länger utholn, Hobbe oder dat Gör?

Flensburg. J. H. Löhmann.

Mitteilungen.

1. **Die Zwergtrappe.** Ein seltener Gast wurde am 19. November vorigen Jahres in der Propstei auf den sogen. „Salzenwiesen," einer ausgedehnten Wiesenfläche an der Küste der Ostsee, erlegt. Es war ein Weibchen der Zwergtrappe (Otis tetrax L.) Die Heimat dieses Vogels von der Größe eines kleinen Haushuhns ist das südliche und südöstliche Europa; häufig findet er sich in den Steppen Südrußlands. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts siedelte er sich mehrfach in Deutschland an, in Schlesien und besonders in Thüringen, wo er auch öfters gebrütet hat. Für unsere Heimatsprovinz ist er jedoch nach Rohweder eine sehr seltene Erscheinung, und Fälle seines Brütens sind nicht bekannt.
Kiel. R. Böge.

2. **Die Puppe vom Totenkopf** ist auch hier bei Lunden ungemein häufig beobachtet worden. Früher, vor etwa 20 Jahren, habe ich den Totenkopf nur ein einziges Mal hier gefunden. Ebenso häufig fand man hier im vorigen Herbst die hübsch gezeichnete Raupe vom Wolfsmilchschwärmer. Die vorzügliche Witterung wird das ihrige dazu beigetragen haben.
Dahrenwurth bei Lunden. Heinr. Carstens.

3. **Raupen und Puppen des Totenkopfschwärmers** sind im vorigen Sommer auch oft bei Borby, Süderbrarup und Gelting gefunden worden. Ebenso wurden häufiger als sonst beobachtet der Windenschwärmer und der Wolfsmilchschwärmer.

4. **Botanisches.** Am Bültsee bei Kosel fand ich im vorigen Sommer Orchis latifolia und auf einem Moor bei Ekenis Orchis mascula, mit weißer Blüte. Melandryum rubrum steht seit mehreren Jahren an einem Fußsteig bei Dollrottfeld mit gefüllten Blüten.
(Mitgeteilt aus Eckernförde.)

5. **Aus der Tierwelt.** Beim Durchblättern älterer „Heimat"-Jahrgänge erregte eine Notiz des Herrn Fack-Kiel betreffs massenhaften Auftretens von Marienkäfern (Coccinellen) Mitte Juli 1892 auf der Ölweide in der Nähe Niendorfs an der Ostsee meine besondere Aufmerksamkeit. Seine Mitteilung ruft in mir eine Beobachtung aus der Zeit vom 15. bis 19. August 1900 wach, welche ich zwecks weiterer Aufklärung berufenen Kräften zur Begutachtung anheimstelle. Mir wurde an dem genannten 15. August von meinen Schülern berichtet, daß auf der sogen. „Jonathanswiese," einer niedrigen Düne am Südufer der Neustädter Feldmark zwischen Erika-Bad und dem Lotsenhause, die Marienkäferchen in sehr großer Zahl zu finden seien. Als ich die Stätte besuchte, zeigte sich mir denn auch eine Massenhaftigkeit des Auftretens, wie sie mir weder früher noch im letzten Sommer vor Augen gekommen ist. Man konnte keinen Fuß hinsetzen, ohne hunderte von Käfern zu verletzen. Eine Nachzählung meinerseits ergab auf 100 qcm die stattliche Zahl von 119. Am meisten besetzt fand ich das hier reichlich wachsende Fingerkraut (Potentilla), weniger heimgesucht, wenn auch noch sehr reichlich bevölkert war der Vogel-Knöterich (Polygonum aviculare L.), vereinzelt dagegen fanden sich die Käferchen auf den Blättern der in der Nähe wachsenden jungen Buchen. Die gesamte, von den Käfern belagerte Fläche hatte eine ungefähre Längenausdehnung von 100 m. Ich bemerke noch, daß in dem betreffenden und auch im letzten Sommer eine auffallend große Larvenzahl von mir in der Nähe nicht gefunden worden ist. — Auf der Chaussee zwischen Grömitz und Cismar kam mir im letzten Sommer zum ersten Male in hiesiger Gegend der Trauermantel (Antiopa) zu Gesicht, ebenfalls nur in einem Exemplar fand ich auf der Pelzerwiese beim Leuchtturm Pelzerhaken die Raupe des Schwalbenschwanz (Papilio).
Neustadt i. H. G. Peters.

6. **Volksbelustigung.** Ein Gegenstand von kulturhistorischer Bedeutung, der uns Kunde giebt von einer in früheren Zeiten auf Fehmarn üblich gewesenen Volksbelustigung, wurde 1900 von Lehrer J. Voß für das Museum in Burg auf Fehmarn erworben. Es ist eine in natürlicher Größe aus Eichenholz sehr kunstvoll geschnitzte Gans mit beweglichen Flügeln, eisernen Beinen und eben solchem Schnabel. In diesem steckt ein eiserner Splint mit einem darinhängenden Ring. Die Gans wurde freischwebend in einem Thorgerüst aufgehängt; die Teilnehmer an demselben ritten in scharfem Trabe unter demselben durch und bemühten sich, mit einem eisernen „Stecher" den Ring aus dem Schnabel der Gans „herauszustechen," ein Spiel, das uns an das noch in einigen Gegenden Holsteins gebräuchliche „Ringreiten" erinnert. Die auf den Boden des Wisserschen Hotels wiedergefundene Gans ist aller Wahrscheinlichkeit nach Eigentum der sehr alten, im Jahre 1812 aufgelösten „Seglerbrüderschaft" gewesen. Diese Brüderschaft feierte nach dem Berichte alter Urkunden alljährlich ein eigenartiges Fest. Bei dieser Gelegenheit wurde außer dem „Gänsestecken" auf dem Burger-Marktplatz ein unter dem Namen „Kaper und Christ" noch heute bekanntes Spiel aufgeführt. Die Brüder führten auf Wagen kleine Schiffe umher und stellten durch allerlei Bewegungen und Manöver mit denselben den Kampf der Seeleute mit den Kaperschiffen dar.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 3. März 1902.

Eugen Traeger.

Nekrolog von Prof. Dr. **Hansen** in Oldesloe.

Wiederholt ist in dieser Zeitschrift, besonders in den Jahresberichten über Landeskunde, der Name Eugen Traeger genannt worden. Bei den großen Verdiensten, die er sich um die Erhaltung der Halligen und die Gewinnung neuen Marschlandes erworben hat, dürfen ihn die Freunde unseres Heimatlandes auch nach seinem Tode nicht vergessen; ein früher Tod hat leider den arbeitsfreudigen, rastlos thätigen Mann nach längerem Krankenlager am 12. November 1901 im Alter von 47 Jahren dahingerafft. — Als Sohn eines Großgrundbesitzers im Kreise Fraustadt geboren, besuchte er die Gymnasien zu Breslau und Wohlau und studierte Geschichte, Geographie und Germanistik in Breslau und Kiel, später auch Staatswissenschaften während seines Aufenthalts in Berlin und Dresden. 1887 promovierte er zu Kiel, wo er sich bei Professor Krümmel besonders mit Geographie beschäftigt hatte, mit einer Arbeit über die Volksdichtigkeit Niederschlesiens, die von fachmännischer Seite als anerkennenswerte Leistung bezeichnet wurde. Es ist ihm leider nicht gelungen, sich bald eine Lebensstellung zu erwerben, in der er sich seinen Neigungen vollständig widmen und seine Studien nach Wunsch fortführen konnte. Nach provisorischer Beschäftigung am statistischen Bureau in Berlin, an der Stadtbibliothek zu Breslau (hier veröffentlichte er das „Breslauische Tagebuch von Joh. Steinberger 1740—42"), und am Kgl. statistischen Bureau zu Dresden wurde er 1892 Assistent und später Kustos an der Bibliothek des germanischen National-Museums zu Nürnberg; die viel Arbeit, aber wenig Gehalt bringende Stellung vertauschte er am 1. Januar 1898 mit der eines ersten Sekretärs der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen in Berlin, die ihm aber bald wegen der vielen Reibereien im Vorstand unleidlich wurde. Nach kurzer Beschäftigung als Hülfs-



Eugen Traeger.

arbeiter bei der Handelskammer in Potsdam ward er Sekretär der Großherzoglichen Handelskammer zu Offenbach und schließlich Bibliothekar der Handelskammer zu Frankfurt a. M., wo er so bald den Folgen einer früheren Rippenfellentzündung erliegen sollte. Um ihn trauern die Witwe und zwei Kinder, um ihn aber auch die Halligen, von denen Hooge seinen Ehrenbürger verloren hat.

Ein Aufenthalt auf den nordfriesischen Inseln war bestimmend für seine schriftstellerische Hauptthätigkeit: er lernte die Halligen, die Reste des ehemals ausgedehnteren Nordstrands und der Wiedrichharde, kennen; tiefes Mitgefühl mit den Inseln, die von Jahr zu Jahr mehr abbröckeln, und der Gedanke, daß hier, wo seit Jahrhunderten so viel Land verloren, auch viel wieder zu gewinnen sei, bestimmten ihn dazu, die freie Zeit, die seine Berufsgeschäfte ihm ließen, der Erhaltung der Halligen zu widmen. Was seitdem auf dem Wattenmeer Westschleswigs und auf den Halligen gethan ist, das ist Traegers Werk. Schon 1889 suchte er die preußische Regierung zu einem nachdrücklichen Vorgehen beim Uferschutz der Halligen und zu Landgewinnungsarbeiten zu bewegen. Welche Schwierigkeiten er dabei fand, wie einzelne Persönlichkeiten, von denen er besondere Unterstützung erwartete, seine Ansichten als Träume verwarfen und mit zum Teil wunderlichen Gründen bekämpften, bespricht er in seiner Schrift: „Die Halligen der Nordsee" (Stuttgart, Engelmann, 1892) und hat es in manchem mir von ihm zugegangenen Briefe beklagt. Er hatte gehofft, mit diesem Vorgehen allgemeinen Beifall zu finden (Referent hat in Petermanns Mitteilungen, besonders bei Besprechung der Traegerschen Arbeiten, in gleichem Sinne zu wirken gesucht), aber Erfolg hatte es zunächst nicht. Da schrieb er eine Reihe „anspruchsloser" Gedichte, wie er sie selbst nannte: „Im Banne der Nordsee" (Kiel, H. Eckardt, 1895), deren Widmung Ihre Majestät die Kaiserin allergnädigst entgegennahm, und richtete in einer Eingabe an die Majestäten die Bitte, für den guten Zweck seiner Bestrebungen einzutreten. Dies hatte endlich den gewünschten Erfolg: die Bureaukratie gab nach, 1896 wurden Mittel ausgeworfen, und es wird seitdem an der Erhaltung der Halligen und der Gewinnung neuen Vorlandes gearbeitet. Die Ergebnisse haben bewiesen, daß es keine Träume waren, die Traeger bewegten; die Anlagen haben sich über Erwarten bewährt, und die Anschlickung hat entschiedene Fortschritte gemacht. In einer zweiten Schrift: „Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten," Stuttgart, Hobling und Büchle, 1900 (vgl. „Heimat" Jahrg. 1900, S. 122 f.), berichtet Traeger über die bisherigen Erfolge und macht Vorschläge zu weiteren Arbeiten. Zu den letzteren gehört vor allem die Sicherung Hooges. In einer Immediateingabe an den Kaiser vom 26. Juli 1900 sprach er den Dank der Halligbewohner aus und wies auf die gefährdete Lage Hooges hin. Das bewirkte, daß auch hier die Vorarbeiten mit größerem Nachdruck in die Hand genommen wurden. In der letzten Zeit war Traeger auch für eine geologische Aufnahme der Watten thätig; da die Sicherheit der eingedeichten Marschen von dem Untergrunde mit abhängig ist (vgl. die Wilstermarsch und den Gotteskoog), suchte er das Ministerium für eine Untersuchung des Untergrundes der Watten zu gewinnen, die nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch von großem Werte sei. Leider blieben diese Bestrebungen erfolglos.

Wie sehr Träger unsere Provinz liebgewonnen hatte, zeigt sich auch daraus, daß er für Professor Hahn in Königsberg die Bearbeitung derselben in ähnlicher Weise, wie Hahn Nordwestdeutschland bearbeitet hatte, übernahm (nicht vollendet). In dem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild," Kiel 1897, stammt der Abschnitt: „Die Halligen," aus Traegers Feder.

Es ist in der That rührend, wie zähe Traeger trotz manches Mißgeschicks

und vieler Enttäuschungen, die ja wenigen Sterblichen erspart bleiben, das einmal ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen bemüht war. Sein Andenken wird vor allem dort, wo die Spuren seiner Thätigkeit sich jetzt schon finden, wo die Segnungen der durch ihn veranlaßten Arbeiten nach Jahrzehnten hoffentlich in überraschendem Maße zu Tage treten werden, unvergessen bleiben. Möge das Geschick sich seinen Hinterbliebenen gnädig erweisen!



Altditmarsische Befestigungen.

Von **Johannes Goos** in Meldorf.

II.

An einer Stelle, und zwar im Südwesten, nähert die Norderhamme sich der Geest von Heide, eben außerhalb des Dorfes Süderheistedt, bei der sogen. Aubrücke. Die dort liegenden Verschanzungen dienten zum Schutze der Süderhamme, wie wir später sehen werden.

Die Geest von Heide wird durch das Broklandsauthal von der Norderhamme getrennt. Sie hat im Westen die Marsch als Grenze und lehnt sich nach Süden hin an das Mielthal an. Auf einer schmalen Strecke, eben westlich des Dorfes Süderholm, ist sie mit dem oft erwähnten Geestplateau durch einen Höhenzug verbunden. Hier nähern sich die Niederungen des Broklandsauthals und des Mielthals bis auf wenig hundert Meter.

Hier ist die vielgenannte Süderhamme, der eigentliche Schlüssel zum Herzen Ditmarschens. Sie in die Gewalt zu bekommen, war das Ziel aller Eroberungszüge der letzten Jahrhunderte der ditmarscher Freiheit. Kein Wunder, daß alles Erdenkliche angewendet wurde seitens unserer Vorfahren, sie uneinnehmbar zu machen. War Heide in der Gewalt der Feinde, so lag Ditmarschen gebrochen da! — Man faßt den Begriff Süderhamme in doppeltem Sinne. Im weiteren Sinne versteht man darunter die ganze Geesthalbinsel von Heide und Weddingstedt mit den sie deckenden Befestigungen, im engeren Sinne nur die Befestigungen bei der jetzt noch vielgenannten „Schanze.“

Der Wege nach Heide gab es zwei: einer führte durch die Norderhamme über die Aubrücke, der andere ging über die schmale Geesthöhe westlich von Süderholm. Der erstere Eingang „zur Heide,“ durch die Norderhamme, gesichert durch die Befestigungen von Tielenbrücke, Pahlkrug und Glüsing, war nur schwer zu gewinnen. Aber es war doch denkbar, daß der Feind die Norderhamme erreichen konnte, und — „der kluge Mann baut vor!“ Deshalb hatte man die Heistedter Schanze angelegt. — Zu beiden Seiten der Broklandsau bei der Aubrücke waren und sind z. T. noch jetzt die Wiesen außerordentlich sumpfig. Der jetzige Besitzer des „Aukruges,“ einer vielbesuchten Wirtschaft an der Aubrücke, erzählte mir, daß noch vor wenig Jahren die Wiesen so sumpfig gewesen seien, daß man das auf ihnen gewonnene Heu nicht habe abfahren können, da die Pferde dort fortwährend eingesunken seien. — Eine schmale Furt, später durch eine Brücke ersetzt, führte über diese Niederung. Sie wurde gedeckt durch eine große halbkreisförmige Schanze, die sich mit den beiden Enden an das Thal anlehnte und mit der runden Seite den Weg nach Heistedt absperrte. Die Unterhaltung der Brücke trug ursprünglich die ganze Norderhamme. 1523 trat diese jedoch die Verpflichtung an 15 Personen aus Linden, Barkenholm u. a. O. ab und versprach ihnen dagegen die Nutznießung der Aue von Rederstall bis zur

Wiemerstedter Klampe.[1]) — Auch von dieser Schanze ist jetzt leider jede Spur verschwunden. Gekämpft wurde hier noch 1559. Neocorus bemerkt u. a.: „Itzemangeschlechte — — — iß so Manhafft gewesen, dat men ein eigen Venlin darmit bestellen konnen, sin mehr alß de Helffte im jungsten Krige ehrlich vor ehr Vaderlant bi der Ouwbrügge gebleven unde gestorven."

Der zweite Weg nach Heide ging geradeswegs über Nordhastedt. Der Feind brauchte, wenn er diese Richtung einschlug, die Norderhamme gar nicht zu berühren. Die schmale Übergangsstelle war denkbar stark gesichert. Neocorus erzählt von ihr: „Dat iß eine Landtwehre mit dwee- edder dreeduppelden Graven up etlichen Steden unde Orderen vor der Marsch, mit Holte dicke bewurtelt unde bewaßen, dardorch geit ein enger Steenweg, twe edder dre Stenworpe breidt, de hefft up beiden Siden einen depen Graven." — Dichter Wald, das Hammholz, umgab das Ganze. Hier bluteten 1404 Gerhard und die Seinen, und eine in der Nähe belegene Koppel, welche noch jetzt den Namen „Junkerkarkhof" führt, erinnert uns an diese gewaltige Niederlage des Holstenheeres. — In späterer Zeit, aber immer noch während der Freiheit, wurde diese Stelle bedeutend verstärkt, wohl im Zusammenhange mit der veränderten Kriegsführung. Ein gewaltiges Blockhaus, welches mit schwerem Geschütz armiert war, wurde hier errichtet. — Wie sehr der Feind diese Feste fürchtete, geht daraus hervor, daß in der Kapitulationsurkunde von 1559 vermerkt wurde: „Wir wollen auch ohne Verweilen alle Schanzen und andere Festungen im Lande niederreißen und vernichten. — — — Auch soll das Hölzlein, die Hamme genannt, förderlich abgehauen werden, jedoch das gefällte Holz denjenigen verbleiben, denen es bislanghero erblich zugehöret.[2]) 1560 wird schon seitens der Regierung vorgefragt, warum die Zerstörung der Schanze und das Fällen des Hammholzes unterbleibe, und die Befolgung dieses Punktes der Kapitulationsurkunde zum 1. Mai 1561 ernstlich geboten. Von den ursprünglichen Befestigungen wird so gut wie nichts mehr vorhanden sein; was man jetzt im Garten der Wirtschaft „Zur Schanze" sieht, stammt nicht aus der Zeit der Freiheit, sondern aus dem Jahre 1627, weshalb ich hier keine Spezialzeichnung der jetzigen Reste gegeben habe.

Eines Teiles der Süderhamme habe ich bislang nicht gedacht. Es ist dies die Geest von Hemmingstedt. Dieselbe wird durch zwei schmale Geestzungen mit „der Heide" verbunden. Man rechnet diese Geest zur Süderhamme, sie kann aber auch als eine kleine Sonderhamme bezeichnet werden. Die genannten beiden Geestzungen waren mit Verschanzungen versehen: die westliche durch die Werke bei der „Nehrung," die östliche an zwei Stellen in der Nähe der Loher Haide. — Wann bei diesen Schanzen gekämpft wurde, ist nicht bekannt, vielleicht 1319, als Gerhard der Große einen Einfall in Ditmarschen machte, von „der Heide" aus gegen Hemmingstedt vordrang und sich nach Oldenwöhrden wandte. —

Südlich von Hemmingstedt lag dann noch eine 1500 in einer Nacht aufgeworfene Schanze, um den Marschweg von Meldorf nach Hemmingstedt und damit nach Heide dem Feinde zu verlegen. Über den Ort, wo diese Schanze lag, an der die Ditmarscher dem vereinigten dänisch-holsteinischen Heere die große Niederlage beibrachten und in der sie 1506 ihren teuren Helden Wulf Isbrand begruben, ist viel gestritten worden, ob bei Lieth, ob nördlich am „Schwinmoor" oder ob südlich an demselben auf dem „Dusenddüwelswarf." Jeder führt für seine Ansicht Gründe mancherlei Art ins Gefecht. Die Gründe für und wider sind in den

[1]) Diese Verpflichtung nebst der Berechtigung dauerte bis zum Jahre 1856, wo den Nutznießern die Papiere durch Verschuldung eines Rechtsanwalts abhanden kamen.
[2]) nämlich Wolt Reimers und Johann Reimers, zwei Achtundvierzigern.

letzten Jahren genugsam durch die Zeitungen bekannt geworden. Etwas Neues läßt sich kaum mehr vorbringen.

Ich komme jetzt zu einer kleinen Sonderhamme, der von Meldorf.

Zwischen dem Thale der Miele und dem der Süderau erstreckt sich eine langgezogene Geestinsel, auf der die Dörfer Bargenstedt, Nindorf, Farnewinkel, Wolmersdorf und die Stadt Meldorf liegen. An zwei Stellen, bei der Dellbrücke und bei Farnewinkel, nähert sich diese Insel dem eingangs oft erwähnten Geestplateau. Wollte der Feind sich in der Gegend von Dellbrücke der Geesthöhe nähern, so hatte er die Delvau oder Südermiele zu überschreiten, kam er von Krumstedt, so mußte er durch das Thal der Spütjenau, eines Nebenflusses der Süderau. Meldorf, der uralte Ort und lange Zeit die Hauptstadt des Landes, war von jeher ein begehrenswertes Ziel für den Feind. Um diese Stadt zu sichern, hatten unsere Vorfahren an den oben erwähnten beiden Übergängen bedeutende Verschanzungen angelegt, zuerst beim Übergange über die Delvau bei Dellbrücke. Eine ganze Reihe von Schanzwällen mit tiefen Laufgräben decken hier die Wege von Nordhastedt und von Albersdorf. Die Schanzen und Gräben an der Westseite des Weges sind z. T. noch jetzt vorzüglich erhalten,[1] die an der Ostseite sind gänzlich verschwunden bis auf einen Laufgraben, der sich noch deutlich bis zur Marienburg hin verfolgen läßt.

Bei der Marienburg müssen wir einen Augenblick verweilen, obgleich ich sonst die ditmarscher Burgen bei meiner Arbeit absichtlich außenvor gelassen habe. Wenig ist es, was wir über die Burgen wissen. Die bekanntesten: die Steller Burg, die Marienburg, die Tielenburg und vor allem die Böklenburg, sind wohl nicht als ditmarscher Burgen anzusehen, sondern es waren Befestigungen, die von Auswärtigen zur Bezwingung Ditmarschens angelegt wurden. Bei der Landesverteidigung haben sie, wenigstens in geschichtlicher Zeit, nie eine Rolle gespielt. Wenn ich sage „angelegt," so meine ich, wie sie sich in geschichtlicher Zeit uns zeigen. Die Anfänge einiger derselben mögen schon in prähistorische Zeit zurückreichen. Wenn ich bei der Marienburg eine Ausnahme mache, so geschieht dies aus dem Grunde, weil sie scheinbar mit der vorhin erwähnten Wehr, den Dellbrückschanzen, in Verbindung steht. — Die Marienburg liegt im Thalgebiet der Miele, hart an der Geest. Sie besteht aus einem schwachen Hügel, dem „Schloßbarg," auf dem 1403 die Holsteiner ein Blockhaus erbauten. Etwa 40 m entfernt vom Mittelpunkte wird der Hügel umschlossen von einem Ringwall. Eine zweite, konzentrische Schanze scheint vorhanden gewesen zu sein. Im Osten der Burg, hart daranstoßend, nach Tensbüttel zu befindet sich eine kleine Ebene, vielleicht einige Hektar groß, die man wohl als das Glacis der Festung ansehen könnte. Diese Burg bildet nun scheinbar das Zentrum der ganzen Befestigungsanlagen in dieser Gegend. Nach Nordwesten hin zieht sich, wie schon erwähnt, der Rest eines Laufgrabens auf die Dellbrückschanzen zu. Nach Südosten erstrecken sich ebenfalls Verschanzungen, der sogen. „Königsgraben." Die Marienburg wurde, dies sei nebenbei erwähnt, im Jahre 1404, nach der für die Holsteiner unglücklichen Schlacht bei der Hamme, von ihnen den Ditmarschern übergeben und von letzteren zum Teil zerstört. Unter der Zerstörung haben wir aber wohl nur das Niederreißen des Blockhauses zu verstehen.

Die Anlage der Dellbrückschanzen sowie der Marienburg ist zu verstehen, denn diese Werke sicherten vollständig den Übergang über die Delvau oder Südermiele. Weshalb aber legte man den Königsgraben an? Die Niederung dahinter

[1]) Sie schneiden die jetzige Chaussee nicht rechtwinklig; der ursprügliche Weg ging von den Schanzen nach Meldorf weiter westlich.

ist moorig und zweifelsohne früher so sumpfig gewesen, daß ein Übergang dort nicht leicht möglich war. Lange konnte ich keine befriedigende Lösung finden. Da erzählt mir unlängst ein Landmann der dortigen Gegend, man habe seinerzeit zwischen Tensbüttel und Krumstedt im Moor einen Übergang, bestehend aus gespaltenen Baumstämmen, gefunden. Näheres wußte mein Gewährsmann mir nicht anzugeben, und meine weiteren Erkundigungen sind bis jetzt auch leider resultatlos verlaufen. Sollte sich die Sache bewahrheiten, so wäre vielleicht die Bestimmung des Königsgrabens erwiesen: er sollte diesen Übergang decken. Übergänge aus gespaltenen Baumstämmen sind im nordwestlichen Deutschland nichts Seltenes; in Ditmarschen sind sie nachgewiesen im Broklandsauthal, und oben ist eines dieser Übergänge schon Erwähnung gethan (siehe Tielenauschanzen).

Die anderen Befestigungen zum Schutze der Meldorfer Geestinsel liegen zwischen Krumstedt und Farnewinkel und deckten den Übergang über die Spütjenau.

Daß bei Dellbrücke zu einer anderen Zeit als 1403 gekämpft wurde, ist nicht bekannt. Waffen, die bei der Spütjenau gefunden wurden und ins Museum ditmarsischer Altertümer gelangten, lassen darauf schließen, daß hier im 13. oder 14. Jahrhundert Kämpfe stattgefunden haben. Waren beide Schanzwerke in den großen Fehden von 1500 und 1559 schon als unbrauchbar aufgegeben, vielleicht weil die Niederungen nicht mehr so sumpfig waren und eine zu große Verteidigungslinie eröffnet werden mußte? Kaum glaublich! Freilich, 1559 wäre es möglich gewesen, weil der Einfall erfolgte zu einer Zeit, wo die Niederungen verhältnismäßig trocken waren. Im Jahre 1500 aber lag die Sache anders. Ich denke, damals waren sie noch intakt, denn, wenn der Feind Meldorf erobern wollte, weshalb wählte er den weiten Weg über Süderhastedt und Windbergen, da der andere Weg um die Hälfte näher und außerdem viel bequemer war!

Nebenbei sei noch einer Schanze gedacht, die auch ein Rätsel bildet. Eben südwestlich vom Dorfe Krumstedt liegt ein solches Werk, nach Windbergen zu. Dieselbe hatte nur dann einen Zweck, wenn ein Übergang durch das Süderauthal von Krumstedt nach Windbergen zu decken war. Man redet wohl von einem Bohlenweg dort, der einst beim Torfgraben gefunden sein soll, aber Näheres weiß niemand.

Sehnsucht.

Heil'ge Sehnsucht, kommst du wieder
Her aus unermess'nen Fernen?
Strömst du wieder auf mich nieder,
Heil'ge Sehnsucht nach den Sternen?
Sehnsucht nach dem Unerforschten,
Das mir auf die letzte Frage,
Auf das letzte, bange Sehnen
Endlich eine Antwort sage.

Sacht auf dämm'rungsweichen Schwingen
Sinkst du nieder, heil'ges Bangen,
Willst mit leisem Märchensingen
Sänftigen mein heiß' Verlangen.
Mit dem Märchentraumesmantel
Süßen Schlafs willst du mich decken,
Daß ich, freudig traumbefangen,
Nie die Wahrheit möge wecken.

Du umschmeichelst meine Sinne
Rauschend mit geweihten Chören;
Daß ich suchend nie beginne,
Willst du zaubernd mich bethören.
Und ich lausche, und ich lausche —
Und die gottgeweihten Töne
Zwingen nieder mich zur Erde:
Gieb mir Wahrheit, Himmelsschöne!

Daß ich rein dein Urbild trüge
Ohne Rauch aus Schlackenschlünden!
Könnt' ich deine Himmlszüge
Ahnungschauernd ganz ergründen!
Könnt' in deines Daseins Fülle
Ich mich baden, niedersinken!
Könnt' ich ewig deines Brunnens
Himmelsschönheit, Wahrheit trinken!

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

II.

Ganz dieselbe Mannigfaltigkeit der Benennungen wie unbequeme Einteilung findet sich bei den Gewichten, den Maßen für feste wie für flüssige Waren und beim Längenmaß. Wo wir jetzt nach Kilogramm und Gramm, nach Hektoliter und Liter, nach Meter und Zentimeter rechnen, da hatte man damals eine ganze Anzahl verschiedener Benennungen. Bei dem Gewicht war das Pfund die Grundlage, und es zerfiel wieder in 32 Lot à 4 Quentin. Größere Gewichtsmengen wurden wieder unter besonderen Bezeichnungen zusammengefaßt: 14 Pfund waren 1 Liespfund, [1]) 112 Pfund oder 8 Liespfund waren 1 Zentner, und 280 Pfund oder 20 Liespfund hießen 1 Schiffpfund. Bei Wolle, Federn und Flachs war außerdem der Ausdruck Stein gebräuchlich; 1 Stein Wolle oder Federn war gleich 10 Pfund, 1 Stein Flachs gleich 20 Pfund. Eine besondere Einteilung hatte das Pfund noch für Gold und Silber, eine andere bei den Apothekerwaren; letztere fehlt jedoch bei Lambeck wie bei Heins. Bei den Längenmaßen will ich nur noch erwähnen, daß bei ihnen u. a. noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein Hamburger und Brabanter, oder kurze und lange Ellen unterschieden wurden; früher rechnete man außerdem noch für manche Tuchsorten nach Nürnberger und nach englischen Ellen oder Garden (Yards). Auch hierbei war das Verhältnis möglichst ungünstig; denn 8 Hamburger Ellen waren gleich 7 Nürnberger oder 5 englischen Ellen, und wiederum waren 6 Hamburger Ellen gleich 5 Brabanter Ellen.

Wir sehen daraus, die Verfasser von Rechenbüchern hatten es nicht schwer, die Aufgaben recht mannigfaltig zu gestalten; die Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse boten dazu mehr als genügenden Anlaß, und sie sind bei einer größeren Anzahl der Aufgaben auch nur allein in Betracht gekommen, oder es wird der Name einer Ware hinzugefügt. So geringfügig dies letztere auch scheinen mag, so ist es doch nicht ohne Interesse; denn viele der Waren werden nach ihrer Herkunft bezeichnet. So lesen wir öfter von schlesischer Leinewand, als deren Herkunftsorte besonders Glatz, Jauer und Mittelwalde angegeben werden; einzeln wird auch holländisches und westfälisches Leinen genannt. Daneben haben aber auch die Hamburger Frauen selbst noch fleißig gesponnen, wozu der Flachs aus dem Altenlande und aus Lüneburg bezogen wurde. Das gewonnene Garn wurde dann vom Leineweber zu Leinen verarbeitet. — Es kommen vor spanische und englische Laken (Tuch), rigischer Hanf, Rostocker, vorpommersche und Halberstädter Wolle, schwedisches Kupfer und Eisen, isländischer und muskowischer (d. h. russischer) Talg, Malaga-, Sevilla- und Genueser Öl, auch lissabonisches Öl, und so noch vieles andere. Auch überseeische Waren werden öfter genannt, u. a. Tabak, Ingwer, Indigo, Gewürze (Kanehl, Kardemom, Pfeffer, Nelken) und besonders Zucker. Diese Waren kamen aber im 17. Jahrhundert nicht auf direktem Wege nach Hamburg, sondern wurden durch Zwischenhandel, besonders über Lissabon, Antwerpen und Amsterdam bezogen. Von diesen Waren ist namentlich der Zucker für Hamburg ein wichtiger Artikel gewesen und hat hier eine viele Jahre hindurch blühende Industrie, die Zuckerbäckereien, ins Leben gerufen. Einige Mitteilungen über diese dürften nicht ohne Interesse sein. Der rohe, aus dem Zuckerrohr gewonnene Zucker kam in verschiedenen Arten aus Ostindien und West-

[1]) „Lis-punt d. i. lives-punt, talentum livonicum, liefländisches Pfund = 14 Pfund." Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, Seite 207.

indien, großenteils über Spanien-Portugal, dann auch über Holland und Frankreich; ein teilweise raffinierter Zucker, Lumpenzucker genannt, kam aus England. Mit der Zubereitung des Zuckers, dem Raffinieren, beschäftigten sich nun die hamburgischen Zuckerbäcker, und ihre Fabrikate gingen viele Jahre hindurch ins Innere Deutschlands und auch über dessen Grenzen bis nach Rußland. Die „Zuckerbäcker," unter welchen also nicht wie anderswo Konditor oder Kuchenbäcker, sondern Zuckersieder zu verstehen sind, verarbeiteten den rohen oder wenig raffinierten Zucker zu feinem und festem weißen Hutzucker in verschiedenen Qualitäten, zu hellem oder dunklem Farin oder Puderzucker, zu weißem bis dunkelbraunem Kandis und zu Syrup. Die im 16. Jahrhundert hier eingewanderten Niederländer haben auch diese Industrie hierher gebracht, und zu Ende des 16. Jahrhunderts gab es hier schon 9 solcher Zuckerbäcker. Diese Zahl stieg rasch, so daß im 18. Jahrhundert 365, allerdings sehr ungleich große Zuckersiedereien sich hier befanden. Doch war trotzdem der raffinierte Zucker damals nicht sehr billig; die vorliegenden Rechenbücher nennen Preise von 12—14 Schill. — 90—105 Pfennige fürs Pfund. Freilich mag das wohl die feinste Sorte gewesen sein, von der kleine Broden im Gewichte von etwa 5 Pfund ein beliebtes Geschenk bei manchen Festlichkeiten waren. — Die Zuckerbäckerei setzte noch manches andere Gewerbe in Thätigkeit: die Kupferschmiede lieferten die großen Kessel für das Sieden des Zuckers und die sog. Potten für die Kandisfabrikation; Pottenbäckereien lieferten die Thonformen für die Zuckerbroden; Papierfabriken sorgten für das weiße und blaue Papier zum Einschlagen der Broden, die wieder durch stärkeres Bindgarn, sog. Zuckertau, verschnürt wurden, das die Reeper und Seiler lieferten. — Das Raffinieren des Zuckers war eine schwere Arbeit und verlangte viel Sorgfalt und Geschicklichkeit; auch war für die gute Kristallisation des Zuckers eine sehr ruhige Lage des Hauses nötig. Deshalb befanden sich viele Zuckerbäckereien in ganz abgelegenen Straßen, zum Teil in dem sog. Gängeviertel der Neustadt, welches für große Lastwagen nicht passierbar war. Die Zuckerbäcker waren oft wohlhabende Leute, und mancher von ihnen hat es zu bürgerlichen Ämtern und Würden gebracht. Die Fabrikate der Zuckerbäcker waren, wie erwähnt, Hutzucker (Brodenzucker), Puderzucker, Kandis, Syrup. Der feinste Hutzucker, die Raffinade, war ein harter weißer Zucker, der im Bruch fein kristallisch glänzte. Die Zuckerbroden haben Anlaß zu dem bekannten Rätsel gegeben, das Georg Greflinger 1651 hier gedichtet hat, und das vollständig lautet:

Oben spitzig, unten breit,
Durch und durch von Süßigkeit;
Weiß vom Leibe, blau vom Kleide,
Zarter Mäuler liebe Freude.
Gut zum Tranke, gut zur Speis',
Es zerschmilzt wie Schnee und Eis.

Mäßig dienet es bei allen,
Übermäßig wird's zur Gallen.
(Es bestehet jede Freud'
In der rechten Mäßigkeit.)
Die mir dies weiß aufzugraben,
Soll's zur kalten Schale haben.

Hohe Zölle, Errichtung von Zuckerraffinerieen auch in andern Ländern, die sonst von Hamburg bezogen hatten, und andere Umstände schädigten schon im 18. Jahrhundert diese Industrie. Geradezu vernichtend aber wirkte die schlimme Franzosenzeit durch die Kontinentalsperre. Zwar hat nach 1814 eine kleinere Anzahl von Zuckerbäckern ihre Thätigkeit wieder aufgenommen, ohne daß diese ihre frühere Blüte auch nur annähernd hat wieder erreichen können. Jetzt ist seit Jahren an die Stelle des Rohrzuckers der heimische Rübenzucker getreten, der jenem aber an Gehalt nicht gleichkommt. Die hamburgische Zuckerbäckerei dagegen ist eingegangen.

Noch eins ist hier zu erwähnen: der Rohzucker kam meist in Kisten hier an, jede im Bruttogewicht von etwa 1000—1100 Pfund, und für die Kisten wurden je etwa 140 Pfund mehr oder weniger als Tara berechnet. Diese Kisten wurden

damals gern von Tischlern gekauft, die aus dem dauerhaften braungelben Holze allerlei polierte Möbel, sog. „zuckerkistene" Möbel, z. B. Kleiderschränke, Kommoden, Tische usw. verfertigten. In älteren hamburgischen Hausständen sind vielleicht noch jetzt einzelne solcher Stücke zu finden.

Gedenken nun Lambeck und Heins in ihren Rechenbüchern oft des rohen wie des raffinierten Zuckers, so fehlen dagegen zwei andere Artikel, die jetzt im häuslichen Verbrauch mit dem Zucker in Verbindung stehen: ich meine Kaffee und Thee. Diese sind erst verhältnismäßig spät hier eingeführt und wohl noch später allgemein gebräuchlich geworden; denn erst im Jahre 1677 soll ein Engländer hier das erste Kaffeehaus errichtet haben.

Der Handelsverkehr geschah entweder zu Wasser mittels der Schiffe oder zu Lande mittels der Frachtwagen; für beides finden wir in den Rechenbüchern Angaben. Die Berechnung des Landtransports geschah wahrscheinlich nach Schiffpfund und Meile; ersteres wird dann zu 320 Pfund berechnet. Bei der Feststellung des Fuhrlohns kam vielleicht auch die größere oder geringere Entfernung mit in Betracht. Als Entfernungen werden 7—24 (einmal 50) Meilen angegeben. Aufgaben, die auf diesen Verkehr sich beziehen, sind aber nur wenig vorhanden.

Einen besonderen und interessanten Abschnitt widmen unsere beiden Verfasser der Schiffsparten-Rechnung, die Lambeck sogar mit einem gereimten Spruch einleitet (Seite 252):

„Daß viele Städte sind in gutem Flor geblieben,
Das wird auch guten Theils der Schiff-Fahrt zugeschrieben,
Ach! aber aller Flor zergeht und wird vermißt,
Wenn Gottes Segens-Hand nicht bei der Schiff-Fahrt ist."

Bemerkenswert sind bei diesem Abschnitt die Mitteilungen über die Größe und die Preise der Schiffe: Die ersteren wechseln zwischen 96 und 192 Last à 4000 Pfund,[1]) die Preise zwischen 2700 Mark und 28800 Mark. Nach unsern jetzigen Begriffen sind das also nur kleine Verhältnisse, die jedoch, wenigstens bezüglich der Größe, auch anderweitig bestätigt sind. Wir müssen aber bedenken, 1. daß die Größe der Schiffe erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erheblich zugenommen hat, 2. daß es nur hölzerne Segelschiffe mit verhältnismäßig einfacher Einrichtung waren, somit keine Kosten für Maschinen und Eisenbau aufzuwenden waren, daß aber 3. auch das Geld damals noch einen größeren Wert als jetzt hatte. Aus der weit geringeren Größe der Schiffe erklärt es sich auch, daß für Hamburgs Seeschiffverkehr damals noch der Hauptsache nach der Raum zwischen Kehrwieder und Kajen ausreichte; erst nach Erbauung der Bastionen Hölzern Wams (1642) und Johannisbollwerk (nach 1626 vollendet) wurde eine doppelte Palissadenreihe zwischen beiden errichtet, und zwischen dieser und den Vorsetzen konnten dann auch Schiffe liegen. Der Niederbaum wurde etwas weiter westlich verlegt. Auch die Schiffswerften befanden sich, wie aus dem Stadtplan des Arnoldus Pitersen zu ersehen ist, um 1644 noch auf der Nordseite des Schiffbauerbrooks.

Der Ausdruck „Schiffspart," wonach der in Rede stehende Abschnitt benannt ist, bedeutet soviel wie Anteil am Schiffe; diese Anteile am Schiffe waren nicht immer gleich groß, und nach ihnen richteten sich der Beitrag zu den Kosten, wie der Anteil am Gewinn bezw. Verlust; vielleicht auch, wenn die Eigentümer des Schiffes, die „Reeder," dieses selbst befrachteten, das Maß der Befrachtung für jeden. — In der Regel wohnten sämtliche Eigentümer eines Schiffes am selben Platze;

[1]) 1 Schiffslast war gleich 4000 Pfund; die später eingeführte Kommerzlast betrug 6000 Pfund. Jetzt rechnet man nach Tons à 1000 kg = 2000 Pfund.

doch kam es auch vor, daß ein Nichtansässiger sich einen solchen Schiffspart erwarb. Dieser durfte aber eine gewisse Größe nicht übersteigen, weil sonst die Nationalität des Schiffes wechselte, und damit auch die etwaigen Vorteile verloren gingen, welche die bisherige Flagge gewährt hatte. Nur eine Aufgabe in Heins' Schatzkammer bezieht sich auf ein solches Anteilverhältnis eines Hamburger Kaufmannes zu einem fremden Schiffe, und diese Aufgabe, die auch sonst bemerkenswert ist, möchte ich im Wortlaute mitteilen.

„Ein hiesiger Negotiant läßt in Amsterdam einkauffen $^1/_8$ in einem Schiffe, genannt Constantia, alt 6 Jahren, groß omtrent 140 Lasten, gemonteert mit 12 Götlingen, allda belauffende fl. 10 500, —. Dabey beträgt die Ausrehdung [1]) pr. Mallaga biß in See fl. 3576; der Belauff dieses $^1/_8$ Parts, so in Amsterdam mit Corrent-Geld bezahlet werden solle, wird von hier dorthin al Pari geremittiret in Banco-Geld, und dasselbe wiederum zu $3^1/_2$ pro Cento in Corrent-Geld verwechselt. Frage: auf wie viel Thaler der Wechsel-Brief gelautet? Facit: auf 1020 Thaler."

Zu erwähnen sind hier die beiden Ausdrücke „gemonteert" (bewaffnet) und „omtrent" (ungefähr), welche auf den holländischen Einfluß hindeuten, der sich im 17. Jahrhundert hier auf den verschiedensten Gebieten geltend machte, und der sowohl der hervorragenden politischen Stellung Hollands zu damaliger Zeit, als auch im besonderen der Einwanderung zahlreicher Niederländer in Hamburg zuzuschreiben ist. — Die „Götlinge" sind kleine Geschütze; man brauchte diese Armierung des Schiffes, weil das westliche Mittelmeer damals der Tummelplatz nordafrikanischer Seeräuber, der Barbaresken, war. Im Jahre 1668 wurde die „Convoye" eingerichtet, d. h. man gab einer Anzahl gemeinsam segelnder hamburgischer Kauffahrer ein wohlbewaffnetes Kriegsschiff zum Schutze mit.



Der Boßelsport.

Ein schleswig-holsteinisches Volkswettspiel.

Von **Sophus Elden.**

Wohl hauptsächlich in dem Gedanken, daß die körperliche Kraft auf Kosten der geistigen Bildung zurückgehe, hat man in der neuesten Zeit mit Nachdruck begonnen, den Sport nach allen Richtungen hin auszubilden; denken wir nun an die zumeist nur Kraft erfordernden Sportarten: Turnen, Rudern, Gehen, Laufen oder an solche, welche Kraft und Geschicklichkeit zugleich verlangen: Fechten, Kricket, Fußball, Lawn Tennis, oder auch an diejenigen, welche neben Kraft und Geschicklichkeit eine gewisse Gefahr in sich schließen: Parforcejagden, Pferderennen, Bergsport usw.

Die Provinz Schleswig-Holstein steht in der Pflege des Sports anderen Gegenden des europäischen Festlandes nicht nach, ja, man könnte ihr hierin einen ersten Platz einräumen, insofern, als dem meerumschlungenen Lande selbst zwei ebenso eigenartige als zweckentsprechende Sportarten entwachsen und Sondereigentum der Provinz geblieben sind. Des Ringreitens und der Ringreiterfeste, welche an die Turniere des Mittelalters erinnern, ist in den verflossenen Jahren in unsern gelesensten und weit verbreitetsten illustrierten Zeitschriften durch Wort und Bild

[1]) „ut rêdinge, Ausrüstung zur Reise, besonders von Schiffen." (Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, Seite 461.) Wahrscheinlich ist darunter auch die Befrachtung des Schiffes verstanden.

Erwähnung gethan. Das **Boßeln**, auch **Eisboßeln** genannt, diese zweite Sportart Schleswig-Holsteins, welche hauptsächlich in den Elb- und Nordseemarschen gepflegt wird, verdient es, gleichfalls weiteren Kreisen eingehend geschildert zu werden.



Abbildung 1.

Es liegt nahe, das Boßeln mit dem Diskoswurf der Griechen zu vergleichen. Hier gilt es, eine mit Blei durchgossene Kugel — wie sie uns Abbildung 1 zeigt — dort eine steinerne, in späterer Zeit eine metallene, linsenförmige Scheibe mit Kraft und Geschicklichkeit zu schleudern. Nicht die Höhe des Wurfs oder das Treffen eines bestimmten Zieles, sondern die Entfernung des zu Boden gefallenen Wurfgeschosses vom Orte des Abwurfs aus entscheidet den Sieg. Wie der Diskoswerfer meist entkleidet die Wurfscheibe schleudert, um in der Bewegung nicht gehemmt zu sein, so entledigt sich aus gleichem Grunde auch der Boßler aller hindernden Kleidungsstücke.

Während man nur eine Art des Diskoswurfs kannte, wird das Boßeln auf vielfache Weise gehandhabt. Am gebräuchlichsten ist der Wurf, bei welchem der Boßler **sich um seine eigene Achse dreht**. Diesen Wurf veranschaulichen die Abbildungen 2, 3 und 4. Erstere zeigt uns den Boßler beim Beginn des Umlaufs, auf den beiden letzteren hat der Boßelnde sich bereits um seine Achse gedreht, die Kugel durchschwirrt in gewaltiger Kraft die Luft. Durch den Umlauf oder besser gesagt durch den Umsprung soll nämlich der Kugel die größtmögliche Kraft der Fortbewegung erteilt werden. Die Boßel, welche hierbei Verwendung findet, hat ein Gewicht von 500 gr und einen Durchmesser von $5^8/_{10}$ cm. In ganz Eiderstedt sowie in Norder- und Süderditmarschen be-



Abbildung 2.



Abbildung 3.

schränkt man sich gänzlich auf diese Wurfart.

Abbildung 5 zeigt uns das Schunken. Dieses geschieht, wie ersichtlich, in der Weise, daß der Boßler mit einmaliger, kreisförmiger Armbewegung die Kugel schleudert. Hierbei nimmt der Werfende einen Anlauf und springt während des Schwingens auf den Acker oder über einen der 4—5 Fuß breiten Marschgräben (Grabensprung oder Gribben genannt), ein Verfahren, durch welches, dank der Geschicklichkeit des Gribbenspringers, der Kugel die volle Wucht und Kraft des Körpers mitgeteilt wird. In dem Augenblick, wo die Füße des Werfenden Land fassen, saust die Boßel durch die Luft. Geschieht diese Art des Werfens mit einer 100 g schweren Boßel, dann nennt man den Wurf schlichtweg unter der Hand Boßeln.



Abbildung 4.

Das Schunken bietet ungefähr dieselben Vorteile wie der Wurf mit Umlauf. Was der auf letztere Art Boßelnde weiter wirft, bleibt er gegen den Schunker dadurch zurück, daß die Kugel desselben durch die Art des Werfens sich um ihre Achse dreht (sich „krillt") und bei der Berührung des festen Bodens vermöge dessen — wenn sich ihr ein Hindernis nicht entgegenstellt — oft gegen 15 m weiter rollt. Diese Entfernung gilt jedoch nur beim Boßelkampfe, bei einem Preisboßeln zählt nur die Entfernung vom Werfenden bis zu dem Punkte, in welchem die Boßel das Erdreich berührt hat.

Mit der 100 Gramm-Boßel geschieht auch das über der Hand Werfen. Ausschließlich in Itzehoe, Glückstadt und Krempe übt man diesen Wurf. Derselbe wird genau so ausgeführt, als ob man einen Stein schleudert, und ist diese Wurfart daher ein

eigentliches Boßeln nicht zu nennen. Dem Umstande, daß der über der Hand Werfende ganz bedeutend sicherer die Kugel zu schleudern imstande ist, da dieselbe nicht so leicht von der geraden Flugbahn abweicht wie beim Schunken, verdankt diese Art des Boßelns ihr Dasein. Dieselbe strengt jedoch die Armkraft in einer Weise an, daß der Boßelnde den Wurf meist nur drei- oder viermal zu wiederholen vermag.

Sobald nun die Gräben, welche die einzelnen „Fennen" (Landstreifen von einem Morgen) in den Marschen von einander trennen, überfroren sind, beginnen die Boßler sich einzuüben, um aus den bevorstehenden Kämpfen als Sieger hervorzugehen.



Abbildung 5.

Einem Wettkampf geht nach alter Sitte eine schriftliche Herausforderung unter Übersendung einer Boßelkugel voraus. Bald sind die sich befehdenden Parteien die Bewohner des westlichen und östlichen, südlichen oder nördlichen Teils einer ganzen Landschaft, bald die Bewohner zweier oder mehrerer Städte und Dörfer, bald auch bilden sich innerhalb derselben verschiedene Parteien, etwa die Verheirateten und Unverheirateten. Mehr als hundert Streiter stehen oft auf jeder Seite.

Eine schriftliche Herausforderung aus dem Jahre 1757 ist erhalten geblieben und lautet wörtlich:

„Wohl Ehrenvester p.
Insonders Hochgeehrter Freund.

Da wir Beym Letzteren Eiß Boßelwerffen, so zwischen unsers und Deren Dasigen Kirchspiels Gesellen den Kürtzeren gezogen und daher Bey dem jezigen anhaltenden Frost und Bahn auf Revange Bedacht. Als habe mir noie Denen hiesigen Kirchspiels Gesellen die Freiheit genommen, diesem nebst Beygehenden Eis Boßel Wohlgeb. Freunde zuzustellen. Ersuche also mit Fordersahmsten zu dem Ende uns wissen zu lassen, an welchem Ohrt und Lage, wieviel Manstark, wir zu Ihnen, oder nach Belieben zu uns im Kirchspiel Kruge als zu Jacob Behrens Langstruß Behausung zu uns zu kommen. In welcher Erwartung dann nechst Empfehlung Göttlicher Gnaden Schutzes verharren

Poppenbüll d. Wohlgeb. Freundes
Ao. 1757 D. W. Diener
Hinrich Peter Cornils.

Auf der Rückseite dieses Schreibens befand sich zunächst die Adresse: A. Monsieur Mons. Antonie Ahrens präsentement Altaugusten Koge. Hierunter die Adresse des Absenders: An Mons. Peter Cornils a Poppenbüll, sowie die folgenden Namen: No. 1. Hans Tetens. 2. Knude Nommels. 3. Arrien Peters. 4. Peter Matthies Peters."

Ist in dieser Weise — in neuerer Zeit natürlich in modernisierter Form — zum Boßelkampf herausgefordert, wird die Anzahl der Kämpfer bestimmt sowie Ort und Zeit der Zusammenkunft festgesetzt. Am Tage des Kampfes sieht man dann die Teilnehmer unter den Klängen einer Musikkapelle und mit wehenden Fahnen aufs freie Feld ziehen, jüngere Leute und auch ältere. So hatte bei einem Wettboßeln zwischen Wilster und St. Margareten-Brockdorf ein 63jähriger Wilsteraner den ersten Wurf. Die Schiedsrichter, von denen jede Partei vor

Beginn des Kampfes zwei ernennt, schreiten, kenntlich an deutlich sichtbaren Abzeichen, voran; ihnen folgen, an den Hut oder an die Mütze meistens die Wurfnummer geheftet, die eigentlichen Boßler.

Ist der Kampfplatz erreicht, dann wird die Boßelbahn von den Schiedsrichtern gemeinschaftlich festgelegt, worauf diese — wie es die Abbildung 6 veranschaulicht — bei dem von ihnen bestimmten Ausgangspunkte die Boßler antreten lassen. Die Anzahl der Teilnehmer wird von beiden Seiten in eine Liste eingetragen und diese „Boßelrolle" vor Beginn des Kampfes gegenseitig ausgetauscht. Während des Wettstreits werden die Namen der Werfenden in der Reihenfolge, wie sie verzeichnet sind, von den dazu bestimmten „Rollenlesern" laut aufgerufen. Dies geschieht deshalb, damit ein jeder zum Wurf gelangt und schwache Boßler nicht etwa überschlagen werden.

Von beiden Parteien wird der Kampf mit der gleichlautenden Nummer begonnen. Tritt der Boßler zum Wurf an, so haben die „Stockleger" die Grenze, über welche der Werfende beim Sprung oder Anlauf nicht hinausgehen darf, mit einem Stock, welcher auf den Erdboden gelegt oder in das Erdreich gesteckt wird, zu bezeichnen. Da eine Überschreitung der so markierten Stelle den Wurf ungültig macht, so ist ein gewohnheitsmäßiger Gribbenspringer oft gehalten, ziemlich weit zurückzugehen, um Anlauf oder Sprung zu bekommen. Trotzdem ist dieses für denselben immer noch vorteilhaft, da er bei gutem Absprung die Boßel 20 m und darüber hinaus weiter zu werfen vermag. Hierbei sei erwähnt, daß die weitesten Würfe mit der 500 Gramm-Boßel vom Orte des Abwurfs bis zum Aufschlagen aufs Erdreich bisher 78 m, diejenigen mit der 100 Gramm-Boßel über 120 m betrugen. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß bei einem Wettkampf nur Boßeln von gleicher Größe und Schwere gebraucht werden dürfen. Die passende Wurfart zu wählen, bleibt beim Boßeln mit der 100 Gramm-Boßel (Schunken mit oder ohne Gribbensprung oder über der Hand Werfen) den Beteiligten überlassen, dagegen wird beim Wettkampfe mit der 500 Gramm-Boßel vor Beginn desselben angefragt, ob auch Schunker oder Boßler mit Umlauf sich beteiligen. Diese müssen dann unbedingt von beiden Seiten in gleicher Anzahl gestellt werden.



Abbildung 6.

Es ist ein herzerfreuender Anblick, diesen kraftvollen, kernigen Söhnen der Marsch zuzuschauen, wie sie in erbittertem Kampfe die Boßeln schleudern, die muskulösen Arme schwingen und sich mit solcher Wucht um ihre Achse drehen,

daß sie öfter bei der letzten, gewaltigen Anstrengung, während die Kugel schon die Luft durchschwirrt, zu Boden stürzen.

Ist der Wurf gut ausgefallen, das heißt, hat die Boßel in gerader Richtung mit möglichster Kraft ihre Fluglinie genommen, dann ist dem tüchtigen Streiter ein „Hallo" seiner Partei sicher. Wehe aber, wenn die Kugel eingeschlagen hat! Da schallt das Gejauchze der Gegenpartei zu ihm herüber, und hänselnde Worte, auch der Freunde, bekommt er, nicht allein am Kampfestage, sondern vielleicht noch nach Wochen zu hören, denn soweit die Kugel fliegt oder läuft, darf die Partei, welcher der Boßelnde angehört, vorrücken.

So geht es weiter Wurf für Wurf, Partei um Partei, den Fahnen und ihren Trägern, welche die Richtung anzugeben haben, nach, über Gräben und Felder, oft meilenweit. Ist eine Partei der anderen soweit voraus, daß ihre Kugel von derjenigen der Gegner bei einer gleichen Anzahl gemachter Würfe nicht mehr erreicht wird, so ziehen die Sieger einen Wurf ein und erhalten dafür einen „Schott op."

Auf diese Weise wird der Kampf fortgesetzt, bis die für einen jeden festgesetzte Anzahl Würfe erreicht und der Sieg von der einen oder anderen Partei mit so und so vielen „Schott op" errungen ist. Manchmal stehen sich die Parteien mit ungefähr gleichen Kräften gegenüber, so daß ein voller Wurf nicht überholt wird und die Gewinner sich mit einem großen oder kleinen „Kiek ut," d. h. damit begnügen müssen, die Verlierenden nur um eine geringere Strecke überholt zu haben.

Hatte der Boßelsport auch zeitweise an Anhängern eingebüßt, so hat die Gründung eines Eisboßelverbandes im Herbst 1894 ihm eine große Anzahl neuer Freunde zugeführt. Der Verband, dessen Geschäftsstelle sich in Glückstadt befindet und dessen augenblicklicher Vorsitzender Herr Mink dortselbst ist, zählt jetzt achtzehn Vereine, nämlich: Brunsbüttel, Büsum, Eddelack, Garding, Glückstadt, Heverbund, Husum, Itzehoe, Kotzenbüll, Krempe, Lehe, Lunden, Marne, Neuenkirchen, St. Margareten-Brockdorf, Tetenbüll, Wewelsfleth, Wilster mit rund 1400 Mitgliedern. Derselbe hält alljährlich einen Delegiertentag — einmal diesseits, das andere Mal jenseits der Eider — ab.

Möge der Boßelsport sich immer mehr ausdehmen, Sinn und Arm des in den Marschen lebenden kräftigen und gesunden Volksstammes stärken und dem Vaterlande starke und mutige Söhne mit nervigem Arm und stählerner, gewappneter Faust erziehen, möge der Gruß der Boßler in immer weiteren Landstrichen erschallen mit frischem, fröhlichen „Lüch op!"



Lichtstippen.

Von Chr. Kock in Bohnert.

Vor etwa hundert Jahren diente in unserer Gegend beim Bauersmann und auf dem Gutshofe der Kienspan als Lichtspender. Kam der Herbst heran, so mußte der Dienstjunge allabendlich 50 „Kienspäne" herstellen; sehr oft wurde Weidenholz dazu verwandt. Nachdem sie getrocknet waren, verwahrte man sie in großen Mengen an trockenem Ort bis auf den nächsten Herbst. Der Kienspan in der Hand des Hirten leuchtete im Kuhstalle den melkenden Mägden; die Drescher in der Scheune droschen das Korn beim spärlichen Lichte des Kienspans. War das eigentliche Tagewerk beendet, so spendete der Dienstjunge mit dem Kienspan die erforderliche Helle beim Spinnrade. Das war ein kümmerliches Licht, hatte aber

den Vorzug der Billigkeit.[1]) Erst mit zunehmendem Wohlstande kam die Thranlampe in unseren bäuerlichen Haushaltungen allgemein in Gebrauch. Ihr folgte bald das Talglicht.

Der „kleine Mann" verschaffte sich seinen Bedarf an Talglichten vom Kaufmann, welcher nicht selten zugleich den Fabrikanten der von ihm feilgebotenen Lichte darstellte. Da das Geld in jenen vergangenen Tagen außerordentlich knapp war, besorgte jede wirtschaftliche Bauersfrau ihren Vorrat an Lichten selber. Den erforderlichen Talg lieferte die um Martini geschlachtete Fettkuh, nicht selten bis 50 kg. Freilich, solange die Leibeigenschaft den Bauernstand bedrückte und im Viehstapel des Bauern sich höchstens 3—4 Rinder vorfanden, blieb keine Kuh zum Mästen und Schlachten übrig. Solches wurde erst möglich, als mit Aufhören der Hofdienste die Pferdezahl abnahm und eine vermehrte Rindviehhaltung eintrat.

War die dringlichste Feldarbeit beschafft, also Ende November oder Anfang Dezember, so schritt man zur Herstellung der Lichte, zum „Lichtstippen." Am Abend vor diesem Geschäft wurden die Dochte gedreht, meistens aus Schwingel-

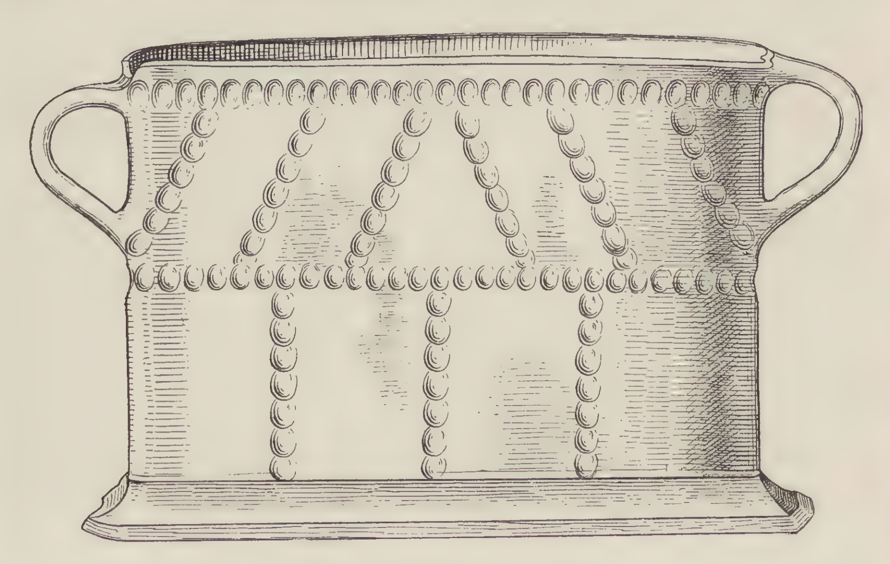


Fig. 1. Lichtform aus Fayence.
(Länge 38,5 cm, Höhe 28 cm, äußere Breite 9 cm, Breite im Lichten 6,5 cm.)
Original im Museum zu Altona.

hedengarn. Nur zu den Weihnachtslichten nahm die Mutter lose, weiche Baumwolle, die sie mit Flachsfäden untermengte, um den Docht zu verstärken. Die Schwingelhede wurde deshalb bevorzugt, weil sie sich im Hausstande vorfand; die Baumwolle mußte erst für bares Geld gekauft werden. Im Laufe des Sommers war die Hede fleißig gebleicht worden und daher von fast weißer Färbung. Auch hatte man durch häufiges Klopfen mit einem „Waschholze" und durch oftmaliges Dreschen das Garn ganz weich gemacht und von allen Holzteilchen (Schäben) zu befreien gesucht. Barg dennoch der Docht eine Schäbe, so gab es hernach einen

[1]) Wie mir von glaubwürdiger Seite mitgeteilt wird, machte man noch vor fünfzig Jahren in den Landdistrikten der russischen Ostseeprovinzen von dem Kienspan ausgiebigsten Gebrauch.

„Dieb“ im Licht. Die fertigen Dochte hingen während der Nacht an einem dünnen Stab über dem Ofen, damit sie beim Gebrauch vollkommen trocken seien.

Kaum graute der nächste Morgen, so begann im Bauernhause ein emsiges Treiben; geschwinder als sonst wurde die Hausarbeit besorgt. Nunmehr that die Mutter von dem Talgvorrat in einen großen eisernen Grapen und hing denselben über Feuer. Sobald der Talg leichtflüssig geworden, goß sie denselben in die vor dem Herd auf der großen Diele bereitgestellte „Lichtform,“ ein trogartiges Gerät. Das mir gehörige Exemplar ist aus einem Stück Eichenholz gefertigt, ohne jegliche Verzierung, 63 cm lang, 35 cm hoch und 13 cm dick, die Öffnung 45 cm lang, 6 cm breit und 28 cm tief. Fig. 1 zeigt eine Lichtform von Fayence aus dem Altonaer Museum. Das Gefäß ist außen und innen grün glasiert und sog. Bauerntöpferarbeit, verhältnismäßig roh, aber doch nicht ohne Geschick. Die Ornamente sind mit dem Finger in den noch weichen Thon eingedrückt worden. Obwohl nicht ersichtlich, aus welchem Teile Schleswig-Holsteins letztere Lichtform stammt, ist ihre Herkunft jedenfalls aus einem Gebiete zu vermuten, dessen Bauernbevölkerung nicht durch Leibeigenschaft verarmt und herabgedrückt war.[1]) — Unterdes hatten die flinken Hände der Mägde und der Kinder die anderweitigen Vorbereitungen getroffen. Die Bodenleiter wurde neben der Lichtform auf zwei Holzböcke oder „Schragen“[2]) flach hingelegt und ein Bündel mit 20 oder mehr fingerdicken, weißen Stäben herbeigetragen. Ein solcher Stab hieß „Lichtspät“ und war gegen 60 cm lang. Man legte sie in gleichen Abständen quer über die Leiter und verteilte die Dochte, welche durch einmaliges Eintauchen in die Lichtform den ersten Talgüberzug empfangen hatten, auf die Lichtspät, so daß an einem jeden 6—8 Dochte hingen. Nunmehr nahm man einen Lichtspät nach dem andern, „stippte“ die daran hängenden Dochte völlig in die Lichtform und hing ihn danach zum Erkalten der Talgmasse wieder an die Leiter. Dies wurde solange fortgesetzt, bis die Lichte fertig waren, d. h. die erforderliche Dicke besaßen. Für den gewöhnlichen Gebrauch genügten Lichte von bescheidener Dicke. Der gute Ton verlangte es, daß an Feiertagen und bei anderen festlichen Gelegenheiten ein dickes Licht auf den Tisch kam.

In einigen Gegenden, in Schwansen auch auf den Gutshöfen, war ein von dem vorigen etwas abweichendes Verfahren üblich. Statt der Lichtspät benutzte man einen in wagerechter Ebene sich drehenden „Lichthaspel.“ An dem äußersten Ende eines jeden Haspelarmes hing an einem Haken eine Holzscheibe (Bricken), die herabgenommen werden konnte. Die Unterseite der Bricken zeigt je etwa 15 bis 16 Haken zum Einhängen der Dochte.

Fig. 2 bringt einen „Lichttisch“ zur Darstellung, der demselben Zwecke diente wie ein Lichthaspel. Am Umkreise des auf folgender Seite abgebildeten Exemplars hängen 15 Bricken mit je 16 Häkchen, so daß mit Hülfe dieses Geräts gleichzeitig 240 Lichte hergestellt werden können. Es ist einleuchtend, daß bei diesem Verfahren eine Lichtform, wie vorhin beschrieben, sich nicht gebrauchen ließ. Die Hausfrau nahm, vor dem Lichttisch oder Lichthaspel sitzend, diesen beständig drehend, ein Bricken nach dem andern, tauchte die daran hängenden Dochte in den Talggrapen und hing danach die Bricken wieder an ihren Ort. Gewiß ging diese Art des Lichtstippens rascher von statten als mittels der Lichtspät. In großen Betrieben, z. B. auf den Gutshöfen, kam deswegen der Lichttisch zu seinem Rechte. Hier fand das Lichtstippen meistens in einem der weiten Kellerräume statt und dauerte nicht selten bis in die Nacht hinein; denn es galt, eine bedeutende Menge

---

[1]) Zeichnung der Lichtform und die Photographie des Lichttisches verdanke ich Herrn Dr. Lehmann, Direktor am Museum in Altona.

[2]) Schragen = Holzgestelle, je mit 3–4 auswärts stehenden Beinen.

von Lichten zu beschaffen. Erhielten doch zur Winterzeit jeder Knecht täglich ein Licht, die Meierin und jede Magd ebenfalls pro Tag ein sog. Spinnlicht und der Kuhhirte täglich ein kurzes „Lüchtenlicht“ für seine Laterne, ja, dieser vom 1. Dezember bis 1. Februar gar für je 2 Tage 3 Lichte.

Ging der Talgvorrat auf die Neige, so war es zuletzt unmöglich, die Dochte ganz einzutauchen. Diesem Übelstande widerfuhr dadurch Abhülfe, daß man durch Hinzugießen von kochendem Wasser den Grapen oder die Lichtform wiederum füllte. Auch kam zu dieser letzten Füllung aller Talg, der von den Lichten auf den Fußboden herabgetröpfelt war. Da konnte es nicht ausbleiben, daß zu den zuletzt hergestellten, meistens nur ganz dünnen und kurzen Talglichten mancherlei fremde Bestandteile sich gesellten. Solche Lichte knisterten und sprühten beim Brennen. Der Volksmund nannte sie wegen dieser Eigentümlichkeit „Schnöterkatten.“ Eine tüchtige Bauersfrau litt es nicht, daß sie auf den Tisch kamen; sie wurden in Küche und Keller verbraucht. Scheuchte in Sommertagen ein nächtliches Gewitter die Hausgenossen aus ihren Betten, dann hatte jedoch die verachtete Schnöterkatt einmal die Ehre, ihnen allen in der Stube zu leuchten. Erschienen am Abend Nachbarsleute zum Besuche, so bat wohl der Kindermund: „Mudder, giff uns en Schnöterkatt!“ Meistens fand die Bitte Gewährung. Kinder und Gesinde zogen sich in ein Nebenzimmer zurück, um dort beim fragwürdigen Schein des Lichtchens ihre Arbeit zu fertigen oder noch eine Weile sich dem Spiel und Scherz hinzugeben.



Fig. 2. Lichttisch aus Sönderbyhof.
(Höhe 0,78 m, Durchmesser der Platte 1,05 m, Durchmesser der Bricken 0,22 m.)
Original im Museum zu Altona.
Photographie von Julius Bremer in Altona.

In den meisten Hausständen bereitete die Mutter außer den gewöhnlichen Lichten ein „dreetwieselt“ Weihnachtslicht. Waren nach mehrmaligem Eintauchen die Dochte ziemlich steif geworden, so verklebte man an ihrem oberen Ende drei derselben unter ziemlich spitzem Winkel. Das in ansehnlicher Dicke hergestellte

Weihnachtslicht prangte am Weihnachtsabend auf dem Tische und vereinte um sich frohe Herzen wie in der Gegenwart die hellen Kerzen des Weihnachtsbaumes. Die Dreizahl wollte gewiß an die Dreieinigkeit Gottes gemahnen.

Die fertigen Lichte wurden in einer Kiste aufgehoben, bis man sie einzeln zum Gebrauch hervorholte. Allabendlich steckte die Mutter eines derselben auf den „Lüchterpahl." Dieser, ein kleiner, kreisrunder Tisch, der auf einer Mittelsäule ruhte, hatte seinen Platz in der Stube. Im Mittelpunkte der 30—40 cm im Durchmesser haltenden Platte befand sich ein Loch, bestimmt zur Aufnahme des Lichtes. Sobald es heruntergebrannt war, kam der Lichtstumpf auf einen „Provit." Dieser bestand aus einem etwa 10 cm Durchmesser haltenden Blechtellerchen, das im Zentrum einen nach oben gerichteten, 1 cm langen Dorn zum Aufspießen des Lichtes besaß. Die an die Unterseite des Provits befestigte Blechröhre von etwa 15 cm Länge paßte in die Öffnung des Lüchterpahls. Auf diesem ruhte ständig als unentbehrliches Gerät die „Lichtschere" zum Schneuzen des Lichtes. Um den Lüchterpahl sammelten sich nach beendigtem Tagewerk Hausfrau und Mägde mit ihren Spinnrädern. Im weiteren Kreise drängten sich die Männer herzu, gleichfalls mit irgend einer Hantierung beschäftigt. Dabei gingen Rede und Gegenrede fleißig hin und her, und Märchen und Sagen hatten hier eine sichere Heimstatt. —

Es ist bereits angedeutet, daß die Anfertigung der Lichte in der Regel den Frauen oblag. Sie war eine leichte Arbeit und zugleich eine lustige, bei der viel gelacht und gescherzt wurde. Eine Redensart will uns glauben machen, beim Lichtstippen müsse gehörig gelogen werden, sonst brennen später die Lichte nicht hell, sondern beginnen zu laufen. Da suchte man sich gegenseitig im Behaupten des Unmöglichen zu überbieten, und hellen Jubel verursachte es, wenn sich ein Dummer fand, der das Erzählte für bare Münze annahm. Gern drängten sich auch die größeren Kinder heran, um einmal Lichte zu stippen. Ein gutes Stück heimischer Poesie ist mit dem Lichtstippen zu Grabe gegangen.



Zum Lebensbilde des Claas Duncker.

Von **W. Tanck** in Neumünster.

Zu dem Lebensbilde von Claas Duncker in Nr. 11 der „Heimat" vom vorigen Jahre möchte ich mir einige Bemerkungen bezw. Ergänzungen gestatten. Zunächst dies: Ich habe Claas Duncker gut gekannt und darf mich rühmen (denn Claas Duncker ist ja bereits eine Berühmtheit geworden), ein Landsmann von ihm zu sein, und zwar ein richtiger. Er lebte in dem Kirch-, Fischer- und Badedorfe Grömitz an der Ostsee; ich nenne das eine Stunde davon entfernte ehemalige Kloster, den späteren Amtmanns- und Landratssitz Cismar, meine Heimat. Übrigens ging es Claas Duncker wie seinem Kollegen, dem alten Homer: jeder sprach ihn als seinen Landsmann an. Es ist mir in Segeberg, in Heide, in Wilster und vielleicht noch anderswo vorgekommen, daß man Claas Duncker — ohne einmal seinen Namen zu wissen — als einen alten Klarinettenbläser aus einem nahegelegenen Dorfe vorstellte, während die Landleute ihn in die nächstgelegene Stadt verpflanzten. Dies erklärt sich daraus, daß Claas Duncker regelmäßig seine Kunstreise durch ganz Holstein machte und infolge dessen überall bekannt war, ohne daß man es der Mühe wert hielt, eingehendere Erkundigungen über ihn einzuziehen. Wenn man aber Claas Dunker als den Reihenführer einer Anzahl urwüchsiger holsteinischer Gestalten vorstellt, dann geschieht ihm zu viel Ehre. Er war weder urwüchsig noch originell; er war ein Trottel. Zur Ur-

wüchsigkeit gehört in erster Linie Kraftfülle, und die fehlte ihm gänzlich. Seine Frau war Herr im Hause; wenn's ihr mit ihm nicht länger gefiel, mußte er fort. Zur Urwüchsigkeit gehört ferner ein Hinwegsetzen über die Sitte; Claas Duncker wußte überhaupt nicht, was Sitte war. Von Originalität konnte erst recht nicht bei ihm die Rede sein; er erreichte nicht einmal die Mittelmäßigkeit. War er doch nicht imstande, sich auf ehrenhafte Weise zu ernähren! Was er trieb, war verkappte oder, wie man sagte, „fine" Bettelei. Und als einen Bettler sah man ihn auch an und behandelte ihn als solchen. Er bekam wie jeder andere Bettler einen Dreiling oder Sechsling, ein Ei, ein Stück Brot usw. Selbst die Hunde schätzten ihn für einen „Landstreicher," indem sie ihn ebenso wütend anbellten als jene. Daher sein dicker „Appeldorn." Nun kann ja am Ende selbst ein Bettler ein Original sein, wie das Beispiel des Abu Said, den Rückert in seinen Makamen vorführt, uns zeigt; aber Claas Duncker war kein Abu Said. Alt und jung belustigte sich mit ihm und nicht am wenigsten an seiner Ungeschicklichkeit. Den Höhepunkt seiner musikalischen Aufführung bildete das Versagen der alten Klarinette. Dann wurde die liebe Jugend, die bis dahin mit offenem Munde passiv dagestanden, aktuell und rief: „Claas Duncker, de Prüntje hett sik davör sett!" — Als einst eine fröhliche Gesellschaft, unter der ich mich auch befand, zur Polterabend-Feier eines befreundeten Paares fuhr, um allerlei lustige Schwänke zu treiben, war der Hauptulk der, daß wir Claas Duncker als unsern Musiker mitnahmen.

Trotzdem ich nun den Ruhm meines alten Landsmannes in bedenklichem Maße habe abmindern müssen, so hat die Vorführung seiner Person in Wort und Bild doch eine Menge angenehmer Erinnerungen in mir ausgelöst, und ich bin überzeugt, daß dasselbe bei manchem andern der Fall gewesen ist. Namentlich das Bild finde ich außerordentlich treu. So sah Claas Duncker aus, und so hielt er die Klarinette; aber ein Trottel war er. Wie konnte er dann aber eine solche Rolle im Leben des Landvolks und namentlich der Jugend spielen? Das ist m. E. begründet in der Einfachheit und Eintönigkeit des Landlebens überhaupt. Es verläuft ein Tag wie der andere, und alles, was nur in etwas aus der Reihe des Gewohnten heraustritt — und sei es auch nur ein Fremder, der durch das Dorf geht —, bringt eine angenehme Abwechselung. Es versetzt in eine gewisse geistige Erregung. „Wer sollte das sein? Was sollte er wollen? Wohin wird er gehen?" usw. Ähnlich stand es mit Claas Duncker. Das Dorf kam in Bewegung, wenn Claas Duncker erschien; es gab Musik; die liebe Dorfjugend staunte ihn an und begleitete ihn durchs Dorf. Die Mädchen ließen wohl die Arbeit liegen, wenn es damit nicht zu sehr eilte, und machten schnell auf der „Göt" (Gosse) oder der großen Diele ein Tänzchen. War's Mittag, mußte Claas Duncker zum Essen bleiben. So viel ich erinnere, aß er aber allein. Selbst das Gesinde hielt es für ehrenrührig, mit ihm zu Tische zu sitzen; er war in ihren Augen ein bettelnder Musikant und gehörte in die große Sippe der „Snurrer."

Übrigens hatte Claas Duncker noch einen Konkurrenten, auch in Grömitz wohnhaft, der unter dem Namen „Fidel-Lehmann" bekannt war und, wie sein Name schon sagt, mit der Violine aufwartete. Zwischen beiden bestand eine gewisse Eifersucht; es war aber wohl weniger Künstler- als Brotneid. Wollte die liebe Jugend Claas Duncker ärgern, dann verlangte sie, daß er spiele:

Fidel-Lehmann, Fidel-Lehmann, Claas Duncker is dod.

Zu andern Zeiten verlangte sie von Fidel-Lehmann dasselbe Stück. Dann änderte sie aber den Text dahin ab:

Claas Duncker, Claas Duncker, Fidel-Lehmann is dod.

Und nun war Fidel-Lehmann der Gehänselte.

Das Altonaer Zahlen-Lotto.

Von **Robert Körner** in Hamburg.

Das Lotto wurde in Altona am 18. April 1771 eröffnet. Ihm folgte am 18. Juli desselben Jahres Kopenhagen und am 6. Januar 1774 Wandsbek. Ein seitens der königlich dänischen Regierung herausgegebener Lottokalender zeigte in seinem Kalendarium die Tage der Ziehungen, die jede Woche abwechselnd in Kopenhagen, Altona und Wandsbek stattfanden. Das Kalendarium enthielt eine ganz wunderliche Zeitrechnung, indem es z. B. in dem Kalender von 1828 hieß: „Wir zählen seit Anfang der Welt das 5777ste Jahr, seit der Sündflut das 4121ste Jahr, seit der Geburt Christi das 1828ste Jahr und (sic!) seit Beginn der Lottoziehung in Altona das 57ste Jahr. Zum Ziehungstag für alle drei dänischen Lotterieen wurde stets der Dienstag ausersehen. War Altona an der Reihe, so strömten gegen 3 Uhr nachmittags wimmelnde Volksmassen aus dem Hamburger Millernthor nach dem Altonaer Rathausmarkt, wo die Lottoziehung in der von Boy Jensen in der Januar-Nummer geschilderten Weise stattfand. Dem die 5 Nummern ziehenden Waisenknaben wurde ein weißes, bis zum Munde hinabreichendes Tuch über die Augen gezogen und ihm eine blaue Mütze auf den Kopf gesetzt. Der rechte Jackenärmel fehlte dem Knaben, damit kein Los hineinzugleiten vermochte. Dafür bedeckte seinen Arm eine gestrickte Jacke, die über seine Hand hinabreichte, damit beim Ziehen der Nummern keine unerlaubte Manipulation stattfinden konnte.

War in Wandsbek Lottoziehung, so wurde das Resultat derselben durch einen Reiter nach Altona gemeldet, den der hamburgische Volkswitz „Nummernrieder" getauft hatte.

Daß bei dem Besetzen der Nummern der Aberglaube wahrhaft erschreckende Orgien feierte, wie noch heute in Monaco und Ostende, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Wahrsagerinnen, Zeichen- und Traumdeuter, Cheiromanten, deren Zunft im aufgeklärten 20. Jahrhundert in Großstädten zahlreiche Mitglieder zählt, machten glänzende Geschäfte.

Traumbücher wurden damals nur gekauft, wenn sie bei der Auslegung der Träume gleichzeitig die Nummern angaben, die sie bedeuten sollten. Eins dieser Bücher trug das Motto:

„Nimm Deine Träume wohl in Acht
Und setze nur mit Vorbedacht,
Denn was Dir in dem Traum verheißen,
Kann auch Dein Feind Dir nicht entreißen!"

Zuweilen trafen solche Vorbedeutungen oder Vorahnungen wirklich ein, was einer solchen richtig „weissagenden" Sibylle einen ungeheuren Zulauf von denjenigen Leuten verschaffte, die niemals alle werden. Auch das Datum der Ziehungstage wurde häufiger gezogen und wurde deshalb mit Vorliebe gesetzt. — Welch' unsägliches Elend die Lottowut im Volk anrichtete, davon zeugen die derzeitigen Polizeiberichte und Gerichtsverhandlungen. Reiche und wohlhabende Bürger gerieten an den Bettelstab; Bediente betrogen ihre Herrschaften, um ihr Glück im Lotto zu versuchen. Staatliche Kassen wurden von den Beamten bestohlen, um dem Spiel zu frönen. Die zweckmäßigst eingerichteten Kommunalanstalten konnten die ungeheure Zahl Armer nicht ernähren, welche die Lottowut ihnen aufdrang. Wettkontore, Lottokollekteure u. dgl. die Spielwut der Menge begünstigende Personen und Einrichtungen demoralisierten vollends die Bevölkerung. Die Neigung für das ehrliche Gewerbe, für Wissenschaft und Kunst trat in den Hintergrund

vor der Dame auf dem Rade, welche mit vollen Händen Gold, freilich nur auf den Kupferstichen der Lottokalender, ausstreute. Die öffentliche Sittlichkeit gelangte zu einem nie erreichten Tiefstand. Das Proletariat, der Mittelstand und die upper ten thousands opferten gemeinsam je nach ihren Mitteln dem Spielteufel. Armut, Bettelei, Betrügerei und Faulheit waren die Begleiterscheinungen des Lottos. „Fort von dem düsteren Bilde," schreibt 1844 Dr. G. Buek in dem Buche „Hamburg und seine Umgebungen," „wo der Arme den vorletzten Schilling in das Lotto gesteckt, mit dem letzten Schilling den Schnaps bezahlt hat und nun, nach versäumtem Tagewerk von der Ziehung zurückgekehrt und der vergrämten Hausfrau, den still weinenden hungrigen Kindern, fluchend über sein Unglück, den Lottozettel und die leere Flasche an den Kopf wirft!"

Am 30. August 1853 wurde das Zahlenlotto seitens des dänischen Staates aufgehoben, weil die Regierung nicht nur keinen Gewinn zu erzielen vermochte, sondern infolge betrügerischer Manipulation sogar 7000 Kur.-Mark eingebüßt hatte.

Es wird berichtet, daß das ungünstige Ergebnis einem sinnreichen Tric findiger Industrieritter zuzuschreiben sei.

Wenn in Kopenhagen Ziehung gewesen war, wurden am Ziehungstage und am folgenden Tage in Altona und Wandsbek noch Wetten auf die bereits stattgehabte Lottoziehung entgegengenommen, weil nach menschlicher Berechnung die gezogenen Nummern hier unmöglich schon bekannt sein konnten. Eisenbahn und Telegraph waren noch nicht in Funktion getreten.

Auf diese scheinbare Unmöglichkeit bauten einige schlaue Glücksritter ihren sorgfältig erwogenen Plan. Sie bedienten sich dazu der Brieftauben. Einer der Komplizen reiste mit einer Anzahl Brieftauben nach Kopenhagen. Sofort nach geschehener Ziehung vertraute er einer oder mehreren seiner Tauben auf winzigen Zettelchen die gezogenen Nummern an und setzte sie in Freiheit. In unglaublich kurzer Zeit vermochten die Seglerinnen der Lüfte die Heimat zu erreichen und verrieten den in das Geheimnis eingeweihten Schlauköpfen in Hamburg-Altona die Glücksnummern, die von ihnen und ihren Helfershelfern alsdann gesetzt wurden. Die erzielten stattlichen Gewinne wurden geteilt. Diese gewinnsichere Spielmethode wurde längere Zeit von einem Konsortium ausgeübt, bis der Zufall zur Entdeckung und zur Bestrafung der Schuldigen führte.

Interessant erscheint die Thatsache, daß sogar erlauchte „Ritter vom Geiste" sich nicht freizuhalten vermochten von der grassierenden Lottowut. In Max Kochs „Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte" lesen wir eine Notiz von Theodor Distel über Lessing und Eva verw. König als Lottospieler. Lessing hatte sich im September 1771 mit seiner „Königin" verlobt, aber — vorher haben sie bereits gemeinschaftlich ihr Glück probiert — im Lottospiel. Beide hatten es recht nötig, ihre trostlosen Vermögensverhältnisse etwas aufzubessern. Sie spielten zusammen in Wien, Hamburg-Altona und Berlin, aber überall ohne Erfolg. Fortuna war dem Dichterfürsten und seiner „Königin" nicht hold.

Der große Shakespeare, der das Menschengeschlecht kannte, wie kaum ein anderer Sterblicher vor ihm und nach ihm, sagt, auch Lessing zur Entschuldigung, in seinem „Hamlet":

> „Nenne mir den Mann, den seine Leidenschaft nicht macht zum Sklaven,
> Und ich will ihn hegen aus Herzensgrund."



Mitteilungen.

1. **Aus dem Tierleben.** In den Jahren 1852—54 war ich Kostgänger auf Neuwühren. — Herr F. Güntzel hatte immer mehrere Füllen, die im Sommer mit den Kühen weideten. Damals erwarb Herr Güntzel als Milchwagenpferd einen jungen Schimmel, der aber ganz blind war. Als das Tier nun zum ersten Male auf die Weide gebracht worden war, stand es völlig hülflos da, wagte in den ersten Stunden nicht einmal, den Kopf zum Fressen niederzubeugen. Den Füllen war dies natürlich interessant und machten sie sich an den Armen heran, und namentlich eins derselben wurde zu einem sehr liebevollen und sorgsamen Blindenführer. Es graste fast unausgesetzt neben dem Blinden, und kamen sie an einen Graben, berührte es seinen Kameraden mit der Schnauze, sprang dann über den Graben und sofort zurück, stellte sich dann dicht neben denselben und nun sprangen beide zugleich auch über 4 bis 5 Fuß breite Gräben, ohne daß der Blinde je fehl gesprungen wäre. Im übrigen besaß das Füllen, welches arabisches Blut hatte, viel Übermut; wir durften nicht, wie üblich, die Melkhücker auf dem Regelplatz liegen lassen, Moses, so hieß das Tier, erfaßte einen Hücker am Bein, hielt denselben hoch über dem Kopf und galoppierte mit demselben fort, ließ ihn fallen und holte sich dann den nächsten, so daß das ganze Feld nach denselben abgesucht werden mußte, um sie wieder zu erlangen. Einem der anderen Füllen, einem großen, unbeholfenen Tier, hatte er im Spiel Mähnen- und Schwanzhaare fast ganz fortgeknabbert. Da er auch gelegentlich eine Kuh am Schwanze ergriff und dieselbe vor sich herjagte, so sollte seinem Übermute gesteuert werden, und es wurde ihm ein Brett um den Hals gehängt, um ihn am Laufen zu hindern. Dies brachte ihn aber ganz aus dem Häuschen und schlug er gegen das Brett so heftig mit den Knieen, daß sie stark anschwollen. Schon am nächsten Tage wurde ihm das Brett wieder abgenommen. Nun wurde ich mit dem Einreiben der Kniee betraut, welches auch leicht auszuführen war. Das Tier kam auf meinen Ruf sofort auf der Weide zu mir, blieb ruhig vor mir stehen und ließ sich von mir ohne Widerstreben behandeln. Nur das erste Mal mißglückte es, da der Schlingel mir den Hut vom Kopfe nahm und mit demselben davonrannte; in Zukunft legte ich den Hut vorher fort. Zwischen den zwei Weidekoppeln war ein Heckthor, vor welchem auf der einen Koppel ein steiler Hügel anstieg. Eines Tages kommen die Füllen im schnellsten Laufe über den Hügel herunter auf das Thor zu. Moses steigt unmittelbar vor demselben kerzengerade auf, dreht sich auf den Hinterbeinen und galloppiert am Wall weiter. Nach ihm kommt das große Füllen, ist aber nicht so gewandt, fällt auf das Thor und purzelt mit demselben auf die andere Koppel, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen. Häufig habe ich das schöne Tier als Füllen vorgemustert; dabei war es sehr mutwillig und bäumte sich häufig; aber nie versuchte es zu entlaufen. Die Liebenswürdigkeit und Anhänglichkeit liegt auch bei wenig arabischem Blut noch in der Rasse.

Eckernförde. W. Klemm.

2. **Der Blitz und die Pappeln** (vergl. Nr. 10, Jahrg. 1901: „Die Natur im Volksmunde.") Es ist Thatsache, daß die Pappeln — und besonders die Weißpappeln — von unsern Landleuten vielfach als natürliche Blitzableiter angesehen und daher zum Schutze der Gebäude auf den Höfen angepflanzt werden. Nachstehendes mag dieses nicht nur bestätigen, sondern auch noch beweisen, in wie klarer und eindringlicher Weise die Natur solche Wahrheiten den Menschen zum Bewußtsein zu bringen weiß. — In meiner frühsten Jugend befanden sich auf unserm Bauerngehöft viele Pappeln. Da diese aber in unmittelbarer Nähe der Gebäude standen, wurden sie dem Strohdach so nachteilig, daß mein Vater sich zu ihrer Entfernung verstehen mußte. Nur eine Pappel ließ er zwischen dem Wohnhause und der Scheune „zum Schutze gegen Gewitter", — wie er zu sagen pflegte, -- stehen. Allmählich aber hatte diese eine bedenkliche Höhe erreicht; sie neigte sich bei den Weststürmen so bedrohlich über unser Wohnhaus, daß man bei einem Bruch und Sturz derselben einen erheblichen Schaden für das Gebäude befürchten mußte. Das bewog meinen Vater, den Baum in Haushöhe zu köpfen. Da geschah es, daß bei den ersten Gewittern des Sommers die Pappel zweimal vom Blitz getroffen wurde. Das erste Mal wurde nur ein größerer Seitenzweig herabgeschlagen und der Stamm nur wenig verletzt; das andere Mal aber wurde der Baum derartig an einer Seite zerrissen, daß die davongeflogenen Splitter über den ganzen Hof zerstreut lagen. Daß der so arg gezeichnete Baum häufig von den Dorfbewohnern besichtigt und allgemein als der Blitzableiter des Hauses bezeichnet wurde, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Auch jetzt noch wird die Pappel von den Bewohnern des Gehöfts als „natürlicher Blitzableiter" respektiert, wenn sie auch nach diesem Vorfall in allen Jahren von Blitzschlägen verschont blieb. Letzteres ist ja erklärlich. Mit den alten Seitenzweigen bildeten schon im Laufe des Sommers junge Ausschüsse über dem Stumpfe eine neue Krone und infolge der Spitzenausströmung wird der Ausgleich der Elektrizitäten wie vor, so auch nach diesem Ereignis herbeigeführt.

Ellerbek. Jul. Prange.

3. **Varianten zum Wanderlied des Schuhmachergesellen.** Das Heft Nr. 1 des diesjährigen Jahrganges der „Heimat“ bringt das sehr interessante Lied eines wandernden Schuhmachergesellen 1850--1860, in welcher Veranlassung ich mir erlauben möchte, noch 4 mir bekannte Varianten mitzuteilen. Der vorletzte Vers ist allerdings nicht ganz salonfähig, soll aber einen damals bestehenden Zustand richtig behandeln.

Und in Flensborg, seggt he, is veel Water, seggt he,
Grote Herrn, seggt he, un Theater, seggt he,
Veele Möhlen sühst du all von widen, seggt he,
Mag veel Wind, seggt he, dor woll sien.

Und das Sleswig, seggt he, weer mal en Stadt, seggt he,
Doch nu is dat, seggt he, man so watt, seggt he,
De Börgermeister is en netten Mann, seggt he,
Und op't Slot, seggt he, sitt Hannemann.

Und in Pinnbarg, seggt he, is et schön, seggt he,
So in't Fröhjohr, seggt he, wenn't recht grön, seggt he,
Doch op den Bahnhof seggt he, is dat niks, seggt he,
Dor kann man nich mal, seggt he, ut de . . .

Und in Hamborg, seggt he, is Parad', seggt he,
Und de Nachtwach', seggt he, steiht snorgrad, seggt he,
Präsentiert, seggt he, dat Gewehr, seggt he,
Hauptmann Schrapenpüster kummt dorher.

Glücksburg. Karl G. Andresen.

4. **Eine Medaille zur Erinnerung an die Landesfeier in Ditmarschen 1900.** Als im Jahre 1900 die Ditmarscher den 400. Gedenktag der Schlacht bei Hemmingstedt festlich begingen, wurde eine Erinnerungsmedaille geschaffen, auf die aufmerksam zu machen ich mir im Nachstehenden gestatten möchte. — Die Medaille, von dem bekannten Stempelschneider Oskar Bergmann in Hamburg ausgeführt, hat einen Durchmesser von 35 mm. Auf der Vorderseite sehen wir das alte Wappen Ditmarschens vor der Unterwerfung, die Maria mit dem Kinde und den heiligen Oswald mit dem Raben, dazu die Umschrift: 40—J. ERINNERUNGSFEIER D. SCHLACHT B. HEMMINGSTEDT 1900 * Die Rückseite zeigt das Landesdenkmal auf dem Dusenddüwelswarf mit der Um- resp. Unterschrift: WAHR DI GARR, DE BUUR DE KUMT. 1500—1900. Da von der Medaille zwei verschiedene Ausführungen bestehen, so dürfte es wünschenswert sein, Authentisches über die Entstehungsgeschichte der Münze der Nachwelt zu erhalten. Bergmann teilte mir kurz vor der Landesfeier mit, daß er eine Erinnerungsmedaille prägen wolle, und erbat sich Vorschläge für die Ausführung derselben, die ich denn im Sinne der oben von der Münze gegebenen Beschreibung machte. Das Denkmal war damals noch nicht vollkommen fertiggestellt, und so konnte ich Bergmann keine Photographie geben; er mußte sich vielmehr mit einer Skizze begnügen. Infolgedessen ist auf der Medaille die Darstellung des Denkmals nicht genau mit der Wirklichkeit übereinstimmend. Die Medaille war aus einer Zinkkomposition hergestellt; ein Exemplar ließ ich aus Silber anfertigen (ohne Öse). Nachträglich gewahrte ich, daß Bergmann aus Versehen auf dem Denkmal nicht das richtige Datum (17. Februar), sondern ein falsches (14. Februar) geschrieben hatte. Bergmann hat dann einen neuen Stempel geschnitten. Das Denkmal ist etwas ähnlicher, und es ist vor allem das richtige Datum (17. Februar) eingetragen. Von dieser letzten Medaille sind meines Wissens nur 10 Exemplare in Silber und 10 Exemplare in Zinn angefertigt worden. Es werden in Sammlerkreisen deshalb die betreffenden Medaillen bald recht gesucht werden. Vorläufig befinden sich die meisten in festen Händen.





Meldorf. J. Goos.

5. **Anfrage.** Ortsnamen. Sollte sich wohl durch Vermittelung der „Heimat“ und durch ihre Leser ausfindig machen lassen, auf welche Weise der so auffallende Name der Colberger Heide entstanden ist?

Kiel. W. E. Bokelmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 4. April 1902.

Die Kirchen der Insel Fehmarn.

Von **M. Voß** in Husum.

I.

Die weltentlegene Abgeschlossenheit und die insulare Lage des Landes Fehmarn waren die Ursachen einer späteren Christianisierung seiner Bewohner. Von Westen herkommende Boten des Evangeliums fanden Arbeit genug an den Küsten der Nordsee. Bremen und Hamburg und in Holstein Münsterdorf, Heiligenstedten, Schenefeld und Meldorf waren die ersten Angelpunkte, in denen man die Hebel anzusetzen suchte. Darauf folgten in Schleswig Hethabye, in Jütland Ripen und Aarhus und auf Fühnen Odense. Von letzterer Stadt ist die Christianisierung Fehmarns und Rügens ins Werk gesetzt. Die erste Kirche, die Mutterkirche, der Insel Fehmarn wird die der Stadt Burg sein. Schon ihre Anlage auf einem sicherlich künstlichen Hügel, in unmittelbarer Nähe des jetzt versandeten, sich früher dicht an die Stadt hinanziehenden Hafens und einer mit Wall und Graben befestigten Burg sprechen für ein hohes Alter. Der sagenhafte Bericht, daß das alte Landkirchener Gotteshaus das erste auf Fehmarn gewesen sei, widerlegt sich schon dadurch, daß Landkirchen keine eigentliche Dorfesflur hat, sondern auf den Gemarkungen der Dörfer Mummendorf, Sartjendorf und Bisdorf angelegt ist. Petersdorf kann auch nicht älter sein als Burg, denn es soll seinen Namen von Peter von Kallundburg, einem Dienstmanne Waldemars II., haben; demnach muß es nach 1231 entstanden sein, wo Burg schon ein nicht unbedeutender Ort war. Daß die räumlich kleine, wahrscheinlich früher von Burg aus bediente Kirche in Bannesdorf nicht als die älteste in Betracht kommen kann, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Die Stadt Burg hat außer der recht geräumigen Hauptkirche und der Stiftskirche in St. Jürgen noch eine kleine Kapelle gehabt, die in der Kapellenstraße lag und die wahrscheinlich die in einer Urkunde aus dem Jahre 1485 erwähnte „Liebfrauenkapelle" war. Das kleine Gebäude mit starkem Mauerwerk und drei gotischen Fenstern, dessen Innenwände mit alten Wandmalereien versehen waren, ist 1878 abgebrochen worden. Das St. Jürgensstift, das sehr malerisch im Südosten der Stadt belegen ist, hat außer der Kapelle zwei Siechenhäuser, die im Mittelalter besonders Aussätzigen zum Aufenthalt dienten, jetzt aber alten verarmten Frauen Herberge gewähren. Nach einer Inschrift über der Thür des nördlichen Hauses sind dieselben im Jahre 1702 von J. H. Beckau aufs neue wieder aufgeführt. In der Kapelle ist der in Holz geschnitzte, auf einem Schimmel reitende St. Jürgen hochinteressant. Der Lindwurm mit einem mächtigen Hirschgeweih ist eben durch den Hals verwundet und greift mit seinen Pranken in den

Bug des Pferdes. Hinter dem Lindwurm — und sie mit seinem Kopf und Geweih noch deckend — knieet die Königstochter Aja, die der St. Jürgen nach dem Bericht der Sage aus der Gewalt des Ungeheuers befreit haben soll. Vor dem Bilde stehen zwei große Holzleuchter, auf die man die dem St. Jürgen geopferten Wachslichte setzte. Hinter der Gruppe bemerkt man eine Betsäule von sehr schlichter gotischer Form mit einem turmartigen Oberteil. Der Altar ist ausgeraubt, nur die Zackenkrönung ist erhalten. Die beiden getriebenen Messingleuchter in Lübecker Arbeit sind im Jahre 1690 von Jürgen und Margareta Gössel geschenkt. Der messingene Kruzifixus, der anfänglich nur mit badehosenartigen Beinkleidern versehen war, hat später ein Hüftflattertuch aus ganz anders geartetem Material erhalten.

Die Kirche in Burg ist ein nicht unbedeutender gotischer dreischiffiger Bau aus dem 13. Jahrhundert. Sie ist dem St. Nikolaus, dem Patron der Seefahrer und Schiffer, geweiht. Die „Segelerbrüderschaft,“ wohl eine der bedeutendsten der fehmarnschen Zünfte, die 1812 eingegangen ist und ein Alter von etwa 400 Jahren erreicht hat, wird die Bedürfnisse der St. Nikolausvikarie und des gleichnamigen Altars bestritten haben. An einem Gestühl befindet sich noch eine Messingplatte mit der Inschrift: „Anno 1629 ist alhier ein große Peste gewesen, darin aus dieser Gemeine gestorven sein 602 Personen, junk und alt, wohrunter seind gewesen Segeler Broder so mit Toth sein abgegangen: Steffen Pechlin, Alexander Krego, Claus Beyer, Pawel Lubbersen, Marten Eler, Casten Flugger.“ Der Altar des heiligen Nikolaus war am zweiten Pfeiler rechts. Von den verschiedenen Heiligen der Nebenaltäre sind noch erhalten St. Antonius, Johannes, Maria und Magdalena. Die ältesten und bedeutendsten Kunstdenkmäler der Burger Kirche sind der Altar und die Taufe. Letztere war nahe daran, verloren zu gehen. In den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts nämlich versprach der Justizrat v. Leesen auf Catharinenhof, der durch die Gefangennahme des Kapitän-Leutnants Baron v. Dirckink-Holmfeld bekannt geworden ist, der Kirchenvertretung anstatt der alten Bronzetaufe eine marmorne. Das hehre Kunstwerk wurde abgebrochen und ein nüchternes, alabasternes Werk an seine Stelle gesetzt. v. Leesen, der den Wert der alten Taufe vielleicht schon ahnte, ließ sie sich schenken und nahm sofort die Löwenfüße an sich. Der Taufkessel wurde, weil er zu schwer und schlecht zu transportieren war, in einer Abseite der Kirche vorläufig untergebracht. Als nun v. Leesen 1856 Catharinenhof zu veräußern gezwungen war, hat er die Löwenfüße der alten Taufe mit nach Gotha genommen; der Taufkessel aber ist in der Burger Kirche vergessen worden. 1871 fand man letzteren wieder und stellte ihn im Süderschiff der Kirche auf. Die Löwenfüße sind noch auf der v. Leesenschen Besitzung in Gotha und werden hoffentlich noch einmal wieder an ihren alten Platz zurückgebracht werden. Der Taufkessel ist in Pokalform gegossen, an seinen sechs Seitenflächen sind die vier Evangelisten, die Maria und die Taufe Jesu angebracht. Auf dem Rande steht in gotischen Majuskeln: anno milleno tricenteno nonageno primo non pleno fontem dedit hunc michi beno korp episcopus arosiensis. Die Taufe stammt also aus dem Jahre 1391. Welcher Kirche Beno Korp, der Bischof von Westeraes im südlichen Schweden, sie geschenkt hat, und wie sie nach Burg auf Fehmarn gekommen ist, wird wohl nicht mehr aufzuklären sein. Haupt erinnert daran, daß im 15. Jahrhundert einmal dem Erzbischof in Lund im südlichen Schweden ein Schiff mit bischöflicher Ausrüstung abgefangen sein soll.

Aus etwa derselben Zeit mit der Taufe stammt der wertvolle Altar der Burger Kirche. Die lebendige Auffassung in einzelnen Scenen, dann auch wieder Teilnahmlosigkeit einzelner Figuren, das ungeschickte Heraussehen aus dem Bilde,

die Nichtproportionalität der Figuren, der ruhige Charakter der meist weichen Gewandung, das vollständige Übersehen der anatomischen Verhältnisse, die primitiven Andeutungen der Landschaften im Hintergrunde des Bildes, das Nichthervortreten des Mittelfeldes, die nachlässige Behandlung der Hände und Füße, die außerordentlich langen Schnabelschuhe und der Sitz des Gürtels weit unter der Hüfte, in der Gegend der Oberschenkel sowie das Stützen der Maßwerkformen mit kleinen Streben zwischen den einzelnen Feldern des Altarbildes sind unverkennbare, auf die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts hindeutende Merkmale der Holzschnitz- und Altartechnik. Die Bilder in den Feldern des Altars sind stark verschoben. Über ihre anfängliche Stellung sind unsere bedeutendsten Forscher und Kenner kirchlicher Kunst sich nicht ganz einig. Professor Matthaei will in die vier Felder des linken Flügels das Abendmahl, Jesus in Gethsemane, Jesus vor Pilatus und die Geißelung hineingesetzt haben, während die Mitte von sechs Bildern: dem Judaskuß, Christus in der Mandorla (einem mandelförmigen Ring), der Himmelfahrt, der Kreuztragung, der Kreuzigung und der Beweinung, eingenommen wird; der rechte Flügel soll endlich Christus als Gärtner, die Auferstehung, die Grablegung und die Erlösung aus der Vorhölle enthalten.

Ein Nebenaltar am letzten Pfeiler links ist leider durch ein Gestühl verdeckt. Der Schrein zeigt nach Haupt, der ihn aufgefunden und hat freilegen lassen, die bemalten Figuren des heiligen Blasius, Michael und Matthäus.

Die Epitaphe der Kirche bieten wenig Interessantes, dagegen ist es sehr empfehlenswert, die größte Glocke des Turmes in Augenschein zu nehmen. Ihre Inschrift ist leider in Haupt, Teil II, Seite 79 sehr ungenau mitgeteilt. Sie lautet: anno dni MCCCCLXII maria magdalena ik hete dat kespel tor borch heft mi laten gheten. Auf dem Mantel, unterbrochen von einigen Reliefs, steht: s. katerina, s. margareta, s. barbara, s. dorothea, s. lucia, s. ghertrudis, s. agathes, s. cecilia, s. apehomus,[1]) s. lacas, marcus, s. laurencius, mauritius. Der Glockenname stimmte vielfach mit dem des Hauptheiligen der Kirche überein; daher ist anzunehmen, daß diese Glocke einst in einer Maria Magdalenen-Kirche gehangen habe. Wunderbarerweise wird diese Vermutung bestätigt in Voß, Chronik der Insel Fehmarn, wo auf S. 112 neben der St. Nikolauskirche eine der Maria Magdalena geweihte in Burg erwähnt wird.



Altditmarsische Befestigungen.

Von **Johannes Goos** in Meldorf.

III.

Wir kommen jetzt zur Stadt Meldorf selbst. Im Jahre 1511 wurde beschlossen, Meldorf, das so oft die Schrecken des Krieges erfahren hatte, zu befestigen. Doch man kam, wie der Chronist meldet, über geringe Gräben und Wälle nicht hinaus.[2]) — Meldorf liegt an der westlichen Spitze der früher erwähnten Geestinsel, deren Rand hier jäh abfällt. Im Norden ist die ganze Höhe begrenzt von der nahen Miele und deren Ebene, die in der unmittelbaren Nähe der „Eesch"ländereien moorig ist und damals wohl ziemlich unwegsam ge-

[1]) Der Heilige Apehomus kommt sonst nirgends vor. Der Name des folgenden Heiligen sollte Lucas lauten.

[2]) Dem scheint allerdings zu widersprechen, was Johann und Breide Ranzau beim Kriegsrat zu Beginn der Fehde von 1559 über die Festung Meldorf sagten.

wesen sein mag. Im Süden des Geestrückens liegen die Niederungen der Süderaue. — Die Grabungen, die s. Z. behufs Anlage der Eisenbahn gemacht wurden, haben ergeben, daß man einst einen tiefen Graben gezogen hatte unmittelbar zu Osten der Stadt, genau dort, wo jetzt die Bahn geht. Dieser Graben hatte die Bestimmung, die Gewässer der Miele und der Süderau zusammenfließen zu lassen und dadurch einen Verteidigungsgraben herzustellen, wie er besser nicht wohl gedacht werden konnte. Im Südosten war die Stadt vollständig geschützt durch die „Süderwisch" und durch die „Lütjenmarsch". Westlich des eben genannten Verbindungsgrabens zogen sich zwischen dem Zingel und dem jetzigen Bahnhof bis zur Süderwisch mehrere Schanzreihen hin, die den Übergang über den Graben schützen sollten. Wahrscheinlich befand sich hier auch eine Mauer. Dafür spricht die Wichtigkeit des Platzes. Auch wurden beim Bau der Bahn s. Z. hier zahlreiche Steine, sogenannte „Kirchensteine", gefunden.

Vom jetzigen Bahnhof aus gingen Schanzen und Laufgräben nach Westen bis zur Marner Chaussee. Zwischen der Rosenstraße und dem alten Kirchensteig nach Wolmersdorf befand sich noch vor ca. 70 Jahren ein tiefer Graben, der sich vom Zingel bis zur Grabenstraße hinzog. Die Grabenstraße soll früher sehr tief gewesen sein und an der Nordseite einen hohen Wall gehabt haben. Die Fortsetzung der Grabenstraße, die jetzige Friedrichstraße, war vor etwa einem Jahrzehnt noch ein tief ausgefahrener Weg. Auch die Namen „Grabenstraße" und „im Graben" sind bezeichnend. Höchst wahrscheinlich war das ganze Feld südlich von Rosen- und Grabenstraße von Schanzen und Laufgräben durchschnitten. Ob dort, wo die Süderstraße jetzt endet und der Sandberg beginnt, einst eine Bastion sich befand, wie Chalybäus meint, ist nicht unwahrscheinlich. Dann zogen sich wohl auch von dort nach Nordosten wie nach Nordwesten Schanzreihen hin. Daß vom westlichen Ende der Friedrichstraße nach Süden hin ein tiefer Graben einst sich befand, ist festgestellt. Derselbe diente vor etwa 60 Jahren noch als Sägegrube. Zu Süden an diesem Graben, zwischen dem Deich und Weg nach Marne und dem Anfang der Friedrichshöfer Landstraße befanden sich zahlreiche Teiche. Von der eben genannten Einmündung der Friedrichstraße in den Weg nach Marne bis eben nördlich der jetzigen Holländerei (dem alten Weg und Deich nach Wöhrden) war damals alles Außendeich. Zwischen den Deichenden, unmittelbar am Fuße des westlichen Abhanges, auf welchem das Burgviertel liegt, zog sich eine tiefe Niederung hin, die noch jetzt in den Gärten zu Westen der Chausseestraße deutlich zu erkennen ist, und die einst den alten Hafen Meldorfs bildete. Östlich von dieser Niederung, einem Mielarm, wird wohl einst ein Wall sich befunden haben. Eine starke Befestigung der Westseite wurde wohl nicht für nötig befunden, da ein Angriff von dieser Seite fast undenkbar war. Kehren wir jetzt wieder nach der Ostseite Meldorfs zurück. Gerade vor dem jetzigen Bahnhofshotel lag einst die „Osterport", deren Fundament s. Z. zum Teil bloßgelegt ward. Von da aus zog sich ein Wall eine kurze Strecke nach Norden hin, bog dann nach Nordosten um und bildete hier eine Winkelschanze zur Bestreichung des von Nindorf kommenden Weges vor dem Thor. Ein anderer Wall mit Laufgräben führte an der jetzigen Kampstraße entlang zum Kirchhofsplatz. Im Osten vor dem Walle lag der Kamp, eingeschlossen durch einen tiefen, breiten Graben. Dieser Graben führte um den jetzigen Kirchhofskamp herum, das Glacis nach Hesel zu umschließend. Mehrere, noch jetzt erkennbare tiefe Niederungen, die im 17. Jahrhundert als Fischteiche dienten, schlossen sich an den Graben an und stellten eine Verbindung mit der Miele her. Östlich von der Osterpoort führte in Nord-Südrichtung ein zweiter tiefer Graben, die Gewässer der Süderau mit denen der Miele verbindend. Einer dieser beiden Gräben führte vor 60 Jahren noch den Namen „Brustwehrgraben".



Leider läßt sich nicht mehr feststellen, welcher Graben damit gemeint ist. Zwischen den beiden Gräben lag die „Övelgönne," eine sumpfige Niederung. Neben dem Brustwehrgraben wird in einem alten Erdbuch von 1647 der „Bürgerdamm" genannt.

Der vorhin erwähnte Wall, der vom Zingel nach dem Kirchhofsplatz an der Kampstraße entlang führte, setzte sich zweifelsohne nach Nordwesten fort zwischen dem Mühlenkamp und dem Busch'schen Kamp. Zwischen dem Kirchhofsplatz und dem nördlichen, jäh abfallenden Ende der Norderstraße, zog sich ein breiter, tiefer Graben entlang, dessen Reste die älteren Einwohner Meldorfs noch als Fischteiche gekannt haben. Derselbe trennte den Mühlenkamp von den Gärten des zweiten breiten Weges. Der Graben führte übrigens nicht ganz zur Norderstraße. Das letzte hohe Ende dieser Strecke, etwa 20 Meter, mag durch Wälle geschützt worden sein.

An der Westseite schlängelte sich nun ein Mielarm unmittelbar an der steilen Kuppe des Mühlenkamps entlang, fand eben westlich der Stelle, wo Norderstraße und Heider Chaussee zusammenstoßen, seinen Ausfluß in den vorhin genannten Außendeich und bildete dann den oben erwähnten Hafen. Niederungen westlich der Anlagen, der vor mehreren Jahrzehnten zugedämmte „Kattenwehl" und die „Schleusgrafen", sind Überreste des alten Mielarmes. Außer diesen Festungswerken werden noch erwähnt die Heselschanze und die Befestigungen bei der Bohlenbrücke. Sie sind als Außenwerke Meldorfs anzusehen und werden weiter unten Erwähnung finden.

Wenden wir uns jetzt auf einen Augenblick dem Jahre 1559 zu, wo die oben beschriebenen Befestigungsanlagen die Proben auf ihren Wert bestehen sollten. Fast 60 Jahre lang hatten die Ditmarscher Ruhe gehabt vor ihren Feinden. Es war dies namentlich der Friedensliebe König Christians III. zu verdanken, den zum Zuge gegen Ditmarschen anzuregen, Herzog Adolf von Gottorf vergebens sich bemühte. Als aber Christian III. am 1. Januar 1559 gestorben war, konnte endlich Adolf an die Verwirklichung seines Planes denken. Schon am 17. Mai desselben Jahres sehen wir Friedrich II., Adolf von Gottorf und Johann von

Hadersleben an Ditmarschens Grenzen, bei Grünenthal, mit ihren Scharen versammelt, während Anton von Oldenburg mit einem Hilfsheere im Anzuge ist. Die Heere der verbündeten Fürsten, ohne die Oldenburger, sollen sich auf 25 000 Mann belaufen haben, darunter 5000 Reiter. Diesem für die damalige Zeit gewaltigen Heere konnten die Ditmarscher nur 7000 Mann entgegenstellen, die sich noch außerordentlich teilen mußten: bei Brunsbüttel, bei Östermoor, bei der Tielenbrücke, bei der Hamme, in Meldorf, allenthalben mußte Wache gehalten werden. Auf Zuzug durften die Ditmarscher nicht hoffen; alle ihre Freunde ließen sie im Stich, und das einzige, was die Ditmarscher erhielten, waren aus Lübeck — — drei Tonnen Fußangeln! Trotzdem verzagten die freiheitsliebenden Männer nicht. Am 22. Mai rückte das verbündete Heer unter Anführung des Feldmarschalls Johann Ranzau in Ditmarschen ein und schlug sein erstes Lager in Albersdorf auf. Hier wurde Kriegsrat gehalten. — Trotzdem Adolf den Kampf langer Hand vorbereitet hat, scheint ein Feldzugsplan doch nicht vorhanden gewesen zu sein. Johann Ranzau, der alte erprobte Heerführer, rät, Meldorf zuerst anzugreifen. Meldorf ist das Haupt und mitten im Lande belegen; durch dessen Einnahme werden Süder- und Norderstrand wirksam getrennt. Vor allen Dingen müssen die Landsknechte zuerst an die wichtigste und schwerste Arbeit gebracht werden, so lange sie noch frisch und unverzagt sind. Sie sind noch von besonderem Mute, da sie meinen, nur gegen Bauern zu ziehen! Merken sie aber an einer geringeren Festung, was für feine, lange, große und starke Männer die Ditmarscher sind, die keine Gefahr scheuen, auch den Tod nicht, und mit so tapferem Heldenmut und Standhaftigkeit sich und ihr Vaterland verteidigen, wer weiß, ob da nicht viel von den Kräften, Härte und Fleiß der Landsknechte abgeht. So sein Rat. Aber nicht alle sind der Meinung des Feldmarschalls. Sein Bruder Breide Ranzau weist darauf hin, daß Meldorf ein unglücklicher und ihren Voreltern hochschädlicher Ort sei. Die Landsknechte müßten sich erst an einem minder starken Ort versuchen, und wenn sie sich einmal mit den Bauern geschlagen hätten, würden sie viel bereiter sein und größere Lust bekommen, an Meldorf sich zu versuchen! Wir sehen, beide Feldherren unterschätzten Meldorf als Festung nicht. Breide Ranzau hatte, wie Neocorus bemerkt, in Kriegsläuften wenig Glück, so auch hier im Rate nicht. Seines Bruders Ratschlag ging durch, und es wurde der Beschluß gefaßt, zuerst Meldorf zu berennen.

Es wird ferner beschlossen, Meldorf von drei Seiten anzugreifen, von Hesel aus im Norden, von Nindorf im Osten und von Windbergen im Süden. Wer zuerst über den Graben, also auf die Schanzen kommt, soll ein Feuerzeichen geben, so ein Teil der Brustwehr genommen ist, soll eine in der Nähe Meldorfs belegene Mühle angezündet werden. Eine Stunde vor dem Angriff auf die Stadt sollen Scheinangriffe auf die Tielenbrücke und die (Süder-)Hamme gemacht werden, um die Ditmarscher zur Schwächung Meldorfs zu verführen.

In der Zeit zwischen dem 22. Mai und dem 2. Juni war im Lager zur Hauptsache alles ruhig, da man auf die Ankunft des Oldenburgers wartete. Freilich, kleine Scharmützel fanden statt, und Grausamkeiten aller Art wurden auf beiden Seiten verübt. Am 2. Juni, abends um 6 Uhr, erfolgte der Abmarsch der Verbündeten auf Meldorf zu. Der Rumormeister blieb mit dem Troß, mit 40 Reitern und 1000 Landsknechten im Lager; 2 Fähnlein mit 200 Reitern wandten sich der Tielenbrücke zu, 2 andere Fähnlein zogen nach der Hamme.

Voran kamen Dietrich von Halle mit seinen Reitern nebst Wulff von Schönewiese, Wilhelm von Wallerthum und Reimer von Walde. Sie bogen unter der Führung des Barthold Peters, eines Bruders des Landesfeindes Wieben Peters, von Bargenstedt nach Hesel ab. Johann Ranzau und die Fürsten zogen mit ihren

Fähnlein und dem Geschütz über Nindorf nach dem Galgenberg, den sie verschanzten. Der Graf von Oldenburg, v. Bülow und Moritz Ranzau gingen über Süderhastedt und Windbergen nach Boldeswurt.

Johann Ranzau kam mit seinen 4 Fähnlein und dem Schanzmeister gegen 2 Uhr nachts beim Galgenberge an. — Schönewiese, Wallerthum, Halle und v. Wolde rückten, wie oben bemerkt, über Hesel hinan. Von Bargenstedt führt ein Weg fast nahe an Hesel heran; hier die Südermiele zu überschreiten, konnte in trockener Sommerzeit nicht allzuschwierig sein. Befand sich aber der Feind auf der Geestinsel Hesel, so bot der Zug von hier nach Meldorf über die ziemlich hoch gelegene Bürgerweide keine Schwierigkeit.

Die Ditmarscher müssen einen Angriff von dieser Seite befürchtet haben, denn es wird uns erzählt, ein Ditmarscher habe den Rat gegeben, man möge einen Krug oder ein Stück Landes hier durchgraben, um das ganze Feld, wo der Feinde Durchgang sein sollte, mit Wasser zu bestauen. „Aber," sagt der Chronist, „men vorachtet solches; de eine redet dit, de andre dat, man scholde dar de Wisere vor raden laten." Das Durchgraben unterblieb, und man begnügte sich damit, eine Schanze v o r Hesel anzulegen. Wir haben uns vor allem die Frage vorzulegen: Wo lag die H e s e l s c h a n z e? Allgemein wird angenommen, sie habe sich dort befunden, wo der Weg vom Hesel über die Südermiele hinüberführt, eben nordöstlich des jetzigen Hofes Bethlehem; Andere sagen, am Weiderbaum! Ich denke, weder hier noch dort, sondern sie lag auf Hesel selbst, am südöstlichen Abhang der Geestinsel, wo jetzt das Haus des Gastwirtes Ott sich befindet. Die letzten Überreste eines Walles sind dort erst vor wenigen Jahren zerstört worden, und ein Teil des Laufgrabens ist noch jetzt sichtbar. Keine bessere Stelle konnten die Ditmarscher sich aussuchen, um den Feind aufzuhalten, als hier. Der Feind hatte zuerst den Übergang über die Miele zu bewerkstelligen; er konnte durch die Geschütze der Ditmarscher dabei stark beunruhigt werden. Hatte er aber den Übergang erzwungen, so war eine wenn auch nicht starke Anhöhe bis zur Schanze zu ersteigen. Die Position war für die Ditmarscher hier zweifellos bedeutend günstiger, als wenn auf der Norderweide, auf völlig ebenem Boden ein Werk von immerhin beträchtlicher Ausdehnung verteidigt werden sollte. Dann noch eins: Nachdem Schönewiese die Schanze erstiegen hatte, eilte Barthold Peters, der Landesfeind, zu seinem Pferde, das er „rückwärts" gelassen hatte, die Feinde eilten vorwärts und kamen in das Feuer einer Schanze. Sie bogen seitwärts aus und gerieten in tiefe Gräben und Sümpfe, wo sie in Gefahr kamen, zu ertrinken. Die Chronisten späterer Zeit sehen diese letzte Schanze, mit der offenbar eine Befestigung dicht vor Meldorf (am Weiderbaum?) gemeint ist, als die Heselschanze an, berücksichtigen also nicht, daß Neocorus ausdrücklich schreibt: „— — den alß he se" (die Schiffsbrücken) „avergebracht unnd de Schantze erstegen" — — da erst biegen die Feinde seitwärts aus. Zudem würde man eine Schanze bei Bethlehem auch wohl nicht eine Schanze „vor Hesel" genannt haben.

Daß die Heselschanze mit ihren günstigen Positionen so leicht genommen wurde, mag darin seinen Grund gehabt haben, daß die Besatzung erheblich geschwächt war. Die nach der Tielenbrücke und der Süderhamme entsandten Truppen der Feinde waren nämlich rechtzeitig an ihrem Bestimmungsorte angekommen und hatten den Scheinangriff auf diese Werke eröffnet. Feuersignale, angezündete Mühlen, meldeten diesen Angriff den Meldorfern. Die am Tage vorher durch einen Spion den Ditmarschern gewordene Nachricht, daß der Hauptangriff den Hammen gelten sollte, gewann an Wahrscheinlichkeit. Sogleich wurden 500 der besten Ditmarscher Schützen nach der Hamme beordert und die Besatzung Meldorfs dadurch erheblich verringert. Der Chronist bemerkt ausdrücklich, daß

der Teil der Ditmarscher, der nach der Hamme beordert wurde, die Norderwerke hätte verteidigen sollen.

Wir verließen vorhin Schönewiesens Truppen, wie sie, von dem Feuer einer Schanze hart bedrängt, in tiefe Gräben gerieten und in große Bedrängnis kamen. Zum Glück für sie eilte Dietrich von Halle mit seinen Reitern ihnen zu Hilfe, und es erhob sich ein harter Kampf. Wulf Schönewiese wurde von einer Falkonetkugel tödlich verwundet.[1]) Auch Halle wurde verwundet. Jetzt kamen Wallerthums und Reimer von Waldes Truppen. Drei Stunden dauerte der Kampf, da brachen die Landsknechte durch die Festung und eilten zur Stadt hinein. Was in den Schanzen sich zur Wehre setzte oder zu lange verzog, wurde niedergemacht, „dat de Doden sehr dicke gelegen!"

Während dessen bombardierte Johann Ranzau Meldorf und eröffnete dann den Sturm. Als die Landsknechte zögerten, stieg der alte Feldmarschall vom Pferde, um sie anzufeuern. Es gelang nach Wunsch! Ein heißes Ringen erfolgte. Die Ditmarscher wehrten sich wie Löwen. „Sie wollten", sagt Neocorus, „die Stätte, da sie standen, lieber mit ihrem Leibe decken, und mit dem Gesicht, das sie dem Feinde boten, lieber die Erde küssen, als in schimpflicher Flucht den Platz verlassen." Man könnte meinen, Herr Johann Adolf übertreibe, aber Osius, der gekrönte dänische Hofpoet, der doch gewiß ein einwandfreier Berichterstatter ist, meldet: „Die todten, wie mans hernach auff der walstadt befunden, sind offt geschossen vnd sehr verwundt gewesen. Als man der wegen gefragt, wie es zugangen were, das mancher vier, fünff oder sechs schösse, oder wunden hette, haben die Knechte vrsache angezeigt, nemlich, das kein Ditmarser hat kund nidergefelt werden, ehr habe denn vier oder fünf schüsse, oder gar gewaltige wunden empfangen, denn ir viel gewesen sind, die vier oder fünff schüsse oder wunden im leibe gehat, und dennoch große wehr gethan, das sich die Knechte, die es erfaren haben, nicht genug verwundern können, das sie so lange herten und sich wehren haben mögen. — — Vnther andern ist auch ein Weib auff der schantze gefunden worden, die einen harnisch umb jren leib, und einen langen spieß bey sich gehat und tod gelegen, und eine andere ermorte Fraw nicht weit daruon eine wehr in jren feusten gehat." Neocorus erzählt, ein Weib habe zwei Knechte mit dem Brotmesser nacheinander erstochen, eine andere habe drei Landsknechte mit der Forke getötet. Es sollen allein dreißig bewaffnete Weiber getötet sein.[1]) Doch alle Tapferkeit war vergebens; als Johann Ranzau den Zingel erbrochen, ergoß sich der Strom der Feinde in die Stadt. Um 11 Uhr vormittags war der Kampf beendet, und das Morden begann. Greise, Kinder wurden getötet, die Weiber geschändet und dann umgebracht. Ein Landsknecht kommt in ein Haus und findet im Pesel in einer Wiege ein kleines Kind, das mit einem Strohhalm spielt und den Krieger anlächelt, — er ersticht es und — fügt der Chronist hinzu, „dat het em stedes sin Harte beschweret, dat he nha begangener solcher unmenschlichen Dat nimmer froh werden können." Die Plünderung blieb nicht aus, selbst die Kirche wurde nicht verschont.[2]) Viele Ditmarscher

---

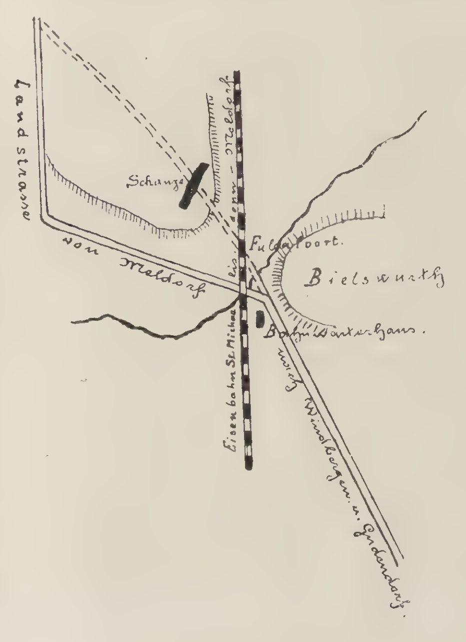
[1]) Bolten sagt: Er hatte sich vor dem Kriege gesehnet nach dem Lande, wo die Schweine aus silbernen Trögen fräßen.

[2]) Freilich, auch Fälle von Feigheit kamen vor: Peter Kruse lief mit einigen nach Büsum zu, um sich von da aus ins Land Hadeln zu begeben, doch die Frauen hätten die Flüchtigen bald in den Ewern erschlagen und trieben sie ins Lager zurück. Sein Vater aber sagte: schlat den Schelm dal!

[3]) In der Kirche zu Boren in Angeln befinden sich zwei messingene Altarleuchter, auf denen steht: „Anno 1559 im Ditmarsch. Kriege hat der Edle, Ehrenfeste Junker Bartram Ratlau diese Leuchter aus der Kirche zu Meldorf geführet. Anno 98 hat diese Leuchter der Edle und Ehrenfeste Bart. Ratlau samt seiner geliebten Hausfrau in die Kirche zu Boren zu Gottes Ehren vorehret!"

fliehen jetzt nach dem Süden zu und vereinigen sich mit den Strandmannen, 2000 an der Zahl.

Sehen wir uns nun einmal nach Anton von Oldenburg um. Derselbe wird jedenfalls so früh von Tensbüttel über Windbergen aufgebrochen sein, daß er rechtzeitig in den Kampf um Meldorf hätte eingreifen können. Nach dem Geschichtsschreiber Hans Detlef, einem Windberger, hielt er aber während des Kampfes zwischen Meldorf und Windbergen, bei Boldesworth. Die Nachrichten der späteren Chronisten sind hierüber, wie Nehlsen in seiner Geschichte Ditmarschens richtig sagt, — unklar. Chalybäus macht aus Boldesworth: Busenwurth. Sehr mit Unrecht! Die Unklarheit seitens der neueren Chronisten liegt meiner Ansicht nach darin begründet, daß sie nichts mit „Boldesworth“ anzufangen wissen. Boldesworth ist aber nichts anderes als der Geesthügel, den wir eben östlich der Stelle antreffen, wo die Friedrichshöfer Landstraße, die alte Heerstraße nach dem Süden, über die Bahn hinüber führt, und der noch jetzt „Buls-“ oder „Bielswurth“ heißt! Untersuchungen, die ich s. Z. dort vorgenommen habe, führten zu dem Ergebnis, daß der alte Weg nicht dort ging, wo er jetzt sich befindet. Die Chaussee macht eben vor dem Wärterhause, von Gudendorf aus gerechnet, einen Knick und führt dann über die Bahn. Früher setzte sich der Weg geradlinig fort, ging durch die Niederung geradeswegs auf das Haus des Landmannes Kröger zu und mündete eben nordwestlich vor dem Hause wieder in die jetzige Landstraße. Eingerammte Pfähle, Faschinen und Bohlen wurden dort in großer Menge gefunden. Die Ditmarscher haben es sich angelegen sein lassen, die „Fuhlenfoort“ möglichst fest zu machen. Die Niederung, durch die ein Strom aus dem Süderauthale in den Busenwurther Daaken führte,[1]) muß früher außerordentlich sumpfig gewesen sein. Legten die Ditmarscher hier, bei der „Fuhlenfoort,“ eine Schanze an, so waren sie imstande, ein ziemlich starkes Heer mit Erfolg aufzuhalten. Eine Schanze an dieser Stelle mußte ein wichtiges Außenwerk Meldorfs werden. — Weshalb hielt nun Anton von Oldenburg hier und kam seinen Verbündeten nicht zu Hilfe? Das Zeichen zum Angriff war doch schon lange gegeben. Ich weiß nur eine Antwort darauf: weil er hier durch eine Schanze der Ditmarscher aufgehalten wurde! Ich sagte vorhin: der alte Weg führte über die Hofstelle des Landmannes Kröger. Die Hofstelle heißt aber noch jetzt die Schanze! — Endlich rückt der Oldenburger vor, wohl weil er die Schanze genommen hat. Er trifft eben vor Meldorf auf die aus der Stadt Geflohenen und die Strandmannen. Er wagt es zuerst nicht, sich mit ihnen einzulassen, endlich kommt es aber doch zum Kampf, der so bedenkliche Umstände annimmt,



[1]) Jetzt fließt der Bach fast in umgekehrter Richtung.

daß die Meldorfer Besatzung unter Johann Ranzau ihm zu Hilfe eilen muß, und nun werden die Ditmarscher geschlagen.

Die drei Regimenter Schönewiese, Wallerthum und v. Walde verschanzen sich auf dem Mühlenkamp (in den jetzigen Anlagen), Moritz und Anton Ranzau lagern im Süden, wo die Wege von Windbergen und Marne zusammenlaufen, die Fürsten mit ihren Streitkräften bleiben in der Stadt.

In der Nacht hielten die Ditmarscher einen Rat, ob es nicht angezeigt erscheine, unverzüglich, noch in derselben Nacht, Meldorf anzugreifen, und zwar vom Osten, Süden und Norden. Die Weiber drängten namentlich dazu, und wer weiß, ob nicht der Überfall von Erfolg gewesen wäre, zumal die Nordhamminger, Wesselburener, Büsumer und vor allem die Strandmannen frisch waren. Die Wesselburener und die Nordhamminger widersetzten sich. Sie erwarteten einen Angriff der Feinde auf Hemmingstedt und träumten von einem Siege wie 1500. Das Erwachen aus diesem Traume war ein schreckliches, es endete mit der vollständigen Niederwerfung des Freistaates!

Die Anlage der Befestigung Meldorfs 1511 ist nicht zum Heile Ditmarschens ausgeschlagen. Ob sie ein taktischer Fehler unserer Vorfahren gewesen ist, wie fast alle Chronisten behaupten, möchte ich bezweifeln. Hätten die Ditmarscher sich nicht durch den Scheinangriff auf die Hammen täuschen lassen und ihre besten Schützen von Meldorf abkommandiert, wären ferner die 2000 Strandmannen bei der Belagerung Meldorfs zugegen gewesen: das Resultat wäre wohl ganz anders ausgefallen, und den Sturm auf Meldorf abschlagen, hieß zweifelsohne, einen endgiltigen Sieg erringen. —

Die vorstehende Arbeit erhebt nicht den Anspruch, durchaus gesicherte Forschungsresultate zu bringen. Über Ditmarsische Befestigungen ist so gut wie nichts veröffentlicht worden. Ich habe lediglich die Freunde unserer Landesgeschichte anregen wollen, auch ihrerseits Studien des Befestigungswesens zu machen, damit die Frage der Landesverteidigung zum Abschlusse komme, bevor es zu spät wird. Denn leider haben die meisten Schanzen und Laufgräben dem alles nivellierenden Spaten schon zum Opfer fallen müssen. Aber glücklicherweise haben wir bis jetzt noch einen treuen Bundesgenossen bei unserm Suchen. Das ist der Volksmund! Die alten Leute kennen noch viele Flur- und Ortsnamen, von denen die junge Welt nichts mehr weiß. Mit jedem Tage geht Material verloren. Deswegen hat der Museumsvorstand einen Aufruf erlassen, in welchem aufgefordert wird, alles das zu sammeln, was noch im Gedächtnis des Volkes lebt aus der Zeit der Freiheit Ditmarschens und der Zeit vorher. Vieles, wovon die Geschichte uns nichts vermeldet, hat sich erhalten in Reimen, Sagen, in alten Orts-, Koppel-, Feld- und Wegenamen. Diese erinnern z. T. an die ditmarsische Geschichte, wie „Junkerkarkhof", „Schloßbarg", „Blotfeld". Andere Namen führen uns zurück auf die graue Zeit des Heidentums und lassen einen Schluß ziehen auf die heidnische Mythologie, wie „Wonslag", „Harkengrund", „Wolbersau". Noch andere lassen die topographischen Verhältnisse des Landes erkennen, die durch Straßenbauten und Entwässerungen oft eine Änderung erfahren haben, wie „Hown", „Dellweg". Das bislang eingegangene Material ist sehr reich an bemerkenswerten Namen, doch ist die Sammlung noch lange nicht beendet, und leider haben wir mit unserer Bitte nicht allenthalben Gehör gefunden. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, noch den einen oder den anderen Landsmann für diese so hochwichtige Sache der Landesgeschichte zu interessieren.



Wie es in meines Großvaters Wohnstube aussah.

Von **Ludwig Frahm** in Poppenbüttel.

Die Wohnstube in meines Großvaters altem sächsischen Bauernhause hatte von jeher eine mächtige Anziehungskraft. Sie besaß Eigentümlichkeiten und Raritäten, die mir bis dahin unbekannt waren, und noch heute gehört sie zu den weihevollsten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Später lernte ich freilich manche Hausungen vom gleichen alten Schlage kennen; aber auch sie sind umgemodelt oder wie meines Großvaters Heim dem Abbruch verfallen.

Sie bildete den mittelsten Raum in dem „Wohnende". Dicht neben dem größten Feuerherd an der Diele befand sich der Eingang. Daß die Thür nur niedrig war, machte mir damals noch keine Sorge; ich hatte mich zur Hauptsache mit der Klinke der Thür und mit der ungewohnten hohen Schwelle abzufinden, obwohl sie in der Mitte ausgetreten war wie der Rücken eines senkrückigen Pferdes. Wenn ich die Begrüßung und Fragen des stets heiteren Mannes erledigt hatte, so wandte ich mich am liebsten gleich dem mächtigen Kachelofen zu, der mit seinen vielen blau und weißen Kacheln ein Bilderbuch besten Wertes für mich bildete. Jede Kachel zeigte ein Genrebildchen aus dem Alltagsleben einer fernen Zeit; denn an der Kleidertracht der Personen sah ich, daß sie mit der herrschenden nicht mehr übereinstimmte. Noch heute erinnere ich mich an den auf einem liegenden Baum flötespielenden Hirten, an den mit Hellebarde und Tuthorn versehenen Nachtwächter, an den Jäger im Anschlage und an den Holzhauer. Jede Figur wußte ich mit einer Person aus meinem Bekanntenkreise in Einklang zu bringen; nur den Mann, der seinen Kopf in einer Kiepe trug, wußte ich nicht zu deuten. Später, als ich den ersten Rundgang durch das Thaulow-Museum in Kiel machte und dort einen ganz ähnlichen Ofen sah, bin ich darüber belehrt worden, daß er ein Hamburger sei und ungefähr aus dem Jahre 1730 stamme. Der Ofen ruhte auf zwei starken hölzernen Vorderbeinen, während seine Hinterwand mit der Dielenwand festverbunden war. Denn auf entgegengesetzter Seite stand ja der mächtige Feuerherd mit seinem Schwibbogen; von hier aus empfing er ja auch seine Nahrung, und zwar war er nicht wählerisch in seiner Speisung; wurde ihm kein Klobenholz geliefert, so nahm er mit Buschholz vorlieb, und mächtige Stubben verzehrte er mit gleicher Ruhe wie Torfsoden und Bülten. War er genugsam erwärmt, so wurde das große Mundloch durch eine starke Platte aus Eisenblech versperrt, und ließen die undicht gewordenen Fugen zwischen den Kacheln Rauch in die Stube dringen, so wurden sie mit Sauerteig verklebt. Selbstredend hatte der Ofen ein mächtiges Rohr, in dem Kaffee warm gehalten, allerlei Sachen getrocknet und Milch angewärmt werden konnte. Unter dem Ofen sammelte sich gewöhnlich allerlei Fußzeug, und der Stubenhund — der größere Haus- oder Kettenhund Hektor hatte hinter der großen Thür auf der großen Diele seinen Platz — ließ sich in den Tagen, wenn die Flocken gingen und die Eiszapfen hingen, nicht aus diesem seinem Schlupfwinkel vertreiben.

Oben in der Nische und auf der Oberseite dicht unter der Zimmerdecke fanden allerlei Dosen, Näpfe und Düten ihren trockenen Platz. Dort stand auch die Holzdose, aus der der alte Großvater mir jedesmal ein Stück des damals fast ausschließlich gebrauchten braunen Zuckers reichte.

Der Ofen stand nicht in dem Winkel, den die Dielenwand mit der rechten Seitenwand der Stube bildete, sondern es war dort soviel Platz, um eine kleine tischähnliche Bank aufzunehmen. Auf dieser Bank stand für gewöhnlich im Winter in einer grünangestrichenen Tonne die Milch, um ihr dort in der kälteren Jahreszeit die Wärme zu geben, die für das Abbuttern erforderlich ist.

Der Fußboden war aus breiten Brettern aus Tannenholz hergestellt. Einen Ölanstrich hatte er nie empfangen. Zu den großen Festen und wenn ein besonderes Ereignis im Hause abgehalten wurde, erhielt er eine gründliche Wasserdusche; sonst wurde er nur gefegt und mit weißem Sand bestreut. Die meisten Bretter waren gekrümmt, als stammten sie von einem großen Fasse. In ihren Mulden spielte ich gerne mit den Marmelkugeln, weil man das Ziel weniger verfehlte. Die Stube war nicht sehr hoch, hatte aber in der Länge von der Ofenwand bis zu den Fenstern eine Ausdehnung von 16 Fuß und eine Breite von etwa 18 Fuß; sie war also keineswegs klein.

In die Wand, die mit der Ofenwand einen rechten Winkel bildete, waren zwei mächtige Bettstellen, Wandbetten, im Volke „Kuhzen“ genannt, eingelassen, am Tage durch Vorhänge geschlossen. Ich lugte wohl mal hinein und gewahrte dann die ballonartigen Bettdecken mit ihren blau und weiß karrierten Überzügen, den „Bettsbummler“ mit einer Quaste, der in Krankheitsfällen das Erheben erleichterte, einen Dragonersäbel an der Wand und eine Sparbüchse auf einem Konsol. Zwischen beiden Bettstellen führte eine Thür in eine Zwischenkammer, und was dann noch von der Wand freiblieb, war behängt mit Bildern (Genoveva, die Alter und Stände des Menschen, der Advokat, der die Kuh melkt), Namentuch, von der Großmutter in jungen Jahren gestickt. An der gegenüberliegenden Wand standen Stühle, hochlehnige Drechslerstühle mit einem aus den Blättern des Rohrkolbens geflochtenen Sitz. Dort war eine blaue Lade aus Eichenholz postiert; ihr sehr schwach gewölbter Deckel diente nötigenfalls als Sitz. Die Vorderseite der Lade war mit Name und Jahreszahl und allerlei Schnitzwerk in Reliefarbeit, also mit ausgemeißeltem Hintergrund versehen. Eine Schatulle mit Messingbeschlag war Gefährtin der Lade; auf ihr erhob sich das „Theeschapp“ durch dessen Glasthüren man die alten rot- und blaugeblümten Kugeltassen, Näpfe, Töpfe, Silberlöffel und Zangen in bedeutender Zahl gewahrte. Hier hatte dann noch das große Uhrgehäuse, in dem die übliche Schwarzwälderuhr tickte, seinen Platz und außerdem hingen an dieser Wand eine Reihe von Dingen und Geräten, eine messingene Elle, die sonntägliche Peitsche, die silberbeschlagenen Meerschaumpfeiffen und als Gesims eine ganze Reihe von eingerahmten Sprüchen, zu Taufen, Konfirmationen, Trauungen in Handschrift oder im Druck ausgestellt. Die letzte Wand, die Außenwand, hatte drei Fach Fenster, die indessen nicht regelrecht angeordnet waren, sondern zwei befanden sich hart nebeneinander, um eine größere Helle auf den mindestens $2^1/_2$ m langen Eichentisch zu werfen. Hinter dem Tische, also unter den Fenstern entlang, lief eine lange Holzbank. Sie bildete schon den Übergang zum Sofa; denn sie hatte einen sehr breiten, mit Kissen belegten Sitz, eine Rückwand mit Trallenstäben und Seitenlehnen. Von der braunen Decke hing an dem sägegezähnten Messinghaken eine „Krüsellampe“ auf den Tisch herab; doch waren auch schon andere Stehlampen in Gebrauch, die tagsüber auf einem Eckbort Platz fanden.

Die Fenster waren noch nicht durch Gardinen verhangen, das Sonnenlicht fand seinen ungehemmten Eintritt durch die bleigefaßten kleinen Scheiben. Ein paar derselben waren noch mit Glasmalerei, ohne allerdings auf Kunst Anspruch erheben zu können, versehen; man sah einen pflügenden Bauersmann, einen Erntewagen, eine Bockmühle u. a. m. Die Sprüche unter den Bildern waren kaum mehr lesbar.

Aus den Fenstern schaute man in den „Kohlhoff,“ und weiter ins schöne Feld hinaus. Am Abend wurden sie durch Fensterladen von außen geschlossen; in jeden war ein herzförmiges Loch geschnitten, das den Morgen verkündigte.

Am traulichsten war es in Großvaters Stube an den Winterabenden; sie

war die Herberge aller Hausangehörigen; da wurde nach der gemeinschaftlich, also auch mit Knecht und Magd eingenommenen Abendmahlzeit genäht und geflickt, gestopft und gestrickt, gesponnen und gehaspelt, Bohnen gepahlt und Früchte sortiert, Nüsse geknackt und Kartoffeln geschält, Körbe geflochten und Harken geschnitzt, Tabak geraucht und im Verein mit einigen Nachbarn oder Nachbarinnen disputiert und „geklöhnt", Döntjes und ernste Geschichten erzählt.

Meines Großvaters alte Bauernstube war ein Urbild der Eintracht und des geselligen Friedens, eine Freistätte bäuerlicher Wohlfahrt ferner Zeit.



Die Höhlenheuschrecke (Troglophilus cavicola),

ein neuer Bürger unserer einheimischen Insektenfauna.

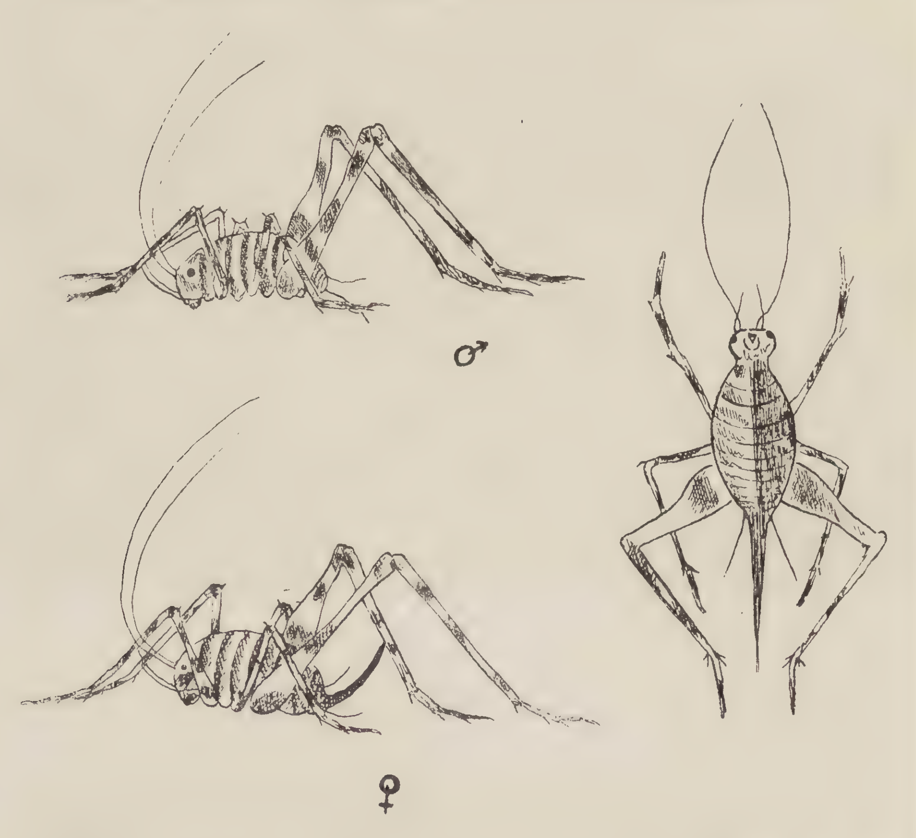
Von **W. Timm** in Wandsbek.

Vor einiger Zeit, es war im Oktober vorigen Jahres, brachte mir einer meiner Schüler mit freudestrahlendem Gesicht in einer Cigarrenkiste einige Insekten. Wenn ich auch nicht gerade mit besonderen Erwartungen an die Untersuchung des Inhalts ging, so war ich doch meinem jungen Freunde für seinen Eifer schuldig, mir die Insassen genauer anzusehen. Der kleine Naturfreund sollte in seiner Annahme, etwas Besonderes entdeckt zu haben, diesmal recht haben. In einem Winkel des Behälters bemerkte ich dicht zusammengekauert vier Tiere, die ich, obgleich ich der einheimischen Insektenwelt stets meine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, bisher noch nicht gesehen hatte. Die Tiere hatten, oberflächlich betrachtet, ein gewisses spinnenähnliches Aussehen, bei genauerer Betrachtung zeigten sich jedoch zwei außerordentlich lange Fühler und zwei mächtige Springbeine. Es mußte sich also um einen Geradflügler und zwar um eine Locustide handeln, obgleich von Flügeln auch nicht einmal Rudimente erkennbar waren. Die genaue Bestimmung ergab, daß mein neuer Bekannter die im Südosten Mitteleuropas vorkommende Höhlenheuschrecke Troglophilus cavicola war. Meine ursprüngliche Vermutung, daß es sich hier um gelegentliche Einschleppung einiger weniger Exemplare dieser seltenen Art handele, fand ich in der Folge nicht bestätigt. Die Tiere waren echte, geborene Wandsbeker, wovon ich mich überzeugen konnte, als mir wenige Tage später mein kleiner Freund über zwanzig Exemplare und zwar in den verschiedensten Entwicklungsstadien brachte. Spätere Beobachtungen und eingezogene Erkundigungen ergaben, daß sich das Tier hier an verschiedenen Stellen, teilweise in großer Menge, bemerkbar gemacht hat. Da es sich möglicherweise auch anderswo in der Heimatsprovinz zeigen wird, dürfte eine kurze Beschreibung hier am Platze sein.

Der Troglophilus erreicht eine Körperlänge von etwa 20 mm. Die borstenförmigen Fühler werden 80—100 mm lang, sind aber sehr zerbrechlich, weshalb sie bei den meisten Tieren schon etwas von ihrer ursprünglichen Länge eingebüßt haben. Die Grundfarbe ist gelbbraun, die Zeichnung dunkelbraun. Der Kopf ist weit nach unten gezogen, wodurch der Rücken gerundet erscheint. Sowohl die Vorderflügel als die Hinterflügel fehlen und sind nicht einmal rudimentär vorhanden; alle drei Brustringe sind völlig gleich gestaltet. Die Springbeine sind groß und die Schenkel besonders am Grunde stark verdickt. Die den Laubheuschrecken eigentümlichen vier Fußglieder sind bei dieser Art seitlich zusammengedrückt, was bei keiner anderen unserer Locustiden vorkommt. Diese kurzen Angaben genügen, um das Tier sofort von verwandten Arten zu unterscheiden.

Auch in Bezug auf die Lebensweise konnte ich einige Beobachtungen machen. Die Kiste, welche den interessanten Gästen zum unfreiwilligen Aufenthalt diente, glich am andern Morgen einem Schlachtfelde. Der Boden war mit Gliedmaßen und anderen Körperteilen übersäet. Die schwächeren Tiere waren offenbar der Freßbegierde ihrer stärkeren Genossen zum Opfer gefallen. Bekannt ist, daß unter den Laubheuschrecken schlimme Räuber sich befinden, die nur im Notfalle auch zur Pflanzenkost greifen. Die außerordentliche Raubgier und Freßbegierde des Tieres macht es zu einem Freunde der Forst- und Landwirtschaft. Dieses scheint von den hiesigen Gärtnern, auf deren Terrain es sich eingenistet hat, nicht genügend gewürdigt zu werden, denn, wie ich erfahre, bemüht man sich, die angeblich lästigen oder gar schädlichen Gäste wieder auszurotten. Da aber die Höhlenheuschrecke in erster Linie Insektenfresser und als solcher ein überwiegend nützliches Tier ist, so würde ein voreiliges Ausrotten sehr zu beklagen sein.

Die Verwandlung des Troglophilus ist, wie bei allen Gradflüglern, eine



unvollkommene, da ein eigentlicher Puppenzustand fehlt. Die Larven, die gleichzeitig mit den entwickelten Tieren vorkommen, sind diesen im letzten Stadium sehr ähnlich und unterscheiden sich von ihnen hauptsächlich durch geringere Größe und durch die weiche Körperhaut.

Es drängt sich uns nun noch die Frage auf: Wie ist das plötzliche Auftreten der Tiere hier in Wandsbek zu erklären? Bei Beantwortung dieser Frage würden zwei Möglichkeiten in Betracht zu ziehen sein; entweder ist das Tier hier heimisch und bisher übersehen worden, oder es ist ursprünglich mit fremden Pflanzen ein-

geschleppt. Da es bisher nur auf dem Gelände der hiesigen Gärtnerkolonie beobachtet wurde, dürfte letztere Annahme die richtige sein, zumal von unseren Gärtnern verschiedentlich Pflanzen aus Österreich bezogen worden sind. Wie wäre alsdann aber das massenhafte Auftreten des Tieres, das selbst in seiner Heimat selten ist, zu erklären? Offenbar hat es hier in den Treibhäusern, in denen auch im Winter nicht selten eine tropische Hitze herrscht, günstigere Lebensbedingungen vorgefunden, als sie ihm die Kalkhöhlen Krains und Istriens bieten. Hat es sich doch auch bei Verschleppung von Schmetterlingen gezeigt, daß Tiere, die in der Heimat von Sammlern als Seltenheit geschätzt werden, nach der Verschleppung in der Fremde selbst zur Landplage geworden sind. Ich will nur auf unser Blausieb (Zenzera pyrina) hinweisen, über dessen Auffinden wegen seiner verhältnismäßigen Seltenheit hier sich jeder Schmetterlingsfreund freut. Dasselbe wurde vor Jahren mit Nutzhölzern nach Amerika verschleppt und hat sich hier derartig vermehrt, daß den schädlichen Holzraupen ganze Alleen zum Opfer gefallen sind. An Analogien fehlt es somit nicht, und die Häufigkeit des Tieres hier dürfte somit kaum als Einwand gegen die Richtigkeit obiger Annahme gelten können. Sei dem auch, wie ihm sei, unser Troglophilus tritt schon seit einigen Jahren hier in Menge auf und wird als Bürger unserer Fauna gelten müssen.

Nachschrift. Vor einigen Wochen brachte das „Handelsblatt für deutschen Gartenbau" unter der Spitzmarke „Ein neues schädliches Insekt" eine Notiz, nach welcher in der Nähe Danzigs in Gärtnereien eine aus Japan oder China stammende Laubheuschrecke Diestrammena marmorata, oder nach einer zweiten Lesart: Distremmena unicolor (als solche sollen sie einige Danziger Herren bestimmt haben) sich seit Jahren bemerkbar gemacht habe. Weil aus der allerdings etwas dürftigen Beschreibung manches auch sehr gut auf unsere Art paßt, legte ich dem bekannten Orthopterologen Herrn Professor Dr. Rudow in Perleberg einige Tiere von hier zur Prüfung vor. Genannter Herr hatte die Freundlichkeit, dieselben mit Tieren seiner reichhaltigen Sammlung zu vergleichen und hat mir nunmehr die Richtigkeit meiner Bestimmung bestätigt. Da Herr Prof. Dr. Rudow auf diesem Gebiet wohl als Autorität gelten darf, so ist anzunehmen, daß entweder unsere Art mit der in der Danziger Gegend beobachteten nicht identisch ist, oder daß die Tiere von den Danziger Herren falsch bestimmt worden sind.



Der Staubfall vom 10. und 11. März 1901.

Von **H. Barfod** in Kiel.

Eine Berichterstattung über den auch in unserer Provinz beobachteten Staubfall ist in der „Heimat" bis jetzt unterblieben; es wäre gewiß sehr interessant gewesen, zu erfahren, unter welchen Erscheinungen, wo und in welchen Mengen der Wüstenstaub der Sahara hier niedergeschlagen ist. Solche Nachrichten sind einmal Bausteine der Wissenschaft; zum andern bekunden sie, in welchem Maße unsere Leser für die Dinge in der sie umgebenden Natur interessiert sind. — Laut Zeitungsnachrichten ist die rötlich- oder gelbbraune Staubschicht an den verschiedensten Teilen unserer Provinz auf der Schneedecke beobachtet worden. In Bremen lag diese Schicht nach dem Schmelzen des Schnees auf Dächern und Glasveranden so dick, daß man sie zusammenfegen konnte. Professor Dr. Hapke-Bremen sandte in richtiger Erkenntnis, daß die aus Sicilien, Neapel und Rom, aus den österreichischen Alpen, dem Harz, aus Berlin, Hamburg, Holstein und von den däni-

schen Inseln bekannt gewordenen Nachrichten über Staubfälle unter einander im engsten Zusammenhange ständen, eine Probe des Staubes an Professor Dohrn, Direktor der zoologischen Station in Neapel, und erhielt folgende vom 18. März datierte Antwort: „Es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, Ihnen anbei eine Probe des am 10. März hier niedergefallenen Staubes aus der Sahara senden zu können. Pflanzen, Wände und Regenschirme tragen noch heute die gelben Regenflecke! Bei mikroskopischer Untersuchung werden Sie eine große Ähnlichkeit zwischen Ihrem und unserem Staube finden; nur ist der dortige durch Kohlenstaub verunreinigt."

Professor Dr. Hapke hat das Resultat der von ihm untersuchten Proben (reichlich 20 an der Zahl) im XVII. Bande der „Abhandlungen, herausgegeben vom Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen" (1901) veröffentlicht. Danach zeigten die Proben (namentlich die ganz reinen von Neapel und Palermo) die Farbe der Gesteine und des Sandes aus der libyschen Wüste. Zweifellos ist der Ursprung des Staubfalles in der Sahara zwischen dem 30. und 35. Grade n. Br. von Ghadames bis Tripoli und Tunis zu suchen; denn aus letzterer Stadt berichtet die „Meteorologische Zeitschrift": „Ein heftiger Scirocco wehte in der Nacht vom 9. zum 10. März, und ein immenser dichter Staubnebel von braungelber Farbe hüllte Tunis am andern Morgen ein, der die Sonne verdunkelte, wobei das Thermometer 26 Grad zeigte. Unter den Arabern und Juden herrschte panischer Schrecken, und jeder glaubte, daß das Ende der Welt herannahe." Wer wird hierbei nicht sofort an den Bericht des Evangelisten erinnert: „Und von der sechsten Stunde ward eine Finsternis über das ganze Land bis zu der neunten Stunde; denn die Sonne verlor ihren Schein."

In Italien sind Staubfälle, die sich teilweise mit Gewitterregen entladen, keine seltene Erscheinung; wegen der braunroten Färbungen werden sie vom Volke „Blutregen" genannt. Tacchini zählte in den Jahren 1870--1878 mehr als 30 Staubfälle auf, die sämtlich in der Sahara ihren Ursprungsherd haben. Das Auffällige in der Erscheinung des jüngsten Staubregens liegt darin, daß der Wüstenstaub infolge eines Zyklons über Bremen und ganz Norddeutschland ausgeschüttet ist und seine Ausläufer bis nach den dänischen Inseln erstreckt hat.

Aus fast sämtlichen Proben konnte Professor Hapke mittels eines kräftigen Magneten (der „magnetischen Harke") sehr feine Eisenteilchen herausziehen. Er hält dieselben für kosmischen Staub, die allerfeinsten Trümmer jener Feuerkugeln, „die seit unvordenklichen Zeiten beim Eintritt in unsere Atmosphäre explodierten, weil sie mit einer Fülle brennbarer Gase (Kohlenwasserstoff) umgeben waren." Aus dem Dünensande hat unser Gewährsmann den Eisenstaub herausgezogen, die „Challenger"-Expedition fand Eisenteilchen kosmischen Ursprungs in den Grundproben aus den Tiefen der Ozeane; Nordenskjöld hat in seinen Reiseberichten wiederholt darauf hingewiesen, daß der von ihm in den Polarländern und auf Treibeisfeldern vielfach angetroffene Staub kosmischen und nicht irdischen Ursprungs sei.

Rechnerisch hat man die Menge des Staubes für Italien festgestellt: 1½ Mill. Tonnen. Wenn solche Menge durch einen einzigen Zyklon verweht werden kann, wer möchte dann noch daran zweifeln, daß der Löß, wenn nicht allenthalben, so doch vielerorts durch die Kraft des Windes aufgetürmt ist, wie F. v. Richthofen dies z. B. für die Lößgegenden des nördlichen Chinas anzunehmen glaubt!



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilhelm Wisser** in Eutin.

29. Hans un de Bur.

Dar 's mal 'n Bur'n weß, de hett drê Knech'n hatt. De ên hett Hans hêten, den' hett 'e so gêrn liden müch't.

Sech' 'e ên'n Dach to em: 'Hans, du kunns di 'n Fru nęm'n un kunns hier as Döscher [1]) bi mi blib'n. Jk gęw di fri Hüsung [2]) un Fürung un 'n Kô fri Fôder un Wei'.'

'Jg,' secht Hans.

Do vertörnt [3]) Hans sik mit 'n Herrn.

Schickt em Oller, [4]) de Herr, schall de Kô vun 'e Koppel hal'n.

'Wenn de Herr ęr ne gąn laten will, mu' 'k [31]) s' je hąl'n.'

Dar blifft dat bi. [5])

Annern Dach schick' 'e em Oller, schall de Kô vun 'e Kuppel hąl'n, oder hê schütt s' dot.

'Wenn de Herr ęr ne lęben laten will, mutt 'e s' je [6]) dot schêten.'

Annern Dach krich' 'e Oller, schall kam'n un schall de Kô aftrecken, [7]) hê hett s' dot schaten.

'Wenn s' dot schaten is, mutt s' uk je aftrocken ward'n.'

Treckt de Kô af un will mit 't Fell to Mark. [8])

Kümmt dör so 'n lütt Holt, un dar, in 'n Barg, [9]) sünd de Spitzbôw bi un tell't [10]) Geld.

Krich' 'e sik dat Fell ǫwern Kopp, dat de Hôrn grą' vǫr stąt, un dat up ęr los'.

Do mênt se, dat de Dôwel dat is. Ląt all' ęr Geld in Stick un lopt wech.

Hans smitt 't Fell an d' Sit [11]) un rąkt sik all' dat Geld in. Un darmit to Hus.

As he in 'n Huf' kam'n deit, sech' 'e to sin Fru, de hett Grêt hêten: 'Grêt, gą mal hen na 'n Herrn, wat Hans dat Spint man 'n bęten hebb'n schall. Wenn hê frągt, wa' 'k [12]) męten [13]) will, denn sech man: 'Geld, wat Hans vör 't Fell bǫrt [14]) hett.'

'Grêt, du büß tüderi,' [15]) secht de Herr. 'So vęl hett 'e doch ne kręgen, dat hê 't męten kann.'

De Herr smęrt Sirup int Spint, dat he dat sên kann, wat dar in weß is.

Hans mitt dat: hett 'e sǫben Spint.

Do bring't se dat Spint je wa' hen.

'Na, Grêt, wo vęl Spint hett 'e hatt?'

'Sǫben, uns' Herr.'

'O Grêt, dat kann doch wul ne angąn.'

'Wenn de Herr dat ne löb'n [16]) will, kann 'e mitkam'n un kann tôsên.'

De Herr, de geit mit un sücht tô. Un męt: [17]) hett 'e gôt söben Spint.

'Ei, Dôwel, Hans, wenn 'k so vęl vör ên Fell krigen kann, wi' 'k [18]) all' min Kôg dot schêten.'

De Herr lett de Kôg up 'n Dutt [19]) jagen un schütt s' all' dot.

Do lett hê s' aftrecken, un do mit de Fell'n to Stadt.

Dar föllert [20]) hê êrs hêl [21]) vęl Tunn's Geld vö' sin Fell'n.

Se lacht em je all' wat ut.

Toletz lett 'e so wid af bet up ên Spint: dat mutt 'e doch hebb'n.

Kamt s' mit de Pitsch [22]) achter em und jągt em ut de Stadt.

Geit 'e wa' na Hans.

‚Nę, Hans, heß mi doch gąr to dull anfö̂rt.'

‚Wo denn,' [23]) uns' Herr?'

‚Ja, nu he' 'k [24]) all' min Kȫg dot schaten, un nu kann 'k niks vö' de Fell'n krigen.'

Jk heff je doch sȫben Spint kręgen. Hett de Herr je sülb'n sên.'

‚Dat heff ik wul.'

Do schall 'e kên Fürholt mêr hebb'n.

Kąkt [25]) Grêt ên'n Dach Grütt un hett ontli [26]) Für ünner. Un do is se so wid, de Grütt, dat se dick ward'n will un dat se ontli prüddelt. [27])

Secht Hans to Grêt: ‚Grêt, de Herr de kümmt. Nimm gau den Grąpen un stell' 'n int Vörschur [28]) un rö̆g [29]) ümmerlos.'

Kümmt de Herr je heran.

‚Grêt, wat heß dąr?'

‚Kąkt [30]) Grütt, uns' Herr.'

‚Heß je gąr kên Für ünner.'

‚Schall uk je kên Fürholt hebb'n. Denn mu' 'k [31]) mi je 'n Grapen hol'n, de vun sülb'n kąkt, ąn'n [32]) Für.'

‚Ei, Dȫwẹl, Hans, den Grapen lat mi krigen.'

‚Dat kann 'k je ne. Heff je kên Fürholt. Wo scha' 'k [33]) denn wat ęten gąr krigen?'

‚De Knech'n schüllt fö̂rts [34]) bi un schüllt di so vęl Holt ranfö̂rn, dat du sechs, du heß nog. Un dar gęw ik di hunnert Daler tô. Denn ląt mi den Grapen krigen.'

‚Ją,' secht Hans.

De Herr, de kricht den Grapen, un Hans kricht de hunnert Daler.

Do kricht de Herr dąr Grütt un Melk in un sett 'n int Vörschur. Un kricht dar 'n Fru in Dachlon bi to rögen. De rögt drê Dąg. Awer de Grąp kąkt ne un ward uk ne kaken. [35])

Geit 'e wa' na Hans, de Herr.

‚Nę, Hans, nu heß mi doch gąr to dull anfö̂rt.'

‚Wo denn, uns' Herr?'

‚Jk heff di den Grapen so dür betal't, un nu will 'e ne kaken ward'n.'

‚Hett je doch bi mi kąkt. Hett de Herr je sülb'n sên.'

‚Dat heff ik wul.'

Secht Hans ên'n Dach to Grêt: ‚Grêt, ik will mi up 'n Bett legg'n, un denn muß du mi kleden, [36]) un denn na 'n Herrn gąn un wen'n un klagen: „Och Gott, uns' Herr, Hans is dot!" Un denn wi' 'k [18]) 'n Pip an 'e Wand hen häng'n, dar pußt du mi Wind mit in 'n Hals: denn lęw ik wa' up.' *)

Grêt kle't em. Un do na 'n Herrn hen un wen't un klągt: ‚Och Gott, uns' Herr, Hans is dot. Wenn de Herr dat ne löb'n [16]) will, kann 'e mitkam'n un kann tôsên.'

De Herr, de geit mit un befö̂lt em. ‚Ją, Grêt, dot is 'e. Dat 's gewiß.'

‚Ei,' secht Grêt, ‚hier häng't 'n Pip. **) Wüllt doch mal sên, wenn wi em 'n bęten Wind in 'n Hals pußt, wat hê denn ne wa' uplęwt.'

Se kricht de Pip hęr un pußt em Wind in 'n Hals. ***)

---

*) Erzählt wurde so: ‚Un denn wi' 'k twee Pipen an 'e Wand hen häng'n, een to 'n Kopp un een to 'n Fööten. Un denn pußt du mi mit de een Wind in 'n Hals un denn mit de anner Wind in 'n N...; denn lęw ik wa' up.'

**) ‚Ei,' secht Greet, ‚hier häng't 'n par Pip'n.'

***) Se kricht een Pip hęr un pußt em Wind in 'n Hals. Hans schubbt [40]) sik. ‚Dat kann goot ward'n,' secht Greet. Se kricht de anner Pip hęr un pußt em Wind in 'n N.

Do spring't Hans up, un do lẹwt hê weller.

‚Ei, Dôwel, Hans, dê Pip †) lạt mi krigen.'

‚Nẹ,' secht Hans, ‚wenn 'k denn dot blib'n dô, kann 'k je gar ne wa' uplẹb'n.'

‚Ja, denn len' [37]) ik di ẹr. Jk will di ẹr gôt betal'n. Jk will di dar twêhunnert Daler vö' gẹben. Un wenn ên vun ju dotblifft, denn wi' 'k ju ẹr len'n.' ††)

‚Jạ,' secht Hans.

De Herr kricht de Pip †), un Hans kricht twêhunnert Daler.

Do stift de Herr 'n grot Gaßbott [38]) an un lạ't all' dartô in, wat rund bi em üm wạnt.

As se wat ẹten hebbt, do secht he, se schüllt sik all' an 'e Sit setten, all' rund in 'n Sạl herüm.

Do hạlt he 'n Disch herin un sett den' in 'e Midd' [39]) in 'n Sạl hen, hạlt de Äx herin un sett dê darbi hen, hạlt sin Fru herin un lecht ẹr up 'n Disch, sleit ẹr mit de Äx vör 'n Kopp — dot is s'.

Do kricht he de Pip hẹr un pußt. Helpt awer niks. †††)

De darbi herüm sitt, mạkt sik all' in 'e Gauikeit [41]) wech un mênt all', dat ẹr dat uk so gạn schall.

Hê wa' na Hans. ‚Nẹ, Hans, nu heß mi doch gar to dull anfôrt.'

‚Wo denn, uns' Herr?'

‚Ja, nu he' 'k min Fru dot slagen, un nu kann 'k dar kên Lẹb'n wa' in krigen.'

‚Jk bün je doch wa' uplẹwt. Hett de Herr je sülb'n sên.'

‚Dat heff ik wul.'

Do schafft Hans un Grêt sik Pêr un Wạgg an, fôrt vör 'n Herrn sin Dọ̈r —

‚Ei, Dôwel, Hans, wo heß dat schön Fôrwark hẹr?'

‚Ut 't Water, uns' Herr.'

‚Sünd dar noch mêr?'

‚Jạ. Wenn de Herr uk so 'n hebb'n will, kann 'e man hẹrkam'n.

De Herr sticht bi ẹr up, un do fôrt se ọ̈wer so 'n groten Mọ̈lndamm.

‚Sü,' secht Hans, ‚dạr steit al so 'n.'

De Herr spring't vun 'n Wagen af, pledôz [42]) herin, un versüppt.

Do fôrt Hans un Grêt na 'n Hoff hen un nẹmt den Hoff.

Un do gêben se noch mạl vun frischen wa' Köß. [43]) Dar wêr'n so vẹl Muskanten, Mars [44]) Klinker, Mars Kloth un Mars Vêrbên [45]) ut de Achterhôrn. [46]) Un den' sin Grotvaders Grotvader spẹl [47]) up 'n Dudelsack. Dar stünn' 'n witt'n [22]) Löb'n [48]) vö' de Dọ̈r, de harr 'n swart — 'n Stêrt. [49]) Un de 't ne löb'n [16]) will, kann man henggn un tôsen.

Un wenn s' ne uphol'n sünd [51]) vun 'n Danß'n, denn danßt se dar noch.

Nach Frau Schulz in Langenhagen. *)

---

†) de Pipen.

††) ‚Jk will di vör 't Stück hunnert Daler gẹben. Un wenn een vun ju dotblifft, wi' 'k ju de Pipen len'n.'

†††) Do kricht he de Pipen hẹr un pußt. Een'n Wind in 'n Hals un een'n Wind in 'n N. Helpt awer niks.

*) Frau Ernestine Schulz, geb. 1829 in Karlshof, zur Schule gegangen in Hansühn, gedient auf Einhaus, verheiratet 1851 mit dem Arbeitsmann Schulz in Langenhagen, lebt jetzt bei ihrem Schwiegersohn in L.

Die beiden Geschichten, die sie mir vor zwei Jahren erzählt hat — die zweite ‚Jochen Hinnerk, min Sön' läßt sich leider nicht vollständig mitteilen —, will sie von ihrem Vater, dem Arbeitsmann Becker, gehört haben.

Die Erzählerin erfreut sich trotz ihrer 73 Jahre einer solchen Rüstigkeit und Lebenslust, daß sie bei gegebener Gelegenheit noch heute mit Gefühl ihren flotten Walzer tanzt.

Anmerkungen: [1]) Drescher. [2]) frei Häusung (Wohnung) und (frei) Feurung und (für) eine Kuh frei Futter und Weide. [3]) erzürnt. [4]) Ordre, Bescheid. [5]) Da bleibt es bei, d. h. daß er es sagt; er holt die Kuh nicht. [6]) st. mutt he se je. [7]) abziehen, abhäuten. [8]) Markt. [9]) so viel wie ‚in 'n Anbarg,' am Abhang des Berges. [10]) zählen. [11]) st. an de Sit, beiseite. [12]) wat ik. [13]) messen. [14]) eingenommen; ‚Geld bör'n' ist der eigentliche Ausdruck. [15]) du bist nicht bei Trost; tüdern = zaudern; tüderi(g) ist der Ungeschickte, der Langsame, der mit nichts fertig werden kann, dann auch, wie hier, der Schwachsinnige. [16]) st. glöb'n. [17]) und (sie) messen. [18]) st. will ik. [19]) auf den Haufen, zusammen. [20]) fordert. [21]) eigtl. ‚heil,' ganz, sehr. [22]) mit hellem i. [23]) wie denn, inwiefern? [24]) st. heff ik. [25]) (da) kocht. [26]) ordentlich(es). [27]) brodelt. [28]) Vorschauer, bei alten Gebäuden der nach vorn offene, überdachte Raum, der von ‚de grot Dęl' und den beiden vorspringenden Seitenflügeln des Hauses eingeschlossen wird. [29]) rühre. [30]) gekochte. [31]) st. mutt ik. [32]) ohne. [33]) st. schall ik. [34]) sofort. [35]) fängt auch nicht an zu kochen. [36]) der eigentliche Ausdruck vom ‚Kleiden' der Toten. [37]) lenen: leihen. [38]) Gastgebot, Gastmahl; das o wird mehr wie kurzes u gesprochen. [39]) sprich ‚Mirr.' [40]) ‚sik schubben' bezeichnet die Bewegung, die z. B. der macht, der Ungeziefer hat. [41]) gau: eilends; das davon nach der Analogie von ‚Schnelligkeit' gebildete Subst. Gaui(g)keit meine ich auch sonst schon gehört zu haben. [42]) perdauz. [43]) der alte plattd. Ausdruck für Hochzeit. [44]) Marcus. [45]) Vierbein. [46]) Hinterecke. [47]) spielte. [48]) da stand ein weißer Löwe. [49]) Schwanz; erzählt wurde: ‚'n swart ... lock.' [50]) nur. [51]) aufgehalten sind: aufgehört haben.

Mitteilungen.

1. **Brut- und Winbarg.** „Der vorgeschichtliche Mensch" von W. Baer schreibt: „Das Volk giebt bei uns diesen uralten Steindenkmalen (den Hünengräbern) allerlei absonderliche Namen, wozu die Form, ein vermeintlicher Zweck oder irgend eine Sage den Anlaß gegeben haben. So werden z. B. die eigentlichen Hünengräber auch Hünenkeller, Hünentritte, Hünenberge, Riesenkeller, Zwerg- oder Quarp (Quark) berge, Teufelsbetten, Teufelsaltäre, Teufelskanzeln, Teufelsküchen, Steinöfen, Karlssteine, Schluppsteine oder Weinberge genannt. Für die Hünenbetten hat man ebenso dergleichen Namen, wie: Hünenburg, Hünenkirchhof, Teufelsberg, Bültenbett (Hügelbett), Dannsen- oder Danzelstein oder -berg, weil das Volk glaubt, daß darauf überirdische Wesen ihre Tänze halten, Steintanz, Sonnenstein, Wolfstein, Steinkirche. Einzeln stehende Steine oder Gruppen heißen auch wohl Braut, Bräutigam, Brautsteine, Brutkampe, Brutkoppeln, Briddehange. Es geht nämlich die Sage unter dem Volke, daß, wenn vormals die Ehen bei ihnen geschlossen wurden, sich stets ein Tanz daran schloß, und daß diese Steinreihen die plötzlich versteinerte Tanzgesellschaft einer Hochzeit seien." — Von diesen Namen für alte Begräbnisstätten kommen bei uns oft vor Brut- und Winbarg. Bei Bordesholm liegt eine Koppel, Brautberg oder Brautkoppel genannt, in deren Boden man vor einigen Jahren viele Urnen gefunden hat. Bei Schleswig ist ein Brautsee, beim Hofe Seekamp im Gute Klausdorf ist eine Brautkoppel, ein Bruthy (Brauthügel) bei Eggebek. Der Name Weinberg kommt vor bei Oldenburg, Preetz, Elmschenhagen, Ratzeburg. Wie sind die Namen Brut und Win in diesen Zusammensetzungen zu deuten? In „Der vorgeschichtliche Mensch" heißt es, daß Wein nicht mit „weinen" zusammenhängt. Den Weinberg bei Oldenburg hat man als Wendenberg zu erklären versucht. In den Personennamen Winfried, Ortwin, Edwin, Alwin hat win die Bedeutung Freund. Auf dem Runenstein im Schloßpark zu Luisenlund lautet die Inschrift: „Asfrid machte dieses Denkmal nach Sigtrygg, ihrem Sohne, auf dem vi des Knuba." Im Kieler Altertumsmuseum befindet sich ein Runenstein, welcher als Inschrift die Worte trägt: „Vi-Asfred, Tochter Odinkars, machte dies Grabmal Sigtrygg, dem Könige, ihrem und Knubas Sohne." In beiden Inschriften findet sich das Wort vi, was als Weihegrab oder geweihte Grabstätte gedeutet wird. Wenn nun der Name Winbarg als Bezeichnung einer vor-

---

Dabei besitzt sie ein Temperament, wie es mir bei einer Siebzigerin noch nicht vorgekommen ist. Dies Temperament zeigte sich auch in der Art, wie sie erzählte. So kurz und knapp, so schlank und gewandt, mit einer solchen geradezu dramatischen Lebendigkeit und in so übermütiger Laune ist mir von niemand sonst erzählt worden, so daß die hier mitgeteilte Geschichte hinsichtlich des Stils und des Tons ganz einzig in ihrer Art ist.

Inhaltlich ist das Märchen den Lesern der ‚Heimat' im wesentlichen bereits bekannt, in der Fassung, in der es mir von Frau Schlör in Griebel erzählt worden ist (Nr. 12. Novbr. 1900). Vor dieser Griebelschen Fassung hat jedoch die hier mitgeteilte inhaltlich das voraus, daß sie vollständiger ist, und daß sie die Streiche, die Hans seinem Herrn spielt, motiviert.

geschichtlichen Grabstätte sich findet, entsteht die Frage, ob das altnordische vi der Runenschrift sich hat zu win und Wein umbilden können. Daß Braut und Brut mit unsern jetzt gebräuchlichen Wörtern im Zusammenhang stehen können, ist unwahrscheinlich. Im Althochdeutschen findet sich ein Sprachstamm bruti, welcher „bewahrt" bedeutet. Ob dieser Sinn in Brutberg vorhanden ist?

Ellerbek. J. Eckmann.

2. **Der Brutkamp bei Albersdorf und der Ofenstein bei Arkebek** (vgl. Jahrgang 11 der „Heimat" S. 205 ff.) Was den Namen Brutkamp betrifft, so ist derselbe garnicht so schwer zu erklären. Im alten Schleswiger Stadtrecht kommt das Wort Brutbank vor, das in einer Glosse mit locus Judicis (Ort, wo Gerichtsversammlungen abgehalten werden, Gerichtsversammlungslokal) übersetzt wird. (Vgl. Dahlmann zum Neocorus I 560.) Und damit ist ein Fingerzeig zur rechten Deutung gegeben. Dazu kommt, daß in keltischen und zwar in kymrischen (wälischen) Mundarten brawd, braut, bryd, breuth, breûd, breût Gericht, Rechtshandel bedeutet. Der Brutkamp ist also offenbar der Gerichtskamp. Alle Namen mit Brut, wie der Brutdanz bei Jevenstedt, Bridfearjoger auf Sylt, die Brutkoppel bei Seekamp (s. „Am Urdsbrunnen III S. 28. 29), Bruthörn bei Erfde u. a. deuten ganz entschieden auf alte Gerichtsplätze. Ausgeschlossen ist indessen keineswegs, daß solche Plätze nicht auch zugleich Opferplätze waren.

Aufgefallen ist mir, daß der Verfasser den Stein auf dem Brutkamp von Menschen im Riesenwohld, von unsern Vorfahren, dahin werfen läßt. Nach der Sage ist der Stein von einem Riesen dahin geschleudert, als die Albersdorfer Kirchenglocken zum ersten Male läuteten. (Über Stein werfende Riesen vgl. auch Müllenhoffs Sagen.)

Nicht weit von dem Brutkamp und zwar zwischen Schrum und Arkebek befand sich früher ein ähnliches gewaltiges Denkmal, Ofenstein genannt. (In Bolten findet sich davon eine Abbildung.) Nach demselben (I 249) war der Wall von Ost nach West 98 Fuß lang und 25 Fuß breit. Alle 4 Seiten waren mit Steinen besetzt, und wo diese nicht bis zur Höhe des Erdwalls hinaufreichten, war Stein auf Stein gesetzt, so daß jede Seite aussah wie ein großartiger Erdwall. 26 Fuß vom Ostende befand sich ein Altar, dessen Deckstein auf 5 großen aufgerichteten Steinen ruhte. Unter demselben war eine Höhle (bei Neocorus dönske genannt), weshalb das Volk diesen Bau auch „Abensteen" nennt. Der Deckstein war zu Boltens Zeit noch 10 Fuß lang, 10 Fuß breit und 3 Fuß dick, obgleich schon damals ein Stück abgesprengt war. Etwa 100 Schritt von diesem Altar nach Westen stand ein eben solcher Altar und 200 Schritt hiervon gleichfalls im Westen ein dritter; beide waren aber kleiner. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war noch der große Altar vorhanden, und es ruhte der Deckstein nur noch auf 3 Pfeilern. 1820 ward dieser Steinofen zerstört. Der Deckstein ward als Läuferstein für die Nissensche Ölmühle in Heide bearbeitet, und die anderen Steine sind nach und nach von den Steinhauern gespalten. 1832 hatte das Ganze seine jetzige Gestalt.

In dem Gangbau auf dem Brutkamp, heißt es, wohnten die Unterirdischen. Jeder, der vorbeiging, mußte wenigstens das erste Mal etwas zurücklassen, wenn auch nur ein Bändchen. Jeder, der einen Sechsling in der Höhle opferte, fand, wenn er eine Strecke vorwärts gegangen, immer ein kleines Brot. (Neocorus I 262.) In der Höhle des großen Altars bei Schrum lag stets ein Besen, und wer damit des Morgens zuerst dieselbe reinfegte, fand einen Sechsling; denn auch hier wohnten die Unterirdischen.

Darenwurth. Heinr. Carstens.

3. **Der Name Brutkamp.** Carstens hat meiner Meinung nach Recht mit seiner Deutung von „Brutkamp." Die betreffende Stelle im Schleswiger Stadtrecht lautet: „Neyne tuchnisse synd in der stad ane dingtughe (Dingzeugen), brutbenke unde dat vor deme raede schut unde wynkop, de nicht synt myn dan twee lude; wedder desse tuchnisse wart dat lantrecht nicht ghebroken." Dazu kommt, daß Bank im Mittelalter sehr häufig ohne weiteres Gerichtsbank bedeutet (vgl. die Redensart „bynnen ver benken," oder das noch heute gebräuchliche „durch die Bank"; ferner: Men mot noch alle schepen stedigen mit ordelen und sweren laten to der bank; — de bank spannen na Kryges recht (Kriegsgericht halten) usw.) Damit ist die Etymologie von „brut" allerdings noch nicht ohne weiteres gegeben. Es scheint aber doch im Mittelniederdeutschen ein Wort brut = Gericht gegeben zu haben. Dasselbe ohne weiteres aus dem Keltischen abzuleiten, ist aber nicht angängig; denn erstens hat man kaum die Spur eines Beweises dafür, daß die Kelten hier in Holstein jemals gesessen haben, und wäre dies der Fall gewesen, so läge diese Zeit vor Cäsar. Daß Orts- und Flurnamen in dieser fremden, unverstandenen Sprache — zumal in der Zusammensetzung mit einem deutschen Worte, in diesem Falle also mit Kamp — sich bis auf unsere Zeit in Holstein hätten erhalten sollen, halte ich für ganz ausgeschlossen. Der Wehrberg bei Preetz hieß z. B. im 13. Jahrhundert noch Etzegor (gora = Berg). Aber wie bald ist dieser wendische Name vollständig untergegangen! Wenn das keltische brawd und ein ev. mnd. brut in der Form und Bedeutung übereinstimmen, so ist das nicht anders wie mit

dem lat. pater, griech. πατήρ, persisch pitar, deutsch Vater usw. Weiter ist zu bemerken, daß man nicht alle mit „brut" zusammengesetzten Namen über einen Kamm scheren darf. Einige sind doch sicher mit brut = Braut in Verbindung zu bringen (Brutdanz bei Jevenstedt). Im Holländischen verstand man unter bruid auch wohl ein gefallenes Mädchen, besonders in der Zusammensetzung mit vuile. Man könnte danach fast in Versuchung kommen, an das Lebendigbegraben solcher Wesen zu denken; indessen ist das angesichts von „brutbank" doch kaum anzunehmen.

Kiel. Dr. A. Gloy.

4. **Die Zwergtrappe.** In Nr. 2 der „Heimat" fand ich eine Notiz über die Zwergtrappe, die mich sehr interessierte, zumal auch ich im vorigen Jahre, Ausgang Juni, eine weibliche Zwergtrappe erlegt habe. Die Trappe hatte sich etwa 14 Tage auf den Serradella- und Spargelfeldern dicht am Strande aufgehalten und sich von den betreffenden Pflanzen genährt. Was mich aber hauptsächlich bei obiger Notiz wunderte, war die geringe Größe der Trappe, die mit einem kleinen Haushuhn verglichen wurde, während die von mir erlegte die Größe einer Gans hatte und 9 Pfund schwer war. Wenn also besagte Notiz, woran ich freilich nicht zweifle, richtig ist, so dürfte es sich jedenfalls um ein junges, keineswegs aber um ein ausgewachsenes Exemplar handeln. Da nun aus dem letzten Jahre zwei Beobachtungen dieses so seltenen Vogels vorliegen, so liegt wohl die Vermutung nahe, daß sich noch mehr nach Norden verflogen haben, und bitte ich die Leser der „Heimat," etwaige Beobachtungen darüber hier oder mir brieflich mitteilen zu wollen.

Uterfum, Insel Föhr. Philippsen.



Bücherschau.

1. **Chronik des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen.** Von Magnus Voß. Verlag von Friedrich Petersen, Husum. Preis 2 Mk. Der durch seine Beiträge zur Heimatsgeschichte vorteilhaft bekannte Verfasser hat in diesem seinem neuesten Werke die Frucht jahrelanger Arbeiten und Studien niedergelegt. Das Gasthaus zum Ritter St. Jürgen in Husum ist eine wohlthätige Stiftung, die alten unbemittelten Husumer Bürgern und Bürgerinnen ein Asyl für ihre letzten Lebensjahre bietet. Bekanntlich bildet es auch den Schauplatz einer der schönsten Stormschen Novellen, „In Sankt Jürgen." Seine Geschichte reicht bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Der Verfasser hat das Material zu seinem Werke größtenteils aus dem Gasthaus- und Kirchenarchiv geschöpft, aber auch sonst alles durchforscht, was irgendwie eine Ausbeute für seine Arbeit erwarten ließ. Auch der älteren Geschichte Husums, der großen Flut von 1634, den Kriegsleiden der Stadt im dreißigjährigen und im schwedisch-dänischen Kriege sind besondere Kapitel gewidmet. Von größtem Interesse sind die längeren Ausführungen über Hans Brüggemann, den Schöpfer des schleswigschen Altars, der seine Meisterjahre in Husum verlebte und im Gasthause zum Ritter St. Jürgen verstorben ist, und den Husumer Meister der Frührenaissance Johann von Gronningen. Ebenfalls finden sich zahlreiche hochinteressante Mitteilungen über das Leben und Treiben der Gasthausinsassen. Die Darstellung ist klar und lebendig. Viele gut ausgeführte Illustrationen, größtenteils nach bisher verschollenen oder schwer zugänglichen Originalen angefertigt, bilden wertvolle Zugaben zum Text. Es sind u. a. abgebildet: Der Sankt Jürgen aus der alten Husumer Marienkirche, der sich jetzt im nordischen Museum in Kopenhagen befindet und allgemein als Brüggemannsche Arbeit angesehen wird, der einzige, im Königlichen Münzkabinett in Berlin befindliche Husumer Thaler (aus dem Jahre 1532), verschiedene zum Teil künstlerisch wertvolle Siegel (vielleicht Arbeiten Brüggemanns), die Gasthauskanzel, die Mildstedter Kanzel, Orgelverzierungen aus der alten Marienkirche, sämtlich von Johann von Gronningen herrührend, usw. Allen Freunden der Heimatskunde kann das Werk angelegentlichst empfohlen werden. Druck und Papier sind tadellos.

Husum. A. Johannsen.

2. **Richard Andree. Braunschweiger Volkskunde.** 2. Aufl. Braunschweig 1901. (7,00 *M.*) Eine zweite Auflage, reichlich mit farbigen Tafeln und guten Bildern ausgestattet, ist von diesem Werke erschienen, welches man geradezu als das Vorbild einer guten Volkskunde bezeichnet hat. Jeder Einwohner unserer engeren Heimat wird dies Buch mit Genuß lesen, bietet sich doch in jedem Abschnitt Gelegenheit zu nutzbringenden Vergleichen mit dem Volksleben unserer Provinz. Wir wollen zur Orientierung die Inhaltsübersicht wiedergeben: Geographischer Abriß; Vorgeschichte, Frühgeschichte; Anthropologie der Braunschweiger; die niederdeutsche Sprache derselben; die Ortsnamen; die Flurnamen und Forstorte; Siedelungen und Volksdichtigkeit; die Dörfer und Häuser; der Bauer, die Hirten, das Gesinde; der Flachs und die Spinnstube; Gerät in Hof und Haus; Bauernkleidung und Schmuck; Ge-

burt, Hochzeit und Tod; das Jahr und die Feste; Geisterwelt und mythische Erscheinungen; Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin; Volksdichtung und Spiele; die Spuren der Wenden. J.

3. **Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause.** Nach mecklenburgischen Volksüberlieferungen zusammengestellt von Richard Wossidlo. Wismar 1901. (1 M.) In dramatischer Form wird geschildert, wie eine Bauernfamilie nach alter Weise einen der langen Winterabende sich durch Erzählen von Sagen, Gesang alter Lieder, Aufgeben von Rätseln und dergl. verkürzt. Die Melodieen der Lieder und Tänze sind beigefügt, auch einige Tafeln, welche die Volkstrachten und einzelne Szenen zeigen. J.

4. **Lekstugan, Beskrifning öfver gamla svenska Folkdansar.** Stockholm. (Hirsch Förlag). 0,85 Kronen. **Lekstugan, gamla svenska folkdansar för Piano.** 2,00 Kronen. Diese beiden von den „Freunden schwedischer Volkstänze" herausgegebenen Sammlungen enthalten die Beschreibung und die Melodieen alter Bauerntänze. Man sucht diese der Vergessenheit zu entreißen und die Erinnerung an dieselben durch gelegentliche Aufführung aufzufrischen. Auch in Dänemark wird fleißig gesammelt und mit großem Beifall hat man im Tivoli in Kopenhagen im vorigen Sommer dem Publikum alte Bauerntänze vorgeführt. Wenn wir so sehen, wie man in Braunschweig, Mecklenburg und dem Norden bemüht ist, die alten Volkssitten durch Aufzeichnung zu retten, sollte es uns eine Mahnung sein, ebenfalls zu sammeln, so lange die alten Gebräuche noch vorhanden sind. J.

5. **Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** (Vereinsbeitrag 6,00 M.) Bd. 31. Kiel 1901. 1. v. Hedemann. Beiträge zur älteren Geschichte des Hauses Holstein-Sonderburg. 2. Kock. Zur Geschichte der Leibeigenschaft, Nachrichten aus den Gütern Saxtorf, Damp und Hohenstein 1716—67. 3. Dr. Hille. Die Ansprüche der Stadt Kiel an den Kieler Hafen. 4. Dr. Detleffen. Ein Beitrag zur Geschichte des Bettels. 5. Dr. Traeger. Das Erdbuch der Hallig Hooge. — Kleinere Mitteilungen: Kinder. Plöner Spitzenklöppelei. — Bibliothek eines Wundarztes im 17. Jahrhundert. — Plöner Handels- und Geldgeschäfte im 17. Jahrhundert. — Spiering. Kurze Erzählung der Einnahme der Insel Helgoland 1807. — Hansen. Nachtrag zur Geschichte der Holsteinischen Familie von Saldern. — Dr. Müsebeck. Die Belehnung Wilsters mit dem Stadtrecht und dem lübischen Recht. — Zum Gebrauch des Wortes: „Sonderjylland." — Litteraturbericht für 1900/01 von Dr. v. Fischer-Benzon. — Nachrichten über die Gesellschaft und Matrikel 1901

6. **Quellensammlung der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Bd. 5. Kiel 1901. Inhalt: Johannes Petreus († 1603) Schriften über Nordstrand. Nach den besten Handschriften herausgegeben von Prof. Dr. Reimer Hansen, Oberlehrer in Oldesloe. 1. Einleitung. Nordstrander Chronisten bis zum Jahre 1634. 2. Petreus' Annales. 3. Petreus' Beschreibung von Nordstrand. 4. Anhänge: Urkunde 1509. Zwei Gedichte von Leve Johansen und Mumme Harrsen. 5. Register und Wörterverzeichnis.

7. **Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte.** Bd. 2. Heft 1. Kiel 1901. (Mitgliederbeitrag 3,00 M.) Dr. Bangert. Das älteste Oldesloer Kirchenbuch. — Biernatzki. Die Meister des Gottorfer Fürstenstuhls. — C. Rolfs und C. Michelsen. Harmsiana. — F. Witt. Schreiben des Pastors Möller zu Tolk (1555). — Uebertritt Conrad Schiller's in Boren zur lutherischen Kirche. — Ungedruckte Urkunden aus dem Lütjenburger Stadtarchiv. — Bd. 2. Heft 2. Kiel 1901. Dr. v. Schubert. Ansgar und die Anfänge der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte. — Dr. Hansen. Wiedertäufer in Eiderstedt. — Dr. Jacobi. Zur Geschichte des Pietismus in Schleswig-Holstein. — Nachrichten aus dem Vereinsleben.

8. **Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.** 14. Heft. Kiel 1901. (Mitgliederbeitrag 6,00 M.) Inhalt: F. Knoor. Klappstühle aus Gräbern der Bronzezeit. — J. Mestorf. Danewerk und Haithabu. — Dr. L. Petersen. Nachruf für Dr. Wilhelm Splieth. — Jahresbericht.

9 u. 10. In dem Verlage von Otto Maier, Ravensberg, sind kürzlich 2 treffliche Werke erschienen, die dazu berufen sind, Sinn für die Dinge der Natur zu wecken und das Verständnis für die Erscheinungen der uns umgebenden lebenden und leblosen Dinge zu fördern:

„Der Wald." Für Freunde der Natur, sowie für die reifere Jugend zum Gebrauch in Haus und Schule dargestellt von Ed. Feldtmann, Hamburg. Mit vielen Illustrationen und Vollbildern, 326 S.; 8°. Eleg. brosch. 4,80 M. Verfasser ist Lehrer in Hamburg und Mitglied unseres Vereins. Er beabsichtigt, unter dem Titel: „Charakterbilder aus der heimischen Tier- und Pflanzenwelt" an der Hand eingehender Schilderungen die Beziehungen der Lebewesen zu einander zu zeigen und ein Verständnis ihrer Lebensvorgänge zu erwecken. Vorliegendes Buch „Der Wald" eröffnet die Reihe der Lebensgemeinschaften und wird in der Gegenwart ein um so dankbareres Lesepublikum finden, als die Schule bemüht ist, im Naturgeschichtsunterricht ein Verständnis für das Leben und Weben in der Natur

anzubahnen. Der Lehrer wird anregenden Lehrstoff und in einem der letzten Kapitel treffliche Winke für die Anleitung seiner Schüler zum Beobachten und Sammeln aus dem reich illustrierten Werke schöpfen; ihm sei es in erster Linie empfohlen. In der Hand der Schüler könnte das Buch, als Bibliotheksbuch der Schule entliehen, viel Anregung geben, wenn nicht leider die Erfahrung lehrte, daß unsere Schüler mit seltenen Ausnahmen nur ungern zu diesen Büchern greifen. Aber es giebt ja manches deutsche Haus, wo der Vater bestrebt ist, mit seinen Kindern die schöne Gottesnatur an Sonn- und Feiertagen aufzusuchen, die Natur in ihrer Werkstatt am Webstuhl des Lebens zu belauschen: ihm sei es als Führer besonders empfohlen. Offen gestanden, es möchte ihm besser helfen, als das in seiner Art vorzügliche Buch von Kraepelin (Hamburg): „Naturstudien in Wald und Feld"; denn wenn er in seinen Kindern nicht so willige Beobachter und schlagfertige Antwortgeber findet, wie Dr. Erhardt in seinen Söhnen Fritz, Kurt und Hans, möchte er gar zu schnell die Flinte ins Korn werfen, weil — er eben nicht Dr. Erhardt ist. — Inhalt: I. Der Wald im Wechsel der Jahreszeiten. II. Der Wald als Teil der Natur und seine Bedeutung für den Menschen. III. Kurze Übersicht über die wichtigsten Pflanzenorgane und deren Thätigkeit. IV. Die Laubbäume. V. Die Nadelbäume. VI. Das Unterholz. VII. Der Waldboden. VIII. Pflanzenfressende Tiere. IX. Große und kleine Räuber. X. Waldpolizei. XI. Blütenkalender. XII. Anleitung zum Beobachten und Sammeln. XIII. Erklärung der lateinischen und der wichtigsten deutschen Namen. XIV. Erklärung der botanischen Fachausdrücke. Tiere und Pflanzen nach der Verwandtschaft geordnet. Inhaltsverzeichnis. — Beispiel: 1. Die Schwarzerle (Alnus glutinosa). Verfasser bringt die Bedeutung des „Gespensterbaumes" zur deutschen Volkssage in Beziehung zu dem düstern Aussehen (Name!), behandelt den Winterschutz der im Herbst angelegten Blütenstände, die Windbefruchtung, die Knöllchen an der Wurzel, hervorgerufen durch einen Pilz aus der Gattung Frankia, die Arten der Erlen und ihre Standorte, die Verwendung des Holzes, die Feinde (der Erlenblatt- und Erlenrüsselkäfer). 3 Illustrationen: Blütenstände, der Erlenblattkäfer in seinen Entwicklungsstadien, der Erlenrüsselkäfer. — Bringt das Buch auch keine Originalabbildungen; was schadet's! Von Zeit zu Zeit sieht man die „Alten" gern. Dem Verfasser wünsche ich für die Fortsetzung seiner „Charakterbilder" guten Erfolg.

„Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde nebst vorausgeschickter Einführung in die Geologie" von Dr. Th. Engel. (Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 346 S.; 8°. 5 M.) Zum Lehrer gesellt sich hier der Pfarrer als Führer in das Reich des Unorganischen; damit ist an sich schon die Gewähr dafür geboten, daß diese populäre Petrographie nicht in das Fahrwasser jener wissenschaftlichen Fachwerke steuert, die in Form und Sprache so abgefaßt sind, daß man es den Laien kaum verdenken kann, wenn sie vor solcher Gelehrsamkeit das Kreuz machen. Zum Bestimmen der Gesteinsarten kann das Werk nicht dienen, will es auch nicht in Anbetracht der Schwierigkeiten, welche hier zu überwinden sind. Einzig und allein Mustersammlungen lehren uns Laien die Steine kennen. Hier und da vermögen die farbigen Tafeln, welche einen gesunden Fortschritt in der Technik der Gesteins-Illustrationen bezeugen, auf die Spur zu bringen, wenn auch nur in bescheidenen Grenzen. Als Nachschlage- und Lesebuch wird das auch sonst reich illustrierte Buch dazu berufen sein, das namentlich in unserer Provinz so rar hervortretende Interesse für die Gesteine, die in zahlreichen Arten von jedem Chausseehaufen gelesen werden können, zu wecken und zu beleben. „Glückauf!" Barfod.

11. **Dr. Meyns schlesw.-holst. Hauskalender für 1902.** Verlag von Lühr u. Dirks in Garding. Inhalt: Das Glück von Paul Trede. Der Wewelsflether Tell von v. Osten. Maizauber von Heinrich Zeise. Unsere Alten mit dem Bildnis von J. Edert, von Emil Pörksen. Lebenswahrheiten von J. Edert. Dorf und Stadt von A. v. Liliencron. Zum Merkbuch von M. Fuhrmann. Traumgesicht von J. H. Fehrs. Vergeben, und Johann Klok un sin Fru von Paul Trede. Mittsommernacht von Heinrich Zeise. Kleine Zwischenfälle von M. Fuhrmann. Die Schwalben im Volksmunde und im Kinderliede von Heinrich von der Wurt. An einen Freirer von M. Fuhrmann. Daglöhner Krischan von Heinrich Carstens-Wesselburen. Kleine Lieder von Heinrich Zeise. Meine Erbschaft von Ida Staacke. Worum as he nich ween kunn von Paul Trede. De Baron von Joachim Mähl. Schleswig-holsteinische Miscellen von Heinrich Theen. Im Ballsaal von M. Fuhrmann. Wi krigen Besök von Fritz von der Schlei. Wat to rahden von Joachim Mähl. E.

12. **Aus Heide und Moor.** Erzählungen und Lebensbilder aus dem schleswigschen Volksleben von Albert Johannsen. Kürschners Bücherschatz Nr. 281. Preis 0,20 M. Inhalt: Hans Heldt. Der Sandfuhrmann. In der Torfhütte. Der Seher. Der letzte Wolf. Im Armenhause zu Horsbüll. Heidestudien. — Die Erzählungen schildern Menschen in Heide und Moor bei Husum; am meisten hat mir zugesagt die Schilderung der Bewohner des Armenhauses zu Horsbüll. E.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 5. Mai 1902.

Die Kirchen der Insel Fehmarn.

Von M. Voß in Husum.

II.

Damit wollen wir die Burger Kirche verlassen und durch die altertümliche, breite Hauptstraße der Kleinstadt und über das Bergende mit der prächtigen Walnußallee nach Landkirchen hinauswandern. Es liegt nur etwa $^3/_4$ Stunden Weges von Burg entfernt, inmitten der Insel, 18 m über dem Spiegel der Ostsee. Im Waldemarschen Erdbuch des Jahres 1231 ist Landkirchen noch nicht genannt, ebenfalls nicht in dem Vertrag des Grafen Johann des Milden aus dem Jahre 1329, dagegen bildeten die zur Gemeinde Landkirchen gehörigen Dörfer damals schon eine Parochie. Nach Leverkus hat die Kirche im Jahre 1336 schon gestanden. Ohne Zweifel hat die Kirche den Anlaß zur Gründung des Ortes gegeben. Sie ist dem Schutzpatron der Insel, dem heiligen Petrus, der im Landschaftswappen Schlüssel und Buch trägt und aus dem Wasser hervorragt, geweiht. Das recht stattliche Dorf liegt um die Kirche und den Kirchhof. Mit Einführung der alten fehmarnschen Kommunal- und Gerichtsverfassung wuchs die Bedeutung Landkirchens sehr. Hier wurden seit dieser Zeit die Landesversammlungen und die der Vertreter des Landes abgehalten; ferner tagte hier die Macht der Geschwornen bis 1798 viermal im Jahre. Das höchste Gericht der Insel bestand aus dem Amtmann, drei Kämmerern, drei Einnehmern, drei Gichten und drei Aumännern; von diesem Gericht konnte nur noch an das Obergericht auf Gottorp appelliert werden. Aus denselben Persönlichkeiten war auch das in Landkirchen tagende fehmarnsche Kriminalgericht zusammengesetzt. Dasselbe entschied noch bis zur Annexion durch Preußen über Leben und Tod der Fehmaraner. Der Gerichtsbarkeit wegen war in einem Anbau der Landkirchener Kirche der Landesblock, ein aus einem dicken Eichenstamm hergestellter, einbaumartiger Kasten mit starken Eisenbeschlägen und drei Schlössern, in dem die Urkunden und Privilegien des Landes Fehmarn aufbewahrt wurden. Das kulturhistorisch wichtige Stück liegt noch heutigestags in einer Abseite der Kirche und vermodert; man sollte es schleunigst ins Museum fehmarnscher Altertümer retten. Außer diesem an die alte Landesgerichtsbarkeit erinnernden Stück befindet sich unweit der Kirche das aus großen erratischen Blöcken aufgemauerte Landesgefängnis, das jetzt der Aufbewahrung der Dorfspritze dient. In den sehr starken Wänden sind zwei schmale Spalten zum Hineinlassen des Lichts gelassen. Der steinerne Abort ist so eingerichtet, daß seine Aufnahmen ohne viele Umstände dem Pastoratgarten zu gute kommen. Die eine Ecke des ungefähr kubischen Gebäudes ist vermauert. Wahrscheinlich hat man hier einst einen Verbrecher lebendig begraben. Das Gefängnis heißt im Volksmunde „de

Stacken." Im Osten der Kirche und des Kirchhofs lag früher ein Armenstift, die „Gottesbuden" benannt, dessen Insassen einige kleine Nutznießungen erhielten. Als älteste und vorreformatorische Geistliche sind bekannt aus dem Jahre 1336 Dithleuus in Lantkercke, von 1457 Johannes Boeckmast, von 1493 Hartwig Kule, von 1516 Jakob von der Wetteringh. Letzterer war Generaloffizial des Bischofs Johannes Andree zu Odense, zu dessen Diözese die Insel Fehmarn in vorreformatorischer Zeit gehörte. Er nennt sich daher „judex loci ordinarius" und übertrug im obengenannten Jahre im Auftrage seines Herrn, des Bischofs in Odense, dem Presbyter Petrus Wulf in Ratzeburg die erledigte Vikarie des noch heute erhaltenen St. Blasiusaltars in Burg. Die Zugehörigkeit Fehmarns zum Bistum Odense liegt auch ausgedrückt in dem Dorfnamen Bisdorf, das der Gemeinde Landkirchen angehört; es hieß im Waldemarschen Erdbuch „villa episcopi" und tritt damit als ein dem Bischof zugeteiltes Lehen auf. Die Kirche in Landkirchen bietet des Altertümlichen und Interessanten soviel, daß sie einem Museum verglichen werden könnte. Der alte Altar, der dem Burger sehr ähnlich war und wahrscheinlich mit diesem aus einer Werkstatt stammte, ist ins Thaulow-Museum gekommen; ein neuerer Altar von wenig kunstgewerblicher Bedeutung ist der Kirche im Jahre 1715 von Jakob Mackeprang aus Mummendorf geschenkt. In zwei Nischen des Altartisches liegen verschiedene Reste figürlichen Kirchenschmuckes, die notgedrungen eines Erretters harren; vielleicht sind darunter Reste jenes alten wertvollen Altars im Thaulow-Museum. — Besonders anziehend wirkt auf jeden Fremden ein kleiner Nebenaltar, der dem heiligen Cosmas gewidmet ist. Cosmas, der Patron der Ärzte, Chirurgen und Barbiere, lebte zusammen mit seinem Bruder Damianus in Ägea in Cilicien, wo beide mit großem Erfolge unentgeltlich die Heilkunde ausübten und zugleich viele Heiden zum Christentum bekehrten. In der Diocletianischen Christenverfolgung ließ der Präfekt Lysias sie gefangen nehmen und enthaupten. Ihr Tag ist der 27. September. -- Der Landkirchener Altar enthält 8 Bilder, deren zusammenhängende Bedeutung bisher nicht erkannt zu sein scheint. Das erste Bild stellt die Enthauptung des Cosmas dar. Die Unterschrift lautet: „hir wert Cosmas affghehouen." Das zweite Bild zeigt die beiden getrennten blutigen Körperteile. Ein Hahn steht auf einer Säule und kräht, um darzuthun, daß die Welt noch nicht stille steht, wenn einmal ein sogenannter Heiliger weniger ist. Im dritten Bilde tritt eine Dame in langem faltigen Brokatgewand auf, die der mit ganz erstaunten Gesichtern um sie versammelten Menge von der Wunderwirkung des heiligen Kreuzes mitteilt. Das vierte Bild zeigt uns dieselbe Dame, wie sie einige Männer auf eine blutige Stelle im grünen Rasen aufmerksam macht. Die Männer fangen an zu graben und finden das heilige Kreuz. Die Unterschrift lautet: „hir let se grouen na dem cruce." Im fünften Bilde knieet die Dame vor einem offenen gelben Sarge, auf den das heilige Kreuz gelegt ist. Aus dem Sarge erhebt sich Cosmas und wird verwundert und erfreut betrachtet von der zuschauenden Menge. Im sechsten Bilde feiern Mönche die wunderthätige Wirkung des heiligen Kreuzes durch Umhertragen. Die Unterschrift lautet: „hir brinckt se dat cruce in den tem" — (man soll wohl „pel" ergänzen). In Bild 7 und 8 scheinen Ritter des Cosmas- und Damianusordens mit dem heiligen Kreuze weitere Wunder zu verrichten; sie öffnen vermöge der ihm innewohnenden Kraft sogar Stadtthore. Die Unterschrift unter Bild 8 lautet daher: „hier opent sick dat doer wedder." — So unscheinbar der kleine Altar sein mag, so wenig künstlerisch auch seine Malereien sind, kulturgeschichtlich, als Darstellung einer Legende, die uns allerdings nicht bekannt, aber sicherlich in Legendensammlungen sich finden wird, ist das Werk von größter Bedeutung. Ähnliche Darstellungen giebt es in den schleswig-holsteinischen Kirchen nicht viele.

Nach diesem Altar ist wohl die Marienleuchte das beachtenswerteste Stück der Kirche. Sie hängt in Form einer vierseitigen Ampel an einem eichenen Ankerbalken des Süderschiffes. Die Mutter Gottes im Strahlenkranze mit dem Kindlein ist doppelt dargestellt. Dies Bild soll bei der Zerstörung Fehmarns durch Erich den Pommer Blut geschwitzt haben. Unter der großen Zahl der Pastorenbilder und Epitaphien fällt eines durch bäurischen Geschmack auf. Bei genauerer Betrachtung nimmt man wahr, daß dies Denkmal ein Bauer schnitzte und sich selber setzte. Es trägt die Inschrift: „Clawes Sywerdt düt Taffelin / sülvest gemakt tho den Ehre unde Schin / unde he ist ehne swacke Mann / de nicht ahne Stock gahn kann. anno 1640.“ Im Norderschiff der Kirche hängen zwei große Schiffe, von denen das erste ein Dreimastschoner und Handelsfahrzeug, das zweite ein Kriegsschiff mit vollen Segeln und 15 Kanonen an der Breitseite ist. An den Gestühlwangen sind eine Anzahl fehmarnscher Geschlechts- und Vetternschaftswappen angebracht, auch sind die Eisenbeschläge der Gestühlthüren, die Hängen, die Stichblätter der Schlösser, die Thürklinken aus den verschiedensten Zeiten und in den mannigfachsten Formen interessant. In den Frauenständen stehen statt der Bänke zwischen vereinzelten Klappen z. T. angekettete, z. T. lose Schemel, die während des liturgischen Gottesdienstes an die Rücklehne nach Osten, während der Predigt anders gestellt werden. Alle Schemel haben ausgesägte Beine und mit Hausmarken, Sprüchen, Namen, gotischen und Renaissanceverzierungen beschnitzte Sitze. Die Kirchthüren lassen sich — wie das auch bei verschiedenen friesischen Kirchen der Fall ist — von innen durch quer vorzulegende Balken verschließen. Die Süderthür hat außerdem ein Blockschloß mit 40 cm langem Schlüssel und ein Weihwasserbecken. In einem Kasten in der Gervekammer wurde noch vor wenigen Jahren eine mumienartig eingetrocknete Hand mit einigen daranhängenden Handwurzelknochen aufbewahrt, von der die Sage berichtete, daß sie aus einem Grabe hervorgewachsen und von dem Totengräber abgestochen sei. Sie sollte die Hand eines Kindes sein, das einst seine Eltern geschlagen habe. Wahrscheinlicher ist es, daß sie eine uralte Reliquie war und dereinst im Altar aufgehoben gewesen ist.

Unter den Grabsteinen im Chor und Mittelsteig verdienen besonders die der Geistlichen des 15. und 16. Jahrhunderts, des Johannes Boeckmast, des Hartwig Kule und des Jakob von der Wetteringh, Schutz; man sollte sie aufstellen und einmauern.

Wenden wir uns nun nach Petersdorf, der nächst Burg größten Ortschaft der Insel Fehmarn. Der 214 Fuß hohe Turm, der seit Menschengedenken Seezeichen gewesen ist, ist vom holsteinischen Festlande und von der dänischen Insel Laaland sichtbar. Petersdorf ist früher ein Flecken oder „Blek“ gewesen und wird mit letzterer Bezeichnung auch in den ältesten Papieren des Dorfarchivs, im Jahre 1576, benannt. Der Ort hatte eine Verfassung oder Beliebung, die von der der übrigen Ortschaften auf Fehmarn wesentlich abwich. An der Spitze der Verwaltung standen ehemals 4 Verweser, die um 1700 sogar auf 24 angewachsen waren und Jahr um Jahr auf Allerheiligen sich zusammenfanden zu gemeinsamer Beratung. Sie nannten sich „Nachbarn,“ und ihre Beliebungen, „Nachbarbücher,“ wurden sogar vom dänischen Könige konfirmiert. Au dem elliptischen Dorfplatze lag früher der „Dingstein,“ ein großer, platter erratischer Block, umgeben von einem Steinzirkel von 20 Fuß Durchmesser, an dem sowohl die Fleckensvertretung als auch die Gesamtheit der Nachbarn tagte. Einige hundert Schritte von Petersdorf entfernt, am Wege nach Dänschendorf, lag der Galgenberg, das Hochgericht der Landschaft Fehmarn. Die Erhöhung ist noch zu sehen und wird im Volksmunde als „Koppenberg“ bezeichnet. Petersdorf, auf alten Seekarten auch „Peters-

horn" genannt, hat seinen Namen von Petrus von Kallundborg, einem Dienstmann des dänischen Königs Waldemar II., der die Gemarkung des Ortes als Lehen erhielt. 1329 tritt Petersdorf schon als Kirchort auf. Als vorreformatorische Geistliche werden genannt im Jahre 1336 der Plebanus Werner, 1457 der Vikar Johannes Thode, 1493 Johann Meigkrans.

Unter den kirchlichen Kunstdenkmälern sind Stücke von hervorragendem Interesse. Der alte und recht wertvolle Altar, der dem Burger und dem Landkirchener im Thaulow-Museum gleichaltrig ist, ist ziemlich gut erhalten, nur etwas sehr hoch an der linken Seite im Chor angebracht. Die viel spätere Krönung im Ohrmuschelstil sowie die untere Randleiste sind hinzugesetzt. Der Mittelteil und die beiden Seitenflügel haben in der oberen und höheren Abteilung 13 Figuren, darunter Maria mit dem Kinde, das einen Vogel hält, und die 12 Apostel, in der unteren niederen Abteilung stehen die Oberkörper von 13 weiblichen Heiligen. Alle Figuren sind aus Eichenholz und von hinten ausgehöhlt. Die Attribute sind z. T. verloren gegangen. Von den weiblichen Heiligen haben die 1. und 2. ein Buch mit Schließen, die 3. und 9. haben ihre Attribute verloren, Figur 4 trägt in der Linken eine Kirche, Figur 5 in der Rechten einen kleinen Teufel, Figur 6 hält die Reste eines Ankers und den Griff eines anderen Geräts, Figur 7 ragt durch gekräuseltes weißes Haar hervor, das sich wie ein Wulst um den Kopf legt und auf die Schultern herabwallt. Sie hält in der Linken einen Pokal. Figur 8 trägt in der Linken ein Schaf, Figur 10 hat den Stumpf eines Geräts und das Gewand in Händen, Figur 11 geht mit einem Henkelkorb, Figur 12 faßt mit der Rechten das Gewand, die Linke ist verloren, Figur 13 trägt ein Tabernakel. Unter der Bemalung der Figuren findet sich ein auf Leinen gelegter Kreidegrund.

Über die Datierung der besonders in ihrem unteren Teile stark verstümmelten und übermalten Kanzel herrscht wunderbare Uneinigkeit. Michler und J. Voß nennen das Jahr 1587 als das ihrer Entstehung; Haupt meint, „sie möchte jedoch etwa 20 Jahre jünger sein," und dabei steht in einer Frührenaissancekartusche über der Christusfigur im 5. Felde deutlich die Jahreszahl 1583 eingeschnitzt. Das schöne Werk ist dem Wurmfraß stark ausgesetzt und verdiente wie viele der recht guten Bilder der Kirche eine Rekonstruierung.

Unter den Epitaphien ist eines, das durch seinen schön geschnitzten Barokrahmen hervorragt. Haupt setzt es in das Jahr 1640. Die Unterschrift lautet: „Anno 1633, 12. Maius ist in Gott dem Herrn entschlafen der Ehrbar und wohl fürnehmer Jürgen Rauert, ist alt gewesen 49 Jahr und hat mit seiner Frau im Ehestande gelebet 24 Jahr und haben gezeuget ein Sohn und 7 Döchter, davon 1 Sohn und 2 Döchter dodt. Ist dies Epitaphium zur Gedächtnis und dieser Kirchen zur Zier nachgesetzt." Das Grablegungsbild in diesem Epitaph ist unbedeutend; der Rahmen aber ist das Werk eines der bedeutendsten Meister der Zeit. Ich mußte unwillkürlich an Hans Gudewerth denken und wünschte nichts sehnlicher, als Dr. Gustav Brandt zur Stelle zu sehen, um aus dem Munde des ersten Gudewerth-Kenners eine Bestätigung meiner Vermutung zu erhalten. Unter den vielen interessanten Bildern ist das auf der Orgelempore von der alten Frau Anna Lafrentz aus dem Jahre 1800 höchst anziehend. Sie trägt die fehmarnsche Frauentracht mit der Brokathaube und den breiten seidenen Bändern, das geblümte Damasttuch und die echten Spitzen, wie alles im Burger Museum noch so schön erhalten ist.

In der Sakristei steht verloren in einer Ecke das bronzene Kohlenschaff aus dem Jahre 1493, das dem Landkirchener bis auf die Inschrift gleicht. Die Frauen Fehmarns hatten in früheren Zeiten die Gewohnheit, am Sonntage ihre blanke Messingfeuerkieke mit in die Kirche zu nehmen. Der Küster hatte rechtzeitig das

Schaff mit Holzkohlen gefüllt und dieselben durchglühen lassen. Am Eingang in die Kirche bekam jede Frau das nötige Quantum Kohle in ihre Kieke. Der Küster erhielt für seine Mühwaltung jährlich eine kleine Gratifikation.

Die gegen die anderen Kirchen Fehmarns bedeutend kleinere in Bannesdorf war wohl früher eine Filiale der Burger. Sie besitzt auch wenig Kunstdenkmäler. Eigenartig ist der Klingbeutel. Er ist aus Silber und trägt die Inschrift: „Sel. Herr Jochen Rauert Potgarn auff Femern 1732." Das Meisterzeichen IR und der Doppeladler findet sich auf verschiedenen Silbergeräten der Burger Kompagnie und weist auf Lübecker Gold- und Silberschmiede hin.



Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852.

Von **v. Osten** in Ütersen.

Dieses merkwürdige Aktenstück wurde vor 50 Jahren in Tagesblättern und fast allen geselligen Zusammenkünften lebhaft besprochen. Durch dasselbe war ja die schleswig-holsteinische Angelegenheit, wie es schien, für immer zum Abschluß gelangt.

Nach dem Londoner Protokoll, unterzeichnet nicht nur von Österreich und Preußen, sondern auch von Frankreich, England, Rußland und Schweden, wird die Integrität oder der Vollbestand der dänischen Monarchie verbürgt und der Prinz Christian von Glücksburg als Thronfolger in dem Gesamtstaate anerkannt.

Die Großmächte huldigten nämlich der Ansicht, daß die „bisherige Größe der dänischen Monarchie zur Sicherung des europäischen Gleichgewichts und zur Erhaltung des Friedens" notwendig sei, daß also die Herzogtümer nie von dem eigentlichen Königreich getrennt werden dürften. Nach dem Aussterben der älteren königlichen Linie müsse also Prinz Christian von Glücksburg nicht nur als König von Dänemark, sondern auch als Herzog von Schleswig und Holstein den Thron besteigen.

Nach dem Entwurf einer Gesamtstaatsverfassung, den der König Christian VIII. noch vollendete und sein Nachfolger Friedrich VII. am 21. Januar 1848 bekannt machte, sollte in der bestehenden Verbindung zwischen Schleswig und Holstein nichts geändert werden; nach dem Londoner Traktat mußte man sich aber mit dem Gedanken vertraut machen, daß der alte Wahlspruch „up ewig ungedeelt" seine Geltung verlieren sollte.

Die Schleswig-Holsteiner fügten sich mit stillem Schmerz in ihr trauriges Los. Auf die Zeit freudiger Erregung und Anspannung aller Kräfte war überhaupt im deutschen Volke eine Zeit der Ermattung und kraftloser Ergebung eingetreten. Wer wollte auch ändern, hieß es, was alle europäischen Großmächte beraten, beschlossen und unterschrieben haben!

Und doch hat sich das Londoner Protokoll, wie jetzt allgemein bekannt, nach einem Ausdruck Napoleons als ein „ohnmächtiges Werk" erwiesen. Schon nach Verlauf von 12 Jahren sagte sich Preußen und mit ihm auch Österreich von demselben los, ohne daß die übrigen Mächte es zu einem ernstlichen Protest kommen ließen.

Wir werden nun im Nachstehenden zunächst zeigen, wie dieses Protokoll entstand, und sodann, durch welche Umstände es seine Gültigkeit verlor.

I.

Die schleswig-holsteinische Frage, die zu Lornsens Zeiten in Deutschland kaum beachtet wurde, bildete im Jahre 1848 schon den Angelpunkt der ganzen Bewegung von den Alpen bis zur Königsau. Unser kleines meerumschlungenes Vaterland blickte in dem Kampfe gegen Dänemark mit Vertrauen und Hoffnung auf Preußen, ja, auf ganz Deutschland, denn es war doch überall „ein Frühling im Lande, wie die Welt noch keinen sah." Seit dem 18. Mai tagte in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. die deutsche Nationalversammlung, die als eine erhabene Verkörperung der großen Idee eines einigen und freien Deutschlands begrüßt wurde. Hier vertraten Dahlmann und andere Männer die Ansicht, daß die Zukunft Schleswig-Holsteins mit der Ehre und Würde des deutschen Reiches in inniger Verbindung stehe, und daß der deutschen Frage „das Haupt abgeschlagen sei," wenn man nicht mit Entschiedenheit für die Rechte der Herzogtümer eintrete. Der deutsche Bundestag, der seit 1815 das Ruder in Händen gehabt hatte, entsprach den Wünschen der Zeit und löste sich auf.

Im Frühling 1850 war aber bereits eine rückgängige Bewegung eingetreten. Die deutsche Nationalversammlung, auch das deutsche Parlament genannt, hatte ein trauriges, ruhmloses Ende genommen. Preußen war freilich noch bemüht, durch Vereinbarung mit den deutschen Fürsten und freien Städten ein neues Deutschland aufzubauen; aber die Sterne der Hoffnung, die den deutschen Patrioten in dem großen „Völkerfrühling" aufgegangen waren, strahlten nicht mehr in ihrem früheren Glanze, und schon drohten dunkle Wolken, die am südlichen Himmel aufstiegen, sie gänzlich wieder einzuhüllen.

Österreich nämlich, welches in den Jahren der Erhebung durch innere Unruhen so geschwächt war, daß es in äußeren Angelegenheiten keine entscheidende Stimme führen konnte, fühlte sich wieder berufen, als leitende Macht in Deutschland aufzutreten. Nachdem es im August 1849 mit russischer Hülfe die Ungarn besiegt hatte, war sein Hauptstreben darauf gerichtet, das „Traumbild deutscher Einheit" zu zerstören und in Schleswig-Holstein „vormärzliche Zustände" wieder herzustellen. Es gelang ihm, mehrere deutsche Staaten auf seine Seite zu ziehen und mit ihnen am 1. September den alten Bundestag in Frankfurt wieder zu eröffnen. Welcher Geist in dieser Versammlung herrschte, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß der dänische Gesandte als Vertreter für Holstein und Lauenburg wieder zugelassen wurde, und daß dieser es wagen durfte, den Antrag zu stellen, „der deutsche Bund möge die Herzogtümer, die sich gegen ihren Landesherrn empört hätten, zwingen, die Waffen niederzulegen."

Da dieser Vorschlag, wie zu erwarten stand, durch Stimmenmehrheit angenommen wurde, so übersandte der österreichische Graf v. Thun als Vorsitzender des Bundestages am 30. Oktober ein Schreiben an unsere Statthalterschaft, in welchem er verlangte, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen. Die Statthalterschaft lehnte ein solches Verlangen ab; sie wollte es erwarten, ob es möglich sei, daß der deutsche Bund das Recht des Landes, für welches Deutschlands Söhne geblutet hatten, in so unerhörter Weise niedertreten werde. Ihre Erklärung vom 5. November schließt übrigens mit den Worten: „Falls es uns bestimmt sein sollte zu fallen, so ist es für uns am ehrenvollsten, wie schmachvoll es für Deutschland sein mag, durch Deutsche zu unterliegen." [1])

Noch war es jedoch fraglich, ob der undeutsche Geist, der sich in Frankfurt wieder regte, zur Herrschaft gelangen werde. Preußen hatte den deutschen Bund nicht anerkannt und wollte auch nicht zugeben, daß Schleswig-Holstein durch Gewalt

---

[1]) W. Beseler: Die schleswig-holsteinische Sache. Braunschweig 1856. S. 189.

zur Unterwerfung gezwungen werde. Nach der Konferenz in Warschau am 25. Oktober, in welcher der Kaiser von Rußland sich entschieden für die Herstellung des Bundestages erklärte und das beabsichtigte Verfahren gegen die Schleswig-Holsteiner billigte, zeigte sich die preußische Regierung geneigt, ihren Widerstand aufzugeben. So kam es denn am 29. November zu der Konferenz in Olmütz, in welcher der preußische Minister v. Manteuffel gänzlich den österreichischen Forderunden nachgab. Um seinen Gegner recht auffällig zu demütigen, hatte Fürst Schwarzenberg nicht nur verlangt, daß Preußen den nach Holstein bestimmten österreichischen Truppen den Durchgang gestatte, sondern auch, daß es in Gemeinschaft mit Österreich gegen die Herzogtümer vorgehe.

Am 6. Januar 1851 erschienen der österreichische Kommissar v. Mensdorf und der preußische Kommissar v. Thümen in Kiel und forderten von der Statthalterschaft die Einstellung der Feindseligkeiten, Zurückziehung der Truppen hinter die Eider und Verminderung derselben auf ein Drittel ihrer Stärke. Ein österreichisch-preußisches Exekutionsheer von 50000 Mann war auf dem Marsche, um ihren Befehlen Nachdruck zu verschaffen.

Der Kriegsrat, zu welchem die Statthalterschaft jetzt die höheren Offiziere berief, hielt es für bedenklich, gegen die Dänen und zugleich gegen den deutschen Bund zu kämpfen. Auch die Landesversammlung beschloß nach langer, sehr bewegter Debatte (mit 47 gegen 28 Stimmen), das Schwert ruhen zu lassen.

Der Statthalter W. Beseler nahm jetzt seinen Abschied, weil er für die Fortsetzung des Kampfes gestimmt hatte. Dem Grafen F. v. Reventlou blieb also die schwere und schmerzliche Pflicht, das Werk zu Ende zu führen.

Am 1. Februar, als die gestellten Forderungen erfüllt waren, legte Graf Reventlou sein Amt in die Hände der beiden deutschen Kommissare nieder, denen sich am folgenden Tage als dänischer Kommissar Graf Heinrich Reventlow-Criminil anschloß. Diese drei Männer setzten nun für Holstein eine „oberste Zivilbehörde" ein, welche die Aufgabe hatte, das Land im Namen des Königs von Dänemark und des deutschen Bundes zu verwalten. — Das Herzogtum Schleswig wurde dagegen wehrlos seinem Erbfeinde übergeben. Der Kammerherr v. Tillisch, ein eifriger Eiderdäne, herrschte hier mit schrankenloser Willkür und verletzte alle Rechte des Landes, ohne daß die deutschen Großmächte Einspruch dagegen erhoben.

So wurde es im Anfange schon klar, daß das 400jährige Band, welches die Herzogtümer bisher verbunden hatte, gelöst werden sollte.

Das Regiment, welches die oberste Zivilbehörde unter Aufsicht der Kommissare in Holstein führte, darf, von Ausnahmefällen abgesehen, als ziemlich milde und erträglich bezeichnet werden. Graf v. Blome aus Heiligenstedten, der den Vorsitz führte, suchte so viel wie möglich das Nationalgefühl der Bewohner zu schonen. Die Holsteiner würden überhaupt die Behandlung, die ihnen zuteil wurde, nicht so drückend empfunden haben, wenn nicht der Blick auf Schleswig sie mit tiefer Betrübnis erfüllt und die schlummernden Funken des Hasses gegen Dänemark immer neu wieder angefacht hätte.

Während dieser Zeit wurden zwischen Dänemark und den beiden deutschen Großmächten Verhandlungen geführt, um die politischen Verhältnisse neu zu gestalten. Anfänglich gingen die Ansichten recht weit auseinander, indem einerseits die Einverleibung Schleswigs in das Königreich, andererseits für jedes der beiden Herzogtümer eine selbständige und mit Dänemark gleichberechtigte Stellung gefordert wurde. Nach längeren Beratungen lenkten die Dänen ein, so daß eine Einigung erzielt werden konnte. Am 28. Januar 1852 erließ darauf der König Friedrich 7. als Endergebnis aller Vereinbarungen eine Bekanntmachung über die künftige Ordnung der Monarchie, welche die Zustimmung der beiden deutschen Großmächte fand.

Was die übrigen Großmächte betrifft, so waren auch diese längst in dem Wunsche einig, daß der dänische Gesamtstaat erhalten bleibe. Es wurde „die Weisheit der Absichten" anerkannt, welche den König von Dänemark bestimmten, die Thronfolgeordnung neu zu regeln, weil ja nach den bestehenden Gesetzen eine völlige und bleibende Trennung der Herzogtümer in Aussicht trat. Schon am 2. August 1850 hatten sie durch ihre Bevollmächtigten in London ein vorbereitendes Protokoll unterzeichnet und ihre Bereitwilligkeit erklärt, an weiteren Verhandlungen teilzunehmen. Österreich war am 23. August 1850, Preußen erst im Anfange des Jahres 1852 dem Protokoll beigetreten. Die Vereinbarung mit Dänemark über die Stellung der Herzogtümer zum Königreich hatte man den beiden deutschen Großmächten überlassen.

Als Hauptinhalt der vorhin erwähnten königlichen Proklamation vom 28. Jan. 1852 ist hervorzuheben, daß jedes Herzogtum eine besondere ständische Verfassung erhält, daß der deutschen und dänischen Nationalität im Herzogtum Schleswig völlig gleiche Berechtigung und kräftiger Schutz zugesichert wird und daß eine Inkorporation Schleswigs in Dänemark nicht stattfinden darf. Es wird noch bemerkt, daß die Herzogtümer Holstein und Lauenburg auch ferner dem deutschen Bunde angehören sollen.

Bald nach dieser Bekanntmachung, nämlich am 18. Februar, erhielt der König von Dänemark auch die volle Regierungsgewalt in Holstein wieder zurück. Graf Reventlow-Criminil, der bisherige dänische Kommissar, wurde zum Minister für Holstein, Graf K. v. Moltke, ein im ganzen Lande verhaßter Mann, zum Minister für Schleswig ernannt.

Ihre Besiegelung sollte nun die neue Ordnung durch die Gemeinsamkeit der Thronfolge erhalten. Daß die Regelung dieser Angelegenheit ohne Rücksicht auf die Rechte des deutschen Bundes, auf die Rechte der schleswig-holsteinischen Stände und auf die Rechte der Agnaten, überhaupt ohne Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit ihrer Begründung erfolgen werde, ließ sich nach den gemachten Erfahrungen mit Bestimmtheit erwarten. — Die Dänen wünschten, daß die im Königreich berechtigte weibliche Linie übergangen, jedenfalls aber das in Schleswig-Holstein zunächst berechtigte Haus Augustenburg gänzlich ausgeschlossen und der Prinz Christian von Glücksburg, der in den Kriegsjahren auf dänischer Seite gekämpft hatte, zum Nachfolger Friedrich VII. bestimmt werde. Da dieser Plan schon früher zwischen Dänemark und Rußland in recht eigentümlicher Weise zur Reife gelangt war (am 5. Juni 1851, bei einer Zusammenkunft in Warschau), so hielt es nicht schwer, die übrigen Mächte für denselben zu gewinnen.

Auf Grund und unter Voraussetzung aller getroffenen Vereinbarungen kam es endlich am 8. Mai 1852 in London zu einem Traktat, nach welchem das Prinzip der Integrität der dänischen Monarchie als ein dauerndes hingestellt und der Prinz Christian von Glücksburg zum Thronfolger berufen wurde.



Die schleswig-holsteinischen Farben.

Mitgeteilt von **Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Blau, wie der Himmel über uns sich ziehet,
Blau, wie das sanfte Veilchen auf dem Feld,
Blau, wie das Auge, womit Liebchen siehet,
Ist in der Fahne unser erstes Feld.
Wir denken dran im blutigen Gefecht,
Denn Blau bedeutet Glauben an das Recht.

Weiß, wie der Schnee, den uns der Winter bringet,
Weiß, wie das Bild der Unschuld uns erscheint,
Weiß, wie das Lämmchen auf der Weide springet,
So unsre Fahne in der Mitte scheint.
Wir harren auf Errettung mit Geduld,
Denn Weiß bedeutet leiden ohne Schuld.

Rot, wie das Blut, das in den Adern rinnet,
Rot, wie des Weines dunkle Purpurpracht,
Rot, wie die Liebe, die das Herz gewinnet,
Rot ist die Farbe, die den Schluß nun macht.
Wir lassen gern fürs Vaterland das Blut;
Die rote Farbe, die bedeutet Mut.

O Blau-Weiß-Rot, ihr teuren Landesfarben
Von Schleswig-Holstein, führt's zum Guten nun,
Auf daß die Helden, die vor Jahren starben,
Geehrt und sanft im freien Lande ruhn.
Und gebt uns das, was uns so lang gefehlt:
Das Schleswig-Holstein „ewig ungedeelt."[1])



Über Köcherfliegen und ihre Entwicklung.

Von **Georg Ulmer** in Hamburg.

Mit Zeichnungen von **P. Ulmer.**

Um die Köcherfliegen und ihre Larven kennen zu lernen, lassen Sie uns an einem schönen Frühlingstage hinausgehen ins Freie. Unser Weg möge uns von Hamburg über Eppendorf nach dem Dorfe Großborstel führen. Wir gehen bis zu dessen Nordende, am Feuerteich vorbei und halten uns dort, wo rechts der Weg nach dem „Grünen Jäger" abzweigt, stets in derselben Richtung. Die Straße geht hier nach wenigen Schritten in einen breiten Heckenweg über, den wir weiter verfolgen. Nach etwa einer Viertelstunde gabelt sich der Weg; an dieser Gabelung verlassen wir den Pfad, um nach links hin in das von niedrigen Büschen umsäumte kleine Moor einzutreten. Einsam ist es hier und still, nur die Mücken umschwirren uns, den schuldigen Tribut für das Eindringen in ihr Reich von uns zu fordern. Wir packen jetzt unser zusammenlegbares Wassernetz aus, befestigen es an unserm Spazierstocke und legen auch ein mitgebrachtes größeres Glasgefäß zurecht. Dann wenden wir uns einer der vielen mit Wasser gefüllten Vertiefungen (Tümpel) zu, in denen nur wenige Wasserpflanzen gedeihen. Zuerst thun wir einen kräftigen Zug durch die freie Wasserfläche und besehen das Netz; außer einigen Schwimmkäfern und vielen Mückenlarven (Culex) haben wir nichts erbeutet, wenigstens ist uns nichts bisher Unbekanntes, Fremdartiges aufgefallen. Wir versuchen jetzt unser Glück an den Wasserpflanzen selbst, streifen kräftig mit dem Netz durch das Röhricht im Wasser und betrachten nun unsern Fang. Anfangs bemerken wir nichts weiter als eine Menge zerbrochener gelber oder bräunlicher Schilfstengelchen. Halt! eins scheint nicht aus einem Stück zu bestehen, ist nicht eine einfache Röhre; dies Stück sehen wir genauer an und erkennen jetzt auch seine Bauart: kleine braune Pflanzenteile sind regelmäßig spiralig angeordnet

[1]) Das Lied ist auch enthalten im Liederbuch für Kriegervereine usw. von Organist Bevensee in Hohenwestedt, S. 36. Außer geringen Abweichungen von dem hier gegebenen Texte hat es dort den abgeänderten Schluß:
Jetzt haben wir, was uns so lang gefehlt:
Ein Schleswig-Holstein „up ewig ungedeelt."

(Fig. 1).[1]) Wir nehmen die Röhre heraus und schauen in die Öffnung hinein; im Innern bemerken wir eine Bewegung. Schnell füllen wir Wasser in unser Gefäß und werfen den Fund hinein; urplötzlich fast und überraschend kommt aus der Röhre ein grünliches Tier mit hartem Kopf und 6 Beinen etwa bis zur Hälfte des langen weichen Leibes hervor, kriecht mit seiner Last am Boden umher oder klettert an hineingefallenen Wasserpflanzen hin und her. Das ist eine Köcherfliegenlarve (Neuronia ruficrus Scop.). Wir durchsuchen jetzt noch die übrigen Stengel im Netze und finden noch mehrere solcher Häuschen. Nach dem vollständigen Entleeren des Fangapparates begeben wir uns an einen Tümpel, welcher mit grünenden Pflanzen besetzt ist; an diesen streifen wir kräftig entlang und sehen nun nach der Herausnahme zwischen abgerissenen Blättern ein wirres Haufwerk zusammengefügter Stengelstückchen (Fig. 2); auch in diesem steckt eine Köcherfliegenlarve, Limnophilus flavicornis F. — Ein dritter Tümpel ist rings von Büschen umstanden; auf seinem Grunde liegt eine dicke Schicht abgestorbener, verfaulender Blätter. Mit dem Netz oder auch mit der Hand fahren wir hinein, holen eine ziemliche Menge heraus und legen sie auseinander. Da fallen uns einige Blätter auf, welche, mit Daumen und Zeigefinger gefaßt, sehr dick erscheinen; betrachten wir ein solches Objekt genauer, so nehmen wir wahr, daß wir nicht nur ein, sondern mehrere übereinander gelegte Blätter in der Hand halten, in deren Mitte sich eine Röhre befindet (Fig. 3). Auch sie ist die Wohnung einer Larve, des Glyphotaelius pellucidus Ol., auch sie findet mit ihren Geschwistern Platz im Sammelgefäße.

Nun geht's weiter, wieder auf den Weg zurück, von dem wir gekommen sind, und dann auf seine rechte Seite hinüber. In dem Winkel der oben genannten Gabelung stehen zahlreiche Büsche, welche eine Anzahl kleiner Wasserflächen umgrenzen. Fast alle Tümpel hier sind pflanzenlos, an ihrem Boden aber sehen wir wieder zahlreiche faule Blätter; wir greifen wiederum hinein, nehmen wieder die Blattmassen auseinander und stoßen jetzt auch auf Gehäuse von Köcherlarven: hübsch regelmäßig zu einem dreiseitigen Prisma angeordnet (Fig. 4), liegen zahlreiche kleine Blattstückchen dachziegelartig übereinander, so eine Röhre bildend, welche den Insassen schützt; es ist die Larve von Limnophilus decipiens Kol. — Jetzt halten wir auch an den Büschen Umschau und sehen da vielleicht einige unscheinbare, mottenähnliche, grau oder gelblich gefärbte Insekten (mit vier Flügeln und langen Fühlern) sitzen; wir fangen eins und bringen es in ein kleines Gefäß mit Watte, auf welche wir etwas Schwefeläther gegossen haben, um es zu Hause wie einen Schmetterling zu spannen. „Wie einen Schmetterling," sage ich, denn das gefangene Tierchen ist eben kein Schmetterling, sondern eine Köcherfliege (Trichoptere), Limnophilus; sie hat sich aus ähnlichen Larven entwickelt, wie wir sie vorher (Fig. 2) gefangen hatten.

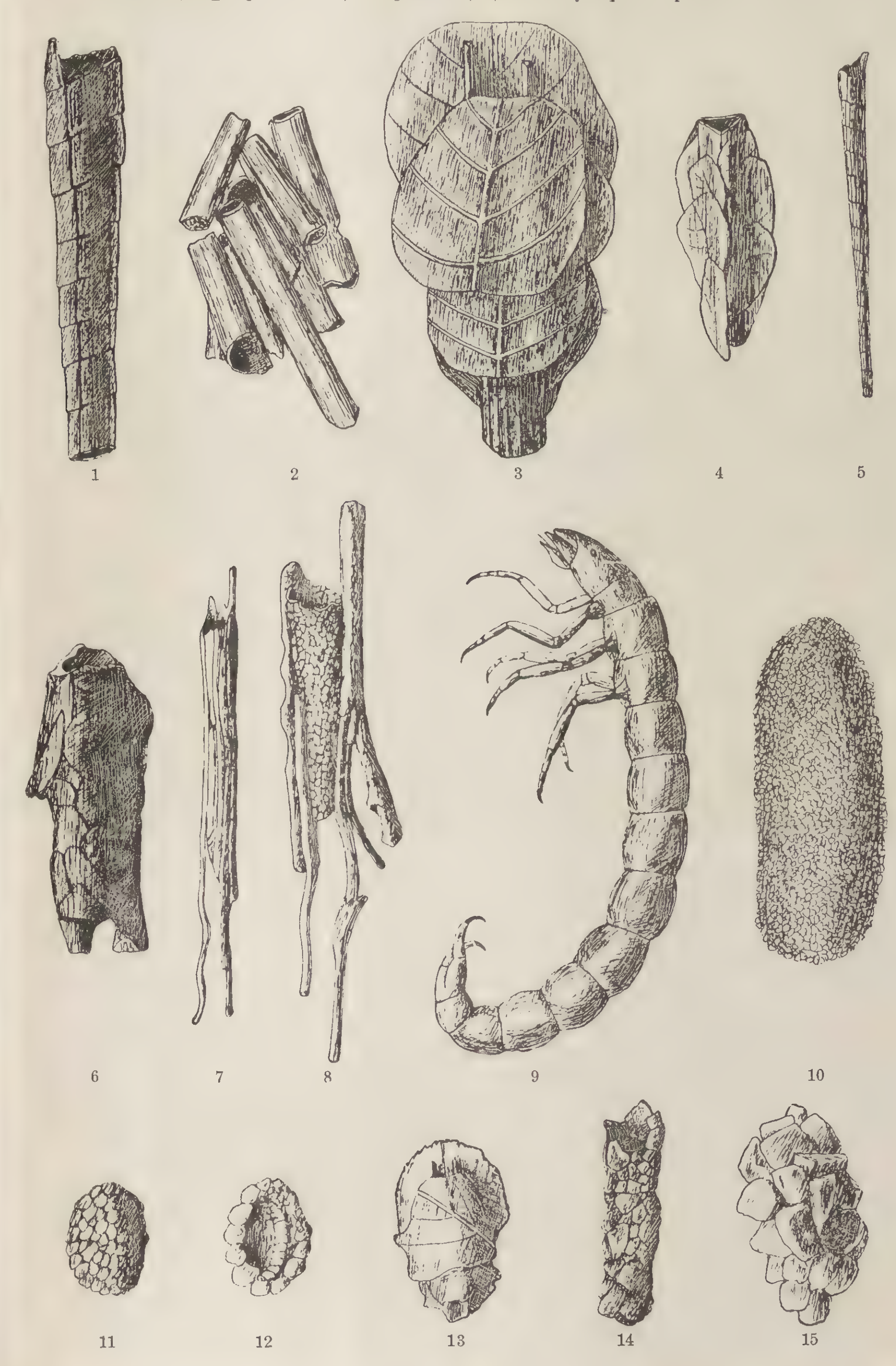
Auch diesen Ort verlassen wir dann; auf dem links abzweigenden Wege gehen wir weiter, der Pfad wird immer schmäler und biegt vor einer eingezäunten Wiese, an einem blühenden Apfelbaume vorüber, rechts um. Er ist jetzt so eng geworden, daß kaum noch ein Heuwagen hindurchfahren kann; den tiefen Wagenspuren folgen wir und gelangen nach etwa vier Minuten an einen wenige Meter breiten Bach, den Tarpenbek. Hier wollen wir weiter suchen. Wir nehmen wieder unser Netz zur Hand und fahren damit in die feinen Blättchen des dort massenhaft wachsenden Wasserhahnenfußes hinein; eine Untersuchung des Netzinhaltes fördert uns dann schlanke Gehäuse von niedlicher Bauart (Fig. 5, ähnlich wie Neuronia) zu Tage. Kaum fühlen diese Larven (Triaenodes conspersa Rbr.) sich wieder in

---

[1]) Fig. 1, 2, 8 und 13 sind ganz wenig (etwa $1^1/_2$fach) vergrößert.

Erklärung der Figuren.

Fig. 1: Gehäuse von Neuronia ruficrus Scop. Fig. 2: Gehäuse von Limnophilus flavicornis F. Fig. 3: Gehäuse von Glyphotaelius pellucidus Ol. $^1/_1$. Fig. 4: Gehäuse von Limnophilus decipiens Kol. $^1/_1$. Fig. 5: Gehäuse von Triaenodes conspersa Rb. $^2/_1$. Fig. 6: Gehäuse von Halesus tesselatus Rb. $^2/_1$. Fig. 7: Gehäuse von Anabolia nervosa Lch., jung. $^2/_1$. Fig. 8: Gehäuse von Anabolia nervosa, alt. Fig. 9: Larve von Polycentropus flavomaculatus P. $^6/_1$. Fig. 10: Gehäuse von Hydroptila sparsa Ct. $^{25}/_1$. Fig. 11 u. 12: Gehäuse von Agapetus fuscipes Ct. $^2/_1$. Fig. 13: Gehäuse von Stenophylax nigricornis P. Fig. 14: Gehäuse von Stenophylax latipennis Ct. $^1/_1$. Fig. 15: Gehäuse von Rhyacophila septentrionis M'L.



ihrem Lebenselement, so beginnen sie, mit Hülfe ihrer langen, bewimperten Beine im Wasser des Transportglases herumzurudern, bald sind sie unten, bald wieder direkt an der Oberfläche; endlich haben sie sich einen Ruhepunkt ausgesucht an der hinzugefügten „Wasserpest“ (Elodea canadense), bald beginnen sie daran zu fressen. Da kommt uns der Gedanke, es könnten auch noch andere Larven Geschmack finden an dieser Speise, ein Zug mit dem Netze durch die Elodeapflanzen zeigt uns, daß wir recht vermutet haben, ja, wir haben dieses Mal sogar 2 Arten auf einmal gefangen. Das Gehäuse beider ist röhrenförmig; während aber das eine hauptsächlich aus kurzen, braunen Borkenstückchen zusammengesetzt ist (Fig. 6: Halesus tesselatus Rbr.), stellt das andere eine Röhre aus feinen Stengelteilchen, die der Länge nach angeordnet sind, dar (Fig. 7: Anabolia nervosa Lch.) Wenn wir im August wieder an dieselbe Stelle kämen, würden wir diese letztere Gehäuseart nicht wiederfinden, statt ihrer aber ein röhrenförmiges Gehäuse aus feinem Sand, welches an den Seiten mit einigen Schilfstengelstückchen belastet ist (Fig. 8). Dieses Gehäuse beherbergt aber dieselbe Larve; Anabolia baut also in der Jugend einen Pflanzen-, später einen Sandköcher. — Wir gehen jetzt etwa 50—100 Schritte bachaufwärts und gelangen an einen Ort, an welchem der Lauf des Wassers ein ziemlich schneller ist, zahlreiche Steine, mit Algen (Batrachospermum) besiedelt, liegen auf dem Grunde. Hier wächst hauptsächlich eine Laichkrautart (Potamogeton); die zu Tausenden daran sitzenden Puppenkokons einer Stechmücke (Simulia) interessieren uns für heute weniger. Wir nehmen einige Steine heraus und betrachten sie recht eingehend. An ihnen fallen uns mehrere schleimige, mit wenigen Pflanzenfasern durchwobene, hügelige Massen auf. Aus ihnen kommen, sobald wir den Stein oder auch nur das vorsichtig abgelöste Häufchen in unser Glas bringen, lange Larven heraus, die auf den Steinen umherkriechen (Fig. 9: Polycentropus flavomaculatus P.); es sind ebenfalls Köcherlarven, die ihren Namen aber eigentlich zu Unrecht tragen, denn sie besitzen ja keine Köcher. Daß wir aber trotzdem wirklich Köcherfliegenlarven (Trichopterenlarven) vor uns haben, könnten wir erweisen, wenn wir sie zu Hause in ein mit Durchlüftung versehenes Aquarium brächten; dort würden sie sich nach etwa 2 bis 3 Monaten in eine Puppe verwandeln. Vorher aber bauen sie sich ein wirkliches Gehäuse als Schutz und zwar aus kleinen Steinchen oder groben Sandkörnchen, die sie als Wölbung auf größeren Steinen befestigen (ähnlich Fig. 15). Nach weiterer etwa vierzehntägiger Puppenruhe würden dann die fertigen Insekten ausschlüpfen und sich als Köcherfliegen leicht erkennen lassen (vgl. Rostock, Neuroptera germanica. 4 *M*. — Doch nun zurück zu unsern Steinen! An einzelnen Stellen derselben bemerken wir kleine, gelblich gefärbte und ganz flache Gebilde (Fig. 10), die ebenfalls eine Köcherfliegenlarve beherbergen; in ihnen stecken die winzigen Larven von Hydroptila sparsa Ct. Auch diese bringen wir in unser Sammelglas und sehen ihrem Treiben einen Augenblick zu. Sie marschieren im Wasser an den Steinen und Pflanzen umher; aber beinahe möchte man lachen: es sieht wirklich ungemein drollig aus, wie ihr Gehäuse, das ihnen viel zu weit und zu schwer ist, bei jeder Bewegung hin- und herschwankt. Noch dazu tragen sie es nicht auf einer der beiden Seitenflächen, sondern schleppen es auf der schmalen Kante hinter sich her; sie kommen aber doch so wenigstens weiter und sind zugleich geschützt.

Unser Tagewerk für heute ist fast gethan; wir besehen uns nur noch die Seggen und Rohrstengel, welche am Ufer des Baches stehen, fangen die dort sitzenden Köcherfliegen (eine schwarze, Notidobia ciliaris L., und eine braune, samtartig behaarte mit goldenen Flecken, Pol. flavomaculatus P., s. vorher), und töten sie in unserm Ätherglase. Zu Hause angekommen, durchmustern wir unsern

Fang noch einmal, spannen die Insekten, suchen aus den Larven die für die Sammlung bestimmten Stücke heraus (die wir in Formol-Alkohol, einer Mischung von 20 Teilen Wasser, 20 T. Alkohol und 1 T. Formalin, konservieren) und verteilen den Rest der Larven auf verschiedene Aquarien, damit sie sich weiter entwickeln.

Noch einmal lassen Sie uns an einem andern Tage einen Bach aufsuchen. Wir fahren vom Berliner Bahnhof in Hamburg nach dem hamburgischen Städtchen Bergedorf; durch den Ort gehen wir auf der Straße nach Geesthacht weiter bis dahin, wo linker Hand die Häuser aufhören und sich am Geestabhang ein kleines, viel betretenes Wäldchen hinaufzieht. Wir steigen hinauf auf den Landrücken und auf diesem etwa 3/4 Stunden weiter, an der Dampfziegelei vorbei, hinunter zu dem alten Gehöfte (zugleich Wirtshaus) „Rotenhaus." Von hier aus gelangen wir in zwei Minuten auf der Chaussee an die Waldbrauerei Börnsen und dann in einer Viertelstunde zu einer Stelle der Landstraße, die links und rechts mit einem weißen Balken abgegrenzt wird; dieser stellt das Brückengeländer dar für einen unter der Chaussee hindurchfließenden und von der Geest in die Marsch strömenden kleinen Bach, den Dalbek. An ihm zieht sich sowohl westlich wie östlich ein wenige Meter breiter Fußpfad in den prächtigen Laubwald hinein. Der Bach hat in seiner ganzen Ausdehnung einen steinigen Grund, munter plätschert das Wasser über alle die zahllosen Kiesel hinab. Sie betrachten wir jetzt; kommen wir in der zweiten Hälfte des Mai hinaus, so sehen wir alle Steine bedeckt mit rundlichen Häufchen zusammengeballter Sandkörnchen (Fig. 11 und 12). Öffnen wir ein solches Häuschen, so erblicken wir darin eine rötliche Köcherfliegenlarve oder ihre Puppe (Agapetus fuscipes Ct.); zu Millionen müssen die Individuen dieser Art im Bache vorhanden sein. — Nun lassen Sie uns auch noch den abgefallenen Blättern im Wasserlaufe unsere Aufmerksamkeit schenken; zwischen ihnen leben zahlreiche Larven von Stenophylax nigricornis P.; deren Gehäuse (Fig. 13) besteht etwa zur Hälfte aus Pflanzenstoffen (Blattstückchen), zur anderen Hälfte aber aus Sandkörnchen. Noch mehrere andere Arten, die ich hier garnicht einmal alle nennen kann, würden noch zu finden sein. — Wenn wir etwa im August dann noch einmal dieselbe Örtlichkeit besuchen, sind die Agapetus-Gehäuse ganz verschwunden, auch St. nigricornis-Larven finden wir dann nicht mehr; wohl aber sitzen dann an der Unterseite und an den Seitenflächen der größeren Steine im Bache Dutzende von aus Sand zusammengefügten Gehäusen (Fig. 14: Stenophylax latipennis Ct.) und neben ihnen, aber seltener, buckelig gewölbte, große Gehäuse (Fig. 15) aus kleinen Steinchen, welche die Larven oder Puppen von Rhyacophila septentrionis M'L. beherbergen.

Ich würde die Freundlichkeit meiner Leser zu sehr in Anspruch nehmen, wenn ich noch mehr Fundorte aus der Umgebung von Hamburg und aus Holstein skizzieren wollte; so könnte ich Ihnen z. B. eine Beschreibung des dicht an der Stadtgrenze belegenen „Eppendorfer Moores" geben und von dort allein etwa 20 Arten nennen.

Lassen Sie mich zum Schlusse nur noch eine Bitte aussprechen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat nämlich die Absicht, alle Köcherfliegenlarven, welche in Holstein vorkommen, in einem Buche zusammenzufassen und zu beschreiben. Er hat schon etwa 60 Arten gefunden und bestimmt; doch sind für Holstein etwa 90 Arten anzunehmen, so daß ihm also noch 30 zur Vollständigkeit fehlen. Deshalb richtet er an alle Herren, welche bereit sind, ihm aus ihrem Heimatsorte Köcherfliegen-Material zu senden, die Bitte, die stehenden und fließenden Gewässer in dieser Hinsicht zu untersuchen und die Funde ihm mitzuteilen. Er ist jederzeit bereit, brieflich und durch Übersendung weiterer „Anleitungen" usw. den Sammler zu unterstützen.

Hamburg, Rutschbahn 29.

Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

III.

Nicht nur den Handel und den Handelsverkehr, sondern auch den Haushalt ziehen die alten Rechenbücher in ihren Bereich, und sie geben uns z. B. Aufschluß über Lebensmittelpreise in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. So finden sich in der „Grund-Legung“ Seite 70 und 71 angegeben: Mehl à 6 Mark 2 Schilling die 100 Pfd. = 1 Schilling oder 7½ Pf. pr. Pfd. Reis à 14 Mark 8 Schilling die 100 Pfd. = 2½ Schilling oder 15 Pf. pr. Pfd. Ochsenfleisch und Schweinefleisch = 2 Schilling 2 Pf. = 16—17 Pf. pr. Pfd. Kalbfleisch dagegen 3 Schill. 6 Pf. = 26 Pf. pr. Pfd.

Die Butterpreise schwanken zwischen 3 Schill. (22½ Pf.) und 5 Schill. (37½ Pf.); Eier giebt es 5—6 Stück für 1 Schill. (7½ Pf.) Dies sind zwar Preise bei Einkäufen in größeren Mengen; wenn wir aber ¼ bis ⅓ noch hinzurechnen, so erhalten wir eine ungefähre Vorstellung von den Preisen im Kleinverkehr.

Hinsichtlich der Lebensmittelpreise möchte ich noch zwei Aufgaben aus der „Grund-Legung“ mitteilen. Dort heißt es S. 63, Nr. 4: „Wann ein 6 Schilling-Brod damals als der Wispel Rogken 57 Mark gekostet, 9 Pfund wägen müßte, Wie viel muß es dann wägen, wann der Wispel nur 48 Mark kostet? Fac.: 10 Pfund 22 Loth.“

S. 64, Nr. 6: „So ein Schillings-Rundstück [1]) 24 Loth wägen muß, wann die Last Waitzen 65 Rthlr. gilt, Wie viel muß es wägen, wann die Last 60 Rthlr. kostet? Fac.: 26 Loth.“

Besonders interessant aber ist folgende Aufgabe: „Als der Wispel Rogken 38 Mark galt, da ward ein 6 Schilling-Brod, nach gegebenen Raths-Gewicht auff 13½ Pfund gebakken. Da nachmals der Wispel 34 Mark höher gestiegen, werden einem Bekker einige 5 Schilling-Stükke (näml. Brot) bey der Visitation genommen, und geconfisqviret, weil jedes Stück ⅛ Pfund zu leicht befunden. Wieviel hat jedes Brod gewogen? Antw.: 5 Pfund 26 Loht.“

Dazu ist Folgendes zu bemerken: In Hamburg bestand seit 1483 die sog. Brotordnung, derzufolge allmonatlich zwei Herren des Rates in die Backhäuser gehen und das Brot besehen sollten; ungenügendes Brot wurde konfisziert. Seit 1548 fanden diese Besichtigungen wöchentlich, seit 1603 alle 14 Tage statt. Im Jahre 1674 ward eine Deputation von 16 Bürgern erwählt, von denen „4 allwöchentlich umgehen, das Brot wägen, und danach sehen sollten, daß es nach der monatlichen Taxe gewichtig ausgebacken und von gutem Mehle sei, das nicht muglich rieche oder schmecke.“ Dieser letzte Zusatz läßt ziemlich sicher auf fatale Erfahrungen schließen, die die visitierenden Bürger bei der Kontrolle gemacht haben müssen. — 1712 ward diese Deputation etwas anders eingerichtet; aber erst im Oktober 1797 ward die Brottaxe aufgehoben und Gewicht des Brotes der freien Konkurrenz überlassen. Die Deputation bestand zwar fort, hatte jedoch keine besonderen Funktionen mehr; bei der Neuordnung der Verhältnisse nach der Befreiung Hamburgs von der französischen Herrschaft fiel auch die Deputation für die Brotordnung weg.

Zu diesen den Haushalt betreffenden Partieen gehören auch die Berechnungen über Ochsen- und Schweineschlachten, die Kerzengießer- und Zinngießer-Rechnung. Hierüber möchte noch einiges zu sagen sein. Wie es auf dem Lande, hie und

---

[1]) „Rundstück: weiß Brodt von runder oder länglicher Figur, theils überschnitten, theils nicht überschnitten, so zu ½ bis 1 Schilling gemeiniglich gebacken wird.“ (Richey, Idiotic. hamb., Seite 218.)

da auch wohl in kleinen Städten, noch jetzt üblich ist, pflegten in früherer Zeit größere Haushaltungen auch in Hamburg zu Ende des Herbstes einen Ochsen oder ein Schwein zu schlachten, um für den Winter gepökeltes und geräuchertes Fleisch vorrätig zu haben. Der Ochsenhandel fand noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Pferdemarkte statt, während der Schweinehandel noch bis zu Anfang der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem Schweinemarkte geschah, und zwar auf dem Platze, wo jetzt das naturhistorische Museum steht. Wir ersehen nun aus den alten Rechenbüchern nicht nur die Kaufpreise für Ochsen und Schweine, sondern auch die Unkosten, die zu berechnen waren, um zu wissen, wie hoch das Pfund Fleisch zu stehen kam. Der Preis für 1 Ochsen ist je nach der Größe 38—54 Thaler à 2 Mark 1 Schilling; 1 Schwein kostete ungefähr 10 Mark (= 12 ℳ). Ich teile eine Aufgabe mit: „A. kauffet, mit seinem Nachbarn zu theilen, 10 Schweine, das Pfd. Haken-rein [1]) zu 18 Pf.; selbige wägen 1024 Pfd., zahlte an Unkosten aufs Stükk, als: herzutreiben $2^1/_2$ Schilling, dem Treiber-Jungen 6 Pf., dem Finnen-kiker 6 Pf., dem Schlachter vor das Breu-Küfen 6 Pf., Schlachter-Lohn 8 Schilling, Accise vor die Mark 1 Schilling; vor Specerey in die Würste 2 Mark 4 Schilling, vor Trink-Geld und Bier vor die Schlachters 1 Mark 4 Schilling, vor Feurung und andere Unkosten berechnet er 1 Mark. Wie viel muß jeder bezahlen, und was kommt das Pfund mit allen Unkosten zu stehen? Antw.: 57 Mark, das Pfund gestehet $21^3/_8$ Pf.“, das wären etwa $13^1/_2$ ₰ nach jetzigem Gelde. Aus der Aufzählung der Unkosten ist u. a. zu ersehen, daß schon zu Ende des 17. Jahrhunderts (und vielleicht schon noch früher) eine Art Gesundheitspolizei hinsichtlich der Schweine geübt wurde. Der Finnen-kiker war nämlich ein Mann, „der die Schweine auf dem Marckte, beim Kauffe, besiehet, ob sie Zungen-rein sind, oder Finnen haben.“ In letzterem Falle durften sie nicht verkauft werden. Diese Untersuchung, die stets unter großem Geschrei des betreffenden Tieres stattfand, wurde noch bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem Schweinemarkt vorgenommen, bis sie dann durch die Trichinenschau ersetzt wurde.

Der Ochsentalg (oder Tallig, wie die ältere Schreibweise ist,) wurde entweder an die Kerzengießer verkauft, oder aber diese stellten für eine bestimmte Vergütung daraus Lichte für den betreffenden Haushalt her. Wenn man sich im Museum hamburgischer Altertümer die alte Küche ansieht, so wird man dort auch die „Lichtlade,“ sowie die messingenen Leuchter nebst dazu gehöriger „Lichtschere“ finden. In der Lichtlade lagen die Lichte, bei denen man gegossene und gezogene unterschied; beide waren in verschiedenen Stärken zu haben. Die Leuchter hatten einen Schieber, mittels dessen das allmählich kürzer werdende Licht in die Höhe geschoben werden konnte. Die Lichtschere war zum „Putzen“ des Lichtdochtes erforderlich, ohne welches das Licht weniger hell brannte. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat das Petroleum die Talglichte ganz verdrängt, und das Kerzengießergewerbe ist eingegangen.

Dasselbe Schicksal teilen die Zinngießer, wenigstens soweit ihre Thätigkeit für den Haushalt in Betracht kommt. Das viele Zinngeschirr, welches auf der „alten Diele“ des erwähnten Museums ausgestellt ist, sowie die zahlreichen großen und kleinen Humpen in der „Amtsstube“ daselbst sind noch heute Beweise dafür, in welchem Maße Haus und Gewerbe die Thätigkeit der Zinngießer in Anspruch nahmen. Schadhaft oder unmodern gewordenes älteres Geschirr ließ man auch wohl zu neuem umgießen, oder gab es gegen solches in Zahlung.

[1]) „Haken-rein: geschlachtet und ausgeweidet, so wie es der Fleischer zum Verkauf am Haken hengen hat. Wird demjenigen entgegengesetzet, was man lebendig einkauffet, und selber einschlachtet.“ (Richey, Idiotic. hamb., Seite 84 u. 85.)

Aber nicht nur Handel, Verkehr und Haushalt haben Stoff zu der Einkleidung der Aufgaben geliefert, auch die kriegerische Zeit des 17. Jahrhunderts findet sich angedeutet. So heißt es in Lambecks Rechenbuch, S. 26, Aufg. 4: „Item, 5 Reuter [1]) erlangen eine Beute von 375 Cronen, [2]) wie viel gebühret jedem?“ In der „Schatzkammer“ heißt es S. 127 Nr. 18: „Eine benahmte Stadt läßt ein Fortifications-Werk verfertigen, gebraucht dazu 1000 Mann, welche 18 Wochen daran arbeiten, und jeder des Tages 11 Schilling ($82\frac{1}{2}$ ₰) bekommt. Wann denn in selbiger Zeit, ohne die Sonntage noch 5 Festtage eingefallen daran nicht gearbeitet, so fragt man: Wie viel die gesammte Lohnung außtrage? Antwort: Mark 70 812: 8 Schilling (= 84 971 *M*).“

Man könnte hierbei an das 1679 erbaute Neue Werk, d. h. die östliche Befestigung St. Georgs von der Alster zum Hammerbrook und durch diesen bis zur Bille, oder auch an die 1682 errichtete Sternschanze denken, welch letztere im Jahre 1686 bei der Belagerung durch die Dänen so erfolgreichen Widerstand leistete. — Nebenbei ist noch die Angabe betreffs des Tagelohns (11 Schilling = $82\frac{1}{2}$ ₰) interessant.

Im Anschluß an diese Aufgabe mahnt Heins:

„Starker Wall und feste Mauren sind mit nichten zu verachten,
Aber dann erst was zu schätzen, wann des Höchsten Gnaden-Schutz,
Wider aller Feinde Wüten, ist ein sichrer Hort und Trutz;
Das magstu, ach liebes Hamburg, dir zum Vortheil auch betrachten.“

In demselben Abschnitt, S. 128 Nr. 23, findet sich noch folgende Aufgabe: „Eine Stadt, die eines Unwillens sich befürchtet, lässet zu ihrer Versicherung 1200 Soldaten werben; als solche 4 Monat gedienet, werden abermahl 1500 Mann geworben, und wiederum nach 2 Monaten 1300 Mann. Weil dann die Monatl. Gage eines jeden (wann die Officirer mit eingerechnet) durchgehends 6 Rthlr. beläufft: Wie viel will die Unterhaltung sothaner Mannschafft tragen, wann, von Zeit der erstgeworbnen Völcker an zu rechnen, ein Jahr zu Ende ist? Antwort: 205 200 Rthlr.“ Auch hier liegen wohl bestimmte Thatsachen zu Grunde; denn Hamburg war während des 17. Jahrhunderts wiederholt zu größeren Truppenanwerbungen genötigt, die ebenso wie die großartigen Festungsanlagen der Stadt schwere Geldopfer auferlegten; diese aber mußten durch nicht unerhebliche Steuern seitens der Bürger aufgebracht werden.

Mit den gegebenen Beispielen ist der Stoff jedoch keineswegs erschöpft; es findet sich, namentlich in der „Schatzkammer,“ die ihren Namen mit Recht trägt, noch manche Aufgabe, die fast eine kleine kulturhistorische Skizze genannt werden könnte. Ich will jedoch nur noch eine solche Aufgabe vorlegen, die dem eigenen Wirkungskreise der Verfasser, der Schule, entlehnt ist. Sie lautet: „Vor 4 Knaben im Schreiben und Rechnen zu informiren, sind im Viertheil Jahr 25 Mark bezahlet worden. Wann dann vor 32 solcher Knaben, und vor noch einen, der nur im Lesen und Schreiben unterrichtet, und davor halb so viel, als vor einen der obigen gegeben worden, zusammen 359 Mark 6 Schilling eingehoben seyn; So frage: wie lange vermeldte Knaben davor unterrichtet worden? Antwort: 23 Wochen.“ Danach betrug das Schulgeld für einen „Rechnens-Knaben,“ wie Val. Heins die älteren Schüler nennt, 6 Mark 4 Schilling (7,50 *M*) pr. Vierteljahr, für einen Leseschüler oder Elementarschüler aber nur 3 Mark 2 Schilling (3,75 *M*). Bei den geringen Nachrichten, die wir über das ältere hamburgische

---

[1]) Reuter, Bezeichnung für einen schweren Reiter, im Gegensatz zu den leichten bewaffneten und berittenen Dragonern.

[2]) Vermutlich sind hier „dänische Cronen“ gemeint, die etwa 4 Mark 12 Schilling = 5,70 M. wert waren.

Schulwesen haben, ist diese Aufgabe von ganz besonderem Interesse, weil sie etwas Aufschluß über die pekuniäre Stellung der Lehrer im 17. Jahrhundert giebt.

Indem ich nun schließe, bitte ich, einerseits diese Arbeit nur als einen Versuch betrachten zu wollen, die kulturhistorische Bedeutung der alten Rechenbücher zu würdigen, andererseits nach folgenden Versen des alten Valentin Heins beurteilen zu wollen:

„Nachdem ein Ding bewandt, so wills seyn vorgetragen;
Man kann mit wenigem nicht eben alles sagen.
Die Kürtz ist angenehm, doch nicht, wann sie verhehlt,
Daß es bald hier, bald dort an Licht und Nachdrukk fehlt."

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von **Joh. Langfeldt** in Flensburg.

X. Handewitt, Sundewitt, Wiesharde.

Tief in Angeln und westwärts selbst auf der Nordsee ist sichtbar die hoch liegende Kirche des Dorfes Handewitt. In Waldemars Grundbuch (1232) begegnet uns der Name in der ältesten Fassung: Hanœwith. Höchst wahrscheinlich ist damit die Waldung gemeint, deren Erträgnisse für den Unterhalt der Könige bestimmt waren. Hanœwith ist hier nämlich dem Krongut — Konunglef — eingereiht. Später treffen wir auf folgende Formen: 1285 Handwith, 1286 Hanewith, 1433 Hantwit, 1517 und 1523 Handewit, 1514 und 1558 Handewitt, 1556 Handtwitt. Die verschiedenen Schreibweisen besagen, daß wir hier die Stammsilbe with vor uns haben, auf welche wir in alten Urkunden oft stoßen.

So wird in der nämlichen für die Kulturgeschichte unserer engeren Heimat so wichtigen Sammlung als Krongut auch Jarnwith aufgeführt. In einer Rede des Esbern Snare (1190), worin er zur Teilnahme an einem Kreuzzuge auffordert, gedenkt er der großen Wüste, die das Land der Slaven, Holstein und Dänemark verbindet (S R D V 348). Hierunter ist zu verstehen der südliche Teil Schleswigs, vornehmlich die Mitte, die noch viel später geringen Anbau aufwies. Aus dem Grundbuch erhellt, daß das Land im Süden der Schlei aus Jarnwith, Fräslet, Svansö und Kamp bestand. In einem Schriftstücke vom 12. Mai 1260, laut welchem die Königin-Witwe Mechthild und deren Söhne den Grafen Johann und Gerhard von Holstein den Landstrich zwischen Schlei und Eider nebst Rendsburg verpfänden, heißt es: tota terra nostra inter Sliam et Eidriam. videlicet Svansio. Frethslet. Stapeleholm. Nemus Jernewith et oppidum Reinoldesburgi. Hier ist Jernewith ausdrücklich als „nemus" bezeichnet. Der Name ist gleich dem in der Edda vorkommenden (Jarnviđi), der Ort, wo Angerbode saß und das Geschlecht des Fenriswolfes gebar. Wir wissen, daß der deutsche Name der Waldung Isarnho war. Schon 1307 ist die Bezeichnung silva danica (dänischer Wohld) aufgekommen. Jarnwith (Isarnho) ist eiserner Wald. Der Sinn ist natürlich: großer, undurchdringlicher Wald. Man vergleiche das deutsche eisern in der Bedeutung dauernd.

Im Grundbuche des dänischen Königs finden wir zur Bezeichnung einer Landschaft auch den Namen Sundwith, unser Sundewitt. Daß die an den Sund grenzende Halbinsel ehemals zum weitaus größten Teile mit Holz bestanden war, darauf deuten unverkennbar noch in neuerer und neuester Zeit bestehende Verhältnisse und Bezeichnungen.

Die Grundsilbe der genannten Ortsnamen entspricht dem neudänischen ved,

altnordisch vidr, d. h. Holz, Wald. Die Silbe wurde verhältnismäßig schon früh zu wi, wy, it, ed, de und e abgeschliffen. Vergl. u. a. O. Linnet (1340 Lynwy, 1458 Lenwith, 1482 Lynwet, 1492 Lenedt) und Moldenit (1523 Moldenet).

Was den ersten Teil des Namens Hanœwith betrifft, so bildet er den Genitiv des im Mittelalter nicht seltenen Personennamens Hani, ahd. Hano im 12. Jahrhundert, Hane Zuname im 14. und 15. Jahrhundert (SRD), Hane, Knappe, Satellit der Lübecker um 1300 (Schlesw.-Holst.-Lauenb. Urk. s. I), Clawes Hane, mecklenburgischer Knappe 1329, 1348 (ebd.) — Der Name Handewitt bedeutet also Waldung des Hani. In Hani werden wir also wohl den Namen des ersten Besitzers jener ausgedehnten Waldung zu suchen haben, die später dem Dorfe den Namen lieh.

Handewitt liegt in der alten Wiesharde, deren Name uns ebenfalls 1232 begegnet: Vvizhœreth. Das hier auftretende z pflegt zufolge der Schreibweise des Grundbuches ts oder ths zu bedeuten. Hinge der Name mit Wi (= Heiligtum) zusammen, so müßte man die Schreibung Wishœreth erwarten. Im 14., 15. und 16. Jahrhundert begegnen wir dieser Fassung oft (Flensb. Dipl.) Kok glaubt, in wi with sehen zu sollen. Auf der anderen Seite lautet der Genitiv von with withar und nicht withs. Doch wäre denkbar, daß die Harde zu einer Zeit entstand, da der Übergang von -ar zu -s sich bereits vollzogen, was schon früh geschehen sein kann. (O. Nielsen, Olddanske Personnavne). Im Volksdialekt lautet die Silbe jedenfalls lang. Hagerup bezeichnet die Aussprache als Stovih mit dem Ton auf der letzten Silbe. Dieser Umstand könnte vielleicht zu der Annahme berechtigen, daß wir es mit einem Wi, der Stätte eines heidnischen Tempels, zu thun haben.

Einem unzweifelhaften Wi stehen wir jedenfalls gegenüber in der Bezeichnung Wiehöi, die auf der Gemarkung Gram aus dem Jahre 1638 genannt wird. „Wichöi, item Stensrögel, auf welcher ein großer flacher Stein von etwa 15 Ellen Umfang sich findet, der in früherer Zeit als Opferstätte gedient haben soll. (D. Saml. 2. R. IV, 15.)

In einer dem Jahre 1271 entstammenden Handschrift, worin Graf Gerhard I. die Grenze zwischen der Stadt Kiel und dem ehemaligen Dorfe Kopperpahl bestimmt, treffen wir ebenfalls den Namen Vi an. Hier heißt es: Vi quod est inter Hertze et Hassendorpe. Nach der Erklärung in der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Urk.-Samml. bezeichnet der Name die Wiesengegend nördlich von Hassee auf der Kieler Stadtfeldscheide. Inwieweit der Name dieser Örtlichkeit mit unserm Wiehe in Verbindung gebracht werden könnte, mögen Wissende entscheiden.

XI. Twedt.

Mit der Endung -with den Ortsnamen Twedt zu identifizieren, ist noch in unseren Tagen versucht worden. Mit welchem Rechte Twedt als Holz, Waldung auszulegen ist, wird sich aus der folgenden Darstellung ergeben.

In Schleswig finden wir sechs Örter, deren Name die Silbe -twedt aufweist: im Kirchspiel Oster-Linnet einen Hof Twedt, im Kirchspiel Tondern ein Dörfchen Twedt und nordöstlich von der Stadt an der Wind-Au einige Höfe Korntwedt, im Kirchspiel Adelby Twedt und Twedterholz und im Kirchspiel Tolk das Dorf Twedt. Da die älteren Schreibweisen des Namens wesentlich ebenso lauten wie heute — 1232 Thwedt-Twedt, Kirchspiel Tolk; 1423 Tuete-Twedt, Kirchspiel Tondern; 1450 Tuwete-Twedt, Kirchspiel Adelby; Meier und Danckwerth überall Twede —, so dürfen wir annehmen, daß das Wort ursprünglich ebenso lautete wie heute und nicht, wie bei einem bei Svendborg liegenden Tved, durch Zusammenziehung von Twywath entstanden sei.

Der Name ist im ganzen Norden verbreitet, selbst in Großbritannien hat

Worsaae nicht weniger als 83 Ortsnamen nachgewiesen, die auf -thwaite ausgehen. In Schweden hat das Wort vielfach die Form thwet, in Norwegen oft twedda angenommen. Vielleicht ist unser plattdeutsches Twiete, Twete damit verwandt. Worsaae stellt das englische thwaite mit dem altnordischen thoeit zusammen und meint es als ein durch Anbau abgesondertes Stück Land erklären zu sollen. Werlauff leitet es vom angelsächsischen thwitan, thweotan ab, welches dem deutschen abschneiden entspricht. Outzen sagt in seinem Fries. Gloss. S. 371 bezüglich des Wortes: „Hierzulande wird es oft auf Dänisch in beiden Bedeutungen gebraucht, bald als urbar gemachtes Land oder Wiese, bald als Grenze der Feldscheide.“ Letztere stimmt zum angelsächsischen thwitan, zerschneiden, trennen, worauf auch N. M. Petersen den Namen Tved zurückführt. In Nordengland bezeichnet, nach Cravens Dial. II. 205, Thwaite „a field, cleared of wood,“ also gerodetes Land. Molbech (Dialekt-Lexikon S. 614) meint, daß das schleswig-holsteinische Twedt und das englische Twait = gerodeter Waldboden, hochgelegenes Land, das vormals mit Wald bestanden war — vielleicht zu einer anderen Erklärung führen könne. Ein anderer Forscher, Hansen, der sich im Jahrg. 1879 der „Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie“ mit den seeländischen Ortsnamen beschäftigt, leitet Tvedt vom altnordischen tveier, in der Zusammensetzung tve-, ab und erklärt es als eine Landzunge, die durch den Zusammenfluß zweier Wasser gebildet wird. Diese Deutung würde sich mit der Lage unserer Twedt-Örter nur selten vereinen. Am ehesten könnte man bei dem Tolker Twedt versucht sein, diese zu acceptieren: hier haben wir in der That ein Stück Land, das innerhalb der Gabelung eines Baches und der Loiter Au liegt. Auch die Höfe, welche den Namen Korntwedt führen, liegen unter allen Ortschaften dem Zusammenfluß von Galgenstrom und Wied-Au am nächsten. Bezüglich des Adelbyer und Tondernschen Twedt ist sie zu verwerfen. Annehmbar erscheinen mir überhaupt die übrigen Erklärungen, die ich, unter Berücksichtigung der Etymologie, wie folgt zusammenfasse: Twedt bedeutet ursprünglich entweder gerodeter Waldboden, der infolge Anbaues von seiner Umgebung sich absonderte, oder Grenze, Feldscheide.

Die Dinggerichte in Holstein.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

Das Wort „Ding“, skandinavisch: thing — in Dinggericht, Dingstätte, Dingvogt usw., hängt etymologisch mit dem althochdeutschen dingôn = reden, verhandeln zusammen, einem Verbum, welches in seiner heutigen Form: dingen die ursprüngliche Bedeutung noch nicht eingebüßt hat. Während man in Skandinavien unter Thing (vgl. Storthing und Folkething) schlechtweg eine Verhandlung, Volksversammlung, Parlament versteht, hat sich in Deutschland der ausschließliche Begriff der Gerichtsverhandlung herausgebildet, und zwar ist das Dinggericht ein Volksgericht, in welchem das Volk, bezw. auserwählte Männer aus demselben das Urtheil zu fällen haben. Im Grunde sind unsere modernen Geschworenengerichte nichts weiter als eine Wiederaufnahme der alten Dinggerichte, die hier in Holstein noch bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts, wenn auch mit der Zeit immer seltener, gelegentlich abgehalten worden sind.

In den ältesten Zeiten richtete zu Friedenszeiten das ganze Volk, bezw. der Gau oder eine kleinere Gemeinde unter Leitung des Herzogs, des Fürsten, des Ältesten — im Kriege das Heer. Die Verhandlung fand unter freiem Himmel statt, und die Versammelten waren, auch zu Friedenszeiten, bewaffnet. Das von

den leitenden Männern vorgeschlagene Urteil wurde von der Menge durch Zuruf gebilligt oder verworfen.

Da die Urgeschichte Holsteins – – abgesehen von einigen Streiflichtern, welche die Sage auf die Zeit zwischen der Auswanderung der Angelsachsen und Karl dem Großen gelegentlich wirft — völlig im Dunkeln liegt, so läßt sich nur ein Analogieschluß dahin ziehen, daß mit der fränkischen Herrschaft auch fränkische Grafen und Vögte den Vorsitz über die Volksgerichte übernommen haben. Während wir über die Gerichtsverfassung in den Städten Holsteins (über Kiel z. B durch das neuerdings herausgegebene „Varbuch"), wo ebenfalls ein gräflicher Vogt (lat.: vocatus, niederdeutsch: vaged) den Vorsitz führte, schon aus dem 13. Jahrhundert ziemlich gute Nachrichten besitzen, fällt auf die auf dem Lande abgehaltenen Dinggerichte im Grunde erst mit der Regierung der Oldenburger ein helleres historisches Licht. Für die frühere Zeit ist man auf Rückschlüsse angewiesen.

Man unterschied Loding (Lodding) und Göding (= Gauding, Gaugericht) und zwar bildete dieses die Berufungsinstanz für das erstere. Loding und Göding entsprachen also einigermaßen dem Nieder- und dem Obergericht in den Städten.

Das Präsidium führte der Vogt, später der kgl. Amtmann, der aber nicht stimmberechtigt war. Das eigentliche Gericht bestand aus dem Dingvogte, dem sog. „Vorsprach" und dem „Abfinder" sowie aus den 32, später 16, bezw. 12 „frommen Holsten". Dingvogt, Vorsprach und Abfinder galten alle drei als Dingvögte und sie wurden samt den übrigen Beisitzern vom Amtmann aus dem Bauernstande ernannt. Das Amt des ersten Dingvogtes war häufig in einer Familie erblich. Die Verhandlung fand ursprünglich, dem alten Herkommen gemäß, unter freiem Himmel und auf freiem Felde statt, mit Vorliebe auf einem mit Bäumen bewachsenen Hügel mit weitem Blick, häufig auch in der Nähe von Hünengräbern. Eine solche Lage hatte beispielsweise der „Jahrsche Balken," eine uralte Dingstätte bei dem Dorfe Jarsdorf (vormals Geresthorp) im Kirchspiel Hohenwestedt. Der Name „Balken" erklärt sich wahrscheinlich aus dem Skandinavischen, vergl. „Wikingerbalk," wo Balk der Name für einzelne Abteilungen des alten schwedischen Gesetzbuches ist. Ob er mit dem Gebrauch, lange Holzlatten oder Balken im Geviert auf den Boden zu legen, zusammenhängt, ist sehr zweifelhaft. Innerhalb des so eingehegten Raumes saßen die Dingleute, auf der einen Seite die Dingvögte mit Schwert bezw. Hellebarde, auf den drei anderen Seiten die „Holsten," ursprünglich wohl auch bewaffnet. Rund herum drängten sich die Zuschauer. — Daneben finden wir auch den Gebrauch, daß die Dinggerichte im Dorfe selbst unter der Dorflinde gehegt wurden (Bordesholm).

Es sei auch noch an den „Obstallbom" bei Aurich erinnert, der, wie der Name anzudeuten scheint, möglicherweise gar kein grünender Baum, sondern eine aufgestellte Stange gewesen ist.

Das „Ding und Recht" begann mit einer langen, mindestens eine halbe Stunde [1]) in Anspruch nehmenden Zeremonie zwischen dem Dingvogt und dem Vorsprach, während welcher der erstere auf seinem Dingstein oder Dingstuhl sitzen blieb. Nur bei den Worten:

„Dat Schwerdt, dat vor my ligt, dat thom Krütz geteknet iß, unde thom Schemel myner Föten iß, off ick mag nich schuldig africhten hoch effte siede na de Klage, als eth sick voröffnet in de Herren Register — — —"

erhebt er sich von seinem Sitz, setzt sich aber gleich wieder, nachdem er das Schwert in die Scheide zurückgestoßen. Die Rede des Dingvogtes beginnt meistens mit den Worten:

„De Lyde synd vorbannet thom Ordel —"

---

[1]) Nach der Ausgabe von Fuchs: Holsteinisches Ding und Recht — umfaßt das Formular 8 Druckseiten in Quart, freilich in großem Druck.

die des Vorsprach:

„Herr Vagt, will jy dat Ordel unde Landrecht weten? — — —"
und der langen Rede kurzer Sinn war der, daß man nun daran gehen wolle, das Gericht nach Holsten-Landrecht ordentlich zu hegen.

Nach diesem Einleitungs-Zeremoniell begannen die streitenden Parteien ihre Sachen vorzutragen. Hatten sie geendet, so verließen die Holsten den Kreis und begaben sich mit dem Abfinder „in die Acht," um über das zu fällende Urteil zu beraten. Waren sie zum Entschluß gekommen, so kehrten sie in den Kreis zurück, und der Abfinder (vergl. den „Obmann" der Geschworenen) verkündete die getroffene Entscheidung. Der Dingvogt und anscheinend auch der Vorsprach stimmten nicht mit ab, ebenso wenig der überwachende königliche Beamte.

Die vor dem Dinggerichte zur Verhandlung kommenden Fälle waren in späterer Zeit fast ausschließlich Streitsachen, keine Polizei- oder Kriminalfälle.[1]) Die Klage wurde zuerst dem Amtmann eingereicht, und wollte man sich bei seiner Vorentscheidung nicht beruhigen, so ging man weiter an das Loding und von diesem ev. an das Göding. Die letzte Entscheidung hatte der König. In Holstein bildete das 1560 eingerichtete Oberamtsgericht, das nachher, mit dem 1648 eingeführten, vierteljährlich abgehaltenen Kanzleigericht verbunden, in Glückstadt zusammentrat, die letzte Instanz, indem der König es fast immer bei dem hier gefundenen Urteil bewenden ließ. Vor 1560 ging die Appellation vom Göding an den König, Prälaten und Ritterschaft.

Wie lange man Ding und Recht unter freiem Himmel abgehalten hat, läßt sich für das ganze Holstenland nicht mit einer bestimmten Jahreszahl oder auch nur mit einem Jahrhundert angeben, wie es denn überhaupt sehr schwierig ist, bei der Verschiedenheit in den einzelnen Ämtern ein allgemein gültiges Bild der Dinggerichte zu geben. Sie bestanden in den ehemaligen Ämtern Kiel, Bordesholm, Neumünster, Rendsburg, Steinburg, den stormarnschen Ämtern, in der Herrschaft Pinneberg, der Grafschaft Ranzau und der Herrschaft Herzhorn. Die folgenden Darlegungen gelten indessen in der Hauptsache für den ehemals königlichen Anteil des Landes.

Im Amte Rendsburg sind die Hegungsformalitäten am frühesten in Fortfall gekommen. Ob das am 14. März 1542 in Sachen Wieben Peters, des ditmarscher Landesfeindes, von dem Amtmann Cay Rantzau zu Rendsburg abgehaltene Loding drinnen im Amthause oder draußen stattgefunden hat, ist nicht ersichtlich. Dagegen ist ein 1671 zu Schenefeld von 32 Holsten gehegtes Dinggericht wahrscheinlich noch im Freien zu denken. Eine königliche Verfügung für das Amt von 1709 besagt jedoch, daß von nun an alle Dinggerichte auf dem Amthause zu Rendsburg zur Ersparung der Unkosten abgehalten werden sollen. Im Freien tagte noch bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1560 das alljährlich abgehaltene und deshalb der „jarige oder jahrsche Balken" genannte Göding, das im Kirchspiel Hohenwestedt abgehalten wurde. C. v. Cronhelm (s. u.) meint dagegen, daß es zu Bramstedt auf dem Bleek neben dem Roland stattgefunden habe. An dieser Stätte pflegten auch die Brabanter Kaufleute und Ochsenhändler, altem Brauche gemäß, wie z. B. in Wedel, ihre Kontrakte zu schließen und in Streitigkeiten rechtliche Entscheidung zu treffen.

Lange hat man jedenfalls auch noch in Bordesholm unter der großen Linde Gericht gehalten; denn die Bezeichnung „Tilian- oder Tilialgericht" — vom lat. tilia = Linde, also Lindengericht — fand dort im Anfang des 19. Jahrhunderts noch allgemeines Verständnis, bevor sich die Litteratur der Sache bemächtigte und

---

[1]) Wenn ein solches Gericht einmal in Kriminalsachen fungierte, so hieß es wohl ein Notrecht oder „Notding."

sie auffrischte. Für die Mitte des 18. Jahrhunderts historisch bezeugt ist ferner die Abhaltung des Dinggerichts unter freiem Himmel in Wilster durch Carl von Cronhelm, Historischer Bericht von den alten und neuen Rechten und Gerichten in Holstein, Altona 1750. Ich lasse die betreffende Seite, die zugleich über die im Laufe der Jahrhunderte geschehenen Änderungen Aufschluß giebt, im Wortlaut folgen:

„Es wird dasselbe in der Stadt Wilster am Marckte, nahe bey der Kirchen, unter blauem Himmel gehalten, doch wenn es regnet, befestigen sie ein großes Tuch an das Wirtshaus und an zwey auf der Gassen stehenden Stangen. Die 16 Gerichtspersonen sitzen auf 4 im Quadrat gesetzten Bänken, und kommt das Formular der Hegung mit dem gedruckten Holsten-Land-Recht mehrenteils überein. Die Hegung pflegt von dem Dingvogt und dem ältesten zu solchem bestellten advocato ordinario verrichtet zu werden, und wie alle Gerichtsleute beeidiget sein müssen, so nimmt vorher der Ding-Voigt denen, so noch keinen Eyd geleistet, denselben ab. Wenn die Gerichtspersonen sich gesetzet, treten die Advokaten mit den Partheyen, so vor sollen, zwischen die Bänke unter sie, und wird die Sache, ohne daß desfalls etwas zu Protocoll genommen wird, mündlich placidiret. Nach geschlossenen Recessen gebiethet der Ding-Voigt die Gerichtsmänner und den Abfinder, dem die Documente zugestellt werden, in die Acht. Alsdann gehen sie auf den Kirchhof, vor der Kirch-thüre, in die Acht; kommen, nachdem sie votiret, wieder zu den Bänken und der Abfinder spricht, wenn sie alle mit bloßem Haupt stehen, zu dem Ding-Voigt: Ick gröte mines Herrn Recht; der Voigt antwortet: Ick dank juw vor mines Herrn wegen; der Abfinder: Herr Vagd, jie hefft mi de Acht befahlen; der Voigt: De Acht gestah ick; darauf der Abfinder folgendergestalt fortfähret und die Urtheil publiciret: So sprekt de 16 mit mie und ick mit se rc. — — Appelliret jemand von diesem Spruch, so muß er die Gravamina und Appellation zu Protocoll geben. Der Protocollist ist ein Gevollmächtigter des Amtsverwalters und sitzet in der Stuben vor offenem Fenster. Muß eine Parthey einen Eyd schweren, so nimmt der Dingsvoigt solchen ab und zwar daselbst, wo man über das eisern Trallwerk auf den Kirchhof gehet, dergestalt, daß der Voigt auf der einen, der aber schweren soll, auf der anderen Seite des Trallwerkes steht." — —

Die Kremper Marsch hatte ein Loding für sich, das im Vogteihause zu Krempe gehalten wurde. Teils hier, teils auf der Paaschburg zu Itzehoe (vor 1560 in Bramstedt) tagte das für beide Marschen gemeinschaftliche Göding, zu dem aus der Wilster und Kremper Marsch je 6 auf Lebenszeit bestellte „sichere Holsten" zusammentraten. Außer diesen beiden Gerichten gab es für die beiden Marschen noch ein sog. adeliges Lod-Göding für die Unterthanen in den adeligen Marschgütern, welches — ähnlich wie in den Ämtern — in Funktion trat, wenn jemand sich bei dem Spruche des Gutsherrn, bezw. dessen Justitiars (Gerichtshalters) nicht beruhigen wollte. Dieses wurde auf dem Gutshofe oder in einem anderen Hause gehalten und zwar gewöhnlich von den drei Dingvögten und 16 Holsten; falls die Gutsherrschaft interessiert war, von 7 unparteiischen Männern aus der Umgegend. — Zuweilen hielten Loding und Göding gleichzeitig Sitzung in zwei aneinander stoßenden Zimmern. Der Advokat stand dabei in der offenen Verbindungsthür und führte die Sache, so daß beide Gerichte zuhören konnten. Wenn dann die das Loding bildenden Holsten aus der Acht kamen und das Urteil abgaben, so machte das Göding solange die Thür zu, um im Falle der Appellation selbständig urteilen zu können (vgl. Cronhelm, Hist. Bericht).

Es würde zu weit führen, die Dinggerichte in Holstein erschöpfend zu behandeln. Der Verfasser würde seine Absicht denn auch erreicht zu haben glauben, wenn er zu einer weiteren Sammlung von Einzelheiten in den einzelnen Ämtern, auch den ehemals fürstlichen, die Anregung gegeben hätte. So mögen denn nur noch einige

Angaben folgen über die Wahl der Dingvögte und Holsten, sowie über die ihnen gewährte Entschädigung.

In den älteren Zeiten sind die Dingleute wahrscheinlich aus freier Wahl der Gemeinde, nach Maßgabe des Alters und der Würdigkeit, zusammengetreten. Seitdem die Dinggerichte aber ein staatlich geregeltes Institut wurden, kam dem kgl. Amtmanne, vorher vielleicht schon dem gräflichen Vogte, die Ernennung sowohl der Dingvögte wie der Holsten zu, obwohl bei der Auswahl der letzteren der Dingvogt dem Beamten zur Hand ging. Die Dingvögte wurden meistens auf Lebenszeit angestellt und das Amt erbte sich häufig in einer Familie fort oder haftete an einer bestimmten großen Bauernstelle. Das habe ich in den Akten des Rendsburger Landratsamtes durch viele Beispiele bestätigt gefunden. Der Dingvogt genoß völlige Freiheit von allen kommunalen Abgaben.[1]) So kam es im Amte Rendsburg schließlich dahin, daß die Regierung in Anbetracht der großen Zahl der Dingvögte — 1710 waren es 15 im Amte statt der 1695 vorgesehenen 6 — und des dadurch bedingten Ausfalls an Einnahmen verfügte, daß in Zukunft nur Viertel- und Achtelhufner, also Kätner, zu Dingvögten genommen werden sollten. Es war dies also nicht etwa eine soziale Maßnahme.

Die „Holsten" waren gleichfalls ausschließlich Landleute und wurden auf Lebenszeit gewählt. Jede Dingsperson erhielt täglich eine Mark Lübsch für Reise- und Zehrkosten aus der gemeinen Anlage des betreffenden Kirchspiels. (Vgl. das Corpus constitutionum Regio-Holsaticarum ed. C. v. Cronhelm.) Ihr Amt war also ein Ehrenamt, wie noch heute das der Geschworenen. Wer indessen unentschuldigt ausblieb, mußte eine Buße von 20 Reichsthalern bezahlen. In unserem Jahrhundert sind, im Amt Neumünster wenigstens, Barzahlungen an die Dingleute überhaupt nicht Sitte gewesen, sondern Fuhren und Bespeisung wurden in natura geleistet. Nur die Dingvögte erhielten in Appellationsfällen von dem Schoßmahl einen Thaler (vgl. Francke, Über das Neumünstersche Ding und Recht, staatsbürgerl. Magazin Bd. IV, Kiel 1845.) Die Kosten eines Termins, für die Bespeisung, beliefen sich auf 5 Reichsthaler 16 ß, die nur bei außerordentlichen Terminen von den Parteien, sonst von der Staatskasse getragen wurden. Teuer wurde ein Prozeß erst durch die Annahme von Advokaten, und wenn jemand, von Lod- und Göding bereits abgewiesen, auch beim Oberamtsgericht unterlag, dann waren 50 Rthlr. sog. „Succumbentz-Gelder" zu erlegen. In den Elbmarschen sollen auch schon 100 Rthlr. Brüche vorgekommen sein.

Das letzte in der Litteratur erwähnte **Dinggericht** hat im Jahre 1843 *zu Neumünster getagt, und zwar in dem Saale eines dortigen öffentlichen* Gasthauses. Der Dingvogt ist dabei noch mit dem Schwert, Vorsprach und Abfinder sind mit der Hellebarde bewaffnet gewesen und die sämtlichen Hegungsformalitäten haben noch stattgefunden. Francke, welcher den Vorgang im Staatsbürgerlichen Magazin Bd. IV (s. oben) beschreibt, hebt ausdrücklich hervor, daß das zahlreich anwesende Publikum sowohl die altertümlichen, nur halb verstandenen Zeremonien, wie auch den Gang der eigentlichen Verhandlung sehr aufmerksam und ruhig verfolgt habe. Allerdings wird von Augenzeugen in einigen Fällen auch das Gegenteil bezeugt, daß man lose Redensarten im Umkreise und sonstigen Unfug gemacht habe, und das kann bei dem eigentümlichen Anblick der bewaffneten Dingvögte und bei dem Anhören der, wenn auch mit noch so ehrbarem Gesicht vorgebrachten Formalitäten in einer so weit fortgeschrittenen Zeit nicht wunder nehmen. Wie bekannt, haben die Dinggerichte bis zur Übernahme der Herzogtümer durch Preußen bestanden.

[1]) Falck, Handbuch des schleswig-holst. Privatrechts Bd. III, 2 spricht auch von einem jährlichen Gehalt der Dingvögte, allerdings ohne Belege zu geben. Bisweilen seien auch allen Dingleuten gewisse Abgaben erlassen gewesen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilhelm Wisser** in Eutin.

30. Dumm' Hans un klôk Klas.*)

Dar 's mal ins 'n Bur'n weß, de hett twê Söns hatt. De ên is so dumm weß, de hett Hans hêten. De anner hett Klas hêten.

Klas hett de Schap hött. Un Hans hett em meddags ümmer wat ęten [1]) nabringen müßt.

Nu ên'n Dach, do schall he em uk mal Meddach [2]) nabringen, do kümmt he bi 'n Börn [3]) verbi, un do ropt de Pogg'n [4]) ümmerlos ‚ünk, ünk.'

Do mênt Hans, se ropt ‚Klümp, Klümp.' Un do kricht he 'n Klümp [5]) ut 'n Putt un ‚dar hebbt ji 'n Klümp,' sech' 'e.

'n Obenlick [6]) sünd se still, awer gliks fangt se weller an ‚ünk, ünk.'

‚Hebbt ji den' al up?' sech' 'e. ‚Na, denn wi' 'k ju man noch ên'n gęben.'

Un so smitt he ęr all' de Klümp ên na 'n annern hen. Un as hê bi Klas kümmt up 'e Koppel, do hett he niks mêr in 'n Putt as de dünn' Supp.

Up 'n anner Mal, as he Klas Meddach nabring'n schall, do kümmt he in 'n Redder [7]) helank, un de Sünn schin't em so vun blang' tô [8]) int Gesich.

Do ward he sin'n Schatten war, dat dê an 'n Knick ümmer achter em an geit.

Do mênt hê, dat dat 'n frömm'n Mann is, un do steit he still un secht: ‚Mann, wat wullt du? Bliw du man trüch.'

De Schatten kümmt em awer je doch wa' na. Do dreit he sik wa' üm un secht: ‚Kanns wul rüken, dat ik wat in 'n Putt heff? Na, de Grütt kanns krigen. Klas hett uk sachs [9]) nog an de Pannkôken.'

---

*) Besondere Klugheit legt Klas nirgends an den Tag; er hat auch kaum Gelegenheit dazu. Die Überlieferung nennt ihn offenbar nur aus dem Grunde den ‚klugen,' weil er nicht so dumm ist wie sein Bruder Hans.

Die Zusammenstellung des hier mitgeteilten Märchens rührt von meiner Hand her. Bei Frau Schl. bilden die beiden Motive ‚Schap up 'n Dutt hol'n' und ‚Klümp' (vgl. Grimm Nr. 7. ‚Der gute Handel') zwei besondere Geschichten, bei Frau L. sind die beiden Motive ‚Schatten' und ‚Schap up 'n Dutt hol'n' zu einer Geschichte vereinigt. Beide Erzählerinnen lassen übrigens Hans den Schafen nicht die Kehle, sondern den Kopf abschneiden. Außerdem erzählt Frau L. so: ‚As Klas wech is, lopt de Schap all' ut 'n annern: een löppt hier hen un dat anner dar. Do haut Hans ęr all' den Kopp af un stickt de Köpp all' up Pal'n, all' dich een bi 'n annern.'

Wie ich mir das Märchen kürzlich von Frau L. noch einmal wieder erzählen ließ, vermutete sie, die Geschichte gehe noch weiter. Klas und Hans hätten sich nicht wieder nach Hause getraut und seien fortgelaufen. Wie es ihnen dann aber ergangen sei, habe sie vergessen.

Diese Vermutung ist möglicherweise nicht unbegründet. In Müllenhoffs hdschr. Nachlaß findet sich nämlich eine von einem Georg Reimers geschriebene Fassung folgenden Inhalts. Hans hält seinen Schatten für den Teufel und wirft mit den Schüsseln danach. Während Klas fort ist, um zu Hause zu essen, schneidet H. den Schafen den Kopf ab und wirft die Köpfe alle auf einen Haufen. Wie dann Kl. zurückkommt, meint dieser, sie wollen nur fortlaufen. Abends kommen sie in einen Wald und klettern in einen Baum. Da kommen drei Räuber, um ihr Geld zu zählen. H. läßt vor Angst die mitgenommene Kruke mit Wasser fallen, und die Räuber entfliehen (vgl. Grimm Nr. 59. ‚Frieder und Catherlieschen'). H. fängt dann an zu flöten (pfeifen). Der eine Räuber kommt zurück. Dem will H. mal zeigen, wie das Flöten gemacht wird, und sagt ihm, er müsse die Zunge ausstecken. Der Räuber thut es, und H. schneidet ihm rasch die Zunge ab, worauf der Räuber schreiend davon läuft. Die beiden Brüder nehmen dann das Geld und kaufen sich Schafe wieder.

Auch in einer von dem Hufner Hinr. Howe in Sagau stammenden Geschichte — sonst ganz anderen Inhalts — übernachten ‚dumm' Hans un klook Klas', hier zwei reisende Musikanten, zuletzt auf einem Baum und verjagen die Spitzbuben durch das Hinabwerfen der mitgenommenen Thüren.'

Un dạrmit smitt he em den Putt mit Grütt hen, pledunns[10]) na 'n Grạben rin.

De Schatten kümmt em gwer je doch wa' nạ.

Do dreit he sik noch mạl wa' üm un secht: ‚Grütt machs wul ne? Büß am Enn' mit Lussen[11]) na de Pannkôken.'

Un dạrmit smitt he em dat Töller[12]) mit de Pannkôken uk noch hen, batz na 'n Grạben rin.

As hê nu up 'e Koppel kümmt, do secht Klạs: ‚Na, Hans, du brings mi je kên Meddach'.'

‚Ja,' secht Hans, ‚dar güng' ümmer 'n ol'n Kêrl achter mi an, de wêr so hungeri, den' he' 'k[13]) dat all' gęben. Sü, dạr is 'e al weller.'

‚Gott, Hans,' secht Klas, ‚dat 's din Schatten je.'

Nu hett Klạs je niks to ęten hatt, un do secht he: ‚Na, Hans, denn wi' 'k[14]) man hen to Hus gạn un ęten dạr wat. Denn muß du so lang' de Schạp hö̂den. Muß ęr gwer uk gôt up 'n Dutt[15]) hol'n.'

‚Jạ,' secht Hans.

As Klạs wech is, kricht Hans sin Meß rut un snitt all' de Schạp de Kęl[18]) af, un do smitt he ęr all' up ên'n Dutt hen.

Nạß[16]) kümmt Klạs je wa' trüch.

‚Hans, Hans,' sech' 'e', ‚wat heß nu wa' utö̂wt!'[17])

‚Ja,' sech' 'e, ‚ik schull de Schạp je gôt up 'n Dutt hol'n. Nu sünd se je doch up 'n Dutt.' —

Nach Frau Lembcke, früher in Sagau, jetzt in Eutin, geb. 1826,*) Frau Stina Howe**) geb. Kloth (aus Sagau) in Kasseedorf, geb. 1826, und ihrer Schwester Frau Anna Schlichting in Sagau, geb. 1828.

Anmerkungen: [1]) was (zu) essen. [2]) Der oder das Mittag, d. h. Mittagsessen. dd wird fast wie rr gesprochen, von Frau L. genau wie rr. Das ch am Schluß ist vielfach schon geschwunden; Frau L. spricht es noch deutlich mit: ‚Merrach.' [3]) Wasserloch, angelegt zum Tränken des Viehs. [4]) Frösche, hier Unken. [5]) Kloß. [6]) statt Ogenblick. [7]) sprich ‚Reller.' [8]) ‚von beilängs zu' d. h. von der Seite, schräg. [9]) eigentlich sachte, vielleicht, am Ende. [10]) perdauz. [11]) mit Gelüsten, lüstern. [12]) Töller ist sächlich. [13]) sprich ‚heck,' st. heff ik. [14]) sprich ‚wick,' st. will ik. [15]) auf dem Haufen d. h. zusammen halten. [16]) st. tonaaß, eigentl. zunächst, nachher. [17]) ausgeübt, angerichtet. [18]) so allein Frau Howe.

Die schleswig-holsteinische Enthaltsamkeits-Bewegung im Jahre 1901.

Von Dr. med. **Fock** in Hamburg.

Unsere Provinz hat ihren bisherigen ersten Platz in der Bekämpfung des Alkoholismus auch in diesem Jahre sich bewahrt. Von Dänemark aus ist ja die Enthaltsamkeitsidee zu uns gekommen und allmählich und sicher dringt sie nach Süden vor. Schleswig-Holstein — für unsern Zweck können wir Hamburg, Lübeck und Fürstentum Lübeck dazu rechnen — ist mit einem engen Netz von Abstinenzvereinen überzogen; ähnlich steht es in einem großen Teil der Provinz Hannover; im übrigen Deutschland finden sich vorläufig nur erst kleinere oder größere Inseln.

Unter den verschiedenen Abstinenzvereinigungen ist der Mitgliederzahl und der Wichtigkeit nach in erster Linie zu nennen der Guttemplerorden (Independent order of good templars, I. O. G. T.). Er arbeitet in 2 Großlogen; im dänisch redenden Nordschleswig „Deutschlands Großloge I" mit dänischer Geschäftssprache,

*) Nähere Angaben im Oktoberheft 1900.
**) Ihre Geschichte enthält nur das Motiv ‚up 'n Dutt hol'n.'

naturgemäß, weil auf einen kleinen Teil des Landes beschränkt, nicht sehr groß; sie stiftete im Laufe des Jahres verschiedene neue Logen und machte gute Fortschritte. „Deutschlands Großloge II“ zählte am 1. Januar 1901 in dem genannten Gebiet 216 Logen, 31. Dezember 255 Logen. Die neu hinzugekommenen 39 Logen verteilen sich auf die Orte: Achtrup, Altona, Bramstedt, Dörpum, Elmshorn, Flensburg, Geesthacht, Hamburg, Heiligenhafen, Itzehoe, Jübek, Kappeln, Lübeck, Luschendorf, Maisborstel, Nahe, Neumünster, Nordschl. Weiche, Norstedt, Osterbordelum, Pellworm, Quickborn, Reinbek, Schwabstedt, Schwarzenbek, Seestermühe, Sophie-Magdalenenkoog. Das Großlogenfest ward im Juli in Lübeck gefeiert und nahm unter sehr großer Beteiligung, auch von seiten der nicht abstinenten Einwohnerschaft Lübecks, einen großartigen Verlauf. Der Senat war offiziell vertreten und begrüßte und beglückwünschte den Orden. Da eine Reihe anderer Abstinenzvereinigungen ihre Jahresversammlung mit dem G.-L.-Fest zusammenzulegen pflegt, so bildet sich dies immer mehr zu einem allgemeinen Abstinenztage heraus. Als Festort für 1902 wurde Kiel gewählt, 19.—21. Juli. Neue Kinderlogen entstanden 5, in Altona, Lunden, Sonderburg, Hamburg. Verschiedene eigene Häuser erwarb die Großloge zu den schon in ihrem Besitz befindlichen, so in Hamburg, Eutin, Apenrade, Lokstedt bei Hamburg u. a. Am 22. September gab der Orden den Teilnehmern der Naturforscher- und Ärzte-Versammlung in Hamburg ein großes Fest in Sagebiels Etablissement, welches sehr dazu beitrug, den Orden in Ärztekreisen immer weiter bekannt zu machen und ihm unter den Ärzten neue Mitglieder zu gewinnen. Wie in früheren Jahren haben auch in 1901 eine Reihe von Behörden, Sparkassen 2c. in richtiger Würdigung des Wertes der Ordensarbeit für die Allgemeinheit dessen Bestrebungen zu fördern gesucht durch öffentliche Anerkennung und durch pekuniäre Unterstützung, z. B. in Altona (5000 ℳ), Bergedorf und andern Orts. Die Ordenszeitung, der „Deutsche Guttempler“, erweiterte seinen Leserkreis auch in unserer Provinz bedeutend. In ganz Deutschland zählte Großloge II am 31. Dezember 1901 435 Logen.

Der „Alkoholgegnerbund“ gründete 5 neue Ortsvereine, in Albersdorf, Altona, Bredstedt, Flensburg und Hamburg. Seine Jahresversammlung fand in Lübeck anläßlich des G.-L.-Festes statt. Der Verein abstinenter Lehrer gründete eine eigene Ortsgruppe in Hamburg und gewann eine große Zahl neuer Mitglieder. Die Vereinszeitschrift „Die Enthaltsamkeit“ wurde in ausgiebigster Weise zur Agitation benutzt (Auflage 1000—4000) und die Arbeit besonders auf die Schulaufsichtsbehörden ausgedehnt. Der Verein abstinenter Ärzte tagte gelegentlich der Naturforscherversammlung in Hamburg. Er verteilte bei dieser Gelegenheit 4000 Exemplare seines Vereinsorgans: „Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten.“ Eine zwanglose Versammlung wissenschaftlichen Charakters fand statt in Lübeck beim G.-L.-Fest. Der Verein abstinenter Kaufleute wurde gegründet im November 1901 und gewann bald mehrere Hundert Mitglieder; eigene Vereinszeitschrift: Kaufmännische Abstinenzblätter. Der Verein abstinenter Eisenbahner wurde vorbereitet; zur Gründung kam es aber erst 1902. Für einen abstinenten Arbeiterverein wurden in Hamburg Vorarbeiten gemacht. Das blaue Kreuz vermehrte ebenfalls seine Mitgliederzahl. Bei Schluß der letzten Statistik vom 1. September 1901 zählte der Nordbund ca. 1000 Mitglieder und Anhänger in folgenden Orten: Hamburg, Elmshorn, Kaltenkirchen, Neumünster, Rendsburg, Bredstedt, Itzehoe, Kiel, Ütersen, Frörup, Moorburg, Sonderburg, Glückstadt, Niebüll, Tondern, Wyk. Der Deutsche Guttemplerorden, der sich vor Jahren vom I. O. G. T. abzweigte und ca. 12 Logen zählt, verdoppelte seine Mitgliederzahl im Jahre 1901; sein

Hauptarbeitsfeld ist Hamburg. Über verschiedene kleinere Vereinigungen mehr lokalen Charakters liegen mir keine statistischen Angaben vor; im allgemeinen machten auch diese gute Fortschritte. Unter den Kieler Studenten finden sich noch immer erst vereinzelt Enthaltsame; doch soll in verschiedenen studentischen Verbindungen die Alkoholfrage des öfteren privatim und offiziell ernstlich diskutiert worden und stellenweise eine Aufhebung oder Durchbrechung des Trinkzwanges erreicht sein. Die ganze Bewegung ist also im Jahre 1901 in unserer Provinz ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Mitteilungen.

1. Als Ergänzung zu den in Nr. 1 und 3 dieser Zeitschrift gebrachten **Wanderliedversen des Schustergesellen** darf ich aus schriftlichen Aufzeichnungen von 1859 noch folgende Varianten bringen. Der Titel lautet in meiner Handschrift:

Krischan sin Reis' in't Holsteensche 1859.
Nix för ungod, seggt he.

Außer dem von Prange gebrachten Verse über Niestadt findet sich der folgende:

Un Niestadt, seggt he, is 'n Stadt;
Hebbt's nich veel, seggt he, ist 't doch wat;
Un de Steen sünd dor bannig hart
Un de Schosteenfeger geiht dor swart.

Für Lütjenburg finde ich noch den Vers:

Un in Lüttenborg makt se Köm,
Den'n will männicheen gar nich lö'm;
Un dat Rathus steiht dor bannig scheef:
Wenn 't man blos keen Gewitter geew!

Unter Büsum findet sich in meiner Handschrift deutlich „vör de Flöten" geschrieben.

Altenkrempe in Ostholstein. Rulffs.

2. **Bemerkungen zum Artikel „Lichtstippen"** in Nr. 3 der „Heimat" 1902. So, wie hier beschrieben, wurden auch bei uns (in Angeln) die Lichte gemacht. Wir sagten aber Lichtstüppen, hin und wieder auch wohl stöpen (stippen, stüppen — (dänisch dyppen) = eintunken) — den Lichtspät nannten wir Lichtpit (Spieß). — Die hier beschriebene Lichtform kenne ich nicht. Unsere Lichtform war eine lange, reichlich fingerdicke Blechröhre, in welche der Docht zu einem Lichte gefügt, und dann der Talg dazu hineingegossen wurde. Es kamen auch Formen vor von zwei oder mehr solcher Röhren, welche durch eine oben hinlaufende trogartige Fassung vereinigt waren, also es ermöglichten, mehrere Lichte auf einmal zu gießen. Ein so gegossenes Licht war besser, aber auch teurer als ein gestüpptes und prangte nur bei festlichen Gelegenheiten auf dem Tische. Die „Schnöterkatten" hießen bei uns Praas (dänisch). — Der Kienspan hat wohl hier zu Lande kaum die Rolle gespielt wie in bewaldeten Berggegenden. Dennoch habe ich eine Familie gekannt, von der erzählt wurde, daß in den ersten Jahren ihres Haushalts der Mann abends Späne schnitt, bei deren Licht die Frau gesponnen habe. Ihre sorgsame Wirtschaft machte indessen bald diese Beleuchtung entbehrlich. In anderer Weise habe ich den Kienspan benutzen sehen, auch angefertigt und gebraucht. Wir schnitten nämlich fußlange, etwa 2 cm breite Späne aus „Moorholz," d. h. aus dem vom Torfmoor geborgenen Fichtenholz. Diese Späne wurden getrocknet und dann zu allen den Zwecken verwendet, denen der Praas diente. In kleine Bündel gebunden, bildeten diese Späne einen Handelsartikel, wie Klaus Harms sie in seinem „Gnomon" S. 356 beschreibt unter dem Namen Carlum Lys (Carlumer Lichte, aus dem Kirchspiel Carlum). In meinen Knabenjahren traf man noch in Flensburg in den Wirtshäusern diese Späne an, die hier als Fidibus dienten. Sie haben später den langen und breiten Schwefelhölzern Platz machen müssen, die auch schon längst verschwunden sind. — Der Provit hatte meistens statt eines Dornes deren drei, zwischen welche der Lichtstumpf eingeklemmt wurde. — Die Talglichte gaben das beste Licht; die Thranlampe war schlechter, aber billiger, und brauchte nicht jeden Augenblick geputzt zu werden. — Im ganzen war dazumal die Stube schlecht erleuchtet. Wir wußten es aber nicht besser und befanden uns in diesem Halbdunkel — behaglich!

Flensburg. J. J. Callsen.

3. **Flensburger Hochdeutsch.** Mit Vergnügen las ich das Flensburger Hochdeutsch in Nr. 2 der „Heimat," und möchte noch einen Beitrag dazu liefern, eine Kaiser-Anekdote, die ich Sr. Majestät dem Kaiser selbst zu erzählen Gelegenheit hatte. Die Geschichte ist

wörtlich nachgeschrieben, gleich nachdem sie gehört, und besteht in einem Gespräch zweier alter Damen, die 1898 bei Anwesenheit Sr. Majestät in Flensburg einen Dampfer benutzten, um die Kriegsschiffe auf der Föhrde zu sehen, und sich dabei über den Kaiser unterhielten.

Erste Dame: Såg mål, wo is das duch eigentlich, wenn der Kaiser was ßu essend håben wil?

Zweite Dame: Djå, då hat er sonn Hofmarschall dåzu, der muß das allns perbieren, ob das auch woll vergift is.

Erste: Mein Chodd duch! denn werd das djå åber allns kalt!

Zweite: Djå, das wird allns kalt.

Erste: Man ßullte duch denken, so Einen war hoch genug und kunnten ßehn und kriegen ßein Essend warm!

Berlin. Harro Magnussen.

4. **Der Totenkopf, Acherontia atropos** L. a. Im Anschluß an die Mitteilung über den Totenkopf, die Herr O. Lindemann in Nr. 11 der „Heimat" 1901 veröffentlichte, kann ich eine Angabe über eine noch nördlichere Beobachtung dieses Schwärmers im Jahre 1899 machen. In diesem auch ungewöhnlich trocknen und warmen Jahre wurde mir in Norburg auf Alsen am 1. August die ausgewachsene Raupe gebracht, die sich am nächsten Tage schon zur Verpuppung in die Erde begab und am 7. November den Schmetterling ergab. Damit bestätigt sich die Angabe von Prof. Taschenberg, daß die Puppen vom Totenkopf in unserer Gegend nicht überwintern. Als Merkwürdigkeit teile ich weiter noch mit, daß in einem Garten damals eine Raupe an einem Birnbaum gefunden wurde, also an einer für diese Raupe bisher wohl nicht beobachteten Nährpflanze.

Hamburg. Friedrich Hipp.



b. Mit der Bemerkung, daß bereits im III. Jahrgang der „Heimat" S. 89 sich Angaben über das Vorkommen des Totenkopfes in Schleswig-Holstein veröffentlicht finden, verbinde ich die Mitteilung, daß Raupen und Puppen dieses unseres größten deutschen Schwärmers im letzten Sommer auch mir von Schülerinnen gebracht worden sind, die diese ihnen unbekannten Objekte auf Kartoffelland in Gärten in Dietrichsdorf an der Schwentine und in den städtischen Pachtgärten Kiels gefunden hatten. Das häufige Vorkommen der Raupen und Puppen im letzten Sommer dürfte Veranlassung sein, daß sich in diesem Jahre auch Gelegenheit zu Beobachtungen des Schwärmers selbst bieten wird. Möchte die obenstehende Abbildung zu weiterer Beobachtung anregen, die bei häufigerem Vorkommen den Imkern, in deren Bienenstöcke der Totenkopf als Honigräuber eindringt, und den Gartenbesitzern, deren Jasmin- und Geißblattblüten er in den Dämmerstunden umschwärmt, um den Nektar der Blumen fliegend zu saugen, nicht schwer fallen dürfte. Um weitere Mitteilung wird gebeten. Eine interessante, inhaltsreiche Monographie des Totenkopfes, die eingehend seine Geschichte, die Biologie, die Stimme und die Schädlichkeit behandelt, ist von Ludw. Aigner-Abafi in Band III—V der „Illustrierten Zeitschrift für Entomologie" veröffentlicht.

Kiel. J. Lorentzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 6. Juni 1902.

Büsum und sein Wattenmeer.

Von A. N. Harzen-Müller in Schöneberg bei Berlin.

I.

Ums Jahr 1500 war Busen eine kleine Nordseeinsel von fast rundlicher Gestalt, zwischen Eider- und Elbmündung, südwestlich von Heide und nordwestlich von Meldorf gelegen und zum ditmarsischen Freiheitsstaate gehörig. Der Hauptort war das Kirchdorf Norddorp, das jetzige zum Kreise Norderditmarschen gehörige holsteinische Nordseebad Büsum; östlich davon lagen die Kapelldörfer Dykhusen (Dorf Deichhausen) und Warven (Dorf, Hafen und Nordseebad Warverort), nördlich das Dorf Fyffhusen und die Stellen Westereggemede und Wærholm. Das Busener Kirchdorf Süderdorp war bereits von der Insel abgerissen und vom



Ansicht von Büsum.

Meere verschlungen worden, Middelsdorp folgte nach, seit 1450 von den gierigen Wellen der Nordsee benagt und durch Krieg mit den Hamburgern zerstört; der Wart- oder Wahrstrom trennte die Insel vom Festlande, bis in den Jahren 1585 bis 1609 Deiche gezogen wurden, wodurch Busen landfest wurde. Kein geringerer als Klaus Groth hat das holsteinische Vineta in seinem Gedichte „Ol Büsum" folgendermaßen besungen:

Ol Büsum liggt int wille Haff,
De Flot de keem un wöhl en Graff,
De Flot de keem un spöl un spöl,
Bet se de Insel ünnerwöhl.
Dar blev keen Steen, dar blev keen Pahl,
Dat Water schael dat all hendal.

Dar weer keen Beest, dar weer keen Hund,
De ligt nu all in depen Grund.
Un allens, wat dar lev un lach,
Dat deck de See mit depe Nach.
Mitünner in de holle Ebb
So süht man vunne Hüs' de Köpp.

Denn dukt de Torn herut ut Sand,
As weer't en Finger vun en Hand.
Denn hört man sach de Klocken klingn,
Denn hört man sach de Kanter singn
Denn geit dat lisen dœr de Luft:
„Begrabt den Leib in seine Gruft!"

Das Gedicht ist von Groths Freund, dem fehmarnschen Organisten Leonhard Selle, dem Vater des plattdeutschen Kunstliedes, im Jahre 1853 in Musik gesetzt und veröffentlicht worden.

Gegen das Jahr 1560 hörten die fortwährenden Kriege der Busener mit Hamburg und den Hansestädten, mit Dänemark und Holstein auf, und die Inselbewohner verloren trotz der tapfersten Gegenwehr, an der sich sogar die Frauen und Kinder mutig beteiligten, zusammen mit den Ditmarschern ihre Freiheit an den König von Dänemark und die Grafen von Holstein.

Während Büsum als Kirchspiel bereits 1140 in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Hamburg und Bremen erwähnt wird, stammt die jetzige alte Kirche zu Büsum, einst dem heiligen Clemens geweiht, aus dem Jahre 1442; sie wurde besonders im Jahre 1728 stark renoviert, und Dachreiter und Uhr wurden nach

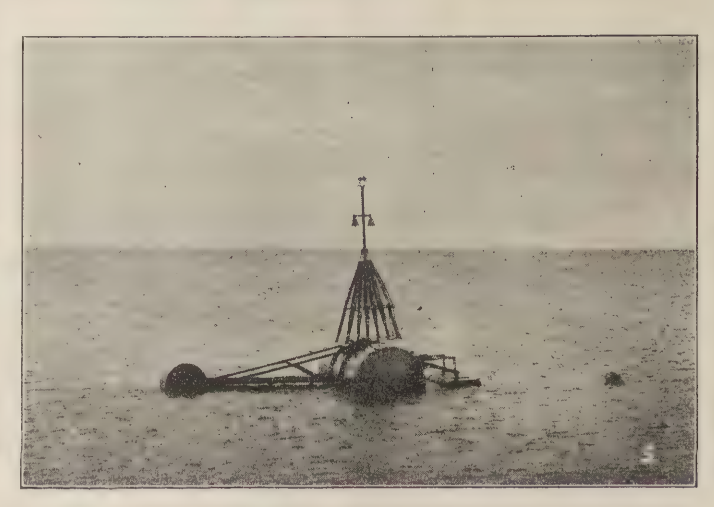


Ansicht des Büsumer Hafens.

einem Brande 1863 wiederhergestellt, wie die Daten an der Kirche angeben. Sie besitzt als altertümlichstes Kunstgerät ein aus dem 13. Jahrhundert stammendes Taufbecken, welches einst von der Insel Pellworm geraubt sein soll, in Wirklichkeit aber aus Holstein herrühren dürfte; es hat eine eingekratzte, schwer leserliche Spiegelinschrift. Die eine der vier Glocken stammt aus St. Petersburg; von den in der Kirche befindlichen holzgeschnitzten Figuren sind viele durch Anstrich mit Ölfarbe oder mit Kalk leider verdorben worden. Im Jahre 1533 wurde in Büsum die Reformation eingeführt, — ein schön geschnitztes Gestühl zeigt ein Brustbild Martin Luthers mit der Jahreszahl 1564 — und ums Jahr 1600 war daselbst Kapellan und später Diakon Johannes Adolf Köster, genannt Johann Adolfi oder Neocorus, der berühmte und hochverdiente Chronist Ditmarschens.

Es gab eine Zeit, da galten die Büsumer für Abderiten und Schildbürger,[1]) denen man alles weismachen, von denen man nichts Gescheites erwarten konnte; jetzt sind sie sehr helle, und das aus 1200 Einwohnern bestehende Dorf ist ein vielbesuchtes Nordseebad geworden, hat Eisenbahn, Telegraph und Telephon, einen Badearzt und einen Apotheker, zwei Photographen, eine Krabbenfabrik und zwei Zeitungen, Theater und Réunions und eine Segelregatta, in seiner Kirche Dampfheizung, in seinen sauberen, zumeist mit Alleen bestandenen Straßen elektrisches Licht und zu seinem Schutze und als Auge des Gesetzes, welches über alles und über alle wacht, einen Mann, der den friedlich-frommen Namen Engel führt, dazu einen Nachtwächter, der den, der's nicht gewohnt ist, trotz seiner milden Stimme dennoch aus dem Schlummer weckt.

Wenn man den Büsumern früher nachsagte, daß sie arge Seeräuber waren, so sind sie jetzt friedliche Landwirte, Handwerker, Schiffer und Fischer, die sich im Nebenamt redlich von den „Badegästen" ernähren, die ihnen der Sommer beschert; und wenn sie früher durch falsche Feuerzeichen die armen Schiffbrüchigen anlockten, um sie auszuplündern, so schützt jetzt neben dem niedrigen, alten Petroleumleuchtturm, welcher an warmen Sommerabenden von Ohrwürmern dicht bekrabbelt und von den Einheimischen umstanden wird, ein mächtiger elektrischer Leuchtturm und eine elektrische Leuchtboje, von den Schiffern respektvoll „die Schwiegermutter" genannt, Strand und Wattenmeer; ersterer, dessen Licht in die Seekarten noch nicht eingezeichnet ist und nur zu Versuchszwecken vorübergehend einmal brennt, steht auf dem sog. Horst, südwestlich der Hafeneinfahrt; sein 3000 Kerzen starkes Blinklicht entsteht ebenso wie das der elektrischen Straßenbeleuchtung durch Benutzung und Ausnutzung des Windes, welcher amerikanische Windräder treibt. Die elektrische Boje, die im Meeresboden verankerte erste Ansegelungstonne, hat ebenfalls Blinklicht, welches hier jedoch durch die Bewegung und durch die Kraft der Wellen erzeugt wird. Diese elektrische Beleuchtungsart ist von der Firma M. Gehre u. Co. in Rath bei Düsseldorf erfunden und aufgestellt und derselben patentiert worden. Von dem elegant gebauten, hohen eisernen Leuchtturmgerüst aus genießt man eine herrliche Weitsicht über Land und Meer: nach Norden zu liegt in der fruchtbaren Marsch das Städtchen Wesselburen mit einer russischen Zwiebelkuppel auf seinem hohen Kirchdache, an die Verbindung des holsteinisch-gottorpischen Fürstenhauses mit Rußland erinnernd; Wesselburen nahm zuerst in Ditmarschen die Reformation an; hier wurde am 18. März 1813 der große Dramatiker Friedrich Hebbel geboren, dessen



Die elektrische Boje.

[1]) Siehe meinen Aufsatz „Schleswig-Holsteins Schildbürger" im Sonntagsblatt Nr. 17 der „Itzehoer Nachrichten" vom 28. April 1894.

Denkmal seit 1887 den Platz vor der neuen Schule schmückt. Im Nordosten ragt der spitze Kirchturm der ditmarsischen Hauptstadt Heide empor, auf deren nicht weniger als 27 000 qm großem Marktplatze einst die Landesversammlungen der alten Ditmarsen tagten, und in deren Stadtteile Lüttenheide die Wiege Klaus Groths stand; im Osten dehnt sich das Schlachtfeld von Hemmingstedt aus, wo sich im Jahre 1500 der Kriegesruf der Dänen und Holsten und ihrer schwarzen Garde „Wahr di, Buer, de Garde kummt!" in den Siegesruf der Ditmarsen „Wahr di, Garde, de Buer de kummt!" verwandelte. Im Südosten sieht man die geistige Hauptstadt Ditmarschens, Meldorf, liegen mit seiner aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammenden Kirche, der ältesten Ditmarschens, seinem 1540 gegründeten Gymnasium und dem sehenswerten neuen Landesmuseum; der Hainbunddichter Heinr. Christian Boie (1744—1806) war ein Meldorfer Kind. Im Süden schweift der Blick über das Wattenmeer und den Friedrichskoog, im Westen über das offene Meer bis nach Helgoland; abends sieht man deutlich zwei Leuchtfeuer



Das Wattenmeer bei Büsum zur Ebbezeit.

von Cuxhaven und das der Elbinsel Neuwerk aufleuchten. Zu Füßen des elektrischen Leuchtturmes liegt ein mächtiger erratischer Steinblock, dem Andenken sechs dänischer Matrosen, welche den 3. September 1813 hier für ihr Vaterland fielen, von ihren Kameraden im Jahre 1860 gesetzt. Auch der neue Kirchhof zeigt dem Wanderer zwei soldatische Massengräber; das eine, dessen Hügel mit Epheu dicht bewachsen ist, und dessen Grabstein eine Kanonenkugel krönt, ist die Grabstätte für die im Seegefecht vor der Eider am 17. Sept. 1850 gefallenen Marinesoldaten Dütsch, Gerber, Blunck und Eckhoff; das andere hat die Besatzung S. M. S. „Albatroß" ihren am 12. Juli 1896 im Dienst und in treuer Pflichterfüllung gebliebenen Kameraden, dem Obermatrosen Wermelskirchen und den Matrosen Borgaes und Meinerling, errichtet; die Unglücklichen, deren Boot von einer Böe erfaßt und zum Kentern gebracht wurde, ertranken vor dem Büsumer Hafen auf der Rückfahrt nach dem draußen ankernden „Albatroß," auf den sie die angekommene Post bringen wollten.

Klein ist Büsum[1]) nur, klein sind die Häuser, die Stuben, die Fenster, die Betten, klein, aber sauber und niedlich, klein seine Schiffe, klein sein Hafen, klein die Fische, besonders Bütt und Aal, die dort gefangen werden, sehr klein sind die Semmeln, — wenigstens während der sommerlichen Badesaison — und sehr klein sind die Krabben, welche dem Binnenländer, besonders dem ungeduldigen und nicht fingerfertigen, wahre Tantalusqualen bereiten können; ich glaube nicht, daß sich jemand an ihnen schon einmal satt gegessen hat.

Das Seebad besteht seit dem Jahre 1820 und ist in stetem Aufblühen begriffen; zuerst waren einige wenige Badekarren vorhanden, die sich nicht bewährten; seit 1840 gab es feste, unmittelbar am Meere stehende Badehäuschen, welche jetzt gegen 90 Badezellen enthalten; während im Jahre 1879 nur 180 Badegäste gezählt wurden, kommen jetzt 2- bis 3000, darunter viele Sachsen, auch Süddeutsche und Österreicher. Während man noch in Büchern vom Anfange des vorigen Jahrhunderts liest, daß Büsum auf einem Sande an der Westsee, wie bekanntlich Dänen und Norweger die Nordsee nennen, liege, „welcher hier also den Deich entbehrlich macht," schützt nunmehr ein mit kolossalen Kosten aufgeführter Meerdeich den Ort vor den nagenden Gelüsten der See. Er schließt nach der Meeresseite zu mit einer mächtigen Felsendossierung ab, der sogenannten Steinschlag-Steindecke, und der Raum zwischen dieser Dossierung und dem Fuße des Deiches, die sogenannte Berme, eine sammetweiche, staubfreie, grüne Rasenfläche von weiter Ausdehnung bildet den eigentlichen Sammel- und Tummelplatz der Badegäste; hier sind die Strandkörbe aufgestellt, die offiziellen Scheuklappen des modernen Strandmenschen; hier stehen Schutzhütten und Ruhebänke und Erfrischungsbuden und unmittelbar an der See die Badehäuschen für Männlein und Weiblein, fein reinlich geschieden durch die Hafeneinfahrt. Von diesem höchst sauberen, durch Auswürfe und Anspülungen aus dem Meere niemals verunreinigten und verunzierten Strande weicht das Wasser zur Ebbezeit fast 2 km weit zurück, die seichten an der Küste sich entlang ziehenden Stellen, die Untiefen des Meeresbodens, bloßlegend und zurücklassend, die sogenannten Watten oder Wadden oder Schoren, wie der Holländer sagt. Die mittlere Fluthöhe beträgt im Büsumer Hafen etwas über 3 m. Auf den dem Herrenstrande vorgelagerten Watten spielt sich nun das für Büsum so charakteristische Wattenlaufen ab, dem boshafte Spaßvögel auch den Namen Wadenlaufen gegeben haben — honny soit, qui mal y pense! *Was wäre Büsum ohne dieses, womit sollte* sich der Badegast sonst die Zeit vertreiben, zumal da seine Hauptthätigkeit, das Baden selber, nur vor und nach dem höchsten Stande der Flut oder während desselben geschehen kann, also innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitdauer, welche täglich wechselt! Sobald also das Meer zurückgetreten ist, und die Watten freiliegen, entledigt sich alt und jung, Mann und Frau und Kind, in den Strandkörben oder in den eigens zu diesem Zwecke aufgestellten Buden der Stiefel und Schuhe. Diese Buden, von einem Strandwärter treu bewacht, ähneln mit ihren vielen, zum Aufbewahren des Schuhzeugs bestimmten Fächern den römischen Massengräbern, den Kolumbarien oder Taubenhäusern, welche in ihren Wänden mit vielen Reihen kleiner Nischen für Aufnahme der Aschenkrüge versehen waren; es giebt am Büsumer Strande zwei derartige Stiefelkolumbarien, eines für männliches und eines für weibliches Schuhzeug, und die Fächer in letzterem sollen galanterweise etwas kleiner sein als die in ersterem! Nachdem man noch seine Hose aufgekrempelt resp. seine Röcke und Kleider hochgeschürzt hat, begiebt man sich, mit einem Wattenstocke à la Saint

[1]) Die Klischees zu den Bildern auf S. 125 u. 128 sind uns von der Verlagshandlung Lipsius & Tischer in Kiel freundlichst überlassen worden; die Bilder auf S. 126, 127 u. 136 verdanken wir der Freundlichkeit der Direktion des Nordseebades Büsum. E.



Wattenläufer.

Christophe ausgerüstet, auf die von den Sonnenstrahlen durchwärmten, feuchten und sandigen Watten, um hier stundenlang spazieren zu gehen, Krebse zu greifen oder von ihnen sich kneifen zu lassen, Muscheln, Seesterne und Seemoos zu suchen, kurz die Natur im großen und im kleinen zu studieren oder sonstwie sich zu vergnügen. Seinen Höhepunkt erreicht das Wattenlaufen, wenn ein Wattenball arrangiert wird, was gewöhnlich alle 8 Tage einmal geschieht; dann zieht eine aus 5 Bläsern und einer großen Trommel bestehende Musikbande -- gottlob! keine offizielle Kurkapelle, sondern biedere Büsumer, die sich in freien Stunden der Musik widmen, und deren Lungenthätigkeit eine so ausgezeichnete ist, daß, wenn sie in dem eine Stunde von Büsum entfernten Deichhausen zum Tanze aufspielen, man Takt und Melodie auch in Büsum ganz gut hören kann — natürlich ebenfalls mit nackten Beinen voran über den Meeresgrund, und alles Gebein, groß und klein und dick und dünn, bisweilen 800 bis 900 Beine, trabt „im gleichen Schlick und Tritt," wie es in der Wattensprache heißt, hinterher; unter den Klängen von „Schleswig-Holstein, meerumschlungen," der „Wacht am Rhein" oder von „Ich hatt' einen Kameraden" wird marschiert und polonäsiert bis an das Meer heran oder vielmehr bis an die Miele, einen von Osten nach Westen gerichteten Meeresstrom, an dessen östlichem Ende Meldorf, Mielendorf liegt, dem er den Namen gegeben hat; an besonders ebenen und trockenen Stellen wird ein Tänzchen probiert, wobei dann von den Photographen, solchen von Beruf und solchen von Liebhaberei, tüchtig geknippst wird, um die feschesten Wattentänzerpaare auf die Platte zu bannen. Bei der Rückkehr — ein am Strande aufgezogener schwarzer Signalball giebt den Wattenläufern das Zeichen — kommt es nun darauf an, durch den Priel, eine im Meeresboden befindliche Wasserrinne, die auch bei Ebbe nie ohne Wasser ist, hindurchzuwaten, ohne auf Kosten der Kleidung allzunaß zu werden; wer nun zu weit zurückgeblieben ist und zu spät kommt, der muß tief ins Wasser hinein und tief hindurch, wobei die Zauderer von den auf dem Trockenen Stehenden liebevoll gehänselt und nach glücklichem Durchmarsch mit freudigem Hurra empfangen werden. Auch Klaus Groth hat sich gelegentlich einer auf Büsums Watten zusammen mit einem Freunde unternommenen Jagd einmal in einer solchen Situation befunden, wo den Jägern die Flut bis an den Hals stieg, und ihr Hund ertrinken mußte; ein köstliches plattdeutsches Gedicht giebt davon Kunde. Es ist eben ein Gedicht, in Wirklichkeit steigt die Flut außerordentlich langsam, so daß für die Wattenläufer nicht die geringste Gefahr vorhanden ist, von ihr einmal überrascht zu werden. Abgesehen aber von dem täglich sich wiederholenden, harmlosen Vergnügen, welches das Wattenlaufen bietet, ist es ein nicht zu unterschätzendes Abhärtungsmittel für den Bewegung, Stärkung und reine Luft suchenden Sommerfrischler; es ist eine verbesserte Kneipp-Kur, den Stoffwechsel des Körpers belebend und befördernd, Nervosität und Kongestionen nach dem Kopfe mildernd und beseitigend.



Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852.

Von v. Osten in Ütersen.

II.

Wie aber konnte ein Vertrag, den sämtliche europäischen Großmächte mit Dänemark geschlossen hatten, wieder ungültig werden?

An der Hand der Geschichte werden wir leicht auf die einfache, richtige Antwort geführt: Weil die dänische Regierung fast alle Zusicherungen, auf welche das

Londoner Protokoll sich gründet, unerfüllt gelassen hat, also in keiner Weise ihren Verpflichtungen nachgekommen ist. [1])

Die Zusicherungen, welche der König von Dänemark in seiner Proklamation vom 28. Januar zusammenfaßte, stehen nämlich in unmittelbarer Beziehung zum Protokoll. Nur in diesen Bürgschaften erblickten Österreich und Preußen die Rechtfertigung für ihr Verhalten. Solch wesentliche Voraussetzungen aber, welche den Abschluß eines Vertrages entscheiden, gehören nach Dr. G. Beseler S. 34. 35 mit zum Inhalt desselben, auch wenn sie nicht ausdrücklich in die bezügliche Urkunde aufgenommen sind. Anfänglich hat auch die dänische Regierung den unzertrennlichen Zusammenhang der getroffenen Vereinbarungen von 1851 und 1852 mit dem Londoner Protokoll anerkannt und sich demgemäß im Reichstage geäußert. Nur die Eiderdänen, welche nach Wahrheit und Recht nie gefragt haben und welche die Stimmung in Kopenhagen beherrschten, werden gewiß auch jetzt noch bei ihrem Losungswort geblieben sein.

Bekanntlich häuften sich nun in dem Zeitraum von 1852 bis 1863 von Jahr zu Jahr die Beispiele dänischer Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit.

Im Jahre 1853 wurden die holsteinischen Stände nach Itzehoe, die schleswigschen Stände nach Flensburg berufen. Schon die ersten Vorlagen der Regierung in Betreff der neuen Staatseinrichtung ließen die Arglist der Dänen erkennen. In der königlichen Kundgebung wird Holstein als „ein selbständiger Teil unserer dänischen Monarchie", Schleswig als „ein unzertrennliches Zubehör unserer dänischen Krone" bezeichnet. Mit Bezug auf beide Länder heißt es, daß hinsichtlich der Erbfolge das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853, welches der dänische Reichstag genehmigt hatte, als Richtschnur diene. Gegen diese Sätze wäre jedenfalls sogleich protestiert worden, wenn man sie nicht der ständischen Beratung entzogen hätte. Aber auch die übrigen Paragraphen der Verfassungsurkunde fanden nicht den Beifall der Stände, weil nach dem Inhalt derselben den Herzogtümern keine Selbständigkeit und Gleichberechtigung innerhalb der Monarchie zugesichert wurde. Überhaupt sah sich die Landesvertretung ähnlich wie vor dem Jahre 1848 nur selten in Harmonie mit der Regierung, indem die Dänen stets darauf bedacht waren, die Freiheiten des Landes einzuschränken. Im Ständesaal zu Itzehoe war man fast immer einstimmig; in Flensburg behauptete sich trotz aller Beschränkung der Wahlfreiheit und trotz aller Einschüchterung eine entschieden deutsche Majorität.

Die Behandlung, welche das Land erfuhr, stand im geraden Widerspruch mit den Abmachungen von 1852 und war nicht geeignet, der neuen Ordnung einen Halt zu geben. Auf die deutschen Bundesländer Holstein und Lauenburg wurde zwar einige Rücksicht genommen; aber in Schleswig war man mit leidenschaftlichem Eifer bemüht, alles deutsche Wesen auszurotten und allen Einrichtungen ein dänisches Gepräge aufzudrücken. Die Beamten, welche sich deutscher Gesinnung verdächtig gemacht hatten, Pröpste, Prediger, Lehrer und Gerichtsbeamte, waren schon im Jahre 1851 unter dem Kammerherrn v. Tillisch des Landes verwiesen oder doch ihrer Stellen entsetzt worden. Geborene Dänen, darunter manche ganz unwürdige, sittlich verkommene Subjekte hatten die leer gewordenen einflußreichen Stellen wieder eingenommen. Graf Moltke räumte noch weiter auf, indem er auch mehreren deutsch gesinnten Landwirten und Gewerbetreibenden den Aufenthalt

[1]) Die Geschichtsforscher haben nachgewiesen, daß der Londoner Vertrag auch in sich nichtig ist, weil er die Rechte Dritter verletzt, nämlich die Rechte des deutschen Bundes, die Rechte der Herzogtümer und die Rechte der Agnaten. (Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 in seiner rechtlichen Bedeutung geprüft von Dr. Georg Beseler. 1863. — Deutschlands Recht, Deutschlands Pflicht und der Londoner Traktat. Von A. v. Warnstedt, Doktor der Rechte und der Philosophie. 1863.

in der Heimat so unleidlich machte, daß sie es vorzogen, sich außerhalb des Landes ein neues Heim zu gründen.

Ungeachtet der königlichen Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 wurden die unter Tillisch 1851 erlassenen Sprachreskripte mit schonungsloser Härte durchgeführt. In einem großen Teil des Herzogtums Schleswig, wo die Kirchen-, Schul- und Gerichtssprache deutsch gewesen war, mußte jetzt abwechselnd dänischer und deutscher Gottesdienst gehalten, aller Schulunterricht aber in dänischer Sprache erteilt werden. Sogar in den Kreisen des Hauses und der Familie machte sich dänischer Einfluß geltend, indem alle Hausgottesdienste und deutschen Privatstunden strenge verboten wurden. Es ist nicht zu beschreiben, wieviel Unheil die Sprachverordnungen angerichtet und wie nachteilig sie auf das religiöse und sittliche Leben der Gemeinden eingewirkt haben.

Bei dem Streben der Dänen, die Trennung Schleswigs von Holstein vollständig durchzuführen, war ihnen kein Wort so verhaßt wie der alte Name Schleswig-Holstein. Wer es wagte, sich dieses Ausdrucks zu bedienen oder gar unser Nationallied anzustimmen, konnte erwarten, von den Polizeidienern, die in großer Anzahl öffentlich und heimlich thätig waren, als Aufrührer zur Anzeige gebracht und bestraft zu werden. „Über Schleswig wurde“, wie der Historiker G. Waitz mit Recht bemerkt, „das ganze Maß willkürlicher, recht- und rücksichtsloser Fremdherrschaft ausgeschüttet“.[1])

Die Schleswig-Holsteiner leisteten Widerstand gegen dänische Übergriffe soweit es in ihren Kräften lag und gaben durch ihre männliche Beharrlichkeit ein schönes, leuchtendes Beispiel. Berührt von dem wohlthuenden Umschwunge, der sich nach dem Regierungsantritt des Prinzen Wilhelm von Preußen im deutschen Volke vollzog, und von der innigen Teilnahme für die „norddeutschen Brüder“, die überall sich regte, forderten die Stände mit wachsender Zuversicht ihr altes Recht. Sogar die schleswigschen Stände wagten es 1860, über die Verletzung aller Zusicherungen und namentlich über die frevelhafte Unterdrückung der deutschen Sprache Beschwerde zu führen. Die holsteinischen Stände von 1861 hoben hervor, daß der wahre Friede des Landes nicht wiederkehren werde, so lange nicht dem Verlangen nach der Verbindung mit Schleswig Genüge geschehen.

Wie aber verhielt sich während dieser Zeit der deutsche Bund, dem doch die Zustände in den Herzogtümern bekannt sein mußten? Und was thaten die deutschen Großmächte, die sich durch dänische Hinterlist hatten verleiten lassen, dem Londoner Protokoll beizutreten?

Schon im Jahre 1856 begannen höchst umständliche und fruchtlose Verhandlungen zwischen dem deutschen Bundestage in Frankfurt und der dänischen Regierung, die sich bis zum Jahre 1863 hinzogen. Wenn die Dänen an ihre Verpflichtungen in Bezug auf das Herzogtum Holstein erinnert wurden, so gaben sie scheinbar nach, handelten jedoch bald wieder nach eigenem Belieben. Als später aber auch das Verhältnis Holsteins zu Schleswig berührt wurde, antworteten sie höhnisch, daß der hohe Bundestag doch kein Recht habe, sich in schleswigsche Angelegenheiten zu mischen, da Deutschland ja nur bis an die Eider reiche. In ihrem Übermut errichteten sie am 25. Juli 1862 zur Erinnerung an die Schlacht bei Idstedt auf dem Kirchhofe zu Flensburg das bekannte Löwendenkmal, um anzudeuten, daß das dänische Volk einen Kampf mtt dem südlichen Gegner nicht scheue.[2]) — Da fühlten sich die beiden deutschen Großmächte doch veranlaßt, etwas ernstlicher aufzutreten. Eine österreichische Denkschrift vom 26. August 1862 ruft der dänischen Regierung die Zusicherungen von 1852 ins Gedächtnis zurück.

[1]) Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte von Georg Waitz. Kiel 1864. S. 189.
[2]) Kam 1864 nach Berlin. Die Dänen jammerten: „Løven han er død.“

„Nur unter diesen Bedingungen," heißt es, „war die frühere Verbindung Schleswigs mit Holstein aufgegeben, die Mitwirkung der deutschen Mächte zur Regelung der Erbfolgefrage zugestanden." Eine gleichzeitig überreichte preußische Denkschrift fordert von Dänemark die Beantwortung der einfachen Frage, ob es überhaupt den bindenden Charakter der Vereinbarungen von 1852 und namentlich in Bezug auf Schleswig anerkenne. — Die Erwiderungsnote vom 6. November bezeugt, daß die dänischen Machthaber vor Deutschland nicht die geringste Achtung hatten. „Jene Verhandlungen," antworteten sie, „sprechen nicht auf Grund irgend welcher Verpflichtung, sondern lediglich aus eigener Machtvollkommenheit nicht bindende Zusagen, sondern Absichten aus." Von einem internationalen Recht, meinte der Minister Hall, könne sicherlich nicht die Rede sein, zu der Einverleibung Schleswigs in das Königreich sei eine Zustimmung der Mächte nicht erforderlich ꝛc.

Schon jetzt wären Österreich und Preußen berechtigt gewesen, mit Gewalt gegen Dänemark einzuschreiten. Nach dem Völkerrecht giebt nämlich der Vertragsbruch des einen Teils dem anderen Teile die Wahl, ob er die Erfüllung erzwingen, oder auch seinerseits von dem Vertrage zurücktreten will. (Beseler S. 36, Warnstedt S. 10. 14.) Die deutschen Großmächte mußten jedoch mit großer Vorsicht auftreten, weil England und Rußland, die beiden Schutzmächte der Dänen, immer neue Versuche machten, auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen.

Bekannt ist nun der weitere Gang der Geschichte: Der dänische Reichstag vollendet den Gesetzentwurf über die Inkorporation Schleswigs am 13. November 1863, König Friedrich VII. stirbt, ehe er die letzte Hand an das Werk des Unrechts gelegt hat, sein Nachfolger Christian IX., der sogenannte Protokollkönig, wird durch die Kopenhagener Bevölkerung gezwungen, zu unterschreiben, der Erbprinz Friedrich von Augustenburg erläßt vom Schlosse Dolzig eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in welcher er, gestützt auf die rechtmäßige Erbfolgeordnung, als Herzog Friedrich VIII. seinen Regierungsantritt erklärt, im deutschen Volke lodert die Flamme der Begeisterung für Schleswig-Holstein wieder auf, Sachsen und Hannoveraner rücken als Exekutionstruppen in Holstein ein, Preußen und Österreichee ziehen am 1. Februar 1864 über die Eider, das Danewerk wird genommen, Düppel erstürmt, eine neue Konferenz der am Protokoll beteiligten Mächte wird in London eröffnet, die Dänen bestehen auch hier hartnäckig auf ihren Forderungen, Preußen und Österreich sagen sich daher von ihren früheren Zusicherungen los und fordern die völlige Trennung der Herzogtümer von Dänemark (18. Mai), die übrigen Mächte ließen es zu einem ernstlichen Widerspruch nicht kommen: Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 war aufgehoben.[1])

Es folgte nun die Fortsetzung des Krieges, der Wiener Friede, der Krieg von 1866, der Prager Friede, die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen, der Krieg gegen Frankreich und die Gründung des deutschen Reiches.

Wer hätte im Jahre 1852, als Schleswig von Holstein getrennt werden sollte, als Preußen so manche Demütigung von seiten Österreichs erleiden mußte und als Deutschland ein Bild der Zerrissenheit und Ohnmacht darbot, daran gedacht, daß man nach kaum 20 Jahren würde sagen können: Schleswig und Holstein, Schleswig-Holstein und der preußische Staat, Preußen und das Deutsche Reich up ewig ungedeelt!

---

[1]) Die Großmächte hatten durch den Vertrag nur Dänemark gegenüber eine Verbindlichkeit übernommen; unter einander waren sie in kein Rechtsverhältnis eingetreten. Sie bildeten keine Sozietät, waren sich also gegenseitig nicht verpflichtet. Keine Großmacht war befugt, von der anderen die Fortdauer des Vertrages zu fordern. (G. Beseler S. 16—18.)

Uber die Töpferkunst in Schleswig-Holstein.[1])

Von Dr. **Gustav Brandt** in Kiel.

Es ist bekannt, daß die Kunst Thon zu formen und im Feuer zu härten, die Keramik, zu den ältesten gewerblichen Bethätigungen des Menschengeschlechts überhaupt gehört.

Auch in unserer Heimat ist die Töpferkunst frühzeitig bekannt gewesen. Schon die ältesten Bewohner des Landes, von denen uns Spuren erhalten sind, die Menschen der frühen Steinzeit, kannten irdene Gefäße, die in der Form nicht weniger elegant und reizvoll sind, als ihre Steinwaffen. Nicht nur Urnen sind es, die in den Gräbern den Toten beigegeben wurden. Noch eine Menge anderer verschiedenartig geformter Gefäße: Töpfe, Schalen, Becher, Krüge, sind uns erhalten geblieben und bekunden die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse an Geschirr und die Kunstfertigkeit in ihrer Herstellung. Die Gefäße waren ohne Töpferscheibe, mit der Hand geformt aus einem im Scherben groben graubraunen Thon. Zu der oft gefälligen Form gesellt sich frühzeitig ein primitiver Schmuck durch in den noch weichen Thon eingeritzte Strich- und Punktmusterung oder durch mittels einer Schnur hergestellte Parallelringe. Später erfährt der ornamentale Schmuck zuweilen eine wesentliche Bereicherung, indem das eingeritzte Muster durch eine weißbrennende Masse emailartig ausgefüllt wird.

In der Bronzezeit geht die Töpferei zurück. Die Gefäße sind weniger schön als in der Steinzeit und fast alle schmucklos. Sie können nicht wetteifern mit den reichen Verzierungen, die man den offenbar bevorzugten Bronzegefäßen zu geben wußte.

Die Eisenzeit, die Zeit der Cimbern und Teutonen, giebt ihren Thongefäßen wieder reicheren Schmuck, sogar figürliche Darstellungen, Menschen und Tiere in naiver Zeichnung finden sich an Urnen der Eisenzeit.

Nachdem die großen Verschiebungen der Völkerwanderung sich vollzogen haben, finden wir in unserm Lande slavische Wenden ansässig. Sie scheinen nicht reizlose Töpfereien erzeugt zu haben, doch ist das eine noch nicht völlig geklärte Frage.

Als dann nach langem, wechselvollem Kampf gegen das slavische Heidentum das Land dem Christentum und dem Deutschtum wieder erobert war, zog mit den deutschen Kolonisten unter den Schauenburger Grafen auch deutsche Kultur ein. Was sie an Gefäßtöpferei mitbrachte, wird allerdings kaum von Bedeutung gewesen sein. Die Gefäße im frühen Mittelalter sind, soweit es sich um keramische Erzeugnisse handelt, von großer Einfachheit. Wo man irgend Wert auf ein Gefäß legte, zog man als Material eben das Metall vor.

Sicher haben die deutschen Ansiedler des 12. Jahrhunderts die Töpferscheibe und die Bleiglasur gekannt. — Die Töpferscheibe ist bekannt. Sie besteht aus zwei durch eine senkrechte Welle verbundenen Scheiben, deren untere, größere, die Tretscheibe, der Töpfer mit den Füßen in wirbelnde Bewegung setzt. Auf die obere kleinere Scheibe legt er den Thonklumpen in Form eines runden, breiten Kegels, drückt beide Daumen in dessen Mitte und folgt mit der von Thonschlicker naß gehaltenen Handfläche der äußeren Wandung des durch die Schwungkraft sich bildenden Hohlkörpers, so die Wandung hochziehend und formend. Das fertig aufgedrehte Stück wird mit einem Draht von der Scheibe geschnitten. Gefäße, die dünnwandig sein sollen, werden, wenn sie lufttrocken sind, abgedreht. Um nun einen porösen, im Brande nicht versinternden Thon undurchlässig zu machen, umschmolz man ihn

[1]) Litteratur: Justus Brinkmann, Führer durch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. — J. Mestorf, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein. — Max Metzger, Lübecker Ofenkacheln der Renaissancezeit. Das Museum zu Lübeck 1900.

mit einer Glasur. Die Bleiglasur, eine durchsichtige, glasige, durch Metalloxyde leicht zu färbende Masse, war schon den Römern bekannt und konnte von den Erben ihrer Kultur, den Germanen, übernommen werden. Doch hat das frühe Mittelalter, wie gesagt, die ererbte Technik jedenfalls nur in primitiver Weise verwandt und wenigstens in seinen Gefäßen keine künstlerischen Ziele verfolgt und erreicht.

Aber auf einem anderen Gebiet, im Dienst der Backsteinarchitektur, beginnt die Keramik im Anfang des 13. Jahrhunderts in unseren Landen mit Erfolg das zu erstreben, was sie in der Gefäßtöpferei verschmähte, künstlerische Wirkung. — Schon die romanische Zeit bringt den nordelbischen Landen hervorragende Bauten. In der Zeit des Übergangsstils, um das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, beginnt man den Formstein zu reicherer Profilierung von Portalen und Fenstern, sowie als Simsfries zu verwenden. Glasierte Steine werden zur Belebung der Wandflächen, als „Wechselziegel," benutzt. Farbige Bodenfliesen tragen zum Innenschmuck der Kirchen bei. Gegen Ende der Gotik geht man teilweise dazu über, der Sandsteinarchitektur entnommene Bauglieder: Fialen, Krabben und Kreuzblumen in gebranntem Ziegel nachzubilden. — Auch die Profanbauten der Gotik sind stattlich mit ihren hohen Treppengiebeln, der reichen, schöngegliederten, oft durch Glasursteine belebten Fassade und der reichen Profilierung der Thür- und Fensterumrahmung, mit den aus glasierten Formsteinen gebildeten, tauartig gedrehten Rundstäben. Den Mittelpunkt der Entwicklung für unsere Gegend bildet die mächtige Hansestadt Lübeck; ihre Dome und Kirchen, ihre stolzen Bürgerhäuser aus dem Mittelalter, wie aus der frühen Renaissance legen noch heute ein beredtes Zeugnis davon ab. Das Burgthor mit seinen Friesen, vor allem das prächtige, 1477 erbaute Holstenthor in Lübeck werden stets unter den schönsten Backsteinbauten mit aufgeführt werden. In der Renaissancezeit findet das Reliefornament, in unglasiertem, gebranntem Thon, in den Terracottaformsteinen, für die Häuserfassaden eine immer üppigere Anwendung. Friese mit den Ranken- und Groteskwerk der Frührenaissance, mit runden Porträtsmedaillons, mit allegorischen Figuren, Fabeltieren und allerhand Emblemen gliedern die Hausfassaden in horizontaler Richtung. Auch die größeren Fassadenglieder: Pilaster und Karyatiden wagte man in gebranntem Thon der Sandsteinarchitektur nachzubilden. Diese vielseitig entwickelte keramische Ornamentik wurde nicht nur in Terrakottaformsteinen, sondern auch farbig glasiert, — verschiedentlich an Lübecker und Lüneburger Häusern sogar mehrfarbig glasiert — zu wirkungsvollem Schmuck benutzt. Solche farbig glasierten Formsteine in den Fassaden der Häuser erinnern unmittelbar an die farbigen Kachelöfen in den Häusern selbst. In der That sind Material und sogar oft der figürliche wie der ornamentale Schmuck die gleichen. Sie entstammen nachweislich denselben Lübecker Werkstätten. Die hervorragendsten Töpferwerkstätten Lübecks im 16. Jahrhundert sind die des Statius von Düren und die ebenfalls in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts blühende Konkurrenzmanufaktur im „Töpferhaus" unter Leitung des Franz von Stiten. Beide lieferten nicht nur Ziersteine für die Backsteinarchitektur in weite Umgegend: Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Lüneburg usw., sondern auch Kachelöfen. Seit dem 12. Jahrhundert sind die Ofenkacheln meist mit einer durch Metalloxyde, vorwiegend grün gefärbten Bleiglasur versehen. In der Renaissancezeit wurde der Ofen immer liebevoller ausgestaltet; seine Kacheln zeigen in plastischer Arbeit und oft vielfarbigen, prächtigen Glasuren, wie sie dem bekannten Nürnberger Meister Hiesvogel zugeschrieben werden, Porträtköpfe von fürstlichen Personen, biblische Darstellungen u. a., uns aus der reichen Holzplastik unserer Heimat bekannte Motive, — ein Umstand, der vielleicht Beachtung verdient, wenn man bedenkt, daß die Reliefs, über denen die Matrizen hergestellt wurden, aus Holz geschnitzt sind. Weiter finden sich allegorische Bilder, z. B. die vier Lebensalter,

Figuren in Zeittracht, besonders Figuren des Hochzeitszugs von Aldegrever von 1538. Überhaupt dienten für die Darstellungen auf den Kacheln — grade wie für diejenigen in den Füllungen unserer Truhen und Schränke — Stiche und Holzschnitte von Dürer, Holbein, Uldegrever, Behom, Lucas Kranach, Virgil Solis u. a. als Vorlagen. Die Blütezeit der Backstein- und Ofenkeramik, die wir eben kennen lernten, fällt in die Zeit von der Mitte des 13. bis 17. Jahrhunderts.

Während Lübecks Töpferei um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Verfall geriet, hatte sich Hamburg zu einer neuen Produktionsstätte keramischer Erzeugnisse im Lande entwickelt. Doch handelte es sich nicht mehr, wie in Lübeck um Thonwaren mit Bleiglasur, sondern um solche mit Zinnglasur, um Fayencen. — Die Zinnglasur ist nicht, wie die Bleiglasur an sich farblos und durchsichtig, sondern undurchsichtig und weiß; die Bleiglasur kann man als eine Glashaut, die Zinnglasur als eine Emailhaut charakterisiren. Töpfereien, die mit dieser Emailhaut, mit der Zinnglasur überzogen sind, nennt man Fayencen. Auf die Technik bei Herstellung und Dekoration der Fayencen werde ich einzugehen später Gelegenheit haben.

Mit Fayencefliesen bekleideten Jahrtausende vor Christi Geburt Babylonier und Assyrer ihre Wände. Durch die Mauren kam im frühen Mittelalter die Fayence nach Spanien, dann nach Italien und verbreitete sich über Europa. In Holland entwickelte sie sich zu einer den Weltmarkt erobernden Industrie. Wir alle kennen und schätzen die auch in unserem Lande ehemals weit verbreiteten Delfter Fayencen, die blau dekorierten Delfter Vasen mit ihrem frischen, sauberen Glanz. Die Blüte der Delfter Platelbacker fällt in die zweite Hälfte des 17. und in das 18. Jahrhundert. — Schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts kommt in unserem nordelbischen Lande eine Gruppe von Fayencen vor, die Justus Brinckmann in seinem Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe als Hamburger Erzeugnisse nachgewiesen hat. Es sind vornehmlich Kannen von eigentümlich schlanker Birnenform, mit gut geflossener Zinnglasur überschmolzen. Sie sind mit Blau und für Einzelheiten mit kräftigem Gelb bemalt. Ihre sehr charakteristische Dekoration besteht in Blumenranken, die unterhalb des Henkelansatzes wurzeln und sich über das Gefäß verbreiten, vorne ein Feld umspinnend, das Wappen, allegorische Figuren, Adam und Eva und Ähnliches, meist flott gemalt, enthält. Die Deckel der Kannen sind aus Zinn und haben oft den Beschaustempel von Hamburg. Außer den Kannen wurden kleine zweihenkelige Kummen für Kaltschale mit durchlöchertem Mundeinsatz angefertigt. — Im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts hat sich die Fayencetöpferei Hamburgs zu höchster Blüte in der Fabrikation der berühmten blau dekorierten Öfen entwickelt. Diese prächtigen, stattlichen Öfen haben sich, nachdem sie als „altmodisch“ aus den Bürgerhäusern vertrieben waren, in die Bauernhäuser der Vierlande und der Alten Lande geflüchtet. Dort finden wir das helle Blau und Weiß der Öfen mit dem dunklen Getäfel der niedrigen Stuben noch zuweilen zu vorzüglicher Wirkung vereint. — Auf vier ornamental verzierten Füßen ruht der Unterbau aus einzelnen, auch in ihrer Dekoration als abgeschlossene Einheit behandelten Kacheln. Der verjüngte Oberbau hat eine im Laufe der Zeit immer reicher mit perspektivischen Malereien ausgemalte Nische, die mit baldachinartigem, plastischem Überhang verziert ist. Ein reich profilierter Sims mit wuchtiger Auffsatzkartusche schließt den stattlichen Aufbau ab. Die bildlichen Motive der Kachelbemalung sind der biblischen Geschichte entnommen, oder stellen allegorische oder mythologische Szenen dar. Das Ornament gehört noch zunächst dem Barockstil an: Akanthusblattranken, verschlungene Bänder, architektonische Motive, Voluten und Baldachine, Zierformen, die von Nürnberg aus durch die Ornamentstiche Schüblers weite Verbreitung ge-

funden hatten, sind hier üppig und flott über Flächen und plastische, architektonische Teile der Öfen verbreitet. Dann dringt mit seinem unsymmetrischen Muschelornament der Rocaillestil ein. Die Kachelbilder zeigen jetzt oft Szenen in Zeittracht, dem Leben der Gegenwart entnommen, nach Stichen beliebter Maler, doch mit eigenmächtigen, den Verhältnissen sich anpassenden Änderungen. Die Nischen lassen uns in perspektivisch äußerst geschickt vertiefte Hallen und Säle mit wandelnden Kavalieren und Damen blicken. Auch die Form der Öfen selbst wird zierlicher. Der massive Unterbau wird durch einen eisernen Kasten ersetzt, bis endlich die blau dekorierten Kachelöfen überhaupt durch einfarbig matte, zuweilen goldgetönte, zuweilen ganz weiße Öfen vertrieben werden. Von Hamburger Töpfermeistern ist uns eine Reihe von Namen bekannt. Ich nenne Cord Michael Müller, Henning Detlef Hennings, Volgrath u. a. m.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts trat ein Ereignis ein, das für die ganze europäische Keramik von nachhaltigster Bedeutung war und auch in unserem Lande die tiefgehendste Wirkung ausübte. Das war die Erfindung des Porzellans für Europa. Schon frühzeitig war in einzelnen Stücken das ostasiatische Porzellan nach Europa gekommen, hatte sich durch seine schönweiße, durchscheinende, harte, klingende Masse ebensosehr wie durch seinen reichen Dekor die Wertschätzung der Europäer gewonnen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Liebhaberei für die kostbare Porzellanware eine allgemeine, und Holland, das damals den Seehandel beherrschte, nahm ungeheure Summen ein durch den Import chinesischen und japanischen Porzellans. Der Wunsch, wenigstens die äußere Erscheinung jener wertvollen ostasiatischen Gefäße nachzuahmen, wenn man den edlen Stoff derselben auch nicht herzustellen vermochte, führte die Fayence-Manufakturen, voran Delft, zu einem unter japanisch-chinesischem Einfluß stehenden, oft direkt chinesische Vorbilder kopierenden Dekor. An Versuchen, die Porzellanmasse selbst herzustellen, fehlte es natürlich nicht. In Italien, in Frankreich bemühte man sich vergeblich. Da gelang es 1709 in Meißen dem Johann Friedrich Böttger, das große Geheimnis zu entschleiern durch die Entdeckung, daß zur Porzellanmasse als wichtigster Bestandteil die weiße kaolinhaltige Thonerde gehöre. Auf diese Entdeckung wurde die Weltruf genießende Meißner Porzellanfabrik gegründet. Eine Zeitlang konnte sie ihr Geheimnis wahren, dann aber drang es doch hinaus, und nun wuchsen, wie die Pilze nach dem Regen, die Porzellanfabriken in deutschen Landen auf. Es entstand — zunächst noch nach „ostindianischem Muster," wie man derzeit sagte, doch bald in eigenem, europäischem Stil arbeitend — die schönste, herrlichste Blüte der Keramik in Deutschland mit ihrer wunderbaren Kleinplastik voll feinen, graziösen Lebens. In Meißen war man in der Rokokozeit zu einem reizvollen Dekor mit natürlichen heimischen Blumen gelangt, den man im Gegensatz zu den „ostindianischen Blumen" als „teutsche Blumen" bezeichnete; dazu traten dann zierlich anmutige Figuren in Zeittracht, Schäfer- und Liebesszenen im Geschmack der Zeit. Jeder deutsche Souverän glaubte es nun sich und seinem Ländchen schuldig zu sein, eine eigene Porzellanfabrik zu besitzen. Für die Fayencefabriken war das Emporblühen der deutschen Porzellanmanufakturen von größter Bedeutung, denn wie man bemüht war, durch die billigere Fayence das ostasiatische Porzellan zu ersetzen, so versuchte man nunmehr auch das deutsche Porzellan zu imitieren, und eignete sich seinen Dekor an. Unzählige Fayencefabriken entstanden. Auch in Schleswig-Holstein wuchsen nun Fayencefabriken in größerer Anzahl empor. Zuerst 1755 in Schleswig, dann in Eckernförde, Kiel, Stockelsdorf werden Fabriken gegründet, deren Leistungen technisch wie künstlerisch zum Teil sehr hoch stehen und den Vergleich mit keiner anderen deutschen Fayencemanufaktur zu scheuen brauchen. In Flensburg und Oldesloe kam es über Versuche nicht hinaus. In Plön und

Altona, in letzterem unter Anschluß an Hamburgs blühende Manufaktur, wurden Fayenceöfen fabriziert. Kellinghusen und Rendsburg nahmen eine Sonderstellung ein. In Kellinghusen blühte eine mehr bäuerliche Bedürfnisse befriedigende, aber höchst eigenartige Manufaktur, welche die übrigen Fabriken des Landes lange überlebte. In Rendsburg wurde in erster Linie nicht Fayence hergestellt, sondern englische Steingut- und Weadywoodware imitiert.



Flensburg um das Jahr 1600.[1]

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

An dem großen wirtschaftlichen Aufschwung, den die Erfindungen und Entdeckungen des späten Mittelalters, die Befruchtung des Geisteslebens durch das Studium der Alten und die Erneuerung des Glaubens durch die Reformation unserem deutschen Vaterlande brachte, hat auch Flensburg teilgenommen. Freilich ist die Saat hier im Norden etwas später aufgegangen als im Süden, doch ist auch hier um das Jahr 1600 die Hauptblütezeit schon vorbei und die Zeit eingetreten, in welcher man in dem Genuß der reichen Ernte schwelgt. Es treten schon solche Erscheinnngen in großer Zahl hervor, wie jede reiche Zeit sie im Gefolge hat, und welche unsern Vätern den Spruch in den Mund legten: Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen.

In den uns erhaltenen Denkmälern jener Zeit, in Häusern, Hausgerät und allen den Dingen, mit denen die Wohlhabenheit sich gern umgiebt, besonders aber auch in den obrigkeitlichen Verordnungen, welche teils auf ein Erhalten und Fördern des Bestehenden, teils auf ein Beseitigen der sich zeigenden Auswüchse gerichtet sind, tritt uns die damalige Zeit mit einer Deutlichkeit entgegen, die es uns ermöglicht, auch jetzt noch ein Bild derselben zu entwerfen.

Von Wohnhäusern aus jener Zeit ist jetzt freilich keine große Anzahl mehr vorhanden. Die aber noch erhalten sind, zeugen meistens von behäbigem Wohlstand ihrer Erbauer. Das alte Pastorat in St. Marien, 1595 erbaut, darf wohl als Typus eines Patrizierhauses der damaligen Zeit hingestellt werden. An öffentlichen Gebäuden aus dem 16. Jahrhundert besitzen wir noch das Norderthor (1595), das Kompagniegebäude (1583) und die sog. Schrangen am Nordermarkt (1595).

Doch würde man zu einem ganz falschen Bilde kommen, wollte man nach den genannten Gebäuden sich das Aussehen der Stadt vorstellen. Solche Häuser waren die Wohnstätten reicher Kaufherren, deren Sinn für schöne Bauten und behagliche Wohnräume auf den vielen geschäftlichen Reisen gebildet war, deren oft zu langer Lagerung aufgespeicherte kostbare „Kaufmannsgüter“ des Schutzes feuerfester Gebäude bedurften, und deren Mittel es ihnen erlaubten, daß sie ihrem Heim eine ihrem Ansehen entsprechende Ausstattung gaben.

Ganz anders baute der mittlere Bürger, der Handwerker und der Landwirt —

[1] Quellen: Christians III. Polizeiverordnung vom Jahre 1558 in H. C. P. Sejdelins Diplomatarium Flensborgense, Kopenhagen 1873. — Christians IV. Polizeiverordnung vom Jahre 1600, im Corpus statutorum slesvicensium Bd. II. — Schleswig-Holsteinische Kirchenordnung. Systematische Sammlung der für die Herzogtümer erlassenen Verordnungen und Verfügungen. — Allgem. Landrecht für Schleswig-Holstein, ebendas. — O. H. Moller, Nachrichten, Flensburg 1759. — Claeden, Monumenta Flensburgensia. — O. M. Brasch, Flensborgs Latin- og Realskoles Historie, Schulprogramm 1861. — Schatzbuch der Stadt Flensburg vom Jahre 1620. Manuskript im Besitze des Herrn Professor H. Hansen in Flensburg.

und damals war fast jeder Hausbesitzer in der Stadt auch Landwirt, wenn nicht im Haupt-, so im Nebengewerbe. (Darauf deutet u. a. eine ganze Reihe von Gemeindebeschlüssen jener Zeit über Aufteilung des Gemeindelandes und außerdem die Bestimmung der Polizeiordnung von 1558 hin, daß die Brandkommission die Darren usw. besichtigen solle, wenn Heu und Korn eingebracht sei. Diese Ackerbau treibende Bevölkerung hatte aber nicht das Interesse an einem mehrstöckigen, geräumigen, festen Wohnhause, wie der Handelsherr es wünschte. Sie wohnten in leichter gebauten, meist mit Stroh gedeckten Häusern, die infolgedessen längst vom Erdboden verschwunden sind. Vielleicht können wir als Typus eines guten kleinbürgerlichen Wohnhauses jener Zeit das freilich etwas jüngere Stiftshaus in der Marienstraße hinstellen, welches auf einem alten Bilde noch einen hölzernen Oberbau hat. So gut wie dieses waren aber sicher nur wenige Häuser, wenn auch die Anwendung von Strohdach im Jahre 1600 verboten wurde.

Noch deutlicher vielleicht als aus den Gebäuden tritt uns der Wohlstand jener Zeit aus dem mannigfachen reichen Hausrat und den alten Kunstschätzen unserer Kirchen entgegen, welche ihre Entstehung zumeist der Kunstfertigkeit hiesiger Handwerker verdanken.

In das Handwerk war durch die Renaissance ein neuer belebender Geist gedrungen, der die ehernen Fesseln der Zunft lockerte.[1]) Die Schablone fiel. Das Handwerk wurde unter der Hand eines begnadeten Meisters zur Kunst — und zwar zu einer Kunst, welche in dieser reichen Zeit auch ihren Lohn fand. Flensburg hat eine Menge reicher Schätze und eine große Anzahl bedeutender Meister aus jener Zeit aufzuweisen. Wir werden ihrer später gedenken.

Natürlich äußerte sich der Wohlstand auch in Kleidung und Lebensführung der Bürger. Der flatter- und geckenhaften Mode des vorigen Jahrhunderts war eine solidere, geschmackvollere, aber vielfach auch kostbarere gefolgt. Seide und Samt fanden reiche Verwendung, und an Ketten und Ringen wußte man sich kaum genug zu thun. Mit dem Wohlstande wuchs das Selbstbewußtsein des Bürgers. Nur anerkannter Überlegenheit beugte er sich. Der blinde Respekt vor dem Adel schwand, und auch von dem ehrsamen Rat wollten die Bürger nicht wie eine einsichtslose Herde behandelt sein. Sie forschten nach ihren Rechten und verlangten von dem Stadtregiment den Nachweis der Gesetzlichkeit seiner Handlungen. Da dieses aber ein ebenso großes Interesse daran hatte, der Bürgerschaft das Stadtrecht und sonstige Privilegien zu verschweigen, kam es zwischen beiden zu scharfen Auftritten, wobei die Bürger nicht immer „mit sittsamer Bescheidenheit, als gehorsamen Bürgern geziemet, sondern mit großem Trotze und Ungestüm (ihr Begehren) ausgeschüttet, auch etliche mit ausdrücklichen Worten einer Rottirischen Verbündtniß sich verlauten lassen und wenig gefehlet, daß etzlicher boshaften Menschen rasenden wütenden Begierden nach thätliche Verletzungen gegen uns (den Rat) wären vorgenommen und verrichtet worden."

Um nun die Stadt in ihrem Wohlstande zu erhalten, war das Stadtregiment besorgt, die Quellen desselben, besonders Handel und Schiffahrt zu schützen, ihre Ergiebigkeit zu erhöhen und die üblen Erscheinungen, welche die „guten Tage" im Gefolge hatten, durch Verbesserung des Rechtsverfahrens und durch besondere polizeiliche Vorschriften zu beseitigen. Die Schiffbrücke, zuerst die Süder-, dann die Norderbrücke, als der wichtigste Platz für den heimischen Handel, wurde verbessert. Vor allen Dingen aber richtete der Rat der Stadt sein Augen-

[1]) Beseitigt wurde diese Fessel freilich noch lange nicht. Unserem berühmten Bildhauer Heinrich Ringerink wurde z. B. wohl erlaubt, einen Gesellen zu halten, doch durfte er ihn nicht auf „Börgerdehlen" (in Bürgerhäusern) und nicht für schlichte Arbeit verwenden, und zwar weil Meister Heinrich kein vollgültiger „Amtsmeister" war.

merk auf den Schutz und die Erweiterung der Handelsprivilegien. Mit Argusaugen wachte man über dem der Stadt gewährten ausschließlichen Handelsrecht im Amte Flensburg, auf Alsen, Sundewitt und Ärrö. Einen Bewohner des Stadtfeldes, der den Landleuten ihre Produkte abkaufte, um sie in der Stadt zu verwerten, vertrieb man und riß ihm das Haus ein. Für jede der fünf Harden des Amtes Flensburg wurden zwei Bürger bestimmt, welche umherreisen mußten, die Übertreter jenes Privilegiums ausfindig zu machen und auf den Hardesdingen zu verklagen. Daß die Flensburger in ihrem Eifer für die Hebung des Handels auch bisweilen zu verkehrten Mitteln griffen, zeigt das Vorgehen gegen die Husumer, das mit dem Aufgeben der durchaus verfehlten Anlage des Hafens in Ockholm endete.

Selbstverständlich hatte diese alte Zeit auch ihre Schatten, und zwar treten die Auswüchse und Ausartungen immer mehr hervor, je mehr wir uns dem Ende des Jahrhunderts nähern. Das Wohlleben wurde zur Schlemmerei, die Kleidung wurde protzig, das Selbstbewußtsein artete in Rangsucht und Gewaltthätigkeit aus, wobei der schädliche Einfluß des Stadtadels unverkennbar ist. Zudem zog der Wohlstand der Stadt eine Menge von Schmarotzern heran, die als Diebe, Betrüger oder Bettler die Bürger nach Kräften aussog. Aus den Begründungen, welche verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen beigefügt sind, können wir uns diese Zustände noch genauer ausmalen.

Vor allen Dingen riß eine bedenkliche Rangsucht ein, die sich sowohl in Kleidung wie auch in der Lebensweise äußerte, und zwar stand kein Stand dem andern in diesem Stücke nach. Der bürgerliche Patrizier sah mit scheelen Augen auf den Adeligen; der Amtsmeister suchte es dem reichen Kaufherrn gleichzuthun, und die Frau des Arbeiters wollte nicht geringer erscheinen, als die Meisterin. Man kleidete sich nicht mehr „nach Standes Gebühr,“ sondern „verschimpfte sich“ wohl selbst, indem man mit „vielen Strichen um den Schurz einhertrat, wie die Landsknechtsweiber,“ oder andern Ärgernis gab durch „verächtliche Trachten.“ Bei den Köften (Schmäusen), welche bei Hochzeiten, Beerdigungen und anderen Anlässen üblich waren, wurde solcher Überfluß getrieben, daß die Bürger „in ihrer Nahrung zum Höchsten geschwächt und viele ehrliebende Leute, die solche Unkosten zu unterschiedlichen malen verrichten mußten, dadurch in das äußerste Verderben gerieten.“

Auch die Schmäuse bei Einführung der Handwerksmeister in ihr Amt waren so üppig, daß die Meister „sich untereinander im Grunde verderben, und sich und die Ihrigen in Armut bringen.“ Um diesem Übel abzuhelfen, schärfte man eine Rangordnung ein, nach welcher die Ratsverwandten, die 24 Vertreter der Bürgerschaft, die Geistlichen in die erste, „Handwerksleute mit Amt und Gilde“ und „mittlere Bürger“ in die zweite, Handwerksleute-Kinder, Bootsmänner, Arbeitsleute und Dienstmägde in die dritte Gruppe rangierten.

Ob die Neigung, sich selbst Recht zu verschaffen, auch auf eine dem Wohlstande zuzuschreibende Entartung des Selbstbewußtseins zurückzuführen ist, bleibe dahingestellt. Thatsache ist, daß aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts besonders viele Fälle bekannt sind, in denen der Bürger sich gleich mit der Faust an dem rächte, der ihm mit „Scheltworten oder mit der That“ unrecht gethan hatte, und nicht erst bei der Obrigkeit klagte. Selbst von dem Bürgermeister Peter Pommerering und von dem Stadtschreiber Blasius Eckenberger wissen wir, daß sie auf offener Straße mit dem Degen auf ihre Feinde eingedrungen sind.

Das selbstbewußte Auftreten der Bürger scheint besonders den Adel gereizt zu haben. Die Polizeiordnung von 1600 und eine Reihe überlieferter Fälle erzählen, daß „etliche junge Mutwillige vom Adel um geringer und lider-

licher Dinge willen, auch wohl ohne alle gegebene Ursachen den Bürgern Thüren und Fenster gewaltsamerweise eingeschlagen, auch in den Häusern mit langen Büchsen eingeschossen."

Mußte unter solchem Verhalten der maßgebenden Kreise schon die öffentliche Sicherheit leiden, so geschah dies doch noch mehr durch all das Gesindel, welches der Wohlstand der Bürger heranlockte. Besonders hatte sich „in den Wohnungen auf den Gärten und Plätzen außer der Stadt allerhand los- und leichtfertiges Gesindel eingeschlichen zur Verkürzung gemeines Stadtwohlstandes, mit Veruntreuung und Plackerei sich ernähret, auch viele landstreichende Buben und leichtfertige Weibspersonen ihren Unterschlupf und Versammlung daselbst gehabt, und allerhand Frevel und Mutwillen unartiger Leute, auch auf den gemeinen Straßen allerhand Meuchelmord vernommen worden." Zu diesem Gesindel gesellten sich Betrüger, von denen es heißt, daß sie „den Leuten ihr Korn und andere Kaufmannswaren abgeborget, und so hoch und teuer es die Verkäufer anschlagen — sintemalen sie nicht aufrichtig gedenken zu bezahlen — an sich genommen."

Solchen Saufbolden, Dieben, Betrügern war durch eine strengere Handhabung der Gesetze und eine Vermehrung der polizeilichen Aufsicht beizukommen. Anders aber stand es mit der Armut, die, wie es scheint, nicht minder groß gewesen ist als der Wohlstand. Die Polizeiordnung sagt, daß „fast eine langwierige große Beschwerde des vielfältigen und unaufhörlichen Bettelns vor den Thüren, beydes, von den Einheimischen, und auch hereinschleichenden fremden Bettlern, mit großer Verdrießlichkeit sich erhalten hat, dergestalt, daß niemand abends oder morgens die Thüren vor dem mühseligen Überlauf der Bettler hat können sicher haben." Die Bettelei wurde durch polizeiliche Bestimmungen eingedämmt; um aber die Armut selbst einzuschränken, verfingen die Mittel, über welche der Rat der Stadt verfügte, nicht. Man hielt zwar darauf, daß auch die Kinder der Armen die Schule besuchten, und erleichterte Begabten den Besuch der lateinischen Schule. Die Kirche ermahnte zur Wohlthätigkeit. Auch der Staat half, indem er die meisten der bei der Reformation eingezogenen Kirchengüter zur Unterstützung der Armen zur Verfügung stellte. Das meiste aber geschah vonseiten wohlhabender Mitbürger, welche nicht nur reiche Almosen gaben, sondern auch Armenhäuser bauten und Legate stifteten, deren sich die Bedürftigen unserer Tage noch erfreuen. Überhaupt treten Beweise von dem Vorhandensein des Gefühls der Pflicht, die wirtschaftlich Schwächeren zu schützen, in manchen Bestimmungen wohlthuend zutage. Zu dem Zweck war z. B. auch der „Vorkauf" (das Einkaufen außerhalb der Thore) verboten; es war ferner nicht erlaubt, andern „in den Kauf zu fallen," d. h. beim Handeln ihn zu überbieten und dadurch „den Hausleuten die Waren über die billige Gebühr zu ersteigern." Endlich sei daran erinnert, daß „einerley Gewicht und Maaße" gefordert wurden, damit die „Armut mit falscher Maaße und Gewicht nicht beschnitten werde."

Am Ende des 16. Jahrhunderts sind die schädlichen Auswüchse des Wohlstandes: Rangsucht, Verschwendung, Starrsinn, Gewaltthätigkeit, so geil emporgeschossen, daß sie den Wohlstand selbst und die öffentliche Sicherheit bedrohen und Wegelagerei, Betrug und frechem Bettlertum den Nährboden schaffen. Daneben aber zeigt sich das ernste Bemühen der Obrigkeit, jene Auswüchse zurückzuschneiden, ihnen jede weitere Nahrung zu entziehen, und ferner ein, wie es scheint, bisher nicht wieder dagewesener Wohlthätigkeitssinn der reichen Bürger besonders gegen unverschuldete Armut.

Diese rohe Skizze der Zustände in unserer Stadt um das Jahr 1600 werden wir durch ein näheres Eingehen auf das Stadtregiment, auf die kirchlichen und die Schulverhältnisse, auf Armenpflege und Handel weiter auszuführen suchen.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Professor Dr. **Wilhelm Wisser** in Oldenburg.

31. De klôk Bur.

Dgr is mal 'n Bur'n weß, de plôgt up sin Koppel un plôgt dgr 'n Grgpen mit Geld rut.

As hê in 'n Hus' kümmt, do vertell't he sin Fru dat. Se schall dat gwer jo un jo ne ngsegg'n,[1]) sech' 'e, süß möt se dat Geld je afłewern.

Sin Fru kann gwer ne swigen un snackt dat je doch ut.

Do mutt de Bur hen to Amt kam'n.

Do fragt de Amtmann em, hê schall je wiß[2]) 'n Grgpen mit Geld funn'n hebb'n bi'n Plôgen, wat dat wgr is.

Nȩ, sech' 'e, dat 's ne wgr, hê hett niks funn'n.

Ja, secht de Amtmann, sin Fru hett dat je doch vertell't.

Och, sech' 'e, sin Fru, de hett ȩr'n rech'n Witz ne.

Do lgt se em êrs so wa' ggn.

Do geit he bi 'n Bäcker vgr un köfft sik 'n ganz Patschon[5]) Kringeln. De nimm't he mit to Hus. Un 'sgbens, as dat düster is, do streit he de Kringeln allerwȩgens up 'n Dörp hen.

Do ward dat 'snachs so fürchterli rȩgen.

Do mênt de Lü' den annern Mornk, as se all' de Kringeln finn't, dat dat Kringeln rȩgent hett.

'n pgr Dgg nahȩr, do mutt de Fru hen to Amt.

Do secht de Amtmann, ȩr Mann schall je wiß Geld funn'n hebb'n bi'n Plôgen, wat dat wgr is.

‚Jg,' sech' se, ‚dat 's wgr, Geld hett he funn'n.'

Wonȩr[3]) as dat denn weß is.

‚Ja,' sech' se, ‚dat wêr so wat 'n ach Dgg[4]) vö' de Tit, as dat 'snachs Kringeln rȩgen dö.'

Do mênt de Amtmann je, dat dat so is, as de Bur secht hett, dat se ȩr'n rech'n Schick ne hett. Un do secht he to ȩr, se schall man wa' hen to Hus ggn, hê wêt nu al nog.

Do hett de Bur sin Geld je behol'n.

Nach Hans Bensien in Sagau.*)

Anmerkungen: [1]) nachsagen d. h. weiter erzählen. [2]) gewiß, dem Vernehmen nach. [3]) wann. [4]) so was ein acht Tage d. h. ungefähr 8 Tage. [5]) Portion.



Der Biber in Schleswig-Holstein.

Von **H. Barfod** in Kiel.

„Nichts ist beständig als der Wechsel."

Mit dem Ausroden der Wälder schwanden die Riesen unter seinen Bewohnern: Auerochs und Elch, und mit diesen jene, die damals mit ihnen in stetem Kampfe lagen: Bär, Wolf und Luchs. Die goldene Kultursteppe der Getreidefelder und die grüne Weide sind das Produkt systematisch betriebener Meliorations-

*) Hans Bensien, geb. in Kasseedorf 1813, gedient in Griebel, Kasseedorf, Fissau und Sagau, seit 1848 ständig in Sagau als Arbeiter. Seine Geschichten hat er von seiner Großmutter in Kasseedorf. ‚De weer 85 Jahr, as se dot bliben dö. Do weer ik so 'n Jung vun 'n Jahrer tein.'

arbeiten, und diese wurden besonders den Bewohnern der Sümpfe, Seeen und Teiche verhängnisvoll, u. a. auch dem Biber (Castor fiber), der in unserer Heimat gänzlich verschollen, im großen deutschen Vaterlande bekanntlich auf ein räumlich sehr eng begrenztes Gebiet, nämlich an der Elbe, etwa von Wittenberg bis gegen Magdeburg, und an der unteren Mulde, beschränkt ist.



Fig. 1.

Wenn wir auch verschiedene Zeugnisse für das ehemalige Vorkommen des Bibers in unserm Lande besitzen, so scheint er dennoch zu allen Zeiten bei uns recht selten gewesen zu sein; denn in den „Kjøkkenmøddingen" werden nur spärliche Reste gefunden, und nur selten stößt man beim Torfgraben auf Knochenreste. Einen Schädel besitzt das Zoologische Museum in Kiel aus einem Torfmoore bei Kappeln. Andere Funde wurden gelegentlich der Baggerarbeiten für den Bau der Kaiserlichen Werft am Kieler Hafen bei Ellerbek, bei der Ausschachtung des Kaiser Wilhelm-Kanals und bei der Ausbaggerung des Elbe-Trave-Kanals gemacht. Obenstehende Abbildung (Fig. 1) zeigt uns den Schädel von einem nahezu vollständigen Skelett, das 1893 im Forstreviere Charlottenthal (Provinz Westpreußen) gefunden wurde. Herr Prof. Conventz, Direktor des Westpreußischen Museums in Danzig, dessen Liebenswürdigkeit wir die leihweise Überlassung der Klischees für die beiden Abbildungen verdanken, hat zur Beachtung der bei Kultur- und Wegebau-Arbeiten aufzufindenden Fossilien angeregt, und Zweck dieser Zeilen ist, unsere Landsleute zu gleichem Thun zu ermuntern.

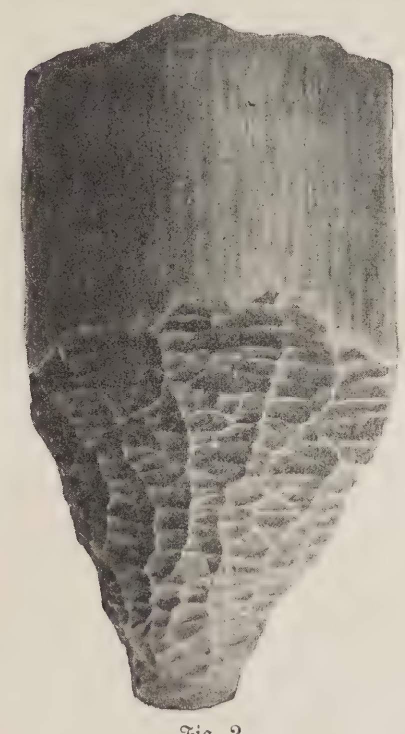


Fig. 2.

Bekanntlich hat der Biber die Gewohnheit, am Ufer stehende Laubbäume, besonders Erlen, am Grunde so zu benagen, daß sie in den Fluß stürzen müssen; dort verwendet er sie dann zu seinen kunstvollen Bauten. Fig. 2 zeigt uns einen Baumstamm, der vom Biber benagt worden ist. Subfossile Hölzer dieser Art hat J. Steenstrup in dänischen Torfmooren nachgewiesen; später fanden Nathorst, Andersson, Sernander, Kjellmark und Conventz einzelne Exemplare auch in schwedischen Mooren. Aus dem Torflager von Klinge unweit Kottbus werden Biß- und Nagespuren des Bibers von Prof. Nehring erwähnt. Mitglieder unsers Vereins, die Gelegenheit haben, Torfbackern bei ihrer Arbeit zuzusehen, wollen sich bitte die Mühe nicht verdrießen lassen, die aufgedeckten Stämme einer Revision zu unterziehen; vielleicht glückt es, auch in unserer Provinz solche Nagespuren des Bibers aufzufinden.

Auch Flur- und Ortsnamen beweisen die ehedem weite Verbreitung des Bibers. Professor Conventz hat etwa zweihundert deutsche sowie zahlreiche ausländische Ortsnamen dieser Art gesammelt. Für unsere Provinz kommen wahr-

scheinlich folgende in Betracht: Beveroe (= Biberinsel) im Kreise Flensburg, Bevern bei Barmstedt, Bever (Kreis Tondern).

Angesichts der Wertschätzung, die dem Biber in früheren Jahren mit Rücksicht auf seinen kostbaren Pelz sowie namentlich auch auf das offizinelle Bibergeil zugesprochen wurde, kann es uns nicht wunder nehmen, wenn dem rücksichtslosen Vertilgen des Bibers durch gesetzliche Vorschriften Einhalt geboten und hier und da der Versuch gemacht worden ist, den Biber künstlich zu hegen. Von einem Ansiedelungsversuch hierzulande erzählt uns Schonevelde in seiner „Ichthyologica et Nomenclaturae animalium marinorum, Fluviatilium, Lacustrium, quae in Florentissimis Ducatibus Sleswigi et Holsatiae celeberrimo Emporio Hamburgo occurunt trivialis“ (Hamburg). In der Übersetzung lautet der Passus folgendermaßen: „Oberdeutschland nährt überall viele Biber, besonders in dem mittleren und südlichen Teile. Viele leben noch in Schweden. In den Herzogtümern sind die Biber fast unbekannt oder wenigstens Fremdlinge gewesen, bis Se. Durchlaucht Prinz Johann Adolf (regierte als Herzog zu Gottorf 1590—1616) löblichen Angedenkens, nachdem er sie aus dem Innern Deutschlands geholt und überführt hatte, ihnen eine Ansiedelungsstätte in dem Amte Hütten nahe bei dem Schlosse Gottorp (Schleswig) bereitet hat. An diesem Orte bewirkte die an Futter reiche, zwischen Flüssen und Strömen gelegene, mit Bäumen und Sträuchern bestandene Gegend leicht, daß sie ihre Wohnung anlegten und befestigten und die Familie der Biber und Taucher sich alljährlich vermehrte. Es wollte aber der kluge und betriebsame Herzog nicht, daß sich die Biber über die beiden Herzogtümer zahlreich vermehrten; denn solches könnte dazu beitragen, daß es seiner Jagd und seinem ehrenwerten Vergnügen fehle. Auch sei zu befürchten, daß die Schlei, ein Busen des Baltischen Meeres, von den unsäglichen Mengen der gelobten, berühmten und verschiedenartigen Fische entblößt würde.“

Die Akklimatisationsversuche scheinen doch wohl nicht geglückt zu sein; die Tiere gingen auf dem ungewohnten und wenig ruhigen Terrain, auf dem sie nur Höhlen gruben, aber keine eigentlichen Burgen errichteten, bald ein.

Man hielt den Biber früher nicht nur für einen Fischräuber, sondern rechnete ihn ohne weiteres zu den Fischen; in der Ichthyologie von Schonevelde zählten außer dem Biber auch die Wasserratte und der Fischotter zu den beschuppten Bewohnern des feuchten Elements.

Mitteilungen.

1. **Ein origineller Beichtschein.** In dem kleinen Kirchspiel Neukirchen in Angeln amtierte in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts der aus dem Sundewitt gebürtige Prediger Nikolaus Oest. Über 50 Jahre, von 1744—1798, hat er daselbst als treuer Seelsorger gewirkt und sich die Liebe und Achtung seiner Gemeinde erworben. Sein Dienst war wenig anstrengend; denn Neukirchen war und ist noch heute mit seinen 150—160 Seelen das kleinste Kirchspiel der Landschaft. Es mangelte ihm denn auch keineswegs an Mußestunden, die er aber durch fleißige Lektüre, schriftstellerische Arbeiten, Unterricht und nicht zuletzt durch die Pflege der edlen Dichtkunst auszufüllen strebte. Die Erzeugnisse seiner Muse, größtenteils Gelegenheitsgedichte, Kantaten, Epigramme und Stegreifverse, zeichnen sich allerdings weniger durch poetischen Wert aus als dadurch, daß sie den Verfasser charakterisieren. Die meisten derselben atmen Frohsinn und Heiterkeit, manche auch Witz und Laune. Originell ist ein Beichtschein, den er einer Anzahl Pfarrangehöriger ausstellte, die nach Schwansen zu verziehen beabsichtigte, und der folgendermaßen lautete:

„Der Trieb, sein Schicksal zu verbessern
und sein Vermögen zu vergrößern,
vom Fron und Ausschuß frei zu sein,
ist hier in Angeln allgemein.
Auch dieser Trieb bewegt vor andern
Vorzeig're dieses auszuwandern
und jetzt nach Schwansen hinzuziehn.
O, möchte dort ihr Glück recht blühn!
Da sie, nach unsers Landes Sitten,
geziemend um den Beichtschein bitten,
so geb' ich ihn in genere,
damit ihr neuer Pfarrherr seh',

daß sie — bis auf zwei junge Knaben,
denn die sind noch nicht konfirmiert, —
hier insgesamt kommuniziert,
auch sonst sich so betragen haben,
daß selbst des Teufels Advokat
hiergegen nichts zu sagen hat.
Nun, alle diese achtzehn Seelen —
ein Achtteil meiner Parochie —
will ich dem lieben Gott befehlen;
er segne und geleite sie!"

Ob wohl die 18 Auswanderer das Glück, das sie suchten, in der neuen Heimat sollten gefunden haben? Daß sie es nicht verdient gehabt hätten, das kann nach vorstehendem Zeugnis ihres Beichtvaters ja gar keine Frage sein. — Oest starb 1798 in einem Alter von fast 80 Jahren. Seine Biographie nebst einer Auswahl seiner Gedichte, herausgegeben von seinem Schwiegerenkel, dem Glücksburger Prediger und späteren Propsten zu Grundhof G. Jakobsen, erschien 1800 bei Mohr in Kiel. Die Erinnerung an Oest lebt bis auf den heutigen Tag in der Gemeinde und darüber hinaus fort.

Quern. E. Schnack.

2. **Das Fehmarsche Lied.** (Mitgeteilt nach: „Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte von Joh. Friedr. Schütze, königl. dänischem Kanzlei-Sekretaire. Bd. IV. Altona 1806.)

Melodie: g = 1. Zärtlich und mit Heimweh.

2/4 { 1 | 5 5 4 | 3 3 5 | 5 4 4 3 | 3 2 4 | 3 3 3 2 | 1 1 1 2 | 3 3 2 2 | 1 1 |

Ach Wulne, ach Wulne! du liggst wohl in dem Grunde,
To Avendorp, to Avendorp, da hebben se grote Munde.
Ach Blieschendorp :,: da heft se 't schier vergeeten,
To Struckamp :,: da sünd se wol geseeten.
Ach Alverdorp :,: da fangen se veele Vische,
To Teschendorp :,: da dreegen see 's to Dische.
Ach Mummendorp :,: da hebben se veel grot' Göse,
To Satjendorp :,: da drinkt se uut de Kröse.
Ach Nei-Fellingsdorp :,: da plögen se deep in de Eerde,
To Lemkenhafen :,: da fören se blanke Sweerde.
Ach Ol-Fellingsdorp :,: du liggst wol an dem Wege,
Op Sült-bi Ort :,: da sünd de Kladdermägde.
To Merkelsdorp :,: da sünd de Herren Viefe,
To Hinrichsdorp :,: da mögen se geern kiesen.
To Todendorp :,: da hebben se gröne Straten,
To Putgarn :,: da fört se blanke Plaaten.
Ach Preesen :,: da bouwen se veele Hokken,
To Vanstorp :,: da lüden se mit de Klokken.
Ach Clasdorp :,: du liggst wol an de Fleeten,
Ach Goolendorp :,: da könt se lieke scheeten.
Ach Vizdorp :,: du liggst wol an de Loopen,
To Staversdorp :,: da hört man 'n Kukuk roopen.
Ach Meeschendorp :,: da is de Akker düre,
To Sarensdorp :,: da liggt se bi dem Füre.
Ach Niendorp :,: da sünd de schönen Jungfrouwen,
Wohl zu Burg :,: da laten se sik beschouwen.
Ach Glambek :,: du büst fast eerenrike,
To Niendorp :,: da sütt man Segel strieken.
Ach Fehmerland, ach Fehmerland! ik segg di Pries un Eere,
In aller Land, wo ik man kam, will ik din Loff vermeeren!

Bramstedt. W. Ehlers.

3. **Pferdeköpfe unter Dreschtennen.** Im Oktoberhefte des 2. Jahrgangs der „Heimat" ist der Vermutung Ausdruck gegeben, daß die unter Dreschtennen vergrabenen Pferdeschädel Bauopfer seien. Dieser Meinung möchte widersprochen werden dürfen schon aus dem Grunde, weil der Kopf eines Pferdes an sich keinen Wertgegenstand darstellte. Man hat immer nur Köpfe, nie ganze Kadaver gefunden. Der Gedanke des Opfers beruhte aber doch darauf, daß etwas Wertvolles hingegeben wurde, daß der Opfernde sich eine Entsagung auferlegte, sich selber gewissermaßen strafte, elend machte, um das Mitleid und die Gnade der Gottheit zu erringen. Die Menschen stellten sich den Gott als zürnend, mißgünstig vor. „Mir grauet vor der Götter Neide," läßt Schiller den ägyptischen König zu seinem Freunde Polykrates sprechen. Später schob das Volk Mißgunst und Haß gegen menschliche Unternehmungen dem Teufel zu. So treffen wir in vielen Sagen die Andeutungen, daß der Teufel durch allerlei Künste und Gewaltthaten den Bau der Kirchen, Kapellen und anderer Bauwerke zu hindern versucht habe. Um ein Bauopfer handelte es sich also, wenn, wie der Büsumer Pastor Neocorus erzählt, die Delver bei der Wasserflut des Jahres 1597 einen Deichbruch

dadurch mit Erfolg stopften, daß sie einen lebendigen Hund in den Bruch warfen. „De Olden seden, animam quaeri," es werde eine Seele verlangt. Wollte man aus den Pferdeschädeln auf ein Bauopfer schließen, so müßte nachzuweisen sein, daß man Pferde zu dem Zwecke tötete, um sie zur Günstigstimmung Gottes oder des Teufels in dem Bau zu vergraben. Über einen so kostspieligen Brauch müßte es Überlieferungen geben. Es giebt aber keine, obwohl das Alter der zuweilen gut erhaltenen Schädel sich höchstens auf 200 Jahre bemessen läßt. Im Jahre 1892 wurden in Plön drei Pferdeschädel unter der Diele eines Hauses gefunden, das frühestens aus dem 16. Jahrhundert stammte. Könnten die vergrabenen Pferdeköpfe aber nicht ebendieselbe Bestimmung gehabt haben, welche die Pferdeköpfe auf den Giebeln unserer Bauernhäuser hatten? Diese in ganz Norddeutschland verbreitete Giebelzierde bestand ursprünglich zweifellos aus natürlichen Pferdeschädeln. Erst dann, als das Schlachten und Verzehren der Pferde von der christlichen Kirche verboten wurde, mag man allmählich zu Nachbildungen in Holz gegriffen haben. Es ist bekannt, daß bei den Niedersachsen (auch bei anderen Völkern) das Pferd in hohem Ansehen stand, daß weiße Pferde für heilig gehalten worden sind, daß aus ihren Bewegungen, aus dem Wiehern usw. geweissagt wurde (vergl. Tacitus). Das Pferd galt für ein Geschöpf, welches den guten Gottheiten besonders nahe stand. Des Pferdes Kopf auf dem Hausgiebel wird als etwas Segenbringendes, Unheilabwehrendes angesehen worden sein. In Polen hängt noch heute der Bauer einen Pferdeschädel in den Zaun, damit das Kraut (Kohl) gut gedeihe, und auch wohl über die Hausthür, damit die Pest nicht ins Haus komme. Wenn wir uns den Bau des sächsischen Bauernhauses vergegenwärtigen, so lag die Tenne in der Mitte des Gebäudes. Auf der einen Seite standen die Pferde, auf der anderen Seite befand sich das Rindvieh, am Ende der Herd. Die unter der Tenne vergrabenen Pferdeschädel konnten von hier aus ihren Einfluß auf das ganze Haus erstrecken, Pest und Viehsterben abwehren. Eine Dreschtenne, die immer aus Lehm gestampft war, hielt wohl selten länger als 30 Jahre aus. Bei der Erneuerung fand sich dann die Gelegenheit, mehr erreichbare Schädel von krepierten oder verunglückten Pferden unter der Tenne zu vergraben. So läßt sich eine Erklärung dafür finden, daß zuweilen neben gut erhaltenen Schädeln fast ganz verwitterte lagen. Auch unter den Herd des Hauses pflegte der Erbauer ehemals vielerlei segenverheißende Dinge zu vermauern oder zu vergraben: Eier als Zeichen der Fruchtbarkeit, Hühner, Lämmer, oder wenigstens deren Knochen. Ja, es hat Leute gegeben, die durch Eingrabung eines lebendigen Katers unter dem Schweinetroge die Ratten fernzuhalten vermeinten. Mit dem Glauben an die schützende Kraft des Pferdeschädels mag in Verbindung stehen das Vertrauen in das glückspendende Hufeisen, welches man heutzutage noch über vielen Hausthüren angenagelt oder aufgehängt sieht. Fragt man nach dem Warum, so erhält man Antworten, welche beweisen, daß klare Vorstellungen über die Wirkungen des Eisens nicht mehr existieren, daß aber ein unbestimmtes Vertrauen in den Segen des Brauches gesetzt wird. Das Hufeisen ist ebenfalls ein Amulett, ein Fetisch, ein Talisman.

Plön. Kinder.

4. **Verwehte Schmetterlinge** hat Herr Emil Lorenz zu Anfang des Herbstes vorvorigen Jahres am Strande der Neustädter Bucht von Timmendorferstrand bis Scharbeutz und weiter bis Haffkrug und Augustusbad angetroffen. Wo er ging und stand, fand er den weißen Sand und das angespülte Seegras namentlich mit Vanessa jo (Tagpfauenauge), Pieris brassicae (Gr. Kohlweißling) und Argynnis Aglaja (Gr. Perlmutterfalter) und wenigen anderen Faltern förmlich übersät. Herr Lorenz nahm mehrere dieser Tierchen in die Hand und suchte sie durch Anhauchen zu ermuntern: sie klappten höchstens die zusammengefalteten Flügel ein wenig auseinander. In die Luft geworfen, taumelten sie wie trunken mit flatternden Flügeln in der Luft umher, um bald wie ein Stück Papier zur Erde zu fallen. Unser Gewährsmann nahm einige Schmetterlinge und trug sie in der hohlen Hand in die nächsten Gärten, setzte sie dort auf Blumen und ins Gras: siehe da! alsobald erholten sie sich und flogen lustig von dannen. Hatte die Strandluft sie betäubt? War mit der Wahrnehmung des Blumendufts der Lebensmut erwacht? Die Schmetterlinge mußten nach der Meinung des Beobachters von der schwedischen Küste herübergetragen worden sein. (Nach einem Referat der „Societas entomologica," Organ für den internationalen Entomologenverein in Zürich, April 1901.) Barfod.

5. **Über einige Fälle von Albinismus.** Das eigentümliche Auftreten von bedeutend heller gefärbten Individuen unter normal gefärbten derselben Art nennt man Albinismus. Dieser Albinismus kommt nicht nur bei der weißen Menschenrasse vor, sondern er ist auch bei allen andern Rassen beobachtet. Ebenso kommt er öfters bei Tieren vor. Unter den Säugetieren sind die weißen Kaninchen und Mäuse allgemein bekannt, hier an der Nordseeküste kann man auch manchmal Albinos unter den Seehunden beobachten. Bei Vögeln und den noch niederen Thierklassen ist der Albinismus vielleicht noch häufiger, als bei den Säugetieren. Unter den Vögeln sind weiße Krähen und Stare besonders auffallend, und Nachrichten von solchen seltenen Tieren machen ja alljährlich die Runde durch die Zeitungen.

In der Vogelwelt habe ich in letzten Jahren verschiedene interessante Fälle von Albinismus beobachtet, die hier kurz erwähnt sein mögen. 1. Vor einigen Jahren erblickte ich eine Schar von Sumpfohreulen, Otus brachyotus, auf der öden Heide dicht am Nordseestrande sitzen. Unter der großen Menge fiel besonders ein Tier auf, das von ganz heller Farbe war, während alle andern die gewöhnliche braune Färbung zeigten. Natürlich waren meine Bemühungen jetzt darauf gerichtet, dies Tier in Schuß zu bekommen, was mir auch glückte, so daß ich die fast weiße Eule erlegen konnte. Da es sich hier nicht um eine junge Eule handelt, so kann es nur ein Albino sein. Das ausgestopfte Tier ist in meiner Sammlung. 2. Im Winter 1890 beobachteten ich und meine Schüler einen fast weißen Sperling; die Versuche, diesen zu fangen, schlugen leider fehl. Da sich verschiedene Finkenarten allerdings gelegentlich kreuzen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß es sich hier um einen Bastard handelt, doch bin ich eher geneigt, den hellen Vogel für einen Albino zu halten. 3. Noch interessanter ist das Vorkommen einer weißen Lerche dicht bei dem Dorfe Utersum auf Föhr. Sie hielt sich zwei Jahre auf demselben Feld auf, und man konnte sie regelmäßig aus dem Klee aufjagen. Meine Schüler hatten die helle Lerche mehrfach beobachtet, auch verschiedenen Landleuten war sie aufgefallen. 4. Am eigentümlichsten waren zwei Albino von dem Schilfrohrsänger, die beide aus der Marsch bei Borgsum auf Föhr stammten. Im Sommer 1900 wurde mir von einem hiesigen Einwohner ein kleiner gelber Vogel gebracht, den er in der Borgsumer Marsch mit einem Spaten erschlagen hatte, als sich derselbe von vielen kleinen Vögeln verfolgt in seine Nähe flüchtete. Da es mir nicht möglich war, den beschädigten Vogel zu bestimmen, so sandte ich ihn an Herrn Rohweder in Husum, aber auch vergeblich. Nun aber, merkwürdiger Zufall, im vorigen Sommer 1901 wurde an derselben Stelle wieder ein kleiner gelber Vogel gefangen und mir gebracht. Noch lebend kam er in meine Hände; sein Gefieder war kanariengelb, die Augen rot, also ein kleiner Albino, der dem vorjährigen Vogel vollständig gleich war und von Rohweder als Schilfrohrsänger, Salicaria phragmitis, bestimmt wurde. Wenn schon das Auftreten eines Albino merkwürdig ist, so ist doch dieser letztere Fall besonders interessant, da durch denselben die Annahme an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß beide Fälle auf eine Ursache zurückzuführen sind, die aber nicht sicher festgestellt werden kann, da es mir nicht vergönnt war, die beiden Vögel lebend in der Freiheit zu beobachten.

Utersum a. Föhr. Philippsen.

Anfragen.

1. M. in S.: Die „Heimat" hat bisher über Torfindustrie nichts gebracht. Einen Aufsatz des Inhalts finden Sie in der Zeitschrift: „Mutter Erde" (Spemanns Verlag, Berlin. 1899), S. 234—236. — E. in M.: Das eingesandte Objekt ist die Larve einer Phryganide (Köcherfliege), die sich ihre Behausung aus feinen Sandkörnern erbaut hat. Näheres brachte das vorige Heft der „Heimat." Hole Dir doch einige dieser Larven herbei, thu sie in einen kleinen Glashafen und stelle denselben auf die Fensterbank Deiner Schule: Du wirst Deinen Schülern eine große Freude bereiten. — Wenn man auf „Biologie" schwört, soll man sich hüten vor Dummheiten, wie die eine ist, daß ich behauptet habe, die Mistel habe eine Zwitterblüte. Nein, sie ist zweihäusig. Mein Irrtum ist verzeihlich, weil ich wohl Beeren der Mistel, *niemals aber eine Mistelblüte gesehen habe. Ich werde in Zukunft etwas vorsichtiger sein.* Barfod.

2. Eine Leserin der „Heimat" wünscht eine Erklärung des Ausdrucks: „Der Fuchs braut." E.

3. Die „Heimat" dürfte als Sammlerin alter Volksbräuche geeignet sein, folgender Mitteilung ihre Spalten zu öffnen: In meiner Vaterstadt Neustadt i. H. bestand in meiner Jugend in Kinderkreisen der Brauch, bei Abschluß eines Tauschgeschäftes folgendes Sprüchlein herzusagen:

„Enmal geben,
Stick op Stäben,
All' sien Dag ni werrergeben."

Dieses Sprüchlein hatte den Zweck, einen abgeschlossenen Tausch unwiderruflich zu machen. Nach einer in der Methodik von Ostermann und Wegener vorhandenen Fußnote pflegten unsere Vorfahren bei ihren Tauschgeschäften einen Brauch zu üben, der wahrscheinlich zu obigem Kinderreim in Beziehung steht. Sie schnitten nämlich nach Verabredung eines Tauschgeschäftes zwei gleich lange Hölzchen, die sie mit einer gleichen Anzahl von Querschnitten versahen, und von denen sie jedem Teilnehmer am Tausche eins aushändigten als Beweis für den verabredeten Tausch. — Da unter obigem „Stick op Stäben" wahrscheinlich die Querschnitte auf den Hölzchen zu verstehen sind, dürfte in dem oben angeführten Kinderreim ein Rest jenes alten Volksbrauches zu suchen sein, der sich durch die Jahrhunderte hindurch in Kinderkreisen erhalten hat. — Sehr interessant wäre es mir, zu erfahren, in welchen Gegenden unserer Provinz sich dieser oder ein ähnlicher Brauch erhalten hat.

Kiel-Gaarden. W. Franck.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 7. Juli 1902.

Büsum und sein Wattenmeer.[1])

Von A. N. Harzen-Müller in Schöneberg bei Berlin.

II.



Für Segelfahrten stehen mehrere seefeste Kutter unter sicherer Leitung stets zur Verfügung. Für den Jäger giebt's am Strande und auf dem Wattenmeere verschiedene Arten von Möven, Regenpfeifer und den zu dieser Familie gehörenden Kiebitz, dessen in den Handel gebrachte, wohlschmeckende Eier lange nicht immer Kiebitzeier sind, sondern häufig von Möven und anderen Vögeln herstammen, ferner die kleine graue Wildente und die größere, braun und weiße Bergente, welche, bei uns nur Strichvogel, während des Sommers die nordischen Fjorde verläßt, um bei uns zu mausern;

Krabbenfischer in der Nordsee.

[1]) Das Klischee zu dem Bild auf S. 149 ist uns von der Verlagshandlung Lipsius und Tischer in Kiel freundlichst überlassen worden. E.

sie kamen früher in solchen Mengen vor, daß sie mit Netzen gefangen wurden; sie ist eine brillante Taucherin, kann aber während der Mauser natürlich schlecht fliegen, weshalb sie vom Schiffe aus leicht zu schießen ist; aber sie ist kaum das Pulver wert, da das Fleisch thranig und nur dann genießbar ist, nachdem man sie ganz abgezogen und in Milch gelegt hat. Höchstens sind die schönen, weichen Daunen für Kissen und Betten zu benutzen; früher kostete das Stück 80 Pf., jetzt höchstens 30 oder 40 Pf. Auch kann man Jagd machen auf die zu den Delphinen gehörigen und den Schiffen folgenden Tümmler, die Thran und Leder liefern, und deren Fleisch wohlschmeckend sein soll, sowie auf Seehunde, deren Fell allein benutzt wird.

Während einige der in Büsum beheimateten Fischer nach der kleinen Insel Helmsand oder nach dem Sandgrund, der Küste des Friedrichskoogs, hinüberfahren, um Seemoos zu holen,[1]) welches das Pfund mit 1 *M.* bezahlt und zu industriellen Zwecken benutzt wird, — wer kennt nicht die vor einigen Jahren in den Handel gebrachten, zum Aufhängen an Kronleuchtern oder an Fensterkreuzen bestimmten kleinen Muscheln, aus denen dieses gekämmte und präparierte, gefärbte und imprägnierte Moos in zierlichen, feinen Ranken herabfällt? — andere wiederum auf den Büttfang, der übrigens auch auf den Watten mit Stellnetzen betrieben wird, geht das Gros derselben auf den Krabbenfang aus. Die Büsumer Krabbenfischerflotille zählt 36 Kutter, zumeist einmastige, mit einem Schwerte versehene seetüchtige Schiffe, welche auf den Werften von Tönning an der nahen Eidermündung oder auf Finkenwerder bei Hamburg gebaut worden sind; sie gehen gewöhnlich acht, mit dem Schwerte zwölf Fuß tief. Die Besatzung besteht aus dem Besitzer, der Schiffsführer ist, und einem Knechte; es giebt auch einige wenige zweimastige Fischerkutter und einen, welcher einen Petroleummotor an Bord hat, um unabhängig vom Winde zu sein. Sie fahren tagtäglich oder allnächtlich, sobald die Flut steht, mit dem Strom hinaus aufs Wattenmeer, um Krabben oder Kraut zu fischen, auch Porren oder Garneelen, Granaten, Crevetten genannt; während diese Nordseekrabben nach dem Kochen, denn dies giebt den durchsichtig-glasigen Tierchen erst die Farbe, braunrot werden, sind die Ostseekrabben rosarot; jene schmecken mehr wie Krebse, diese mehr wie Hummer. Früher wurden die Krabben unmittelbar am Strande gefangen, indem Fischer und Fischerinnen mit einem großen an einer Stange befestigten Netze ins Wasser stiegen und den Meeresboden abfischten; jetzt kommen die Krabben nicht mehr so nahe ans Land, der Fischer muß ihnen im Schiffe folgen bis nach der Insel Buschsand oder Trieschen, in deren einzigem auf einer Wurt stehenden Hause ein Schäfer mit seiner Schafherde wohnt; auch ein Seezeichen, ein hoher schwarzer Holzturm, ragt aus der niedrigen Insel empor, ähnlich seinem nordwärts auf der Insel Blauortsand stehenden Bruder, welcher noch den hülfreichen Zweck zu erfüllen hat, daß er für Schiffbrüchige die notwendigste Nahrung enthält: frisches Trinkwasser und Brot, dazu die nötigen Signalflaggen. Zur Instandsetzung und -haltung der im Büsumer Wattenmeere liegenden Seezeichen, Tonnen und Baaken ist im Büsumer Hafen der Tonnenleger „Tertius" stationiert; er hat auch die Sommerzeichen einzuziehen und durch die Winterzeichen zu ersetzen.

Die Krabbenfischer gehen ihrem bei steifer Brise keineswegs leichten Gewerbe nach auf dem Mittgrund, dem Bielshöven, der Mittelplate oder der Marner Plate, Untiefen, welche südlich resp. südöstlich der Miele, des Flackstroms, in dem das einstige Kirchdorf St. Andreas begraben ruht, der Norder- und der Süderpiep und des Tertius liegen.[2])

Das zum Krabbenfang benutzte Netz ist ein großes Baumschleppnetz, ein nach

[1]) Vergl. „Heimat," Jahrgang 1899, S. 19: „Das Seemoos" von Barfod.
[2]) Vgl. „Heimat," Jahrgang 1899, S. 143: „Der Krabbenfang in Büsum" von Kinder.

unten trichterförmig sich verengendes feinmaschiges Gewebe, welches, während der Kutter mit halbgebraßten Haupt- und Focksegeln beidreht und ohne Steuerung nur im Strome treibt, auf Luvseite an einem langen Drahtseile in See geworfen wird, niedergehalten durch zwei große Eisenbügel und an der Schiffsseite durch einen langen ihr parallel laufenden Baum befestigt. Nachdem es eine geraume Weile und eine ziemliche Strecke weit über den Grund nachgeschleppt worden ist, wird es durch ein mittschiffs stehendes Spill an dem Drahtseile langsam herangewunden, über Bord geholt und ausgeschüttet oder mit einem Ketscher ausgeleert. Jetzt wird's auf dem Heck, welches bei den meisten Kuttern plattgattet ist, lebendig; die Ruderpinne versinkt ganz in der lebendigen und beweglichen Meeresbeute und ist nicht mehr drehbar. Die Hauptbeute sind Krabben, daneben unzählige Taschenkrebse verschiedenster Färbung und in allen Größen, bis zu 4 Pfund schwer und bis zu 30 cm breit, Einsiedlerkrebse, Seeigel und Seesterne, Quallen verschiedener Art, Heringe, Weißfische, Hornfische, Seeaale und Quappen, Bütt und Knurrhähne, Seegras und bisweilen kleine Stücke Bernstein. Jetzt beginnt die mühselige Arbeit des Auslesens und Sichtens; außer den Krabben wird alles Getier wieder ins Meer zurückgeworfen, den kreischend hinterherfliegenden gefräßigen Möven eine leichte und willkommene Beute. Die Krabben werden in Siebkästen über Bord gesiebt und lebendig in einen großen vorher gereinigten und angeheizten Kessel geworfen, in welchem Seewasser, durch vier bis fünf Pfund Salz verstärkt, kocht. Nachdem sie nach kurzer Zeit Farbe bekommen haben und gar sind, werden sie mit einem Ketscher aus dem kochenden Salzwasser herausgefischt, wieder auf einem Siebkasten ausgebreitet und an der Luft getrocknet, um alsdann in Körbe geschüttet zu werden. Bei ruhigem Wetter ist die Arbeit nicht anstrengend; bei steifer Brise, und wenn das Wetter „ordentlich smeert," ist es schon unangenehmer, da der Fischer außer auf seine Fangarbeit stets auf Segel, Wind und Wetter, Untiefen und Strömungen achten muß. Nach drei bis sechs Zügen geht's mit der kommenden Flut wieder dem Hafen zu, wo die Körbe mit Krabben sofort verpackt und zum Bahnhof gebracht werden, um mit dem nächsten Zuge ins Inland verschickt zu werden; das Schleppnetz aber wird zum Trocknen am Mast aufgezogen. Die Krabben sind sehr empfindlich gegen die sommerliche Sonnenhitze, und es kommt vor, daß sie schon unterwegs während der Rückfahrt in den Hafen verderben. Nicht zu warme Witterung ist am günstigsten für den Fang und für den Versand. Der Erlös für einen Fang beläuft sich auf 20 bis 40 *M.* und mehr; die meisten Fischer haben ihren bestimmten Abnehmer, der ihnen die Ware zu dem feststehenden Preise stets abkauft. In Büsum selber, wo die Krabben früher gar keinen Wert hatten, erhält man für 10 Pf. eine große Schüssel voll, und man hat eine gute halbe Stunde mit der größten Fingerfertigkeit zu arbeiten, um die kleinen wohlschmeckenden Tiere aus ihrer Schale zu befreien und zu verspeisen. Die Krabbenfischer bringen es bei Fleiß und Sparsamkeit in einigen Jahren zu Wohlstand; sie haben dann ihr eigenes Schiff, welches durchschnittlich 3000 *M.* kostet, und bauen sich bald ihr eigenes Häuschen für 4- bis 6000 *M.* mit Garten und Stallgebäude. In der Badesaison behelfen sie sich wie fast alle Büsumer mit dem allernotwendigsten Platz für sich und ihre Familie; die Stuben werden an die Badegäste vermietet, die gut und preiswert aufgehoben sind. Wenigstens ging's mir so, der ich kein Freund von Hotelzimmern und Hotellärm bin: an keinem Tage fehlte die wohlgehäufte Krabbenschüssel und ein Blumenstrauß auf meinem Tische in der Veranda; und als ich eines Spätnachmittags von einer zehnstündigen Seefahrt heimkehrte, da fand ich das Mittagessen für mich aufbewahrt und warmgehalten — in meinem Bette! Ich mußte an Wilhelm Busch's Verse denken:

„aufbewahrt in einem Hafen,
wo die lieben Eltern schlafen,"

und verzehrte die „Einlage" mit Heißhunger, Appetit und Dankbarkeit.

Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein.

Von Dr. **Gustav Brandt** in Kiel.

II.

Bevor ich dazu übergehen kann, die heimischen Manufakturen zu charakterisieren, werden einige Erläuterungen über die Technik bei Zubereitung und Dekoration der Fayence nötig sein. — Ich habe vorhin schon gesagt, daß das Wesentliche der Fayence die undurchsichtige, weiße, emailartige Zinnglasur ist. Die Masse für die Zinnglasur wird als dünner, weißer Brei angemacht. Das gebrannte Gefäß wird in diesen Brei eingetaucht, der nach dem Herausnehmen als dichter, mehlartiger Überzug haftet. Es bedarf eines scharfen Feuers, um den pulvrigen Überzug zur emailglatten Glasur zu schmelzen. Bei der Dekoration der Fayencen ist daher zu berücksichtigen, daß nur wenige Metallfarben ein so scharfes Feuer vertragen. Die meisten werden unscheinbar oder verflüchtigen sich ganz in der Glut des Vollbrandes. Die dem Scharffeuer standhaltenden Farben sind vor allem Kobaltblau, ferner Manganviolett, dann ein Gelb, auch ein helles Graugrün und Eisenrot kommen vor. Mit diesen Scharffeuerfarben wird vor dem Brande, in welchem die Glasur schmilzt (also vor dem zweiten Brande, im ersten wurde ja das lufttrockene Thongefäß hart gebrannt), direkt auf den pulvrigen Überzug gemalt. Das erfordert große Sicherheit, da Korrekturen schwierig sind. Im Brande überschmilzt die Glasur dann die Bemalung. Man nennt die Scharffeuerfarben daher auch Unterglasurfarben. Soll das Gefäß einen reicheren Farbenschmuck empfangen, so malt man auf die schon fertige Glasur und befestigt die Dekoration in einem dritten schwächeren Brande, bei dem das Gefäß nicht dem offenen Feuer ausgesetzt, sondern durch eine Kapsel aus feuerfestem Thon, die Muffel, geschützt wird. Die Muffelfarbenpalette hat den Vorzug eines großen Farbenreichtums, dagegen sind die mit Scharffeuerfarben dekorierten Fayencen billiger herzustellen, da ein Brand gespart wird. Daraus erklärt sich die größere Verbreitung blau dekorierter Fayencen.

Während wir bei den Hamburger Fayencen ausschließlich mit Scharffeuerdekor zu thun hatten, entfalten die schleswig-holsteinischen Fayencefabriken nun den ganzen Reichtum der Muffelfarbenpalette. Sie folgen dabei den beiden Hauptrichtungen der Meißner Porzellandekoration im Rokokostil, sowohl mit Figuren und Szenen aus der Zeit, als auch mit dem „teutschen Blumendekor." Letzterer hatte sich in der unter den Hannung's in den vierziger Jahren aufblühenden Straßburger Fayencefabrik zur Vorbildlichkeit für alle die Muffelfarbenmalerei pflegenden Fabriken entwickelt und wurde auch für unsere schleswig-holsteinischen Manufakturen vorbildlich. Große Blumen: Tulpen, Rosen, Nelken, Päonien, Aurikeln wurden in schönem Karminrot, Violett, Gelb, Braunrot, Graublau und einem oft ins Bläuliche gehenden Blattgrün in flottem, etwas konventionellem Naturalismus auf die milchweiße Glasur gemalt. Zu den unregelmäßig verstreuten Blüten, die bei ihrer sparsamen Verwendung die Flächen nicht decken, sondern deren schönes Weiß nur hervorheben, kommen wie bei den Meißner Porzellanen allerhand Insekten, Schmetterlinge u. dgl. hinzu. Die Malerei ist, namentlich bei den Erzeugnissen aus der Blütezeit der Kieler und Stockelsdorfer Fabriken, eine sehr feine. Der Pinselstrich schmiegt sich der Bewegung des Blattes an. Die Insekten, Spinnen in ihrem Netz, kleine Käfer und Fliegen sind von minutiöser Feinheit. Häufig werden sie, wie auch kleine Streublätter benutzt, um Fehlstellen in der Glasur zu decken. Bei Waren zweiter Güte begnügte man sich, schwarze Umriß- und Schattenzeichnung einfach farbig auszufüllen. — Wie die besseren Blumendekors sind auch

die bildlichen Darstellungen oft sehr fein ausgeführt, meist in bunten Farben, zuweilen einfarbig, z. B. in Karminrot. Szenen aus dem Leben der Rokokozeit werden uns auf Vasen, Theetischplatten und Fayenceöfen geschildert: Kavaliere und Damen im Rokokogarten promenierend oder unter dem Laubdach der Bäume ein Dejeuner einnehmend; eine Dame, die vor einem Gebüsch mit dem typischen, vasenbekrönten Denkmal sitzend, die Laute spielt, während ein Kavalier lauschend ihr zur Seite steht, oder zärtliche Schäferpaare. Auch die Freuden der Geselligkeit werden nicht vergessen. Auf einer Kieler Bischofsbowle im Hamburger Museum sind zwei Szenen gemalt, die uns Herren und Damen an fröhlicher Tafelrunde beim Trank der Bowle vereint zeigen. Zuweilen sind solche Szenen mit Hogartscher Derbheit geschildert. Überhaupt kommt die Freude an dem Derben, Naturwüchsigen neben dem Graziös-konventionellen der Zeit zu vollem Ausdruck in tanzenden Bauern, Zigeunern und fahrendem Volk an Lagerfeuern, und Szenen aus dem Leben des Landmannes. Außer den Gruppen finden einzelne Figuren in Zeittracht zum Schmuck von Vasen und Schalen Verwendung. — Doch haben die Künstler all' das nicht dem Leben um sich nach eigener Beobachtung entnommen, sondern sie geben uns Bilder, die nur den allgemeinen Zeitcharakter, nicht aber ein spezifisch schleswig-holsteinisches Gepräge tragen. Die Mode, welche eine besondere Vorliebe für das Reich der Mitte besaß, wurde auch berücksichtigt, indem man fremdländische Landschaft mit Chinesenfiguren ausstaffierte, und auch hier wieder keine Chinesen der Wirklichkeit, sondern konventionelle Phantasiechinesen. Dementsprechend finden wir auf den schleswig-holsteinischen Fayencen denn auch keine heimische Landschaften, sondern sogenannte Ideallandschaften, die in sich möglichst alles vereinigen, was der Zeitgeschmack schön fand. Endlich ließen die heimischen Fayencemaler den damals so beliebten Motivenkreis der antiken Mythologie natürlich auch nicht unbeachtet. — Den plastischen Schmuck der Gefäße bildet, wie in anderen Fayencefabriken der Zeit, so auch in den schleswig-holsteinischen ein dem Material entsprechend schweres, aber häufig flott und gut modelliertes Rocaille-Ornament, dazu vollplastisch behandelte, naturalistische Zweige und Früchte, namentlich die Zitrone, als Deckelknauf. — Die mannigfaltigsten Geschirre, Gebrauchs- und Luxusgegenstände wurden hergestellt: Tafelservice mit prächtigen Terrinen und stattlichen Bratenschüsseln; Tafelaufsätze, Fruchtkörbe mit flechtwerkartig durchbrochener Wandung; Fruchtteller mit durchbrochenem Rand; kleine, runde, bauchige Töpfe mit drei Füßen und einem zierlichen Rocaillegriff; Leuchter, Tintenfässer, Uhrbehälter und viele andere Geräte. Als ein für die Zeit charakteristisches, heute nicht mehr im Gebrauch befindliches Gefäß ist die Potpourrivase in erster Linie zu nennen, eine umgekehrt birnenförmige Vase mit durchlöchertem Deckel. In ihr wurde Lavendel und Wohlriechendes bewahrt, um das Zimmer zu parfümieren. In Kiel und namentlich Stockelsdorf wurden hervorragend schöne Stücke davon hergestellt, Gefäße mit doppelter Wandung, deren äußere Wand gitterartig durchbrochen ist, in einer Feinheit der Ausführung, wie sie nur bei wenigen Fayencefabriken überhaupt vorkommt. Ein anderes Gefäß, die Bischofsbowle, in Gestalt einer Bischofsmütze, die für ein derzeit beliebtes Getränk, den Bischofspunsch, besonders erfunden ist, erwähnte ich schon. Unter den größeren Stücken sind die reichgezierten Rokokoöfen und die Wandbrunnen mit Becken zu nennen. — Neben der eben geschilderten, künstlerisch ausgestatteten, besseren Ware wurde in den Fabriken auch eine meist in Scharffeuerfarben, blau oder manganfarbig dekorierte Verbrauchsware hergestellt. — Nachdem ich so den künstlerischen Gesamtcharakter der schleswig-holsteinischen Fayancefabriken vorgeführt habe, muß ich zur Ergänzung des Bildes das nachtragen, was die einzelnen Fabriken im besonderen charakterisiert. Dabei werde ich Gelegenheit haben, kurz

die nötigsten historischen Daten zu geben. Ausführliche Angaben darüber finden sich im Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe.

Die erste Fayencefabrik im Lande selbst wurde 1735 von Ludwig von Lücken in Schleswig gegründet. Der Bürgermeister Otte und der Zollinspektor Rambusch traten als Teilhaber hinzu. 1758 erwarb letzterer die am Lollfuß belegene Fabrik. Aus Stralsund ließ er Former und Maler kommen. Später verkaufte er die in Verfall geratene Fabrik, welche 1814 einging. — Schleswig hat vorwiegend manganviolett dekoriert. Die Schüsseln, Teller und Terrinen zeigen flott modellierte Rocailleränder und zeichnen sich oft durch gefällige Formen aus. Besonders ist eine blaßseegrüne, manganviolett umgrenzte feine Malerei, die an Fayence von Moustier erinnert, Schleswig eigen. In der bunten Muffelfarbenmalerei hat es dagegen nur wenig und Unbedeutendes geleistet.

Bürgermeister Otte gründete nach Verkauf der Schleswiger Fabrik an Rambusch auf seinem Gute Kriseby eine Fayencefabrik, an die er zwei Männer berief, welche die schleswig-holsteinische Fabrikation künstlerisch und technisch auf die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit brachten: Johann Buchwald als Leiter und Abraham Leihamer als Maler. Ein zweiter tüchtiger, in Meißen geschulter Künstler war der Maler Jahn. 1763 wurde die Fabrik nach Eckernförde verlegt, wo ihr vorm Kieler Thor ein Platz angewiesen ward. Doch bald ziehen Buchwald und Leihamer nach Kiel, die Fabrik sinkt zur Produktion gewöhnlicher Gebrauchsware herab und 1785 ist sie geschlossen. — Die erste Periode der Produktion ist durch einen vorwiegend plastischen Stil ausgezeichnet. Tafelaufsätze und Uhrgehäuse aus Rocaille-Ornament mit natürlichen Muschelformen und oft nicht gelungenen menschlichen Figuren. Besonders Terrinen, Butterdosen u. a. m. in Form natürlicher Kohlköpfe, Melonen oder in ähnlichen Formen wurden vortrefflich ausgeführt. Die Eckernförder Manufaktur liebte es, die Terrinen, Schüsseln und Theetischplatten in auffallender Größe herzustellen. Zunächst wurde in Scharffeuerfarben, in Blau, Manganviolett, Blaugrün und Gelb gearbeitet, dann geht man zur Muffelfarbendekoration über, um schließlich in der Verfallzeit die Scharffeuerfarben wieder aufzunehmen.

In Flensburg wurde vor dem Norderthor in der Ziegelbrennerei des Hans Jacobsen Braderup vor 1764 Fayence fabriziert, doch ist über die Art der nur kurze Zeit hergestellten Ware Zuverlässiges nicht bekannt. Auch im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts wurden in Flensburg von einem dortigen Töpfermeister vorübergehend Fayencegefäße und Fayencefiguren gemacht.

In Kiel richtete 1758 Peter Grafe eine Fayencefabrik ein, die jedoch bald in großfürstliche Verwaltung übernommen werden mußte und unter Leitung des Fabrikanten Tännich fortgeführt wurde. Sie lag auf dem Schnackenkrug (Sophienblatt, dem Thaulow-Museum gegenüber). Die Fabrik ging 1766 an Hamburger Kaufleute über, die Buchwald als „Directeur," Leihamer als Maler beriefen. Unter diesen Männern stieg die Fabrik technisch wie künstlerisch zu ihrer Blüte empor. Die Muffelfarbenmalerei bildet den Glanz der Fabrik, ihr Karminrot erreicht fast die Schönheit des Straßburger Karmin. Charakteristisch ist ein schwarz schattiertes Kupfergrün an Tellern mit durchbrochenem Rand, an Jardinieren und anderen Gefäßen. Auch Vergoldung wird in bescheidenem Maße angewandt. Die Blumenmalerei wird in Anlehnung an die Straßburger Fayencen, doch auch von eigenen Naturstudien geleitet, ausgeübt. Während von dem mit P. zeichnenden Maler der Tännichschen Periode mythologische Motive viel verwandt werden, malt Leihamer Zeitbilder nach Darstellungen beliebter Kupferstiche und Landschaften in idealistischem Charakter. — Leider fand dieser glänzende Aufschwung schon 1769 ein Ende, indem Buchwald und Leihamer, wieder gemeinsam, Kiel verlassen.

Anfang der 70er Jahre finden wir beide Meister in Stockelsdorf thätig. Dort war etwa zehn Jahre vorher nach heftigem Kampf gegen die Lübecker Töpfermeister um die Niederlassung in Lübeck selbst von Peter Graff eine Fayenceofenfabrik gegründet. Auch in Kiel wurden Öfen fabriziert, doch in Stockelsdorf wird die höchste künstlerische Vollendung in den aus wenigen großen Stücken zusammengesetzten reizvollen Rocailleöfen erreicht. Ebenso führen Buchwald und Leihamer, später an des letzteren Stelle ein Maler Kreutzfeld, die Gefäßtöpferei, im Charakter der Kieler Fabrikation zur Höhe künstlerischer Vollkommenheit. Unter Buchwalds Sohn Hans Jürgen wurde die Ofenfabrikation noch während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts betrieben.

Alle diese Fabriken arbeiteten im Rokokostil und für das Bürgerhaus der Städte. In Kellinghusen suchte man die Bedürfnisse des Bauern auf dem Lande zu befriedigen und fand für die derbe Gebrauchsware einen in Formen und Farben kräftigen, dekorativ wirksamen Schmuck. Und während die Fayencen der übrigen schleswig-holsteinischen Städte in künstlerisch geleiteten Fabriken hergestellt wurden, waren es in Kellinghusen mehr handwerksmäßig betriebene Werkstätten, die für das Land in weiter Umgebung arbeiteten.

Die erste derartige Werkstatt wurde um die Mitte der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts in Verbindung mit anderen von Sebastian Heinrich Kirch eingerichtet. Er war bereits an einem ähnlichen Unternehmen zu Jever in Oldenburg beteiligt gewesen und brachte den dort herrschenden plastischen Stil mit nach Kellinghusen. Andere Unternehmen folgten, und bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts blühte in Kellinghusen die Fayencemanufaktur. — Vor allem sind es die Teller, Kummen und Schüsseln, die mit ihrem leuchtend gelben Rand, den im Spiegel breit und sicher aufgesetzten, straff stilisierten Blumen und Fruchtzweigen in Ocker, Braunrot, Blau und Blaugrün noch heute die Freude aller bilden, die Sinn für gesundkräftige dekorative Wirkung haben. Kleinere Zierstücke: Wandblumenbehälter in Gestalt fliegender Engel mit einem Füllhorn, kleine Pantoffeln, Zierkacheln mit Häusern und Schiffen fanden weite Verbreitung in den Bauernhäusern. Oft besonders schön sind die Gehäuse für Taschenuhren in Form eines Clytiakopfes mit einer Sonnenblume darüber, deren freies Mittelrund das Zifferblatt der Uhr sehen läßt.

Der Neubau der Reichsbank in Schleswig.[1]

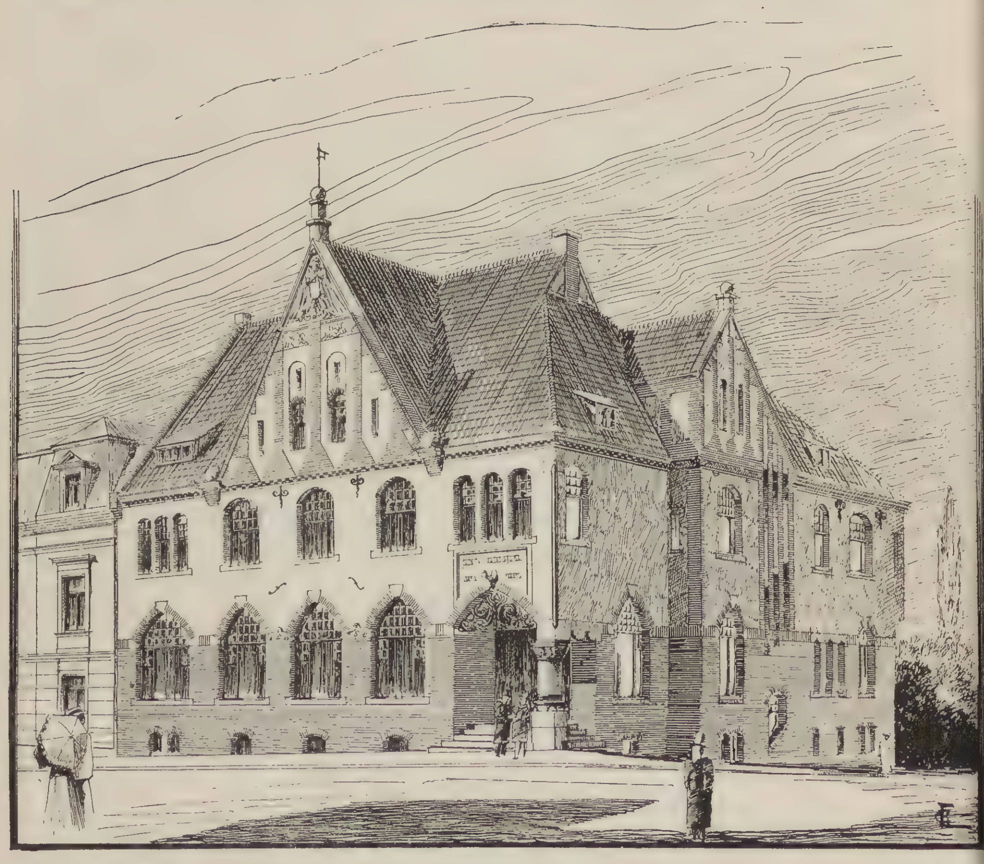
Von Regierungs- und Baurat **C. Mühlke** in Schleswig.

Die Reichsbank geht jetzt auch in den kleineren Städten, in welchen sie Nebenbankstellen unterhält, mit dem Bau eigener Gebäude vor. Das in Schleswig z. Z. im Bau begriffene Haus ist im Schaubild wiedergegeben.

Die Stadt Schleswig hatte in früheren Jahrhunderten als Residenz der Landesfürsten und später noch als Wohnsitz der dänischen Statthalter eine größere Bedeutung für die schleswig-holsteinischen Lande als zur Jetztzeit. Während die Schwesterstädte Kiel und Flensburg sich zu einer Großstadt oder wenigstens zu einer achtbaren Mittelstadt entwickelt haben, ist Schleswig im wesentlichen Kleinstadt geblieben, trotzdem es Sitz der Regierung ist und eine starke Garnison besitzt. Die alten schlichten Bürgerhäuser und die stattlicheren Bauten der Patrizier und

[1]) Der Aufsatz ist mit Erlaubnis des Verlags dem Zentralblatt der Bauverwaltung unter Erweiterung desselben entnommen.

Adligen wurden daher erst in jüngster Zeit und in geringerem Grade durch Umbauten verunziert oder durch Neubauten verdrängt. Letztere erweisen sich fast ausnahmslos als Ableger eines großstädtischen Baugewerbes. Vielfach macht sich Afterkunst breit, die mit denkbarst unechtem Baustoff arbeitet. Man sieht Giebel ohne Dächer hinter denselben, Werkstein wird in Stuck und Zement nachgeahmt. Eisensäulen lösen ganze Häuser von der Mutter Erde los und stellen sie auf Stelzen. Kahle Brandmauern machen sich zwischen dem Grün der alten Hausgärten bemerklich. Von einer Beziehung der Formen und Zierate zum Hausherrn oder zur Bestimmung des Hauses ist keine Rede. Vielmehr wollen diese Häuser mehr scheinen, als sie enthalten.



Im Gegensatz hierzu weisen die alten Schleswiger Bauten bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine große Schlichtheit der Formen auf. Nur vereinzelt findet sich Haustein mit echter Meißelarbeit. Im übrigen wurde Backstein und Holzfachwerk verwandt. Vor allem zeigten die Dächer der Häuser, welche mit ihren roten Ziegelflächen noch heute die Farbenstimmung der Altstadt beherrschen, eine vornehme, schlichte Ruhe. Bei den einfachsten Bauten wurde aber auf die liebevolle Ausbildung von Einzelheiten, so namentlich der Hausthür, ein besonderer Wert gelegt. Es muß im Tischlerhandwerk eine gute Überlieferung sich noch bis Anfang des verflossenen Jahrhunderts erhalten haben.

Bei der Entwurfsbearbeitung des Reichsbankgebäudes hatte ich es mir zur

Aufgabe gestellt, das Gute aus diesen alten Bauten zu übernehmen, um zu zeigen, daß mit denselben einfachen Mitteln auch für das Bedürfnis der Neuzeit ein brauchbarer und in der Erscheinung ansprechender Bau zu errichten sei. Glücklicherweise ermöglichte es die Lage des Grundstücks neben einer schmalen Sackgasse und einem angrenzenden Garten einer alten Stiftung, des Präsidentenklosters, drei Seiten des Hauses frei zu entwickeln. So ergab sich die Grundrißausbildung mit der Treppe und den Nebenräumen an der Gasse und dem Eingange an der Straßenkreuzung nahezu von selbst. Da von der Rückseite des Hauses der Ausblick auf das Wiesenthal und die Wasserfläche der Schlei ebenfalls unverbaut bleiben wird, lag es nahe, hier einen Austritt und einen Sitz-Erker anzubauen.

Die Außenmauern werden schlicht, ohne jede Gesimsteilung hochgeführt. Selbst ein Sockelgesims ist vermieden, da jeder Gesimsvorsprung bei dem feuchten Klima zur Durchfeuchtung des Mauerwerks Veranlassung giebt. Das untere Drittel der Mauern wird mit roten Handstrichsteinen aus Kappeln verblendet und weiß gefugt, der Rest mit hydraulischem Mörtel glatt verputzt. Nur in den Giebelbauflächen und am Treppenvorsprung wird der Wechsel von Putz und Ziegel eine reichere Farbenwirkung ergeben. Haustein ist auf die Fenstersohlbänke, die Ecksäule und die Giebelkrönungen beschränkt. Das obere Feld des Straßengiebels wird von dem in Stein gemeißelten Reichsadler geschmückt. Auch das Kapitäl der Ecksäule hat einen reicheren Skulpturschmuck erhalten, bei welchem die heimische Tier- und Pflanzenwelt die Motive hergegeben hat. Das Dach wird mit roten Ziegeln gedeckt. Es sind flache altdeutsche Biberschwänze als deutsches Kronendach verwendet. Selbst die Dachkehlen sind ohne Verwendung von Mörtel mit besonders gebrannten Kehlsteinen eingedeckt. Gleichwie bei den alten Bauten der Stadt überdecken die Dachziegel auch alle Giebel und Gesimse. So überzieht eine einheitliche Ziegelfläche alle Teile des Hauses und ist die beste Gewähr gegeben, daß das Bauwerk den Unbilden der Witterung Jahrhunderte lang trotzen wird. Auf Grund der günstigen Erfahrungen, welche am Bau des Kunstgewerbemuseums in Flensburg mit derselben Bauweise gemacht wurden, werden sämtliche Mauern mit hydraulischem Kalk, der aus Saldern bei Braunschweig stammt, gemauert. Die wenigen Formsteine wurden mangels der genügenden Zeit für die Herstellung aus Handstrichsteinen gehauen und geschliffen, ein Verfahren, das dem in England üblichen nahekommt, nach welchem die Formsteinglieder nachträglich am fertigen Mauerwerk mit dem Meißel ausgearbeitet werden.

Die Baukosten sind auf 93 000 ℳ, d. h. 280 ℳ für ein 1 qm bebauter Fläche veranschlagt, eine im Verhältnis zu den einfachen Bautechniken hohe Summe. Die Gesamtbauausführung ist von den Bauräten Havestadt und Contag übernommen. Denselben liegt auch die technische Durchbildung der konstruktiven Einzelheiten ob, während dem Architekten v. Gerlach in Flensburg, der bereits bei der Ausarbeitung des ausführlichen Entwurfs mitgewirkt hatte, die Bearbeitung der künstlerischen Einzelheiten übertragen ist. Die Oberaufsicht über den Bau wurde von dem Entwurfverfasser geführt. Das binnen kurzem fertiggestellte und seiner Bestimmung zu übergebende Gebäude paßt sich vortrefflich dem alten Stadtbilde an und führt uns hoffentlich einen Schritt weiter auf dem Wege zur Gewinnung einer eigenartigen, neuen provinziellen Kunstrichtung, die nicht im Fahrwasser der Internationalen fährt, sondern ihre eigenen berechtigten Sonderheiten zur Grundlage ihres Schaffens macht.



Zahlenlotto und Silentiumspiel.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

Den beiden in Nr. 1 und 3 dieses Jahrganges der „Heimat“ veröffentlichten Aufsätzen über das Altonaer Zahlenlotto möchte ich noch einige Ergänzungen hinzufügen und ein paar Notizen über das sog. Silentiumspiel anschließen.

1. Dr. Borcherdt sagt in seinem interessanten Buche: „Das lustige alte Hamburg,“ 1. Band, S. 84 ff. u. a., daß das Zahlenlotto aus Genua stamme und daher anfangs „Lotto di Genua“ geheißen habe. Ich füge hinzu, daß in dem „Königl. Dänischen Lotto-Calender für das Schaltjahr 1820“ auf Seite 6 unter „Zeitrechnung“ angegeben ist: „Von Einrichtung des Lotto di Genova oder Seminario von Benedetto Gentile 1620 das 200. Jahr.“ Dr. Borcherdt hat diese Angabe nicht, sagt aber weiter, das Zahlenlotto sei etwa 1752 zuerst in Österreich, 1763 zuerst in Preußen gespielt worden. Danach hat sich dies Spiel allmählich wohl über ganz Deutschland verbreitet und viel Unheil gestiftet. Eine im Jahre 1818 in Hamburg anonym erschienene Flugschrift [1]) nennt dies Zahlenlotto an einer Stelle „eine moralische Pest,“ an einer andern: „ein von der Hölle ausgebrütetes Gewebe einer teuflischen Bosheit.“ Große und kleine Staaten und selbst einzelne Städte richteten solches Lotto ein, weil es der öffentlichen Kasse viel Vorteil zu bringen versprach und auch in der That wohl oft brachte.

Auch in Hamburg hat, wenn auch nur kurze Zeit, ein solches Lotto bestanden. Am 17. Mai 1770 erhielt, wie Dr. Borcherdt in seinem vorhin angeführten Buche, S. 88 ff., erzählt, ein wohlhabender hiesiger Bürger. F. P. Hiß, das Privilegium, ein solches Zahlenlotto auf 10 Jahre hier in Hamburg einzurichten. Er hatte eine sehr große Kaution, vermutlich als Sicherheit für etwaige große Gewinnansprüche, zu stellen, jährlich eine bedeutende Abgabe an die Stadt zu zahlen, und sich zur Zahlung eines größeren Betrages zu verpflichten, falls er vor Ablauf der 10 Jahre von der Ausnutzung des Privilegiums zurücktreten würde. Am 11. Juni 1770 fand in prunkvoller Weise die erste Ziehung dieses Lottos auf dem Gänsemarkt statt, ähnlich, wie es von Herrn Jensen für die Altonaer Ziehung geschildert ist. Grenadiere und Dragoner sorgten für Aufrechthaltung der Ordnung. Hiß hat jedoch aus dem Lotto nicht den erhofften Gewinn gezogen, da bald unprivilegierte Unternehmer Lottos einrichteten, so jedoch, daß sie möglichst wenige Unkosten hatten, auch nicht selbst eine Ziehung veranstalteten, sondern die in dem Hißschen Lotto gezogenen Nummern benutzten. Kleinere Gewinne zahlten sie meistens prompt aus; bei größeren indes, die jedoch nicht oft kamen, stockten ihre Zahlungen. Der Schaden, den Hiß durch diesen „unlauteren Wettbewerb“ erlitt, veranlaßte ihn, vielleicht zu Anfang des Jahres 1776, von seinem Privilegium zurückzutreten, obwohl es noch bis Mai 1780 galt. Eine Fortsetzung des Lottos für Rechnung des hamburgischen Staates lehnte die Bürgerschaft ab. — Zur französischen Zeit hat dann noch die Kaiserlich französische Zahlenlotterie in Hamburg bestanden, und zwar vom 1. Juli 1811 bis zum 11. Mai 1814, wahrscheinlich mit kurzer Unterbrechung während der Besetzung Hamburgs durch die Russen unter Tettenborn.

Schon sehr bald nach der Einrichtung des Zahlenlottos in Hamburg durch Hiß ist, vielleicht dadurch beeinflußt, das dänische Lotto eingerichtet worden, zunächst in Altona, wo die 1. Ziehung bereits am 18. April 1771 stattfand, dann

[1]) „Das Lotto und die Klassenlotterieen. Ein unentbehrliches Büchlein für Lotto- und Lotterie-Kollekteurs, sowie für Lotto- und Lotterie-Spieler. (Motto) Wahrheit! nichts als Wahrheit!“ Hamburg 1818 (ohne Verfasser, Drucker und Verlag). 31 S. 8°.

in Kopenhagen, 1. Ziehung am 18. Juli 1771, endlich in Wandsbek, 1. Ziehung am 6. Januar 1774.

Die Spieler setzten gewöhnlich mehrere Nummern, 2 bis 4, und gaben dabei an, ob sie einen Auszug (d. h. für die Chance, daß eine ihrer Nummern unter den fünf Gewinn-Nummern war) besetzen wollten, oder eine Ambe (2 Nummern), oder eine Terne (3 Nummern) oder eine Quaterne (4 Nummern). „Auszug" und „Ambe" wurden am meisten, „Terne" und „Quaterne" seltener besetzt.

Die Gewinne wurden folgendermaßen berechnet:

Bei einem Auszug wurde der Einsatz 15 mal bezahlt;
bei einer Ambe " " " 270 " "
bei einer Terne " " " 5 300 " "
bei einer Quaterne " " " 60 000 " "

Die Chancen für einen Gewinn waren allerdings nur sehr gering, und darin lag einerseits die Möglichkeit des großen Vorteils für den Unternehmer, andererseits aber auch die große Gefahr für den Spieler. Dr. Borcherdt giebt folgende Berechnung der Gewinnchancen:

Bei einem Auszug fallen 5 Treffer auf 85 Nieten,
bei einer Ambe " 10 " " 4005 "
bei einer Terne fällt 1 Gewinn in 117 448 Fällen,
und bei einer Quaterne " nur 1 " " 511 038 "

Die Spieler, die sich fast ausschließlich aus den sog. kleinen Leuten rekrutierten, kannten diese Berechnung freilich nicht, legten aber in abergläubischer Weise mehr Wert auf Träume usw., und ein Traumbuch hatte damals besonderen Wert, wenn es die Träume zu „Nummern" ausdeutete. „Nummers drömen" war lange eine gebräuchliche Redensart.

Erwähnen möchte ich noch, daß Dr. G. N. Bärmann[1]) ein „Burenspill" Kwatern geschrieben hat,[2]) in welchem durch den Gewinn einer Quaterne ein junges Liebespaar, Anngretjen, die Tochter des reichen Bauern Harm Joost, und Hans Peter, der Sohn der armen Witwe Trynilſ' Röhrs, den Starrsinn des reichen Joost überwindet, der anfangs nichts von einer Heirat der jungen Leute wissen will, dann aber durch schweren Geldverlust einerseits, andererseits durch den großen Gewinn einer Quaterne, der der Mutter Hans Peters zufällt, gefügig wird. Das Geld für das Los hat Joost seiner Tochter geschenkt, und diese hat wiederum das Los an die Witwe Röhrs geschenkt, so daß diese nun durch den Gewinn, der auf das Los fällt, reich wird, während Joost zur selben Zeit den Verlust seines Reichtums erfährt. Dies „Burenspill" war seinerzeit sehr beliebt, und ist, wie Dr. Bärmann dem Titel des Stückes hinzufügt, „Hupenmal up'm Theater in Hamborg spält." — Dr. Bärmann läßt freilich das Los gleich fix und fertig verkaufen, ohne daß die Käuferin die Nummern wählt. Es kostet 26 Schillinge (1,95 *M.*); es wird aber nicht gesagt, welche Gewinnchancen besetzt sind. M. E. entspricht das alles nicht der Wirklichkeit.

Am 30. August 1853 fand die letzte Ziehung des dänischen Lottos statt. Der Schluß des Jensenschen Aufsatzes läßt nun vermuten, daß danach erst in Dänemark eine Klassenlotterie eingeführt worden sei, gleichsam als Ersatz für das aufgehobene Lotto. Das ist aber nicht der Fall; denn die schon erwähnte, 1818 in Hamburg anonym erschienene Broschüre nennt auf Seite 13 Dänemark mit unter den Staaten, die eine Klassenlotterie haben.

---

[1]) Siehe über ihn das Lexikon hamburgischer Schriftsteller.

[2]) Abgedruckt in: Dr. Jürgen (Georg) Niklaus Bärmann, Dat groote Höög- un Häwel-Book, Hamborg, by Hoffmann & Campe, 1827. S. 223 ff.

Eine Abart des Zahlenlottos war das sog. Silentiumspiel. Nach Dr. Borcherdt a. a. O. S. 96 könnte es scheinen, als wäre es erst nach Aufhebung des dänischen Lottos aufgekommen; in Wirklichkeit aber hat es schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts hier in Hamburg bestanden; denn der Verfasser der eben genannten Broschüre klagt über den schlimmen Einfluß, den dieses Spiel ausübte. Am 16. Februar 1839 erließ das Patronat der hamburgischen Vorstadt St. Pauli einen Befehl, der das Spiel wesentlich einschränken sollte. So sollte kein „Billet" mehr als ½ Schilling (= 3¾ Pfg.) kosten, und kein Mitspieler durfte mehr als 2 „Billette" zu einer Partie erhalten. Der Anteil des Wirtes an den Einsätzen war sehr beschränkt, und Ausspielungen jeglicher Art (von Karpfen, Gänsen usw.) waren verboten; auch sollte das Spiel um 11½ Uhr abends gänzlich aufhören. — Einen fast wörtlich gleichen Befehl erließ das Patronat der andern Vorstadt, St. Georg, am 11. Oktober 1844, mit dem Unterschiede nur, daß in diesem Befehl der Schluß des Spiels auf 11 Uhr abends festgesetzt wurde. In beiden Befehlen wird der Wirt bei einer verhältnismäßig hohen Strafe persönlich für Innehaltung der betreffenden Verordnungen haftbar gemacht. [1])

Aus diesen obrigkeitlichen Verordnungen geht hervor, daß das „Silentium" vielfach in Wirtschaften gespielt ward, und daß die Spielwut zu vielfachen Unzuträglichkeiten geführt hatte, denen durch jene Befehle gesteuert werden sollte. Die Einsätze, vielleicht durch eine Art Versteigerung der „Billette" zusammengebracht, mögen im Verhältnis zu den Vermögensumständen der Spieler recht hoch gewesen sein; der Wirt mag sich einen ungebührlich hohen Anteil an diesen Einsätzen ausbedungen haben, [2]) und die Ausspielungen werden die Spielwut nur noch mehr angereizt haben, ganz noch von dem abgesehen, was die Spieler im Laufe des Abends verzehrten.

Nun glaube ich, daß Herr Jensen das Zahlenlotto mit jenem Silentiumspiel verwechselt, wenn er die Beinamen einzelner Nummern erwähnt; [3]) wenigstens sind mir diese Beinamen ganz unbekannt, obwohl ich in meiner Kinderzeit öfter vom Zahlenlotto gehört habe, bei dem übrigens, wie erwähnt, gewöhnlich mehrere Nummern gesetzt wurden.

Beim Silentiumspiel waren Karten (die vorhin genannten „Billette") erforderlich, die gewöhnlich 4 Reihen hatten. Jede Reihe enthielt 10 Felder, 5 waren mit Zahlen versehen, die andern 5 waren frei. Nach Verteilung der Karten begann das Spiel damit, daß derjenige, der den Beutel mit den Nummern hatte und das Ausrufen besorgte, „Silentium!" rief; [4]) die ausgerufenen Nummern wurden von den einzelnen Spielern auf ihren Karten mit kleinen, viereckigen Glasstückchen („Tanters") belegt, und wer bereits 4 Nummern in einer Reihe belegt hatte, sagte dann wohl erwartungsvoll: „Ick luur all!" [5]) Wer zuerst alle 5 Nummern belegt hatte, war der Gewinner der Partie.

Bei diesem Ausrufen sollen nun, nach mir gemachten Mitteilungen, jene Beinamen gebraucht sein, und zwar

für 11: Twee Veerlannerbeen,
„ 22: twee fette Göös,

---

[1]) Die beiden Befehle sind abgedruckt in: J. M. Lappenberg, Dr. und Archivarius, Sammlung der Verordnungen der freien Hanse-Stadt Hamburg seit 1814, Bd. 15, S. 366 und 367, bezw. Bd. 18, S. 355 und 356.

[2]) Schon der anonyme Verfasser der oben erwähnten Broschüre von 1818 klagt über den unverhältnismäßigen Gewinn der Wirte durch die Duldung des Silentiumspiels.

[3]) Dasselbe geschieht in einem Aufsatz von H. Philippsen, „Vom Altonaer Zahlenlotto" in der Halbmonatsschrift „Niedersachsen" Nr. 2, vom 15. Oktober 1900.

[4]) Danach war das Spiel benannt worden.

[5]) Nach Dr. Borcherdt a. a. O. S. 97.

für 77: twee Plünnenhaken,
„ 88: twee Siropskringeln,
„ 90: de Olsch, auch „Grotvadder" oder „Grotmoder."

Sehr fein sind diese Bezeichnungen nun gerade nicht; aber die Leute, die sich zum Silentiumspiel in den Wirtschaften zusammenfanden, hatten an solchen etwas derben Scherzen nichts auszusetzen.

Die Behörden suchten, wie die oben erwähnten Befehle von 1839 und 1844 erkennen lassen, die Spielwut möglichst einzuschränken. Einen besonderen Erfolg scheint dies Bemühen aber nicht gehabt zu haben, und als im August 1853 das dänische Lotto aufhörte, ist vielleicht dem „Silentium" noch mehr gefrönt worden, so daß der Hamburgische Senat sich veranlaßt sah, in einem eigenen „Mandat" vom 11. November 1853 das Silentiumspiel „in Stadt und Vorstädten, sowie auf dem Gebiete ernstlich und bei Strafe von 10 Rthlrn. (= 36 *M.*), welche in Wiederholungsfällen bis zu 100 Rthlr. (= 360 *M.*) gesteigert werden können, oder bei angemessener Arreststrafe zu untersagen." [1])

Ist es nun infolge dieses Verbotes aus den Wirtschaften verschwunden, so hat das Silentiumspiel (Lottospiel) sich als Gesellschaftsspiel im häuslichen Kreise viel länger erhalten, und existiert als solches noch heute. Besonders bei den Kindern war es beliebt und ist es noch jetzt; den Einsatz bilden aber weiße Bohnen, und die Gewinne sind Äpfel, Nüsse oder ähnliche gute Dinge.



Eine Fahrt nach Süderoogsand.

Von **H. Hansen** auf Pellworm.

Wenn man zur Ebbezeit von einem der hohen Außendeiche Pellworms oder Nordstrands hinaussieht in die Watten, so erblickt man lauter untergegangenes Land. Nordfriesland ist ja sehr viel größer gewesen, als es jetzt ist. Es sollen an die 60 Kirchspiele von dem gierigen Element verschlungen sein. Betrachtet man die bekannte Geerzsche Karte von Nordfriesland, so wird einem klar, welche ausgedehnten Flächen fruchtbaren Landes, welche Summe von Reichtum und Wohlstand in dem grauen Schlick der Nordsee begraben liegt. Öde und einsam liegt das Watt vor uns, von kleineren oder größeren Prielen durchflossen; Möven und andere Seevögel fliegen mit melancholischem Geschrei darüber hin, als klagten sie um alle die verlorene Herrlichkeit.

Von den alten untergegangenen Kirchen und Kirchspielen wissen wir nur wenig Gewisses; diesem Wenigen aber hat sich viel Sagenhaftes beigemischt. In älterer wie in neuerer Zeit haben Altertumsforscher hier einen sehr anziehenden Gegenstand ihrer Forschung gefunden, aber die Resultate sind verhältnismäßig geringe gewesen. In Pompeji, in Troja hat man durch Ausgrabungen viel zu Tage gefördert; das ist aber im friesischen Wattenmeer ausgeschlossen, denn was einer mit großer Mühe im nassen, bindigen Schlick zur Ebbezeit gräbt, das zerstört die Flut wieder, abgesehen davon, daß man nur sehr kurze Zeit graben könnte und sich bald vor dem „blanken Hans" salvieren müßte. Vielleicht, wenn infolge der dankenswerten Fürsorge der preußischen Regierung durch Lahnungen und Dämme das Watt im Laufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten trockner und fester geworden ist, vielleicht, sage ich, wird dann einigermaßen von Ausgrabungen die Rede sein können. Zu finden wäre jedenfalls genug, auch „Schätze."

[1]) Abgedruckt bei J. M. Lappenberg a. a. O., 23. Band, S. 319 und 320.

Aber könnte man nicht auch jetzt schon kleinere Expeditionen machen? so habe ich mich manchmal gefragt. Es liegen doch manche der untergegangenen Ortschaften nicht im Schlick, sondern im Dünensande begraben. Von St. Peter über Amrum und Sylt und weiter zieht sich eine ununterbrochene Dünenkette. In diesem Gebiet ließen sich daher leichter Nachforschungen anstellen, als im Schlick, zumal einige Stellen, wie z. B. die Gegend bei der großen Seebake auf Süderoogsand, zur gewöhnlichen Flutzeit nicht überschwemmt sind.

Westlich von Pellworm hat in alten Zeiten eine nicht unbedeutende Insel gelegen, in König Waldemars Erdbuch Hwaëloe minor,[1]) d. i. Klein-Strand (im Gegensatz zu Nord-Strand) genannt. Die Halligen Süder- und Norderoog, vielleicht auch Hooge, sind jedenfalls Trümmer dieser Insel. Sie wird untergegangen sein in der großen Flut von 1362, zum Teil aber wohl schon früher. Zwischen dem jetzigen Süderoog und Norderoog sind, soviel man weiß, die beiden Kirchspiele Flerdebüll (beim jetzigen „Rummelloch") und Godmersbüll 1362 untergegangen, aber man erzählt sich noch von anderen Kirchen. Wie in der Pfarrchronik der alten Kirche auf Pellworm bemerkt steht, hat vor Jahrzehnten der Strandvogt Jens Paulsen auf Süderoog in der Nähe der jetzigen großen Bake nach einer heftigen Sturmflut die von der Wucht der Wellen bloßgelegten Fundamente einer untergegangenen Kirche gesehen. Von der Südwand, die nach innen eingestürzt war, waren noch die runden (also romanischen) Fenster- und Thürbogen zu erkennen gewesen. Nach Paulsens Erzählung soll es die Kirche von Ohlby gewesen sein; aber diese Namensform ist durchaus unfriesisch. Vielleicht, wenn durch die jahrhundertelange Tradition der Klang des Namens einigermaßen festgehalten ist, hieß der Ort Oldebüll oder Uldebüll (spr.: Uhlebüll), aber Gewisses läßt sich nicht sagen. Man hat übrigens später nicht wieder Gelegenheit gehabt, die Fundamente der Kirche zu sehen. Der Dünensand hat die versunkene Kirche in kurzer Zeit wieder zugedeckt. Vielleicht, daß es später einmal möglich wird, nach einer starken Sturmflut dieselbe Beobachtung zu machen. Es kommt auch sonst vor, daß gewisse Gegenstände zu gewissen Zeiten sich zeigen und hernach nicht wieder. Der jetzige Besitzer von Süderoog berichtete mir, er habe einmal in der Nähe von Süderoog Reste einer alten Brücke gesehen, seitdem aber nicht mehr. Ebenso soll nördlich von Pellworm im Schlick zuweilen eine große Brücke gesehen worden sein; auf der Geerzschen Karte sieht man auch bei Buphever einen starken Sielzug verzeichnet. Solche Wahrnehmungen sind offenbar das Thatsächliche, das den alten Sagen von zuweilen auftauchenden untergegangenen Städten und Kirchen (z. B. Vineta, bei uns Rungholt und Büsum) zu grunde liegt, wie ja überhaupt Sagen immer einen, wenn auch noch so kleinen Kern geschichtlicher Wahrheit enthalten.

Doch, um nach diesen etwas lang geratenen Bemerkungen auf mein Thema zurückzukommen: ich beschloß, nach Süderoogsand in die Gegend der großen Bake mich zu begeben und, wo möglich, den Ort, wo die vorhin erwähnte Kirche gestanden hat, ausfindig zu machen. Ich schrieb daher an den Besitzer von Süderoog, er möchte mich mit dem Wagen holen und mir vergönnen, eine Nacht bei ihm zuzubringen, um am folgenden Tage eine ganze Ebbezeit zur Ausführung meines Planes benutzen zu können. Meinem Pellwormer Kollegen schickte ich eine Aufforderung zu, an dieser Reise, der ich den hochtönenden Namen „wissenschaftliche Expedition" gab, teilzunehmen. Er sagte zu und sprach lachend die Hoffnung aus, wir möchten Schliemanns Ausgrabeglück noch verdunkeln.

So holte uns denn der freundliche Herr Paulsen mit seinem Wagen ab.

---

[1]) Vgl. zum Namen: A. Sach, Das Herzogtum Schleswig, 2. Abteilung, S. 140.

Zur Ebbezeit fährt man nämlich auf dem zwischen Pellworm und Süderoog nicht schlickigen, sondern festen, sandigen Meeresboden mit dem Wagen. Hier und da ist zwar eine „Lei," d. h. tiefere Stelle,[1]) wo auch zur Ebbezeit Wasser sich befindet und der Wagen hindurchwaten muß, sonst aber ist der Meeresboden trocken. Für Süderoog ist eigens ein Postbote bestellt, der regelmäßig von Pellworm aus zu Fuß die Bestellungen ausrichtet. Nach einer etwa einstündigen Fahrt kamen wir auf Süderoog an, wo wir sehr gastfreundlich empfangen wurden. Die Hallig gehört zu meiner Gemeinde.

Wir hatten einen ganzen Nachmittag Zeit, die Hallig uns näher zu betrachten. Die Hallig ist reichlich 100 ha groß und hat recht schöne Weiden. Durch vorgelagerte Dünen ist sie besser als manche andere Hallig gegen die „Mordsee" geschützt. Unzählige Seevögel nisten am dünigen Strande. Einige junge Möven, die sich während der Ebbezeit dick gefressen hatten und nun schwerfällig beim Herannahen der Flut einem bergenden Loche zutorkelten, um dort gemütlich zu verdauen, griffen wir auf, um sie näher zu besehen; eine spie in ihrer Angst einen großen Meeraal aus. Mein Kollege versuchte, in einer von den in die Hallig sich hineinziehenden Prielen Butt zu greifen, doch „dies wollte ihm nicht glücken." Auch Enten wollte er schießen, und: „fürwahr, er hätte sie getroffen, wären sie nur nicht fortgeloffen!" Ich meinte, das müsse doch eine schlechte Vorbedeutung sein für unser Unternehmen, und variierte obigen Vers aus Wilhelm Busch: „Fürwahr, er hätt' was ausgegraben, aber erst finden und dann haben!"

Doch, ich will dem Ergebnis nicht vorgreifen und der Reihe nach erzählen, was uns begegnete auf unserer „Expedition." Am andern Morgen in der Frühe fuhren wir mit dem Wagen der Bake zu. Die Ebbezeit war zwar noch nicht da, aber auf Süderoogsand ist es schon früher trocken, einige Teile werden, wie schon bemerkt, von den gewöhnlichen Fluten nicht bedeckt. Einen Spaten hatten wir natürlich mitgenommen, wenn wir auch mit Augurenlächeln ihn zuweilen betrachteten. Die Fahrt nach der Bake war ähnlich derjenigen von Pellworm nach Süderoog. Fast überall sandiger Grund. Es war eine weite ebene Fläche. Ich meinte, sie wäre famos zum Exerzieren für ein Bataillon Infanterie oder zu gymnischen Spielen, wie weiland „auf Korinthos Landesenge." Doch waren es auch ernste Gedanken, die wir aussprachen. Wir konnten uns ja nicht verhehlen, daß wir auf einer untergegangenen Geestinsel uns befanden. In Waldemars Erdbuch wird eine Insel Geestenack genannt; wo die gelegen hat, ist nicht ermittelt. Geestinseln sind ja auch Amrum, Föhr und Sylt und auf dem Festlande Risummoor, Garding und Tating, denn diese letzteren sind von Marsch umgeben. Was mag denn diese Geestinsel, über die wir fuhren, für eine Bezeichnung gehabt haben? Und wie lange ist es her, daß sie bewohnt war? Nur die Menschen, die im Sande seit Jahrhunderten begraben liegen, könnten, wenn sie jetzt auferständen, uns darüber Bescheid geben. Einst haben sie vielleicht hier der Viehzucht und Fischerei obgelegen oder sind als kühne Wikinger aufs Meer gefahren; einst hat vielleicht Willibrord mit seinen Genossen hier zuerst das Evangelium gepredigt und den Grund zu der Kirche gelegt, von deren Existenz kaum etwas bekannt ist, weil der ruhelose Dünensand sie schon lange bedeckt. Untergegangene Zeiten, untergegangene Länder! Alle irdische Herrlichkeit ist vergänglich!

In einstündiger Wagenfahrt erreichten wir die Bake. Diese steht ungefähr am äußersten Westende der großen Süderooger Sandbank. Hier sind viele Schiffe

---

[1]) Das Wort, nur auf den Halligen bekannt, hängt wohl mit dem friesischen lèeg (niedrig), holländisch laag, englisch low, dänisch lav, zusammen. Auf dem Festlande scheint das Wort nur hier und da in Zusammensetzungen vorzukommen in der Bedeutung: Grenze, Fahrweg oder dergl. (s. Outzen, Glossar der friesischen Sprache).

gestrandet. Hin und wieder ragte noch etwas von untergegangenen Schiffen aus dem bedeckenden Dünensand hervor, u. a. besonders ein langer eiserner Schornstein. Hier strandete nämlich im Kriegswinter 1870/71, weil die Bake, die auch ein wichtiges Seezeichen ist, umgehauen war, ein großer spanischer Dampfer. Der damalige Besitzer von Süderoog, Vater des jetzigen, barg Mannschaft und Ladung; die Gallion des Schiffes ist noch über der Eingangsthür des Süderooger Hauses zu sehen. Auch in den letzten Jahren sind Strandungen vorgekommen, trotz des Amrumer Leuchtfeuers.

Die Bake selbst, die wir dann bestiegen, hat oben eine Stube für Schiffbrüchige. Hier befanden sich 3 Betten oder vielmehr Strohlager, eine Kiste mit hartem Brot, ein Gefäß mit Süßwasser, ein Ofen und etwas Feuerung, ja, auch eine Dose mit gemahlenem Kaffee und Streichhölzer. Ferner lag dort eine Notflagge zum Aufhissen. Von Husum kommt regelmäßig ein Regierungsdampfer, um nachzusehen nnd die Vorräte zu erneuern. Wir betrachteten alles mit großem Interesse, versuchten auch, das harte Brot zu genießen, und „verewigten" uns an einem Balken, wo viele Besucher, namentlich Seehundsjäger, ihre Namen angekritzelt hatten. Von der Bake aus hat man einen weiten Ausblick auf die eigentliche Nordsee, die mit ihren grünlich-grauen Wogen an die mordgierigen Augen einer Katze erinnert.

Südlich von der Bake soll die alte Kirche gestanden haben. Dort ist eine hügelartige Erhöhung, vielleicht also die alte Kirchwerft. Aber genau wußte unser Führer den Ort nicht anzugeben. Wir gruben mit dem Spaten aufs Geratewohl darauf los. Es war alles richtiger Dünensand. Wir gruben einen halben Meter tief; immer Sand! Natürlich war es von vornherein aussichtslos, überhaupt auf die Fundamente der alten Kirche zu stoßen, geschweige denn, größere Entdeckungen zu machen. Wir begnügten uns also damit, daß wir einmal gegraben hatten. Da wir zur Ebbezeit noch nach Pellworm zurückkehren wollten, mußten wir bald aufbrechen und fuhren nach kurzer Rast auf dem gastlichen Süderoog unseren Penaten zu.

Und was war das faktische Ergebnis unserer „Expedition"? Es war gleich Null, aber jedenfalls hat die Besichtigung der Gegend uns in mehr als einer Beziehung angeregt. Ich möchte hierdurch auch die Leser angeregt haben zu ähnlichen Expeditionen, auch wenn sie aussichtslos erscheinen. Wer z. B. etwa 8 Tage seiner Ferien- oder Urlaubszeit daran wenden will, der könnte mit einigen Freunden auf der Süderooger Bake zubringen (Lebensmittel mag er lieber selbst mitnehmen, da ihm Brot und Wasser wohl nicht behagen wird) und alle Tage fleißig kreuz und quer graben, bis er etwas findet. Dann ist eine Expedition nicht aussichtslos.

Der Husumer Rektor Matz Paysen machte (1635) eine solche Expedition nach dem sagenhaften Rungholt und hat dies in einem eigenen Buche (in lateinischer Sprache) beschrieben. Hier sagt er, nachdem er über allerlei berichtet hat, was er wahrgenommen: Quae ipse — — his oculis usurpare volui. Ja, darauf kommt es an: mit eigenen Augen betrachten! Möchten sich viele finden, die das thun und darüber berichten!

Mitteilungen.

1. **Über den großen Staubfall vom 9.—12. März 1901** ist in den „Abhandlungen des Königlich Preußischen Meteorologischen Instituts, Bd. II, Nr. 1 von G. Hellmann und W. Meinardus (Berlin: Asher & Co., 1901. Preis 8 M.) eine ausführliche Arbeit erschienen, aus denen einige Ergänzungen zu meinem Referat im Aprilhefte der „Heimat" willkommen

sein dürften. Der Staubfall hatte dem Meteorologischen Institut eine freudig begrüßte Gelegenheit gegeben, die Beweiskraft der meteorologischen Untersuchung eines derartigen Phänomens bezüglich seines Ursprungs ins rechte Licht zu stellen. Zu diesem Zwecke waren die zahlreichen Regenstationen Norddeutschlands (ca. 2000) zum Bericht aufgefordert worden. Uns interessiert, was aus Schleswig-Holstein berichtet worden ist. Der meteorologische Beobachter in Bargteheide, Lehrer Schröder, schrieb: „Am 11. d. Mts. nachmittags 4½ Uhr begann hier ein leichter Hagelschlag, der sich allmählich verstärkte bis gegen 6 Uhr nachmittags. Nachdem erfolgte ein ziemlich starker Schneefall, der auch die Nacht hindurch währte. Eine wunderbare Erscheinung war es, daß der gefallene Schnee ein gelbliches Aussehen hatte, als wenn er mit Lehm vermischt sei. Als ich darauf das Wasser des Regenmessers betrachtete, fand ich ebenfalls eine gelbliche Färbung, woraus ich schließen mußte, daß mit dem Schnee feiner, gelblicher Staub verbunden gewesen war. Auch mein Hut, der am Abend zuvor einige Hagelkörner aufgefangen hatte, zeigte gelbliche Flecke, so daß ich nunmehr zu der Annahme kam, daß bereits im Hagel der feine Staub vorhanden sein mußte, und doch hatte derselbe jedenfalls im Anfang ein klares, bläuliches Aussehen. Auch Fenster, Laternen und Dächer zeigen hier überall ein gelbliches, zuweilen fast rötliches Aussehen. Ähnliches habe ich bereits aus anderen Nachbarorten vernommen." Der meteorologische Beobachter, Oberlehrer a. D. Dr. P. Buttel (Ehrenmitglied unsers Vereins), schrieb unter dem 15. März 1901: „Beifolgend einige Proben des dem am 11.—12. III. gefallenen Schnee beigemischten Staubes. Am 11. III. trat eine kurze, heftige Regenböe um 3 Uhr nachmittags auf, welche bei NE 6 große Mengen Staub mit sich führte, so daß die Fenster nach dem Abtrocknen fast undurchsichtig waren. Später von 6—7 Uhr fielen feine Graupeln, die dann in Schnee übergingen, der bis 7 Uhr vormittags am 12. III. anhielt und 5 cm Höhe erreichte. Eine genauere Untersuchung der senkrechten Schnitte der Schneeschicht an verschiedenen Punkten zeigte am Boden eine ½ cm hohe Graupel-Schneeschicht; scharf abgesetzt folgte eine 2½ cm hohe gelbbraun gefärbte Schneeschicht und darüber 2 cm eine fast weiße Schneelage. Die Schnitte, an verschiedenen Punkten vorgenommen, zeigten genau dieselben Färbungen. Bei vorsichtiger Wegnahme der oberen weißen Schicht wurde die gelbbraune Schicht gesammelt und langsam eingedampft. Die übrig bleibenden festen Bestandteile sind von zwei verschiedenen Punkten beigelegt. Die dunklere Masse Nr. 1 ist innerhalb der Stadt, die hellere Nr. 2 außerhalb der Stadt von einem flachen Dach gesammelt." Dr. Flögel-Ahrensburg fand große Mengen kleiner Quarzkörner bis 0,001 mm Durchmesser. Eine vorläufige chemische Prüfung zeigte mit Sicherheit Eisen an und Spuren von Mangan. Nach seinen Berechnungen soll auf 1 qm gerade 1 g Staub entfallen sein. Der Staub ist stellenweise sehr unregelmäßig zu Boden geschlagen. Man nimmt an, daß der obere Luftstrom nicht so gleichmäßig mit Staub besetzt gewesen ist, wie z. B. die Abwässer einer chemischen Fabrik mit Farbstoff erfüllt sind. Viel eher müsse man den Luftstrom einem Flusse vergleichen, der Wiesen mit gemähtem Gras überschwemmt und das Gras in Form größerer oder kleinerer Grasflächen auf seiner Oberfläche dahintreiben läßt. Die Geschwindigkeit des Cyklons ist auf 70 km pro Stunde berechnet worden. Das mit Staub überdeckte Gebiet umfaßt 25 Breitengrade (30—55°), mithin einen 2800 km breiten Gürtel, mit 767 500 qkm Flächeninhalt (1½ mal so groß als das deutsche Reich). Die Menge des gefallenen Staubes ist auf 1 782 200 Tonnen berechnet worden; dazu kommt der Staub, der ins Mittelmeer niedergeschlagen ist. Diesen und den in Afrika selbst noch gefallenen Staub hat man mit dem übrigen zusammen auf 100 Millionen cbm = 150 000 000 Tonnen veranschlagt. Ein Quarzkörnlein des in Norddeutschland gefallenen Staubes hatte durchschnittlich ein Gewicht von $^{1}/_{3\,200\,000\,000}$ Gramm.

Kiel. Barfod.

2. **Der Staubfall vom 10. und 11. März 1901.** In Nr. 4 der Monatsschrift „Die Heimat" für April 1902 nimmt unter der vorstehenden Überschrift Herr H. Barfod in Kiel Bezug auf den hochinteressanten Staubfall vom März v. J. Berichterstatter stützt sich auf Professor Dr. Hapkes Veröffentlichungen im XVII. Bande der „Abhandlungen, herausgegeben vom Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen." Obwohl diese Quelle einige Beachtung verdient, ist sie doch nicht ausreichend, um als maßgebend für die Beurteilung der großartigen Naturerscheinung anerkannt werden zu können. Voll und ganz dagegen verdient das die wissenschaftliche Arbeit, welche kürzlich von dem Königlich Preußischen Meteorologischen Institut zu Berlin in dessen Band II Nr. 1 unter dem Titel: „Der große Staubfall vom 9.—12. März 1901 in Nordafrika, Süd- und Mitteleuropa von G. Hellmann und W. Meinardus" im Verlag von A. Ascher & Co, Berlin, erschienen und ungebunden für 8 ℳ. zu beziehen ist. Auf dies hervorragende meteorologische Werk möchte ich die Aufmerksamkeit unserer Vereinsmitglieder um so mehr lenken, weil in demselben aus den 356 Originalberichten an das genannte Institut auch 30 (Nr. 317—347) aus Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck verwertet worden sind. Die wichtigsten der zahlreichen Berichte sind a. a. O. wörtlich oder auszüglich zum Abdruck gelangt. Viele Berichterstatter hatten auch Staub- bezw. Schlammproben an das Königl. Preußische Meteorologische Institut geschickt.

Da außerdem ein dichtes Netz von mehr als zwei Tausend Regenstationen zur Klärung des Ereignisses mitwirken konnten, so gestaltete sich der Gesamtbericht des Instituts zu einem hochwertvollen meteorologischen Werke. Selbiges hat folgenden Inhalt: Einleitung. Die räumliche Verbreitung des Staubfalls vom 9.—12. März 1901, und zwar Originalberichte über den Staubfall, Verzeichnis der Orte mit Staubfall. Die Witterungsverhältnisse während des Staubfalls vom 9.—12. März 1901. Die Beschaffenheit des Staubes. Der Staubfall vom 19.—21. März 1901. Hauptergebnisse der vorliegenden Untersuchung. — Den 93 Textseiten im Atlasformat folgen 6 wertvolle Karten. Tafel 1 veranschaulicht die Verbreitung des Staubfalls am 11. März 1901 in Nord- und Mitteldeutschland nach dem Wohnort der 356 Erstatter von Originalberichten, außerdem im kleinen Maßstabe eine Karte, in welcher der Ausgang des Sandsturmes in den Sandwüsten Süd-Algeriens (El Erg) dargestellt ist und die Gebiete des Staubfalls in Europa. Tafel II bringt in farbiger Darstellung die Verteilung der am 12. März 1901 früh 7 Uhr gemessenen Niederschläge, welche von weniger als 0,1 mm bis 35 mm betragen haben und im Nordwesten Deutschlands am reichlichsten gewesen sind. Tafel III zeigt den Beginn der Niederschläge am 11. März im ersten und zweiten Schauer. Tafel IV bringt 12 Karten, 8 derselben enthalten die Luftdruckverteilung im Meeresniveau vom 8.—12. März, 4 die Luftdruckverteilung in 2500 m Höhe vom 9.—11. März. Tafel V enthält in 4 Karten die Wind- und Luftdruck-Verteilung am 11. und 12. März. Tafel VI veranschaulicht die Temperaturverteilung im Meeresniveau am 11. und 12. März. Aus den Ergebnissen der Untersuchungen des Königlich Preußischen Meteorologischen Instituts sei hier kurz folgendes erwähnt. Das Gebiet des Staubfalls vom 9.—12. März erstreckte sich vom südalgerischen Wüstengebiet nordwärts bis zu den süddänischen Inseln über mehr als 25 Breitengrade oder 2800 km. Versprengte Staubfäbe sind noch in den russischen Gouvernements Kostroma und Perm festgestellt, die, in der Luftlinie gemessen, mehr als 4000 km vom südlichen Algier entfernt liegen. Manche Gebiete blieben staubfrei, so z. B. der größte Teil Süddeutschlands, wie aus den Karten deutlich ersichtlich ist. Der Flächeninhalt des vom Staub betroffenen Ländergebiets wird auf 800 000 qkm geschätzt, derjenige der Meeresfläche im Mittelmeergebiet auf 450 000 qkm. Die auf europäischen Boden niedergefallenen Staubmengen werden auf rund 1 800 000 Tonnen veranschlagt. Davon kommen auf Holstein, Hamburg usw. 3500 qkm mit 2,2 g pro 1 qm 7700 Tonnen. Zwei Drittel der Staubmassen fielen südlich der Alpen. Die Farbe des Staubes war im allgemeinen rötlich — gelb — bräunlich. Die mineralogischen Bestandteile des Staubes sind: Hauptbestandteil überall Quarz, ferner Thon (Glimmer und Feldspat), Calcit und Eisenoxyde, letztere die färbende Substanz (Limonitüberzug). Vulkanische Gemengeteile fehlen durchaus. „Der Staub ist terrestrischen Ursprungs, stellt ein äolisches Sediment dar und wird von den meisten Sachverständigen nach seiner mikroskopischen Struktur und seiner Zusammensetzung als trockenes Verwitterungsprodukt, als feinste Abwehung von Wüstensand, als Löß bezeichnet." Die im Norden gefallenen Staubmassen sind feinkörniger als die im Süden gefallenen, zeigen eine Abnahme des Quarzgehalts, eine Zunahme des Thongehalts. In Palermo hatte die Mehrzahl der Staubteilchen eine Größe von 0,011—0,013 mm, in Bergedorf bei Hamburg von 0,0038—0,009 mm. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Staub nordwärts getrieben wurde, betrug rund mindestens 70 km in der Stunde. Der Unterzeichnete sandte Mitte März eine von ihm aufgefangene Schlammprobe (die Hälfte derselben besitzt er noch) an das Königl. Preußische Meteorologische Institut in Berlin. Die chemische Untersuchung ergab: „Braust etwas in Salzsäure; Eisenreaktion. Bestandteile: Thon, kohlensaurer Kalk, Eisenerz, Quarz." Die übrigen aus hiesigem Gebiet eingelieferten Proben hatten dasselbe Analysenergebnis. Weniger bekannt als der Staubfall vom 9. bis 12. März 1901 ist hier derjenige vom 19.—21. März. Hellmann und Meinardus berichten über dies Phänomen Seite 82—88 des genannten Werkes. Die Meldungen erstrecken sich von Algier, Sicilien, Süd-Italien bis nach Nordost-Deutschland. Auch dieser zweite Staubfall ist afrikanischen Ursprungs und wird a. a. O. eingehend erörtert. — Der Zweck dieser Zeilen ist der, auf die bedeutende Arbeit von G. Hellmann und W. Meinardus weitere Kreise aufmerksam zu machen.

Neuhof bei Reinfeld i. Holstein. L. Danger.

3. **Die schleswig-holsteinischen Farben.** a. Vor mir liegt das erste Merkbuch, das ich anlegte nach Abschluß der Schuljahre. Eingetragen ist das Lied „Die drei Farben." Der Name des Dichters fehlt, wie in Nr. 5 der „Heimat." Mein Gedächtnis trügt mich nicht. Ich bekam das Lied von einem Besucher des „ersten Turnfestes der vereinigten Turnvereine der Herzogtümer Schleswig-Holstein zu Rendsburg am 13. und 14. Juli 1862." Auf dem Feste ist das Lied vorgetragen von einem jungen Rendsburger Buchdrucker, Friedrich Wendel. Er soll selbst gesagt haben, daß ihm eine ältere Deutung der Farben vorgelegen habe, doch ist er der Dichter. Bald darauf soll Wendel gestorben sein. Vor meinem Geiste stand er stets neben Sophie Detlefs, der ich beim Tode nachrief: „Das Morgenrot der aufgehenden Freiheit leuchtete ihr zur ewigen Ruhe." Abweichungen von

meiner Abschrift sind: Titel: „Die drei Farben.“ Strophe 1, Vers 3: womit's Liebchen. Str. 2, V. 3: Lämmchen, das da munter. Str. 2, V. 5: Errettung in Geduld. Str. 2, V. 6: Leiden (Hauptwort) ohne Schuld. Str. 3, V. 2: wie der Rose dunkle. Str. 3, V. 4: So ist die Farbe, die. Str. 3, V. 5: lassen für das Vaterland. Str. 3, V. 6: sie bedeutet. Str. 4, V. 2: führt zum Guten. Str. 4, V. 5: das, was uns annoch so fehlt, Str. 4, V. 6: daß Schleswig-Holstein ewig ungedeelt.

Eppendorf-Hamburg. Friedrich Ketelsen.

b. Hinsichtlich der in Nr. 5 der „Heimat“ befindlichen „schleswig-holsteinischen Farben“ dürften die folgenden Zeilen ein heimatliches Interesse haben. Die erste Kunde von diesem Vaterlandsliede bekam ich auf dem am 2.—4. August 1862 in Lüneburg stattgefundenen „Niederdeutschen Gauturnfest,“ an dem ich als Delegierter des Itzehoer Turnvereins teilnahm. Auf diesem großartig verlaufenden Feste wurde natürlich auch viel gesungen und im Umzug durch die Straßen sehr oft „Schleswig-Holstein“ angestimmt; aber von allen patriotischen Liedern wurde am meisten das in Rede stehende Gedicht gesungen, welches Rendsburger Turner in Hunderten von Exemplaren unter die Festgenossen verteilten. Über die Herkunft des neuen Liedes konnte ich in Lüneburg nichts weiter erfahren, als daß es schon am 13. und 14. Juli auf dem „1. Turnfest“ in Rendsburg sehr viel gesungen worden sei. Nach der Rückkehr vom Lüneburger Fest erfuhr ich von meinem verstorbenen Jugendfreund und Turnbruder Ludolf Maaß („Flensb. Nachr.“), der an dem Rendsburger Fest teilgenommen hatte, über unser Lied Folgendes: Dasselbe ist bei Gelegenheit des 1. Turnfestes von dem damals in Rendsburg lebenden Schriftsetzer Wehde gedichtet und auch komponiert worden. — Bezüglich des Textes sei noch bemerkt, daß das Lied ursprünglich schloß:

„Und gebt uns bald, was uns bis jetzt noch fehlt:
Das Schleswig-Holstein ewig ungedeelt!“

Itzehoe-Sude. Hans Wieck.

4. **Höhlenheuschrecke.** a. Berichtigung. Mein Artikel über die Höhlenheuschrecke in Nr. 4 der „Heimat“ bedarf insofern einer Berichtigung, als es sich nach Bestimmung des Herrn Hofrats Brunner v. Wattenwyl in Wien nicht um Cavicola, sondern um die allerdings recht ähnliche, in der Nachschrift erwähnte Diestrammena marmorata handelt, die an verschiedenen Orten Mitteleuropas mit Pflanzen aus Japan in Gärtnereien eingeschleppt wurde und sich dort völlig eingebürgert hat. Da Herr Hofrat Brunner v. Wattenwyl als bester Orthopterenkenner Deutschlands und Österreichs gilt, ist an der Richtigkeit dieser letzten Bestimmung nicht zu zweifeln. Unsere Fauna hat sich demnach in den letzten Jahren um diesen exotischen Gast, der auch in Hamburg, Lübeck, Kiel und vielleicht noch an einigen anderen Orten beobachtet wurde, bereichert.

Wandsbek. W. Timm.

b. Zu der Nachschrift des Artikels über die Höhlenheuschrecke in Nr. 4 der „Heimat,“ S. 87, teile ich mit, daß die bei Danzig gefundene Art sowohl im hiesigen Provinzialmuseum als im Museum für Naturkunde in Berlin, Abteilung für Zoologie (Direktor: Professor Dr. Möbius) mit Sicherheit als Diastremmena unicolor bestimmt worden ist, eine falsche Bestimmung also ausgeschlossen sein wird.

Danzig. v. Hedemann.



XII. General-Versammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am 21. Mai 1902 zu Lauenburg a. E.

Mit dem „Wonnemonat“ Mai war's schon lange nichts mehr, aber heuer setzte er seiner Tücke doch die Krone auf. Statt der Lobdichter auf den Mai kamen die Satyriker zu Wort:

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da hab' ich meinen Ofen neu
Zu heizen angefangen.“

Und darum blieben auch so viele, viele unserer Mitglieder daheim, als der große Tag unserer Generalversammlung nahte, trotz des verlockenden Programms, das unser Juniheft ausgegeben hatte, und trotz der freundlichen Einladung des Ortskomitees, das alles daran gesetzt hatte, uns die Tage der Generalversammlung so angenehm wie nur möglich zu machen, uns die Misere des verregneten Pfingstfestes vergessen zu lassen. So lange Jupiter

Pluvius nicht Mitglied unseres Vereins geworden ist, so lange müssen wir auch einmal Regenwetter in Kauf nehmen. Was schadet's auch. Otto Ernst hat nicht Unrecht, wenn er in seinen „Stimmen des Mittags" auf die Frage: „Wann soll man reisen?" also antwortet: „Auch im Winter, und wenn's regnet! Die Natur ist ein mordssauberes Weib, und das ist ja das Eigentümliche solcher Weiber, daß sie auch in einem langen, grauen Regenmantel mordssauber sind." Als mein Freund L. und ich nach reichlich zweistündiger Wanderung durch die feuchten Wiesengründe der Vierlande in Bergedorf anlangten, waren wir nichts weniger als „salonfähig"; unsere Beinkleider waren mit Schmutzflecken mehr als genug beladen, und wir waren sehr darüber im Zweifel, ob wir in solcher Verfassung würdig wären, das landesherrliche Prunkzimmer und die „mehr zur Ruhe als zur Arbeit" einladende Amtsstube des Herrn Bürgermeisters Dr. Lange im Bergedorfer Schloß zu betreten. Und doch geschah es!

Am Mittwoch waren wir Gäste des „Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde" und nahmen teil an der Maifahrt durch die Vierlande. Vom Vorsitzenden, Pastor Holtz-Altengamme, am Bahnhof in Bergedorf liebenswürdig empfangen, begaben sich die Teilnehmer, unter denen wir auch Professor Brinckmann-Hamburg bemerkten, nach dem Bergedorfer Schloß, einer Wasserburg aus der Zeit Alberts von Orlamünde. Wir unternahmen einen Rundgang durch den Park und konnten die einstige Befestigungsanlage des Schlosses unschwer erkennen. Das Schloß selbst ist zum Teil renoviert worden und dient heute den verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Unter Führung des Bürgermeisters Dr. Lange wurde zunächst das im Vierländer Stil eingerichtete Zimmer des Landesherrn besichtigt. Die Ausstattung des Zimmers ist äußerst vornehm; die getäfelten Wände und die mit Intarsien gezierten Möbel zeigen, welch' schöne Wirkungen der Vierländer Stil unter Zuhülfenahme der modernen Technik erzielen kann. In dem Zimmer erteilt der jeweilige Landesherr, ein Senator aus Hamburg, Audienz. Nicht minder vornehm, ja, recht behaglich ist das Arbeitszimmer des Bürgermeisters eingerichtet. Auch die Kirche, deren Emporen reichen Bilderschmuck zeigten, wurde besichtigt; gleich am Eingang interessierte die Besucher — es waren ca. 40 an der Zahl — ein alter Gedenkstein für den 1420 bei der Erstürmung des Schlosses gefallenen Diedrich Schreye, den Sohn eines Hamburger Patriziers.

Und dann begab sich das Schirm-Regiment zur Stadt hinaus, um auf dem Neuen Deich, der einen freien Blick über die Landschaft gewährt, die Wanderung über Curslak nach Neuengamme anzutreten. Ihren Namen tragen die Vierlande nach den vier Kirchdörfern: Kirchwärder, Curslak, Alten- und Neuengamme. Sonst ist dies schöne Land um diese Zeit wie in ein großes farbenprächtiges Blütenmeer getaucht; durch die Witterung hatte auch hier die Vegetation sehr gelitten, mithin die Obstbaumblüte (Apfel- und Birnbäume — das Kirschenland sind die Alten Lande) nicht jenes berückend schöne Gesamtbild darboten, das man sonst um diese Zeit zu sehen gewohnt ist. Die Vierländer sind zur Hauptsache Gemüsebauern; rationell treiben sie außerdem nur noch die Erdbeer- und Maiblumenzucht. Ihre ganze Arbeit ist darauf gerichtet, den Hamburger Markt möglichst früh mit Rhabarber, jungen Kartoffeln und Erdbeeren zu beschicken. Ihr Garten, zumeist von den Bauern gepachtet, liegt unmittelbar hinter den Häusern. Diese stehen zu beiden Seiten des Deiches und liegen so tief, daß man jedem Bewohner vom Deiche im Vorbeigehen bequem ins Fenster schauen kann. Namentlich bilden die Dörfer an der Elbe eine einzige Dorfstraße; Haus reiht sich an Haus, man wandert durch einen einzigen Garten. Über den Kartoffel- und Erdbeerbeeten sind etwa meterhohe Gerüste errichtet, über die zum Schutze gegen Nachtfröste Schilfmatten gerollt werden. Treibrhabarber wird im Dunkeln gezogen: die Gerüste sind mit schwarzer Dachpappe bedeckt, die Seiten mit Säcken behängt. Dunkelheit befördert das Wachstum der Pflanzen. Der Rhabarber schießt darum geil auf; die Blätter bleiben gelblich, entbehren des Chlorophylls (etiolierte Sprosse assimilieren nicht) und entfalten sich nur wenig. Die Blattstiele aber sind dunkelrot gefärbt, äußerst saftreich, das Gewebe ist so zart, daß bei dem geringsten Fingerdruck bläuliche Flecke auf der Oberfläche hervorgerufen werden. Der Saft liefert eine wirkliche „rote" Grütze. Hier und da sah man über die einzelnen Stauden eine Tonne gestülpt; vielleicht versucht es dieser oder jener Gartenbesitzer, sich auf diese Weise Treibrhabarber zu ziehen, um sich im zeitigen Frühjahr den Genuß einer roten Grütze zu verschaffen. Erdbeerbeete waren stellenweise mit Federkielen gedüngt, die als Abfälle aus Daunenfabriken bezogen werden. Die Obstbäume waren in bester Ordnung, alle mit Theerringen versehen. Alles in allem: wer Gartenbau erlernen will, der gehe zu den Vierländern und sehe ihre Weise.

Auch im Regenwetter kann man „Natur" genießen. Wem dieser Genuß etwas zweifelhaft erschien, weil er seine Blicke mehr auf seine Sohlen als nach links und rechts richten mußte, der fand am Kunstgenuß volle Befriedigung. Die Vierländer Bauernkunst repräsentiert sich schon draußen beim Anblick der stattlichen, zumeist strohgedeckten Häuser: die Pferdeköpfe auf den Giebeln sind zum Teil so verschnörkelt, daß der Unkundige sie als

solche kaum noch zu deuten vermag; die Steinverbände im Fachwerk zeigten vielfach reichen ornamentalen Schmuck. Leider scheint hier und da eine Ernüchterung einzutreten; denn wo die bessernde Hand des Maurers thätig gewesen war, da zeigte sich ein „moderner" Verband im altehrwürdigen Prunkkleide. Hoffentlich gelingt es dem erst vor kurzem erstandenen Verein zur Pflege der Vierländer Kunst und Heimatkunde, der alles nivellierenden Neuzeit bei Zeiten einen Riegel vor die Thür zu schieben. Glück zu! Donnerbesen aus Ziegelsteinen, in die äußere Wand gefugt, oder aus Holz geschnitzt und ringsum vermauert, wurden vielfach beobachtet.

Nach 1½stündiger Wanderung grüßte das Neuengammer Kirchlein herüber. Bevor wir uns nach dem Festlokale „Stadt Lübeck" begaben, war es uns vergönnt, zwei alte Bauernhäuser in ihrer inneren Einrichtung und Ausstattung zu besichtigen. Das Haus Nr. 158 gehört Heinrich Eggers, das andere Nr. 179 Hermann Eggers. Letzteres ist das nachweisbar älteste Bauernhaus in Neuengamme und stammt aus dem Jahre 1559, wie die Inschrift auf dem Hausbalken bezeugt; das untere Mauerwerk, die Ständer und die Seitenwände sind erneuert. Pastor Holtz übernahm die Führung, erklärte die Einrichtung des ursprünglich sächsischen Hauses und führte uns durch alle Ecken und Winkel hindurch. Respekt vor dem Wohlstand und Sinn für Behaglichkeit und Kunst seiner Bewohner verratenden Wohnzimmer! In dem einen Hause hatten uns die Besitzer die Ehre erwiesen, sich in ihrer nationalen Tracht, die von älteren Frauen auch heute noch in Ehren gehalten wird, zu präsentieren. Hoffentlich bot ihnen der Ausdruck der Bewunderung auf unsern Gesichtern hinreichend Genugthuung für die Mühe, die ihnen durch die Reinigung ihrer blitzblanken Stuben erwuchs.

Beim Einmarsch in Neuengamme zauberte uns der Photograph auf die Platte. In Lüttens Gasthof wurde gegessen. Für das freundliche Willkomm des Pastors Holtz dankte unser Vorsitzender, Rektor Peters. Nach dem Essen wurde die Besichtigung der im Lokale von Jakobsen („Zur Erholung") veranstalteten Ausstellung alter und neuer Vierländer Intarsia-Arbeiten unternommen. Den Mitgliedern unsers Vereins waren Eintrittskarten kostenlos eingehändigt worden. Der Saal war mit Möbeln aller Art (Tische, Stühle, Schränke, Laden, Kinderwiegen) dicht bestellt, und die ausgestellten Stücke zeigten die Intarsia in ihren verschiedenen Anwendungsformen. Daß die Kunst der Einlegearbeiten noch heute in den Vierlanden geübt wird, bezeugten die neuen, zum Teil vom sogenannten „Jugendstil" beeinflußten Arbeiten der Tischlermeister Ernst Timmann-Curslak, Neuwerck-Neuengamme, Hövermann-Altengamme und Puttfarcken-Kirchwärder. Pastor Natus-Geesthacht hatte außer einigen Vorlagen für Intarsia-Arbeiten einen kleinen, solid gearbeiteten Tisch mit Intarsien, von ihm selbst gefertigt, ausgestellt. An einem Servierbrett wurde die Technik der Intarsia-Arbeit veranschaulicht. Im Nebenzimmer hatte der Wirt des Ausstellungslokals Vierländer Trachten und alte, kunstvolle Stickereien ausgestellt. Es wurde uns versichert, daß diese Ausstellung ohne große Mühe und Umstände zustande gekommen sei; mithin ist dadurch bezeugt worden, daß in Vierländer Häusern noch zahlreiche Kunstschätze dieser Art gehütet werden. Leider wird auch sehr viel an Händler verschleudert. Wir besichtigten auch noch die Kirche St. Johannis zu Neuengamme. Das Gestühl zeigt reichen Intarsienschmuck. Besonderer Erwähnung wert sind noch die kleinen Schreine vor den Plätzen; sie dienen zur Aufbewahrung des Gesangbuches. Der Glockenturm steht neben dem Hauptgebäude.

Nachmittags gegen 3 Uhr versammelten sich die Festteilnehmer in Lüttens Gasthof, wo der Vorsitzende, Pastor Holtz-Altengamme die Versammlung eröffnete und nochmals die Mitglieder unsers Vereins herzlich willkommen hieß. Rektor Peters dankte und lud die Anwesenden zur Generalversammlung nach Lauenburg ein. Im ganzen zählte die Versammlung mehr als 100 Personen; unter den Anwesenden bemerkten wir auch Vierländer in ihrer Landestracht. Kunstzeichner O. Schwindrazheim-Hamburg erhielt das Wort zu seinem Vortrage über „Deutsche Heimatkunst." Referent charakterisierte die Heimatkunst als ein Produkt ihrer Scholle; wie der Charakter der Bewohner, Sitte und Lebensweise, Beruf, die Geschichte und die Staatsverfassung, so wird auch die Kunst von der Natur des Landes, auf dem sie erwachsen ist, beeinflußt. Dies gilt in erster Linie von der Baukunst. Es ist ein Unterschied, ob die Häuser in dem niedrigen Marschlande oder auf der Geest, ob in holzreichen oder holzarmen Gegenden, ob in der Nähe des Wassers oder im Binnenlande, ob in fruchtbaren oder in mageren Distrikten erbaut werden. Das Klima, die Beschäftigung der Bewohner beeinflussen gleichfalls äußeren Bau und innere Einrichtung. Der Einfluß der Natur des Landes und seiner Bewohner macht sich auch mit Bezug auf die Ausstattung der Möbel und Hausgeräte geltend. Das Material bestimmt die Art der Industrie, und man unterscheidet danach Holz-, Stein- und Schieferkunst. Auch die Trachten sind verschieden, je nach Charakter, Lebensweise, Reichtum und Beschäftigung der Bewohner. Am Schlusse seines an einer großen Zahl von Skizzen, Photographien rc. erläuterten, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrages zeigte Referent, welche Wege

zu beschreiten sind, die deutsche Heimatkunst zu erhalten und zu fördern. Einer der tüchtigsten Arbeiter auf dem Felde deutscher Heimatkunst ist Schwindrazheim. Hoffentlich wird er nicht unterlassen, auch in unserer Monatsschrift „Die Heimat“ Belehrungen und Anregungen zu geben. Dann wird unser Verein auch der Forderung der Gegenwart: „Pflege künstlerischer Bildung und Erziehung“ in der Heimat gerecht.

Leider mußten wir gegen 4 Uhr die Versammlung verlassen, damit wir rechtzeitig Altengamme erreichten; denn mit dem fahrplanmäßigen Dampfer sollten wir nach Lauenburg weiterfahren. Ich erachte es aber als Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich noch ganz kurz über den weiteren Verlauf der Versammlung des Vereins berichte, der mit uns auf demselben Acker pflügt und der uns einen so genußreichen Tag verschafft hatte. An den Vortrag schloß sich nämlich noch eine Besprechung des vom Vierländer Verein erlassenen Preisausschreibens betr. Gewinnung von Entwürfen für Landhäuser, die auf dem hamburgischen Landgebiet errichtet werden sollen und die einerseits allen technischen Anfordederungen der Jetztzeit Rechnung tragen, andererseits sich nach Möglichkeit in Formen und Material dem Charakter der von altersher in der betreffenden Gegend üblichen Bauweise anschließen. Vom Vorsitzenden wurde mitgeteilt, daß die Aufforderung an 38 Bauunternehmer gerichtet worden sei, von denen sich acht bereit erklärt haben, an der Konkurrenz teilzunehmen. Ich erwähne diesen Punkt auch deshalb, weil sich vielleicht für unsere Provinz etwas Ähnliches schaffen ließe; daß es auch bei uns not ist, zeigen die „modernen“ Landhäuser, die sich von unsern alten strohgedeckten Bauernhäusern höchst unvorteilhaft abheben. Dem Vorstande des Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde zollen wir für seine Bemühungen unsertwegen herzlichen Dank, für seine rührige Thätigkeit aufrichtigste Anerkennung und hoffen, daß beide Vereine einander in ihrer Arbeit treu zur Seite stehen.

Die Fahrt elbaufwärts am hohen Elbufer vorbei nach Lauenburg bot des Interessanten viel; unsere Lauenburger, Mitglieder des Ortskomitees, die es sich nicht hatten nehmen lassen, uns bereits in Bergedorf in Empfang zu nehmen, bedauerten nur, daß es uns nicht vergönnt war, die Reize der Landschaft im goldigen Sonnenschein schauen zu dürfen. Wir aber waren des Geschauten wohl zufrieden.

Im Hotel „Zum weißen Schwan“ waren wir am Abend bei Lauenburgs trauten Bewohnern zu Gaste. Um $8^1/_2$ Uhr wurde die Versammlung eröffnet. Baurat Thomany hatte die Leitung des Kommerses übernommen. Er entbot allen herzlichen Willkommensgruß und ließ seine Rede mit einem Hoch auf das Wohl unsers Vereins ausklingen. Unser Vorsitzender dankte und schloß mit einem Toast auf die schöne gastliche Stadt Lauenburg. Photograph Nissen-Lauenburg erfreute uns durch Vorführung von Lichtbildern aus Lauenburg und Umgegend und gab uns somit Gelegenheit, die Reize der Stadt „im Trockenen“ zu schauen. Den Schluß seiner Darbietungen bildeten photographische Aufnahmen blühender Kakteen aus der Sammlung des Photographen, der sich uns als Freund und Kenner der Kakteen offenbarte. Fräulein Thomany entzückte die Anwesenden durch den künstlerischen Vortrag schöner Lieder, und unser Freund, Realschullehrer Wischer aus Kiel, war unermüdlich in seinen zumeist humoristischen Rezitationen plattdeutscher Mundart; des Beifalls war kein Ende. Nachdem der Rezitator somit erfahren hatte, daß auch in Lauenburg unsere niederdeutsche Muttersprache gewürdigt werde, nahm er als Vorsitzender des Verbandes *plattdeutscher Vereine in Schleswig-Holstein die Gelegenheit wahr*, auf die Bestrebung dieser Vereine hinzuweisen und den Hörern die Notwendigkeit der Pflege unserer Muttersprache recht warm ans Herz zu legen. Schulrat Castens, Seminardirektor in Hadersleben, der auch bei anderer Gelegenheit durch Reden humoristischen und ernsten Inhalts erfreute, stimmte dem Vorredner bei und betonte, daß unsere niederdeutsche Muttersprache im Norden einen wichtigen Faktor im Kampfe gegen das Dänentum bilde. Das sieht niemand mehr ein, als der Däne selbst; denn in einer dänischen Broschüre habe er gelesen, daß man jenseit der Königsau mehr als Polizeiverbot und Schule das Vordringen der plattdeutschen Muttersprache fürchte. — Bei Reden und Gesang flossen die Stunden trauten Beisammenseins schnell dahin; erst nach Mitternacht verlief sich der Schwarm der Gäste.

Am andern Morgen um 8 Uhr pilgerte ein Teil der Gesellschaft zur Stadt hinaus, um unter liebenswürdiger Führung des mit ganzer Seele an den Veranstaltungen der Generalversammlung beteiligten Ziegeleibesitzers Brand dessen Thongruben zu besichtigen. Im Durchstich des Thones sind die Stauchungserscheinungen deutlich sichtbar. Die Lagerungsverhältnisse charakterisieren sich von unten nach oben wie folgt: Dunkler, fetter Thon ohne Fossilien; Sande, stellenweis Vivianit führend; eine humose Süßwasserbildung, besonders reich an großen Schalenexemplaren von Anodonta; Braunkohle; fetter Thon mit Mytilus edulis; Cardium-Sand; unterdiluvialer Bänderthon; unterdiluvialer Spatsand; Grand- und Geschiebepackung. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß gerade diese Schichtenfolge wie besonders auch die des am Nachmittage besuchten Torflagers im sogenannten „Kuhgrunde“ die Beachtung namhafter Geologen gefunden hat und zur Hauptstütze für die

Gliederung der Diluvialzeit in zwei Eiszeiten mit einer dazwischen liegenden Interglacialzeit geworden ist. —

Um 10 Uhr eröffnete der Vorsitzende unsers Vereins, Rektor Peters-Kiel, die Generalversammlung in „Stappenbecks Hotel" mit einem besonderen Willkommensgruß an alle Teilnehmer und führte im weiteren Fortgange seiner Ansprache etwa Folgendes aus: Man kann unsere Zeit die Zeit der Vereine nennen; wer einen guten Gedanken hat und ihn verwirklichen will, der gründet einen Verein. Wer seinen Unmut über diese Erscheinung in das Wort „Vereinsmeierei" zusammenfaßt, dem kann man das nicht verargen. Gegenüber unserm Verein wolle man aber das bedenken, daß er kein Neuling mehr ist, sondern bereits seit 1890 besteht. Aus dem Namen ist der Zweck ohne weiteres ersichtlich. Nur soll der dem Verein noch Fernstehende nicht denken, daß der Verein alles sammelt, was kreucht und fleugt und in Museen packt, daß er nur in alten Urkunden grabe, um Material für die Geschichtsforschung herbeizuschaffen. Das ist die Arbeit der wissenschaftlichen Gesellschaften. Unser Verein hat die Aufgabe, die gegrabenen Schätze dem Volke zu vermitteln, die Liebe zur Natur und Geschichte unseres Landes zu pflegen. Dies ist um so mehr not, als die Gegenwart alle Hebel daran setzt, um unsere Landsleute zu Weltbürgern zu machen also, daß sie ihre Heimat mit dem, was darin und daran ist, vergessen. Populär geschriebene Werke erschließen mehr und mehr dem Volke alle Zweige der Wissenschaft und Kunst. Das ist erfreulich. Nur läuft der eine oder andere Gefahr, sich zu verlieren, seine traute Heimat zu unterschätzen. In der Liebe zur Heimat aber wurzelt die Liebe zum großen deutschen Vaterlande. —

Es folgte zunächst die Erledigung des geschäftlichen Teils:

I. Unser Kassenführer Fr. Lorentzen-Kiel erstattete folgenden Rechnungsbericht für das verflossene Geschäftsjahr 1901:

Einnahme und Ausgabe im Jahr 1901 balanzierten im Betrage von 5609,08 M.

Die Einnahme setzte sich zusammen aus folgenden Beträgen:

Nachgezahlte Jahresbeiträge	150,—	M.
Jahresbeiträge für 1901	5030,37	„
Ältere Jahrgänge und Einzelhefte	75,22	„
Verkaufte Klischees	35,—	„
Anzeigen im Jahrgang 1900	88,28	„
Anzeigen im Jahre 1901	193,24	„
Zinsen	36,97	„
	5609,08	M.

An Ausgaben waren zu verzeichnen:

Vorschuß des Kassenführers pro 1900	23,70	M.
Druckkosten der „Heimat"	2442,10	„
Klischees	106,08	„
Expedition (Porto, Material, Vergütung)	1469,29	„
Honorar der Mitarbeiter	445,—	„
Honorar des Vorstandes	420,—	„
Honorar des Schriftleiters (Nachzahlung für 1900)	200,—	„
Porto und Reisekosten	186,50	„
Generalversammlung	58,90	„
Inventar, Briefpapier, Drucksachen	20,75	„
Sonstiges	59,35	„
	5431,67	M.
Es verblieb ein Kassenbestand von	177,41	„
	5609,08	M.

Auf Grund der vorgelegten revidierten Rechnung wurde dem Kassenführer Entlastung erteilt.

2. Mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit verzichteten der Schriftführer und Schriftleiter auf Erstattung ihrer Berichte.
3. Der bisherige Schriftführer Barfod-Kiel wurde wiedergewählt.
4. Zum Rechnungsprüfer ernannte die Versammlung auf Vorschlag des Vorstandes den anwesenden Lehrer Bach-Kiel.

II. Vorträge:

Dieselben wurden in der Reihenfolge des Programms erledigt.

1. „Die Stadt Lauenburg." Referent war Lehrer Sager-Lauenburg. Der Vortrag wurde hier und da an Wandtafelskizzen erläutert und erntete lebhaften Beifall.
2. „Ehemalige Bauernkunst in Hamburgs Umgegend," illustriert durch eine große Anzahl von Skizzen und Aufnahmen aus Vierlanden, dem Alten Lande, Schleswig-Holstein, der Lüneburger Heide usw. Der Referent, Kunstzeichner O. Schwindrazheim-Hamburg, fand für seine Darbietungen ebenfalls reiche Anerkennung.

3. „Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein“ von Gymnasial-Oberlehrer Prof. Dr. Hansen-Oldesloe. Der Vortrag entbehrte nicht der Würze eines gesunden Humors und wurde gleichfalls mit Beifall aufgenommen.

Sämtliche Vorträge werden in der „Heimat“ zum Abdruck kommen, weshalb ich füglich auf ein Referat verzichten kann.

III. Mitteilungen:

Lehrer Ulmer-Hamburg (Rutschbahn 29) demonstrierte vier Abbildungen von Gehäusen der Köcherfliegenlarven, einen Kasten mit den häufigsten Köcherfliegen und die in seinem Aufsatz im Maiheft der Heimat 1902 erwähnten Larven in Spiritus. Referent beabsichtigt, im Jahre 1903 eine biologische Trichopterenfauna aus dem Nieder-Elbgebiet zu veröffentlichen, und bat, ihn durch Zusendung konservierten Materials aus Schleswig-Holstein zu unterstützen.

Nachdem der Vorsitzende mit einem Dank an alle Referenten die Versammlung geschlossen hatte, erläuterte Herr Schwindrazheim den Umstehenden die ausgehängten Skizzen.

Die Zeit bis 3 Uhr war für die Besichtigung der Stadt freigegeben. In verschiedenen Trupps und unter Führung von Mitgliedern des Ortskomitees wurden die Kirche, der Fürstengarten, das Torflager im Kuhgrund usw. besichtigt. Das hohe Elbufer gestattete einen weiten Fernblick ins Hannoverland.

Das Museum des Postmeisters Friese ist in der Amtswohnung des Besitzers untergebracht und außerordentlich reich an Wappen, Bildern, Gegenständen des Kunstgewerbes, Hausstandsgegenständen, Kleidungsstücken, prähistorischen Funden aller Art, so daß ich es mir versagen muß, auch nur annähernd eine Beschreibung derselben zu geben. Die Wände des Treppenhauses, der Boden und alle Zimmer sind zur Aufstellung herangezogen; Postmeister Friese wohnte inmitten seiner Schätze, die einem Kreismuseum alle Ehre machen würden; mit so viel Umsicht, Fleiß und Energie hat der Besitzer alles gesammelt, was nur irgendwie zu Lauenburgs Geschichte und Landeskunde in Beziehung steht. Hoffentlich bleibt die Sammlung dem Lande und der Stadt erhalten!

Das Festessen in Stappenbecks Hotel nahm seinen gewohnten Gang. Bürgermeister Volckmar-Lauenburg begrüßte die Versammlung im Namen der städtischen Verwaltung. Reden würzten das treffliche Mahl, und die Stimmung unter allen Festgenossen war so rosig, daß diese nach dem Spaziergang und einer Elbfahrt noch mehrere Stunden in angenehmster Unterhaltung und in Frohsinn zusammenblieben.

Am Donnerstagmorgen in aller Frühe rüstete sich ein kleiner Kreis der Teilnehmer zu einem Ausfluge in den Sachsenwald. Der zweistündige Marsch von Schwarzenbek durch den Wald nach Friedrichsruh war vom schönsten Wetter begünstigt. In Aumühle wurde der 28 m hohe Bismarck-Turm bestiegen, der eine herrliche Aussicht über den Villenort und die bewaldete Umgebung darbot. Der Turm ist aber zugleich ein Bismarck-Museum. Alles, was an Photographieen, Bildern, Büchern, Büsten und sonstigen Gegenständen auf den eisernen Kanzler Bezug hat, ist hier von dem Besitzer in pietätvoller Weise ausgestellt, so daß der Uneingeweihte garnicht darum gewahr wird, daß er eigentlich einen Wasserturm erstiegen hat. Mit einem herzlichen Dank für alle Mühen und Opfer, die unsere Lauenburger uns dargebracht hatten, verabschiedeten wir uns von ihnen und fuhren über Hamburg in die Heimat zurück, ohne jedoch die Gelegenheit zu versäumen, das Altonaer Museum, wenn auch nur auf eine flüchtige Stunde, zu besuchen, den Augenblick segnend, wo es uns vergönnt sein sollte, die dort aufgestellten, wohl arrangierten Schätze in Muße zu besichtigen. —

Es will mir fast so scheinen, als ob immer die eine Generalversammlung die vorhergehende an Darbietungen übertrifft. Wenn die Generalversammlung nur den Zweck hätte, Vorträge zu bieten, nun, dann kann ich es verstehen, wenn gesagt wird: „Weshalb soll ich die Versammlung besuchen; die Vorträge kann ich in der „Heimat“ lesen.“ Der Schwerpunkt liegt m. E. in dem, was die Generalversammlung durch die Thätigkeit des Ortskomitees sonst noch zu bieten vermag: Besichtigung von Museen, Kirchen, geologisch merkwürdigen, geschichtlich denkwürdigen und ästhetisch wirksamen Punkten der betreffenden Stadt und Umgebung. Wer seine Heimat kennen lernen will, der besuche unsere Generalversammlung. Die diesjährige zumal hat uns wieder so viel Schönes und Anregendes geboten, daß ich wohl weiß, daß mein Bericht kaum imstande sein wird, unsern Mitgliedern eine richtige Vorstellung von allem Geschauten zu geben. Und das ist gut so, will mir scheinen; denn sonst könnte mancher auch noch sagen: „Warum soll ich zur Generalversammlung gehen, unser Schriftführer weiß uns alles so schön auszumalen, daß wir uns lesend denselben Genuß verschaffen können.“ Nein und aber nein: Nur die Augenschau gilt als Beweis!

Kiel, am 11. Juni 1902. Mit heimatlichem Gruße!

Barfod, Schriftführer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 8. August 1902.

Über ehemalige Städte in Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung in Schleswig am 9. Juni 1901.

Von **J. Prange** in Ellerbek.

I.

Es liegt ohne Zweifel ein großer Reiz darin, seinen Fuß auf Stätten zu setzen, die eine geschichtliche Vergangenheit haben, und man kann es begreifen, wenn ein Mensch große Reisen unternimmt und selbst bedeutende Opfer nicht scheut, um solchem inneren Drange Befriedigung zu verschaffen. So reich an dergleichen Erinnerungsstätten der Süden ist, der mit seinen Ländern den Schauplatz der alten Geschichte bildete, so arm ist verhältnismäßig hieran der Norden. Unser engeres Vaterland, obwohl es einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der deutschen Geschichte hat, kann mit solchen Erinnerungsstätten, wie sie der Süden bietet, nicht dienen. Stätten, auf denen in früheren Jahrhunderten Städte eine Glanzzeit entfalteten, und die jetzt mit ihren Ruinen oder Trümmerhaufen an ihre große geschichtliche Vergangenheit erinnern, sind in unserm Lande nicht vorhanden. Nur wenige Orte sind in Holstein — auf welches Gebiet ich mich bei dieser Arbeit beschränke — zu nennen, die in früheren Zeiten städtische Verwaltung hatten und darum als die Reste ehemaliger Städte anzusehen sind. Solche Städte entwickelten sich fast ausschließlich in ländlichen Distrikten, die unter dem wohlwollenden Einflusse mächtiger Protektorate standen. Vielleicht durch allerlei Vorrechte und Privilegien, wie z. B. das Lübsche Recht, wurden diese Örter derartig bevorzugt, daß eine Entwicklung derselben auf dieser Basis gegeben war. Nachdem dann diese Bevorzugungen endeten, sanken die Örter schnell wieder in ihrer Bedeutung. Sie sind als Städte untergegangen und jetzt höchstens noch als Kirchdörfer in unserm Lande vorhanden. Solche Kirchdörfer sind in Holstein Zarpen, Grömitz, Grube und Lunden, vielleicht auch Bornhöved; außerdem sind die Orte Lemkenhafen und Wesseln hierher zu rechnen und ist noch Grevenkroch oder Nygenstadt a. d. Elbe als ehemalige Stadt zu nennen, welcher Ort aber vollständig verschwunden ist.

Zweck dieser Arbeit soll nun sein, das Wichtigste in aller Kürze zusammenzustellen, was nach vorhandenen Urkunden über diese Örter als Städte zu berichten ist.

1. Von dem Orte Grevenkroch oder Nygenstadt „bi de Elve," der südwestlich vom Kirchdorfe Herzhorn lag, ist nicht die geringste Spur mehr vorhanden; über seine Stätte wälzen sich seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts die Wellen der Elbe. Wie Elredefleth, Wewelsfleth und Asfleth, jene Kirchdörfer

der holsteinischen Elbmarschen, so ist auch Grevenkroch oder Nygenstadt von den Fluten verschlungen worden.

Was Professor Dr. Detleffsen in seiner Geschichte der holsteinischen Elbmarschen und Schröder und Biernatzki in ihrer Topographie über diesen Ort berichten, sei hier zusammengestellt. — Nach erhaltenen Berichten soll Graf Johann III. von der Plöner Linie, der im Besitze der Kremper Marsch war, im Jahre 1354 auf der Insel Nygelande eine Pfarrkirche gegründet haben. Diese Insel soll ein Rest des ursprünglichen Elbdeltas gewesen sein. Sie lag zwischen den Grenzen der Dörfer Rodik und Kammerlande, daß das Moorgebiet von Moorhusen östlich lag, während westlich die Elbe den Ort begrenzte. Schon drei Jahre später, im Jahre 1357, wird Grevenkroch als Stadt genannt; außerdem wird die Stadtqualität dieses Ortes durch verschiedene Urkunden bestätigt. 1377 wird ein Ratsherr der Stadt Nygenstadt in der Bremischen Diöcese erwähnt, 1379 tritt das Kirchspiel „Nygenstadt" anstatt „to dem Grevenkroghe" in der Kremper Marsch auf, und 1381 führt der Rat der Stadt als Siegel ein dreieckiges Schild, worin das holsteinische Nesselblatt mit der Umschrift: „S. oppidi Grevenkroch" enthalten war. Von den übrigen Urkunden wäre noch die aus dem Jahre 1390 zu erwähnen, nach welcher die Stadt ausdrücklich „Nygenstadt bi de Elve" genannt wird. Obgleich der Ort durch eine Bedeichung geschützt gewesen sein wird, so hat er dennoch dem Andrange der Fluten nicht lange widerstanden. Schon bald nach dem Tode des Grafen Adolf VII. im Jahre 1390, der bestimmt hatte, daß „Nyeland und Nyenstadt" seiner Witwe bis zu ihrem Tode verbleiben sollten, haben die Einwohner des Ortes die von den Fluten untergrabene Kirche abgebrochen und das Holzwerk und Glas im Jahre 1402 durch den Pfarrer J. Borsvlet nach Billwärder bei Hamburg verkaufen lassen. Mit dem Erlös von 40 *M* wurde für letzteren eine Vikarie an der Kirche zu Krempe gestiftet.

Die Stadt Grevenkroch hat also als solche nur ganz kurze Zeit bestanden; weitere Kunde über Beschaffenheit der Stadt oder Beschäftigung der Bewohner ist uns nicht erhalten geblieben. Man wußte in späteren Jahrhunderten nicht einmal, welches Land das Nyeland oder Neuland eigentlich gewesen sei, in welchem die Stadt gelegen habe. Daß aber Grevenkroch oder Nygenstadt als Stadt bestanden, bezeugen außer den Urkunden noch zwei in Mecklenburg gefundene Münzen. [1]) Sie gehören der Zeit von 1390 an, entsprechen dem dritten Teil eines Schillings, und an der Prägung ist deutlich zu erkennen, daß sie in Neustadt in Holstein geschlagen worden sind. Das Wappenbild zeigt ein Stadtthor zwischen zwei Türmen, und darum ist eine Verwechslung mit dem Neustadt im östlichen Holstein ausgeschlossen. Zweifellos ist Neustadt a. d. Elbe der Prägungsort dieser beiden Münzen und damit der Beweis erbracht, daß Grevenkroch auch Münzrecht hatte.

Der Untergang des genannten Neulandes und die Zerstörung der Stadt wird nach und nach vor sich gegangen sein. Lappenberg, der Verfasser der Lübschen Chroniken, ist der Meinung, daß durch die Fluten von 1391 bis 1395 die Elbe Land und Stadt verschlungen habe. Dagegen nimmt Professor Dr. D. Detleffsen an, daß diese nur den Anfang der Zerstörung gemacht haben, denn Teile der Kirche standen noch 1402, und der Einbruch der Fluten in die Kremper Marsch 1413 wird jedenfalls die Zerstörung des Ortes vollendet haben. Nach Dr. Detleffsen war der vom Neulande übrig gebliebene Rest von da an Außendeichland; erst im 16. und 17. Jahrhundert soll dieser Teil wieder eingedeicht worden sein.

---

[1]) Mecklenburg. Jahrbücher Bd. 33, S. 174.

2. Zarpen, früher Cerben, ist noch jetzt ein großes Kirchdorf in Stormarn und liegt an der durch den Reinfelder Herrenteich in die Trave fließenden Heilsau. Dieser Ort zeigt gegenwärtig nicht die geringsten Spuren davon, daß er einmal Stadt gewesen ist. Nur die Namen einzelner Dorfteile oder Plätze, wie „auf der Horst," „auf dem Galgenberg," „auf dem Damm" usw., dürften noch darauf hindeuten, und für den genauen Kenner der Gegend würde es gewiß nicht uninteressant sein, aus diesen und ähnlichen Flurnamen auf Lage und Ausdehnung der ehemaligen Stadt zu schließen. In Kürze sei hier das Wichtigste zusammengestellt, was P. Hanssen in seiner „kurzgefaßten zuverlässigen Nachricht von den Holstein-Plönischen Landen rc." über Zarpen berichtet.

Der Ort Cerben wird schon im Jahre 1189, in der ältesten Urkunde vom Kloster Reinfeld, erwähnt. Nach dieser war er ein zum Klosterdistrikt gehöriger Ort. Schon 1264 war Cerben eine Stadt, denn nach dem Titel einer nicht mehr vorhandenen Urkunde aus diesem Jahre wird nämlich „der Kirchen der Stadt Cerben" vom Papst Urbanus IV. ein besonderes Privilegium erteilt; man weiß aber nicht, worin dieses bestanden hat. Schon fünf Jahre später, also 1269, hatte die Stadt das Lübsche Recht, und ein „Rades zu Sarpen" unterzeichnet einen Vertrag zwischen einem Hans Franke und dem Abt des Klosters zu Reinfeld. Ein Wachsen des Ortes dürfte ferner eine Urkunde aus dem Jahre 1274 bestätigen. Diese berichtet, daß Johannes, ein Bischof in Lübeck, dem Kloster zu Reinfeld erlaubt, ein Archidiakonat „in der Kirchen zu Zarpen" zu errichten. Daß darum Zarpen als ein emporwachsender und aufstrebender Ort sich den Anordnungen des Klosters zu entziehen strebte, ist ganz erklärlich, und die Streitigkeiten mit dem Kloster, welche sich über die Waldungen entspannen, dauerten wohl zweihundert Jahre und scheinen erst mit dem Untergange der Stadt ihr Ende gefunden zu haben.

Den ersten Vergleich in dieser Angelegenheit bewirkte ein Graf Johannes 1303 zwischen dem Abt zu Reinfeld und den Einwohnern zu Zarpen. Das Kloster hatte sich nämlich darüber beschwert, daß die letzteren Eichen, Buchen und anderes Holz nicht nur zum eignen Gebrauch, sondern auch zum Verkaufe nach Wohlgefallen fällten, und nun wurde dahin entschieden, daß zu dem Fällen von Bauholz immer erst eine besondere Genehmigung und Anweisung des Abtes erforderlich sei; dagegen sollten die Zarpener ihren Feuerungsbedarf ohne Vorfrage aus den Hölzungen beziehen. Ein ähnlicher Vergleich wurde auch im Jahre 1425 von Hinrich, Herzog zu Schleswig und Graf zu Holstein, bestätigt. Im Jahre 1470 sind auch anliegende Ortschaften wie Rotterdesbeck (jetzt Ratzbek), Wesenberg u. a. mit in den Vertrag hineingezogen. Jedenfalls hatten diese Ortschaften sich verleiten lassen, es „dem Rate in Zarpen in der Übertretung der klösterlichen Anordnungen gleich zu thun." Der dänische König Johannes bestätigt dann 1483 einen Vertrag dieser Streitenden, nach welchem die klösterlichen Forderungen sehr verschärft erscheinen. Nicht einmal Mastfrüchte sollen die Zarpener ohne Erlaubnis und Wissen des Abtes sammeln dürfen. Damit muß der Streit noch nicht beendet gewesen sein. Noch vier Jahre später, also im Jahre 1487, erschien in dieser Sache ein vom Bischof Albertus zu Lübeck ausgestellter Vergleich und unter seinem Siegel ein „Instrument" zwischen dem Kloster und der „Gemeinde Zarpen," wodurch der Streit endgültig zum Vorteil oder zu Gunsten des Klosters beigelegt wurde. Auffallend ist es, daß auch gerade aus diesem Jahre ein Vertrag zwischen Zarpen und Lübeck von der dänischen Königin Dorothea wegen Hölzung und Mast vorliegt. Man kann vielleicht darin einen Beweis dafür erblicken, wie die mächtige Hansastadt mancherlei Rechte des Klosters sich anzueignen bestrebt war.

Ob nun Zarpen in diesen Jahren noch das städtische Recht hatte, wird sehr bezweifelt. Nach den Lübeckischen Nachrichten über die Stadt Zarpen von Syndikus D. Dreyer, der in holsteinischen Altertümern so sehr erfahren war, war die Stadt als solche im Jahre 1473 noch vorhanden. Aber schon drei Jahre später soll das Zarpener Stadtbuch bei einem Schreiber in Lübeck gewesen sein, und so schließt man mit Recht, „daß mit Zarpen eine große Veränderung vor sich gegangen sein muß, indem sie sonst das Stadtbuch nicht würden von sich gelassen haben." Also nach dem Jahre 1473 hat man von Zarpen als Stadt keine Nachricht mehr, und es ist wohl anzunehmen, daß die Stadt in den Jahren von 1473 bis 1476 in Rauch aufgegangen ist. — Weniger glaubwürdig erscheint die Annahme, daß der Lübeckische Bürgermeister Marc. Meyer, welcher im Jahre 1534, zur Zeit des gefangenen Königs Christian II., dem Grafen Christoph von Oldenburg zu Hülfe kam und dabei „die Klosterdistrikte Ahrensböck und Reinfeld arg verwüstete," der Stadt Zarpen den Untergang gebracht hat. Man muß doch annehmen, daß die sonst so ausführlichen Lübeckischen Chroniken, welche von Grautoff herausgegeben sind, etwas darüber mitteilen würden. — Ebensowenig glaubhaft erscheint auch die Annahme, daß Torstenson, von dem es in dem Berichte heißt, daß er „die Reinfeldischen Unterthanen sehr scharf mitgenommen habe," auf seinem Zuge durch unser Land im Jahre 1643 die Stadt zerstört habe. Es müßte doch sonst aus den 150 Jahren irgend eine Nachricht über Zarpen als Stadt vorhanden sein.

Die Beschreibung des Insiegels der ehemaligen Stadt Zarpen von Syndikus D. Dreyer dürfte noch von Interesse sein. Sie lautet: „In dem in grünen Wachs abgedruckten und mit der Umschrift Sigillum Senatus in Zarpene versehenen Insiegel ist oben das holsteinische Nesselblatt und unten ein halber Zirkul befindlich, welcher eine figuram abbatis mitrati einschließet, der in der rechten Hand eine Patene, in der Linken den Baculum Pastoralem hält. An den beiden Seiten des Zirkuls erscheinen zweene Thürme." [1])

3. Grömitz und Grube bieten nach den Berichten im „Staatsbürgerlichen Magazin" und den „Jahrbüchern für Landeskunde," nach denen hier das Wichtigste zu einem Bilde zusammengestellt ist, große Ähnlichkeit. Beide Örter liegen im östlichen Holstein, im Amte Cismar, sollen in früheren Jahrhunderten Städte gewesen sein und sich als solche des Lübschen Rechts bedient haben. Im Handbuche des Schlesw.-Holstein. Privatrechts § 106 wird freilich ihre Stadtqualität von Falck bestritten und nur zugegeben, daß sie Lübsches Recht gehabt haben mögen. Daß letzteres der Fall war, darüber läßt uns Westphalen durch einen urkundlichen Beweis nicht im Zweifel. Wegen der örtlichen Nähe beider Örter bei Lübeck und weil sie im Gebiete eines Klosters lagen, welches nicht nur allein zur Lübeckischen Diöcese gehörte, sondern auch schon nach der Entstehung mit Lübeck in naher Beziehung stand, wäre es wohl möglich, daß die Örter, auch ohne Stadt zu sein, sich des Lübschen Rechts bedient hätten. Darum versuchte man für beide Orte, die ehemalige Stadtqualität besonders urkundlich zu erweisen. Dr. A. Michelsen in Kopenhagen meint nun, daß dieser urkundliche Beweis für Grube von Dreyer vollkommen geführt ist, nämlich durch ein abgedrucktes Siegel des Ortes mit der Umschrift Sigillum Consulum. Nach Falcks Vermutung soll das Siegel aber nur ein Siegel des Ortsvorstehers gewesen sein. Dr. Michelsen bringt nun in längerer Ausführung die Widerlegung dieser Annahme, indem er zu bedenken giebt, daß nur im Westen unseres Landes, in Friesland und Ditmarschen,

[1]) Vergleiche die hiermit nicht übereinstimmende Beschreibung des Zarpener Siegels und die dazu gehörigen Abdrücke in „Holsteinische und Lauenburgische Siegel" usw. aus dem Archiv der Stadt Lübeck, Heft I, S. 1, Fig. 2. 1856.

Ratsmänner oder Consules in Landgemeinden gewöhnlich waren. Nach einer Vergleichung mit einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Siegeln für Landgemeinden kommt er zu dem Schluß, daß in den alten Siegeln für Landgemeinden niemals die Vorsteher als Repräsentanten, vielmehr immer Inskriptionen in der Umschrift angetroffen werden, z. B. Sig. communitatis, parochiae, parochianorum usw. oder rusticorum de N. N., inhabitantium N. N. Die Stadtsiegel sind in der Regel wie Sig. civitatis, civium, burgensium, oppidi, oppidanorum, villae, villanorum, civium in N. N. habitantium usw. umschrieben; doch kommen auch solche vor, in denen der Rat als Repräsentant genannt wird, wie es bei dem Grubener Siegel der Fall ist. Daß dieses nicht selten geschah, dafür giebt Michelsen eine Reihe von Beispielen aus Urkunden an. Zur besonderen Sicherstellung des Siegels von Grube führt er außerdem noch eine Grömitzer Stadturkunde von 1440 an, in welcher gesagt wird, daß sie mit dem „Stadtsiegel" (sigillum consulatus) versehen worden sei. Damit dürfte die ehemalige Stadtqualität für Grube sichergestellt sein.

Daß Grömitz Stadt war, beweist Michelsen aufs sicherste durch vier Urkunden, welche sich in den Kollektaneen des bekannten schleswigschen Altertumsforschers Ulrich Petersen (gest. 1735) in Kopenhagen befinden. In der ersten, schon erwähnten, vom Jahre 1440, wird Grömitz oft oppidum genannt und darin ferner eines Bürgermeisters (proconsul) und eines Bürgers (oppidanus) erwähnt. Nach der zweiten von 1456 ist die feierliche Übertragung der Mühle „vor dem Senat und der Gemeinheit" geschehen. Nach der dritten von 1470 wurden vom Abt zu Cismar unter Zustimmung des Rats und des Bürgermeisters von Grömitz daselbst zwei Erben, d. h. Hausstätten, zu einer vereinigt, und in demselben Jahre wurde nach der vierten Urkunde eine jährliche Rente von dem Grömitzer Bürgermeister an einen Lübeckischen Ratsherrn verkauft. Daß also Grömitz wie Grube Städte waren, darf ohne Bedenken als urkundlich erwiesen angenommen werden. Es wäre noch zu bestimmen, in welchem Zeitraum jene Orte Stadtgerechtsame übten.

Michelsen hat aus Urkunden ersehen, daß Grube schon 1323 Stadt gewesen ist; wie früh Grömitz als Stadt vorkommt, darüber will er eine zuverlässige Angabe nicht machen. Er erwähnt aber, daß 1325, als Grube bereits Stadt war, Grömitz noch unter vielen anderen Dörfern ohne irgend eine Auszeichnung genannt wird. Grömitz wird also um diese Zeit noch Dorf gewesen sein. Schon 1315 wird das von dem Grafen Johann erbaute „feste und landesherrliche Schloß Veste tho de Grobenitze" genannt, welches noch in demselben Jahre von Johanns Neffen durch Verrat genommen wurde. Ein Jahr später erhielt von den Siegern Gerhard der Große die Feste; Dorf und Schloßgüter fielen dann an Johann II. zurück. Nach ihm wird dann Ritter Marquard von Westensee Besitzer des Ortes gewesen sein, der ihn 1322 an das Kloster Cismar verkaufte. Durch die Vermittlung des geistlichen Oberhauptes muß für die Hebung des Ortes viel geschehen sein, und jedenfalls wird, da die Beziehungen zu Lübeck durch das Kloster direkt gegeben waren, durch sein Verwenden der Ort Stadt geworden sein und Lübsches Recht erhalten haben. Wie schon erwähnt, ist von Michelsen die städtische Qualität des Ortes erst für das Jahr 1440 bestimmt erwiesen. — Wie lange nun Grömitz unter die holsteinischen Städte zählte, wann und bei welcher Gelegenheit diese Stadt zu Grunde ging, ist nicht bekannt geworden. Nach der bereits von Dr. Michelsen angeführten Urkunde, sowie nach einer anderen, in welcher einer großen Gilde in Grömitz gedacht wird, ist ersichtlich, daß der Ort noch 1470 als Stadt existierte. Über das Aufhören der „Stadtgerechtigkeit" von Grömitz — ebenso verhält es sich mit Grube — mag wohl anzunehmen sein, was Dr. Michelsen im

Hinweis auf Meldorf und Lunden in Ditmarschen schreibt: „Für jene Orte wird, wie es bei Meldorf und Lunden der Fall ist, die städtische Verwaltung oder Verfassung nicht besonders und ausdrücklich aufgehoben sein. Wie in Ditmarschen bei den unmittelbar nach der Eroberung getroffenen Umgestaltungen die Verhältnisse und Gemeinheitsverfassungen auf eine ganz uniforme Weise behandelt wurden, und damit das Munizipalwesen von Meldorf und Lunden, in der Hauptsache wenigstens, faktisch erlosch, so wird ein gleiches Schicksal für Grube und Grömitz in der nach der Reformation erfolgten Säkularisierung der Besitzungen des Klosters Cismar gelegen haben." Wenn man dieser Meinung beipflichtet, dann wird also Grömitz kaum 100 Jahre als Stadt bestanden haben. Denn mit dem Jahre 1533, als Christian III. König wurde, der bereits seit 1526 als Statthalter in den Herzogtümern thatkräftig für die Reformation eintrat, werden jene Umwandlungen der klösterlichen Gebiete begonnen haben, bei welchen man sich aus naheliegenden Gründen um die vom Kloster getroffenen alten Anordnungen und Verhältnisse absichtlich nicht viel kümmerte, und diese können das sofortige Sinken dieser Örter zur Folge gehabt haben. Vielleicht kann ja auch, was vielfach angenommen wird, ein fernerer Grund der Verfall Lübecks und der Hansa gewesen sein; besonders für Grube könnte dieser Grund in Betracht kommen, da dieser Ort als Hafenstadt jedenfalls in Handelsbeziehungen zu Lübeck stand. Dr. Michelsen meint ferner, daß für Grömitz' Herabsinken auch die Versandung des Hafens von Bedeutung gewesen sein könne. Ein wirklicher Hafen, in dem die Schiffe Schutz finden konnten, ist und war auch jedenfalls bei Grömitz nicht vorhanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag doch die ehemalige Stadt auf der Höhe, auf der sog. Terrasse, und nicht in der mit Weiden bepflanzten Niederung an der See, dem sog. Wicheldorf; sie war gewiß mehr Land- als Seestadt. Michelsens Annahme könnte für Grube zutreffen. Dieser Ort liegt in einer niedrigen Gegend und zugleich an einer geschützten Bucht des Gruber Sees. Letzterer stand unzweifelhaft mit der Ostsee in Verbindung, und die Versandung des Verbindungsgewässers kann für diesen Ort ein Sinken des Handels und seiner Bedeutung zur Folge gehabt haben. Erst nach der großen Überschwemmung von 1872 hat man auf der von der Ostsee vor dem Verbindungsgewässer gebildeten Sandbarre den schützenden Deich gebaut, und gegenwärtig sind Gruber See und Ostsee nur noch durch eine im Deiche angelegte Schleuse verbunden.

Grubes Kirche wird noch früher als die zu Grömitz, schon 1232 erwähnt. Bereits 1249 soll sie vom Grafen Johann dem Kloster zu Cismar geschenkt worden sein. Die Feste oder das Schloß des Ortes stand auf dem Wall, einer im Gruber See nordwestlich vom Orte gelegenen Insel, und wird schon 1305 erwähnt. Später gehörte der Ort der Familie Rantzau, dann kam er an die Buchwaldt's, und diese vertauschten ihn gegen Tesdorf und Möncheversdorf ebenfalls an das Kloster Cismar. Im Jahre 1323, nach der von Michelsen erwähnten Urkunde, war Grube schon Stadt. Noch 1446 werden daselbst Bürgermeister und Rat genannt, und danach fehlt auch hier wieder jegliche bestimmte Angabe darüber, ob der Ort noch die Stadtgerechtsame hatte oder nicht. Auch hier wird die Säkularisierung des Klosters Cismar, welche um 1533 geschah, die äußere Veranlassung für das Aufhören der Stadtqualität Grubes gewesen sein, nachdem also der Ort reichlich 200 Jahre als Stadt bestanden hatte.

Dem Besucher wird bei den genannten Ortschaften kaum etwas entgegentreten, was an die ehemaligen Städte erinnern könnte. Der Burgplatz auf dem Wall bei Grube ist wegen der angelegten Gärten und Wiesen nicht mehr erkennbar. Von der Paschburg bei Grömitz, welche auf der Gemeindeweide östlich vom Orte lag, sollen noch 1824 deutliche Spuren gewesen sein, daß man die dicken, massiven

Mauern und Pfeiler, sowie die ganze Anlage und Ausdehnung derselben, genau erkennen konnte. Gegenwärtig ist von allem nichts mehr vorhanden. Wie in Grube, so mag auch hier die alte, aus Feldsteinen erbaute Kirche dem Besucher auffallen. Die drei großen Kirchenglocken, die großartig angelegte Orgel und die alten Gemälde in der Kirche mögen noch als stumme Zeugen für die Wohlhabenheit des Ortes in früherer Zeit gelten. Ebenfalls könnten wohl die gepflasterten Straßen in beiden Örtern, die Namen derselben, wie z. B. Holstenläger in Grömitz, an die frühere Bedeutung erinnern. Als untrügliches Überbleibsel aus jener Zeit ist für beide Ortschaften die eigentümliche, bis vor wenigen Jahren noch geführte Kommüneverwaltung anzusehen. In Grube lag die Verwaltung des Ortes in den Händen der sog. Achtmänner; 2 Hufner, 2 Groß-, 2 Klein-Kätner und 2 Bodener hatten über Kommüne-Angelegenheiten alleine zu beschließen, während in Grömitz nur vier Dorfvorsteher, ebenfalls aus den Klassen der Hufner, Groß- und Kleinkätner, der Groß- und Kleinbodener gewählt, die Dorfverwaltung, wie Verpachtung der Gemeindeweide, Aufsicht über Wege usw., führten. Mit der neuen Landgemeinde-Ordnung, welche, wenn ich nicht irre, mit den neunziger Jahren in Kraft trat, ist auch das letzte Zeichen ehemaliger Stadtherrlichkeit in der Dorfverwaltung geschwunden.

Über die Töpferkunst in Schleswig-Holstein.

Von Dr. **Gustav Brandt** in **Kiel**.

III.

Um dieselbe Zeit, wie in Kellinghusen wurde in Rendsburg eine Fayencefabrik von dem Apotheker Clar und dem Kaufmann Lorentzen angelegt, die aber nicht rentierte und bald in eine Steingutfabrik nach englischem Muster verwandelt wurde. — Das Steingut wird aus einem plastischen, mit gemahlenem Quarz versetzten Thon hergestellt, der sich weißlich brennt, aber nicht wie das Porzellan durchscheinend wird. Die englischen bedruckten Steingutwaren wurden gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Kontinent massenhaft eingeführt und machten der Fayence eine erdrückende Konkurrenz. Wie das Material, wurde in Rendsburg auch die antiquisierende Form den Engländern nachgeahmt. Die Gefäße sind daher nicht im Rokokostil wie die schleswig-holsteinischen Fayencen, sondern im Empirestil mit seiner Bevorzugung ovaler Formen, kannelierter Flächen, Lorbeerfestons usw. hergestellt, sie prangen nicht im Reichtum der Muffelfarbenpalette, sondern sie behalten den gelblich weißen Ton der Masse, höchstens wird ein mattes Graublau in bescheidenem Maße zur Dekoration verwandt. — Noch eine andere, den Engländern gleichfalls nachgeahmte Ware, die schwarze Basaltware, wurde in Rendsburg von dem Apotheker Clar fabriziert. Der berühmte englische Keramiker Josiah Weedgwood hatte diese aus feinstem Thon, durch Zusatz von Eisenstein, Ocker und Manganoxyd schwarz gefärbte Masse zu seinen gleichfalls in antiquisierendem Geschmack, oft mit zarten Reliefs verzierten Gefäßen verarbeitet. Sie wurden nicht ohne Glück bis in das 19. Jahrhundert hinein in Rendsburg imitiert.

Im weiteren Verlauf des Jahrhunderts hörte mit dem Niedergang der Gewerbe in Deutschland auch bei uns mehr und mehr jede künstlerische Produktion auf. Wir wurden überschwemmt mit charakterloser Auslandsware, namentlich dem englischen Steingut mit seinem billigen aufgedruckten Bilderschmuck. Außer der Kellinghusener Fayenc sind noch die Bauerntöpfereien, die hier und da in ländlichen

Werkstätten, z. B. in Tellingstedt, gemacht wurden, das Erfreulichste. Die außen braun, innen gelblich glasierten Gefäße, mit Bauerntulpen und primitivem Bilderschmuck in Umrißzeichnung, grün und braunroten Linienornamenten und oft recht drastischen, urwüchsigen, oft frommen Sprüchen geziert, haben sich durch Jahrhunderte in gleicher Weise auf dem Lande erhalten. Charakteristisch ist bei uns der Möschenpot, ein auf drei Füßen stehender gestielter Topf mit häufig zierlich durchbrochener Außenwandung. Der plastische Deckelknauf in Gestalt von schnäbelnden Tauben, Kinderwiegen und dergl. deutet auf seine Bestimmung in der Wochenstube hin.

Als man sich dann in der Zeit der Geschmacksöde, namentlich nach der Münchener Ausstellung von 1876, darauf besann, daß Deutschland einst ein blühendes Kunstgewerbe besessen habe, und sich bestrebte, wenn auch mit Formen, die historischen Stilen nachgebildet waren, Wohnungen und Geräte wieder zu schmücken, nahm man auch in unseren nordelbischen Landen die Kunsttöpferei wieder auf. In Hamburg war es die bekannte Firma Spiermann und Wessely, die nach Zeichnungen tüchtiger Künstler und Architekten die sogenannten Majolikaöfen, d. h. mit farbigen Bleiglasuren geschmückte Öfen im Stil der noch allen wohlbekannten modernen Renaissance herstellte. Eine zweite gleichfalls in den reichen, prächtigen Formen der Renaissance arbeitende, hervorragende Fabrik wurde in Hamburg von dem Architekten Biehweiler gegründet. Biehweiler hatte der Schule moderner Gotiker in Hannover angehört, was sich in dem klar stilisierten, scharf modellierten Ornament seiner Arbeiten ausspricht. Unter den Künstlern, die für ihn beschäftigt waren, ist der bekannte Bildhauer Börner in Hamburg der weitaus tüchtigste. Die gleichfalls mit farbigen, meist in der Muffel gebrannten Bleiglasuren, sowie hin und wieder mit Vergoldung verzierten Thonwaren: Vasen, Krüge, Zierplatten, Wandteller und Kamine entfalten den ganzen Schatz der Renaissancemotive: Landsknechte, Ritterfräulein, Reiter mit Federbarett und Armbrust, heraldische Tiere und allegorische Figuren in Renaissancetracht in Verbindung mit den Bichweilerschen gotisierenden Pflanzenornamenten. Die Fabrik wurde dann nach Altona verlegt und von Dr. Berlien, der bereits mit nicht unbedeutenden Kapitalien daran betheiligt war, übernommen, konnte sich aber trotz aller anerkennenswerten Mühen nicht halten, und vor kurzem wurde der Rest des Bestandes ausverkauft. Ohne Zweifel werden die Arbeiten der Buchweiler-Berlienschen Fabrik nach garnicht langer Zeit gesuchte Stücke sein.

Andere Fabriken im Lande arbeiten mehr für den täglichen Bedarf, so die Ofenfabrik Fernsicht-Kellinghusen und diejenige in Kühren.

Auf den Grundlagen und mit den Mitteln alter Bauerntöpfereien, aber unter Leitung heimischer Künstler durchaus moderner Richtung folgend, arbeitet in Schleswig der Töpfermeister Wilh. Richter Gefäße verschiedenster Formen, z. T. modelliert von der Bildhauerin Anna Petersen in Schleswig in meist einfarbigen Glasuren. Friese, Möbeleinlagen nach Zeichnungen des Geh. Baurats Mühlke und des Kieler Malers Burmester, Zierplatten mit eingekratzten Zeichnungen gehen aus der Schleswiger Werkstatt hervor. Es ist ein gutes, für die moderne Richtung unseres Kunstgewerbes verheißungsvolles Zeichen, daß die Künstler sich auch bei uns, wie es in England seit langem der Fall ist, mehr und mehr der angewandten Kunst widmen und so helfen, unsere tägliche Umgebung, unsere Wohnung künstlerisch zu verschönern. Der Erfolg wird hoffentlich nicht ausbleiben.

Während bei allen Erzeugnissen der Kunsttöpferei, die wir bisher betrachteten, eine fremde Kunst, sei es die Plastik, sei es die Malerei, zum Schmucke hinzugezogen werden mußte, treten uns in den Arbeiten von Herm. und Rich. Mutz in Altona zum ersten Mal in unserem Lande keramische Kunstwerke im besten Sinne entgegen, die ausschließlich mit den der Töpferei selbst eigenen Mitteln er-

zielt sind, mit der auf der Töpferscheibe erzeugten Form und der Farbenwirkung der Glasur. Diese Keramik ist direkt aus der japanischen Sammlung des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg herausgewachsen, dort haben sich die beiden Altonaer Kunsttöpfer, Vater und Sohn, Anregung und Vorbilder geholt. — Die Töpfer in Europa haben es von jeher für einen Mangel gehalten, wenn Ungleichheiten in der Glasur vorkommen, ohne zu bedenken, daß die technische Vollkommenheit von künstlerischem Standpunkt aus nicht in gleicher Weise lobenswert zu sein braucht, weil sie das Gefäß eintönig und langweilig macht. Die Japaner haben daher die Ebenmäßigkeit der Glasur, die ohnehin leicht mißlingt, garnicht angestrebt, sondern im Gegenteil die sich im Feuer natürlich ergebenden Farbenunterschiede mit Bewußtsein zu künstlerischen Zwecken gebraucht und den Reiz solcher Gefäße dadurch erhöht, daß sie verschiedene Glasuren vom Hals oder Rand des Gefäßes über einander laufen ließen und der natürlichen Einwirkung des Feuers die Vollendung des Dekors anvertrauten. So verbinden sie dem künstlerischen Farbenreiz die Freude an dem Natürlich-Gewordenen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch die Mutzschen Blumen- und Ziervasen mit geflossener Glasur zu beurteilen. Die feinen Farbenreize kommen am besten zur Geltung bei den matten, oft leis irisierenden Glasuren, wie man sie für Blumengefäße eigentlich ausschließlich verwenden sollte, da die harten weißen Lichtreflexe der blanken Glasuren die Wirkung der duftigen Blütenpracht stört. — Auch in anderen Ländern hat man die geflossenen Glasuren der Japaner nachgeahmt, so namentlich in Frankreich. Aber die Altonaer Arbeiten behaupten doch durchaus ihre Eigenart — z. T. auch den japanischen Vorbildern gegenüber — durch die Schönheit ihrer Farben und die Feinheit in der Farbenmischung.



Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein.

Vortrag von P. Dr. **Stubbe** in Kiel bei der Idstedtfeier des Kieler Turnvereins „Gut Heil" am 23. Februar 1902.

I.

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist unzertrennlich der Name Scharnhorst[1]) verbunden. In der Absonderung der bürgerlichen, der gebildeten Bevölkerungsklasse vom Militär sah Scharnhorst eine Hauptursache des Zusammenbruchs von 1806; die Armee habe Neid, Verachtung und Haß erweckt, während sie das Mittel hätte sein sollen, alle Stände an einander und an den Staat zu ketten. Für besonders verwerflich hielt er das Stellvertretersystem. Nach Verkürzung der Dienstzeit habe die Störung des Berufes im Frieden nicht mehr so viel für Jünger der Kunst und Wissenschaft zu bedeuten; ein Stand aber, der zu Kriegszeiten Befreiung vom Dienste oder Milderung in demselben verlangte, wäre der verachtungswürdigste, den es je gegeben, wäre des Vaterlandes nicht wert, und kein Zwangsmittel wäre hart genug, ihn zum warnenden Beispiel der übrigen bestrafend herbeizuziehen. — Kräftig trat Scharnhorst gegen Soldatenmißhandlungen auf. Durch eine humane Behandlung wollte er

---

[1]) Lehmann, Max, Scharnhorst. 2 Bände, Leipzig 1886 und 1887. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 4 Bände. 4. Aufl. Leipzig 1869, besonders Band 3.

nicht nur das Ehrgefühl des Soldaten, als vielmehr die Achtung des Heeres bei dem Volke gesteigert sehen.

In der Zeit der Wiedergeburt Preußens erstarben die alte Kantonpflicht und das Werbesystem; die allgemeine Wehrpflicht ward geboren. Das Volksheer stand auf einer höheren Stufe als der alte gewerbsmäßige Soldat und bewährte sich in ernstem Kampf. Die allgemeine Wehrpflicht wurde als legitimes Kind des Freiheitskampfes auch für die Folgezeit anerkannt. Unter dem 3. September 1814 erklärt das neue Gesetz „über die Verpflichtung zum Kriegsdienste": „Die allgemeine Anstrengung Unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit zu sichern. Die Einrichtungen, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staates bilden und als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen dienen. Denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden."

Die schleswig-holsteinische Entwicklung hinkt der preußischen nach, vollzieht sich aber ihr parallel: die Bestrebungen zu gunsten der allgemeinen Wehrpflicht sind eng mit dem erwachenden Selbstbewußtsein des Volkes verwachsen; die Einführung erfolgte in unserem Freiheitskampfe 1848.

Über die ältere Form unserer Landesverteidigung berichte ich kurz (nach Handelmann).[1]) Das regelmäßige Heer, dessen ersten Kern die 1629 errichtete stehende Truppe von 2500 Mann bildete, bestand aus Geworbenen, großenteils Ausländern. Doch wurden außerdem im Notfalle Mannschaften aus den einzelnen Distrikten des Landes aufgeboten und ausgewählt. Adel und Städte blieben von dieser neuen Militärpflicht frei; auch andere Berufsklassen erlangten Befreiung. 1737 ward ein sog. beständig bewaffneter regulärer Landesausschuß in Schleswig-Holstein errichtet, der zwei National-Infanterie-Regimenter bilden sollte. Die betreffenden Mannschaften blieben in ihrer Heimat, mußten aber jeden Sonntag nach dem Gottesdienste exerzieren; ihre Ausrüstung wurde in den Kirchen verwahrt. Nur einmal im Jahre fanden Exercitien in größerem Umfange statt. 1764 wurden sie aufgehoben und die Ausschußleute den geworbenen Truppenteilen überwiesen, wo sie den Dienst praktisch lernten. Nebenher wurden Rekruten auf dem Lande ausgehoben, die ganz den Geworbenen gleich geachtet und im Dienste behalten wurden, während die Ausschußleute außer der Exerzierzeit nur in Notfällen Dienste thaten. Bei diesen Rekrutierungen gab es besonders in adligen und klösterlichen Distrikten manche Mißbräuche; eine Verfügung von 1791 verbot den Gutsbesitzern ausdrücklich, ihre Unterthanen aus eigener Macht, zur Strafe, Besserung oder sonst in Militärdienst zu geben. 1802 hörte die ausländische Werbung ganz auf; gleichzeitig ward der Unterschied zwischen Ausschußleuten und Landrekruten aufgehoben und das System der Konskription allgemein durchgeführt. Nach der Landmilitärordnung von 1800 blieb die Wehrpflicht ausschließlich auf dem Bauernstande lasten, während Adel, Städter, geistliche und weltliche Beamte, Schullehrer, Studenten und Seminaristen, Gutsbesitzer und Pächter, Fabrikanten und noch zahllose andere Personen befreit waren. Dagegen lag die Pflicht zum Seedienst allen gewerbsmäßigen Seefahrern ob, ohne Unterschied des Wohnortes. Stellvertretung war im Land- wie Seedienst erlaubt. Organisiertes Bürgermilitär gab es in Altona und Rendsburg.

Dänische Militärschriftsteller sahen die Reformbedürftigkeit des Heereswesens

---

[1]) Geschichte von Schleswig-Holstein. 1873. S. 82 f., ausführlicher bei Waitz, Schleswig-Holsteinische Geschichte. Göttingen 1851—54.

ein. Kapitän von Räder schrieb z. B. „über das preußische Militärwesen in einigen Punkten verglichen mit dem dänischen," Kapitän Jensen übertrug diese Arbeit (Schleswig 1832) ins Deutsche; Verfasser wie Übersetzer drangen auf allgemeine Wehrpflicht.[1]) Daneben nenne ich A. F. Tscherning, Om het danske Vaebningssystem. Kop. 1832, und Jac. von Räder, Den danske Armees Organisation og sammes Vedkommende. Kop. 1837.

Der erste Antrag auf Aufhebung der außerordentlichen Militärbelastung des Bauernstandes und auf Anordnung von Maßregeln, durch welche die mit der Landesverteidigung verbundene Last gleichmäßig über alle Unterthanen verteilt würde, ging von der holsteinischen Ständeversammlung 1835 aus.[2]) Diese Bitte wurde 1838 von ihr wiederholt, indem sie dabei wünschte: Verminderung der jetzigen Last des Kriegsdienstes durch Verkleinerung des Landheeres, Gestattung der Stellvertretung und größere Freiheit für die Dienstpflichtigen mit Rücksicht auf die Wahl des Aufenthaltsortes und Erwerbes.

Auch die schleswigsche Ständeversammlung von 1836 äußerte sich in einem Antrage dahin, daß keine Klasse von Staatsbürgern einen rechtlichen Anspruch auf Befreiung von der Dienstpflicht habe. Nach Ansicht der Versammlung müsse diese in Kriegsfällen allen Klassen und jedem dazu fähigen Staatsbürger obliegen, während das Heer in Friedenszeiten in kleinerem Maßstabe und zweckmäßig aus freiwillig engagierten Landeskindern bestehen könne.[3]) Die jütische Ständeversammlung von 1836 petitionierte ebenfalls um Reform des Heereswesens, indem sie um Prüfung der Militär-Angelegenheiten durch eine aus Militär- und Zivil-Mitgliedern bestehende Kommission bat.

Zeichen der Volksteilnahme an den Heeresangelegenheiten waren sodann die auftauchenden Beschwerden über Soldatenmißhandlung, die der Bauernstand als seine Sache auffaßte. Ich berichte über einen Fall dieser Art nach dem Tagebuche meines Großvaters (Jürgen Rohwer jun.) 1844 wurde eine große Versammlung von Landleuten zu Neumünster gehalten, weil Dragoner wegen Insubordination gegen barbarische Vorgesetzte zur Zuchthausstrafe verurteilt waren. Rohwer jun. und mehrere andere wurden gewählt, um den König (Christian VIII.), der sich gewöhnlich im September zu Plön aufhielt, um Freigebung der Leute zu bitten. „Als der König," sagt das Tagebuch, „uns nach seiner Art und Weise mit guten Redensarten zufriedenstellen und dadurch unseren Antrag schonend ablehnen wollte, stellte ich ihm energisch die im Volke allgemein bekannte grausame Behandlung des Militärs durch die dänischen Offiziere dar und wagte die Behauptung, daß Mißtrauen und Haß gegen das dänische Regiment in den Herzogtümern bald fruchtbaren Boden finden würden, wenn der König stets seinen Offizieren und Beamten durch die Finger sähe. Meine Kollegen, welche glaubten, daß ich in meinem Eifer zu weit gehen könne, zupften mich wiederholt am Rock, der König aber sagte freundlich: Ich will die Sache noch einmal strenge untersuchen und alle Offiziere ebenso strenge bestrafen lassen, welche sich etwas gegen ihre Untergebenen haben zu Schulden kommen lassen. — Wirklich wurde in Itzehoe ein Offizier, der einen Dragoner angeblich hatte zu Tode prügeln lassen, abgesetzt, überhaupt humanere

[1]) Vgl. Neue Schl.-Holst.-Lauenb. Provinzialberichte 1832, S. 636 f.

[2]) Holsteinische Ständezeitung 1835—36. 1844, Beilagen, Sp. 181 f. — In einer Petition des 14. ländlichen Distrikts werden, abgesehen von anderen Belastungen des Bauernstandes, die von jedem Bauernsohn dem Staate zu leistenden Kriegsdienste auf 5—600 ₰ veranschlagt (Glückstädter Fortuna 1835, 7. Oktober). — Mein Urgroßvater, Rohwer sen., bezahlte, wie ich dem Tagebuche meines Großvaters entnehme, 1814 500 ₰ für einen Stellvertreter, während mein Großvater, Rohwer jun., sich frei loste.

[3]) Schleswigsche Ständezeitung 1837. 1844, Beilagen, Sp. 121 f.

Behandlung des Militärs empfohlen und den gefangenen Dragonern ein großer Teil ihrer Strafzeit geschenkt."

Ferner machten sich (wie vor der großen preußischen Heeresreform) Bestrebungen zu gunsten einer Miliz geltend. „In unfreiwilliger Muße" entwarf M. L. Nathanson 1839 einen „Plan zur allgemeinen Bewaffnung," der 1840 dänisch, 1844 deutsch erschien.[1]) Mit möglichst geringen Kosten allen eine militärische Ausbildung zu geben, ist Nathansons Ideal. Unteroffiziere sollen auf die Dörfer, Kapitäne auf die Kirchspiele verteilt werden; täglich 2 Stunden im Sommer, dreimal wöchentlich im Winter exerzieren, für die Mannschaften über 36 Jahre sonntäglich 2 Stunden exerzieren, verbunden mit anderen Reformen, soll genügen. Nathanson meint, die allgemeine Wehrpflicht bedeute nur, daß jetzt auch der unbemittelte Bürger dienen solle; sie würde also lediglich ein weiterer Druck für den Mittelstand sein.

Unter dem 27. November 1841 war unterdes eine teils aus Zivil-, teils aus Militärpersonen bestehende Kommission angeordnet, um die Bedingungen in Erwägung zu ziehen, unter welchen die allgemeine Wehrpflicht etwa einzuführen sein möchte, und darüber ihr Bedenken zu erstatten. Nachdem diese Kommission im Juni 1842 ihre Vorstellung nebst dazu gehörigen Gesetzentwürfen eingereicht hatte, gab der König beiden Kanzleien auf, nach vorgängiger, mit einander gepflogener Verhandlung ihr Bedenken über die Vorschläge der Kommission zu erstatten. Die hierauf von den gedachten Kollegien ausgearbeiteten, in einigen Punkten veränderten Entwürfe wurden unter dem 17. August selbigen Jahres von dem Könige mit einigen Abänderungen genehmigt; dabei bestimmte er, daß sie den Provinzialständen vorzustellen seien. Damals war indes bereits ein so großer Teil der ständischen Tagungen verstrichen, daß derzeit eine Beratung nicht mehr möglich war; dagegen ward der Entwurf 1844 vorgelegt.[2])

Verheißungsvoll lautet § 1. „Infolge der natürlichen Pflicht eines jeden Staatsbürgers, an der Verteidigung seines Vaterlandes nach Kräften teilzunehmen, sollen in Zukunft alle unsere Unterthanen männlichen Geschlechts, welche dazu befähigt sind, ohne Unterschied der Geburt und des Standes, der Wehrpflicht unterworfen und demnach verbunden sein, entweder in Unsere Landarmee oder in Unsern Seedienst einzutreten. Hinsichtlich der Erfüllung dieser Verpflichtung wollen Wir jedoch diejenigen Erleichterungen stattfinden lassen, welche die Billigkeit und das allgemeine Wohl erfordern." Der zweite Satz wird infolge seiner sehr weitherzigen Auslegung in den §§ 17 ff. thatsächlich zu einer Sprengung des schönen, zuerst ausgesprochenen Grundsatzes. Eine Unzahl von Befreiungen vom Heeresdienst oder Zurückstellung in demselben wird ins Auge gefaßt, von akademischen Bürgern der Universitäten an bis zu examinierten Kunstgärtnern, Handwerksgesellen usw. Vor allem bleibt die Möglichkeit der Stellvertretung bestehen; die Regelung derselben unterliegt dem königlichen „Generalkommissariat" (von jeder Stellvertretungssumme sind 10 Rbthlr. an das Christians-Pflegehaus zu entrichten). Die Dienstzeit bei dem stehenden Heere währt 8 Jahre; davon dient die Mannschaft bei der Artillerie 6, bei den übrigen Truppenteilen 4 Jahre in der Linie; der Garnisondienst soll bei den gewöhnlichen Truppen 2 Jahre, bei den anderen länger dauern (§ 13).

In der Presse[3]) und in den Ständen nahm man nicht nur an der Stellvertretung und den Losungen, dem Mangel eines Kostenanschlages und der Fort-

---

[1]) Altona bei Pinckvoß.
[2]) Abdruck z. B. Schlesw.-Holst. Ständezeitung 1844, Beilagen, Sp. 177 f.
[3]) Hervorgehoben sei das Kieler Korrespondenzblatt 1844.

dauer des alten Militärstrafgesetzes, den vielen Ausnahmen vom Heeresdienst und der Länge des Garnisondienstes Anstoß, sondern vor allem daran, daß dem Entwurfe der Gedanke der dänischen Staatseinheit zu Grunde lag, welcher die Einheit der Armee entsprechen sollte. Das Militärstrafgesetz war noch das alte, welches für ein Volksheer nicht paßte. Das Heereskommando sollte dänisch sein; naturgemäß waren die Dänen deshalb als Offiziere bevorzugt — und eine weitgehende, den Militärbehörden unterstellte Zivilversorgung der Offiziere (damit eine Danisierung des Beamtenstandes) war in Aussicht genommen. — Außerordentlich lebhaft war die Debatte in den Ständeversammlungen.[1]) Bedeutsame Worte wurden zu Itzehoe u. a. von Graf Reventlou-Preetz, Justizrat Klenze, Advokat Claussen, Landsasse Hirschfeld, Advokat Koch gesprochen. Graf Reventlou ließ die Erinnerung an Scharnhorst und die Befreiungskriege lebendig werden. Claussen gab der Überzeugung Ausdruck, daß das holsteinische Heer, weil zum deutschen Bunde gehörig, vom dänischen getrennt gehalten werden müsse. — Hirschfeld wünschte eine Landmilitärschule in Rendsburg eingerichtet zu sehen, damit die Truppen wieder von deutschen Offizieren kommandiert würden. „Der Umstand, daß unsere Truppen gegenwärtig nicht bloß von Dänen, sondern auch in dänischer Sprache befehligt werden, ist drückend und kränkend für das deutsche Gefühl." — Fast prophetisch klingt, was Justizrat Klenze über die Marine darlegt. „Es mag noch eine bloße Idee sein, welche mich erfüllt und begeistert, aber diese Idee wird in nicht ferner Zeit zur Realität heranreifen, weil sie in der Notwendigkeit unserer Entwickelung und unserer natürlichen Lage begründet ist. — — — Auf die Entwickelung unserer Handelsmarine und einer Seemacht, welche dieselbe beschützt, sind wir von der Natur hingewiesen. Auf beiden Seiten von Meeren umgeben, zogen schon unsere Vorfahren aus und eroberten und begründeten europäische Reiche, vor allem das mächtige Albion. So können auch wir uns im europäischen Staatensystem Geltung verschaffen, wenn unsere Söhne dem freien, kräftigenden Seeleben sich immer mehr widmen, wenn wir dem großen deutschen Handelsbunde uns anschließen und ihm das liefern, was er vor allem bedarf: eine deutsche Handelsmarine und eine Flotte. Das ist eine Zukunft, die fern glänzt, wie der aufgehende Morgenstern, mit der Gewißheit eben desselben Aufgangs wie er. Es gab eine Zeit, da ich die Rechte Holsteins verletzt glaubte, als die Holsteiner mehr wie früher zur Marine ausgehoben werden sollten. Ich habe meinen Irrtum schon lange erkannt; auch unsere Handelsmarine bedarf einer schützenden Flotte. Daß wir auf diese Weise mit Dänemark verbunden sind, ist aber das wenigste. Sind erst die Streitpunkte beseitigt, so werden die Dänen erkennen, daß ihr alter Ruhm, den sie in den Thaten ihrer Seehelden besingen, sich nur verjüngen kann durch ein mächtiges Anschließen an das ihnen stammverwandte Deutschland; sie werden sich dadurch nicht von Skandinavien trennen, sondern ganz Skandinavien wird mit Deutschland nur ein Interesse haben, wie dasselbe bisher auch nie getrennt gewesen ist. Die Wichtigkeit der Entwickelung unseres Seemilitärwesens und der Begünstigung der Seefahrt ist daher nicht außer Acht zu lassen und bedarf bei einer neuen Landmilitärordnung einer übereinstimmenden und vorzüglichen Berücksichtigung." — Rohwer sen.-Holtorf bringtdie Soldatenmißhandlungen zur Sprache. — Advokat Koch erklärt in der Schlußberatung, daß das deutsche Herz des wahren Vaterlandsfreundes sich der Verhandlungen freuen müsse. Wenn gleich nicht in allen Nebenpunkten, so sei man in der Hauptsache völlig einig. „So wie die Sachen gegenwärtig stehen und nach den immer wieder-

---

[1]) Holsteinische Ständezeitung 1844, Vorberatung Sp. 1478—1537, Schlußberatung Sp. 1602—46. Schleswigsche Ständezeitung, Vorberatung Sp. 674—728, Schlußberatung Sp. 1196—1334.

kehrenden Provokationen von jenseits der Königsau müssen wir reden; wir müssen sprechen: man richte uns nach heimischem Rechte, stelle uns unter heimische Führer, kommandiere uns in heimischer Sprache und gebe uns unsere Fahnen wieder. Nur diese vollständige Trennung in diesen und in anderen Dingen kann die, nicht von uns, sondern von jenseits gestörte Einigung der Gemüter wieder herbeiführen; nur dadurch kann die allein mögliche, aber auch zugleich die allein wichtige und allein ausreichende Einheit in der Armee erhalten werden, welche nach meinen Begriffen in nichts anderem besteht, als in der einigen Liebe zu dem Regenten und in dem freudigen Mute des Soldaten, für ihn unter den heimischen Führern jederzeit einig in den Kampf zu gehen." — Der ausführliche und vortreffliche Ausschußbericht [1]) (vertreten durch Graf Baudissin-Borstel) weist auf den durchaus dänischen Geist der Militäreinrichtung hin, betont die hohen Kosten der Armee (ein Infanterist ohne Armatur koste dem Staate 4 Francs mehr als ein Soldat in Preußen, 32 mehr als in Österreich), begutachtet die einzelnen Paragraphen und kommt zu dem Ergebnis, daß die Versammlung, wenn nicht die Begutachtung überhaupt ablehnen, so doch den vorgelegten Gesetzentwurf abraten möge; sie wolle aber „ein dringendes Gesuch an Se. Majestät unsern allergnädigsten Landesherrn dahin richten, daß der nächsten Ständeversammlung ein auf die vom Ausschusse entwickelten Grundsätze basierter Gesetzentwurf wegen allgemeiner Wehrpflicht, wie auch ein Entwurf zu einem Militärstrafgesetze zur Begutachtung vorgelegt und zugleich eine Einrichtung getroffen werde, wodurch den Schleswigern und Holsteinern die Möglichkeit geboten werde, sich innerhalb der Herzogtümer für den Offiziersstand auszubilden." Ein Gesuch in dieser Richtung wurde einstimmig beschlossen. In diesem Gesuche wird auch das Ergebnis der verschiedenen Abstimmungen mitgeteilt; uns interessiert besonders, daß man sich mit 29 gegen 13 Stimmen gegen jede gesetzliche Befreiung und mit 23 gegen 19 Stimmen gegen jede Art von Stellvertretung aussprach.

Die schleswigsche Ständeversammlung, in der sich u. a. der Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg lebhaft an den Erörterungen beteiligte, riet gleichfalls den vorgelegten Entwurf ab; sie beantragte, „daß eine eigene Heeresabteilung, welche nur aus den Herzogtümern zu rekrutieren wäre, formiert würde, getrennt von der Heeresabteilung, welche ihre Mannschaft aus dem Königreich erhielte." Der Antrag des Ausschusses, [2]) „daß in einem neuen Gesetzentwurf der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht möglichst einfach, ohne Motivierung und Ausführung von natürlicher Pflicht an die Spitze gestellt würde, wurde mit 38 gegen 2 Stimmen angenommen, — ferner mit 39 gegen 1 Stimme: „es möge gleich hinzugefügt werden, daß die Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle nur anzuraten sei, insofern sie eine persönliche werde."

Also Schleswig und Holstein waren sich, wie in dem Wunsche nach allgemeiner Wehrpflicht, so auch in der Ablehnung des vorgelegten königlichen Entwurfes einig. Ihr Wunsch ging auf ein Volksheer der Herzogtümer mit deutschen Offizieren und deutschem Kommando.

Nebenbei sei bemerkt, daß die jütischen Stände ebensowenig durch den Entwurf befriedigt waren. In der That wurde demgemäß der Entwurf nicht zum Gesetze erhoben, und nach einer neuen deutschfreundlichen Heeresgesetzgebung trug der König natürlich kein Verlangen.

---

[1]) Zum Ausschusse (Komitee) gehörten Graf Baudissin-Borstel, Dr. Johannsen, Abgeordneter Rohwer (sen.), Abgeordneter Scharmer und Advokat Koch. Später wurden zugezogen Klosterpropst Graf Reventlou-Preetz und Advokat Kirchhoff. Der Ausschußbericht findet sich Ständeztg. 1844, Beil. Sp. 301—16.

[2]) Ausschußbericht in Schlesw. Ständeztg. 1844, Beil. Sp. 667 f.

Die Taufmedaillen.[1])

Von Professor Dr. M. Kirmis in Neumünster.

Die Medaillengeschichte unterscheidet zwischen Taufmedaillen und Denkmünzen auf die Geburt. Die Patenpfennige gehören entweder einer der beiden ersten Kategorieen an oder sie sind — und das am häufigsten — beliebige Geldstücke oder Medaillen, welche gehenkelt wurden und die Namen des Kindes und des Paten eingraviert erhielten. Die Sitte, Taufmedaillen und Patenpfennige zu verschenken, beginnt im 16. Jahrh., wurde aber erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts allgemeiner; seit dieser Zeit fing man auch erst an, passende Gepräge in größerer Zahl herzustellen, vorher arbeitete der Goldschmied, der auch Medaillenkünstler war, von Fall zu Fall die Erinnerungszeichen. Abgesehen von ziemlich groben Joachimsthaler Güssen, sind es meist sehr feine Arbeiten: ziselierte Güsse, Treibe-Arbeit, Niellen, geschwärzte Gravierungen, bisweilen auch freigeschmiedete Figuren, welche der Grundplatte aufgelötet wurden, das Ganze gewöhnlich gehenkelt und zierlich gefaßt. So z. B.:



Fig. 1. Silberne und vergoldete Taufmedaille (1626). Oben der Pyr, das Augsburger Stadtzeichen, unten der Künstlername S(ebastian) D(adler) und das Münzmeisterzeichen. 41 mm. 20 g.

Vs.: Maria Kreisin Jr Dottel guett | Disen Pfennig Jr verehren thuet. — Taufe im Jordan. Schild mit Widderkopf.

Rs.: Jacobina Wilkhumin ward geboren den 10. Decemb zwischen 6 und 7 Uhr vormittag A. 1587. — Kind mit Spinnrocken. —

Oder:

Vs.: Anno 1619 Ade 20. August zu Nacht ein viertel Stundt vor drey wurde Hanns Georg des Erbarn Jacob Kochs und Barbara seiner Ehewirthin Eheleiblicher Sohn geboren 2c.

Rs.: Die Taufe im Jordan, oben die Taube und Gott Vater. Die Figuren, aus der Hand gearbeitet und aufgesetzt. Silber vergoldet, in Fassung. 82 mm. Arbeit des Nürnbergers Hans Petzold.



Fig. 2. Hamburger doppelter Taufthaler ohne Jahreszahl, aus der Medaillenmünze des Matthias Freundt. 36 mm. 7,3 g.

---

[1]) Entnommen aus „Daheim" von 1899, Nr. 9. — Vergleiche „Heimat," Jahrgang 1901, Seite 184 und 223.

Die Geburtsmedaillen späterer Zeit, also namentlich die Gepräge, sind fast stets für einen bestimmten Fall hergestellt und beziehen sich meist auf die Mitglieder fürstlicher Familien. Ein schönes Stück z. B. ist die auf die Geburt unseres Kaisers geprägte Denkmünze:

Vs.: Der gekrönte Adler trägt eine Tafel mit den Köpfen der fürstlichen Eltern, über welchen zwei Engel die Krone halten. FR. WILH. PRINZ V. PREUSSEN. * VICT. P. PR. W. V. PR. P. R. V. G. B. U. J. Unten: G. Loos dir. A. Fischer inv.

Rs.: Der Neugeborene von einem herabschwebenden Engel getragen. FRIEDRICH WILHELM VICTOR — ALBERT PRINZ V. PREUSSEN — GEBOREN D. 27. JANUAR 1859. Unten: W. Kullrich fec.



Fig. 3. Hamburger Viertel-Taufthaler ohne Jahreszahl, aus der Medaillenmünze des Matthias Freundt. 36 mm. 7,3 g.

Die geprägten Taufmedaillen beginnen etwa mit dem Jahre 1620. Sebastian Dadler scheint sie zuerst in Augsburg in größerer Zahl hergestellt zu haben (Fig. 1). Etwa gleichzeitig erscheinen Taufmünzen in Thalergröße, welche die ungarische Staatsmünze von Nagy-Bánya zum Erzeugungsorte haben:

Vs.: Taufe Christi im Jordan.

Rs.: In Renaissance-Umrahmung auf quadratischer Tafel: Matth. III | Hic Est Fili | Us Meus Dile | Ctus . In Quo | Mihi . Com | Placuit | 16—26 |. — In der Umrahmung N. B.

Des weiteren kennt man aus dem 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts zahlreiche, diesbezügliche Gepräge von Jan Höhn, Hans Blume, Bensheimer, Kittel, P. G. Müller, Martin Brunner und anderen; Hauptort der gewerbsmäßigen Erzeugung war Nürnberg. Die Darstellungen sind meist: Die Taufhandlung, die Verkündigung Mariä, die Geburt Christi, die Anbetung der Könige, die Taufe Christi im Jordan, die Illustrierung des Wortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen . . .“; die Legenden bestehen aus Stellen der Heiligen Schrift oder aus passenden Versen. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts wurden in der Hamburger Staatsmünze viertel, halbe, ganze, doppelte und dreifache Taufthaler unter mehreren Münzmeistern und mit verschiedenen Stempeln geprägt, wahrscheinlich aber nicht auf Rechnung des Senats, sondern als erlaubter Nebenerwerb des betreffenden Münzmeisters. Die Verkündigung, die Geburt und die Taufe Christi bilden die Darstellungen; die Umschriften sind: „Jesus ein Kindt geboren von einer Junckfrauwen auserkoren; Christus die Heilige Tauf, Nimmt an von seim Vorläufer im Jordan; Zacharia wird ein Sohn globt, Maria mit Gotts Sohn begabt; Puer natus est nobis et filius datus est nobis . . .“ Ein Viertelthaler in drei Varianten zeigt das Hamburger Wappen.



Fig. 4. Taufmedaille aus der Loosschen Medaillenmünze von H. Lorenz. 38 mm. 17 g.

Die Taufthaler und Medaillen des 18. Jahrhunderts sind meist von flüchtiger, handwerksmäßiger Arbeit, die Münzen von Zellerfeld und Klausthal versorgten den größten Teil von Deutschland mit ihren Fabrikaten. — Sie wurden fast während des ganzen 18. Jahrhunderts im Gewichte von einem und zwei Thalern, wohl auch noch höher, geprägt, tragen die Jahreszahl und die Münzmeisterbuchstaben (ein C [Commission] während der Erledigung des Postens) sowie auch häufig die Wertziffer. — Die usuelle Zeichnung mit kleinen Abweichungen ist die folgende:

Vs.: Taufe Christi im Jordan. Dieß ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören. — Siehe das ist Gottes Lamm, Welches der Welt Sünde trägt. Joh. 1. 29. | Mir gebühret alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Matth. 3. | Tauffet sie im Nahmen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Matth. 28. 19.

Rs. Umschrift: Wer da glaubt und getaufft wird der wird selig werden. Marc. 16. 16. Im Felde: Gott Vater durch die Tauff | zum Kinde nimmt mich auff | Gott Sohn mit seinem Blut | macht mich gerecht und gut | Gott Heilger Geist zeucht ein | mein Lehrer, Trost zu seyn | Biß aus der Eitelkeit | ich komm zur Ewigkeit. | Gal. 3. 26. 27. Tit. 3. 5. 6. 7. | 1. Pet. 3. 2. 1. | Z. B. J(ohann), B(enjamin) H(echt). Oben die Jahreszahl. — Ein sehr frühes Exemplar trägt auf der Rückseite die Verse: Wie Du bist | zu JESU kommen | durch die Tauffe | liebes Kind, | wie Er dich hat angenommen | und gewaschen von der Sünd | also woll Er dich bewahren | und im Seegen lassen stehn | biß nach viel erlebten | Jahren | Du zum Himmel | wirst eingehn.

Das künstlerisch Beste in Taufmedaillen leisteten im 17. Jahrhundert die Holländer, namentlich in herrlichen getriebenen Stücken. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lieferte die Loossche Medaillenmünze in Berlin noch einige gute Taufgepräge, dann verklang die schöne Sitte allmählich.

Seit etwa einem Dezennium aber scheint die Herrschaft des silbernen Löffels und der plattierten, unsoliden Scheingeschenke auch im guten Mittelstande gebrochen zu sein; man fängt wieder an, künstlerisch zu fühlen und hat das Bedürfnis nach künstlerischer Form. So zeigt der Verlagskatalog der Lauerschen Medaillenmünze in Nürnberg, daß vielfach das Bestreben herrscht, das Andenken an eine Geburt oder Taufe durch eine Denkmünze festzuhalten. Die Lauerschen von Fall zu Fall unter Benutzung vorhandener Stempel hergestellten Denkmünzen sind saubere, gute Arbeiten, die aber doch mehr persönlichen als allgemeinen Wert haben. Vorzügliche Tauf-Plaketten und -Medaillen nach künstlerischen Modellen liefert die Medaillenmünze von Wilhelm Mayer und Franz Wilhelm in Stuttgart, und endlich besitzen wir seit jüngster Zeit in Preußen eine halboffizielle Taufmedaille, welche die Ostermannsche Münze in Berlin nach dem preisgekrönten Entwurfe Wilhelm Bosselts herstellt.

Dá trá Brauderne.[1]

Märchen im friesischen Dialekt von **D. R. Christiansen** in Süder-Hostrup.

(Vergl. „Heimat" Jahrgang 1901 Nr. 2.)

Der wuss issen en Börre, di häi trá Sàne.[2] Di ällste häijt Per, di ledere Paul, en Hans wuss di jongste. Nü wuss Hansen āltins dāt Bürrestä totoght wen, ārs dá audere wján hám dāt ài gonnen. Sü sä di Tàjte to jám: „Nü wall ik jám en gauen Räijdd düjn, tie āl en Ir font Hüss wegen

[1] Das folgende Märchen ist aufgezeichnet nach der Erzählung eines alten Insassen der Armenanstalt in Deezbüll (Kreis Tondern). Der Alte ist vor zwei Jahren gestorben, und mit ihm ist eine Fülle von Märchen, Sagen usw. ins Grab gegangen. Leider wurde mir die Quelle zu spät bekannt, so daß ich nur einen geringen Teil des Schatzes habe retten können. — Einige sprachliche Härten in der Übersetzung wollen die Leser freundlichst entschuldigen, da ich mich möglichst an das friesische Original angeschlossen habe.

[2] ā: gedehnt wie in den deutschen Wörtern Bahn, Hahn. à: gedehnt, hellklingend wie im Dänischen en Sal = der Saal. á: wie das geschärfte a in den deutschen Wörtern das, naß, Faß. â: der Klang liegt zwischen a und o, ganz wie bei aa im Niederdeutschen.

nám en Tienst öjn, en di der dán má dāt grotst Lüjn widderkámt, di shal't Stä hewe."

Dá Tránne māget'n jám nü to Wäis. Ars Per en Paul wejn ài má Hansen lupe, derfor must er sán Wäi ālline gonge.

As er'n Tidd long limm häi, fell er àw ijntog dill öjn en Logh. Aw e Baum wuss ābers en stijnnennen Stråte.

Nü wuss Hans hungerj wörden, lüpp derfor in öjn en Hüss en frāget ám wát to āhsen. Der wörd säid to hám: „Hö bást dü dogh her kiemmen?" Hans ferteld jám nü, hö dāt togingen wuss. Sö wörd er säid to hám: „Der en der öjn e Bausem stont en Bulle, en der en der ás Födder. Gong nü jàst hàne en dau di Bulle en Jeft Födder en dán kám in en fau di sellew wát to gaue! Am't Mjukksen törst de ài bekümmere, ir dü wát to āhsen füngen hest!"

Hans pāset sán Bulle nü ār ālle Mejte göjdd.

Sü ging dāt Ir for Hansen hàne, one dāt er wust, wát er fertienet. Der säns ān Däi to hám: „Nü sán din biehse Brauderne to Hüss kiemmen, lup nü gau hàne en dau dán Bulle en Jeft, sü kost widder inkàme!"

Hans kümm widder in. Sü stö der en ordinären Eshe àw e Shew. Hans stikk di Eshe öjn Tāsh en lüpp to Hüss.

As er nü inne wuss, māget er sán Eshe äm en pākket üt. Hi begànd àw jü ien Jàn fon e Shew en dekket's hulew ār má Göjllstöge. Sü sä er to sin biehse Brauderne: „Hewe jám mör fertienet?" „Nan." Hans bliff ārs bài, bitt hi e hiel Shew ārdekket häi má Göjllstöge, en dāt grotte Göjllstöge.

Der köns long à ápijn. Nü, wán's ài māl wján àw Hansen, sü wördens't, ār dāt hi nü dāt Börrestä hewe shöll.

Di Tàjte wust ārs nogh en Räijdd.

Nü shöjns àrken hàne en fertien en Tāsh'nurlānk. Di, wát dāt feinst en längst en kostbārst broght, di shöllt Stä hewe.

Dāt her Tog wejn dá Brauderne nogh má Hansen, ārs hi well jám ài má hewe.

Hans lüpp widder háne öjn sin üjll Kutier. As dāt Ir ferlimm wuss, wörd er säid to hám: „Nü sán din biehse Brauderne kiemmen, nü möist dü ok to Hüss. Gong ārs jàrst hàn' to dán Bulle en dau hám en Jeft, en d'an kám widder in!"

As Hans inkümm, stö der widder sün Eshe àw e Shew. Hi nümm sán Eshe en lüpp to Hüss.

Hans māget nü sin Lānk fast bài e Inānker; dá andere musten dāt ok. Di iene sin kümm ārs knāp hullewwäis ám't Hüss, di andere sin àw rikklik hullerwwäis. Hans fàrd ābers trinnám't Hüss en dán nogh forbài dāt längst fon dá Brauderne jàre; dāt já kōn der long en ijn ài áp ijn hám.

Nü wust di Tàjte nogh ān Räijdd. Di, der jü feinst en rikkst Bräijdd füjn kö, di shöllt Stä hewe. Já toghten bài jám sellew: Hans fäit dogh nijn Bräijdd.

Hans widder hàne öjn sin üjll Kutier. Hi däi sin Arbe der äiwen sü ás ālltins. As dāt Ir ám wuss, wörd er säid to hám: „Der en der öjn di Kāmmer, der stont en Ommer má Wāder öjn. Öjn et Wāder sāt en grott Trüss, en bài e Ommer läit en Shrubber. Lup háne, nám jü Trüss üt e Ommer en shör há má e Shrubber düghti àw e Rēgg; ārs dü möist goràì ápkike!"

Hans ārbet nü sü long má di Shrubber àw jü Trüss, bitt er tolest gorniks mör öjn e Höjn häi en àw sin bār Höjn shrubbet.

Sü kiket er áp. Der stö en wundershön Prinsessin en eder hàm. Jü

sä to hám: „Gong nü issen háne öjn e Bausem en lökk, wer dán Bulle der nogh ás, en dán kám widder in to me!"

Hans däi ok sü as jü sä. Ars hi kö sán Bulle nàugens finne, e hiele Ställ wuss foll fon Hengste en Milletär.

Hans in to há en sä Beshiss. Sü ferteld jü hám, dat's en verwánshet Prinsessin wuss.

Nü kümm Hans má in öjn e Dönsh. Der läi en fein Dräght Kluhse, jüst as to en Prins. Dat shöll Hans öjn hewe; ārs hi well ài, irs bài sin Allerne wen wján.

Sü kjàrden já dör háne to sin Allerne.

Teghte bài sán Hüse wuss en Kraugh. Sü säit Hans to sin Bräijdd: „Bliww dü nü jàrst en Shör her, ik wál en lait forauf lupe!"

Öjnt Jonken ging jü dán efter háne to Hansens Allerne en frāget, wer's der ài Nāght bliwwe kö. „Jå," dāt kö's nog.

Hans häi öjn jü Tidd öjn e Kögen, wát ámbài shüsselt en sin Mámmen en làit hölpen. As sin Bräijdd nü inkiemmen wuss, frāget Hans, wer hi há ài en Fät má Ähse inbringe má, dán hi well jü Wüsset hāll issen sijn.

Hans kümm nü in en smijt há dāt Ähse öjn e Shüjt. Der wörden dá Allerne sü māl àw hám, dāt's hám efter e Ställ broghten en hám der öjn en lätjen Kämmer belökketen. Sin biehse Brauderne wörden sü ápbroght, dat's allám snäketen, hám ài widder lemti üt e Kämmer to lejtten.

Hans höll hám gāns raui. As dāt háne ám Máddnāght shrijdd, en ālles to Rau wuss, desentiert Hans üt e Kämmer en dán háne to dāt Wánning, wer sin Bräijdd släip.

Jü māget et Wánning em en let Hansen in.

Di ledere Mjàrn tugh Hans dāt Prinsenkluhse öjn, nümm sin Bräijdd bài e Höjn en ging má há in öjn e Dönsh.

Sü sä jü Bräijdd: „Ar Nāght ás mán Brejddgom kiemmen." „Jå," sän dá Allerne, „dāt het nijn Nüjdd, der sán we ok freulik má."

Nü kümmens to tänken ám di andere, wát nogh öjn e Kämmer säijtt. Dá biehse Brauderne háne. Ars der wuss niemmens to finnen.

Hansen sin Bräijdd löppen nü üt en setten jám to Woins. Sü sä Hans: „Nü wül ik Jám Adjes sedde, Mám en Tàjte, ārs min biehse Brauderne ài."

Nü wusten já, hums Nāght häijdd hejn.

As Hans nü weg wuss má sin Bräijdd, setten dá biehse Brauderne jám ok öjn en Woin en kjàrden efter, dán já wján trong, Hans kö jám en Ünlokk düjn.

As' bài hám öjnkümmen, wejns gau Urde düjn. Hans sä to jám: „Dāt het ālles nijn Nüjdd, ik hew et nü beder ás jám, tie jám mān raui to Hüss."

Já to Hüss. Der māgetens Kōst. Hans der en já inne, sü māgeten já inne, sü māgeten já āl tránne Kōst àw ijntog.

Bài jü Kōst wuss ik ok.

Dá biehse Brauderne behöllen dāt Börrestä, en wán's ài làwe, sü sán's düjdd.

Die drei Brüder.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne. Der älteste hieß Per (Peter), der zweite Paul, und Hans war der jüngste. Nun war Hans immer die Bauernstelle zugedacht gewesen, aber die andern gönnten sie ihm nicht. So sagte der Vater zu ihnen: „Nun will ich euch einen guten Rat geben, zieht alle ein Jahr vom Hause fort und nehmt einen Dienst an, und der dann mit dem größten Lohn wiederkommt, der soll den Hof haben."

Die drei machten sich nun auf den Weg. Aber Per und Paul wollten nicht mit Hans laufen, darum mußte er seinen Weg allein gehen.

Als er eine Zeitlang gegangen war, fiel er auf einmal hinunter in ein Loch. Auf dem Boden war aber eine steinerne Straße.

Nun war Hans hungerig geworden, lief darum hinein in ein Haus und fragte um etwas zu essen. Da wurde gesagt zu ihm: „Wie bist du doch hier gekommen?“ Hans erzählte ihnen nun, wie das zugegangen war. So wurde gesagt zu ihm: „Da und da in dem Stalle steht ein Bulle, und da und da ist Futter. Gehe nun erst hin und gieb dem Bullen eine Gift Heu, und dann komme hinein und thu dir selbst etwas zugute. Um das Ausmisten brauchst du dich nicht zu bekümmern, bevor du etwas zu essen bekommen hast!“

Hans paßte seinen Bullen nun über alle Maßen gut.

So ging das Jahr für ihn hin, ohne daß er wußte, was er verdiente. Da sagten sie eines Tages zu ihm: „Nun sind deine beiden Brüder nach Hause gekommen, lauf nun schnell hin und gieb deinem Bullen eine Gift, so kannst du wieder hineinkommen!“

Hans kam wieder herein. So stand da eine ordinäre Schachtel auf dem Tisch. Hans steckte die Schachtel in die Tasche und ging nach Hause.

Als er nun daheim war, machte er seine Schachtel auf und packte aus. Er begann auf der einen Ecke von dem Tisch und deckte ihn halb über mit Goldstücken. So sagte er zu seinen beiden Brüdern: „Habt ihr mehr verdient?“ „Nein.“

Hans blieb aber bei, bis er den ganzen Tisch mit Goldstücken bedeckt hatte, und das mit großen Goldstücken.

Dagegen konnten sie nicht an. Nun, wenn sie nicht böse auf Hans waren, so wurden sie es, weil er nun den Bauernhof haben sollte.

Der Vater wußte aber noch einen Rat.

Nun sollte jeder hin, um eine Uhrkette zu verdienen. Der, welcher die feinste und längste und kostbarste brachte, der sollte den Hof haben.

Dieses Mal wollten die Brüder wohl mit Hans, aber er wollte sie nicht mithaben.

Hans ging wieder in sein altes Quartier. Er paßte seinen Bullen ebenso wie im ersten Jahr. Als das Jahr abgelaufen war, wurde zu ihm gesagt: „Nun sind deine beiden Brüder gekommen, nun mußt du auch nach Hause. Gehe aber erst hin zu deinem Bullen und gieb ihm eine Gift, und dann kannst du wieder hereinkommen!“

Als Hans hereinkam, stand da wieder so eine Schachtel auf dem Tisch. Er nahm seine Schachtel und ging nach Hause.

Hans befestigte nun seine Kette an dem Maueranker; die andern mußten das auch. Die Kette des einen Bruders langte aber knapp halbwegs ums Haus, die des andern kaum reichlich halbwegs. Hans fuhr aber rundherums Haus und dann noch an der längsten Kette der Brüder vorbei, so daß sie auch dieses Mal lange nicht gegen ihn an konnten.

Nun wußte der Vater noch einen Rat. Der, welcher die feinste und reichste Braut bekommen konnte, der sollte den Hof haben. Sie dachten bei sich selbst: Hans bekommt doch keine Braut.

Hans wieder in sein altes Quartier. Er that seine Arbeit da ebenso wie immer. Als das Jahr um war, wurde zu ihm gesagt: „Da und da in der Kammer, da steht ein Eimer mit Wasser darin. In dem Wasser sitzt eine große Kröte, und bei dem Eimer liegt ein Schrubber. Gehe hin, nimm die Kröte aus dem Eimer und scheure sie mit dem Schrubber tüchtig auf dem Rücken; aber du darfst garnicht aufsehen!“

Hans arbeitete nun solange mit dem Schrubber auf der Kröte, bis er zuletzt garnichts mehr in der Hand hatte und auf seiner bloßen Hand schrubbte.

So sah er auf. Da stand eine wunderschöne Prinzessin hinter ihm. Sie sagte zu ihm: „Geh' nun einmal hin in den Stall und sieh, ob dein Bulle noch da ist, und dann komme wieder herein zu mir!"

Hans that auch so, wie sie sagte. Aber er konnte seinen Bullen nirgends finden, der ganze Stall war voll von Pferden und Militär.

Hans hinein zu ihr und sagte Bescheid. So erzählte sie ihm, daß sie eine verwünschte Prinzessin sei.

Nun kam Hans mit hinein in die Stube. Da lag ein feiner Anzug, gerade wie zu einem Prinzen. Den sollte Hans anhaben; aber er wollte nicht, bevor sie bei seinen Eltern gewesen wären.

So fuhren sie denn los hin zu seinen Eltern.

Dicht bei seinem Heim war ein Krug. So sagte Hans zu seiner Braut: „Bleib' du nun erst eine Weile hier, ich will etwas vorauf gehen!"

In der Dämmerung ging sie dann zu Hansens Eltern und fragte, ob sie da nicht die Nacht über bleiben könne. „Ja," das konnte sie wohl.

Hans hatte sich während der Zeit in der Küche etwas zu thun gemacht und seiner Mutter ein wenig geholfen. Als seine Braut nun hereingekommen war, fragte Hans, ob er ihr nicht eine Schüssel mit Essen bringen dürfe, denn er wollte die Frau gerne einmal sehen.

Hans kam nun in die Stube und warf ihr das Essen in den Schoß. Da wurden seine Eltern so böse auf ihn, daß sie ihn nach dem Stall brachten und ihn da in einer kleiner Kammer einschlossen. Seine beiden Brüder wurden so aufgebracht, daß sie schon davon sprachen, ihn nicht wieder lebendig aus der Kammer zu lassen.

Hans hielt sich ganz ruhig. Als es auf Mitternacht ging, und alles zur Ruhe war, desertierte Hans aus der Kammer und ging hin zu dem Fenster, wo seine Braut schlief.

Sie machte das Fenster auf und ließ ihn herein.

Den anderen Morgen zog Hans die Prinzenkleider an, nahm seine Braut bei der Hand und ging mit ihr in die Stube.

So sagte die Braut: „Über Nacht ist mein Bräutigam gekommen." „Ja, sagten die Eltern, „das hat keine Not, damit sind wir auch froh."

Nun kamen sie zu denken an den andern, der noch in der Kammer saß. Die beiden Brüder hin. Aber da war niemand zu finden.

Hans und seine Braut liefen nun hinaus und setzten sich zu Wagen. So sagte Hans: „Nun will ich Euch Adieu sagen, Mutter und Vater, aber meinen beiden Brüdern nicht."

Nun wußten sie, wer die Nacht über bei ihnen gewesen war.

Als Hans nun weg war mit seiner Braut, setzten sich die beiden Brüder auch in einen Wagen und fuhren ihm nach, denn sie waren bange, Hans könne ihnen ein Unglück thun.

Als sie bei ihm ankamen, wollten sie gute Worte geben. Hans sagte zu ihnen: „Das hat alles keine Not, ich habe es nun besser als ihr, zieht ihr nur ruhig nach Hause."

Sie nach Haus. Da machten sie Hochzeit. Hans da und sie daheim, so machten sie alle drei Hochzeit auf einmal.

Bei der Hochzeit war ich auch.

Die beiden Brüder behielten den Bauernhof, und wenn sie nicht leben, so sind sie tot.

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

XII. Wees, Weseby, Weesby, Wiesby.

Unweit der Stelle, wo die Eisenbahn zwischen Flensburg und Glücksburg aus ihrer Nordostrichtung einen weiten Bogen nach Norden macht, liegt das kleine Dorf Wees. In älteren Urkunden, soweit sie mir zu Gebote standen, findet sich eine Aufzeichnung dieses Namens nicht. Im Hinblick auf die Lage des Ortes ist es gerechtfertigt, seinen Namen mit dem Appellativ Vase, altnordisch veisa, in Verbindung zu bringen, das ursprünglich: sumpfige Örtlichkeit bedeutet. In Waldemars Grundbuch (1232) heißt es: swa nithær at bækkæn i høkis wasæ. Die Stelle bezieht sich auf eine Örtlichkeit in Schonen und lautet in der Übersetzung: dann den Bach hinunter in Hökis Wase. In Schonen bezeichnet wase nach O. Nielsen ein Reisigbündel, das man auf nassen Boden legt, um hinüberzukommen. In „Gamle Jydske Tingsvidner“ kommt der Ausdruck Kirkivaas vor, welcher einen nach der Kirche führenden aufgedämmten Weg bezeichnet. Nach Munch giebt es in der Nähe von Bergen eine Örtlichkeit Veisa, eine sumpfige Niederung darstellend, über welche eine Brücke führt. Endlich sagt Molbech in seinem Dialekt-Lexikon S. 643: „Vase“ bezeichnet einen aufgeworfenen oder nur abgestochenen Weg an solchen Örtlichkeiten, die vom Wasser entweder beständig oder zu gewissen Zeiten überschwemmt werden würden.

Ist der Name Wees wirklich auf veisa zurückzuführen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das Dörfchen seinen Namen der Belegenheit auf niedrigem, sumpfigen Boden dankt.

Mit annähernder Sicherheit ist das im Kirchspiel Hürup belegene Weseby mit dem gemein-nordischen Vase in Verbindung zu bringen. Der Ort lautete nämlich 1352 Vaseby, um 1500 Vezeby. In Hasses Reg. u. Urk. II, 643 u. 729 kommt der Ortsname Wisteby bezw. Wistesby vor, entstammend dem Jahre 1283 resp. 1288. In seinem Register glaubt der Herausgeber der Urkundensammlung diesen Namen als „Wesebye bei Flensburg“ deuten zu sollen. Abgesehen davon, daß diese Bezeichnung der Bestimmtheit ermangelt, ist die Auslegung falsch. Es ist hier das Kirchdorf Wiesby (Tondern Harde) gemeint.

Auch Weseby am Wesen-Noor (Kirchspiel Kosel), dessen Name vom Jahre 1463 als Wesbu sich findet, trägt zweifelsohne diese Bezeichnung nach seiner Lage in niedriger, sumpfiger Gegend.

Anders liegt die Sache vielleicht hinsichtlich des Dorfes Weesby im Kirchspiele Medelby. Im Flensburger Diplomatarium werden in einem Verzeichnis der Besitztümer des „hilgen gheistes haue“ zwei „Güter“ „to Wesebu in deme kerspele to Medelbu“ aufgeführt. Das Verzeichnis stammt aus dem Jahre 1451. Auch dieser Name könnte mit veisa zusammenhängen. Da sich im nämlichen Kirchspiel aber ein Ort Osterby findet, so neigen die meisten Ausleger dahin, ihn als Westerby zu deuten.

Was endlich den Namen des Kirchspiels Wiesby anlangt, so lautet er in Urkunden Wysteby (1278), Wisteby (1283), Wistesby (1288), Wistoby (Mitte des 14. Jahrhunderts), Wysteby (1348). Aus der Fassung erhellt, daß hier weder an veisa noch West zu denken ist. Der Name hängt zweifellos mit dem Personennamen Wisti zusammen, altnordisch Veseti, der in alten Handschriften in folgenden Formen auftritt: Vesetus (11. Jahrh.), Aki Vestasun (12. Jahrh.), Jwer Vistissön (1476), Visti (15. Jahrh.), Wisti, Westi (15., 16. Jahrh.), Wiisty (1408), Wisti (1496), Wisti, Wysti (15. u. 16. Jahrh.)

Mitteilungen.

1. **Die Miesmuschel und ihre Zucht in der Apenrader Föhrde.** Unter den eßbaren Muscheln bilden nur die Austern, zwei Arten der Herzmuschel und die Miesmuschel (Mytilus edulis L.) einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Die letztere ist in fast allen Meeren Europas auf Sandbänken heimisch, namentlich in unserer Nord- und Ostsee. Die Muschelzucht wird an Deutschlands Küsten in größerem Umfange wohl nur in der Apenrader und Kieler Föhrde betrieben. Ein längerer Aufenthalt in der erstgenannten Stadt ließ mich mit den Eigentümlichkeiten der Apenrader Muschelzucht vertraut werden. Leider vermochte ich über das Alter dieses Gewerbszweiges nichts Genaueres in Erfahrung zu bringen. In dem im Jahre 1830 von dem bekannten schleswig-holsteinischen Gelehrten Dr. N. Falck herausgegebenen „Staasbürgerlichen Magazin" (Bd. X, S. 206) geschieht der Apenrader Pfahlmuschelzucht wie folgt Erwähnung: „Mit zwei Artikeln hat Dänemark sein Scherflein beigetragen, den Almanac des Gourmands auszufüllen, nämlich mit dem Ostseedorsch und den Apenrader Pfahlmuscheln."

An der Pfahlmuschelzucht der Apenrader Föhrde partizipierten im Jahre 1830 drei Parteien — der Herzog von Augustenburg, der Statthalter in den Herzogtümern und — last not least — die Bürger von Apenrade. Als fast einziges Absatzgebiet der Apenrader Pfahlmuschel bezeichnet Dr. N. Falck zu der Zeit Hamburg. Heute liegt die Apenrader Pfahlmuschelzucht ausschließlich in den Händen von zwei Firmen — der Apenrader Pfahlmuschel-Aktien-Gesellschaft und C. Chr. Nielsen in Apenrade — und das Hauptabsatzgebiet der Muscheln ist Österreich-Ungarn. Über die Muschelzucht dürften einige Mitteilungen nicht ohne Interesse sein.

Die Miesmuscheln werden an sogenannten „Muschelbäumen" gezüchtet, Es sind dies Buchenpfähle von ca. 18 Fuß Länge und einer Dicke von 5 bis 6 Zoll, die an einem Ende zugespitzt. mit der Rinde behaftet, an nicht lehmigen Stellen in den Meeresboden eingerammt werden, so daß sie vom Wasser bedeckt sind. Ehe die Muschelbäume dem nassen Elemente übergeben werden, wird die Jahreszahl in die Pfähle eingeschnitten. Das „Setzen" der Bäume, das unter Zuhülfenahme eines Taues und einer Gabel auf eine angemessene Tiefe bewirkt wird, kann zu jeder Jahreszeit erfolgen, geschieht jedoch vorzugsweise im Frühling; „gezogen" werden die Pfähle nur im Herbst und Winter, in den Monaten Oktober bis März, da dann die Muscheln am besten schmecken und ungefährlich sind. Das Buchenholz ist aus dem Grunde das für die Muschelzucht geeignetste, weil andere Holzarten leichter die Rinde einbüßen, die Muscheln sich aber erfahrungsgemäß nur an berindete Bäume anzusetzen pflegen. Haben die Miesmuscheln sich im Wasser erst mit ihren Byssusfäden, dem Bart, an die berindeten Stämme angeklammert, so kann die stärkste Wellenbewegung sie nicht mehr entfernen.

Interessant ist die Prozedur des „Ziehens" der Muschelpfähle. In unmittelbarer Nähe der „reifen" Muschelbäume wird eine Stange in den Meeresgrund getrieben und daran das Boot befestigt; dann schlingen die Fischer ein Tau um einen Haken, führen dieses unter Wasser um den Muschelbaum herum, ziehen die Schlinge fest und winden den Muschelbaum aus der Tiefe empor. Sowie der Baum oberhalb des Wasserspiegels sichtbar wird, werden die in Büscheln und Klumpen am Stamm haftenden Muscheln „gepflückt", wobei man sich einer Art Harke bedient, unter welcher ein Netz zur Aufnahme der Muscheln befestigt ist. Naturgemäß läßt sich bei dieser Fangmethode nicht verhindern, daß während des Aufziehens manche Muschel sich der Gefangennahme entzieht indem sie sich von dem emporkommenden Baume löst, ehe derselbe den Wasserspiegel berührt oder ehe es möglich ist, sich ihrer zu bemächtigen. Wenn im Herbste oder Winter anhaltende Westwinde erhebliche Wassermengen zur Bucht herausdrängen und der Wasserstand der Föhrde so niedrieg wird, daß die Muschelpfähle aus dem Wasser hervortreten, dann ist für die Muschelfischerei die günstigste Zeit.

Die Zahl der, gleich unterseeischen Gärten, an beiden Ufern der Föhrde befindlichen Muschelbäume soll sich auf 10000 belaufen, von denen etwa der vierte Teil im Jahre „gezogen" wird. Denn ca. vier Jahre gebrauchen die Muscheln, bis sie ihre volle Größe erreicht haben. Am schnellsten wachsen sie in den beiden ersten Jahren. Von den ausgewachsenen Muscheln gehen etwa 8—10 Stück auf ein Pfund. Man unterscheidet gute und schlechte Jahrgänge sowohl hinsichtlich der Menge, als der Qualität der Muscheln. Ihre Vermehrung ist eine erstaunliche. Die Naturforscher Meyer und Möbius erzählen in ihrer „Fauna der Kieler Bucht", daß an einem Badeflosse, welches vom 8. Juni bis zum 14. Oktober in der Kieler Bucht gelegen hatte, alle unter Wasser befindlich gewesenen Holzteile so dicht mit Miesmuscheln bedeckt waren, daß 30000 auf einen Quadratmeter kamen.

Hamburg. Robert Körner.

2. **Kolberger Heide.** a. Die in der „Heimat," März 1902, von Herrn Geheimrat Bokelmann in Kiel aufgeworfene Frage, die Entstehung des Namens Kolberger Heide betreffend, scheint schon 1817 J. Taillefas beschäftigt zu haben; denn er läßt sich in seinem

1819 in Hamburg gedruckten und in Altona verlegten Buche: „Skizzen einer Reise nach Holstein, besonders der Propstei Preetz im Sommer 1817" folgendermaßen darüber aus: „Das Ufer der Propstei ist durch seine Lage Überschwemmungen ausgesetzt und hat auch deren mehrere erfahren. Nur von einer sind kurze und unvollständige historische Zeugnisse vorhanden; aber desto mehr Sagen über den Untergang der Heide, welche man bald schlechtweg Heide oder Kolberger Heide nennt. Was den letzten Namen betrifft, so scheint er auf der Meyerschen Karte vom Norderteil Wagriens von 1649, besonders, wenn man das etwas entfernter stehende Wort Reide damit verbunden und durch Reede deuten darf, nicht Land am Gestade der Ostsee, sondern den Strich der Ostsee vom Ufer der Propstei an bis an die Küste von Oldenburg zu bedeuten; indes kann immer ein Teil dieser Küste besonders den Namen Kolberger Heide geführt haben, welches nicht unwahrscheinlich ist, da sich der Name Kolberger Hof noch auf den Dorffeldern von Barsbek erhalten hat. Historisch gewiß ist, daß 1625 den 10. Februar in der Propstei eine große Flut gewesen ist. Auf dem Bande des ältesten Kirchenbuches steht kurz die Nachricht verzeichnet: Im Jahre 1625 bei der großen Wasserflut ist die Heide untergegangen. Dasselbe ist in alten Bibeln und Hauspostillen zu finden. Von dieser Flut existieren eine Menge Volkssagen, welche teils eine sonderbare Ähnlichkeit mit denen haben, die man von Nordstrand erzählt, teils offenbar auf die damals herrschenden abergläubischen Vorstellungen von göttlichen Strafgerichten hindeuten. Höchst wahrscheinlich wurde damals eine sehr bedeutende Strecke des Ufers der Propstei ergriffen und mit demselben das Dorf auf der Heide, wie auch das adelige Gut, welches daselbst belegen war. Man glaubt, daß dieses Gut, welches die Sage Verwellenhoff nannte, dasselbe gewesen sei, welches bei Danckwerth Butzholm heißt, da zwei Koppeln des Schönberger Feldes, welche nahe bei einander liegen, die eine Verwellenberg, die andere Holmershofskoppel genannt werden, und auf der ersten noch Spuren alter Gebäude zu finden sind. Längs der ganzen Küste sind bei niedrigem Wasser weit hinaus in der Ostsee eine Menge Ziegelsteine, Dachpfannen, Steinpflaster und Stümpfe von Bäumen bemerkbar; auch soll der größte Teil der am Laböer Strande liegenden Wiese damals sich dort angesetzt haben. Als Besitzerin des (damals) untergegangenen Gutes auf der Heide nennt man die Frau von Verwellen. Von dieser Frau hat sich in der Propstei durchaus allgemein eine Erzählung erhalten, welche mit einer uralten griechischen Sage vom Ringe des Polykrates von Samos, deren Andenken Schiller in seinen Gedichten erneuert hat, ungemein viel Ähnlichkeit verrät. Die Tradition schildert sie im Besitz unermeßlicher Reichtümer und dabei äußerst übermütig. So soll bei einer Spazierfahrt auf der See sie einen prächtigen Ring von sehr großem Wert weit ins Meer geworfen und dabei ihrem Begleiter erklärt haben: so unmöglich es für sie sei, den Ring je wieder zu erhalten, so unmöglich sei es auch, daß sie verarme. Allein nach einiger Zeit soll ihre Köchin ihr zu ihrem nicht geringen Schrecken den Ring gebracht haben, den sie im Bauche eines großen Dorsches gefunden habe, und nicht lange nachher die große Flut erfolgt sein, welche ihr ganzes Gut mit sich fortriß und sie in die äußerste Dürftigkeit stürzte."

Poppenbüttel. L. Frahm.

b (siehe Anfrage „Heimat" 1902, Heft 2). Als der Schauenburger Graf Johann II. in großer Bedrängnis, etwa 1314, Kiel verloren hatte, wohnte er auf dem Schlosse Bramhorst, welches nördlich von dem Dorfe Wisch auf einer Anhöhe lag. Zu dem Gute gehörten u. a. der Rugghe (Rücken), der Sommerhof und der Koldenhof (kalte Hof). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man die geringe Landeserhebung „den kalten Berg" Kolbarg, Kolberg und die Heide um ihn „die Kolberger Heide" genannt hat. Ein großer Teil derselben ist — vielleicht in der furchtbaren Überschwemmung am Nikolaus-Tage, dem 6. Dezember 1320, der Rest 1625 — von den Fluten verschlungen, so daß die bekannten Seeschlachten am 1. Juli 1644 und 1. Juni 1677 auf der früheren Kolberger Heide geliefert werden konnten. [1])

Kiel. C. Heinrich.

[1]) Der Verfasser vorstehender Mitteilung, welche wegen Raummangels in der vorigen Nummer keine Aufnahme gefunden, der Rektor Claus Heinrich in Kiel, ist am 17. Juli im Alter von 78 Jahren aus seiner Thätigkeit durch den Tod abberufen worden. Erst vor kurzem war er aus dem Amte geschieden und wollte nun in seiner nimmer rastenden Weise in der Mußezeit aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Kenntnisse mancherlei niederschreiben, wozu ihm seine bisherige Thätigkeit keine Zeit gelassen. Auch für „Die Heimat" hatte er Beiträge in Aussicht gestellt; zu unserm lebhaften Bedauern müssen wir nun auf weiter folgende Aufsätze verzichten. Vielen wird er bekannt sein durch seine Führer von den verschiedenen Teilen Schleswig-Holsteins; er war ein warmer Freund und guter Kenner unseres Heimatlandes. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 9. September 1902.

Deutsche Heimatkunst.

Vortrag im Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde, gehalten am 20. Mai in Neuengamme.

Von **O. Schwindrazheim** in Hamburg.

I.

Meine Heimat! — unsere Heimat! — Unsere Augen leuchten auf, wenn irgendwelches Gespräch irgendwo in der Fremde sich auf unsere Heimat richtet, wenn ein paar Worte, die den Stempel unserer besonderen heimatlichen Sprache tragen, irgendwo in der Fremde, auf der Straße, im Hotel oder in einem Museum vernommen, mit einem Schlage unsere liebe Heimat vor unserm innern Auge auftauchen lassen, oder wenn wir irgendwo in der Lektüre dieses oder jenes Buches, dieser oder jener Zeitung auf ein Lob unserer Heimat stoßen. Es ist eins der natürlichsten und edelsten Gefühle des Menschen — und nicht nur des „zivilisierten Kulturmenschen," sondern auch des sogenannten Wilden, daß er seine Heimat liebt — selbst Grönländer, von deren Heimat unmöglich behauptet werden kann, daß sie zu den paradiesischsten Gefilden unseres Erdballs gehöre, erkranken, wenn ihr Geschick oder Mißgeschick in Form einer ethnographischen Schaustellung sie nach Europa führt, an der Sehnsucht nach ihrer Heimat.

Und es ist ja kein Wunder, daß wir an unserer Heimat hängen, daß sie in unserm Herzen wurzelt, verknüpfen uns doch die teuersten Erinnerungen unlösbar mit ihr! In ihr verlebten wir unsere goldene, glückliche Kinderzeit, in ihr lebten unsere ersten und besten Freunde, unsere Eltern, in ihr stand das liebe Haus, dessen Reize, dessen trauliche Räume kein Königspalast in unserer Erinnerung verdrängen kann, unser teures Vaterhaus. In ihren Straßen, auf ihren Wiesen, in ihren Gärten tollten wir mit unsern Kameraden in lustigem Spiele herum. Ihr Himmel lachte uns in unsern Kindheitsjahren, ihre Natur, ihre Pflanzen- und Tierwelt waren es, die wir zuerst kennen und lieben lernten. Ihre Märchen haben uns erfreut und ergriffen, ihre Sagen haben uns begeistert. In ihr sind wir zum Jüngling, zum Manne herangereift. Ihre landschaftlichen Schönheiten, ihre historischen Schicksale, die Großthaten ihrer Bewohner haben uns Stolz auf sie eingeflößt. — Aber nicht nur Erinnerungen sind es, die uns mit unserer Heimat verknüpfen, viel festere Bande knüpfen uns an sie: wir sind ihre Kinder! Unter den Einflüssen, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind, steht die Heimat obenan: wie sich Pflanzen je nach der Art ihres Standorts, ihrer Heimat hier und dort verschieden gestaltet haben, so unterliegen auch wir in hohem Grade der Einwirkung unserer besonderen Heimat.

Es ist ja selbstverständlich, und die Geschichte der verschiedenen Völker beweist es, daß ein rauhes Klima andere Menschen erzieht als ein tropisches, daß ein armes Land andere Eigenschaften in seinen Bewohnern entwickelt als ein reiches. Ob Binnenländer, ob Küstenbewohner, ob Gebirgler, ob Wäldler, ob Marsch-, ob Heidebewohner, ob Moorkolonisten — das prägt selbst innerhalb eines und desselben Volksstammes verschiedene Sondertypen. Hier wird ein Volk zum Ackerbau, dort zur Viehzucht veranlaßt, dort wird's zur Industrie, dort zur Fischerei, dort zur Seefahrt gedrängt — und damit zugleich verschieden entwickelt. Hier gestattet der Boden dichte Besiedelung, dort erheischt er Einzelansiedlungen. Hier veranlaßten schiffbare Ströme das Entstehen von Handelsstädten, dort schlossen unwirtliche Einöden menschliche Ansiedlungen von allem Verkehr mit der Umwelt ab. Hier verwischte die Möglichkeit leichten Verkehrs die Grenzen verschiedener Volksstämme, dort hielten die Verhältnisse benachbarte Stämme scharf von einander geschieden u. s. f.

Die verschiedensten Charaktereigenschaften verdanken der Eigenart der Heimat ihre Entstehung oder jedenfalls den Grad ihrer Ausbildung in guter oder schlechter Richtung. Tugenden wie Fehler stehen unter ihrem Einfluß. Hier ruft sie Ernst, Stetigkeit, Schweigsamkeit, Bedächtigkeit hervor, dort Frohsinn, Sangeslust, übersprudelnde Lebendigkeit, Leichtlebigkeit, hier spornt sie zur Thatkraft, dort erzeugt sie Beschaulichkeit u. s. f.

Auch die Mitmenschen, der Handelsverkehr, die Verfassung, die heimatliche Geschichte, die ja an sich auch alle wieder von der Natur der Heimat beeinflußt sind, wirken neben dem unmittelbaren Einfluß der Heimat stark auf die Entwickelung des Einzelnen ein. Charakter, Lebensweise, Arbeitsweise, Liebesleben, Sprache, Sitten und Gebräuche, Lieder, Sagen und Märchen — ihnen allen prägt die Heimat ihren besonderen typischen Stempel unverkennbar auf.

Auch die Kunst, soweit sie volkstümliche, natürlich erwachsene, nicht künstlich verpflanzte und getriebene Kunst ist, hat immer ausgesprochen heimatlichen Charakter. Schon wenn wir einen Haufen älterer, verschiedennationaler Thongefäße z. B. bunt durch einander aufstellen, ist es selbst für den Nichtkenner gar kein so arg großes Kunststück, japanische, indische, deutsche, italienische, russische, arabische usw. deutlich herauszuerkennen, und dabei ist gerade die Keramik ein Kunstzweig, der von jeher auf den Vertrieb auch außerhalb der Heimat angewiesen und somit schon aus Absatzgründen fremden Einflüssen stets außerordentlich leicht ausgesetzt ist. Noch deutlicher wird die Einwirkung der Heimat, wenn wir den Kunstzweig mit unsern Blicken streifen, der am innigsten mit den natürlichen Eigenschaften der Heimat zusammenhängt: die volkstümliche Baukunst der verschiedenen Völker. Da stoßen wir auf Hütten aus Reisig, auf Zelte aus gespannten Stoffen, auf Holz-, auf Lehm-, auf Steinbauten, ja, auf Bauten aus Eis (Winterhäuser der Eskimos), auf Häuser, die auf Pfählen errichtet sind (Siam, Neu-Guinea, europäische Pfahlbauten), auf schwimmende Häuser (China, Siam), auf in das Erdreich eingeschnittene Wohnungen (Lößbauten in China u. a. m.) — allen nur erdenklichen Zwischenstufen vom einfachsten Obdach, dem für eine Nacht hergestellten Windschirm, bis zum festungsartigen, Jahrhunderte überdauernden Steinhause, vom primitivsten, rohesten, jedes Schmuckes entbehrenden bis zum reichstgeschmückten, bemalten, beschnitzten, gemusterten Bau begegnen wir. Anlage in der Landschaft, innere Einteilung, Wetterfestigkeit, Wohnlichkeit, Baumaterial, Bauart, der Grad und die Art des Außen- und Innenschmuckes, sowie das Verhältnis zwischen diesen beiden, die Farbengebung, — alles wechselt auf das vielseitigste, je nachdem Klima, Bodenverhältnisse, Lebensweise, vorhandenes Material usw. es gebieterisch fordern, — d. h. je nachdem die Heimat es bedingt.

Auch unsere gesunde, volkstümliche deutsche Kunst ist immer Heimatkunst gewesen, nicht nur in dem Sinne, daß sie als Ganzes sich deutlich von der anderer europäischer Länder abhob, sondern — gottlob! — auch in dem Sinne, daß sie intimst heimatlich war, d. h. daß sie in ihrer Vielartigkeit genau der Vielartigkeit unseres Vaterlandes entsprach.

Unser schönes Vaterland ist ja eins der Länder, die in ihren Grenzen eine außerordentlich große Abwechslung der verschiedensten Landschaftscharaktere aufweisen. Hochgebirge mit ewigem Schnee, anmutige, bewaldete, wellige Mittelgebirgslandschaften, kahle, ehemals vulkanische Gebiete, Hochplateaus, romantische Steilabstürze und Flußdurchbrüche, anmutige Gebirgskessel und Thäler, dunkle Gebirgswaldungen, norddeutsche Buchenwälder, Eichenhaine in der Heide, goldene korngesegnete Auen, Bruchlandschaften, ernste Heiden, üppige Marschen, düstere Moorgegenden, stille Binnenseelandschaften, reizvolle Föhrdenlandschaften, waldige Meeresufer oder Dünen, stille, weltentlegene Inseln — alles finden wir vertreten. Breite, majestätische Ströme, leicht dahintändelnde Bächlein und alle Mittelstufen zwischen diesen beiden Extremen durchströmen unsere Heimat, Seeklima und Kontinentalklima, regenreiche wie regenarme Striche sind vorhanden. Fruchtbarster und karger Boden, dichtgedrängt und spärlich besiedelte Landstriche, Bergwerksgegenden, Industriegegenden, Ackerbaugegenden, Wiesengegenden, Obstgegenden, Weingegenden, rein bäuerliche und reich mit Städten besetzte Gegenden usw. wechseln mit einander ab.

Daß diese Verschiedenheiten im Charakter der Heimat notwendig einen außerordentlich großen Einfluß auf Charakter, Art und Kultur unserer deutschen Stämme ausgeübt haben, ist klar — ihre Einwirkungen auf die Kunst derselben Stämme liegen ebenfalls klar zu Tage.

Auch in der deutschen Heimatkunst, in den Kunstsondergebieten innerhalb des großen Rahmens unserer volkstümlichen deutschen Kunst ist natürlich der volkstümliche Hausbau, vor allem der Bau des Hauses, das am allerinnigsten mit der Natur der Heimat zusammenhängt und zusammenhängen muß, des Bauernhauses samt seinen Nebengebäuden, der Kunstzweig, bei dem die Einflüsse der Heimat am klarsten hervortreten.

Sehen wir uns einmal die verschiedenen einzelnen Einflüsse an. Da haben wir zunächst die Bodenverhältnisse. Der ebene Boden unserer niederdeutschen Tiefebene begünstigte ebensosehr die breite Ausdehnung des niedersächsischen Hauses, wie das enge Gebirgsthal mit seinem beschränkten Platz zum mehrstöckigen Hause Veranlassung gab. Der ansteigende Boden hat im Gebirge gleichfalls das mehrstöckige Haus hervorgerufen; so begegnen wir im Schwarzwald an den Berg gebauten Häusern, deren Wageneinfahrt hinten im ersten oder gar zweiten Stock belegen ist, während im vorderen Untergeschoß die Wohnräume liegen. Auf den Halligen, ebenso ehedem in noch nicht eingedeichten Marschen, wie heute in der Gegend von Husum noch zu sehen ist, steht das Haus auf einer aufgeworfenen Wurt. Eine andere Art des Schutzes gegen Überschwemmung zeigen uns noch heute sogenannte Butendiekshäuser in Landstrichen der hamburgischen Umgegend, Billwärder und Vierlanden, die Wohnräume sind da hochgelegt und durch Treppen mit dem Flett verbunden. Einen interessanten Beleg über die nachhaltige Einwirkung solcher Verhältnisse auf die nationale Baukunst ganzer Volksstämme giebt Direktor Dr. Lehmann in seiner Festschrift zur Eröffnung des Altonaer Museums, indem er darin auf einen grundlegenden Unterschied zwischen dem niedersächsischen und dem friesischen, Wilstermarsch- und Altländer Bauernhause hinweist. Bei dem ersteren ruht das Dach auf der Mauer, bei letzteren dagegen auf den fest in den Boden gerammten senkrechten Balken des Mittelschiffs — eine Erinnerung an den ursprünglichsten Hausbau der Vorfahren, die dadurch ihren durch Deiche noch

nicht geschützten Heimstätten größere Festigkeit gegen die Gewalt der Wogen zu verleihen wußten, welche Notwendigkeit bei den binnenländischen Sachsen natürlich nicht vorlag. Am klarsten tritt dieser Unterschied zutage, wenn man ein Ostenfelder Haus betrachtet, das inmitten rein friesisch bauender Nachbarn in seiner Konstruktion deutlich zeigt, daß seine Bewohner nicht von küstenbewohnenden Friesen, sondern von Binnenländern, von Niedersachsen abstammen.

Daß es nur da Wassermühlen geben kann, wo fließendes Wasser vorhanden ist, ist klar, ebenso, daß nur da die so malerischen Entwässerungsmühlen entstehen konnten, wo unerwünscht viel Wasser ihre Anlage wünschenswert machte, — ebenso, daß man Windmühlen nur da anlegen kann, wo Plätze vorhanden sind, an denen der Wind, er komme, woher er wolle, ihre Flügel packen kann; in einem engen Gebirgsthal wird kein Mensch auf den Gedanken kommen, sich ihrer zu bedienen.

Die Art des Bodens, seine Eigentümlichkeit in Hinsicht seiner Erzeugnisse übt gleichfalls einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung des Hauses aus. Hier ruft er das kleine Haus des Fischers hervor — oft, so in Blankenese, als Doppelhaus gebaut, mit großer gemeinsamer Diele zum Netzeflechten u. dgl., dort macht er Scheune und Stallungen zum Hauptteil des Einhauses oder reizt zu ihrer Trennung vom Wohnhause. Der eigenartige Grundriß des niedersächsischen Hauses z. B. ist von A bis Z durch die Technik der niedersächsischen Landwirtschaft bedingt — der Eiderstedter Hauberg nicht minder durch die anders geartete Betriebsweise, und so steht's mit andern deutschen Bauernhäusern auch. Allerlei bisweilen sehr schöne Sonderbauten, wie die alten Heuberge unserer hamburgischen Marschen mit ihrem spitzen, kegelförmigen, an sieben oder acht langen Stangen verschiebbaren Dache, die dem Aussterben nahen alten Vierländer Kornspeicher, die Hadeler Wagenschuppen, die Sennhütten unserer Alpen u. a. m., ja, Windmühlen, Sägemühlen, Bienenstände, Ziegeleien, die Hütten der Köhler und Holzfäller im Walde, die Schäferschuppen und -karren der Lüneburger Heide, welche letzteren man ja, ohne darum der Vorspiegelung falscher Thatsachen beschuldigt werden zu können, fahrbare Häuser in Miniaturausgabe nennen könnte, — alle sind sie entstanden unter dem Einfluß der Bodenerzeugnisse.

Erläuterungen zu Tafel I.

1. Grundriß eines niedersächsischen Hauses. a. Diele. b. Flett. c. Ställe. d. Wohnräume.
2. Grundriß eines Haubergs in der Nähe von Friedrichstadt (Schleswig). a. Vierkant. b. Ställe. c. Dreschdiele. d. Wohnräume.
3. Fränkische Hofanlage mit getrennten Gebäuden. a. Thorhaus. b. Wohnhaus. c. d. e. f. Ställe, Scheunen, Schuppen usw.
4. Haus in Westholstein. Fachwerkbau mit holzverschaltem Giebel und Strohdach. Balkenwerk, Verschalung, Thüren grün. Fensterumrahmungen weiß. Dachreiter weiß-grün.
5. Haus in Stormarn. Strohgedeckter Fachwerkbau mit weiß oder rot oder gelb getünchtem Balkenwerk.
6. Hauberg in der Nähe von Friedrichstadt. Backsteinbau mit Strohdach.
7. Haus in Lehde (Spreewald). Blockbau mit Strohdach.
8. Oberbayrisches Haus. Blockbau auf steinernem Untergeschoß. Holzdach mit Steinen beschwert.
9. Bauernhäuser an der Mosel. Fachwerkbau auf Bruchsteinuntergeschoß; abgekantete Ecken. Schieferdächer.
10. Haus in Tanne (Harz). Fachwerkbau mit bretterverschaltem Giebel und Schindeldach.
11. Wetterseite eines Hauses bei Blankenburg (Harz), unten mit Schiefer, oben mit Dachziegeln belegt; die andern Seiten zeigen Fachwerkbau.
12. Haus in Gossensaß (Tirol). Bruchsteinbau, nur das oberste Geschoß Blockbau. Holzdach mit Steinen beschwert.
13. Schwarzwälder Haus, an den Bergabhang gebaut, so daß die Einfahrt hoch liegt.
14. Altenburgisches Bauerngehöft; Gebäude nach fränkischer Art um einen Hof angeordnet.
15. Friesisches Haus auf Sylt. Backsteinbau mit Schilfdach.

Tafel I.



Auch die Landeinteilung spielt eine Rolle. Wir sehen das z. B. in der Anlage der großen Einfahrtsthür. Während sie in der Geest, wie sonst überall in Deutschland, der Straße, dem Verbindungsmittel zwischen dem Haus und den verstreuten Grundstücken des Bewohners, zugewandt ist, kehrt sie sich in Altenlande und den Vierlanden der Straße ab, dagegen den hinter dem Hause in gerader Flucht sich ausdehnenden Feldern, wie sie die Einteilung des Landes bei der Besiedelung hervorrief, zu. Damit zusammen hängt dann wieder die Entstehung der merkwürdigen, nur von innen zu öffnenden Thür in der vorderen Giebelseite des Altländer (ehemals auch des Vierländer) Hauses, die bei Feuersgefahr die schnellste Rettung von Leben und Habe sichert.

Nicht ohne Einfluß ist sodann der Grad des Bodenertrages, ob er seine Bewohner reich macht, oder ob er ihnen nur karges Brot gewährt. Besonders beeinflußt er natürlich, neben der Größe des Hauses, der Scheunen, Ställe usw., die Ausstattung des Äußern wie des Innern. Nur wer's infolge reichen Bodensegens dazu hat, kann natürlich daran denken, sein Haus so zu schmücken, wie unsere prunkvollsten deutschen Bauernhäuser, das Altländer, das Vierländer mit ihren bunten Ziegelmustern und Kratzmustern, das oberbayrische mit seiner reichen Bemalung, das Schweizer mit seinem Schnitzwerk u. a. m. geschmückt sind, oder sich Prunkstuben darin anzulegen, wie die friesischen Pesel, die Prunkstuben der Wilstermarsch, der Vierlande u. dgl. m.

Vielfältig sind die Einflüsse des von der Heimat dargebotenen Materials. Einmal haben wir holzreiche Gegenden sowohl in der Ebene als auch im Gebirge, denen das Holzhaus von Natur aus nahe gelegt ist (Ostpreußen, sächsisch-böhmische Schweiz, Bayern, Tirol, Schwarzwald, Spreewald), ein andermal sind's Gegenden, deren Boden vortreffliches Material zur Ziegelbereitung darbot und so zum Backsteinhause, sei's in Fachwerk (dies wohl die verbreitetste Bauweise Deutschlands), sei's reiner Backsteinbau, einlud. Wieder andere Gegenden haben das Schilfrohr mit Lehmverkleidung als Baumaterial empfohlen, wieder andere den Torf, wieder andere den Bruchstein. Gegenden, in denen Schieferbrüche vorhanden sind, haben auf den Gedanken geführt, Schieferplatten als Schutz des Holzwerks, ja, des ganzen Hauses zu benutzen; im Harz z. B. finden wir von oben bis unten schiefergepanzerte Häuser des öfteren. Eine große Rolle spielt das heimatliche Material auch in der Dachherstellung — da finden wir Holz (als Bretter oder Schindeln), Stroh, Schiefer, Ziegel, Rohr, Heidekraut, ja Grassoden vertreten. Bisweilen ist an Dach wie Wänden das Material gemischt; so ist an Strohdächern oft die Umgebung des Schornsteins mit Ziegeln gedeckt, im Saterlande fügt sich diesem Strohdache unten ein Saum aus Ziegeln an, im Harz sind die Wetterseiten der Häuser bisweilen oben mit Dachziegeln, unten mit Schiefer (oder umgekehrt) gedeckt, oder letztere umrahmen lediglich die Fenster, während sonst die ganze Fläche mit Dachziegeln gepanzert ist. Daß der Schornstein auch auf Strohdächern aus Ziegeln besteht, ist selbstverständlich — im Alten Lande dagegen ist er, während sonst am ganzen Hause kein Schiefer verwendet ist, mit Schieferplatten in buntem Muster verkleidet.

Eine bedeutende Rolle spielen sodann die Witterungseinflüsse. Tropische oder auch nur subtropische Gegenden umschließt unser Vaterland, wenn wir von unseren Kolonieen absehen, ja nicht, zu platten Dächern haben wir uns also nie eingeladen gefühlt, im Gegenteil hat unser guter Freund, der Regen, uns meist das steile Satteldach als das passendste erscheinen lassen, nur in den bayrischen und tirolischen Alpen finden wir flacher geneigte, weit vorspringende Holzdächer, zu welchen — ebenso wie zu ihrer Beschwerung mit großen Steinen — Sturm- und Lawinengefahren Veranlassung gegeben haben. Ihre malerischen langen, in

die Straße hinausragenden Regenröhren sprechen ja selbst ihre Ursache aus. Mit dem Schutz gegen Sturm hängen auch die Schutzbäume zusammen, welche wir in unsern Marschen an der Front, an der Wetterecke des Hauses oder auch wohl ringsherum (Eiderstedt) finden. Mit dem kalten Klima hängt in verschiedenen rauhen Gegenden Deutschlands die Fürsorge für ein möglichst warmes Haus zusammen; am charakteristischsten sind die Herdanlagen des ostdeutschen Hauses.

Vielleicht darf man sogar von einem Einfluß des allgemeinen landschaftlichen Charakters der Heimat auf den Charakter des Bauernhauses sprechen. Zu den weitgedehnten norddeutschen Ebenen paßt der Typus des weiträumigen, mächtigen niedersächsischen Hauses ausgezeichnet, ja, man möchte behaupten, in den einzelnen Typen dieses Hauses zeigt sich der Einfluß des verschiedenen Sondercharakters einzelner verschiedener norddeutscher Landschaften: das Haus der Lüneburger Heide, das ostholsteinische, das ditmarsische, das Hadeler, das Altländer u. s. f. sind ja alle wieder verschieden von einander, wie die Landschaft dieser Gegenden. Der Hauberg ist ebenfalls ein ausgezeichneter Repräsentant der weiten Marschen Eiderstedts, gerade, wie das oberbayrische Haus getreulich den monumentalen Charakter des Hochgebirges wiederspiegelt, gerade, wie der Fachwerkbau Hessens, Thüringens oder Schwabens getreulich den wechselreichen, anmutigen Charakter der deutschen Mittelgebirge wiedergiebt. U. s. f.

Sehr bedeutend ist natürlich auch der Einfluß, den der Charakter der Bewohner, wie ihn die Heimat im Verein mit der Stammesveranlagung hervorgerufen hat, ausübt. Einmal finden wir die Wohnstube der Straße abgekehrt, ein andermal liegen ihre Fenster neugierig hart an der Straße, oder sie schiebt gar einen Erker noch neugieriger hinaus. Hier lebt der Bauer patriarchalisch mit seinem Gesinde und seinem Vieh unter einem Dache, dort hat er sich herrenmäßig ein besonderes Haus für sich und seine Familie gebaut. Das eine Völkchen hockt gern nach gethaner Arbeit im Hause, das andere lebt soviel wie möglich in der freien Luft oder auf der Straße, hat eine feste Bank, eine Vorlaube vors Haus gesetzt oder freie Umgänge an das Haus gefügt. Einmal prägt sich schon im schmucklosen, ernsten Äußern des Hauses der ernste, verschlossene Charakter der Bewohner aus — was nicht hindert, daß es im Innern hübsch ausgestattet sein kann (ein Seitenstück zum spanischen oder arabischen oder altpompejanischen Hause) — ein andermal sehen wir schon am lustigen Schmuck des Äußern, daß ein lebenslustiger, fröhlicher Menschenschlag hier wohnt. Wie der von der Heimat diktierte Beruf den Menschen beeinflußt, sehen wir u. a. in Gegenden, deren Bevölkerung neben dem Ackerbau od. dergl. auch in hohem Grade Schiffahrt treibt — die Sauberkeit und Farbenliebe des Seemannes sehen wir da vom Schiffe auf das Haus übertragen, z. B. im Altenlande.

Daß die Lage einer Stadt in der Nähe nicht ohne Einfluß auf ländliche Bauweise bleiben kann, ist selbstverständlich, indessen ist sie bis vor kurzem bei weitem nicht so groß gewesen, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Hamburg ist z. B. doch sicher eine Stadt, die geeignet gewesen wäre, von altersher den größten Einfluß auf die Marschen der Niederelbe auszuüben, zumal dieselben mit ihm stets in bequemster und engster Verbindung standen, und doch ist bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts recht wenig von hamburgischem Einfluß zu spüren — schon daß die einzelnen Marschen in ihrer Bauweise außerordentlich verschieden geblieben sind, zeigt, wie gering dort der städtische Einfluß war. Dachfenster mit Walmdach, einzelne Renaissance- und Rokokodetails, besonders ein paar Zopfmotive in Giebelausbildung, vorgesetzte dorische Säulen, Thüren u. dgl., das ist meistens alles. Anderswo ist der Einfluß vielleicht größer gewesen; so mögen die nach italienischer Art bemalten Häuser süddeutscher Städte

die Malereien an oberbayrischen Bauernhäusern veranlaßt haben, obschon sie ja auch alte Sitte in neuerer, verbesserter Auflage sein könnten, wie ich überhaupt glaube, daß in unserer alten ländlichen Architektur viel mehr Eigengewächs ist, als wir eingebildeten Städter glauben — von dem, was unsere alten Städte der altvolkstümlichen ländlichen Bauweise verdanken, reden wir auffallenderweise nur sehr selten, und es ist doch offenbar sehr viel gewesen.



Über ehemalige Städte in Holstein.

Von J. Prange in Ellerbek.

II.

4. Lunden, ein Kirchort im nördlichen Ditmarschen, hat neben Meldorf in der Geschichte dieses Landes eine hervorragende Rolle gespielt. Während letzterer Ort seine Stadtqualität noch heute führt, ist diese für Lunden bereits nach kurzer Zeit verloren gegangen. Die interessante „Lundener Chronik" von Kinder bringt eine ausführliche Geschichte dieses Ortes, und was er über Lunden als Stadt berichtet, das sei hier mit einigen anderen Mitteilungen dargeboten. — Lunden ist ebenfalls ein alter Ort; schon im Jahre 1140 wird die Kirche erwähnt. Besonders durch die „blutige Fehde" der Geschlechter der Vogdemannen und der Woldersmannen 1437 kam Meldorf, welcher Ort bis dahin in Ditmarschen die geistige wie weltliche Führung gehabt hatte, ins Sinken. Schon 1447 wurde in Ditmarschen eine neue Landesverfassung geschaffen, und der ins Leben gerufene „Rat der Achtundvierziger" verlegte seine Versammlungen nach Heide. Diese Anordnung war für Lundens Aufblühen von der größten Bedeutung. Lunden war bereits nach seiner Lage, durch seine Handelsbeziehungen mit Eiderstedt ein wohlhabender Ort geworden, dadurch aber, daß der Schwerpunkt Ditmarschens durch solche Bestimmung mehr nach Norden verlegt wurde, konnte Lunden an Ansehen nur gewinnen. Die Lundener Märkte gewannen immer mehr an Bedeutung, und schon 1500 wird Lunden als Hauptort der Mitteldöfte genannt. Die alten Familien der „Swin" und „Nannen" treten in der Geschichte auf und haben bei ihrem großen Einfluß auf ihre Mitbürger für das Aufblühen ihres Ortes viel gethan. Auf ihr Verwenden wurde, als das Kloster in Hemmingstedt einging, dasselbe nach Lunden verlegt, und von ihnen wurde auch das Stadtrecht im Jahre 1529 bei den „Achtundvierzigern" beantragt und von diesen anerkannt. Durch das Stadtrecht erwuchsen dem Orte unzweifelhaft bedeutende Vorteile. Es möge nur erwähnt werden, daß die Stadtverwaltung, die von dem Rat, der aus zehn Personen und zwei Bürgermeistern bestand, geführt wurde, innerhalb des Weichbildes der Stadt eine schnellere und darum wirksame Justiz bei Vergehen üben konnte, was fremden Kaufleuten, denen es um größere Sicherheit für Leben und Eigentum zu thun war, nur erwünscht sein konnte und diese mit der Zeit immer mehr heranzog. Auch das Stadtsiegel läßt noch die große Bedeutung der Familie Swin für die Stadt erkennen. Das durch einen senkrechten Strich in 2 Hälften geteilte Wappen zeigt links den „halben schwarzen Adler" des Swinschen Hauswappens, während rechts der Rost des heiligen Laurentius, des Schutzpatrons der Kirche, zu erkennen ist. In den ersten Jahren, als Lunden das Stadtrecht übte, wurde hier die Reformation eingeführt. Die Franziskaner Mönche, welche erst 1517 in das errichtete Kloster eingezogen waren, mußten schon 1532 einem Verbote des Messelesens Folge leisten, und im nächsten Jahre wurde die erste evangelische Predigt gehalten. Das Kloster soll dann 1539 abgebrochen und mit

dem Material das Hammhaus oder Schanzhaus auf der Süderhamme ausgebessert worden sein.

Der Galgen, das weithin „sichtbare Zeichen der Herrschaft über Leben und Tod," fehlte auch bei Lunden nicht. Der Galgenberg, auf dem auch noch später, als Lunden die Stadtverwaltung nicht mehr hatte, viele Hinrichtungen stattfanden, ist erst 1875 abgetragen und einige Jahre später der hier eingerichtete Friedhof eingeweiht worden. — Lunden bestand als Stadt wohl nur 30 Jahre. Man muß wohl mit Michelsen annehmen, daß mit der letzten Fehde 1559, mit dem Ende des ditmarsischen Freistaates, auch die städtische Verwaltung dieses Ortes beendet gewesen ist, denn besonders und ausdrücklich ist uns die Aufhebung derselben in keinen Berichten übermittelt worden. Ein Bürgermeister von Lunden, jedenfalls also der letzte dieses Ortes, ist in der Schlacht bei Heide im Jahre 1559 gefallen.

5. Ob auch das Kirchdorf Bornhöved zu den Örtern, welche früher Städte waren, gerechnet werden darf, wage ich nicht zu entscheiden. Gegen diese Annahme spricht fast ebenso viel, als für dieselbe. Einen ausführlichen Bericht über Bornhöved bringt Pasche im „Staatsbürgerlichen Magazin," Band III 87—155 (Ergänzungen Band IX). Das Wichtigste über den Ort und besonders, was dort gegen jene Annahme angeführt ist, sei hier kurz mitgeteilt. — Unter dem Schutze eines Edlen Markrad oder Marquard, der ein Freund Vicelins war, ist die Kirche zu Bornhöved entstanden; 1149 war der Bau fertig und wurde dann von Vicelin eingeweiht. Der ursprüngliche Distrikt war sehr groß. Als 1222 Adolf IV. den nördlichen Teil an das neuentstandene Kloster Preetz schenkte, wurde in dieser Urkunde noch keines „Dorfes" Bornhöved gedacht. Im Jahre 1426 aber soll Bornhöved bereits Stadt gewesen sein, Bürgermeister und Rat gehabt und sich des Lübschen Rechts bedient haben. So berichtet nämlich Christiani in seiner Geschichte der Herzogtümer B. IV S. 356 und beruft sich dabei auf Dreyer, der in den Lübschen Verordnungen S. 275 verschiedene Örter mit städtischer Verwaltung und dazu auch „das Weichbild Bornhöved, welches noch 1426 Bürgermeister und Rat hatte," anführt. Pasche meint nun, weil kein einziger alter Schriftsteller die Stadt Bornhöved erwähnt, so sei die Sache zweifelhaft. Wenn Dreyer auch den Ausdruck „Weichbild" fand, so sei derselbe ebenso unzuverlässig, wie die Ausdrücke „Consule und Rathmannen." Oder wollte man daraus, daß der Ort sich des Lübschen Rechts bediente, die Stadtqualität folgern, so steht dem doch entgegen, daß auch Flecken, ja, sogar Güter und Dörfer sich dessen bedienten, wie Dreyer selbst solche anführt. Wäre Bornhöved Stadt gewesen, dann müßten doch irgend störende Einwirkungen, wie Krieg oder Feuersbrunst, die Veranlassung zur Aufhebung dieser Gerechtsame gegeben haben. Es sind aber keine Nachrichten von solchen Unglücksfällen vorhanden, und so schließt Pasche, daß Bornhöved nie Stadt gewesen sei.

Ferner soll ein älterer Schriftsteller behaupten, daß Bornhöved schon im 12. Jahrhundert eine Stadt gewesen sei. Dieses will man durch die Benennung cives, die den Bewohnern von Bornhöved in einem Schreiben des Bischofs Gerold an die Kirche [1]) daselbst 1163 gegeben wird, beweisen. Es ist aber längst entschieden, daß auch für die Einwohner solcher Örter, die nie Stadt waren, dieser Ausdruck in alten Urkunden gebraucht worden ist; auch stimmt diese Annahme nicht mit der obengenannten Nachricht überein, daß Adolf IV. daselbst noch 1245 einen einsamen Ort vorfand.

6. Lemkenhafen liegt an einer gegen Südwesten offenen Bucht auf Fehmarn.

---

[1]) Wahrscheinlich war das Schreiben, in welchem um den nicht gezahlten Zehnten angehalten wurde, an Markrad gerichtet.

Auch dieser Ort ist im 15. Jahrhundert eine Stadt, die mit Lübschem Recht bewidmet war, gewesen. Also berichten J. Voß und K. Jessel in einem Beitrag zur Heimatkunde für Schule und Haus: „Die Insel Fehmarn.“ Zu der Zeit hat Lemkenhafen einen bedeutenden Getreidehandel betrieben und wird ähnlich wie jetzt Burgstaaken der wichtigste Lager- und Hafenplatz der Insel Fehmarn gewesen sein. Ferner gedenkt J. Voß in seiner größeren chronikartigen Beschreibung der Insel Fehmarn der Stadt Lemkenhafen. In einer Fußnote dieser interessanten Arbeit wird berichtet, daß zahlreiche ungedruckte Urkunden im städtischen Archiv zu Lübeck die Stadtqualität dieses Ortes beweisen. Auch Michelsens Bericht: „Der ehemalige Oberhof zu Lübeck“ ist hier erwähnt. Nach diesem haben im Jahre 1487 die Fehmaraner Jakob Wilder in Gollendorf und Claus Thomas in Wenkendorf in einer Erbschaftsangelegenheit sich von dem Rate zu Lemkenhafen an den Oberhof in Lübeck gewandt, der dann in dieser Sache das Urteil sprach. Über die Dauer sowie über das Aufhören der Stadtqualität dieses Ortes habe ich nichts erfahren können.

7. Schließlich sei hier noch des Ortes Wesseln, des alten Tausch- und Handelsplatzes Ditmarschens, gedacht. Die ausführlichsten Berichte über diesen Ort bringt jedenfalls v. Maack in der Urgeschichte von Schleswig-Holstein, doch sollen diese unzuverlässiger Natur sein, und die Entscheidung darüber, ob Wesseln einmal Stadt war oder nicht, ist Forschern auf diesem Gebiete zu überlassen.

Was hier zusammengestellt ist, soll nur eine gedrängte Darstellung des Wissenswertesten über die uns bekannten ehemaligen Städte in Holstein sein; die Arbeit erhebt in keiner Weise Anspruch auf eigene Forschung. Obgleich also das hier gebotene Material der Selbständigkeit entbehrt, dürften doch dergleichen Arbeiten nicht unwillkommen sein. Solche Berichte, wenn auch nur skizzenhafte Bilder aus den Urkunden, können geeignete Darstellungen sein, bei unserm Volke mehr und mehr den Sinn für die Geschichte unseres heimatlichen Landes zu wecken und zu heben.



Die poröse Schwimmschlacke unserer schleswig-holsteinischen Nordseeküste.

Ein unkritischer Beitrag zur Frage nach der Herkunft der Schlacke.

Von **H. Barfod** in Kiel.

Lava oder Schlacke — Natur- oder Kunstprodukt? — An den oft sehr zarten Spuren beabsichtigter Formengebung muß der Altertumsforscher die von Menschenhand geschlagenen Feuersteinartefakte der älteren Steinzeit erkennen. Wie leicht ist auch sein geschärftes Auge Täuschungen ausgesetzt! Selbst vor beabsichtigten Fälschungen müssen Forscher und Sammler auf der Hut sein. Läßt sich der Forscher in seinem Wissensdrange einmal gehen, dann kann er hernach mit dem Schaden auch noch den Spott hinnehmen, wie weiland der Würzburger Paläontologe Dr. J. B. Adam Beringer für die von ihm in der Nähe der Musenstadt aufgefundenen und mit heiligem Ernst und wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelten fossilen Naturdinge, z. B. Sterne, Sonne und Mond, Störche mit Kindern im Schnabel, in Begattung begriffene Frösche und Mücken, die allersonderbarsten Insektenformen usw. Seinen Irrtum erkannte er erst dann, als er auf einem Thonstück seinen eigenen Namen „versteinert“ fand: wie mag der gelehrte Mann „versteinert“ dareingeschaut haben! Das ihm

gewidmete Werk mit den schönen Kupfertafeln (die Abhandlung erschien um das Jahr 1726) wurde durch ihn bis auf wenige Exemplare aufgekauft und vernichtet; die von spottlustigen Studenten aus Thon gefertigten Fossilien aber treiben noch heute als „Beringer oder Würzburger Spottsteine" in manchen Sammlungen ihr Wesen.[1]) Mitunter handelt es sich um ein unbeabsichtigtes Versteckspiel, in das namentlich der Mineraloge hineingezogen wird, wenn für ihn die Frage entsteht, ob dies oder jenes Fundobjekt den Werkstätten der Natur entstammt oder als ein Erzeugnis menschlicher Thätigkeit anzusehen ist. Kein Wunder, wenn dann die verschiedensten, oft sich widersprechenden Ansichten selbst namhafter Gelehrten laut werden; es beweist uns, wie schwer solche Fragen, allerdings rein wissenschaftlicher Natur, zu lösen sind, trotz der mannigfaltigen und wohlausgebildeten Untersuchungsmethoden, über welche die moderne Wissenschaft verfügt. Ein Beispiel: Über die Natur der sogenannten Bouteillensteine (Moldavite) ist in jüngster Zeit der alte Gelehrtenstreit aufs neue entbrannt. Während sich die eine Partei bemühte, das Mineral zu einer gewöhnlichen Glasschlacke, zu Resten einer altböhmischen Glasindustrie zu degradieren, aus Sammlungen zu verbannen und seinen Namen aus dem Index natürlicher Steine zu streichen, ist die andere Partei bestrebt, den Glauben an die natürliche Herkunft zu retten, die Ursprungsstelle desselben sogar bis in den Weltenraum zu verlegen, die Moldavite also als Aerolithe anzusprechen. Ein ähnliches Geschick hat auch die Schwimmschlacke der Nordsee ereilt: „Produkt aus der Esse des Vulkanos," behaupten die einen, „Simple Schlacke aus den Hochöfen," sagen die andern.

Zu dem, „was die Nordsee giebt," gehört außer dem grauen Schlick zahlreiches Strandgut, als da ist: Schiffsplanken, Bretter und Balken, Ladegut und neben diesen Kennzeichen einer Mordsee auch noch solche Dinge, die nicht mit Schiffsunfällen zusammenhängen, z. B. Vogelleichen, südamerikanische Früchte, Eier von Raja clavata (Keulenroche) und Buccinum undatum (Wellhornschnecke). Namentlich ist es jedoch eine schlacken- oder lavaähnliche Masse, die von Badegästen sehr gern aufgelesen und als Andenken an die „Saison" in die Heimat mitgenommen wird. Das Gestein oder die Schlacke ist an sich völlig wertlos; es mag höchstens hier oder da zur Einfriedigung von Beeten dienen, hat aber trotzdem die Aufmerksamkeit der Insulaner auf sich gelenkt. Kaum hatte ich einen Vortrag über die Herkunft der Schlacke für die vorjährige Generalversammlung unsers Vereins in Schleswig angekündigt, da erhielt ich auch schon von verschiedenen Seiten Proben des Gesteins zugeschickt, Ansichten über die vermutliche Herkunft desselben wurden mir mitgeteilt, oder man bekundete sein gespanntes Interesse für das, was ich über die Schlacke veröffentlichen würde. Leider muß ich mich im Folgenden mit einer unkritischen Darlegung begnügen, will nur versuchen, einen Wiederschein der Ansichten zu geben in der Hoffnung, daß es mir gelingen möchte, den Stein aufs neue ins Rollen zu bringen, damit endlich die Forschung völlige Klarheit schaffe — eine Aufgabe, zu deren Lösung unsere „Heimat" mithelfen könnte.

Wodurch ist das Interesse unserer Anwohner der Nordsee für die Schlacke bedingt? Durch das Aussehen derselben; denn die in Rede stehende Schlacke präsentiert sich als eine dunkelschwarzgraue bis lichtbraune Masse, die mit zahllosen, außerordentlich regelmäßigen, kugeligen Hohlräumen von Stecknadelkopf- bis Erbsengröße und darüber erfüllt ist und von weniger kritisch beanlagten Badegästen ohne

[1]) Vgl. die empfehlenswerte Schrift von Professor Dr. Hippolyt Haas: „Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde," II. Teil, S. 93—95, nebst den beiden gegebenen Abbildungen.

weiteres für einen versteinerten Schwamm gehalten wird (Fig. 1). Die Zellen eines und desselben Stückes sind durchweg einander an Größe gleich. Vom längeren Liegen an der Luft werden die anfangs fast schwarzen Stücke mehr grau, bis sie endlich grauweiß erscheinen oder sich mit einer Rostschicht überziehen. Die Größe der antreibenden Stücke ist sehr verschieden; man findet solche von der Größe einer Haselnuß bis zu Blöcken von 1 m Durchmesser, an 50 kg und darüber schwer, wenn auch in solchen Massen nur selten. Zumeist handelt es sich um faustgroße Stücke, die namentlich an den Strand der friesischen Inseln, die in langer Kette vor der holländischen und schleswigschen Küste liegen, während des ganzen Jahres mit der Flutwelle, nach Stürmen etwas häufiger, am massenhaftesten aber im Spätsommer und Frühherbst, also von August bis Oktober, aufgeworfen werden. Namentlich in dieser Zeit sind fast alle angespülten Schlackenstücke mit grünen Algen (Ulvaceen) und mit Campanularia-Stöcken besetzt, ein Zeichen dafür, daß sie lange auf der Oberfläche des Wassers getrieben haben. Die zahlreichen Zellen, die dem Gestein ein wabenähnliches Aussehen geben, verleihen demselben eine eminente Schwimmfähigkeit, so daß es durch Strömungen und Wellenschlag weit verbreitet werden kann. Das häufige Vorkommen von Kalkröhren des Dreikantenwurms (Serpula triquetra) läßt vermuten, daß die so behafteten Stücke längere Zeit auf dem Boden des tieferen Meeres gelegen haben müssen, weil genannter Wurm nur in größeren Tiefen vorkommt; wie es möglich ist, daß die zu Boden gesunkenen Stücke später wieder ins Treiben kommen, bleibt sonderbar genug. Die den Schwimmschlackestücken oft anhaftenden jungen Gehäuse der Auster (Ostrea edulis) und der klaffenden Feilenmuschel (Lima hians Lov.) sind an sich kein untrüglicher Beweis dafür, daß die Schlacke anfangs am Meeresgrunde gelegen hat, weil die Brut beider Muschelarten in großen Schwärmen an der Oberfläche treibt und sich hier natürlich allen treibenden Gegenständen anhaftet. Lepas anatifera, die sogenannte Entenmuschel (die Schalen bergen allerdings kein Muschel-, sondern ein Krebstier), kommt nur selten auf der Schlacke vor. Das Original zu dem Bilde (Fig. 2) bildet ein besonders wertvolles Schaustück der Sammlung des Lehrers Philippsen zu Utersum auf Föhr.

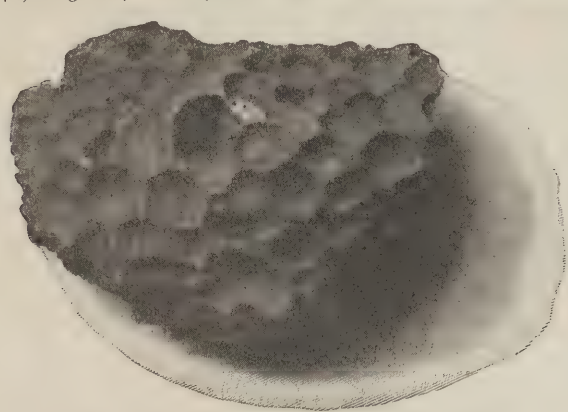


Fig. 1. Poröse Schwimmschlacke der Nordsee.
(Natürliche Größe.)[1]
Photographisch aufgenommen von Lehrer Th. Möller-Kiel.

Seit langer Zeit hat die Herkunft dieser merkwürdigen Schwimmschlacke den Petrographen viel Kopfzerbrechen verursacht; ein Gelehrter darf nämlich auch an den allerunscheinbarsten Dingen nicht achtlos vorübergehen. Petrographisch betrachtet, charakterisiert sich das Gestein als eine Gehlenit-Spinellschlacke, und es ist nur natürlich, daß man die Schlacke für ein vulkanisches Gebilde hielt. Ein Lava-

---

[1]) Die Klischees sind uns von dem Verlage „Natur und Haus," Berlin-Dresden, freundlichst zur Verfügung gestellt worden; die gediegen ausgestattete Zeitschrift sei unsern verehrten Mitgliedern bestens empfohlen.

strom zeigt an seiner Oberfläche, also dort, wo die Erstarrung schnell vor sich geht, eine Rinde von schlackiger, großblasiger, schaumig zerrissener Schlackenlava. Mir sind Proben heller Basaltlava mit Dampfporen aus der Eifel (Ramersdorf bei Bonn, Bausenberg), aus dem Habichtswalde und dunklerer Lava von Medive, Komitat Neograd (Ungarn) bekannt, die, äußerlich betrachtet, in nichts von der Schwimmschlacke der Nordsee verschieden sind. Auch in Mexiko oder Mittelamerika muß eine ähnliche Schlackenlava vorkommen; denn man kennt Statuen von Götzenbildern, die dortige Bewohner aus dieser Lavamasse angefertigt haben. Wo ist aber der vulkanische Herd für die Nordseeschlacke zu suchen? Hier beginnt die Schwierigkeit. Natürlich dachte man zunächst an Island. Allein die Größe und Schwere einzelner Stücke schloß die Identifizierung mit vulkanischen Bomben, die aus dem Krater weit fortgeschleudert werden können, aus, und unter den vom Meere bespülten Lavaströmen Islands findet sich keiner, der eine ähnliche Struktur besitzt. Kapitäne unserer friesischen Inseln glauben ein Gestein der Azoren in der Schwimmschlacke wieder erkannt zu haben; doch sind derartige Mitteilungen immer mit Vorbehalt aufzunehmen. Es ist ferner behauptet worden, daß der Golfstrom die Lava mit sich führe; man suchte aber den vulkanischen Herd auf den Antillen oder in einem submarinen Vulkan. Hier aber bot das Fehlen der Schlacke an den atlantischen Küsten Europas ein zwingendes Hindernis für die Annahme eines derartigen Ursprungs. Man findet nämlich die Schlacke weder an der französischen noch an der irländischen bezw. westenglischen Küste; die südlichste Fundstelle liegt auf Borkum, ein Beweis dafür, daß die Schlacke nicht durch den englischen Kanal in die Nordsee gelangt sein kann. Nach Aussage friesischer Kapitäne treiben bei Irland wohl Bimssteinstücke, nicht aber die aus der Heimat bekannten Lavastücke an; mithin scheint dieselbe auch nicht um die Nordspitze Schottlands herumgekommen zu sein.



Fig. 2. Schwimmschlacke mit der Entenmuschel (Lepas anatifera) und Seemoos (Sertularia argentea). 1/4 d. nat. Größe. (Schaustück aus der Sammlung des Lehrers Philippsen in Utersum auf Föhr.) Photographisch aufgenommen von Lehrer Th. Möller in Kiel.

Je dichter sich der Schleier über die Ursprungsstätten der Schwimmschlacke legte, desto mehr zweifelte man an der natürlichen, d. h. vulkanischen Entstehungsweise derselben, und das umsomehr, als der Leipziger Professor Felix auf Grund mikroskopischer Untersuchungen des Gesteins die Vermutung ausgesprochen hatte, daß man es mit einem künstlichen Produkt zu thun habe. Entweder handelt es sich um die Schlacke der Dampfschiffsheizung oder um ein Nebenprodukt irgend einer Industrie. Ersteres ist wohl ausgeschlossen; denn die antreibende Dampf-

schiffsschlacke sieht ganz anders aus; aber die andere Meinung, die Schlacke sei Nebenprodukt einer Industrie, ist nicht so leicht von der Hand zu weisen. Der Zufall fügte es, daß zwei Forscher zu derselben Zeit (1891), aber völlig unabhängig von einander auf dieselbe und auch wohl einzig richtige Spur gelangten: es waren die Geologen Professor Wichmann in Utrecht und Dr. H. Baeckström in Stockholm. Einstimmig erklärten beide die Schlacke nicht nur für ein Hüttenprodukt, sondern wiesen auch auf dieselbe Ursprungsstelle hin, nämlich auf das Hochofengebiet von Middlebro an der ostenglischen Küste, wo seit den vierziger Jahren die Eisenerze aus den Cleveland-Hills verhüttet werden. Die im Kokshochofenbetriebe gewonnenen Schlacken werden von mehreren Firmen etwa drei Meilen weit in die Nordsee hinausgefahren und dort versenkt. Der größte Teil sinkt sofort zu Boden; der Rest ist infolge seiner blasigen Beschaffenheit befähigt, an der Oberfläche zu treiben. Die Stücke werden mit der Strömung fortgerissen, oder sie treiben vor dem Winde auf und segeln gegen die Küste, wo sie stranden, infolge ihrer Leichtigkeit vom Winde gefaßt und auf den Strand, selbst bis zur halben Höhe der Dünen geworfen werden. Das Hauptfundgebiet erstreckt sich die friesische Küste entlang, namentlich an den Gestaden der vorgelagerten Inseln vorbei; aber auch an der jütischen Halbinsel und an den fjordreichen Gestaden des Kattegat wird die Schlacke, wenn auch nur vereinzelt, gefunden, noch seltener gelangt ein Stück an die norwegische Küste. Das Fehlen der Schlacke an der belgischen und französischen Küste erklärt sich dann ohne weiteres.

Die chemische Zusammensetzung der Schwimmschlacke soll mit der Schlacke von Middlebro übereinstimmen: 30 % Kieselsäure und 2—3 % Schwefelcalcium. Der Schwefelgehalt ist auch die Ursache, daß die Schlacke beim Zerschlagen einen prägnanten Geruch nach Schwefelwasserstoff aufweist. In größeren Blöcken habe ich die Poren mit der gelblich-grünen Lösung von Schwefelwasserstoffgas gefüllt angetroffen, die mir beim Zertrümmern der Stücke um Nase und Ohren spritzte, eine keineswegs dankenswerte Zugabe des Gesteins. Der Geruch nach Schwefelwasserstoff macht sich auch beim Zerschlagen natürlicher Lava bemerkbar. Man hat in der Schwimmschlacke kleine Stücke metallischen Eisens und unverbrannten Kokes gefunden; dadurch scheint die wahre Natur unzweideutig festgestellt zu sein. Noch ein anderer Umstand spricht dafür, daß die Schlacke dem Middlebroer Kokshochofenbetriebe entstammt, nämlich das gänzliche Fehlen derselben in älteren geologischen Sammlungen. Es wäre doch höchst merkwürdig, wenn die so häufig und unter auffallenden Umständen auftretende Schlacke den Forschern früherer Zeit entgangen sein sollte, wo doch heute jeder Badegast wenigstens eine Probe nach Hause mitnimmt. Vielmehr muß man annehmen, daß die Schlacke damals noch nicht unter den Treibkörpern der Nordsee vorhanden gewesen ist. Die Möglichkeit wäre natürlich nicht ausgeschlossen, daß in jüngster Zeit ein submariner Vulkan seinen Krater geöffnet hat; eine viel einfachere Erklärung wird aber wiederum durch die Herleitung der Schlacke aus den Middlebroer Werken gegeben, wenn man berücksichtigt, daß daselbst die Versenkung der Schlacken ins Meer ebenfalls erst seit den vierziger Jahren datiert. Freilich neigte sich unser Landesgeologe Dr. Ludwig Meyn der Ansicht zu, daß die Schlacke ein Naturprodukt bilde, weil der ganze Habitus das Gepräge eines Gebirgssteines trägt und das Ansehen hat, als ob sie von sehr großen Massen losgebrochen wäre. Den entschiedensten Gegenbeweis glaubt Dr. L. Meyn in seiner „Geologischen Beschreibung der Insel Sylt und Umgebung“ durch den Hinweis darauf, daß dasselbe Gestein in einem Hünengrabe an der dünenreichen Nordseeküste bei Cuxhaven als Mitgabe des darin beigesetzten Kriegers ausgegraben worden sei, geliefert zu haben. Dazu schreibt der leider so früh verstorbene Botaniker Professor Dr. Paul Knuth in

seinem Büchlein: „Botanische Wanderungen auf der Insel Sylt" (Tondern und Westerland: F. Dröhse, 1890): „Diese Ansicht von L. Meyn scheint sich nicht zu bestätigen. Wie ich von Herrn Direktor Rautenberg in Hamburg erfahre, ist das Cuxhavener Stück blasiger Schlacke bei Sahlenberg im Amte Ritzebüttel in der Nähe des sog. Galgenberges in einer ringförmigen Vertiefung (Graben?) im Flugsande der Dünen, welche sich bis zum Wehrberg bei Duhnen erstrecken, gefunden worden. Jedenfalls ist es nicht in einem eigentlichen Hügelgrab gefunden und hat somit für die Bestimmung des Alters und der Herkunft dieser rätselhaften Schlacke wohl keinen Wert." (S. 65 und 66.) Wie steht es aber um die Herleitung folgenden Fundstücks? Gleich nach der Ankündigung meines in Schleswig zu erstattenden Referats bekundete Herr Lehrer D. N. Christiansen in Süder-Hostrup bei Feldstedt sein Interesse an der Frage nach dem Ursprung der Schwimmschlacke und schrieb mir auf die ihm erteilte Auskunft über die Frage nach dem Alter der Middlebroer Hüttenwerke wörtlich: „Die betreffenden Hochofenwerke stammen also aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Ich habe nun genau dieselbe Schlacke aus dem alten Seedeich bei Deezbüll erhalten. Dieser Deich bildet die Ostgrenze des neuen Christian-Albrecht-Kooges, welcher in den Jahren 1705 und 1706 landfest wurde. Der genannte Deich bestand bereits vor der Eindeichung des Kooges Seedeich, die gefundene Schlacke muß also noch vor 1705 hineingekommen sein. Wie reimt sich das nun mit der Hochofentheorie zusammen?" Dieselbe Frage richte ich an alle Leser der „Heimat," die sich dazu berufen fühlen, alle, die Interesse an dem diesem Aufsatze zu grunde liegenden Gegenstande haben, aus dem Dilemma zu befreien. Wie sehr man auch sonst geneigt sein mag, sich den von den Professoren Baeckström und Wichmann vertretenen Ansichten über die Herkunft der Schwimmschlacke anzuschließen, so kann man doch wohl nicht behaupten, daß ihre Vermutungen über allem Zweifel erhaben seien, haben doch verschiedene Fachleute, namentlich Beamte von Berg- und Hüttenwerken, denen die Schlacke vorgelegt wurde, erklärt, daß keine Hochofenhitze imstande wäre, eine so regelmäßige blasige Struktur zu erzeugen.

Warum ist es aber so schwer, dem Herkommen gewisser Fundstücke — ich denke dabei zugleich wieder an die eingangs erwähnten Moldavite — auf die richtige Spur zu kommen? Antwort: Dieselben Vorgänge, die der Mensch auf sogenanntem künstlichen Wege — hier durch die Macht des Feuers — hervorzurufen versteht, sind und bleiben stets ein Spiegelbild im kleinen von denen in der großen Werkstatt der Natur.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

32. De Preester un de Köster.*)

Meinem lieben Onkel Christian Sach in Lübeck gewidmet.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett mal kên'n Köster hatt.

Do kümmt dar 'n Mann bi em, de söcht Arbeit.

Ja, secht de Prêster, he hett grg' kên'n Köster; wat he kên Köster bi em ward'n will.

*) Abgedruckt aus der ‚Deutschen Welt' Nr. 28. 1899. Diese Geschichte (vgl. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg II 354 ff.) gehört zu denen, die mir in meiner Kindheit erzählt worden sind, in dem Hause meiner Großeltern Sach in Braak. Ich hatte aber nichts mehr davon in der Erinnerung als zwei Bilder von

Ja, secht de Mann, dar hett he wul Luß tô, awer he hett 'n Fru un söß Kinner. Wenn he de nakam'n laten dörf, un se künnt dar uk mit vun lęben, denn will he dat wul ünnerggn.

Ja, secht de Prêster, dat künnt se; he schall ęr man nakam'n laten.

Do lett he ęr je nakamn un ward Köster bi den Prêster, un in't Kösterhus kümmt he to wąn'n.

Nu ward dat je Winter, un do kümmt je de Tit, wo Swin slacht ward.

Do secht de Prêster mal ên'n Dach to den Köster, wenn de Bur'n slachen dôt, denn schickt se em je ümmer 'n Stück Flêsch hen. Un he mutt ęr je 'n Stück weller henschicken, wenn he slachen deit. Awer wenn he all de Bur'n 'n Stück Flêsch hen schickt, denn behölt he je vun dat ganz Swin sülb'n niks na.

O, secht de Köster, he mutt sin Swin 's abens rech lang' buten häng'n laten, un denn kann he je man segg'n, dat 's em stal'n. Denn dörf [25]) he de Bur'n je niks afgęben.

‚Ja,' secht de Prêster, ‚dat 's uk wąr, dat geit.'

As de Prêster nu slacht hett, do lett he dat Swin 's abens je rech lang' buten häng'n, bet dat balkendüster is.

Do kümmt de Köster awer un hąlt sik dat Swin wech. Un as he nahęr hen geit, de Prêster, un will dat Swin rin hal'n, do is sin Swin wech.

He je hen na 'n Köster. ‚Si so!' sech 'e, ‚du heß mi wat schöns angęben. ‚Ik schull min Swin rech' lang' buten laten, un nu hebbt s' mi dat stal'n.'

---

einer toten Großmutter: eins, wie sie aufrecht im Kleiderschrank steht, und eins, wie sie zu Pferde, mit einem großen Messer in der erhobenen Rechten, auf ein Haus zujagt und mit dem Messer oben in den Thürbalken fährt. Alles übrige hatte ich vergessen. Ich wußte aber, daß die Geschichte einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatte, und deshalb war es mir bei meinen Nachforschungen in erster Linie gerade um sie zu thun. Jetzt ist sie mir und zwar vollständiger als früher erzählt worden von einer alten Frau in Sagau. Mit dieser Alten ist es mir eigen ergangen. Als ich das erste Mal in Sagau war, um mich zu erkundigen, ob es dort eine Frau des Namens gebe — ich war auf sie aufmerksam gemacht worden —, da erzählte sie mir, nachdem sie abends vom Kartoffelsammeln heimgekommen war, in der Aufregung gleich zwei Geschichten, darunter diese. In der Aufregung, denn wie sie hörte, es sei ein Herr da, der sie sprechen wolle, war sie in Angst, daß ich gekommen sei, sie zu arretieren. ‚Och Gott, wat will he,' sagte sie, ‚he will mi doch ne mitnęmen? Ik heff je doch ne stal'n un niks.' Wie ich dann aber nach einigen Tagen wieder kam und recht was zu fischen hoffte — denn diese Geschichte hatte mein Verlangen noch mehr erweckt, und das alte Weib hatte einen Goethekopf —, da wies sie mich, während sie ihren Erbsenbusch zusammenschleppte und von den Ranken reinigte, schnöde ab. ‚Lütt Kinner,' sagte sie, ‚vertell ik wul wat, grot Lü' ne. Wat schall dat bedüd'n? Is dat Gott's Woort? Se künnt je man in 'e Biwel lesen!' Und dabei blieb sie. Den großen Kuchen, den ich für sie mitgebracht hatte, wies sie stolz zurück. Ebenso ein Geldanerbieten, obgleich sie, wohl nicht ganz ohne eigene Schuld, so arm ist, daß sie nach Zigeunerart sich des Nachts Igel fangen soll, um sich das Fett auszubraten. Seitdem bin ich noch mehrmals wieder da gewesen, aber sie weigert sich standhaft. Und wenn sie vorher Wind davon bekommt, daß ich im Dorf bin, rückt sie einfach aus. Sie ist, um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen, anders als andere Menschen. In der Kate, in der sie mit andern Familien zusammen wohnt, geht sie nicht über die gemeinschaftliche Diele, sondern durchs Fenster, hinter dem sie sich einen Aufbau aus Ziegelsteinen gemacht hat. In ihrer Stube herrscht eine nicht zu beschreibende geniale Unordnung. Vor allem gilt sie als launisch und eigensinnig. ‚Och, de ol Dööwel is je dwatsch, dat se niks vertell'n will. Awer wat se ne will, dat deit se ne.' Wie man aber über ihre geistigen Fähigkeiten denkt, dafür ist folgende Geschichte bezeichnend. Als mal ein Bauinspektor ins Dorf kommt zur Baubesichtigung (das Dorf Sagau ist, wie Griebel, ein Fideikommiß des Großherzogs von Oldenburg) und er bemerkt die Alte in ihrer zigeunerhaften Gewandung — ein kurzer Rock, unter dem das Hemd hervorguckt —, da fragt er eine der Miteinwohnerinnen, mit der Alten sei es wohl nicht ganz richtig, die sei wohl ‚ne rech klook.' Und was wird ihm zur Antwort? ‚De? Ja, Herr Enspektor, de is klööker as Se!'

‚So is 't rech!' secht de Köster, dar schall he man bi blib'n.

Ne, secht de Prêster, he mênt dat so, sin Swin is wech.

Ja, secht de Köster weller, so mutt he segg'n, wenn de Bur'n dat löb'n schüllt.

Un dar geit de Köster ne vun af, de Prêster kann segg'n, wat he will.

Do denkt de Prêster toletz, de Köster bêrt man so [1]) un will em man ne verstgn: he hett dat Swin am Enn' sülb'n stal'n. Un do fall't em mit 'n mal in, dat de Köster em dat je grg' angeben hett, dat he sin Swin rech lang' buten laten schull, un do denkt he: ‚Dat Swin, dat hett anners nüms stal'n as de Köster.'

Nu gruwelt he dar je ümmerlos öwer na, wo he dat rut krigen will.

Toletz, do denkt he, he will segg'n, he mutt up 'n pgr Dag verreisen, un denn will he sin ol Grußmudder int Klederschapp [2]) krigen un dat Schapp so lang' bi den Köster henstell'n. Un denn schall de Olsch er belur'n.

Na, he kricht sin ol Grußmudder je int Klederschapp, gifft er so vel Brot un Kees mit, dat se vör 'n pgr Dgg wat to leben hett, un do geit he hen na 'n Köster un secht, he mutt up 'n pgr Dag verreisen, wat he sin Klederschapp dar man so lang' bi em henstell'n schall. [26])

Ja, secht de Köster, dat kann dar je gêrn so lang' bi em stgn.

Do ward dat Schapp je röwer transpertêrt un in den Köster sin Stuw henstell't, un de Prêster reist af.

Nu 's abens, as de Köster mit sin Fru un Kinner an 'n Disch sitt, un se dôt sik dar rech wat bi to gô', bi dat Swinflêsch, do secht ên vun de Jungs: ‚Vadder, wat smeckt ênmal den Prêster sin Swinflêsch sôt!'

As dat de Olsch hört int Klederschapp, do ballert se an de Dör un röppt: ‚Denn hebbt ji Takeltüch dat doch stal'n! Dat he' 'k mi dusen nog [3]) dacht.'

De Köster de verfêrt sik [4]) un secht: ‚Si so, nu 's 't Spill verraden! Wat stell' wi nu up?'

He mgkt dat Schapp apen un gifft de Olsch ên'n mit 'n Hamer vör 'n Kopp. Un do pruppst he er so vel Brot un Kees in 'n Hals, as dar man jigg'ns [27]) rin geit, dat de Prêster mên'n schall, se hett sik dar an stickt. Un do mgkt he dat Schapp weller tô.

As de Prêster nu wa' trüch kümmt vun sin Reis' un he mgkt dat Schapp apen to Hus un will de Olsch utlaten, do steit se dar je nu is dot un hett den ganzen Hals vull Brot un Kees.

‚Wat ênmal 'n Stück Arbeit!' denkt de Prêster. ‚Wenn dat utkümmt, dat bringt je 'n bösen Upwand.' [5])

He hen na 'n Köster un secht, sin ol Grußmudder hett Brot un Kees eten un hett sik dar an stickt. Hê schall er doch wechbring'n un inpurr'n, dat dar doch man blots kên Minsch wat vun to weten kricht. He will em uk hunnert Daler geben.

Ja, gêrn, secht de Köster, dat will he wul dôn. Un de Prêster gifft em hunnert Daler.

Nu 's abens, as dat düster is, do bricht he je los mit de Olsch. Eers bêrt he so, as wenn he mit er na 'n Kirchhoff will. Awer as he den Prêster ut 't Og is, do bögt he awwas [6]) un bring't er na den Prêster sin Backhus hen — den Prêster sin Kökschj hett 'n annern Morgen backen wullt, dat hett he weten, de Köster — un dar stell't he er vör 'n Backtroch hen, mit bei' Arms in 'n Dêch.

Annern Morgen, as de Köksch na 'n Backhus geit un se mgkt de Dör apen, do steit de Olsch dar je.

Na, denkt se, wenn Grußmudder al sülb'n bi is, denn kanns du je wiltdes wat anners dôn. Un darmit kêrt se üm un kümmt weller in 'n Huſ' an.

‚Na,' secht de Prêster, ‚wat hett dat up sik? Wi wull'n je doch backen vunmorgen.[28]) Schall dat no' ne los gan?'

‚Ja,' sech' se, ‚Grußmudder is al sülb'n bi to backen. Denn kann ik je man min anner Arbeit dôn.'

De Prêster verfêrt sik je un geit sülb'n hen.

Richti, do steit de Olsch dar vör 'n Backtroch, de Ärmeln upkrempelt un bei' Arms bet an 'n Ellbagen in 'n Dêch.

Den Prêster treckt de Greſen dör. He sleit gau de Dör wa' tô un dat na 'n Köster hen.

‚De Olsch is weller kam'n,' sech' 'e, ‚se steit in 'n Backhus un backt. Wat stell' ik ênmal up?' Un he bidd't den Köster, he schall er doch wa' wech bring'n un inpurr'n, he will em uk noch mal wa' hunnert Daler geben.

‚Ja, gêrn,' secht de Köster, ‚dat schall wul besorgt ward'n.'

Na, 's abens, as dat düster is, do slept de Köster je wa' los mit de Olsch un slept er na den Prêster sin'n Kôrnbön rup. Dar stellt he er bi 'n Wêtendutt hen un gifft er 'n Schüffel in 'e Hänn', as wenn se bi den Wêten to schüffeln is. Un do makt he dat ên Finster apen, streit 'n par Handvull Wêten buten rut, un do makt he sik ut 'n Smok.[7])

Annern Morgen, as de Prêster sin Finster apen makt un will mal int Weder kiken, do ward he den Wêten je war.

‚J,' denkt he, ‚wo kümmt de Wêt dar hen?'

He kikt ünnerhöch[8]) — do steit dar 'n Finster apen up 'n Bön.

‚Dôwel,' denkt he, ‚wat hett dat to bedüd'n?'

He to Bön an un makt de Dör apen: do steit des Dôsters de Olsch wa' dar un is bi 'n Wêten to schüffeln.

He wa' hen na 'n Köster un secht: ‚De Olsch is wa' dar. Se steit up 'n Bön un schüffelt den Wêten ut 't Finster. Wo schall ik er ênmal vun 'n Liw los ward'n?' Un he bidd't den Köster so vel, he schall er doch wa' wechbring'n un dêp inpurr'n. He will em uk noch mal wa' hunnert Daler geben.

De Köster secht je wa' ja un kricht je weller sin hunnert Daler.

's abens, as dat düster is, do sett he sik je wa' af mit de Olsch. Un do bring't he er na sin Hus hen, un dar verstickt he er.

Annern Dach, do kümmt dar 'n Juden bi em mit 'n groten Packen up 'n Nacken. Un de Köster köfft em Büxentüch af vör sin Jungs.

As he sin'n Packen weller tôknütt hett, de Ju', do frôcht de Köster em, wat he al bi den Prêster weß is.

Ne, secht de Ju', dar mach he ne hengan.

O, worüm dat ne, secht de Köster, de Prêster nimm't em doch uk sachs[29]) wat af.

Ja, secht de Ju', denn will he awer êrs mal to Wêrtshus un will sik Môt drinken.

As de Ju' nu wech is — sin'n Packen hett he so lang' bi den Köster laten —, do kümmt de Köster bi un packt de Olsch mit na den Packen rin, un do knütt he den Packen weller tô.

As de Ju' wa' trüch kümmt ut 't Wêrtshus un he nimm't sin'n Packen up 'n Puckel,[9]) do is he je so swar, de Packen.

He denkt awer, dat kümmt darvun, dat he sik int Wêrtshus ên'n uppackt hett, un slept je mit sin'n Packen los.

Nu kümmt he je bi den Prêster an un makt sin'n Packen apen. ‚Nehmen

Sie dies, Herr Pastor,' sech' 'e, ‚das ist fein. Oder nehmen Sie dies,' sech' 'e, ‚das ist noch feiner.' Un so nimm't he ümmer ên Stück na 'n annern ut sin'n Packen herut. ‚Nehmen Sie dies,' secht he toletz, ‚das ist das allerfeinste.' Un so'as he dat Stück herut nẹm'n deit, kümmt de Olsch to Ruum.

De Ju' lett sin'n Packen in Stick un makt, dat he ut 'n Huſ' kümmt. Un de Prêster hett de Olsch je weller up 'n Liw.

He je wa' hen na 'n Köster un klagt em dat, wo em dat geit mit de Olsch. Un he bidd't em so vẹl, he schall ẹr doch wa' wech bring'n un schall ẹr so dêp inpurr'n, dat se sin Dag ne weller kümmt. He will em uk noch mal wa' hunnert Daler gẹben.

Na, de Köster secht dat je weller tô un kricht je wa' sin hunnert Daler.

's abens, as dat düster is, do puckelt he je weller mit de Olsch af. Un do bring't he ẹr hen na den Prêster sin Wei'koppel. Dar hett den Prêster sin ol Töt [10]) up 'e Wei' gan mit ẹr'n twêjöri'n Fal'n. [11]) Un do kümmt he bi, de Köster, un snall't de Olsch up den Fal'n faß un gifft ẹr 'n Gaffork [12]) ünnern Arm.

Nu hett de Prêster den annern Dach utriden wullt, un 's morgens — dat 's noch so in 'n Schummern [13]) weß —, do geit he hen un will sik de Töt vun de Koppel hal'n.

As he na de Koppel kümmt, do steit de ol Töt al vör an bi 'n Slabbôm. [14]) De Fal, wo de ol Grußmudder up sẹten hett, hett bet awwas [15]) gan, un de Prêster hett sik wider ne an em kêrt.

Nu kricht he de ol Töt den Halter [16]) je üm un sticht up. Un as he ut 't Dôrlock ritt, do kikt he sik mal üm, wat de ol Fal uk wul nakam'n deit — alleen hett de Fal dar je ne bliben kunnt up 'e Koppel —, do ward he de Olsch je war.

He schütt in ên'n Dutt [17]) un gifft de ol Töt de Hacken. Awer de Fal kümmt je achter de Töt an lopen, un up den Fal'n sitt de Olsch je up mit de Fork, as wenn se den Prêster dar mit dörjagen will.

Den Prêster kamt de Har to Barg, un he lett lopen, all' wat 't Tüch hol'n will. Awer de Fal kann je duller lopen as de ol Töt, un de Olsch mit de Fork kümmt em je ümmer neger up 'e Hacken.

Toletz, up 'e Hostẹ', [18]) is de Olsch al ganz kort achter em, un dar fẹlt niks an, un he kricht de Forkentinn'n [19]) twischen de Ribb'n. Awer to 'n Glück'n hett de Grotdör man half apen stan. Un wilt [20]) de Prêster up de ol Töt na de apen Dör rin flutscht un na de Grotdẹl rup sus't, wiltdes fart de Olsch mit de Fork gegen de tô [21]) Dör an, un vun den Stot flücht de Olsch achteröwer, un de Fal steit still.

Nu de Prêster je weller na 'n Köster hen un klagt em, wo em dat geit mit de Olsch, un wat he vör 'n Angs utstan hett. Un he bidd't em vun Himmel to Eer, he schall ẹr doch wa' wech bring'n. He will em uk noch mal wa' hunnert Daler gẹben. He schall ẹr awer noch vẹl dêper inpurr'n; süß kümmt se doch weller.

‚Na,' denkt de Köster dunn, ‚na diss'n [22]) heß em je wul nog extert.' [30]) Un do bring't he de Olsch hen na 'n Kirchhoff un purrt ẹr dar in. Un do is se uk ne weller kam'n. —

'n par Dag nahẹr, do geit de Prêster mal öwer 'n Kirchhoff, un do sünd de Jungs dar to spẹl'n, den Köster sin Jungs uk mit. Un as de Prêster dar verbi geit, do secht de ên Kösterjung gra' to de annern Jungs: ‚Min'n Föten un din'n Föten, [23]) un min Vadder hett den Prêster sin Swin stal'n.'

‚Wat sẹ's du dar ẹben?' secht de Prêster. ‚Sech dat noch mal, min Jung.'

‚Ja,' secht de Jung, ‚ik sẹ wider niks as: ‚Min'n Föten un din'n Föten, un min Vadder hett den Prêster sin Swin stal'n.'

‚Min Jung,' secht de Prêster, ‚hier heß du 'n Daler, denn sech dat Sünndach in de Kirch noch mal. Ik sech denn, wenn de Prȩdig ut is: ‚Jetzt wird ein unmündig Kind aufstehen, und was das Kind sagt, das ist die Wahrheit.' Un denn sechs du dat.'.

Na, de Jung de löppt je mit sin'n Daler hen to Hus un wis't sin Vadder den'.

‚Jung,' secht de Köster, ‚wo büß bi den Daler kam'n?'

‚Ja,' secht de Jung, ‚den' he' 'k ȩben vun 'n Prêster krȩgen. Ik schall Sünndach in de Kirch segg'n: Min'n Föten un din'n Föten, un min Vadder hett den Prêster sin Swin stal'n.'

‚Jung,' secht de Köster, ‚du ünnersteis di ne un sechs dat. Wenn he di upropen deit, de Prêster, dat du dat segg'n schaß, denn sechs du: ‚Min'n Föten un din'n Föten, un de Prêster hett den Köster sin Swin stal'n.' [24])

Na, sünndg's, as de Prȩdig ut is — de Prêster steit noch up 'e Kanzel —, do secht he: ‚Jetzt wird ein unmündig Kind aufstehen, und was das Kind sagt, das ist die Wahrheit.' Do steit de Jung up un secht: ‚Min'n Föten un din'n Föten, un de Prêster hett den Köster sin Swin stal'n.'

Do haut de Prester up 'e Kanzel un röppt: ‚Dat 's hal mi der Dôster ne wgr!' un darmit vun de Kanzel raf un ut de Kirch herut.

Vun de Tit an hett he den Köster tofrȩden laten mit dat Swin.

Nach Frau Anna Schl. geb. Kloth in Sagau, geb. 1828 in Sagau (s. Nr. 30).

Anmerkungen: [1]) geberdet sich, thut nur so. [2]) Kleiderschrank. [3]) Der Ausdruck ist gemischt aus ‚das hab' ich mir tausendmal gedacht' und ‚das hab' ich mir genug gedacht.' [4]) erschrickt. [5]) Aufsehen. [6]) biegt er abwärts d. h. abseits. [7]) aus dem Staube, eigtl. Rauch. [8]) statt ‚in de Höch.' [9]) Rücken. [10]) Stute. [11]) Fohlen, Füllen. [12]) eigtl. Garwfork, zweizinkige Forke (Gabel) für Garben. [13]) in der Dämmerung. [14]) Schlagbaum. [15]) weiter abseits. [16]) Halfter. [17]) schießt in einen Haufen d. h. fährt zusammen. [18]) Hofstelle, eigtl. ‚Hofstȩ'. [19]) Forkenzinken. [20]) während. [21]) die zu'e Thür d. h. die zugemachte. [22]) nach diesem d. h. nachgerade. [23]) Dieser Ausdruck wird jetzt nicht mehr verstanden und ist ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie treu das Volk beim Weitererzählen an der überlieferten Form festhält. Es ist offenbar eine alte Beteuerungsformel, deren Bedeutung sich ergiebt aus einem Zitat in Lübbens mnd. Wörterb. unter vot: ‚Wer von ihm etwas anderes wüßte als Ehrenwertes, der sollte kommen un setten sine Fööt bi den sinen,' d. h. ‚der sollte vor Gericht neben ihm erscheinen und den Rechtsstreit beginnen.' [24]) Die Erzählerin gebrauchte einen Ausdruck, der sich an dieser Stelle nicht wiedergeben läßt. [25]) braucht. [26]) darf. [27]) sprich: jing's, irgend. [28]) heut Morgen. [29]) vielleicht. [30]) gequält, abgehetzt.

Nachtrag zu Nr. 31. De klook Bur. In Svend Grundtvigs dänischen Volksmärchen (Bd. 1 übers. von W. Leo, Bd. 2 von Ad. Strodtmann) findet sich 1, 77 ff. eine vollständigere Fassung (‚Der Schatz') folgenden Inhalts.

Ein armer Bauer findet beim Pflügen einen Kasten mit Geld. Seine Frau kann nicht schweigen, und das Gerücht kommt auch dem Gutsherrn zu Ohren, dem der Acker gehört. Wie der Bauer eben in die Stadt gefahren ist, erscheint der Gutsherr, um sich zu erkundigen. Die Frau gesteht ihm offen, es sei so, und erzählt nachher auch ihrem Mann, was sie dem Gutsherrn gesagt habe. Der Mann fährt am nächsten Tage mit seiner Frau zur Stadt, belegt dort sein Geld, kauft dann Semmeln, die er in seinen Futtersack steckt, und fährt abends wieder heim. Die Frau, die er im Wirtshaus gut traktiert hat, schlummert den ganzen Weg. Als sie eine Strecke gefahren sind, wird sie durch eine Semmel geweckt, die ihr auf den Kopf fällt, und dann wieder durch eine, die ihr in den Schoß fällt, und so oft sie wieder einnicken will, wird sie aufs neue durch herabfallende Semmeln geweckt. Sie glaubt, daß es Semmeln regnet, und ihr Mann bestärkt sie in dem Glauben. Wie sie an dem Hof des Gutsherrn vorbeifahren, wird die Frau durch den Schrei eines Esels geweckt. Der Mann macht ihr weis, es sei der Gutsherr, der so schreie, weil er von dem Teufel gepeitscht werde, dem er die schuldigen Zinsen nicht bezahlen wolle. Als sie daheim sind, lügt der Mann ihr vor, er habe in der Stadt gehört, daß der Feind ins Land gebrochen sei und noch diese Nacht da sein werde. Sie solle sich im Kartoffelkeller verkriechen. Dann geht er mit seiner Büchse in den Hof und ruft und schießt die ganze Nacht hindurch, und am andern Morgen erzählt er seiner Frau, es habe eine große Schlacht stattgefunden. Nach einigen Tagen kommt der Gutsherr wieder. Der Bauer will kein Geld gefunden haben. Der Gutsherr beruft sich auf die Aussage der Frau. Ja, mit der sei es nicht ganz richtig. Nun wird die Frau gerufen. ‚Ja,' sagt sie, ‚ich war selbst mit

in der Stadt, als wir das Geld belegten.' ‚Wann war das?' ‚Ja, das war damals, als es abends Semmeln regnete.' ‚Unsinn!' sagt der Gutsherr, ‚wann war das?' ‚Ja, das war an dem Tage vor der großen Schlacht.' ‚Ach was, Schlacht!' sagt der Gutsherr, ‚wann war es, daß ihr in der Stadt gewesen seid?' ‚Ja, das war an demselben Tage, als Euch abends der Teufel peitschte.' Da ist der Gutsherr überzeugt, daß sie verrückt sei, und reitet fort. Der Bauer aber kauft sich für sein Geld in einer andern Gegend einen großen Hof.



Mitteilungen.

1. Hausinschriften in Apenrade.[1])

I. Fischerstraße 150.
Jch trav und bav auf Gott allein,
Gott soll allein mein Helffer sein.
Anno 1779.

II. Süderthor 160.
Solo Deo gloria.
Alles was Du thust, bedenke das Ende,
Greif weislich an und sey behende,
Sei fürsichtig und halte Dich schlegt
Sei auch nicht zu hastig und bedenke Dich regt.
Anno 1772.
Jacob Schwenesen.
Catharina do.

III. Süderthor 162.
Solo Deo gloria.
Wie Gott es fygt
Bin ich vergnygt.
Anno 1772.

IV. Süderstraße 192.
Wer Jesum liebt
J. R. Und veste traut C. F. R.
Hat hier und ewig
Wohl gebaut.
d. 3. Juli 1744.

V. Fischerstraße, Hofplatz des Dr. med. Wiemer.
Wer Gott vertrawt
Hat wol gebawt.
Gott allein die Ehre.
A. R. Anno 1665. M. R.

VI. Schloßstraße 240.
Mach zwar Mancher mich beneiden,
Was mir Gott gönnd müssen sie leiden.
Anno 1798.

VII. Schloßstraße 248.
An Gottes Segen ist alles gelegen.
Viel Leute um mich, bekümmern sich
Und hätten wol, beyde Händ voll
Jn ihrem Haus, zu fegen aus.
Nar, straf erst dich, alsden fein mich.
Vor Deiner Thür, kehr mit Gebühr,
So wird bald rein, die gantze Gemein.
Hans Petersen Schade.
Botela Hansens Schade.
Soli deo Glori.
Anno 1733.

VIII. Schloßstraße.
Dominus protechtor Meus.
Anno 1767.

IX. Neuestraße.
Gott allein,
sonst Niemandt mehr,
vollkommen ist,
dem sey die Ehr.
Anno 1750.
S. D. G.

X. Neuestraße.
Hätten mich has, leid, neid gefressen
So hätt man meiner längst vergessen.
Anno 1748.

XI. Neuestraße.
Ach laß Herr Christ
Zu jeder Frist
Nach Deinem Wort uns gehen.
Jürgen Thomsen.
Maria do.
Anno 1740.

XII. Große Töpferstraße.
I. Paral. 18, 16.
Wer bin ich Herr Gott
Und was ist mein Havs
Daß Du mich bis hieher gebracht hast.
E. Anno 1743. S.

XIII. Kleine Töpferstraße.
Hilff Gott das ich meinen Feind
mit Sandfftmuht überwinde.
Anno 1757.

XIV. Neuestraße.
Jch trau und bau auf Gott allein
Gott wirdt allein mein Helffer seyn.
Anno 1767.

XV. Wollesgasse.
Soli Deo Gloria.
Wenn Neid und Haß dich plagen
So solt du nicht verzagen
Will Gott dich Hoch erheben
Mag Niemand Wider-Streben.
Anno 1755.

Hamburg. Robert Körner.

---

[1]) Die Jnschriften sind genau mit den vorhandenen Fehlern und Mängeln abgeschrieben.

2. **Schülp und Luhnvieh.** Zu den im heutigen Plattdeutsch gänzlich außer Gebrauch gekommenen Grundwörtern gehört das im Mittelniederdeutschen überaus häufige vi, auch vie, vy, fy, fyy, vihe (vigge?) geschrieben. Während die Urkunden und sonstige ältere Schriftwerke diese Schreibart aufweisen, ist in neuerer Zeit, nachdem das Wort aus der Umgangssprache verschwunden war und nur nach dem Klang aus der Überlieferung niedergeschrieben wurde, vielfach die Schreibung vieh aufgekommen, welche völlig irreleitend ist. Da mit vi gebildete Orts- und Flurnamen aber in ganz Nordwestdeutschland reichlich vorkommen und das Wort auch für sich in Urkunden mehrfach angetroffen wird, so läßt es sich unschwer entweder aus der örtlichen Beschaffenheit der betreffenden Gegend oder aus dem Zusammenhange deuten. Da heißt es z. B. in einem mnd. Schriftstück: Dat stichte (Stift) hefft in erste V. stige tynsswine (Zinsschweine) alle yare uth deme vy — und die Bewohner heißen etwas weiter „de vilude." Weiter findet sich ein „ellhornsvy" und ein Viehland bei Bremen. Doch braucht man über die Grenzen Holsteins zwecks Deutung des Namens garnicht hinauszugehen. Auf der Hademarscher Feldmark z. B. giebt es ein „Grote Vie," „grote Viewisch" und „Käthners Viewisch"; ferner heißt eine Stelle im Dorfe Kopperpahl bei Kiel Viehdamm und eine in der Nähe belegene, jetzt Kopperpahler Teich genannte moorige Niederung hieß in älteren Urkunden aus dem 13. Jahrhundert: Kopelparer vi. In einer andern Urkunde wird dat fyy unde strut uppe der heide erwähnt. Als weiteren Beleg kann man noch Hohenwestedt, ehemals Hogen Wistede, und Lütken Wistede anführen. Wi und Vi sind sicher dasselbe Wort. Aus alledem geht ohne Zweifel hervor, daß man im Mittelalter und im Anfang der Neuzeit unter vi einen Bruch oder moorige Niederung oder auch schlechthin Moor verstanden hat. Die Zusammensetzungen mit diesem Grundworte vi sind mannigfacher Art: Viehburg bei Kiel, das schon erwähnte Viehdamm und Luhnvieh, Hof an der Luhnau bei Rendsburg. Ganz versteckt liegt es auch in dem mehrfach als Dorf- und Flurname auftretenden Schülp, vormals Scullebi, Sculleby und Scullebvi. Da es sich hierbei um Namen außerhalb des dänischen Sprachgebietes (Jevenstedt, Kiel, Rendsburg) handelt, so ist das by oder bi als eine Art von Analogiebildung nach dem dänischen by und die Form Scullebvi als die allein richtige anzusehen. Kommt doch auch Lunebi statt Lunevi (jetzt Luhnvieh) vor. So ist es z. B. auch grundfalsch, Namen wie Harkamp, Haardörp (vgl. Unner'n Haardörp in Hademarschen) mit dem dänischen hare = Hase in Verbindung zu bringen. Wahrscheinlich liegt hier hor = Schlamm, Kot zu grunde. — Doch zurück zu Schülp: Aus Scullebvi wurde durch Kontraktion Schülp, wobei sich aus dem hinten fortgefallenen i sprachgesetzlich ganz folgerichtig auch der Umlaut ü entwickelt hat, ähnlich wie aus dem ahd. gasti Gäste geworden ist. Daher ist auch die Ableitung von schelp = Schilf zu verwerfen. Es handelt sich nun noch um die Deutung von Scule, Schul. Auch diese ergiebt sich auf einfachem Wege. Es ist das niederdeutsche schule, schul[1]) ein Versteck oder Schutzort, etymologisch jedenfalls verwandt mit dem noch gebräuchlichen Zeitwort „schulen," d. h. aus dem Versteck oder Verborgenen sehen, damit es der Angesehene nicht merke. Verwandt ist auch das dänische skjule = verstecken. Wie nun „schulen" von Schul, so ist sicher auch „schülpern" von „Schülp" abgeleitet. Was „schülpern" bedeutet, weiß jeder, ohne daß er über die Etymologie des Wortes belehrt zu werden braucht. Zu zweien oder in einer langen Reihe angefaßt im Gleichschritt über das dünne Eis laufen, so daß es gehörige Wellen wirft, oder auf einer einzelnen Scholle auf und nieder zu balancieren, dieses ebenso beliebte als gefährliche Spiel nennt man bekanntlich so. Ebenso schülpert auch ein Moor (vgl. Klaus Groths Dichtungen) und kann man auf einer dünnen Moordecke schülpern. — Nachdem ich nun das „Vieh" von allen Seiten beleuchtet habe, wird der Leser wohl auch gerne erfahren, was für eine Bewandtnis es mit dem „Luhnvieh" und mit den verwandten Namen Luhnaue und Luhnstedt haben mag. Ich halte das darin steckende Bestimmungswort für den Namen einer hier zu Lande sehr verbreiteten Wasserpflanze, deren lateinischer Name Veronica Beccabungae lautet (aus dem hochdeutschen „Bach-bunge" gebildet und also wohl „Männertreu an der Fischreuse [Bunge] im Bach" bedeutend), und deren niederdeutscher in der Form „luneke" — scheinbar einem Diminutivum von lun oder lune — bezeugt ist. Verwandt ist diese Pflanze mit anagall. aquat. Wasserpflanze und Moor (Bruch) reimen sich wohl zusammen, und so wäre es für mich sehr interessant, zu erfahren, ob die betreffende Wasserpflanze in unserem Lande auch heute noch im Plattdeutschen lun, lune, luneke oder ähnlich genannt wird.

Kiel. Dr. A. Gloy.

3. **Eine Erinnerung aus der Zeit von 1848—50.** Ein Mann, der den schleswig-holsteinischen Krieg als Dragoner mitmachte, erzählt: Dat weer, as wi mit uns' Armee in Jütland legen, dar kreg eenmal de Leutnant von uns' Swadron den Befehl, Stroh för

[1]) Ein ganz anderes Wort ist selbstverständlich die Schule, Lehnwort aus dem lateinischen schola.

dat Biwak uptodriwen. He nöhm eenige Lür ik datwischen, mit sik, un bald harrn wi een schönen Burnhof funn'n. Dat dur ok garnich lang, so weer een grot För (Fuder) Stroh uplad. Nu schull de Bur sien Peer ut 'n Stall kriegen un dat Stroh an Ort un Stell bringen. Da denk sik œwer eener de Bosheit an! He sä, he harr keen Peer, de weern weg. „Da's 'n schön Geschich," sä de Leutnant to mi, „wat nu?" „Och wat," sä ik, „Peer mütt daher! Latn's mi man maken, de Bur will blot sien Peer nich raffrücken." In de Tid weer ok de Smid ut de Nahwerschop hentokam. He sä ok, dat keen Peer dar weern. „Töf," sä ik, „ji Lumpnhunn, ji sind beid een paar düchtige Kerls; een, twee, dree spannt ju vörn Wagen un föhrt dat Stroh an sien Ort!" Darbi lang ik ehr „smarks, smarks" een paar mit een Pitsch œwer den Puckel. Se wulln erst nich, doch de Pitsch dö dat Nödige. Se harrn œwer den Wagen noch keen Stuv bret trocken, as de Smid den Strang falln löt, den Burn in 'n Bostn tofaten kreeg, em schüttel un darbi röp: „Glöövst du fule Knast, dat ik dien Stroh släpen will? Woto heft dien dicken Peer?" Wi füng'n luthals an to lachen. De Bur hal sien Peer ut 'n Verstek, un allns weer god. „Du büst een Baskerl," sä de Leutnant. Uns' Lür œwer weern froh, dat se Stroh harrn.

Kiel. G. F. Meyer.

4. **Plattdeutsche Rätsel.**

1. Wat is dat, wat up'm Fel'n liggt, vun dat man all de Ripp'n tell'n kann? [Plögt Land.]
2. De dat makt, de behöllt dat nich, de dat kriegt, de weet dat nich, de dat drägt, de wüllt dat nich. ['n Sarg.]
3. 'n ganz'n Stall vull brun Peer un dar 'n hölten Heier vör. ['n Backaben vull Brot.]
4. Isern Peerd mit 'n flesf'n Steert. [Nähnadel mit Faden.]
5. Grotjohann Lang'n lett de Stang' hang'n, weiht de Wind, so fleugt de Stang'n. [Ziehbrunnen.]
6. Gröner as Gras, Witter as Flas, Spitzer as 'n Klockturm. [Binse, deren Mark weiß gefärbt ist.]
7. Wat run rum um Hus löpt un kiekt in alle Löcker. [Sünn.
8. Wat dörch 'n Tuun krüpt un rögt keen een Tweeg an. [Sünn.]
9. Binn'n blank un buten blank, do Blaut un Fleesch mang. [Fingerhut.]
10. Hölten Hus mit 'n isern Dör, fiev sünd dar in un fiev sünd dar vör. [Häckselade.]

Hamburg. W. Fricke.

5. **De Mund in 'e Püntj.** Im Jahrgang 1898 der „Heimat" S. 192 veröffentlichte Herr Eschenburg in Holm eine Erzählung aus dem Volke: „De Mund in 'e Püntj." Im Fürstentum Lübeck hörte ich so erzählen: Eine Hausfrau erwartet Besuch. Da sie im Dorfe wegen ihres großen Mundes verschrieen ist, übt sie schon am Tage vorher, beim Sprechen einen möglichst kleinen Mund zu machen. Die „Köksch" fragt: „Fru, wat schall ik morgen kaken?" Fru: „Ebsen!" (sehr kurz gesprochen). Köksch: „Wat?" Fru: „Ebsen!" (ebenso). Köksch: „Wat?" Fru (ärgerlich): „Arfen! du Deuwel! (breit) gah hen un bestell de Frömm aff."

Kiel. G. F. Meyer.

6. **Die Jagler als „Schildbürger."** Die Jagler (Jagel bei Schleswig) sind ehedem durch ihre tollen, dummen Streiche bekannt geworden. Bei alten Leuten der Umgegend heißen sie heute noch im Scherz „de dollen Jagler." Müllenhoff weiß nur die Geschichte, laut welcher erst ein Sperling die Jagler darüber belehren muß, wie man einen Balken in ein Haus transportiere, zu erzählen. Es kursieren aber noch andere Geschichten im Munde der Leute, welche dem Leser der „Heimat" vielleicht nicht ohne Interesse sein werden.

a. Die Jagler Wippe. Jagel war früher mit einem Wall umgeben. Bei Errichtung desselben hatte man im übergroßen Eifer vergessen, ein Thor in dem Walle anzulegen. Jetzt war guter Rat teuer. Wie sollte man hinaus- und hereinkommen? Man riet hin und her und verfiel schließlich auf den „herrlichen" Gedanken, eine Wippe über den Wall zu legen. Jedermann konnte nun doch hinübergehoben werden. Schließlich mochte dies umständliche Verfahren den biederen Jaglern zu unbequem geworden sein, denn in einem Gemeinderat kamen sie überein, nachdem sie von der Möglichkeit einer derartigen Einrichtung überzeugt waren, ein Thor zu bauen. Im ganzen Dorfe war nicht ein einziger Zimmermann aufzutreiben; so beauftragte man einen Dorfinsassen, bei einem Handwerker des Nachbardorfes ein Thor zu bestellen. Um nun nicht zu vergessen, daß es ein Thor sein solle, wiederholte der Bote fortwährend die Worte vor sich hin: „Dor, Dor, Dor hait" (Thor heißt es). Hier nicht zu erörternde Umstände lassen ihn aber unterwegs seine Bestellung vergessen. Tief sinnend steht er am Wege, das Auge stier auf die Erde gerichtet.

„— — — — — — — — — —
Hier heff ik dat vergeten,
hier will ik dat ok weller weten."

Da kommt ein Reiter und fragt den Mann: „Na, Mann, was hast du da vor?“ Der Gefragte läßt sich nicht stören. Schließlich vergeht dem Reiter die Geduld und er sagt: „Ach was, Thorheit!“ „Jo, jo,“ sagt der Mann, „Dor hait.“ Die Bestellung wurde gemacht und das Thor geliefert. Seitdem steht die Jagler Wippe in der Ecke und wird nur gelegentlich einmal wieder hervorgeholt. Wenn es etwas für menschliche Kräfte zu schweres zu heben giebt, dann kann man jetzt noch die Redensart hören: „Du, gah mal hen un hal de Jagler Wüpp.“

b. Der Maikäferkrieg. Daß der Maikäfer ein gar schädliches Insekt ist, das wissen am Ende noch mehr Leute als die Jagler. Letztere sind aber die ersten gewesen, welche den Maikäfern ganz regelrecht den Krieg erklärt haben. Wie sie zu dem Beschluß gekommen sind, wird das Dorf mobil gemacht, und alle kriegsfähige Mannschaft rückt mit alten Gewehren, Mistgabeln und Sensen gegen die Maikäfer ins Feld. Die Maikäfer flüchten sich auf einen Baum. Was thun? Schließlich kommt man darin überein, daß der Bauernvogt auf den Baum klettern solle, um die „Sebber“ herunterzuschütteln. Wie der verehrliche Bauernvogt oben im Baume sitzt, wird ihm plötzlich ganz schwindelig, er fällt herunter und bricht das Genick. Er ist auf der Stelle tot. Beim Falle hat er an einen Ast gestoßen und dabei einen Maikäfer heruntergeworfen. Geschwind springt einer von den „tapferen“ Leuten hinzu und reißt demselben den Kopf ab. Damit ist ihr Mütchen gekühlt; ohne ihren Führer ziehen sie heim. Zu Hause fragen ihre Frauen: „Wer hat denn den Sieg davongetragen, ihr oder die Maikäfer?“ — „Ja,“ antworteten die Helden, „die Sache ist im Gleichgewicht geblieben; es ist freilich einer von uns, aber auch einer von den Maikäfern gefallen.“

c. Die Schatzgräber. Es war den alten Jagelern längst bekannt, daß in der Nähe des Dorfes ein verzauberter Schatz verborgen liege, der aber nur alle 100 Jahre in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr gehoben werden konnte. Dazu waren aber Geheimnisse und vor allem Schweigsamkeit erforderlich. Zur gedachten Zeit machten sich einige kluge Jageler an die Arbeit, und es geriet alles nach Wunsch. Schon war die mit Eisen beschlagene Kiste bloßgelegt und sollte nur noch herausgehoben werden, als ein mit vier schwarzen Hengsten bespannter Wagen vorbeigefahren kam. Der Kutscher fragte nach dem Wege, der ins nächste Dorf führe. Die Leute schwiegen; sie wußten wohl, was auf dem Spiel stehe, hätten sie auch nur einen Laut kundgegeben. Kopfschüttelnd fuhr der Kutscher weiter. Nach einer kleinen Weile kam wieder ein Wagen daher, diesmal mit vier Mäusen bespannt. Der Kutscher erkundigte sich, ob nicht soeben ein von vier schwarzen Hengsten gezogener Wagen vorbeigefahren wäre. Keine Antwort, nicht einmal ein Zeichen durch Nicken oder Schütteln des Kopfes wurde gegeben. Ärgerlich sagte der Kutscher: „Na, ich werde den Wagen schon wieder einholen.“ Ob solcher Überhebung zerriß einem der Gräber doch der Geduldsfaden, und er brach das geheimnisvolle Schweigen, indem er dem Kutscher eine derbe, allgemein gebräuchliche Redensart mit auf den Weg gab. Und kaum war das übereilt gesprochene Wort seinem Munde entflohen, als der Schatz vor den Augen der verdutzten Schatzgräber in die Erde sank. Er soll heute noch gehoben werden.

d. Die Jageler und der Hase. Einst sahen die biederen Jageler einen Hasen durch eine Wasserpfütze laufen. Schnell eilten sie herbei und tunkten ihr Brot ins Wasser, um es schmackhafter zu machen, denn — der Hase müßte doch viel Fett zurückgelassen haben.

Lottorf. J. Henningsen.

7. **Pferdeköpfe unter der Dreschtenne.** Veranlaßt durch die Mitteilung im Juni-Heft unserer „Heimat,“ erzählt mir ein Mitglied des Vereins folgendes: „Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde in unserm Hause im östlichen Angeln (im Gute Ohrfeld) eine neue Dreschtenne gelegt. Mein Vater bedauerte, daß er nicht einen Pferdekopf erlangen könne, um denselben unter die Tenne zu legen, denn das gäbe einen so schönen Klang beim Dreschen. Um jedoch für diesen Zweck etwas zu thun, wurde statt des Pferdekopfes ein kleines Bierfaß (ein sogenanntes Legel) hineingethan. — Es ist diese Mitteilung insofern interessant, als sie zeigt, daß damals der „Pferdekopf unter der Tenne“ noch in der Erinnerung lebte, aber die ursprüngliche Bestimmung desselben jedenfalls vergessen war.

Flensburg. J. J. Callsen.

8. **Eenmal gewen usw.** Während meiner Schulzeit war es im Kirchspiel Norderbrarup unter den Kindern bei bezw. nach Abschluß eines Tausches oder einer Schenkung zur Bekräftigung der Handlung üblich, den uns sehr geläufigen Wortlaut anzuführen „Een mal gewn un werrer nehmen is em so gut as tein mal stehln.“ War direkt nach der Handlung dieser Satz noch von keiner Partei gesprochen, so hielten wir es für statthaft, vom Handel oder Tausch wieder zurückzutreten, und erst nach der Bekräftigung hielten wir uns an die Abmachung gebunden.

Neumünster. J. K.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 10. Oktober 1902.

Deutsche Heimatkunst.

Von O. Schwindrazheim in Hamburg.

II.

Wenn wir uns vom Bauernhause zur Dorfkirche wenden, so erblicken wir auch da die Einwirkungen der Heimat, wennschon selbstverständlich in weit geringerem Maße, ist die Kirche doch kein ebenso aus dem Boden herausgewachsenes, sondern ein importiertes Gebäude. Immerhin aber, wenn wir die Rolle des heimischen Materials in den Fachwerkkirchen Thüringens, den Holzkirchen in Schlesien u. a. O., den Kirchen unserer Lüneburger Heide aus erratischen Blöcken, den friesischen Steinkirchen, den mecklenburgischen charaktervollen Ziegelsteinkirchen mit dem mächtigen Turm sehen, oder die Formen der charakteristischen bayrischen Zwiebelturm-Kirchen, der Tiroler gotischen Kirchen mit dem überspitzen schlanken Turm, der Vierländer und holsteinischen u. a. Kirchen mit dem getrennt stehenden hölzernen Glockenturm, der Heidekirchen, die statt des Turms vereinzelt noch das alte, leicht überdachte offene Glockengestell haben, vergleichen, oder an die siebenbürgischen Kirchen denken, die zugleich Festungen für die Bevölkerung sind, so kommen wir unwillkürlich auf den Gedanken, daß auch hier die Heimat in Material, Stimmung u. s. f. ein wenig ihre bestimmende Rolle spielt.

Daß im Kircheninnern der schmuckfrohe oder ernste, der tiefe oder gleichgültige Charakter der Besucher — ganz abgesehen vom Bekenntnis, das ja auch eine Rolle spielt — mitspricht, ist ja ohne weiteres klar. Neben prunkvollen, künstlerisch geschmückten Kirchen, wie den beiden Hadeler Kirchen in Altenbruch und Lüdingworth, der Altengammer (Vierlande), oberbayrischen Kirchen finden wir — leider in der Mehrzahl! — infolge der sich stark steigernden religiösen Gleichgültigkeit und des hier sich stark geltend machenden städtischen Einflusses (bis vor kurzem waren ja auch unsere städtischen Kirchen so) barbarisch kalte, nichtssagende, tödliche Langeweile aushauchende Kirchen überall in Deutschland, auf die der Begriff Heimatkunst überhaupt nicht mehr anwendbar ist.

In der Stadt ist der Einfluß der Heimat auf die Architektur natürlich nicht so groß wie im Dorfe, ist sie doch von verschiedenen natürlichen Bedingungen, die das Bauernhaus bestimmen, vollständig unabhängig. Aber trotzdem werden wir bei genauerem Zusehen allerlei finden.

Die Witterungsverhältnisse spielen immerhin noch eine Rolle; steile Dächer finden wir auch hier, ebenso mit Schiefer oder Dachziegeln gepanzerte Wetterseiten (z. B. Goslar), weit vorspringende Dächer (z. B. Tölz in Oberbayern, in der Schweiz), malerische Wasserspeier und -rinnen, Schutzbretter für die Balkenköpfe u. dgl. m. Negativ sozusagen spielt die Witterung eine Rolle,

indem sie regenreichen Städten natürlich die Bemalung in der reichen Ausbildung versagt, die sie andern Gegenden, z. B. in Süddeutschland, gestattet. Auch das heimatliche Material übt noch bedeutenden Einfluß aus, obschon der Handel, das eigentliche Lebenselement der Stadt, ihm hier und da entgegenarbeitet. Hier reiner Ziegelbau, da Fachwerkbau, hier Bruchsteinbau, da, obschon sehr, sehr selten, an alten Häusern noch reiner Holzbau, hier Bekleidung mit Holzplatten, da mit Schiefer oder Dachziegeln. Daß die Bodenverhältnisse — ob es sich um eine Stadt in der Ebene oder an einem Bergesabhang handelt, allerlei Verschiedenheiten in bezug auf Breitenausdehnung, Gliederung, Treppenanlagen, Erker und Ausbauten ausüben, liegt auf der Hand; ein Haus wie das Rathaus zu Stolberg i. Harz, das zwar drei Stockwerke, aber im Innern keine Treppe hat, könnte in der Ebene natürlich nicht entstehen. Ebenso ist es klar, daß der Reichtum oder die Armut der Stadt, wie ihre Lage sie veranlaßt hat, den Charakter der Bauweise beeinflußt.

Von hervorragendem Einflusse ist in der Stadt die durch die Bodenverhältnisse und besonders auch die Lage bedingte Haupterwerbsweise der Stadt. Ob es sich um eine Landstadt handelt, die als ein großes Dorf anzusehen ist, in der vielleicht gar noch Ackerbau betrieben wird, oder um eine Marktstadt, die den Mittelpunkt eines großen Kreises bildet, ob es eine Industriestadt ist oder eine binnenländische oder Seehandelsstadt, all das wird sich in allerlei Anzeichen im Bürgerhause kundgeben. Einmal werden wir einfach ins Städtische übersetzten Bauernhäusern begegnen, ein andermal Ladenhäusern, ein drittesmal Gewölben, Speicherbauten, Häusern mit großen Dielen, wie in Alt-Hamburg und Lübeck.

Bei Handelsstädten werden sich selbstverständlich allerlei Einflüsse der höchstkultivierten Verkehrsgenossinnen geltend machen — so verdanken Augsburg und Salzburg ihren Typus dem italienischen Verkehr, so verdanken die Ostseestädte bis Riga hin ihre Kirchentypen und Haustypen großenteils Lübeck, der alten Königin der Ostsee.

Es treten andere Verhältnisse hinzu, die im Bauernhause keine so große Rolle spielen: die politischen Verhältnisse der Städte. Handelt sich's um eine freie Stadt, eine Fürstenstadt oder Bischofsstadt — das spielt eine große Rolle. Unwillkürlich dienen die prunkvollen herrschaftlichen Gebäude als nachahmenswerte Vorbilder für das Bürgerhaus und lassen es scharf und charakteristisch unterscheiden etwa von dem — vielleicht ebenso reich ausgestatteten — Bürgerhause einer freien Reichs- und Hansestadt, das den ganzen Stolz seines Bewohners deutlich erkennbar zur Schau trägt.

Der Charakter der Einwohner hat auf das städtische Haus genau den starken Einfluß, wie das beim Bauernhause der Fall ist. Immer sehen wir als Untergrund das einfache, noch ländlich gefärbte altvolkstümliche Haus, wie es die ersten Städter aus ihrer Heimat mitbrachten. Bevölkerte das umliegende Bauernland die Stadt, so schloß sich ihr Haus dem Bauernhaustypus der Umgegend an, wie in Lüneburg, Meldorf, in den Städten der Mosel, in Schwaben, in Oberbayern usw. — waren's dagegen fremde Kolonisten, wie das z. B. in Glückstadt, Friedrichstadt, in einem Teil Potsdams der Fall war, so sehen wir plötzlich mitten in einer anders gestimmten Umgegend eine fremde, in den genannten Fällen holländische Architektur entstehen. Auch in der Stadt sehen wir deutlich, ob wir's mit einer verschlossenen oder geselligen, einer ernsten oder lebenslustigen, einer stolzen oder gleichgültigen, einer freien oder unterthänigen, einer weitblickenden oder einer behaglich-krähwinkeligen Menschenart zu thun haben. Neben düsteren, schiefergepanzerten oder einfach-schmucklosen Steinbauten finden wir lustige Fachwerkhäuser mit buntem Anstrich, von oben bis unten in Ziegeln gemusterte Häuser,

Häuser mit lustiger Bemalung, Häuser mit einfacher oder überreicher Schnitzerei, Erkerhäuser usw.

Neben dem Bürgerhause ist auch das vornehmste städtische Gebäude, das Rathaus, fast immer ein recht typisches Stück Heimatkunst, das getreulich den Charakter der ganzen Stadt und ihrer Bevölkerung widerspiegelt. Man vergleiche nur einmal die köstlichen Typen, die der deutsche Bürgerstand in unsern deutschen Rathäusern geschaffen, mit einander, das monumentale Lübecker, das stolze Kölner, das Bremer, das Danziger, das prächtige Braunschweiger, das zierliche Wernigeroder, das stattliche Rothenburger, das Constanzer mit dem köstlichen Hof, das merkwürdige Posener, die schönen brandenburgisch-altmärkischen Ziegelstein-Rathäuser, vor allem das Tangermünder, die anmutigen alten Rathäuser in Krempe und Wilster, die gemütlichen schwäbischen, daneben wieder das stolze Ulmer, die wehrhaften Rathäuser der Siebenbürger Sachsen, die stolzen niederländischen usw. -- man wird fast überall finden, daß auch das Rathaus heimatliches Eigengewächs, die Krone der heimatlichen Baukunst ist.

Geringer ist der Heimatsodem in den städtischen Kirchen verspürbar, die vielfach nach fremdem Muster erbaut wurden, aber immerhin, denken wir z. B. nur der romanischen Kirchen der Rheinlande oder Niedersachsens, z. B. in Hildesheim, Halberstadt u. a., oder der Marienkirchen der Ostseestädte, oder einzelner Kirchen, wie der Marburger Elisabethkirche, des Straßburger Domes, des Kölner, des Ulmer dazu, der Hamburger Michaeliskirche, und vergleichen wir ihren Charakter mit dem allgemeinen Stadtcharakter oder auch mit dem Charakter der gesamten Landschaft und des Stammes, dem die Stadtbevölkerung angehört, so bemerken wir auch da unleugbare Anzeichen, daß die Heimat in Material, Anlage und Ausstattung ein gewichtiges Wörtlein mitgesprochen hat.

Selbst in reinen Nutz- und Wehrbauten der Stadt, z. B. in den Thoren, sehen wir die Heimat, insbesondere den allgemeinen Charakter der Bevölkerung mitsprechen. Wie entsprechen z. B. die Kölner Thorburgen, die Lübecker Thore, die Danziger, die Nürnberger Thore und Türme u. a. m. dem trotzigen Charakter ihrer Bürgerschaft, und doch sind sie alle wieder unter einander verschieden, wie die Bevölkerungen, ihr Reichtum, das heimische Material u. s. w. auch.

Ja, selbst in den Straßentypen, sowie ein wenig auch in den Marktplätzen prägt die Heimat verschiedene Charaktere aus — wie das auch in Dorfstraße und Dorfplatz schon der Fall ist, je nachdem's Geest- oder Marschdorf, Thal- oder Plateaudorf, Ackerbau- oder Industriedorf, niedersächsisches oder fränkisches oder slavisches Dorf ist. Enge, sich windende Thalstraßen, kletternde Bergstraßen, große, gerade Straßen der Ebene, Uferstraßen, Grachten, die alten Lübecker und Lüneburger Straßen mit ihren Treppengiebeln, die Danziger Beischlagstraßen, die schweizerischen und österreichischen Erkerstraßen, die ehemals buntbemalten Straßen z. B. in Tölz, die Laubenstraßen Münsters und der Schweiz, die stillen Potsdamer Straßen, die düsteren Schieferhausstraßen Goslars, die thüringischen Fachwerkstraßen, die Alt-Hamburger Twieten und Höfe (der Wasserstraßen, der Flethe nicht zu vergessen) u. a. m. sind alle charakteristisch infolge der verschiedenartigen heimatlichen Einflüsse.

Das Verhältnis zwischen Heimat und Kunstgewerbe ist naturgemäß kein so inniges, auch äußerlich so leicht festzustellendes, wie das zwischen Heimat und Baukunst; Bodenverhältnisse, Regen und andere Witterungsverhältnisse haben keinen Einfluß, es sei denn der, daß ungünstige Witterung zum besonderen Betonen der Behaglichkeit im Hausinnern reizt. Aber es bleiben noch genug Beziehungen übrig. Schon die Lage der Heimat spielt eine Rolle. In einer abgeschlossenen, welt-

fernen Landschaft werden sich leicht altertümlichere Formen halten, die in einem Lande mit reichem, regem Verkehr schon seit undenklichen Zeiten verschwunden sind. So haben sich im Schleswigschen altromanische Stuhlformen in den Bauernhäusern gehalten, die direkte Geschwister der Sitze sind, die wir auf elfenbeingeschmückten romanischen Madonnenbildern wiederfinden. In Süddeutschland dagegen sehen wir immer starke italienische, in den norddeutschen Seestädten holländische Einflüsse in Zusammenstellung, Farbengeschmack, Möbelformen u. a. m. eindringen; besonders hervorzuheben ist daneben das Eindringen fremden Rohmaterials in großen Handelsstädten.

Das Material der Heimat und die Art des Landes mit der von ihr beförderten Hauptberufsart der Bewohner sprechen natürlich im Kunstgewerbe stark mit. Nur in thonreichen Orten kann ein Kannebäckerländchen entstehen (und die Art des Thons bestimmt wieder Art, Farbe, Verzierweise der Gefäße), nur in einem Lande mit dem geeigneten Halbedelsteinmaterial kann sich eine Steinschleifindustrie entwickeln u. s. f.

Die Kargheit des Bodens in bezug auf Ackerbauprodukte hat in unsern deutschen Gebirgen allerlei mehr oder weniger auch künstlerisch bedeutsame Industrieen hervorgerufen, die Weberei und Spitzenklöppelei z. B. im sächsischen Erzgebirge, Glasbläserei und Glasschleiferei im Fichtelgebirge und in Böhmen, die Schnitzerei z. B. in Berchtesgaden, die Schwarzwälder Uhrenindustrie u. a. m. sind Beispiele. Andererseits hat die Ergiebigkeit des Bodens in reichen Ackerbau- und Viehzuchtgegenden Veranlassung zu reicher Hausausstattung und damit zur kräftigen Ausbildung des heimischen Kunstgewerbes gegeben, wie in unsern gesegneten Elbmarschen, in Ditmarschen u. a. m.

Bei stark Gartenbau treibenden Völkchen, wie unsern Vierländern, äußert der durch die Heimat geförderte Beruf seine Einwirkung in der reichen Verwendung der Blume als Ornamentmotiv, bei seefahrenden, wie den Inselfriesen, spielen in den Motiven das Schiff, der Walfisch, Möwen u. a. m. eine Rolle, im Gebirge Gemse und Steinbock u. s. w.

Die unfreiwilligen Mußestunden des Schiffers und Fischers im Verein mit der Handfertigkeit dieser Berufe haben sodann besonders in Nordfriesland die all-

---

Erläuterungen zu Tafel II.

16. Kirche zu Heiligenblut (Tirol).
17. Kirchturm zu Wolfratshausen bei München (Zwiebeldach).
18. Kirche bei Bozen (Tirol). Schutzdächer über den Thüren.
19. Kirche in Neuengamme (Vierlande). Hölzerner Glockenturm getrennt vom eigentlichen Kirchengebäude.
20. Kirchturm zu Heßburg (Hennegau). Fachwerkoberbau auf Steinunterbau.
21. Kirche zu Scherzlingen bei Thun (Schweiz).

---

22. Straße in Lüneburg. Die Häuser wenden der Straße die Giebelseite zu. Charakteristische Ebenenstraße. Treppen- und Renaissancegiebel. Reiner Backsteinbau.
23. Straße in Stolberg (Harz). Die Häuser stehen mit der Langseite der Straße zugekehrt. Fachwerkbauten.
24. Giebel eines Hauses in Nordhausen mit Schieferverkleidung.
25. Dächer mit Dacherkern (Nürnberg).
26. Fachwerkhaus in Luzern (Schweiz). Weit vorspringende Dächer und Profile.
27. Straße in Thun (Schweiz). Vorbauten und weitüberhängende Dächer.
28. Straße in Furth (Bayrischer Wald). Charakteristische Straße einer Bergstadt.
29. Laubengasse in Meran. Bögen und Erker die ganze Straße entlang.
30. Althamburgische Twiete. Fachwerkbauten mit vielen Fenstern und vorkragenden Stockwerken. Viele Prellsteine.
31. Beischläge in Danzig.

Tafel II.



gemeine Lust zu allerlei Kunst, insbesondere zum leicht herstellbaren Kerbschnitt gefördert, ja, sie haben den Kerbschnitt hier auf eine sonst nirgends erreichte Höhe gebracht. U. a. m.

Der Charakter des Volkes und der seines Kunstgewerbes decken sich immer in der gesamten Zimmerausstattung, in Bauernstuben wie städtischen Stuben, besonders in ersteren, in den einzelnen Möbeln, in den Trachten, Schmuckstücken, Stickereien usw. Man vergleiche z. B. eine Tiroler getäfelte Bauernstube mit einer oberbayrischen, einer hessischen, einer Wilstermarschstube, einer westfälischen oder nordfriesischen. „Wie der Herr, so's Gscherr!“ — wenn irgendwo das Sprichwort paßt, so ist's hier. Etwas verwischter sind die Unterschiede zwischen verschiedenen städtischen Stuben, in denen natürlich der rege Verkehr allerlei Austausch hervorrief. Immerhin sind noch allerlei Unterschiede zwischen verschiedenen süd- und norddeutschen Ausstattungen verspürbar — jedenfalls aber entsprechen auch sie immer dem Charakter ihrer Bewohner, deren Blut ja auch schon größere Mischungen enthält, als das der bäurischen Bevölkerung. Das einemal finden wir Vorliebe für Einfachheit, das anderemal für Prunk, das einemal für Stickerei, das anderemal für Malerei, Intarsia u. s. f.

Merkwürdig sind die außerordentlich großen Verschiedenheiten, die der Bauernstuhl zeigt — der im bäuerlichen Kunstgewerbe eine ganz andere, dominierende Rolle spielt, als der städtische Stuhl in der Stadtkunst. Hier ist er in Kerbschnitt verziert (Nordfriesland), da bunt bemalt (Altes Land, Pommern, Hessen, Franken), da geschnitzt (Bayern), da eingelegt (Vierlande), da gedrechselt (Schleswig, Holstein, Lüneb. Heide), — hier ist er ungefüge, urweltlich (Insel Röm), da schlank und zierlich (Vierlande, Altes Land, Littauen), da behäbig, bequem (Tirol, Westfalen), — hier ist er einfach (Rügen, Harz), da üppig ausgestattet (Wilstermarsch) — u. s. f., und immer, vergleichen wir Eigentümer und Stuhl, müssen wir gestehen, daß sie vollständig zu einander passen — dem derben Menschenschlag entspricht ein derber, dem üppig lebenden ein üppig ausgestatteter, dem lebenslustigen ein fröhlich bunter, dem nicht häuslichen ein vernachlässigter Stuhl.

Und mit Stickerei, Schmuck usw. ist's ähnlich. In der hamburgischen Umgegend ist's z. B. eine Kleinigkeit, irgend ein bäuerliches Schmuckstück einer bestimmten Landschaft zuzuschreiben, und wäre das übrige Deutschland in dieser Hinsicht so leicht zu durchforschen und so durchforscht, würde es auch da keine Schwierigkeiten geben.

Wieder muß hinzugefügt werden, daß in der Stadt die Unterschiede viel mehr verwischt sind, daß aber auch in ihnen Bewohner und Mobiliar u. dgl. einander entsprechen. Trotz der wechselnden Moden bleibt der Charakter des Mobiliars derselbe. Ein alter hamburgischer Schrank mag, den verschiedenen Zeiten entsprechend, verschieden gestaltet sein — hamburgisch bleibt er trotz allem, derselbe in Worte nicht zu fassende eigentümliche Charakter, der unsere verschiedenen alten Hamburger Bauten vereinigt, liegt auch über dem althamburgischen Hausrat ausgebreitet. Sagt man doch selbst unserm modernen Mobiliar nach, daß gut hamburgische Arbeit immer zu erkennen sei — sagt man doch auch den alteingesessenen hamburgischen Familien nach, daß ihre Damen stets eine ganz bestimmte, durch vornehme Zurückhaltung, Einfachheit, Solidität, Würde, Charakter etwa zu umschreibende Ausbildung des Zeitgeschmacks in ihrer Kleidung zeigen.

Sehr deutlich tritt heimische Eigenart, durch den Grundton der Heimat und ihrer Bevölkerung erzeugt, in der städtischen oder halbstädtischen Keramik zutage. Wenn man in irgend einem Museum Schränke mit deutschem Thon- oder Porzellangeschirr durchmustert, fallen selbst innerhalb einer und derselben bestimmten Stilart allerlei charakteristische Unterschiede auf — im Meißner, im Berliner, wie

im Wiener Porzellan, in unsern schleswig-holsteinischen Fayencen, im Marburger oder fränkischen oder Schweizer Geschirr sehen wir trotz des namentlich in der Rokokozeit mächtig einwirkenden Einflusses bestimmter Einzelpersönlichkeiten den Grundton des Ursprungsortes oder -landes durchklingen. —

Allerdings, je mehr wir uns der Jetztzeit nähern, um so schwächer wird der Einfluß der Heimat. Der enorm gesteigerte Verkehr hat an seine Stelle den Allerweltseinfluß gesetzt — doch wie alles seine Grenzen hat, so ist's auch hier.

Man ist sich heute bewußt geworden, daß der eine Zeitlang drohende Allerweltsstil eine unausstehliche, charakterlose Gleichförmigkeit und Langeweile mit sich bringen würde, die gegenüber der charaktervollen Eigenart vergangener Zeiten unfraglich einen Rückschritt bedeutet. Man brauchte nur eine Weltausstellung zu durchwandern, um bei aller Schönheit der zur Schau gestellten, trotz ihrer Herkunft aus Frankreich oder England oder Österreich gleichartigen Gegenstände gar bald das Gefühl der Müdigkeit, der Langeweile zu verspüren. Wie erfrischte es das Auge, traf es einen Gegenstand von heimatlichem Eigencharakter, erblickte es norwegische oder ungarische oder russische Arbeiten, die national geblieben waren! Und so sehen wir denn heute ein ersichtliches Bestreben, national-heimatlich zu sein. Bedeutsam ist, daß wir in der Litteratur Ähnliches beobachten, daß auch hier das Wort „Heimatkunst" ein Schlagwort, ein Kampfruf geworden ist, der schon tüchtige Kämpen für sich gewonnen hat.

Eine andere Heimatkunst ist's, die uns winkt, als die alte war: der heimatliche Einfluß war damals da, ohne daß der Künstler eigens sich vornahm, sich von ihm beherrschen zu lassen, er wurde eben, ob er wollte oder nicht, von ihm beherrscht. Charakteristisch dafür sind Bauten oder andere Kunstwerke, in denen z. B. Deutsche griechisch oder italienisch oder orientalisch arbeiten wollten — sie konnten nicht aus ihrer Haut heraus, deutsch blieb's doch, was sie schufen. Heute ist's anders, wir müssen uns dem Einfluß der Heimat eigens unterordnen, müssen Heimatkünstler sein *wollen* und uns wehren gegen das Fremde, das wir nicht brauchen, das nicht wertvoller ist, als unser Eigenes. Eine bewußte, eine gewollte Heimatkunst! — ist sie aber etwas Schlechteres, als die alte unbewußte? Gewiß, sie wird zum teil eine Art Kulturgewächs sein gegenüber einer wilden Feldblume, aber manche Kulturpflanze bildet, möchte man fast sagen, den durch günstigste Verhältnisse hervorgerufenen höchsten Entwickelungsgrad des betreffenden Pflanzentypus. Liegt nicht etwas Großes in dem Gedanken, an die Stelle des Internationalismus oder des Fremden die Heimat zu setzen, ihr den Platz wieder zurück zu erobern, den sie früher einnahm? Ist es nicht gar vielleicht etwas Höheres, bewußt ihr Vasall zu werden, als wie ehedem von Geburt her ihr Leibeigener zu sein?

Gottlob! wir Deutschen stehen nicht in letzter Linie bei den Versuchen, eine nationale Kunst wiederzuerobern!

Inniger denn je vertiefen wir uns in unsere Heimat. Unsere Künstler öffnen uns immer mehr den Blick für ihre Schönheiten, für die Schönheit auch solcher Gegenden, die ein weniger ausgebildeter Schönheitssinn früherer Jahre hochmütig übersah. In Monographieen sehen wir deutsche Landschaften, Städte, Stämme, volkstümliche Kunstzweige geschildert, neu entstehende Zeitschriften (außer unserer „Heimat" die „Zeitschrift für deutsche Volkskunde," „Niedersachsen," „Deutsche Gaue," „Deutsche Heimat," „Altbayrische Monatsschrift," „Unser Egerland," sowie die Mitteilungen verschiedener volkskundlicher Vereine) vertiefen unsern Blick in das uns so lange verschleiert gebliebene eigene Volkstum, große und kleine Museen sammeln mit Bienenfleiß heimatkundliches und heimatkünstlerisches Material — staatliche Konservatoren sorgen für die Erhaltung heimatlicher Kunstdenkmale, staatliche Ver-

öffentlichungen führen uns den unendlichen Reichtum all unserer deutschen Gaue vor Augen u. s. f. Es ist ein außerordentlich reges Thun, das den Beobachter erfreut.

Eine allgemeine deutsche Kunstgeschichte vom Standpunkt der Heimatkunst aus, die statt der fremden Einflüsse vielmehr die Einflüsse der Heimat, insbesondere auch den eigenen Anteil unserer einzelnen deutschen Stämme betont, die auch dem Wert der Bauernkunst und kleinstädtischen Kunst für die Erkenntnis deutscher heimatlicher Eigenart vollauf gerecht wird, fehlt uns allerdings noch, aber hie und da sehen wir doch schon Teile davon in Angriff genommen. Und kommen wird sie eines Tages. Ist doch der Hochmut, der ehedem die Kunst sogenannter wilder Völker aus der Kunstgeschichte ausschloß, heute schon geschwunden — so zieht auch der deutsche Bauer hoffentlich bald in die Kunstgeschichte ein.

Auf unsere Bauernkunst wirft das große Unternehmen der deutschen Architektenvereine über das deutsche Bauernhaus ein helles Licht — wollen wir eine Kunstgeschichte im Sinne der Heimatkunst, so ist das bisher so vernachlässigte Bauernhaus naturgemäß die Grundlage für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Architektur, bewahrt es uns doch am getreuesten die Unterschiede der verschiedenen deutschen Stämme, aus denen unser deutsches Gesamtvolk sich bildete. Andere Veröffentlichungen über das Bauernhaus, sowie vereinzelte über bäuerliche Kleinkunst sind auch schon erschienen oder im Werden begriffen. Das ist der Unterbau, dessen Wachsen, gefördert durch den emsigen Fleiß begeisterter Forscher und Sammler, deutlich erkennbar ist — auf ihm fußen schon allerlei Versuche, deutsch-heimatlich zu sein.

Alte volkstümliche Industrieen sucht man neu zu beleben, aber nicht, wie man's vor wenigen Jahren noch machte, indem man nämlich z. B. deutschen Töpfern griechische Vasen als Vorbilder gab, sondern indem man ihre Eigenart, die sie von alten Zeiten her hatten, zu stärken versucht.

In der Architektur — nicht zum wenigsten Schleswig-Holsteins, Lübecks und Hamburgs — sehen wir das Bestreben, modern, aber heimatlich wie die alte volkstümliche Architektur zu sein, das heimatliche Material, altheimische Zierweisen kommen wieder zu Ehren. Und im modernen Kunstgewerbe ist auch durchaus nicht der tollgewordene Schnörkel der Vorbote der Kunst der Zukunft, sondern das sind die bescheiden gemachten, aber stetig in Fortschritt befindlichen Versuche, auf heimatlicher Grundlage, unter Heranziehung heimatlicher Formen und Techniken, heimatlicher Natur und Landschaft, heimatlichen Volkslebens, heimatlicher Sagen und Mären usw. eine neue Heimatkunst zu erlernen. Und gottlob, auch da stellt Schleswig-Holstein seinen Mann — der Verein zur Förderung der Kunstarbeit in Schleswig-Holstein, der Sylter Hausfleißverein u. a. bezeugen es! Möge es so weiter gehen — langsam, aber stetig und sicher, dem leuchtenden Ziele zu: einer echt deutschen, volkstümlichen Heimatkunst, die ganz und gar unser eigen, die Widerspiegelung unseres deutschen Volkstums ist!



Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Schleswig-Holstein.

Von P. Dr. **Stubbe** in Kiel.

II.

Was sollte nun werden? Sollte der Bauernstand die alte Last weiter tragen? Der Bauer war dessen müde; nun fing er an sich zu rühren. Eine dänische Deputation von 13 Bauern unter Führung von Mads Jörgensen Lund brachte eine von 9324 dänischen Bauern unterschriebene Petition nach Kopenhagen, die sich auf die Einführung allgemeiner Wehrpflicht und

andere Wünsche des Bauernstandes bezog (November 1845). Die Deputation wurde nicht beim König vorgelassen, sondern durfte nur einen der Ihrigen zu ihm abordnen (Mads Jörg. Lund). Kammerherr Tillisch beredete die Angelegenheit mit der Deputation; der König war freundlich, warnte aber vor übertriebenen Erwartungen. Die Kopenhagener Bevölkerung überhäufte die Landleute mit Ehrungen.[1])

Großartiger war der Petitionsandrang in Schleswig-Holstein. Theodor Olshausen besprach mit dem jüngeren Rohwer, der gleich seinem Vater Landmann zu Holtorf war, ein Vorgehen des Bauernstandes.[2]) Rohwer erließ nun Einladungsschreiben an alle ihm bekannten Bauern im Lande zu einer Versammlung in Neumünster, indem er zugleich bat, andere intelligente Bauern mitzubringen. Es stellten sich sehr viele aus allen Gegenden des Landes ein; ein Komitee wurde gewählt, welches Petitionen zur Förderung der allgemeinen Wehrpflicht in Umlauf setzen, sie nach Kopenhagen bringen und dort befürworten sollte. In dieses Komitee wurden gewählt der Bauernschaftsgevollmächtigte Möllenhoff-Marne, Hufner Ohrt-Schellhorn, Bauernvogt Schoer-Sören, die Landleute Schleth-Groß-Wittensee, Lorenzen-Amt Hadersleben, Rohwer jun.-Holtorf. Die Petition, in welcher wir im wesentlichen ein Werk Theodor Olshausens zu sehen haben, ist vorzüglich abgefaßt; sie lautet wörtlich:[3])

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Allergnädigster König und Herr! Eurer Majestät erhabenem Throne nahen die Unterzeichneten sich mit einer allerunterthänigsten Bitte um so vertrauensvoller, als sie im voraus wissen, daß der Hauptgegenstand derselben längst von Eurer Majestät Einsicht und Gerechtigkeitsliebe in dem Sinne aufgefaßt ist, welcher auch der gegenwärtigen Vorstellung zur Grundlage dient. Eure Majestät haben es als den Forderungen der Gerechtigkeit widerstreitend anerkannt, daß die ererbte gesetzliche Einrichtung, wonach die Wehrpflicht einseitig auf der ländlichen Bevölkerung lastet, noch ferner fortdauere. Auf Ihren Allerhöchsten Befehl trat schon vor vier Jahren eine Kommission zusammen, um über die Einführung allgemeiner Wehrpflicht Vorschläge zu machen, jedoch wurde erst im Jahre 1844 den Ständeversammlungen ein Gesetzentwurf über diesen Gegenstand zur Begutachtung vorgelegt. Der Bauernstand hat so am meisten zu beklagen, daß die Erhebung dieses Entwurfes zum Gesetze von den Ständen abgeraten werden mußte.

Die Unhaltbarkeit jenes Gesetzentwurfs hat die Hoffnungen unseres Standes auf Gleichstellung der übrigen Stände in Bezug auf eine der allerwichtigsten Staatspflichten leider wieder auf mehrere Jahre hinaus verschoben. Es wird aber bei der Anerkennung, welche der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht bei Eurer Königlichen Majestät, bei den Ständen, und wir dürfen wohl sagen, bei allen gerechtigkeitliebenden Staatsbürgern, selbst den bevorzugten, gefunden hat, die Durchführung eines Gesetzes, welches die Wehrpflicht in Wahrheit allgemein macht, nicht wieder verschoben werden dürfen; denn mit welchen Gefühlen wird gegenwärtig die junge Mannschaft aus den ländlichen Distrikten zur Aushebung entlassen, mit welchen Gefühlen wird sie selber die Militärpflicht einseitig leisten, nachdem ihr König und ihre ständischen Vertreter es öffentlich und laut ausgesprochen, daß diese Leistung infolge eines ungerechten gesetzlichen Zustandes gefordert werde, der nur fortdauere, weil man die der Gerechtigkeit entsprechende Einrichtung, obgleich in fast allen deutschen Staaten, namentlich in Preußen, in vortrefflicher Weise zur Durchführung gebracht, noch nicht in Anwendung zu setzen, vorbereitet sei oder sich entschließen könne? Die Hinwegräumung von anerkannt ungerechten Zuständen im Staatsleben wird die erste Sorge einer weisen Regierung sein! Aufschub würde zur Teilnahme an dem Unrechte der Vergangenheit.

Wir bezweifeln deshalb keinen Augenblick, daß Eurer Majestät kräftiger Wille die beabsichtigte Reform der Wehrverfassung ohne größeren Zeitverlust auszuführen, alle gegen dieselbe etwa sich erhebenden Hindernisse zu besiegen wissen werde.

Es hat sich bei uns und, wie wir meinen, im ganzen Lande die Überzeugung befestigt, daß Vernunft und Gerechtigkeit die Verwerfung der Befreiungen von der Wehr-

---

[1]) Altonaer Merkur 1845, 3. November (Korrespondenz aus Kopenhagen vom 28. Nov.), desgl. 4. November (Korrespondenz aus Kopenhagen vom 1. Dezember).

[2]) Nach dem Tagebuche von Jürgen Rohwer.

[3]) Altonaer Merkur 1845, S. 1337. Kieler Korrespondenzblatt 1845,

pflicht, deren der Gesetzentwurf eine so große Anzahl enthielt, daß kaum die Regel aufrecht erhalten zu werden schien, gebiete. Wir sind ferner davon überzeugt, daß die Ausschließung der Selbstvertretung erheischt wird, wenn das Heer von dem rechten Geiste beseelt sein soll, wie dies namentlich in dem Gutachten der holsteinischen Ständeversammlung ausführlicher dargelegt ist. Es ist endlich unsere Überzeugung, daß sowohl die Gerechtigkeit, welche bei dem jetzigen Lossystem auch bei allgemeiner Wehrpflicht nur äußerlich erfüllt werden würde, als auch das Bedürfnis einer alle umfassenden Erziehung zu Unterordnung, Mannhaftigkeit des Bewußtseins und körperlicher Kraft und Gewandtheit eine allgemeine und gleichmäßige Einübung jedes waffenfähigen jungen Mannes in den Waffen, um im Falle der Gefahr das Vaterland verteidigen zu können, erfordert und daß die Anordnung dieser allgemeinen und gleichmäßigen Einübung eine wesentliche Bedingung jeder gründlichen Verbesserung unserer Militär-Organisation ist, die zugleich eine bedeutendere und, wie dem Bauernstande, so allen Landeseinwohnern sehr ersprießliche Abkürzung der Garnisonsdienstzeit herbeiführen würde. Nur, wenn sich auch die höheren Klassen der Gesellschaft dem Waffendienste nicht entziehen können, wird das Heer die ihm gebührende Achtung und moralische Stärke gewinnen, welche die um den Lohn dienenden Stellvertreter nur vermindern können; nur wenn alle Klassen der Staatsbürger aus Liebe zum Vaterlande die Waffen führen, wird die Armee eines in der Bildung vorgeschrittenen Landes im Kriege stark, im Frieden eine Bürgschaft für die Ordnung sein. Daß diese Grundsätze, für oder gegen welche jede Gesetzvorlage sich wird erklären müssen, bei Ew. Majestät Anerkennung finden werden, wagen wir zuversichtlich zu hoffen. Andere Ergänzungen des Entwurfs, welche die Stände erbeten haben und sich als notwendig zeigen, werden hoffentlich der Ständeversammlung zugleich mit vorgelegt werden, da der Zeitraum von einer ständischen Diät zur andern, bei den vorhandenen Vorarbeiten und der schon im Gesetzentwurf von 1844 gewährten Aussicht (§ 10) vollkommen genügen wird, dieselben ausarbeiten zu lassen. Sollten diese dennoch wegen uns unbekannter, kaum denkbarer Hindernisse nicht vollständig vorgelegt werden, wie z. B. ein neues Militär-Strafgesetz, so würde dies die Anratung des Hauptgesetzes für allgemeine Wehrpflicht von seiten der Ständeversammlung nicht hindern und die Einführung der neuen gerechten Ordnung der Militärpflicht nicht auf unbestimmte Zeit verschieben dürfen; denn wir, die einseitig Belasteten, können den befreiten Ständen nicht das Recht einräumen, sich dem Bestehenden, als einem unerträglichen Zustande, länger zu entziehen, während wir oder unsere Söhne gezwungen sind, denselben zu ertragen, wie wir auch eine solche Gesinnung, die eine kastenartige Verschiedenheit der Menschen voraus-zusetzen scheint, weder der Ständeversammlung noch den höher geachteten Ständen zutrauen können.

Die Gemeinschaftlichkeit der Gesetze und gesetzlichen Zustände für alle Staatsbürger wird am besten ihren Wert verbürgen und nötigenfalls ihre schleunige Verbesserung herbeiführen. Fallen die Söhne der höchsten Klasse denselben gesetzlichen Vorschriften anheim, wie die Söhne der Bauern und der Tagelöhner, so wird eine Gesetzesänderung bewirkt werden, sobald sich die moralische Notwendigkeit davon herausstellt, während die Erfahrung leider vielfältig gezeigt hat, daß den Bauer ein Unrecht, dem sein Stand allein unterliegt, lange bedrücken kann, bis diejenigen, in deren Hand die Abänderung zunächst gelegt ist, sich thätig für die Abhülfe verwenden. Gleichheit vor dem Gesetz! das ist der Ruf, den wir vor unseren Landesvertretern ertönen lassen werden, hoffend, daß sie in der nächsten Diät erkennen werden, daß die Anerkennung der allgemeinen Wehrverfassung dringend angeraten werden müsse, wenn nur die Grundlagen des Gesetzes die ferneren Verbesserungen begünstigen.

Ew. Königliche Majestät aber werden Sich bei der ganzen ländlichen Bevölkerung kein bleibenderes Denkmal stiften können, als durch eine den Forderungen der Gegenwart anpassende, auf wahrhaft allgemeine Wehrpflicht gegründete neue Militär-Ordnung, welche unserem Stande erst die rechtliche Gleichstellung angedeihen lassen wird, auf die er, seit er zum Bewußtsein seiner selbst erwacht, den vollständigsten Anspruch zu haben, stets die Forderung stellen muß, wenn er sich nicht selbst verächtlich werden will.

Wir bitten demnächst allerunterthänigst: Eure Königliche Majestät wollen allergnädigst geruhen, den im nächsten Jahre bevorstehenden Ständeversammlungen wiederum einen Entwurf zu einem Gesetze vorlegen zu lassen, durch welches die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, diese Pflicht auf alle Staatsbürger, welche die Waffen zu tragen imstande sind, ausgedehnt und die Stellvertretung gänzlich ausgeschlossen, dagegen die allgemeine Einübung im Waffendienst unter Wegfall der jetzt bestehenden Losziehung bei möglichst kurzer Dienstzeit und unter Anordnung regelmäßig wiederkehrender Waffenübungen nach vollendeter ordentlicher Dienstzeit eingeführt wird."

Diese Petition fand bis zu ihrer Eingabe 32 327 Unterschriften; aus mehreren Bezirken wurden noch Bogen mit Unterschriften nachgeliefert, so daß man 34- bis

35 000 Unterschriften rechnete;[1]) es stand also wirklich der Bauernstand, ja, das schleswig-holsteinische Volk hinter ihr. Vortrefflich ist in ihr vor allem die Würdigung einer militärischen Volkserziehung.

Wegen des schlechten Wetters mußte die Deputation den Weg nach Kopenhagen hin und zurück auf dem Lande machen. Am 9. Dezember 1845 brachen die holsteinischen Abgeordneten von Rendsburg auf;[2]) die Schleswiger schlossen sich unterwegs an; nur einer von ihnen war verhindert.

Am 11. Dezember 1845 trafen unsere Bauern in Kopenhagen ein, rund 10 Tage hielten sie sich dort auf. Sie wurden nicht als Deputation empfangen, „weil es derselben an der erforderlichen Legitimation fehlte," indessen ward es ihnen gestattet, durch einen aus ihrer Mitte die Petition zu überreichen. Am 19. geschah es durch Müllenhoff-Marne. Danach ward den übrigen Mitgliedern einzeln Audienz erteilt. Der Empfang war sehr gnädig. Der König versprach, daß den Ständen ein neuer, die Wünsche des Bauernstandes berücksichtigender Wehrpflichtgesetzentwurf vorgelegt werden solle, — im übrigen meinte er, daß der Bauernstand sich keine übertriebenen Erwartungen von dem Resultat der Petition machen möge, indem anzunehmen sei, daß der Artillerie- und Kavalleriedienst eine längere Übung der Mannschaft erfordere, als aus den Grundsätzen der Petition sich ergebe. Die Infanterie würde allerdings bedeutend verstärkt werden, doch würden dadurch auch größere Kosten erwachsen. — Da der Kronprinz damals nicht in Kopenhagen war, sandte die Deputation eine Abschrift der Petition an ihn nach Fridericia. — Die Schleswig-Holsteiner in Kopenhagen kamen, einerlei welches Standes, der Deputation sehr freundlich entgegen. Auch wurde das Wohlwollen gerühmt, welches die Kanzleideputierten, besonders der Kanzleipräsident Graf von Reventlow-Criminil, bewiesen. Der König rühmte den tüchtigen Bauernstand der Herzogtümer und sprach den Wunsch aus, einmal eine gute Bauernwirtschaft in den Herzogtümern genauer zu besichtigen. Umgekehrt wünschte er auch, daß die Deputation sich Kopenhagen recht besehe; alle Merkwürdigkeiten der Stadt, sogar der Holm mit seinen Kriegsschiffen, wurden ihr gezeigt.

„Damals lag," schreibt das Deputationsmitglied Jürgen Rohwer jun. trotz der Roeskilder Versammlung in seinem Tagebuche, „die Gereiztheit, welche schon im nächstfolgenden Jahre (1846) zwischen den Dänen und Deutschen beider Ständeversammlungen und somit auch im ganzen Lande bei Gelegenheit des Königlichen offenen Briefes über die Erbfolge hervortrat, noch im Schlummer. Der gefeierte Volksmann Orla Lehmann, dem ich von Herrn Olshausen empfohlen war, hat mehrere Male Arm in Arm mit mir die Straße durchstrichen, um mit mir seine Freunde, die Freisinnigen Christensen, Dresen u. a. zu besuchen, ja, man wollte für die Deputation auf Subskription ein Festmahl veranstalten, was diese jedoch ablehnte." Erfreut wurde in den Zeitungen des Landes von dem Verlaufe der Abordnung berichtet.

Vergebliches Hoffen! Die Ereignisse des Jahres 1846, der offene Brief und die sich daran anschließende Volkserregung, ließen nicht zu, daß unter dem Dänenkönig eine den Volkswünschen gerecht werdende Heeresreform angebahnt wurde. Das ward mit einem Schlage anders, als sich das schleswig-holsteinische Volk 1848 für sein gutes altes Landesrecht erhob und eine neue Ordnung schuf. Da wurden die Scharnhorstschen Gedanken aus der Zeit preußischer Volkserhebung gegen den Nationalfeind bei uns lebendig. Es wurden Verfügungen [3]) erlassen

---

[1]) Altonaer Merkur 1845, S. 1333.

[2]) Altonaer Merkur 1845, S. 1307.

[3]) Sammelband schleswig-holsteinischer Verfügungen von 1848—1863 in der Landesbibliothek.

über Bürgerbewaffnung („in Erwägung der dem Lande drohenden Gefahren und dem allseitig ausgesprochenen Verlangen entsprechend, in Stadt und Land Bürgerbewaffnungen unter selbstgewählten Anführern ins Leben treten zu lassen.“ Rendsburg, 25. März 1848), Errichtung mobiler Sicherheitswachen in den Landdistrikten („zur kräftigen Abwehr des Feindes, der gegenwärtig die Grenzen des Landes bedroht, ist es erforderlich, aufs kräftigste für Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit im Innern des Landes Sorge zu tragen.“ Dafür sind § 1 „in sämtlichen Landdistrikten der Herzogtümer Schleswig-Holstein zweckmäßig bewaffnete, mobile Sicherheitswachen zu errichten.“ Rendsburg, 29. März 1848), über die Abhaltung von Sessionen für die städtischen und ländlichen Distrikte (Rendsburg, 8. Juli 1848), und gleichzeitig erschien die „provisorische Verordnung, betreffend die Einführung allgemeiner Wehrpflicht und das bei der Aushebung zum Landmilitärdienst zu beobachtende Verfahren für die Zeit des gegenwärtigen Krieges.“ Nach eingezogenem Gutachten der gemeinschaftlichen Ständeversammlung wird verordnet: § 1. Alle Schleswig-Holsteiner sind, soweit sie die erforderliche Diensttüchtigkeit besitzen, von ihrem 21. bis zum 40. Jahre inkl. der Wehrpflicht unterworfen. § 2. Die Wehrpflicht ist persönlich zu erfüllen und die Stellvertretung demnach fortan nicht zulässig. § 3. Jeder Wehrpflichtige hat durch seine Verdienste Anspruch auf alle militärischen Würden und Ämter. Die Erhebung in den Offiziersrang hat indessen künftig die Erteilung des persönlichen Adels nicht mehr zur Folge. § 4. Vom Land- und Seedienst sind in Zukunft diejenigen als unwürdig ausgeschlossen, welche eine Zuchthausstrafe erlitten haben. § 5. Die enrollierten Seeleute sind bis weiter nur zum Seedienst verpflichtet. Alle übrigen Wehrpflichtigen haben ihre Dienstpflicht bei dem Landmilitär zu erfüllen. § 6. Von der Erfüllung der Wehrpflicht sind befreit: 1. Die mit der geistlichen Ordination Versehenen. 2. die an städtischen und Distrikts-Schulen fest angestellten Schullehrer. 3. die Mitglieder der Mennoniten-Gemeinden in Friedrichstadt und Altona. § 9. Bei den Landmilitärsessionen sind bis weiter zu übergehen: 1. Staats- und Kommunalbeamte, wenn sie das 25. Jahr bereits zurückgelegt haben, 2. die mehr als 25jährigen Mitglieder der Bürgerbewaffnungen in Rendsburg und Altona, sowie in denjenigen Städten, in denen vollständig organisierte Bürgerkorps mit Zwangspflicht zum Eintritt bestehen, 3. die mit Interimspatenten versehenen Landmilitärpflichtigen nach Maßgabe der bestehenden Verfügungen, 4. diejenigen, welche als einzige Versorger einer Familie anzusehen sind. § 11. Diejenigen Wehrpflichtigen, welche sich freiwillig vor Eintritt ihres dienstpflichtigen Alters melden und diensttüchtig befunden werden, haben, soweit dadurch keine Überfüllung einer Heeresabteilung entsteht, das Recht, die Waffenart zu wählen, bei welcher sie ihre Dienstzeit als Soldaten, Militärärzte oder Fahnenschmiede, je nach ihrer Tüchtigkeit, abzuhalten haben. Diejenigen, welche die Verpflichtung übernehmen, sich selbst zu kleiden und zu bewaffnen, und auf den Sold verzichten, treten überdies nach Ablauf eines Jahres zur Kriegsreserve über, und sind sodann nicht mehr verpflichtet, in Friedenszeiten beim stehenden Heere zu dienen. Den Freiwilligen, welche bereits vor Erlassung dieses Gesetzes während des gegenwärtigen Krieges im regulären Militär oder in einem Freikorps Kriegsdienste gethan haben oder noch thun, ist die Zeit dieses Kriegsdienstes in ihrer Dienstzeit anzurechnen.

Hier haben wir die allgemeine Wehrpflicht! Der Soldatenstand ein Ehrenstand, für den keiner zu gut ist, eine Sache des ganzen Volkes! Stellvertretung und Bevorzugung des Adels sind zu Ende. Die wenigen Ausnahmen vom Militärdienst erscheinen sachlich begründet. Die Dienstzeit wird auf ein Jahr verkürzt für diejenigen, welche sich selbst ausrüsten und unterhalten, allerdings eine

Bevorzugung des Vermögens (und nicht, wie in Preußen, der Intelligenz), aber eine willkommene Entlastung der durch die Volkserhebung so wie so aufs äußerste angespannten Staatsfinanzen; außerdem mußte ja die Entlassung nicht von dem Buchstaben eines Gesetzes, sondern von der Dauer und dem Verlauf des Krieges abhangen.

Nach dem unglücklichen Verlauf der Erhebung gab es noch einmal einen Rückschlag. Das „provisorische Wehrpflichtsgesetz" vom 20. November 1852 bestimmt im § 1 die allgemeine Wehrpflicht, läßt aber die Stellvertretung zu (§ 22).[1] Als dann auf die Zeit der Erniedrigung eine Zeit neuer Erhebung und Erhöhung folgte und Schleswig-Holstein an seinem Teile zur Einigung Deutschlands helfen durfte, da geschah es auf dem Boden deutscher allgemeiner Wehrpflicht.



Herbstabend.

Weich webt die Dämmerung um Wald und Wiese,
Im tau'gen Grase weidet leif' das Wild,
Noch scheint der Mond nicht, und die Luft ist linde.
So still ist alles, nur im Schilf des See's
Hör' ich der Wandervögel zaub'risch Treiben.
Aus welchem Lande kommt ihr hergezogen,
Um hier in milder Luft und Himmelslicht
Euch kurze schöne Monde lang zu freuen?
Ihr kommt aus Ländern, wo die Sonne schien,
Und wenn sie hier erbleicht und kahl der Wald,
Zieht ihr wie sel'ge Geister in die Ferne;
Ich aber muß im Wintersturme harren
Und dem Geschick die müde Stirne bieten.



Der alte schleswig-holsteinische Kanal.

Von Dr. **A. Gloy** in Kiel.

Wenn man kurz nach dem Verlassen der Hochbrücke bei Levensau von der Böschung einen Blick nach links hinunterwirft, so sieht man tief unten einen schon halb verschütteten Streifen des alten Eiderkanals sich auf das heutige Margaretenthal zu entlang ziehen, während auf der rechten, östlichen Seite, bei Projensdorf und Knoop, noch eine größere Strecke in ihrer ganzen ehemaligen landschaftlichen Schönheit erhalten geblieben ist. Was wäre das so herrlich gelegene Gut Knoop ohne Wasser auch gewesen? Endlich giebt es, abgesehen von der Obereider, noch ein kleines Stückchen unweit der Mündung bei Holtenau, das in einen Bootshafen verwandelt und mit dem neuen Kaiser Wilhelm-Kanal in unmittelbarer Verbindung stehend, den Vergleich zwischen diesen, zu ihrer Zeit beide als Riesenwerke gerühmten Kanälen noch am besten gestattet. Wer den vor nun reichlich 10 Jahren bis auf die oben genannten Strecken verschwundenen alten Kanal gekannt und befahren hat, wird es bedauern, daß mit ihm so manches landschaftliche Idyll, wie die Schleuse bei Holtenau und bei Knoop, von dem großen Schlunde des neuen Kanals mit verschlungen worden ist. Immerhin ist eine Wanderung auf seinen hohen Ufern noch heute nicht ohne Reiz, während die Fahrt auf dem tief eingesattelten Wasserspiegel meistens nur den Ausblick auf hohe Böschungen verstattet. Wie viel schöner war eine Kanalfahrt früher und welch' anmutiges Landschaftsbild muß nun gar eine Bootfahrt auf der alten, in

[1] Vergl. den vorher angeführten Sammelband.

den Jahren 1777—1784 zum Kanal umgeschaffenen Levensaue geboten haben! — Kurz vor ihrer Mündung in die Kieler Föhrde erblickte man auf dem nördlichen Höhenzuge das Dorf Holtenau und, dem Wasserspiegel etwas näher gelegen, das gleichnamige Schloß oder Herrenhaus, von welchem einige Überreste noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts in einem mit Busch bewachsenen Hügel verborgen gewesen sein sollen. Auch das um 1766 an Stelle eines älteren erbaute weißschimmernde Herrenhaus von Knoop hat sich noch in den Wellen des alten Flußlaufes gespiegelt. An seinen Ufern, bei dem heutigen Levensau, hielten einst die Stände der beiden Herzogtümer ihre Landtage ab und besprachen hier ihre gemeinschaftlichen Interessen, wie einst die Holsten und die Ditmarscher auf dem alten Kukwalle an der Gieselau, doch mit dem Unterschiede, daß das Wasser die an der Levensau Versammelten nicht feindlich trennte wie dort. Hier führte auch die uralte Heerstraße von der Spitze der Kieler Föhrde aus nach Norden weiter; denn es befand sich hier gerade eine Furt, in deren Nähe später, und zwar schon lange vor 1777, eine hölzerne Brücke geschlagen worden ist. Mit Segelbooten ließ sich der Fluß noch etwas weiter aufwärts befahren, wie aus



Abbildung der alten Knooper Schleuse.

Bildern der damaligen Zeit zu ersehen ist. Seinen Ursprung nahm er im Warleberger Moor, etwa ½ Meile nordöstlich vom Flemhuder See, von wo aus bis zur Levensau Wall und Graben, eine sogenannte „Landwehr,“ die uralte, bestimmt seit 1225 nachweisbare Grenze zwischen Holstein und Schleswig, d. h. aber für lange Zeit auch zwischen Deutschland und Dänemark, zum Abschluß brachte. Die letzten Überreste dieser alten Landwehr, die auf den Meyerschen Karten im Danckwerth noch gezeichnet ist, sind indessen schon bei dem Bau des alten Eiderkanals völlig beseitigt worden. Beide Ufer des etwa 1½ Meilen langen Flusses begrenzte dichter Wald, der als schützendes Bollwerk für Schleswig oder Holstein (mittelniederdeutsch: le = geschützte Seite [Leeseite], altnord. hle = Schatten, Schutz) der ihn durchströmenden Au „Levoldesouwe“ = Le-wohldes-Ouwe offenbar den Namen gegeben hat. Das Bett bezw. das Thal dieser Levensau ward für die Herstellung des alten schleswig-holsteinischen, später sogen.

Eiderkanals für dessen östlichen Teil verwandt. Im Grunde galt es dabei nur, das vorhandene Flußbett bis auf die gewünschte Tiefe (11½ Fuß) auszubaggern und freilich auch etwas zu verbreitern; denn der Kanal erhielt eine Breite von 100 Hamburger Fuß in der Wasserfläche, bei 54 Fuß Bodenbreite, eine Breite also, welche der alte Flußlauf nur in der Nähe der Mündung gehabt haben kann. Parallel zu beiden Seiten der Wasserfläche lief ein Ziehweg (zum Schleppen der Schiffe durch Pferde- oder Menschenkraft), welcher wieder durch einen niedrigen Knick, stellenweise auch nur durch einen Graben, von den angrenzenden Ländereien getrennt war. Viel Land hat dieses ganze Werk jedenfalls nicht erfordert, indem z. B. die südlich angrenzenden Dorfschaften Wiek, Suchsdorf und Ottendorf auf einer Strecke von einer Meile zusammen nur 16 Tonnen zum Kanalbau haben hergeben müssen. Da man an einen vollständigen Durchstich der cimbrischen Halbinsel bei der Unvollkommenheit der damaligen Hülfsmittel noch garnicht dachte, so mußten ferner Schleusen eingebaut werden, und zwar 6 an der Zahl. Durch die Holtenauer oder Friedrichsschleuse, die Knooper und die Rathmannsdorfer stieg man um 7¼ + 9¼ + 7¾ (= 24¼ Fuß = Höhe des Flemhuder Sees) über den mittleren Stand der Ostsee, um innerhalb der Obereider durch die Königsförder, Cluvensieker und die Rendsburger Schleuse wieder auf den Wasserstand der Untereider hinab zu gelangen. Jede der 6 Schleusenkammern hatte eine Länge von nur 110 Fuß bei 28 Fuß Breite und 12 Fuß Tiefe. Daher konnte der alte Kanal von Torpedobooten neueren Typs nicht befahren werden, ja, die engen Schleusenkammern hätten kaum für unsere jetzigen etwas größeren Hafendampfer genügenden Raum geboten. Für die alte „Eider," den „Klaus Groth" aber und die ehemaligen Sartorischen „Dampfkähne" „Meta," „Anton" usw. sowie namentlich für Ewer war er das gegebene Fahrwasser. Die Bauzeit umfaßte 7 Jahre (1777—1784), und doch war nur auf der Strecke zwischen Warleberg etwa und dem Flemhuder See sowie ungefähr zwischen der Königsförder und der Cluvensieker Schleuse, wo der Kanal das Bett der alten Eider auf eine Strecke von ¾ Meilen verließ, ein eigentlicher Durchstich erforderlich gewesen. Über den zwischen Holtenau und Rendsburg 4½ Meilen langen Kanal (+ 18 Meilen Eiderlauf von Rendsburg nach Tönning) führten an jeder der 6 Schleusen und außerdem bei Levensau und Landwehr Brücken, meistens doppelflügelige Zugbrücken, dagegen war die schon 1823—1825 für 106 250 Reichsthaler neu gebaute Holtenauer Schleuse damals mit einer sehr praktischen Drehbrücke versehen worden. Die gesamten Herstellungskosten beliefen sich auf 2½ Mill. Reichsthaler = etwa 7½ Mill. Mark. Die in den derzeitigen „Provinzialberichten" jährlich abgedruckten Zusammenstellungen über den Schiffsverkehr zeigen eine stetige Zunahme. Von 1820—1840 etwa passierten den Kanal jährlich 2600 Schiffe, was dem Staate eine Brutto-Einnahme von 68 750 Reichsthaler Kurant einbrachte. Davon gingen die Unterhaltungskosten und Gehälter mit jährlich 18 750 Rthlr. ab, so daß ein Reingewinn von 50 000 Rthlr. verblieb und die Anlage sich demnach mit 2 % verzinste. Dahingegen hat der Bau des neuen Nord-Ostsee- oder Kaiser Wilhelm-Kanals mehr als 156 Mill. Mark gekostet. Wie sich dieses gewaltige Kapital verzinsen wird, kann im Grunde erst ein Durchschnitt aus mehreren Jahrzehnten in Zukunft ergeben. Um das Dreifache in allen Dimensionen größer geworden ist das Fahrwasser, um das Zwanzigfache das Anlagekapital (nach dem damaligen Werte des Geldes um noch viel mehr), um das 50—100fache der Tonnengehalt der die neue Wasserstraße durchfurchenden Schiffe, und neben der bescheidenen Sandsteinsäule König Friedrichs VI., welche 1784 auch ein großes Werk krönte, erheben sich jetzt zwei prunkende Denkmäler des Mannes, welcher im Jahre 1887 den Grundstein zu dem jetzigen Riesenwerke gelegt hat.

Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

33. De Könisdochter in 'n Keller. †)

Seiner Excellenz Herrn Freiherrn Rochus von Liliencron in Schleswig ehrerbietigst gewidmet zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Dar sünd mal ins [1]) twê Köni'n weß, de hebbt ümmer tosam'n hol'n. [2])

De ên hett 'n Sȫn hatt un de anner hett 'n Dochter hatt. Un se hebbt sik afmąkt, wenn ęr Kinner grot wêr'n, denn schull'n se sik tosam'n heirgt'n.

De beiden Kinner hebbt uk vęl ên vun 'n annern hol'n. Un de Könisdochter hett 'n Geldbüd'l mąkt, den' hett se den Könissȫn schenkt. Un he hett em anhęgt [3]) un hett em ümmer bi sik drąggen to 'n Andenken.

Nu is de Köni, de de Dochter hatt hett, de is ąwer riker weß as de anner. Un as de Kinner nu grot sünd, un se wüllt sik heirgt'n, do will he dat ne hebb'n. Un he kümmt bi un lett 'n dêpen Keller mąk'n ünner de Eer, dar kricht he sin Dochter un ęr Kamerjümfer in, un denn vör sȫben Jąr to lęben. Un do slütt [4]) he den Keller faß [5]) tô. Un vör de Dȫr stell't he 'n pąr Löb'n vȫr, dat de beiden ne rut kam'n künnt ut 'n Keller, un dat dar uk kên Minsch na ęr rin kam'n kann.

Nu hebbt se al 'n ari [6]) Tit in 'n Keller sęten, do brenn't den' Köni, wat de Könisdochter ęr Vadder weß is, den' sin Sluß brenn't af. Un ęr Vadder un Mudder brenn't dar bei' [7]) in up, un all' de Lü', [8]) de dar in weß sünd, uk mit.

Dar hebbt de beiden in 'n Keller ąwer niks vun to węten kręgen.

As de sȫben Jąr nu meis [9]) üm sünd, do hebbt se man 'n bęten mêr ną to lęben. Un se mȫt al jeden Dach weniger ęten, dat se man utkam'n dôt. [10])

Toletz hebbt se niks mêr ną as 'n bęten Fett; dar stow't se sik Netteln mit up, de in 'n Keller wussen hebbt.

To allerletz do hebbt se uk kên Fett mêr. Do mȫt se de Netteln al so ęten, ąn'n [11]) Fett.

As de Netteln nu uk all' sünd, un se hebbt gar niks mêr to lęben, do secht de Könisdochter, dot hungern, dat 's doch 'n Kur, se wüllt mal an de Dȫr kloppen, wat ęr kên Minsch hȫrn deit un bring't ęr wat to lęben.

Nu sünd de ol'n Brę‘ [12]) vun den Ręgen al ganz mȫr [13]) weß. Un as se dar nu ankloppen dôt, an de Dȫr, do kri't se [14]) dar 'n Lock hendȫr.

Do bręk't se ümmer 'n bęten mêr ut, un toletz hebbt se dat Lock al so grot, dat se dar hendȫr krupen [15]) künnt.

Do ward se de beid'n Löb'n je wąr vör de Dȫr.

Nu sünd se ąwer je so hungeri weß, un do secht de Könisdochter, rut will se, un wenn de Tier'n ęr uk torit [16]) un upfręt.

Nę, secht de anner, toêrs schall se ne rut. Wenn de Tier'n ęr toriten dôt, dat kann se ne ansên. Se hett so lang' mit ęr uthol'n, sech' se, nu will sê uk de êrs węsen.

---

†) In der ‚Deutschen Welt‘ (Nr. 32. 1902), aus der mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers, Herrn Dr. Friedr. Lange, das hier mitgeteilte Märchen abgedruckt ist, geht dem Märchen eine Abhandlung vorher, in der die bisher bekannt gewordenen Fassungen dieses Märchens, besonders die Müllenhoffsche („Jungfer Maleen‘ S. 391 ff.) und die Grimmsche (Nr. 198) besprochen werden. Da es uns an Raum fehlt, um Abhandlung und Märchen zugleich abzudrucken, so bringen wir zunächst in diesem Heft das Märchen selbst und sparen die Abhandlung, obwohl sie zum vollen Verständnis des Märchens und zur Würdigung seines außergewöhnlichen Wertes unerläßlich ist, für ein späteres Heft auf.

Die Schriftleitung.

Un do geit se up 'e Tripp henstan un secht: ,Slap,*) ên Og, slapt, twê Ogen, slapt, drê Ogen.' Un darmit springt se tô un will ȫwer de Löb'n wech spring'n.

Awer dat vêrt Og hett je ne slapen — se hett je ne secht ,slapt, vêr Ogen,' dat hett se vergeten —, un do kricht**) de Löw' er to packen un toritt er.

As he sik nu wa' dal lecht hett,**) de Löw', do geit de Könisdochter up 'e Tripp henstan un secht: ,Slap, ên Og, slapt, twê Ogen, slapt, drê Ogen, slapt, vêr Ogen.'

Do slapt all' vêr Ogen tô.[17]) Un do spring't se tô un kümmt glückli dör de Löb'n wech.

Do is se je redd't.

Nu will se je toêrs na er'n Vadder sin'n Sluß hen. Awer as se dar ankümmt, do is de[18]) Sluß je afbrenn't.

Do wêt se uk je, wo dat tôgan deit, dat er nüms[19]) wat to leben bröcht hett.

Nu geit se je wider.

Toletz — dat ward al düster — do kümmt se in 'n grot Holt to gang'.

Do sticht se to Bôm un will mal sên, wat se ne wôr[20]) 'n Lich war ward'n kann.

Do süt se in 'e Fêrn 'n Lich, dar geit se up tô. As se dar ankümmt bi dat Lich, do is dat 'n Sluß.

Dat is de Sluß weß, wo er Brüdiam in wanț hett, de Könissȫn.

Nu geit se dar je rin na 'n Sluß, un do dröppt[21]) se dar 'n Fru.

Do fröcht se de Fru, wat se dar kên Kökſch nödi hebbt.

Ja, secht de Fru, se kann bi er ankam'n.

Do vermê't[22]) se sik dar in 'n Sluß as Kökſch.

De Fru hett drê Döchter hatt. De sünd sik stridi[23]) weß un hebbt all' drê den Könissȫn gêrn hebb'n wullt. De ên hett em hebb'n wullt, un de anner hett em hebb'n wullt.

Nu hett de Könissȫn secht, de em so 'n Geldbüd'l maken kunn, gra' so 'n, as hê in 'e Tasch harr, de wull he to 'n Fru nem'n, anners kên.

De drê Döchter hebbt awer ne so 'n trech[24]) krigen kunnt.

Do kümmt de ölls Dochter mal bi er an in 'e Kök un fröcht er, wat se ne so 'n Geldbüd'l maken kann.

Se besüt em un secht ja, dat kann se.

Ja, sech' se, denn schall se er doch so 'n maken. Denn will sê so lang' de Arbeit vör er dôn.

Do makt se er 'n Geldbüd'l, de hett ganz akkrat so utsên, as de anner. Un do geit de Dochter dar mit hen na den Könissȫn un secht, sê hett em makt.

Nu hett de Geldbüd'l je gra' so utsên as de anner, un do ward je 'n Dach ansett, wo de Hochtit ward'n schall.

As dat nu awer so wid is, un de Hochtit schall ward'n, do is se krank, de Brut, un kann ne utgan.

Do kümmt se in 'e Kök an un secht: ,Dêrn, kumm gau[25]) mit un treck[26]) min Kled an, un denn fôr[27]) du mit em hen na Kirch. Du süß[28]) je gra' so ut as ik. Du mußt awer jo un jo ne spreken,' sech' se, ,du heß je 'n finer Stimm as ik.'

Do mutt de Kökſch de Brut er Kled antreck'n, un do mênt de Könissȫn je, dat sin Brut dat is, un fôrt mit er los.

---

*) Erzählt wurde: ,slöppt een Og, slöppt twee Og' usw.

**) Erzählt wurde: ,un do kri't de Löb'n er to packen un torit er' ... ,as se sik nu wa' dal lecht hebbt, de Löb'n.'

Nu kamt se toêrs bi den Keller verbi, wo se so lang' in sȩten hett.

Do secht se:

Nettel, Nettel grôn,
Wat steis du hier so schön!
Wie oft hab' ich dich ungesalzt
Und ungeschmalzt gegessen! ***)

Do secht de Könissö̧n: ‚Mein Kind, hast du die gegessen?'

„Ja freilich,' sech' se.

Darup kamt se bi den afbrennten Sluß verbi. Do secht se:

Hier liegen die schneeweißen Falken
Von meines Vaters Hausbalken. †)

Do secht he: ‚Mein Kind, ist das deines Vaters Haus gewesen?'

„Ja freilich,' sech' se.

Toletz kamt se in 'n Wech, wo blang' bilank[29] an bei' Siden so 'n schön Linn'n sta̧t.

Do secht se:

Hier stehen die schönen Linden,
Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe.

Do secht he: ‚Mein Kind, hast du die gepflanzt?'

„Ja freilich,' sech' se.

Do fôrt he êrs mit ȩr bi 'n Goldsmitt vö̧r. Dar köfft he ȩr 'n goll'n Kȩ' üm 'n Hals, mit 'n goll'n Slutt vö̧r. De binn't he ȩr üm, un dat Slutt slütt he tô, un den Slö̧tel stickt he in 'e Tasch.

Un do fôrt he mit ȩr hen na Kirch, un dar ward se em antrô't.[30]

As se ut de Kirch kam'n sünd, un se sünd wa' to Hus, do treckt se dat Kled ut un geit wa' an ȩr Arbeit. Un de anner treckt ȩr Kled wa' an, un do kümmt se na 'n Sa̧l rin un bêrt[31] so, as wenn sê dat is, de em antrô't is.

Nu 's a̧bens, as de Hochtit ut is, un de Lü' sünd all' wechfôrt, do secht se to ȩr'n Mann: ‚So, nu kumm man; dat is Tit to Bett.' ††)

„Ja,' sech' 'e, ‚wat sȩ's[32] du man noch, as wi bi den Keller verbi kôm'n?'

„Heff ik dunn[33] wat secht?' sech' se.

„Ja,' sech' 'e, ‚wêß[34] dat ne mêr?'

Do geit se rut na Kö̧k un secht: ‚Dêrn, du ole Flillerflaller,[35] wat heß du secht, as ji bi den Keller verbi kam'n sünd?'

„Ja,' sech' se, ‚ik heff wider niks secht as:

Nettel, Nettel grôn,
Wat steis du hier so schön!
Wie oft hab' ich dich ungesalzt
Und ungeschmalzt gegessen!'

Do geit se wa' rin, de anner, un secht: ‚Nu wêt ik al, wat ik secht heff. Ik sȩ:

***) Erzählt wurde: ‚wie manches Mal . . . geessen.'

†) Erzählt wurde: ‚von meinen Vater seinen H.' Zur Erklärung der ‚Falken' schreibt mir Herr Dir. Trendelenburg in Berlin: ‚Die Firstbretter über dem Giebel laufen oft in geschnitzte Tierköpfe, namentlich Pferdeköpfe aus. Odins Saal trägt oben am Eingange einen Wolf und einen Adler als Firstschmuck. So denke ich mir auch Ihre Falken als Schmuck der Balkenenden.'

††) Erzählt wurde: ‚nu kumm man mit to Bett' und ebenso an den drei andern Stellen: ‚kumm nu man mit to Bett.'

Nettel, Nettel grôn,
Wat steis du hier so schön!
Wie oft hab' ich dich ungesalzt
Und ungeschmalzt gegessen!'

Do frôcht he: „Heß du den[41]) Nettel denn ęten?'
,Nę,' sech' se, ,dat heff ik ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett.'
,Ja,' sech' 'e, ,wat sę's du man noch, as wi bi den afbrennten Sluß verbi kôm'n?'
,Heff ik dunn uk wat secht?' sech' se.
,Jg,' sech' 'e, ,wêß dat ne mêr?'
Do geit se wa' rut na Kǫk un secht: ,Dêrn, du ole Flillerflaller, wat heß du secht, as ji bi den afbrennten Sluß verbi kam'n sünd?'
,Ja,' sech' se, ,ik heff wider niks secht as:

Hier liegen die schneeweißen Falken
Von meines Vaters Hausbalken.'

Do geit se wa' rin un secht: ,So, nu wêt ik al, wat ik secht heff. Jk sę:

Hier liegen die schneeweißen Falken
Von meines Vaters Hausbalken.'

,Js dat din'n[42]) Vadder sin Hus denn weß?' sech' 'e.
,Nę,' sech' se, ,dat is dat ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett.'
,Ja,' sech' 'e, ,wat sę's du man noch, as wi bi de Linn'n helank[36]) fôrn dö'n?'
,Heff ik dunn uk wat secht?' sech' se.
,Jg,' sech' 'e, wêß dat ne mêr?'
Do geit se wa' rut na Kǫk. ,Dêrn, du ole Flillerflaller,' sech' se, ,wat heß du secht, as ji bi de Linn'n helank fôrt sünd?'
,Ja,' sech' se, ,ik heff wider niks secht as:

Hier stehen die schönen Linden,
Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe.'


Die Märchenerzählerin
Frau Lembcke*) in Eutin.

Do geit se wa' rin un secht: ,So, nu wêt ik al, wat ik secht heff. Jk sę:

Hier stehen die schönen Linden,
Die ich gepflanzet hab' mit meinem gold'nen Ringe.'

,Heß du de Linn'n denn plant?' sech' 'e.
,Nę,' sech' se, ,dat heff ik ne. Awer kumm nu man; dat is Tit to Bett.'

*) Frau Caroline L., geb. Lamprecht, die Witwe eines Schuhmachers, ist 1826 in Pansdorf geboren und hat seit 1847 47 Jahre in Sagau gewohnt. Hier ist ihr das Märchen von einer schon vor 1890 gestorbenen Frau Vogt erzählt worden, mit der sie ,in 'e dörtigen Jahren' d. h. über 30 Jahre in einer und derselben Kate gewohnt hat. Frau Vogt ist aus dem Sierhagener Gut (bei Neustadt in Holstein) gebürtig gewesen.
Frau L. hat mir im ganzen 18 Geschichten erzählt. Drei davon (Nr. 11. 13. 30) sind bereits in der ,Heimat' mitgeteilt worden.

‚Nę,' sech' 'e, so noch ne.' Se schall em êrs de Kę' mal wisen, de he ęr ümgęben [37]) hett.

Do löppt se wa' rut na Kǫk un secht: ‚Dêrn, dô [38]) mi gau de Kę' her, de he di ümgęben hett.

Un se kümmt bi un will ęr de Kę afbinn'n.

Awer dat Slutt is je tôslaten weß, un den Slǫtel hett hê je in 'e Tasch hatt, un do kann se de Kę' je ne afkrigen. Un do kümmt se je so wa' rin un hett kên Kę'.

Do secht he to ęr: ‚So, nu wêt ik al nog. [39]) De anner, dat is min êrs Brut weß, un nu is se mi uk antrô't, denn will ik dê nu uk behol'n.'

Un do hett he de Könisdochter to 'n Fru nam'n, un de anner hett trüchstan [40]) müßt.

Nach Frau Lembcke in Eutin.

Anmerkungen: [1]) einst. [2]) gehalten. [3]) aufbewahrt. [4]) schließt. [5]) fest. [6]) artige, ziemliche Zeit. [7]) beide. [8]) Leute. [9]) meist, beinahe. [10]) auskommen thun. [11]) ohne. [12]) statt Bręder, Bretter. [13]) mürbe. [14]) kriegen sie. [15]) kriechen. [16]) zerreißen. [17]) ‚schlafen zu' plattdeutsch statt ‚schlafen ein.' [18]) In der Bedeutung ‚Palast' wird im östlichen Holstein die hochdeutsche Form ‚Sluß' gebraucht und zwar von alten Leuten vielfach als männlich. Das Schloß, zu dem der Schlüssel gehört, heißt in echt niederdeutscher Form ‚dat Slutt.' [19]) niemand. [20]) (irgend) wo. [21]) trifft. [22]) vermietet. [23]) streitig. [24]) zurecht, fertig. [25]) eilends. [26]) zieh. [27]) fahr. [28]) süß oder süchs = siehst. [29]) eigl. ‚beilängs beilängs', an der Seite entlang. Es sind zwei verschiedene Formen desselben Wortes, die sich der Bedeutung nach so unterscheiden, daß ‚blang' auf die Frage ‚wo' antwortet, ‚bilank' auf die Frage ‚wohin'. [30]) angetraut. [31]) geberdet sich, thut so. [32]) sagtest. [33]) ‚do' mit nachklingendem n. [34]) weißt (du). [35]) Ein prachtvolles Wort, das ich sonst noch nie gehört habe; es bedeutet ‚flatterhafte Person'. Die richtige Schreibung wäre ‚Flidderfladder'. Man spricht aber im östlichen Holstein dd fast oder ganz wie ll, z. B. ‚Fellermus'. [36]) entlang fahren thaten; ‚helank' st. ‚henlank', hinlängs. [37]) umgegeben. [38]) thu, gieb. [39]) genug. [40]) hat zurückstehen müssen. [41]) Nettel ist männlich. [42]) sprich: ‚din.'



Plattdeutsche Redensarten beim Kartenspielen.

Mitgeteilt von **G. F. Meyer** in Kiel.

In vielen unserer Dörfer ist es Sitte geworden, die langen Winterabende und die Sonntagnachmittage mit Kartenspiel zu verbringen. Die Tageszeitung ist bald gelesen, und seinen Gesprächsstoff hat der Bauer meist schnell erschöpft. Was nun? Da geht er zum „Nawer," „üm een lütten Skat to maken un de Langewiel to verdriewen." Es ist ergötzlich, einen solchen Skat zu erleben; denn hier ist „de Bur mal in sien Fett," hier zeigt sich der gesunde Humor unsers Bauern, schlagfertig weiß er an der rechten Stelle, wenn auch zuweilen in derber Weise, das rechte Wort zu finden, und es zeigt sich auch hier der unerschöpfliche Reichtum unserer plattdeutschen Muttersprache an sprichwörtlichen Redensarten.

„Wöllt wi 'n bęten öwer de Eck haun?" fragt einer aus dem Kreise der Versammelten. „Ja, du hest je woll noch 'n losen Groschen in de Tasch" und „da lött sick je villicht noch 'n Daglohn maken, hüt Abend" oder „da lött sick je woll noch 'n Groschen verdeenen" tönt's ihm zustimmend zu. „Denn krieg 't Bok man her," sagt wieder einer zum Gastgeber, und bald sitzen die Spieler, nachdem sie vorher noch über „Glücksplatz" und „Unglücksplatz" sich einig geworden sind, am Tisch, „un dat Scheten kann losgahn." „Du hest dien Korten ok lang nich wuschen," meint der, der zuerst die Karten mischt. „Nę, se mütt bald mal na 'n Preester," muß der Eigentümer des Spiels zugeben. —

Die Karten sind gemischt, jeder hat seinen Anteil bekommen, und „nu wüllt wi mal sehn, wat dat Geschäft makt." —

„Ik bün reizbar," läßt sich die Vorderhand vernehmen. „Tein?" — „Nę, ik

kann keen Fief!" — Zur Mittelhand: „Twölf?" — „De kann 'k noch börn." — „Viertein?" — „Ja, dat güng woll noch." — „Föftein?" — „Nu ward 't all kniep'n!" — „Söb'ntein?" — „Nę, Gret'n, paß!" — „Mal een in 't Sand setten," meint der Spieler, „all de Klewers sünd Trumpf!" Das Wort „Klewer" trifft verwandte Saiten: „Das heilige Kreuz!" „Kreuz, Kringel und Krummbrot!" „Kreuz, ein Leid, ein bitterböses Weib!" — „Nu man herut mit dien Betttüch!" fordert der Spieler die Vorderhand auf (oder: „Nu komm vör Dageslicht" — „Nu spie ut, bloß nich up 'n Disch!" — „bloß mi nich in 't Gesicht.") — „Mal garkeen Schiet utspęln," sagt die Vorderhand und „spęlt 'n ganzen Lütten ut." — „Den kann 'k mit mien Jüngsten," ist die Antwort, und dann geht's Schlag auf Schlag, ein Wort lockt das andere hervor: „Scharp'n Enn vör!" „So 'n Ding will 'n Meister bieten!" — „Wat seggst to dit Ei?" „Das 'n Pierkük'nei!" — „Best 'n Faut vör!" „Den kann 'k im Sitten!" — „Nu wüllt wi 'n anner Fatt anstęken. Ruten ut, seggt de Gläser, dat 's mien Verdeenst!" „Kuracha!" „Karutschen mit Maibodder!" — „De Deuser un de Wense!" „Den will 'k mi köpen!" „Weg is Wittfot!" „Nu ward s' all blöd'n." — „Herzen haben alle Menschen." „Hartwig het 'n Näsdröpel." — „Up 'n Burn hürt 'n Burn." „Burn is 'n Burn wert." — „Na, büst to Hus?" „Nę, so hoch stiggt mien Kunst nich." „Du sittst ok ümmer in 'n Söcken." — „Da sitt noch 'n Brummer!" (Trumpf.) — „Da fallt 'n Appel ut Röhr." (Unerwartet fällt eine große Karte.) — „Ji schöllt mi den Torf woll bring'n," prahlt der Spieler, der seines Spieles sicher ist, „dat dick Enn kümmt na." Und nun hat er „glänzend" gewonnen, da muß er seiner Freude Ausdruck geben: „All Slöp sien!" „Ich heff Hambörger (hollandsch) Gewicht!" „Dat he' 'k weg as 'n Stück Speck!" „Gewonnen bei Hirsch!" Und seine Mitspieler sucht er zu hänseln: „So spęlt man mit Studenten!" oder „So 'n Kirls sünd wi, seggt de Pötter." „He het mihr Glück as Verstand," giebt es ihm ein Mitspieler zurück. „Ja, da is nich gegen an to jappen," stimmt der andere zu. Und sie trösten sich, indem sie hoffen, „em dat mal wöller to Hus to driewen"; denn „dat irst Gewinn'n is nicks," „dat irst Winn'n holt de Lübecker Jungs nich för god," „dat irst Beet" dagegen „is 'n Dahler wert." Doch der Gewinner „lött sick nich in 't Buxhorn jagen." „God Pird treckt tweemal," meint er und „hemm is bęter as kriegen." —

„Giff bęter!" heißt es dann, und ein neues Spiel beginnt. Der „Gęwer" sieht, daß beim Abnehmen Pique-Junge unten zu liegen kam. Er hält das für ein gutes Vorzeichen und spricht erfreut: „Süh dor, de Schosteenfęger!" Doch die andern wollen wissen, „wenn de Kröger vör de Dör steiht, is binn'n nicks los." Beim Aufnehmen der Karten hört man Urteile über den Ausfall derselben: „Ik heff de ganze Klewerjagd." „Ut jed'n Knick een!" „Ut jedes Dörp 'n Hund!" „Hart'n Lena, mien Diern, ik heff di so girn." „Dat 's all Mus as Mau!" „Mien wöllt hüt Abend nich boddern," sagt einer. „Dat liggt an 't Affnehmen," tröstet der Zweite. Der Dritte aber spricht: „Dat süht all na 'n Stück Brot ut." Er will tournieren; doch er ist seiner Sache nicht recht sicher: „Samiel, hilf! Samiel, hilf!" Da hat sich sein Schicksal schon entschieden, Carreau-Bube liegt vor ihm. „De is düchti god för 'n Fotgänger," wendet einer ein und „dat 's de ol Schuffkarmaker" („dat 's de Snider von Kiel") der andere. Doch der Spieler tröstet sich mit den Worten: „Ochs lött nich glippen!" Er nimmt die zweite Karte hinzu: „De Skat de brüllt!" Nun soll er zwei Karten weglegen; doch „nu is Holland in Not," welche Karten sollen es sein? „Was thut ein kluger Hausvater?" — „Dat ward woll 'n Gesang ünner 'n Appelbom," hört er's schon spottend klingen, als er immer noch zögert. „So söben oller so söben?" Doch jetzt hat er's: „De mütt Soldat warrn." — „Na, denn lat 'n

Kassen man dampen." Das Spiel beginnt. Das lange Zögern des Spielers ist schon ein Zeichen gewesen, daß „dat Vaderland in Gefahr is," und „as he nu noch up de Dörper geiht," da „gaht s' aff mit 'n selig'n Herrn." — „Krebs, Krebs, wie wird dir's gehn!" „Spring em mal vör de Post," muntert ein Gegenspieler den andern auf, und „nu hol de Ohren stief," „nu hol de Luff an," „nu lop 'n Wagen na," da holt man ihm die Trümpfe ab („Fort mit Schaden!" — „Hin is hin! Wiedersehn macht Freude!") und endlich kommt der entscheidende Schlag: „Een blankes Aß ward em affsteken." „Dat 's 'n asigen Kantüffel!" „Du treckst mi 'n Kus ut!" ruft der Geplagte. „Nu lat s' em vör 'n Rest sitten." Doch „de Larm het noch keen Enn." „Friß, Vogel, oder stirb!" Da muß er gestehen: „Ik seh mi all dot in 't Sarg." „He will mit 'n Kram nicks mehr to don hemm," „he smitt 'n Kram von 'n Lief": „Da hebbt den ganzen Larm!" Ein lauter Jubel folgt: „Den hebbt wi mal örndlich up 'n Draff bröcht." „Breet as Kulepoch." „Da hebbt wi mal 'n ol Rott fung'n." Doch wer sich nicht verteidigen kann, „an den is Hoppen un Molt verlarn." „Speln wöllt wi ehr woll, wi könnt blot keen Trümpf maken," wirft er dazwischen, und ganz so schlimm ist es auch nicht gewesen, er hätte, „wenn 't beter lopen harr," das Spiel „mit Leichtigkeit" gewinnen können, er war „dicht vör Friedrichstadt!" „dicht vör 'n sülvern Lepel!" „dicht vör de Nummer Sieben," „æwer wenn de Pracher nicks hemm schall, verlüst he dat Brot ut de Kiep." —

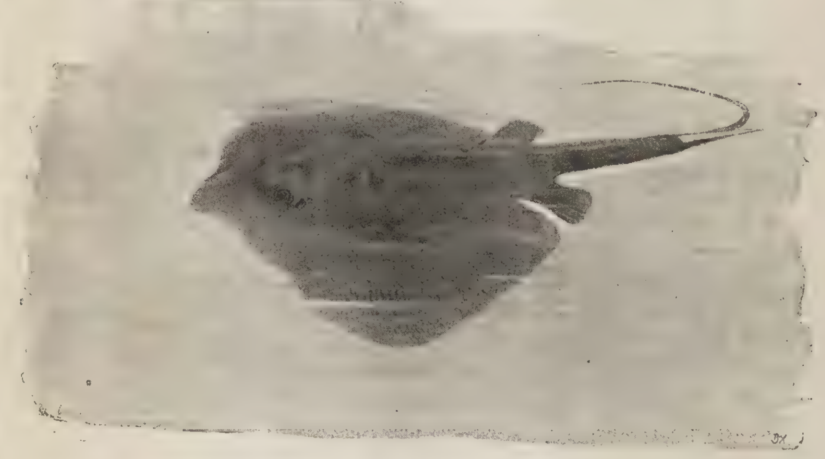
Ein neues Spiel! „Pik is Plaster!" („Pikas is 'n Höhnerhund." „Pik gewinnt glik.") Diesmal „is dat 'n ganz'n Wackeligen," der Spieler „is mächtig in 'n Druck." Die erste Karte „will he sick noch köpen," die zweite aber „kann he nich börn," die dritte „kann he von Hus ut nich" und bei der vierten „is Schiet in full'n." „Bald he' 'k 'n, bald he' 'k 'n nich." Doch da macht der eine Gegenspieler „'nen Bummel." Da ist „Polen noch nich verlarn," „da smitt sick 'n Aal up," „da stiegt de Aktien." „Wat Bier nich deit," kann er nun scherzen, „wat Bier deit, deit 't gliek." Mit „Hangen und Würgen" gewinnt er den „Stormlöper." „Da he' 'k mi mal örndli mang dörch lagen," „da he' 'k mal een ut Für reten," ruft er vergnügt aus, und: „Ik bün froh, dat ik fröhlich bün." Die Gegenspieler müssen achselzuckend gestehen: „He het de grötsten Kantüffeln!" „Wat schall eener darbi don, blinn Huhn find't ok mal 'n Korn." —

So wird Spiel auf Spiel gemacht, bis schließlich einer meint: „nu wöll wi 't man an 'n Nagel häng'n," „dat ward morgen ok noch wöller Dag." So kommt denn „de letzte Bott," und die heiße Schlacht ist beendet. „Wat makt denn de Papiern?" heißt es zum Schluß, „ik mutt je wull de Utstür betaln." Aber der „Schriewer" ist anderer Meinung: „Du geihst hüt Abend mit 'n Raub aff" oder „du gewinnst di 'n golln Näs." Doch „wat da ümsett is, is nich dat Nömen wert," die Hauptsache ist, „dat se den Abend up anständige Art un Wies dotslagen hebbt." (Aus dem Fürstentum Lübeck.)

Mitteilungen.

1. **Der Stechroche (Trygon pastinaca)** ist, obwohl er in fast allen Meeren der Erde vorkommt, ein ziemlich seltener Fisch. In der Ostsee soll bis jetzt nur ein Stechroche (am 21. September 1877 in der Kieler Bucht) gefangen worden sein; in der Nordsee ist er häufiger, und es vergeht kaum ein Sommer, daß hier nicht einer oder mehrere in den sogenannten Fischgärten erbeutet werden. Die Länge dieser interessantesten Rochenart beträgt etwa 1,50 m, wovon fast $^2/_3$ auf den langen peitschenförmigen Schwanz entfallen. Dieser Schwanz ist von ganz eigentümlicher Beschaffenheit; denn die Flossen sind zu einem Stachel, der mit nach hinten gerichteten Zähnen versehen ist, umgewandelt. Der Stachel sitzt an der Oberseite des Schwanzes, und das im Schlamme oder Sande liegende Tier weiß gar geschickt seinen Feind damit zu treffen; nichts schützt gegen die Verwundungen, er dringt

sogar durch das dicke Leder an der Hacke der Fischerstiefeln, und die erhaltenen Wunden sind ungemein schmerzhaft, da durch die Widerhaken viele Muskelfasern zerrissen werden. Verschiedene Gelehrte behaupten, daß der Stachel sich alljährlich erneuere; sicher ist dies wohl noch nicht aufgeklärt. Als Eigentümlichkeit bewahre ich in meiner Sammlung den Schwanz eines Stechrochen auf, der zwei einander ganz gleich gebildete Stacheln hat, von denen der vordere 20 cm, der hintere 12 cm lang ist. Wenn nun jedes Jahr ein Stachel verloren ginge, so müßte es hier der ausgewachsene, größere sein, der ausfallen würde, wenn der zweite seine rechte Größe erreicht hätte; doch nichts spricht dafür, daß dies hier so sein sollte, es scheint sich hier um eine reine Abnormität zu handeln. Der Stechroche



Gemeiner Stechroche.

ist noch insofern interessant, als er ein lebendig gebärender Fisch ist, und ist so von den andern Rochen verschieden, da diese Eier legen, es sind das jene hier so häufig antreibenden schwarzen vierzipfligen Gebilde, die im Volksmunde als Seespiegel, Seemäuse usw. bekannt sind. Die meisten hier gefangenen Stechrochen sind hochtragende Weibchen, die von den Fischern, wie bei allen Rochen, sofort nach dem Fange von allen ungenießbaren Körperteilen befreit werden, so daß auf diese etwas unnatürliche Weise oft 8—10 junge Rochen das Licht der Welt erblicken, die, in Wasser gethan, munter umherschwimmen, aber bei jeder kleinen Gefahr schon drohend den gefährlichen Schwanz erheben. Bei nicht voll ausgebildeten Embryonen ist der Stachel noch weich und biegsam, ist aber bei der Geburt vollständig hart und schon über 3 cm lang.

Utersum auf Föhr. Philippsen.

2. **Muschelbank.** Im 4. Jahrgang unserer „Heimat," S. 43 u. 44, findet sich eine Mitteilung über eine Muschelbank inmitten der Marsch. In den diesjährigen Osterferien nun hatte ich Gelegenheit, die Reste einer solchen Bank zu untersuchen. Eben östlich vom Kirchhofe in Deezbüll (Nordfriesland) hatte man Erde fortgeschafft. Dabei war etwa 30 cm unter der Oberfläche die Muschelbank bloßgelegt. Ich fand folgende Arten vor: Hydrobia stagnalis, Litorina litorea, Cardium edule, Tellina sp., Mytilus edulis, Ostrea edulis. — Vor etwa 15 Jahren traf man in dem genannten Dorfe beim Ebnen eines Grundstücks ebenfalls eine Muschelschicht.

Hostrupholz bei Apenrade.  D. R. Christiansen.

Bücherschau.

5. **Gustav Falke: Putzi, Märchenkomödie in 5 Akten.** 112 S. Hamburg, Alfred Janssen, 1902. — Unter unsern großen Lyrikern finden wir selten oder nie große Dramatiker, und schenken sie uns einmal ein Drama, so schöpfen sie häufig den Stoff dazu aus dem unergründlichen, frischsprudelnden Märchenquell oder holen ihn aus den süßdämmerigen Hainen der Romantik und formen ihn mit feiner Hand, unter der alles zu Golde wird. Der lyrische Schmelz, der darüber ausgebreitet liegt, der wunderbare Stimmungszauber, das melodieenreiche Singen und Klingen, der ewig sich erneuernde Bilderreichtum — kurz: das Lyrische, das darin steckt, nimmt Herz und Sinn so gefangen, daß man darüber vergessen kann, eine dramatische Arbeit vor sich zu haben. So geht es auch

mit Gustav Falkes „Putzi,“ und es ist gut so. Der erste Akt ist von wunderbarer Feinheit und Zartheit: das bläulich-weiße Mondlicht flutet durch die offene Thür und lugt durch die Fensterscheiben — die Stimmung solcher Stunden bis in die feinsten Schattierungen ist prächtig getroffen. Manche Scenen erinnern an die schönsten Stellen in der „Versunkenen Glocke“ von Hauptmann, nicht in dem Sinne, als wären sie ihnen nachgeahmt, nein, sie sind ganz „Falke“ und ihnen nur gleich in der vollendeten Stimmungsmalerei.

In einer einsamen Hütte wohnt die Witwe eines Waldhüters mit ihrer Tochter Maleen. Es ist Abend, die Mutter ist zur Ruhe gegangen und Maleen blickt durch die offene Thür in den klaren Vollmond. Da kommt der Kater Putzi, ein verwunschener Prinz, herein und umschmeichelt sie. Einen Augenblick spielt sie mit ihm und geht dann schlafen. Da, während die Uhr zwölf schlägt, bekommt Putzi auf zehn Minuten seine Sprache wieder und bittet Maleen, mit ihm zu dem tausendjährigen Zauberer Muckimack zu gehen, um von ihm seine Erlösung zu erbitten. Sie kommen bei ihm an, und der Zauberer läßt sich durch zwei Eichhörnchen sein großes Wünschelbuch holen und schlägt den „schwierigen Fall“ auf. Wer Putzi erlösen will, darf nie genascht und noch nie einen Mann geküßt haben. Maleen versichert, es nie gethan zu haben. Muckimack schickt sie mit einem Raben fort, um aus einem schwarzen Turm eine Rose zu holen. Dem Wächter, der einen Kuß verlangt, soll sie einen Schlag an den Kopf versetzen und schnell zurückkehren. Soll der Zauber, der Putzi in Katzengestalt gebannt hält, gehoben werden, so darf Maleen nimmer naschen, auch von der Liebe nicht, muß aber in jeder Vollmondnacht dem Kater einen Kuß geben. Sie verspricht es, und bald zeigt sich die Wirkung; schon im zweiten Akt sehen wir Putzi in Menschengestalt, nur Kopf und Schwanz erinnern an seine Katzenzeit. Maleen tanzt und tollt mit ihm im Zimmer umher, ist aber bald der ganzen Sache überdrüssig; nur auf das Drängen der Mutter, die für die Zukunft der Tochter etwas davon erwartet, versteht sie sich dazu, die Erlösung zu Ende zu führen. Während dessen kommt der Jäger, Maleens heimlicher Bewerber; als er sie zärtlich an sich ziehen will, springt Putzi ihm an den Nacken und würgt ihn. Entsetzt starrt der Jäger auf die Mißgestalt, glaubt Maleen mit dem Bösen im Bunde und flieht. Darüber ergrimmt, jagt sie Putzi in den Wald hinaus, bereut es aber gleich und holt ihn wieder zurück. In der nächsten Vollmondnacht küßt sie ihn wieder, und nun steht er vor ihr als Prinz; die Sprache hat er zurückerhalten, aber, o Schreck! er trägt noch den Katzenschwanz. Sie müssen sich also noch einen Monat gedulden. Aber während sie in junger Liebe täglich im Walde umhertollen, vergißt Maleen der Rose, die daher welk und tot im Topfe steht. Und als nun gar der Prinz der schlafenden Maleen einen Kuß raubt, ist es unmöglich, ihn von seinem Katzenschwanz zu befreien. Wieder gehen sie zu Muckimack. Wieder schickt er sie in den Turm. Dort wird sie einen Dolch finden, mit dem sie den Wächter ins Herz stoßen und, zu Hause angelangt, ihren Finger ritzen und mit dem Blut die Rose tränken soll; dann wird sie neues Leben erhalten. Aber — nimmer wieder darf sie Putzi küssen, sondern soll ihm auf ewig entsagen. Maleen kämpft einen langen Kampf, aber aus Liebe zu Putzi, der über sein Katzenanhängsel sehr traurig ist, will sie entsagen; und freigemut setzt sie ihren Willen durch, gegen den des Prinzen, als der König, der endlich seinen Sohn gefunden hat, energisch verlangt: „Das geht nicht, nein, das geht nicht, das Ding muß weg, versteht sich! Du kommst doch damit nie, nie auf den Thron! Mon dieu! Mon dieu!“ Seine Belohnung: Adelspatent, den besten Kavalier zum Mann usw. schlägt sie dreist aus und heiratet den Jäger, den sie vor dem Prinzen geliebt hat.

Der letzte Akt ist von echt Falkeschem Humor durchweht, besonders in dem König ist eine prächtige, in ihrer dummen Aufgeblasenheit an Serenissimus erinnernde Figur geschaffen worden.

Aber alles in allem hat der Dichter, den ich als Lyriker außerordentlich hoch schätze, nicht den Beweis geliefert, daß die Bühne etwas von ihm zu erwarten habe. Es ist sein Erstlingswerk dieser Gattung, und so mag ein später erscheinendes entscheiden. Für die vorliegende Märchenkomödie hat die „lustige Person“ recht, wenn sie im Prolog sagt:

— — — — — — — — — — — — — ergetzt
Euch an des Märchens buntem Bilderwesen,
Harmlos wie Kinder. Und fragt nicht zuletzt,
Was sollt' es, wollt' es? Kein Gedankenlesen!
Steckt kein Problem darin, wer wird's beklagen?
Man kommt auch einmal ohne Tiefsinn aus,
Und könnt ihr keine Frucht nach Hause tragen,
So nehmt euch ein paar Blumen mit nach Haus.

Ja, Blumen hat Falke uns gegeben, lieblich duftende Blumen aus dem dunklen Märchenwalde.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 11. November 1902.

Zur Geschichte der Personennamen in Schleswig-Holstein.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung in Lauenburg am 21. Mai 1902.

Von Prof. Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Eine Geschichte der Personennamen Schleswig-Holsteins von der Zeit an, aus der wir die ersten Überlieferungen haben, bis auf unsere Zeit zu geben, dazu reichen weder die hier zu Gebote stehende Frist noch meine Forschungen aus, die besonders auf die Westseite unserer Provinz beschränkt gewesen sind; ich will nur versuchen, eine Übersicht über den Gang, den diese Geschichte genommen hat, zu geben. Sie bietet in unserer Provinz ein besonderes Interesse, da die verschiedenen germanischen Stämme, die hier vertreten sind: die Jüten, Friesen und Sachsen, auch in der Benennung der menschlichen Individuen bis zum heutigen Tage manche Verschiedenheiten bewahrt haben.

Unsere jetzige Bezeichnung der einzelnen Personen beschränkt sich bekanntlich nicht auf einen Namen; zu dem festen Namen, dem Familiennamen, kommt mindestens einer, oft zwei, mitunter so viele Vornamen, daß es ihrem Träger schwer werden kann, alle sofort anzugeben. In früherer Zeit — und diese liegt für einige Landesteile noch gar nicht sehr weit zurück — trug jede Person nur einen Namen; einen Familiennamen gab es nicht, der sich vom Vater auf Sohn und Enkel vererbte. Ich werde dieser geschichtlichen Entwickelung folgend zunächst die eigentlichen Personennamen, d. h. die dem Träger des Namens persönlich gehörigen, unsere jetzigen Vornamen, besprechen, dann die in der Provinz üblich gewordenen Familiennamen kurz charakterisieren.

Die ältesten Personennamen, die wir hier zu Lande nachweisen können, stecken in Ortsnamen. Die neueren, vor allem in Dänemark betriebenen Forschungen haben mit Sicherheit ergeben, daß fast sämtliche Ortsnamen auf löv (lev, leben) und stedt, viele auf inge, die älteren auf dorf oder trup, die meisten auf büttel, büll, rade (röd, rode) mit Personennamen zusammengesetzt sind und sich z. B. bei den dänischen auf lev und den mitteldeutschen auf leben zum Teil die gleichen Personennamen finden. Da die Orte auf leben, stedt, inge zu den ältesten Ansiedlungen gehören und viele sicher noch weit über die Völkerwanderung zurückgehen, so haben wir eine ziemlich große Zahl uralter Personennamen erhalten, leider aber oft in recht verstümmelter Form, durch Verkürzungen, Abschleifung der Endungen, Umdeutung ungewöhnlich gewordener Formen so verändert, daß ihre Deutung nicht immer möglich ist. Manche sind uns noch jetzt bekannt, wie Hanno, Harro, Ingher, Wolomer, Egi oder Agi (jetziger Eigenname Aye oder Eye). Außerdem sind uns ein paar Namen in Runenschriften über-

liefert sowie in den Berichten über die Wanderungen der Angelsachsen, an denen die Stämme unserer Heimat sich beteiligt haben. Hengist und Horsa (Hengst und Roß) sind jedem bekannt; der letzte Name findet sich noch in dem Ortsnamen Horsbüll, alt Horsaebüll bei Tondern, jener in dem der jetzt verschwundenen Hallig Hingsteneß (neß, d. h. Halbinsel eines Hingst). Ich füge einige weniger bekannte hinzu: Bäldäg heißt der Vorfahr eines 494 nach England gewanderten Cerdic, auf Föhr liegt noch ein Boldixum, d. h. Boldigs-Heim; Meaca, Witta, Offa sind Häuptlinge an der Eider im Vidsidh-Liede, Maak, Witte, Off haben sich bis jetzt erhalten, Witsum, Witzwort, Witzhave, Offenbüll, Offenbüttel enthalten gleiche Namen; Hemming, ein Name im Beowulf-Liede, erscheint auch in Hemmingstedt, Hemmingbüttel, Hemminghörn. Sirik findet sich in Runeninschriften wie im Ortsnamen Sierksrade und im heutigen Sierks.

Zahlreichere Namen liegen uns erst aus der Zeit seit dem 11. Jahrhundert in Urkunden und geschichtlichen Aufzeichnungen vor, also aus der Zeit, wo die Bevölkerung des Landes durch Wanderzüge aus dem Lande und in das Land, durch den Fortzug vieler Angeln und Sachsen und die Einwanderung der Jüten und Nordfriesen erheblich verändert und mit Ausnahme des erst allmählich wieder germanisch werdenden Ostholsteins ähnlich verteilt war wie heutzutage.

Bei weitem die meisten der alten Personennamen sind zusammengesetzt, so mit bert (= berühmt) Adalbert oder Albert oder Albrecht, Egilbert, Herbert, Ludbert, Osbert, Odbert, Rembert; mit brand (= Schwert) Hildebrand, Isebrand, Sigibrand, Wigbrand; mit hard (hart) Bernhard, Burghard, Eberhard, Eggehard (Eggert), Gerhard; mit frid Alfrid, Godofrid, Sigfrid, Wigfrid; mit mar (= berühmt) Almar, Thetmar, Raimar, Volkmar; mit man Hartman, Herman, Thideman; mit her (Heer, Volk) Edelher (Ehler), Ludher (Lüder), Walther, Werdher; mit rich (Herrscher, Reich, reich) Friedrich, Alberich, Heinrich, Volkrich; mit rad (Rat) Kuonrad, Volrad, Wolfrad; mit wart Bernward, Thankward, Radward (jetzt Rohwer, Rohwedder), Markward; mit schalk Godeschalk (Gosche, Gosch) usw. Es sind meist schöne, wohlklingende Namen, die auf Tapferkeit und Schlachten, auf Reichtum, Klugheit, Einsicht hinweisen, Namen, die sich in ihrer Bedeutung mit den griechischen vergleichen lassen, wogegen die altrömischen meist fade und langweilig sind. Daneben giebt es auch kürzere Namen, besonders häufig mit der Endung o: Bojo, Thedo, Doso, Dudo, Edo, Hasso, Hammo, Iko, Nanno, Otto, Poppo, Umbo, Uffo, zum Teil Kürzungen aus jenen längeren Formen, sogenannte Koseformen, wie wir auch jetzt längere Namen bei kosender Bezeichnung abzukürzen pflegen. Zu bemerken ist das fast gänzliche Fehlen des anderswo in Deutschland häufigeren Namens Karl, der fast nur im Jütischen als Kalli vorkommt, wenn dies wirklich mit Karl gleich ist.

Unter den weiblichen Namen finden sich wie im übrigen Deutschland besonders häufig mit burg zusammengesetzte: Walburg, Freteburg, Heilburg, Ingeburg, Ludburg, Remburg, Walburg, Wendilburg, außerdem Gertrud, Mechthildis, Heilwig, Adelheid, dann die kürzeren auf a: Emma, Bertha, Gisela, Gesa, Ida und die verkleinernden auf ke: Ideke, Odeke, Thebbeke, Hebbeke usw.

Es sind dies Namen in dem von Sachsen bewohnten Teile des Landes, meist dem ältesten Stadtbuch von Kiel aus dem 13. Jahrhundert entnommen.

Es wäre interessant, zu erfahren, ob auch bei unsern Vorfahren die Wahl des Namens durch den Stabreim beeinflußt worden ist. Ich erinnere an das G in burgundischen Namen Gunther, Gernot, Giselher, Gundobald, an das S bei den Franken Sigmund, Sigelint, Siegfrid, an das Ch bei den Merowingern: Chlodwig, Chlothar, Chlodemir, Childebert, Chilperich, Childerich, Charibert, an das Th bei den Ostgoten: Theodomir, Theodorich, Theodicodo, Theodot, an das

E der Angelsachsen: Edmund, Edwin, Eduard, Ethelred, Edgar. Die Namen der Sachsenfürsten im Nibelungenlied Liutger und Liutgast, der Führer der Angelsachsen Hengist und Horsa, der Sachsengrafen Witukind, Sohn Wipreht, Enkel Waltbraht, lassen auf ähnliche Vorliebe unserer heimischen Altvordern für den Stabreim in der Familie schließen; doch finde ich in den Namen der Urkunden keine Anhaltspunkte dafür, daß sich dies Verfahren bis in die geschichtlich erreichbare Zeit festgehalten hat.

Von den alten Namen sind viele verloren gegangen, einige nur als Familiennamen bis jetzt in Gebrauch. Am längsten bewahrt sind die alten Namen, allerdings vielfach in sehr verkürzter Form, bei den Nordfriesen. Ich führe von diesen einige an, ohne die oft sehr schwierige Deutung zu berühren: Agge, Benne, Boye, Edde oder Ede, Folkert (= Volkwart), Gunne, Harr, Iven, Iver, Ingwer, Edlef, Mom, Nommen, Ocke, Ove, Pay, Rickmer, Timme, Tete; weibliche: Eth, Eye, Vollig, Inge, Momke, Nomme, Ose, Sey, Secke, Theet. Bemerkenswert ist, daß bei den Friesen die Verwandtschaftsbezeichnungen auch als Personennamen dienen: Fader, Fedder, Broder, Moder, Süster, Frowke; dazu gehört auch Atte, das alte Wort für Vater, erhalten auch in Attila, „Väterchen,“ wie die Germanen ihren Hunnenkönig, die Gottesgeißel für die Römer, nannten, ebenfalls erhalten in den Ortsnamen Aasbüttel (= Adsbüttel) bei Schenefeld und Atzbüll bei Gravenstein. Ein besonders interessanter Name Nordfrieslands ist noch Arfst, früher Arefast, Arefest, vielleicht derselbe wie Ariovist; Ariovist stammte vermutlich aus Norddeutschland, hatte jedenfalls Charuden, einen Stamm unserer Halbinsel, mit sich in Gallien.

Die Namen der in Schleswig ansässig gewordenen Jüten sind, soweit sie germanischen Ursprungs sind, meist denen der Sachsen ähnlich; doch finden sich mehrere bei den Skandinaviern besonders übliche, zu denen die Gegenstücke im Deutschen fehlen oder sehr selten sind: Axel, Kanut, Eskild, Esketel, Olaf, Tyge und die mit dem Namen des Gottes Thor zusammengesetzten Thorkel, Thorgil, Thorbjörn, Thorwald. Einige dieser Namen verbreiten sich auch schon früh über Nordfriesland.

Der reiche Bestand an altgermanischen Namen, den die älteren Urkunden aufweisen, wird erst ganz allmählich, dann in sehr weit gehendem Maße gefährdet durch das Eindringen der biblischen und Heiligen-Namen. Daß manchen christlichen Priestern die alten Namen, die an Kampf und Streit, vereinzelt auch an die altgermanische Sagenwelt erinnerten, zuwider waren, ist ja erklärlich, aber nur langsam gewinnen die neuen Namen Boden, und sie werden oft so verkürzt, daß man den Ursprung kaum erkennt. Es sind zunächst die Apostelnamen, von denen Johannes und Petrus am meisten bevorzugt werden, so daß Johannes um 1300 schon der allerhäufigste Name ist: Johannes, Johann, Hans, Jans, Jan, Jens, Jes; Jakob, verkürzt im Jütischen zu Jap und Jep; Paulus, Paul, Pawel; Bartholomäus, verkürzt Bartel und Mewes; Thomas; Matthias, Mads und Thies; ferner die Evangelisten Matthäus, verkürzt Tews; Marcus, Marx; Lucas, Lucks; von den Heiligen drei Königen vor allem Caspar, woraus wahrscheinlich Jasper, Jesper entstanden ist; seltener Balthasar, Balzer, und Melchior, Melchert; von den Heiligen die hier zu Lande am meisten verehrten: der Drachentöter Georg, meist Jürgen oder Jörgen; der Heilige der Seefahrer Nicolaus, verkürzt zu Nickel, Niels, Nis und besonders oft zu Claus; Laurentius als Lorenz, Lafrenz, Frenz, Lars, Las, Lawe, Lau; Andreas, Andres, Drees, Drews; Erasmus, der Heilige für Kolik und Viehkrankheit, Rasmus, Asmus; Christophorus, Christoph, Stoffer; Christian, Karsten, Kasten; Severin bei den Jüten oft als Sören; Benedictus als Bendix; Levinus als Levin, Leven; Stephanus, Steffen;

Antonius, Anton, Tönnies; Sebastian, Bastian, Paustian; Michael, Michel, Gehl; Simon, Siem; seltener sind Gregor, Clemens, Alexander und die alttestamentlichen Adam, Samuel, David, Daniel, Tobias. Alttestamentliche sind im 16. Jahrhundert bei den Holländern sehr üblich geworden und finden sich daher am häufigsten in den Landesteilen, die mit Holland in Verkehr standen oder Einwanderungen aus Holland hatten, also namentlich in Eiderstedt.

Die weiblichen Namen können wir nicht so eingehend verfolgen, da es noch keine Frauenbewegung gab, die das schwache Geschlecht an die Öffentlichkeit brachte. Listen aus Nonnenklöstern sind die Hauptquellen. Auch hier machen sich die Heiligennamen sehr breit: Maria; Elisabeth, verkürzt zu Elsabe, Lisbeth, später auch zu Betty; Cäcilia; Magdalena, Lene; Catharina, besondrrs im 16. Jahrhundert sehr beliebt, wohl wegen Luthers Catharina; Apollonia, in den Elbmarschen nicht selten als Abelona, Abel; seit dem 15. Jahrhundert ist der Name Anna recht häufig, da man damals nicht bloß die Mutter Jesu, sondern auch die Großmutter Anna in auffallender Weise verehrte. Dabei sei bemerkt, daß der Name Joseph bei uns nicht vorzukommen scheint, wohl aber der des Großvaters Jesu, Joachim, Jochim sehr häufig wird.

Es ist anzunehmen, daß der Kalenderheilige des Tauftags oder der Heilige der Kirche, zu welcher der Täufling gehörte, oft den Namen bestimmt hat, daher die „Klaus" so zahlreich an der Küste zu finden sind.

In den meisten Gebieten der Provinz hielten sich daneben noch manche alte Namen, und zwar für einzelne Teile charakteristische; Mumme, Nomme, Gunne, Ove, Pay beweisen fast immer die Abstammung aus Nordfriesland, wie Maas, Reimer, Harring und das weibliche Telse (wohl aus Mathilde) fast nur in Ditmarschen vorkommen.

Mit dem 16. Jahrhundert, wo das Lateinische seine neue Blütezeit begann, treten auch lateinische und griechische Namen auf, meistens Angleichungen an heimische. Nur wenige dringen weiter ins Volk ein, wie August, Julius, Theodor (entstellt aus Dietrich); die meisten sind kurzlebige gelehrte Namen, wie Titus für Tete, Homerus für Hummer, Anchises für Ancher, Ankjär, Caius für Kay. Auffallend ist der Gebrauch von Claudius für Claus (Matthias Claudius auf gut holsteinisch: Ties Claus). Bei Marius hat man nicht an den alten Römer zu denken, sondern etwa an eine gute Tante Marie, nach der der Junge benannt werden sollte.

Je näher der Gegenwart, desto mehr werden der Namen, desto mehr unterliegen sie der Mode. Französische, wie Louis, Jean, Louise, selbst Napoleon, englische, wie Charles, George, John, Mary, Alice, kommen vor; vor allem ist der Einfluß hervorragender Personen der Geschichte, der Schauspiele, der Romane und auch der Gassenhauer zu bemerken. In den sogenannten besseren Ständen kommen neue Namen auf, verbreiten sich dann bis in „untere" Regionen, werden dadurch plebejisch, gemein, verschwinden oben und werden durch andere ersetzt, oft durch solche, die auch unten unbeliebt geworden sind. Hans, der „dumme Hans," war fast verschwunden, jetzt wieder sehr beliebt; Elsa, durch Wagners Lohengrin neu geschaffen, wird wohl bald wieder unmodern werden; Otto ist durch Otto v. Bismarck weit verbreitet; Goethes „Faust" erzeugte viele „Gretchen," während der dumme „Aujust," die „holde" Bertha und Figuren des Tingeltangels manche einst beliebte Namen zurückgedrängt haben; das Casperle-Theater hat den Namen Caspar ganz unmöglich gemacht. — Manche seltene Namen liefert der Kalender, wie Agathe, Brigitte; selbst Beda ist als Mädchenname verwandt, da die guten Eltern keine Ahnung davon hatten, daß Beda ein ehrwürdiger Priester gewesen ist. — Erst im 17. Jahrhundert werden die weiblichen Namen auf ine bei uns

üblicher: Wilhelmine, Caroline, Pauline, Rudolfine, Georgine usw.; ein höheres Alter haben Katharina und Christine, die nicht von männlichen abgeleitet sind. Daneben kommen neue Kosenamen auf; die alten Antje, Gesche (aus Gesa), Telsche, Hebbeke schwinden, Mimi, Lulu, Lili, Elli, Henni, die männlichen Willi, Walli tauchen auf; selbst im konservativsten Gebiet, in Friesland, sind die alten Namen entschieden stark im Rückgange. Die in England und Nordamerika vielfach vorkommende Sitte, auch den Familiennamen der Mutter dem Sohn als Vornamen mitzugeben, ist vereinzelt auch bei uns befolgt; dadurch sind einige Doppelnamen entstanden, wie Schmidt-Petersen.

Im allgemeinen hat in neuester Zeit die Zahl altgermanischer Namen stark zugenommen, auch auf dem Lande, wo Jochen, Jakob, Lorenz, Peter entschieden im Abnehmen sind; am verbreitetsten sind jetzt Karl, Friedrich, Wilhelm, Heinrich, Ernst, Otto, von den weiblichen die zweisilbigen auf a: Dora, Frieda, Martha, Emma.

Ich gehe zu den Familiennamen über.

Sie sind in Deutschland nicht uralt; in unserer Provinz findet sich Einnamigkeit noch bis ans Ende des 16. Jahrhunderts; die ersten erblichen Namen kommen wohl im 12. Jahrhundert vor, während die vollständige Durchführung fester Namen sich erst im 18. Jahrhundert auf Befehl der Regierung vollzieht.

Das wiederholte Vorkommen desselben Namens hat vor allem in größeren Ansiedlungen schon früh dazu genötigt, durch eine besondere Beifügung die Träger der Namen von einander zu unterscheiden. Die Mannigfaltigkeit, die in dieser Unterscheidung möglich ist, hat zu dem bunten Bilde geführt, das die heutigen Familiennamen bieten. Ich unterscheide 5 Gruppen:

1. Patronymika. Es lag sehr nahe, eine Person, die man genauer bestimmen wollte, nach dem Vater, gelegentlich auch nach der Mutter zu bezeichnen; Hildebrant, Hadubrants Sohn, Siegfrid, Sigismunds Sohn oder der Sigelinden Kind, sind aus der deutschen Volkspoesie allgemein bekannt. Außerordentlich verbreitet hat sich dieser Brauch bei den Küstenstämmen von Flandern bis Jütland und in ganz Skandinavien. Es entstanden aber zunächst keine Familiennamen daraus, sondern es war nur eine persönliche Bestimmung. Ein Beispiel: Andreas hat 2 Söhne, Peter und Claus; sie werden bestimmt als Peter Andresen und Claus Andresen; des ersteren Sohn heißt etwa Andreas Petersen, des zweiten Andreas Claussen, andere Söhne Hans Petersen und Nis Claussen und deren Söhne Peter Hansen und Claus Nissen. Diese Bezeichnung blieb vielfach bis ins 18. Jahrhundert üblich; als die Namen gesetzlich fest gemacht wurden, entstanden die zahllosen Petersen, Carstensen, Hansen, Claussen, Nissen, Sörensen usw. In einigen, hauptsächlich in gebildeten Familien werden einzelne dieser Namen schon im 16. Jahrhundert fest, die meisten viel später. Noch jetzt herrscht im Schleswigschen hier und da dieselbe Sitte, nur daß ein amtlicher fester Beiname dazu gehört: Vater Peter Jensen Nissen, Sohn Jens Petersen Nissen. Diese Patronymika auf sen sind nun nicht in der ganzen Provinz üblich, sondern gehen nur bis an die Südgrenze der Jüten und Friesen, also bis an die Linie Schleswig-Schwabstedt, und kommen außerdem noch in Ditmarschen vor. Wer anderswo einen solchen Namen trägt, von dem kann man mit großer Sicherheit behaupten, daß er oder seine Vorfahren eingewandert sind.

Etwas anders gestalteten sich die Patronymika bei einem Teil der Nordfriesen, namentlich im Süden, in Eiderstedt. Nicht das angehängte son, sen, sondern der bloße Genitiv diente zur Bezeichnung des Vaters und wurde dann Familienname. Hieß der Sohn eines Peter z. B. Tete, so nannte man ihn Tete Peters, dessen Söhne etwa Peter Tetens und Ove Tetens. Infolge dessen sind in Eiderstedt jetzt sehr viele Familiennamen zu finden, die eigentlich Genitive sind,

wie Alberts, Hamkens, Dirks, Poppens, Davids, Peters, Tetens. Da die Vornamen der Friesen zum Teil andere waren als die der Jüten, so kann man die Zeit, wo die Mischung der Stämme noch nicht so weit ging als jetzt, also z. B. für das 16. Jahrhundert, ungefähr die Grenzen der beiden Stämme erkennen.

Noch wieder anders verfuhr man in Ditmarschen und dem angrenzenden Stapelholm. Anfänglich wurde auch hier mitunter ein son angehängt; bald entwickelte sich eine andere Art der Unterscheidung: der Vatername wurde im Genitiv vorangesetzt, der Rufname zuletzt; dem Vaternamen ging oft noch der Name des Großvaters, ja, auch des Urgroßvaters voran. Z. B. Pauls Johans Reimer, d. h. Reimer, der Sohn Johans, der Enkel Pauls; dessen Sohn: Pauls Johans Reimers Hans. Um 1560 in Süderdeich bei Wesselburen: Jerren Sierks Siemen, Sohn (um 1590): Sierks Siemens Claus, Enkel (um 1630) Siemens Claus Hans. Als die Namen fest wurden, entstanden auch hier viele genitivische Namen, wie Reimers, Peters, Carstens, Martens, bei denen auf auslautendes s auch auf sen: Claussen, Hansen, Thiessen, Maassen.

Eine zweite Gruppe von Familiennamen ist gleichlautend mit Vornamen. Zur Unterscheidung wurden einer Person zwei Namen gegeben, und der eine ist fest geworden. Besonders im westlichen Holstein sind solche Doppelnamen üblich, wie Claus Johann, Karsten Siem, Claus Jacob, Heinrich Lorenz. In dieser Gruppe ist eine bedeutende Zahl alter Vor- oder Einzelnamen erhalten, die als solche ungebräuchlich geworden sind, wie Vollert, Hasse, Stielcke (Stilicho), Siebke, Sager, Rohwer, Volkmar, Wiemer, Wilken, Wenk, Thiede, Rickert (= Richard).

Die dritte Gruppe der Familiennamen sind die Herkunftsnamen. Wenn eine Person einen Besitz, der einen eigenen Namen trug, besaß oder von einem Orte eingewandert war, so wurde der Ortsname als Kennwort hinzugefügt. Dies haben wir bei den Adeligen: von Ahlefeld, von Ranzau, von Bockwold usw.; auch bei andern ist diese Bezeichnung alt und häufig, so daß mancher aus seinem Namen auf den Wohnsitz seines Urahnen schließen kann; ich nenne ein paar von unzähligen: Blunk, Poggensee, Steinfeld, Kiel, Lübeck, Schmalfeld, Rönnau, Bielenberg, Schlichting, Breiholz, Bornholt, Schrum, Stoltenberg, Stapelfeld, Kummerfeld, Oldenburg. Dazu kommen die Völkernamen: Holste, Dähn, Preuß, Mecklenburg, Saß und Sachs, Frese, Friese, Heß, Frank, ferner viele Namen auf mann: Buschmann (der Mann am Busch), Beckmann, Dieckmann, Dammann, Zingelmann oder Singelmann (am Zingel — an der Ringmauer), Lindemann, Eckmann, Ortmann (Ort = Ecke). Auch Butenop (Butenaff) und Butenschön gehören wohl hierher. Aus dem Namen kann man häufig ersehen, daß die Vorfahren eingewandert sind: Westphahl, Osenbrügge (Osnabrück), Kölln, Bremen, von Bremen, von Horsten, von Minden, Schwindrazheim geben die Heimat des Eingewanderten an. — Namen dieser Art sind im eigentlichen Holstein viel häufiger als in der Heimat der Patronymika.

Eine vierte Gruppe bilden die Beschäftigungsnamen, überall zahlreich. Am häufigsten sind Schmidt und Müller (Möller), weil fast in jedem Dorfe das entsprechende Handwerk vertreten war; dann Becker, Schumacher, Buhmann, Schröder (= Schneider), Wagner, Rademacher, Knochenhauer oder Beinhauer (= Schlachter), Schnitker oder Schnittger (Schnitzer und Tischler), Kleinschmidt, Bödeker, Brauer, Schütt und Schütz, Köhler und Kähler, Höppner (Hopfenbauer oder Hopfenhändler) usw.; seltener sind Grapengeter, Küter (Wurstmacher), Kümer (Kummenmacher = Böttcher), Armboster oder Armbrust, Seysenhauer (= Sensenmacher). Auch die Meier gehören hierher, sei es, daß die in Westfalen sehr verbreitete Bedeutung „Verwalter eines Hofes“ oder die besonders in den Marschen übliche „Gras- und Kornmäher“ anzusetzen ist. Selbst Schulmeister und Schul-

lehrer kommen vor, wahrscheinlich erst im 17. oder 18. Jahrhundert entstandene Namen.

Endlich eine fünfte bunte Gruppe: Spitznamen. Dazu rechne ich zunächst die Namen, die eine Eigenschaft bezeichnen: Lange, Kurz, Groth, Lütje, Dove, Stark, Klok; diese standen ursprünglich voran: de lange Peter, dann Peter de Lange und als fester Name Peter Lange. So bildeten sich auch Namen wie Lütjohann, Groterjahn, Jungjohann, Stamerjohann, Starkjohann, Langenhinrich, Jungclaus usw. Wie die zahllosen andern Spitznamen entstanden sind, läßt sich natürlich nicht immer nachweisen, höchstens vermuten; Beispiele: König, Bischof, Pump, Wohlgehage, Putfarken, Kofoed, Barfod, Schreck, Pipgras, Fretwurst, Steckmeß, Nagel, Dabelstein (= Spielstein) und dergl.; die Tiernamen Voß, Bahr, Hirsch, Krey, Schlange. Ich erwähne dabei, daß manche Namen aus altgermanischen abgekürzt sind; Wolf kann von Wolfram oder Wolfhart stammen; Ochs, Ochsen hat nichts mit dem klugen Tiere gleiches Namens zu thun, sondern ist abzuleiten vom alten Occo, Ocke, verkürzt etwa aus Otger, Genitiv Ocks, mit sen: Ocksen, auf Nordstrand früher verbreitet.

Fremde Namen sind vor dem 19. Jahrhundert nicht sehr viele eingedrungen. Im 16. Jahrhundert werden von den Gebildeten einige ins Lateinische oder Griechische übertragen: Schütt wird zu Sagittarius, Boye zu Boetius, Fleischmann zu Sarkander, Gottlieb zu Theophile, Schmidt zu Fabricius, Ölschläger zu Olearius, Schumacher zu Sutor, Schneider zu Sartorius. Bekannt ist die schöne Wandelung: Blei, Plumbum, Plumbom, Pflaumbaum. — Wendische Namen sind außer dem Volksnamen Wendt kaum einige erhalten.

Die Frauen haben bekanntlich keinen festen Namen: sie nehmen den des Mannes an, nachdem sie den des Vaters verloren. Bei den Patronymika verfuhr man so: die Tochter eines Boye Petersen hieß etwa Catrin Boyens, als Frau eines Laurens Nissen: Catrin Laurens. Bei festen Namen wurde früher gern der Genitiv gebraucht: Gesa Brockdorpen, Lena Volkerts, Catrina Kopes usw. — Vereinzelt hängte man im Jütischen statt sen die Endung datter (Tochter) an; Anna, Peter Nissens Tochter, hieß dann Anna Petersdatter. — Da uneheliche Kinder jetzt nach der Mutter benannt werden, so sind solche Namen wie Petersdotter, Ohlsdotter, die aus dem Schwedischen herübergenommen sind (von schwedischen Dienstmädchen), bei uns auch auf männliche Personen übertragbar; es wird dadurch ein Familienname geschaffen, der auch in späteren Geschlechtern das Bastardtum eines der Vorfahren beweist. Nicht gerade schön!

In neuerer Zeit, seit der Annexion von 1866, sind fremde Namen in der Provinz keine Seltenheit: polnische auf ki und czyk, litauische auf ienen, ien, eit (Adameit, Jacobeit), schwedische wie Svensson, Bornstrom, auch italienische sind vertreten.

Die Zahl der alten heimischen Familiennamen nimmt langsam ab, da eine Neubenennung bei unsern gesetzlichen Bestimmungen nur außerordentlich selten eintritt und viele Ehen kinderlos bleiben. Dagegen werden die häufigen, wie Müller, Schmidt, Petersen usw. an Zahl wachsen. Man macht solche Erfahrung in manchen Dörfern: einige Namen schwinden völlig, während andere so häufig wiederkehren, daß man sich mit Spitznamen hilft, die aber nicht mehr dauernde Beinamen werden.

Nun noch ein paar Worte über den Wert des Studiums der Personennamen für die Geschichte.

Zunächst helfen uns die Namen die Stämme des Landes unterscheiden; die Grenze der Jüten und Sachsen von Schleswig nach Schwabstedt kann man darnach ziemlich genau feststellen, auch ungefähr die der Jüten und Friesen in Nordfries-

land und das Vordringen der Friesen auf das Festland nach den Sturmfluten nachweisen. Die Namen zeigen uns ferner die Zusammensetzung der Bevölkerung eines Ortes; aus den Herkunftsnamen und den Vaternamen erschließen wir die Heimat der Ansiedler; die Beschäftigungsnamen lehren uns die früher üblichen Gewerbe kennen, von denen manche im Laufe der Zeit verschwunden sind. Stellen wir für eine Ortschaft aus verschiedener Zeit die Namen zusammen, so ersehen wir die Bodenständigkeit der Bewohner, wir sehen, bis zu welchem Grade sich dieselben Familien auf den Höfen halten, ob die Besitzungen geteilt werden u. dgl.

Zum Schluß ein paar Namengruppen, die die Verschiedenheit der Benennungen zeigen.

Sundewitt, Anfang des 16. Jahrhunderts: Johan Jepsen, Simon Luddesen, Nis Steffensen, Las Petersen, Hans Bornsen, Pawel Perssen, Per Tamssen, Hans Lassen, Jeg Tugesen, Per Jenssen.

Oland, 1464: Payge Ostenssen, Meutze Poppesen, Ludde Bonssen, Bent Tadessen, Momme Luderssen, Ketel Gunnessen.

Föhr, 1450: Arfast Bodys, Bo Ghirys, Clawes Peters, Edde Sunneken, Erik Harren, Erik Namens, Eschel Sunnekens.

Tetenbüll in Eiderstedt, 1560: Broder Detlefs, Wonneke Ockens, Momme Volquards, Hans Boiens, Peter Tetens, Siverdt Backens, Mommel Jvens, Deert Harens, Gunne Eggers, Ove Haiens.

Wellinghusen in Ditmarschen, 1560: Dyrks Clawes Maß, Dyrks Junge Clauß, Dyrks Pawell, Dyrks Hans, Wiben Claus, Frens Hans Claus, Carstens Grete, Kalen Ties, Ties Johan, Pawels Hans, Dyrks Peter, Veddeken Drewes.

Söhren bei Segeberg, 1440: Cruse, Heinrich Brugghe, Herman Sevelt, Hinrik Boddeker, Hermen Erpes, Hinrik Ludeken, Hinrik Westfal, Swartemake.

Aufgabe der Spezialforschung wird es sein, festzustellen, wann und in welchem Umfange nach und nach die Erblichkeit der Personennamen eingeführt ist. Dazu wird mancher in seiner Heimat etwas erforschen und für die „Heimat" beitragen können.



Johann von Wildenradt,

ein Sänger seiner meerumschlungenen Heimat.

Von **Ernst Kammerhoff** in Itzehoe.

„Wie bist du schön, mein Marsenland,
vom Elbstrom bis zum Eiderstrand,
von Osten, wo das Saatfeld reift,
ans Meer, darauf der Fischer streift;
voll grüner Wälder mannigfalt,
darin der Vöglein Lied erschallt, —
wer's anhört und in Sorgen geht,
des Leid ist wie der Wind verweht!

Fürwahr, dir ward das beste Los!
Viel kühne Helden zogst du groß,
viel fromme, tugendsame Frau'n,
an Leibe hoch und hehr zu schau'n.
Sie tragen alle kühnen Mut,
sie dienen dir mit Gut und Blut,
wenn Not und Fährde dräuet schwer,
für Freiheit, Recht und Gottes Ehr'!"

Wenn ich mich unter dies Wort stelle, zeige ich damit den Weg an, den ich beschreiten will, um den Lesern der „Heimat" das Lebensbild eines Mannes vorzuführen, dem gleich uns das Meer das Wiegenlied gesungen hat, der gleich uns nie seine Eigenart verleugnet, und der mit gleicher Liebe wie wir an seiner Heimat hängt, die ihm wohl manchmal noch in seinen Träumen mit ihren lachenden Fluren, mit ihrem Kindheitsparadies, erscheinen mag.

J. v. Wildenradt wurde am 3. November 1845 in Tondern als Sohn eines mit irdischen Glücksgütern wenig gesegneten Vaters geboren. Was aber daran fehlte, das ersetzte das reiche Maß des feinen Verständnisses für andere Schätze.

Der Knabe wuchs in einer Umgebung auf, die auf sein weich besaitetes Gemüt eine dauernde Einwirkung ausüben mußte. Dem Vater gewährte es die größte Erholung, sich in die Schätze unserer Nationallitteratur zu versenken. Goethe besonders war der Dichter, dessen Bann er sich nicht entziehen konnte. Während dieser aber nach seinem eigenen Ausspruch Vater und Mutter nach bestimmt abgegrenzten Seiten hin seine Begabung verdankt, scheint v. Wildenradts dichterische Anlage fast ausschließlich ein Erbteil von der väterlichen Seite her zu sein. Schon früh führte der Vater seinen Sohn in die Schönheiten unserer großen Meister ein, ließ ihn den Reiz der Goetheschen Dichtung genießen. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Sinnen und Trachten des Kindes sich in dieser Bahn fortbewegte. Seinem früh geweckten Verständnis für die Sprache unserer Dichter gesellte sich ein anderes. Ihm gewährte es große Freude, sich dem Naturgenuß hinzugeben, und wenn auch die Marsch und die braune Heide einem Fremden wenig Anregung zu bieten scheint, ihm blieb der Reiz und die eigenartige Schönheit seiner Heimat nicht verborgen. Sein Vaterhaus bedeutete stets für ihn eine Stätte freundlichster Art. Wie viel glücklicher war er daran als Hebbel, den seine Erinnerung an die Jugend mit immer neuem Groll gegen seinen Vater erfüllen mußte! Und jetzt noch sieht der gereifte Mann im Geist die Heimat vor sich mit ihren blühenden Feldern, den weidendeu Herden, den einsam liegenden Gehöften; noch jetzt lauscht er den gewaltigen Akkorden des Meeres, dessen Melodie uralt ist und doch stets wieder denselben Reiz ausübt. Nach der Heimat sehnt er sich zurück und erblickt in ihr den Fleck Erde, an den ihn tausend Bande fesseln, dem er seine ganze Liebe heute noch in unveränderter Weise entgegenbringt. Das Heimweh hat er nie überwinden können. Aus diesem Gefühl heraus singt er:

„Wohl sind die Jahre längst entschwunden,
seit deine Weise mir erklang,
und dennoch schlag' in stillen Stunden
ich gern dich auf, mein Marsensang;

mir ist, als hört' ich leise rauschen
der Jugend traute Melodei, —
o Heimatklang, dir muß ich lauschen,
wie fern ich heute dir auch sei!"

Die damaligen verworrenen politischen Verhältnisse warfen ihre Schatten auch auf die Schule, so daß von einem geregelten Unterricht keine Rede sein konnte. Der Vater wurde der Lehrer seines Sohnes, mit welchem Erfolg, das müssen wir selbst an der Entwickelung seines Schülers beobachten. Für die Familie brach eine schwere Zeit an, als sie das, was sie an Eigentum besaß, auch noch einbüßte. Der Dichter schreibt darüber in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen: „Die Familie verarmte, als die hoffnungsfreudige Erhebung des Jahres 1848 den bekannten kläglichen Ausgang nahm und Schleswig-Holstein die Kosten für die politische Unselbständigkeit und militärische Ohnmacht der deutschen Groß- und Kleinmächte tragen mußte." Auf eine weitere höhere geistige Ausbildung mußte unter diesen Umständen Verzicht geleistet werden. So wuchs er denn auf und wurde mit 16 Jahren konfirmiert.

Das Leben trat mit seinem ganzen Ernst an ihn heran. Er mußte sich einen Lebensberuf erwählen. Man entschied sich dafür, ihn Graveur werden zu lassen. Er kam nach Hamburg und trat bei einem tüchtigen Meister als Lehrling ein. Der einmal erwachte Bildungstrieb ließ sich natürlich nicht wieder einengen. Er wußte sich Bücher zu verschaffen und benutzte sie in seinen Mußestunden mit bestem Erfolg. Wie oft mag er sich des Schlafes beraubt haben, um seinem Ziel näherzukommen! Daß er die Schule der „patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe" besuchen konnte, war für ihn von größtem Wert. Als Anerkennung für gute Leistungen erhielt er deren silberne Medaille. In dieser Zeit wurde sein Name zum erstenmal in der Presse erwähnt. Bei dem Abgang

ihrer geliebten Lehrer Martin und Günther Gensler, die wegen der Umwandlung der Schule in ein Staatsinstitut die Anstalt verließen, brachten ihnen die Schüler einen Fackelzug. Man sang dabei das Lied, das v. Wildenradt gedichtet hatte.

Die Lehrzeit war beendet, und die Wanderschaft begann. Sie führte ihn nach Süddeutschland und hielt ihn manches Jahr in Pforzheim, wo er in einer Goldwarenfabrik arbeitete, fest. Er sagt von jener Zeit, daß „seine Seele voller Ideale, die Brust voller Lieder, das Herz von Jugendmut geschwellt" gewesen sei. Hier lernte er auch seine spätere Gattin kennen, der er in der Widmung zu „Joseph Nassy" ein ehrendes Denkmal setzt. Sich selbständig zu machen, gelang ihm nicht. So mußte er sich denn entscheiden, ob er in alte Verhältnisse zurückkehren oder ein vollständig neues Gebiet, das der Litteratur, als Lebensaufgabe ins Auge fassen wollte. Kurz entschlossen brach er alle Brücken hinter sich ab und lebte fortan ganz seinem Dichterberuf. In rascher Folge erschienen seine Werke, zuerst epische Dichtungen, unter denen uns als Schleswig-Holsteiner besonders „Hartwig und Else" und das in letzter Zeit erschienene „Signelil" interessieren, später fast ausschließlich Romane und Dramen. „Aber die Lorbeeren und Rosen der Litteratur waren nicht imstande, den Hunger seines physischen Menschen auf die Dauer ausreichend zu stillen." So wurde er denn Redakteur, zuerst in Karlsruhe, dann in Düsseldorf, wo er vier Jahre hindurch die „Neuesten Nachrichten" leitete und jetzt als Chefredakteur der Ausstellungszeitung und Generalsekretär der Ausstellung von 1902 thätig ist.



Johann v. Wildenradt.

Der Dichter versteht seine Lebensaufgabe recht, wenn er sie darin erblickt, ein geistiger Führer seines Volkes zu sein. Er soll hinaufziehen aus der Alltäglichkeit zu jenen lichten Höhen, auf denen er selbst wandelt, und das Volk Genüsse kennen lehren, die keinen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. Meines Erachtens hat sich v. Wildenradt immer bestrebt, auf diesen Pfaden zu wandeln; er ist kein Dichter der Decadence. Voll Hoffnung schaut er in die Zukunft, von der er wie viele andere für uns Deutsche ein schönes Erbteil erwartet. Seine Werke tragen den Stempel edler Sittlichkeit; nur solche Schöpfungen können einen vollen Kunstgenuß gewähren, da dieser durch jedes direkt Häßliche und Schmutzige ausgeschlossen wird. v. Wildenradt ist Idealist, wenn wir an die Zeichnung seiner Gestalten, an die ganze Anlage seiner Werke denken, dagegen Realist im guten Sinne, wo es sich um Schilderungen von Örtlichkeiten, Sitten und Gebräuchen,

um die Zeichnung eines ganzen Volkes handelt. Ich werde das an der Hand einiger Dichtungen anzudeuten haben.

Meine Betrachtung beginne ich mit „Hartwig und Else“ und gehe zunächst kurz auf den Inhalt ein. Das Epos erzählt uns von dem Versuch der Dänen, Ditmarschen zu unterwerfen, und von dessen traurigem Ausgang bei Hemmingstedt. Das ist der geschichtliche Hintergrund, von dem sich die Gestalt eines Mädchens als Personifizierung der Treue bestimmt abhebt. Else Kumpen verlobt sich mit Wolf Isebrand und hält ihm ihr Wort, obgleich ein edler Ritter, Hartwig von Reventlow, sie über alles gern die Seine genannt hätte. Als er zu entsagen gelernt hat, gilt sein Streben nur ihrem Wohl und dem ihres Landes. So sehen wir eine Anzahl von Männern vereinigt, bereit, sich den Übergriffen der Dänen hemmend in den Weg zu werfen. Die Schlacht von Hemmingstedt giebt ihnen die Gelegenheit dazu. Hartwig, der Else zu retten sucht, die als reine Jungfrau mit der geweihten Fahne dem Heere voraufzieht, findet bei der hochherzigen That den Tod.

Die Charaktere im einzelnen zu entwerfen, muß ich mir versagen, da es mir dazu an Raum fehlt; ich kann nur im allgemeinen über den Schauplatz und das Volk der Ditmarschen nach der Schilderung v. Wildenradts einige Gesichtspunkte aufstellen. Daß der Dichter die Heimat mit besonderer Liebe zeichnet, wird uns nicht unverständlich sein; denn gerade das, was man mit deu Augen der Kindheit betrachtet, erscheint doppelt schön. Wir verstehen es, wenn er die friedlich vom Abendrot beleuchteten Felder mit der Fülle des goldenen Korns und die zerstreut liegenden Gehöfte, von denen man den Rauch in die klare Abendluft aufsteigen sieht, mit Wärme uns vorführt. Die Herden, die überall die Weiden bevölkern, fehlen in dem Bilde, das der Dichter vor unserm Auge entrollt, keineswegs. Ja, auch die zerstreut auftretenden Bäume, in deren Schatten der Hirt ruht, sind nicht vergessen. Wir können es ihm nachempfinden, daß er Hartwig einen Stich in seinem Herzen fühlen läßt, als beim Einbruch des Dänenheeres sein Auge über das friedlich zu seinen Füßen liegende Land schweift. Der Dichter führt uns in eine der aufregendsten Zeiten der ditmarsischen Geschichte. Der Dänenkönig will den Marsen die Freiheit rauben. Der unbändige Stolz, freie Herren auf freiem Boden zu sein, klingt aus allem hervor. Der Tod ist ihnen lieber als die Knechtschaft. Wirklichen Männern begegnen wir in Olde Kumpen, Iben Klaus, Wolf Isebrand und Reimer. Wie bezeichnend von dem Autor, der in jenem Landeswächter Uwe Jens Lornsen den getreuen Eckart unserer Heimat, jenen Mann zeichnen will, der im vorigen Jahrhundert in den Schleswig-Holsteinern das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wecken suchte! Ich darf weiter an die Frauengestalten, an die Ahne und Else, erinnern. Ganz wie der Boden, dem sie entsprossen, so sind die Marsen: schwerfällig, stolz, nicht ermüdend, furchtlos dem Tode ins Auge blickend.

Ich gehe weiter zu „Signelil“ über und gebe auch hier zunächst den Verlauf an. Als Zeit der Handlung haben wir den Ausgang des 13. Jahrhunderts zu denken. Wessel Hummer, den Friesen und Vorsteher der Fischergilde in Middelfahrt auf Fünen, einen Mann von echtem Schrot und Korn, soll die Rache König Erichs dafür treffen, daß er einst König Abel in der Schlacht erschlug. Als dieser ihn nicht erreichen kann, entführt er Signelil, die holde Enkelin, die er seinen Lüsten opfern will. Dem Großvater, der in seinem Innersten tödlich verletzt ist, gelingt es mit Hülfe der Fischer, dem Räuber seine Beute abzujagen. Für kurze Zeit zieht er sich in die Verborgenheit zurück. Dann aber erscheint er wieder auf dem Kampfplatz mit Marschall Stig, dessen Haus der König entehrt hat. Auf dem Thing zu Wiborg tritt der Marschall als

Kläger gegen den König auf, ja, er fordert sein Leben. Ranild Jonson, ein verschlagener Mensch und Günstling Erichs, weiß für diesen bei den ungerechten Richtern eine Freisprechung zu erzielen. Die Krone aber der ganzen Verworfenheit ist der Überfall, der sich gegen die an nichts Böses denkenden Gegner richtet, deren Tapferkeit glücklicherweise den hinterlistigen Plan zu schanden macht. Sie entkommen glücklich. Die Rache schläft indes nicht. Als Erich einst in Jütlands Forsten jagt, sich verirrt und in einer Hütte Unterkunft sucht, trifft ihn der Stahl seines Todfeindes. Der edle Jürgen Pogwisch, der schon einmal sein Leben für Signelil bei ihrer Entführung durch den König eingesetzt hat, darf die keusche Rose als sein Eigentum heimführen, ohne fürchten zu müssen, nochmals seine Klinge mit einem fürstlichen Räuber zu kreuzen.

Wie in „Hartwig und Else," so begleitet auch hier Meeresrauschen die Melodie im Epos. Vom Kampf mit dem Meer hören wir, wenn wir Wessel Hummer bei der Rettung Schiffbrüchiger begleiten. Den Fischern begegnen wir gleich im ersten Gesang, die mit einem großen Fang in den Hafen heimkehren und sich bei Wessel Hummer zusammenfinden. Den derben Fischergestalten entspricht die einfache Einrichtung der Wirtsstube, die mit ihrem Tannenreisig und dem summenden Kessel einen anheimelnden Eindruck gewährt. Der nächtliche Auftritt im Hause Wessel Hummers scheint mir recht gelungen zu sein. Neben furchtbar ernsten Scenen finden wir solche, auf die freundliches Licht herabflutet. Wohlthuend berührt es, Männern zu begegnen, die vor keinem Hindernis zurückschrecken. Mollklänge von großer Wucht deuten das Wesen des Epos an. Aber wir hören auch freundliche Akkorde, die das Herz freudig stimmen und den Himmel heiter erscheinen lassen. Signelil hat es uns angethan. Sie ist es auch, die uns am Ausgang der Dichtung hoffnungsfreudig entgegentritt und uns voll Gewißheit für eine herrliche Zukunft scheiden läßt.

In „Ubbo dem Friesen" begegnen wir ebenfalls der Treue als dem leitenden Gedanken. Held Ubbo, dem Anführer der Friesen, gelingt es, die Jüten im eigenen Lande zu schlagen und damit das Joch, das sie jahrelang drückt, abzuschütteln. Seine Liebe zu Gunild, die einst den tödlich getroffenen Feind rettete, bringt ihn in die größten Gefahren und erweckt ihm Gegner auf beiden Seiten. Sie wird ihm entführt, und erst nach langem Umherirren kommt er in ihre Nähe und kehrt mit ihr zurück. Abermals am Ziel angelangt, giebt es einen neuen Kampf. In edler Weise will er sich für sein Volk opfern und findet an Gunild eine ebenbürtige Genossin, die gleich ihm den Tod nicht fürchtet. Dadurch aber erweichen sie den strengen Sinn König Haralds, der ihnen verzeiht und versöhnt mit ihnen nach Gudum heimkehrt.

Ein poetischer Hauch liegt auf der Erzählung. Sonnenschein und Regen, Liebesfrühling und kalter Reif des Herbstes, Freundestreue und furchtbarer Haß, Treue und Verrat ziehen in mannigfachen Bildern an uns vorüber. In schöner Sprache entwirft der Dichter ein Gemälde der Vorzeit, um auf ihm die Treue gegen das Vaterland, gegen den Freund und die Geliebte als Grundton aufzutragen. Den heidnischen Glauben der Alten weiß der Dichter geschickt mit dem Ganzen zu verweben. Wir dürfen weiter nicht verkennen, mit welcher Liebe und Anschaulichkeit er die Heimat schildert. Wer stellt sich nicht die schneebedeckte, kahle Ebene vor, in der Ubbo wandert! Wer fühlt nicht die ganze furchtbare Einsamkeit der Heide, in der Gunild zurückbleibt!

„Den Ufern des Kattegat nahe lag eine Einöde, so traurig und grauenerregend wie keine zweite. Soweit das Auge reichte, sah es nur braune Heide, verkrüppeltes Gestrüpp und gelblichen Sand. Kein Halm, kein grünes Blatt wurde sichtbar, kein Vogellied erfreute das Ohr, kein leichtbeschwingter Falter

flatterte in den Lüften. Aus keinem Hüttendach weit und breit stieg der Rauch, kein freundliches Menschenantlitz belebte die Wüstenei. Nur mißfarbige Käfer schwirrten summend und schwerfällig einher, geschäftige Würmer durchwühlten den Staub, und eine einzige abgestorbene Eiche erhob sich blätterlos auf einem niederen Hügel, dessen spärlichen Pflanzenwuchs das Licht der Sonne halb versengt hatte. Kein frischer Windhauch kühlte hier die Wangen, schwer und bleiern lastete die Luft, als wäre dieser Ort auf ewig verflucht, als hätte schwarzer Verrat hier sein Werk vollbracht und feiger Mord sein Opfer gefunden!" (Ubbo der Friese. S. 120, 6. Kapitel.)

Die Schilderung des Schauplatzes schließt die Pflege der Heimatkunst in sich. Der Dichter will uns die Heimat doppelt lieb und wert machen. Er gewöhnt uns aber auch, die Augen zu schärfen für Schönheiten, die sie birgt, und die für manchen ungehobene Schätze bedeuten. Wer empfände Olde Kumpens Haus, im Frieden der schönen Linden, erfüllt mit einem Geist der gegenseitigen Achtung, des rechten Familienglücks, nicht als Vorbild? Muß die Heimatsliebe nicht doppelt in uns entfacht werden, wenn der Mund des Dichters sie uns kündet und wir uns, die Wahrheit dessen nachzufühlen, gedrängt sehen? Nur dann hat etwas Bedeutung für uns, wenn wir dessen Wort klar erkannt haben. Wir schulden dem Dichter Dank für solche Arbeit, die dem ganzen Volke nützen soll. Wie er uns den Boden lieb macht, so will er auch unsere Altvordern unserm Verständnis näherbringen; er will zeigen, welche Gedanken, welche Hoffnungen und Wünsche in ihnen lebten. Er feuert zu gleicher Thätigkeit an und lehrt uns, wie sie alles für Heimat und Freiheit einzusetzen. Ihre alten Sitten und Gebräuche, ihre Ehrenhaftigkeit, ihre sittliche Strenge, ja, selbst Züge, die immerhin in unsern Augen als Kleinigkeiten erscheinen können, sind in Wirklichkeit etwas, wodurch sie sich auch äußerlich von andern wesentlich unterscheiden. Ich denke z. B. an die Volkstrachten, die bei der Einerleiheit unserer Tage dem Untergang geweiht sind. Der Dichter hat die Aufgabe, von seiner hohen Warte aus seine mahnende Stimme an das Volk zu richten, stets des eingedenk zu sein, was von den Vätern im guten Sinne auf uns vererbt ist, auch in Ehren zu halten.

Welche Ideen dem Dichter bei der Abfassung seiner Werke vorgeschwebt haben, mag er uns mit seinen eigenen Worten künden. In einer größeren handschriftlichen Aufzeichnung, die er mir zur Verfügung stellte, schreibt er: „Der Freiheit war ich stets ein überzeugter Anhänger und Prophet, und der Drang nach Freiheit ist eines der Hauptmotive, die sich durch die Mehrzahl meiner poetischen Arbeiten ziehen. Befreiung des Weibes, das er liebt, aus den Klostermauern ist das Ziel Fra Filippos, des großen Malers.[1]) Für die Freiheit des Marsenvolkes kämpfen Wolf Isebrand und Else, und Herr Hartwig selbst, der ausgezogen ist, eine Marsenjungfrau als gute Beute in das Holstenland zu entführen, schlägt sein Leben für die Freiheit der Marsen in die Schanze. Für die geistige Befreiung des Wendenvolkes ringt Niklot,[2]) der letzte Wendenkönig, für sie und seine Liebe geht er in den Tod, wie Joseph Nassy[3]) für die Befreiung seiner Glaubensgenossen und die Liebe Leonore Quirinis. Die Beispiele ließen sich fortsetzen, allein man muß nicht allzuviel beweisen wollen."

---

[1]) Es handelt sich um den Helden aus dem Epos „Fra Filippo Lippi." (Verlag von Meißner in Hamburg.)

[2]) Niklot ist die Hauptfigur in dem Epos „Der letzte Wendenkönig." (Verlag von Liebeskind in Leipzig, jetzt Cotta in Stuttgart.)

[3]) Joseph Nassy und Leonore Quirini sind Gestalten, die in dem Roman „Joseph Nassy (Verlag von Friedrich in Leipzig) vorkommen.

Interessant erscheint mir eine weitere Stelle, die uns einen Blick in sein Schaffen thun läßt und zugleich zeigt, wie man bis in seine Schöpfungen hinein, z. B. in „Hartwig und Else," die Fäden aus der Jugendzeit verfolgen kann. „Ich habe niemals eine Arbeit begonnen, zu der nicht ein starker Impuls vorlag, sei es in Gestalt historischer oder litterarischer Studien, sei es in Gestalt eigener Eindrücke. Ein tragischer Konflikt, eine historische Persönlichkeit, ein Erlebnis gab mir in der Regel den ersten Anstoß. Oft allerdings reichen die feinen Fäden bis tief in die Jahre der Kindheit zurück. So entsinne ich mich, in einem Biernatzkyschen Volkskalender als Knabe schon die Abbildungen der Marsentrachten aus der Chronik des Neocorus gesehen, vermutlich auch eine Schilderung der Schlacht bei Hemmingstedt gelesen zu haben. Als ich mir später ein Exemplar der genannten Chronik anschaffte, war ich nicht wenig überrascht, das mit den Augen des Knaben Geschaute hier wiederzufinden. Manches Gedicht entsteht heute noch in direkter Anknüpfung an ein auf der Straße empfangenes Bild, eine Äußerung und anderes — nur daß ich nicht den Ehrgeiz besitze, all' diese Erzeugnisse froher und trüber Stunden auf den Markt zu bringen. Stets aber war und ist es mir ein Bedürfnis, mich in meinen Arbeiten über den Wust des Alltagslebens zu erheben und um ein hohes Ziel zu ringen. Der Held oder die Heldin mögen untergehen; aber der treibende Gedanke muß Sieger sein, auch wenn sein Träger im Kampf mit der Dummheit, Gemeinheit und Schurkerei unterliegt. Ich glaube die modernen Strömungen der Litteratur nicht zu unterschätzen und erkenne ihre Bedeutung, ja Notwendigkeit, gern an; aber ich kann in der trostlosen und meistens auch kunstlosen Kopie der nüchternen Wirklichkeit, sei es auf litterarischem Gebiet oder auf dem der bildenden Künste, keine hohe Kunstblüte entdecken. Ich verhehle mir nicht, daß ein gewisser Mut dazu gehört, dies heute offen auszusprechen; aber ich lebe der festen Zuversicht, daß über kurz oder lang eine Zeit kommt, in welcher das Feuer auf dem delphischen Altar wieder in ungetrübter Reinheit von den Händen der Berufensten gehütet wird."

Damit bin ich an den Schluß meiner Arbeit gekommen. Sie sollte den Lesern einen Mann vorführen, der der Jetztzeit leider so wenig bekannt ist. Wenn aber durch diese Zeilen Interesse erweckt wäre, dürfte ich mit meinem Erfolg zufrieden sein. Dann werden sich auch manche finden, die den Dichter in seinen Werken kennen lernen wollen, und ihnen kann ich reichen Genuß in Aussicht stellen und die Gewißheit mit auf den Weg geben, daß die Lektüre sie zu Verehrern v. Wildenradts [1]) machen wird.

Seinen Freunden aber schreibe ich die schönen Verse ins Stammbuch:

„Nichts meiden, was mit Ehren sich verträgt,
nichts dulden, das ins Angesicht dir schlägt,
nichts fürchten, das die Pfade dir versperrt,
und keinem folgen, der dich rückwärts zerrt.
Nichts hassen, als was niedrig und gemein ist,
doch heldenkühn verteidigen, was dein ist,
die Blicke stets der Sonne zugekehrt
und lieben nur, was höchster Liebe wert.
So wandle durch das Leben stolz und heiter,
die Wahrheit und die Schönheit als Begleiter,
und glorreich wirst du, selbst im Unterliegen,
vom Staub dich lösen und dem Staub obsiegen!"

---

[1]) Ich darf wohl an meine von Meißner in Hamburg verlegte Betrachtung erinnern, sowie darauf hinweisen, daß noch in diesem Jahre in demselben Verlag eine umfangreiche Arbeit unter dem Titel „Johann v. Wildenradt, sein Leben und seine Werke" von mir erscheinen wird.



Flensburg um das Jahr 1600.

Das Stadtregiment.

Von Christian Voigt in Flensburg.

I.

Seit dem Inkrafttreten des Stadtrechtes waren der städtischen Obrigkeit durch die Aufnahme der ganzen Gerichtsbarkeit in ihren Pflichtenkreis neue, nicht immer leichte Aufgaben erwachsen. Noch immer war das aus den alten Rechtsverhältnissen entsprungene Gefühl, sich selbst für erlittenes Unrecht rächen zu müssen, nicht aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden und rief eine Reihe von Händeln hervor, die entweder garnicht ans Tageslicht kamen oder, wenn das geschah, schwer rechtlich zu entscheiden waren, da auf beiden Seiten Schuld vorhanden war. Die stete Wiederkehr der Klagen des Rates über Frevel, Mutwillen, ja Meuchelmord, die in den Gärten, auf den Plätzen und an den Wegen außerhalb der Stadt ausgeübt wurden, beweist, daß solcher Missethaten so viele geschahen, daß der Rat ihrer nur schwer Herr werden konnte.

Um der Obrigkeit die Aufdeckung und Bestrafung der Händel zu erleichtern, mußten der Hausbesitzer oder der Barbier, der den ersten Verband angelegt hatte — denn ohne Blut ging es selten ab —, dem Vogt Mitteilung machen; aber gebessert wurde dadurch besonders darum nicht viel, weil das „gute Beispiel“ von seiten der oberen Stände fehlte. Selbst Bürgermeister, Ratsherren und Stadtschreiber scheuten sich nicht, sich auf offener Straße an ihren Feinden mit dem Degen zu rächen, und namentlich der Adel schien förmlich einen Ruhm zu sehen in allerlei mehr oder weniger ernsthaft verlaufenden Angriffen auf die Bürger. Statt vieler nur einige Fälle. 1575 wurde der Advokat Matth. Lund in seinem eigenen Hause von Detlev Seestedt gewaltsam überfallen „mit Hauen und Stechen in seine Thür; auch das Hemd und Kleid an seinem Leibe verletzet.“ 1576 hat Detlev Rumohr der Schneider Herberge überfallen, Fenster und Thüren zerhauen. 1588 hat Joh. v. Bockwalde im Ratskeller Gewalt ausgeübt. Wie er zur Rechenschaft gezogen wurde, meinte er: „Weil auch andere vom Adel in dieser Stadt vormals Gewalt geübet und sonderlich dem Bürgermeister solches in seinem Hause widerfahren, so wollte er wissen, wie viel und hoch derselbe dafür zu Brüche gezogen, und Abtrag gemacht, dessen wollte er sich auch nicht weigern.“ 1589 hat Detlev v. Thien einem Bürger die Fenster eingeschlagen, dann in die Stube geschossen, daß 30 Hagelkörner in den Balken gegangen. 1600 ist der Bürgermeister Markus Schröder in seinem Hause von Balthasar Rumohr und einigen anderen Adeligea überfallen worden. Die Übelthäter wurden zur Rechenschaft gezogen, auch auf den Landtagen gegen solche Übergriffe des Adels Klage geführt, aber ohne wesentlich zu bessern, da den Behörden vielfach die Macht fehlte, ihren Anordnungen Gehör zu verschaffen.

Auch hier in unserer Stadt tritt der damals bisweilen sehr geringe Respekt vor den Vorschriften der Obrigkeit recht häufig zutage. In der Polizeiordnung von 1558 heißt es z. B. bezüglich des Baues der Stadtmauer, daß „ein rath de wedder tho buwende unnd thuvorbetherende tho etlickenn malenn by brocke bevalenn unnd doch vorbleven.“ Nicht besser geht es mit den Anordnungen wider den Luxus: sie werden wieder und immer wieder erneuert, weil die Bürger sich mit der Befolgung derselben Zeit ließen.

Dieser mangelnde Respekt vor dem Rate der Stadt trat nicht selten gar in Auftritten zu Tage, die einem Aufruhr nicht ganz unähnlich waren und auch als solcher bezeichnet werden. Schon im Jahre 1533 heißt es, daß eine Anzahl

Bürger „one alle vorursaching, fug, recht edder uersacht des rechtens, sunder allein uth eigenem gefastenn trotz unnd mutwillen, wedder unsere vorordnete borgermeisters unnd radtmanne nycht alleynn ungehorsamlych sunder ock mit gewalt handtdedig erzeigen und under deme gemeynen manne wedderwyllen, emporing, meutery unnd andero der gelikenn anrichten." Der König befiehlt ihnen Gehorsam und fordert seine Amtleute, Vögte, Bürgermeister und Ratmänner auf, Bürgermeister und Rat der Stadt Flensburg gegen die ungehorsamen Bürger zu unterstützen. Im Jahre 1592 wiederholte sich ein ähnlicher Aufruhr. Der Unfriede scheint veranlaßt zu sein durch den Bau einer Mühle, zu dem der Amtmann Gerhard Ranzovi „Frohndienste" und „Darstreckung von Brettern" seitens der Flensburger Bürger verlangte. Wahrscheinlich wurden die letzteren in ihrem nach ihrer Meinung berechtigten Widerstand gegen diese Forderung des Amtmannes von dem Rat der Stadt wenigstens anfangs nicht gestützt. Als nun Bürgerschaft und Rat am 27. August 1592 auf dem Tingplatze zur Huldigungsfeier versammelt gewesen und der Rat sich auf die Ratsstube zurückgezogen hatte, stellten Bürger an die 24 Stadtverordneten die „innstendige und fast trotzige Anforderung, daß ihnen die bürgerlichen Privilegien mugten vorgelesen werden." Nach dem von dem Amtmann hierüber geforderten Bericht des Rates der Stadt ist es hierbei freilich nicht gar ruhig hergegangen, denn es heißt in demselben, wie schon früher erwähnt, daß „wenig gefehlet, daß etzlicher boshafter Menschen rasenden wütenden Begierden nach thätliche Verletzungen gegen uns wären vorgenommen und verrichtet worden." Das war der „Aufruhr," der allerdings sicher noch weit hin Wellen geschlagen hat; denn der Rat ging aus leicht verständlichen Gründen auf die Forderung der Bürger, die Stadtprivilegien zu verlesen, nicht ein.

Da nämlich bis ins späte Mittelalter hinein die Rechtsprechung durch alle zur gerichtlichen Verhandlung erschienenen Gemeindeglieder oder doch durch Laien geschehen war, fanden die Bürger sich nur schwer darin, nun den Rat der Stadt als den allein kompetenten Richter zu respektieren. Dieser mußte daher erst den Bürger von der Mitwirkung bei der Rechtsprechung ganz entwöhnen und sich die allgemeine Anerkennung seiner richterlichen Gewalt zu erringen suchen. Der bequemste Weg zu dem ersten dieser Ziele schien dem Rate der zu sein, die Bürger möglichst in Unkenntnis über die den richterlichen Urteilen zu Grunde liegenden Gesetze, Rechte und Privilegien zu lassen, da es diesen dann unmöglich war, sich in die Entscheidungen des Rates zu mischen. Darum weigerte dieser sich, die Stadtprivilegien öffentlich bekannt zu machen. Ein so absolutistisches Auftreten aber mußte das Zutrauen der Bürger zu dem auch schon wegen der größeren Umstände nicht sehr beliebten Gerichtsverfahren noch mehr erschüttern und die Zahl der Fälle, in denen der Benachteiligte sich selbst mit der Faust Recht verschaffte, statt die Entscheidung des Rates zu suchen, vergrößern. Das zum Teil durch ihn selbst erschütterte Zutrauen der Bürger hoffte der Rat nun aber wieder zu gewinnen durch eine Vereinfachung des Gerichtsverfahrens und durch eine außergerichtliche Schlichtung der zahlreichen, schwer zu entscheidenden Klagen, welche durch den Zusammenstoß zweier gleich sehr berechtigter Interessen entstanden waren. Es wurde daher vorgeschrieben, daß die Bürgermeister, bei denen alle Klagen anhängig gemacht werden mußten, eine friedliche Einigung der Parteien versuchen sollten, eine Vorschrift, die auch der Rat befolgte, indem er vor Beginn der gerichtlichen Verhandlung den Versuch machte, einen Vergleich zwischen den Streitenden herbeizuführen.

Über das Gerichtsverfahren sagt die Polizeiordnung von 1600 folgendes: Wer eine Klage gegen einen Bürger hatte, mußte sie bei dem Bürgermeister des Stadtteiles, in dem der Beklagte wohnte, vorbringen. Gelang es diesem nicht,

die Parteien zu einigen, so wurde dem Kläger „Citation mitgeteilt," d. h. er wurde aufgefordert, seine Sache auf dem Dinge vorzubringen, und auch der Verklagte wurde spätestens am Sonnabend geladen, am Montage auf dem Ding zu erscheinen. Beide Parteien konnten sich vertreten lassen. Alle 14 Tage, Montags, fand ein „Ding" statt. Die Verhandlung verlief in 5 Akten: Klage, Antwort, Beweis, Gegenbeweis, Urteil. Sie war öffentlich und mündlich. Nur in Ausnahmefällen konnte den Parteien auferlegt werden, Klage und Antwort schriftlich einzubringen.

Der Kläger brachte seine Klage »de simplici et plano«, einfach, ohne Umstände vor. Wer „ungebührlich wurde verfahren und mit Schmähworten oder auch mit der Faust sich an einen oder anderen einigermaßen vergreifen, der soll mit höchstem Ernst und schärfstem Recht unnachsichtig gestraft werden." Konnte der Verklagte auf die vorgebrachte Klage nicht gleich antworten, so durfte er Kopie der Klage und Aussetzung des Termins verlangen. Bei der Beweisaufnahme, die mit der Feststellung der Beweise des Klägers begann, traten an Stelle der früher herzugezogenen Eideshelfer, welche ja nur die Glaubwürdigkeit des Verklagten verbürgen sollten, thatsächliche Zeugen (Augen- oder Ohrenzeugen). Nach Beendigung der Beweisaufnahme erfolgte das Urteil nach dem Stadtrecht oder dem hier geltenden jütschen Low.

Hielt eine der Parteien das Urteil für unrecht, so stand ihr, falls das Streitobjekt einen Wert von 60 Mk. lübsch und mehr hatte, die Appellation an den Landesherrn bezw. weiter an den Landrechtstag frei.

Der Verurteilte mußte innerhalb 6 Wochen seinen Verpflichtungen nachkommen, oder er wurde exekutiert bezw. bei dauerndem Widerstande in Bann und Proskription gethan, „er wird gesetzt aus dem Frieden in Unfrieden," und nachdem die gewinnende Partei das Ihrige erhalten, „sein Leib, Hab und Güter mennig-lichen erlaubet."

Bei Schuldforderungen war der Kläger verpflichtet, seinen Schuldner vorher entweder durch zwei Bürger mahnen zu lassen oder ihn auf dem jährlichen Allmannding zum Bezahlen seiner Schuld aufzufordern. Bezahlte er trotzdem nicht, mußte er eine dreimalige „Lachbietung" (Forderung zum Ding) gehen ihn veranlassen; alsdann konnte zur Pfändung geschritten werden. In Schuldsachen mußten Kläger und Verklagter persönlich auf dem Ding erscheinen.

Die ganze Gerichtsbarkeit, die kriminelle wie die civile, lag in den Händen des aus den beiden Bürgermeistern und zehn Ratsverwandten bestehenden Rates der Stadt.

Die Urteilssprechung im bruchfälligen Vergehen, Dreimarkssachen, wurde von dem Stadtvogt und zwei Kämmerern, dem Polizei- oder Kämmereigericht, verwaltet. Der Stadtvogt war ursprünglich der Vertreter des Königs, wurde von diesem ernannt und genoß daher auch hohes Ansehen. Seit 1413 aber lag die Besetzung in den Händen des Rates. Um 1600 war der Vogt der Protokollführer im Kämmereigericht, dem einer der Kämmerer vorsaß. Diese waren Mitglieder des Rates und wurden alle zwei Jahre auf „Petri," den 29. Juni, neugewählt. Sie waren zur Führung des kleinen Stadtsiegels, des Sekretums, berechtigt, das ihnen bei ihrer Einsetzung durch den Bürgermeister übergeben wurde. Das Kämmereigericht hielt wöchentlich eine Sitzung ab. Gegen Urteile desselben konnte bei dem Rat appelliert werden.

Um einen sichereren Rechtsboden zu schaffen und den vorgekommenen Betrügereien mit Wertpapieren den Boden zu entziehen, übernahm der Rat die Ausführung der Notariatsgeschäfte, welche er durch den Stadtschreiber, oft das einzige juristisch gebildete Mitglied des Stadtregiments, besorgen ließ. Dieser allein

durfte rechtsgültige Kaufbriefe, Obligationen, Erb- und sonstige Verträge, Geburtsbriefe, Vollmachten, Pässe, Extrakte aus den Gerichtsprotokollen unter dem Siegel des Rates auf Papier oder Pergament ausstellen. Er bezog dafür ein Gehalt von 100 Mark,[1]) 50 Mark Mietsentschädigung und 5 Mark für Papier.

In den eigentlichen Verwaltungsgeschäften stand dem Rate eine Bürgervertretung, die 24 Männer, zur Seite. Da in dem Stadtregiment der Norden und der Süden der Stadt in gleicher Zahl vertreten sein mußte, wurden ein Bürgermeister, 5 Ratsverwandte und 12 Bürgervertreter aus jedem Stadtteile gewählt. Die 24 Männer hießen nicht nur, sondern waren auch insofern die Vertreter der Bürgerschaft, als diese sich an jene wandte, falls besondere Wünsche oder Beschwerden, die städtische Verwaltung betreffend, vorlagen.



Einige seltene Mollusken in der deutschen Nordsee.

Von **H. Philippsen** in Utersum auf Föhr.

Schon seit vielen Jahren ist man bestrebt, das Tier- und Pflanzenleben unserer Meere, der Nordsee und der Ostsee, genau kennen zu lernen und zu studieren, und wir sind gegenwärtig auch schon so weit, daß es immerhin als ein Ereignis anzusehen ist, wenn das Vorkommen einer bisher fremden Art als hier heimisch nachgewiesen werden kann. Von den Mollusken dürften etwa 15 verschiedene Arten in der deutschen Nordsee vorkommen, die meisten kommen in ungeheurer Anzahl vor, andere aber sind so selten, daß man sie als Versprengte ansehen kann, die an der Grenze ihrer Verbreitungszone sich angesiedelt haben.

Zu den schönsten Schnecken unter den seltenen Mollusken gehört die gemeine Wendeltreppe (Scalaria communis), die man aber immer noch an einzelnen Orten in recht guten Exemplaren bekommen kann; der Pelikansfuß (Chenopus pes pelekani) ist weit seltener, kommt auch nicht überall in der Nordsee vor. Einige Nabelschnecken, wie Natica alderi und monilifera, kommen stellenweise ziemlich häufig vor, anders aber ist es mit einer Verwandten der Nabelschnecken, nämlich Amauropsis islandica Gmel. Diese elfenbeinweiße, 2—3 cm lange Schnecke hat nicht den tiefen Nabel der mehr flachen Natica-Arten, ihr Verbreitungsgebiet ist die arktische Zone, jedoch ist sie zweimal von mir in der Nordsee gefunden. Das erste Exemplar fand ich an der Binnenseite der Halbinsel Hörnum, der Südspitze von Sylt; es war ganz mit einer eingetrockneten Schicht von Hydractinia echinatum bedeckt, ein Polypenstock, der sich an allen von Einsiedlerkrebsen bewohnten Schneckengehäusen ansiedelt. Da aber die eigentümliche Form an keine mir bekannte Schnecke erinnerte, so reinigte ich das Gehäuse und bekam so die kleine schöne Schnecke. Das zweite Exemplar fischte ich im Herbst 1901 mit dem Schleppnetz 15 km westlich von Westerland auf Sylt auf einer Wassertiefe von 14 m. Auch dieses Exemplar war von einem kleinen Einsiedlerkrebs bewohnt und die Schale mit der Hydractinia bedeckt, doch war die Form trotzdem von einigen gleichzeitig mitgefischten Natica-Schnecken gut zu unterscheiden. Die beiden Herren Dr. Steinhaus und Dr. Pfeffer am Hamburger naturhistorischen Museum haben mir diese seltene Schnecke bestimmt; dem biologischen Institut auf Helgoland war das Vorkommen dieser Art in der Nordsee auch unbekannt, und war bisher als Südgrenze der Verbreitung das Skager Rack angesehen worden. Da nun aber durch zwei Exemplare aus der deutschen Nordsee bei Föhr und Sylt diese

[1]) 1 Reichsthlr. = 3 Mk. 4 Schill., 1 Mk. = 16 Sch., 1 Schill. = 12 Pf.

Art nachgewiesen ist, so rückt dadurch die Verbreitungsgrenze um einige Meilen weiter nach Süden, und die deutsche Molluskenfauna wird um eine interessante Art reicher. Zu den selteneren Schnecken gehört auch die Purpurschnecke (Purpura lapillus), die wie ihre morgenländische Verwandte eine schöne Purpurfarbe liefert. Eine andere, ebenfalls seltene Schnecke ist Nassa incrassata, die aber vielleicht nur häufig mit der ihr ähnlichen gemeinen Gitterreuse (Nassa reticulata) verwechselt wird.

Auch verschiedene Muschelarten gehören zu den Seltenheiten, so zunächst die Kammmuscheln (Pecten varians und opercularis); zwar findet man auf den Sandbänken gelegentlich eine alte abgeriebene Schale, lebende Tiere aber bekommt man nicht leicht. Junge Kammmuscheln sind wie die noch seltenere Feilenmuschel (Lima hians) auf Treibholz, namentlich an der Innenseite von alten Fischkisten oder Tonnen festgewachsen, und so kann man nach Weststürmen gelegentlich diese Muscheln finden. Für den Naturfreund ist es ein herrlicher Anblick, diese kleinen buntschaligen Muscheln in der Hand oder gar noch im Aquarium sich bewegen zu sehen; langsam öffnen sich die beiden Schalenklappen und lassen den zierlich gefransten Mantel und den schön gelb und rot gefleckten Fuß bewundern, still schaut man die Farbenpracht des Tieres an, da, mit hörbarem Ruck schließen sich plötzlich die Klappen, und so schnellt sich das Tier durch das Wasser des Aquariums. — Auch auf Treiblava oder Schlacke sitzen oft junge Anomia-Arten, die aber mit ihrer unscheinbaren, dünnen und zerbrechlichen Schale oft übersehen werden. Von den Herzmuscheln gehören Cardium laevigatum, tuberculatum und echinatum zu den seltensten; auch die in Leunis' Synopsis mit 24—28 quergerunzelten Rippen beschriebene Cardium edule ist sehr selten, während die mit 20—23 Rippen versehene Cardium rusticum allgemein verbreitet ist. Die seltenste Tellmuschel ist Tellina fabula, die sich von den häufiger vorkommenden Tellina exigua und incarnata nur durch die schwach schief gestreifte rechte Schalenklappe unterscheidet. Im tiefen Wasser fischt man gelegentlich die Venus gallina L. und ovata Penn., in der Nähe der Küste zwischen Seegras dürfte Syndosyma nitida wohl die seltenste Art sein. Die Pholaden sind durch vier Arten vertreten, von denen Pholas candida und crispa an Stellen ungemein häufig sind, Pholas dactylus und parva aber recht selten vorkommen.

Die Kopffüßer sind in der Nordsee nur scheinbar selten, sie wissen dem Netz sehr geschickt auszuweichen, so daß ich noch nie einen lebenden Cephalopoden habe bekommen können, weder im Wattenmeer, noch auf der Hochsee; wenn man aber die Menge der angespülten Schulpen vom Tintenfisch (Sepia officinalis) in Betracht zieht, so ergiebt sich daraus, daß dieses Tier recht häufig sein muß. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Kalmar (Loligo Forbesi), von welcher Art ich im Laufe des Sommers 1901 in einer etwa 8—900 m langen Fangvorrichtung etwa 30 Tiere erbeutet habe, so daß auch damit erwiesen ist, daß diese Art keineswegs zu den seltenen gehört.

Märchen aus Nordfriesland.

Von **Christian Jensen** in Schleswig.

Als vor reichlich fünfzig Jahren der Reisende J. G. Kohl die Marschen und Inseln Schleswig-Holsteins besuchte, hatte er Gelegenheit, an Ort und Stelle einen Einblick zu thun in die Spinnstuben der Nordfriesen. Bei Erwähnung dieses Umstandes bemerkt er, daß die Wollindustrie sowohl als die Entlegenheit der Inseln vom Festlande dazu beigetragen habe, daß die alten Traditionen besser

erhalten worden seien als anderswo. Man komme hierbei zahlreich in den Familienkreisen zusammen und sei bestrebt, sich die langen Abende durch Erzählungen zu verkürzen. Da das Kratzen, Krämpeln und Stricken der Wolle geräuschlos geschieht, so bleibt Ruhe und Anlaß zur Unterhaltung. Auch auf Amrum, Föhr und den Halligen waren und sind derartige Zusammenkünfte unter dem Namen „Auffitzen" üblich; hat uns doch Chr. Johansen in seinem Halligenbuch (Schleswig 1889) Erzählungen aus der Spinnstube der Hallig geschenkt, während M. Nissen uns in seinem „Der Friesische Spiegel" (Altona 1868) betitelten Buche in eine ähnliche wollekratzende Versammlung des friesischen Festlandes führt, wo der alte Kloi Kristjan zu erzählen weiß. Ein großer Teil der Spinnstuben-Erzählungen redet von den Fluten der ruhelosen Nordsee und ihrem Zerstörungswerk, andere enthalten Sagen und Geschichten des Landes und der Bewohner. Auch alte Märchen gingen und gehen von Mund zu Mund, aber diese sind weniger häufig in den vorliegenden Sammlungen solcher Erzählungen vertreten als jene. Sie finden sich zerstreut in Müllenhoffs Sagenbuch, in C. P. Hansens, Dr. K. J. Clements, Chr. Johansens Schriften und in Jahrbüchern der Landeskunde usw. Und doch verdienen es einzelne derselben schon ihres hohen Alters wegen, daß sie einmal an dieser Stelle vorgeführt werden.

Clement fand das nachfolgende uralte nordfriesische Märchen auch in Westfriesland, in England und Amerika verbreitet, wenn auch in etwas veränderter Form, während kürzlich Professor Karl Weinhold (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1897, 2) im Anschluß an ein indisches Märchen „Tod und Bestattung des armen Sperlingsweibchens" auf die Verbreitung und Beliebtheit des Fabelstoffes hinwies.

„Hühnchen und Hahn." Hühnchen und Hahn die sollten einmal brauen, da sollte das Hühnchen die Würz einmal schmecken, da ward es federleck (ließ Flügel und Federn hängen). Da nahm der Hahn das Hühnchen und setzte es auf ein Kissen mit einer Stecknadel darin, da schrie das Hühnchen Ach und Weh. Da nahm der Hahn das Hühnchen und setzte es auf einen Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Da ging der Hahn hin zum Bauer (wahrscheinlich eingesetzt für Borch [Schwein], zu dem im Westfriesischen der Hahn geht). Bauer, willst du mein Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Nein, sagte der Bauer. Da ging er hin zum Hunde. Hund, willst den Bauer nicht beißen, Bauer will dem Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Nein, sagte der Hund. Da ging er hin zum Stock. Stock, willst den Hund nicht schlagen, Hund will den Bauer nicht beißen, Bauer will dem Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen um einen Fuß. Nein, sagte der Stock. Da ging er hin zum Feuer. Feuer, willst den Stock nicht brennen? Stock will den Hund nicht schlagen usw. Nein, sagte das Feuer. Da ging er hin zum Wasser. Wasser, willst das Feuer nicht löschen? Feuer will den Stock nicht brennen usw. Nein, sagte das Wasser. Da ging er hin zum Ochsen. Ochs, willst das Wasser nicht schwelgen? Wasser will das Feuer nicht löschen usw. Nein, sagte der Ochs. Da ging er hin zum Seil. Seil, willst den Ochs nicht binden? Ochs will das Wasser nicht schwelgen usw. Nein, sagte das Seil. Da ging er hin zur Maus. Maus, willst das Seil nicht nagen? Seil will den Ochs nicht binden usw. Nein, sagte die Maus. Da ging er hin zur Katze. Katze, willst die Maus nicht fangen? Maus will das Seil nicht nagen, Seil will den Ochs nicht binden, Ochs will das Wasser nicht schwelgen, Wasser will das Feuer nicht löschen, Feuer will den Stock nicht brennen, Stock will den Hund nicht schlagen, Hund will den Bauer nicht beißen, Bauer will dem Hühnchen nicht helfen, es hänget in dem Baum, zwei Zweigen

um einen Fuß. Ja, sagte die Katze. Und dann die Katze nach der Maus, und die Maus nagt das Seil, und das Seil bindet den Ochs, und der Ochs schwelgt das Wasser, und das Wasser löscht das Feuer, und das Feuer brennt den Stock, und der Stock schlägt den Hund, und der Hund beißt den Bauer, und der Bauer hilft dem Hühnchen. Und so ward dem Hühnchen geholfen. (Dr. Clement im Lappenkorb. Leipzig 1846.)

Nach dem gereimten Sylter Märchen, wie es Müllenhoff mitteilt, gingen Hähnchen und Hühnchen auf den Mist, wo Hühnchen ein Salzkorn, Hähnchen aber ein Malzkorn fand; Hühnchen verzehrte seinen Fund, Hähnchen aber wollte brauen. Dabei ward Hühnchen durstig und bat Hähnchen um einen Trunk — den es erhielt, wobei es aber trotz der Warnung in den Bottich fiel, aber auf einem Bein stehen blieb. Der Hahn wendet sich darauf an den Mann, den Hund, den Knüppel, das Feuer, das Wasser, den Ochsen, den Klawen, die Maus mit der Bitte, dem Hühnchen zu helfen. Nein, sagen alle, wie in dem Amrumer Text. Die alsdann gefragte Katze sagt ihre Hülfe zu, sobald sie ihre Krallen gewetzt hat. Alle vorhin Genannten beeilen sich jetzt, die Bitten zu erfüllen; der Mann hat es gar so eilig, daß ihm beinahe etwas Menschliches passiert wäre, ehe er Hühnchen, das noch immer auf einem Bein stand, aus dem Bottich geholfen hatte. Leider ist die Müllenhoffsche Übersetzung, wie er es selbst in einem Briefe an C. P. Hansen ausspricht, nicht genau. Ich habe inzwischen noch andere Fassungen nach mündlicher Mitteilung auf Sylt kennen gelernt, in denen bereits die Lebensgefahr des Hühnchens vergessen ist. Die Maus will nach einer Überlieferung dem Hühnchen das Futter verzehren. Die Katze weigert sich, die Maus zu fangen, der Hund, die Katze zu beißen. Der Knüppel will den Hund nicht schlagen, das Feuer jenen nicht brennen, das Wasser dies nicht löschen, der Ochs das Wasser nicht trinken, der Schlachter den Ochsen nicht schlachten. Als aber nun der Henker den Schlachter hängt, wird dem Hühnchen geholfen.

In dem folgenden Märchen „Vom Weltuntergang" spielen Küchlein, Henne und Hahn eine Rolle. Dasselbe wurde nach Eiderstedter Mundart von Dr. W. Mannhardt aufgezeichnet, in den Jahrbüchern für Landeskunde, Kiel 1862, veröffentlicht.

Es lautet: Küken Püken saß unterm Eichbaum und schlief; da kam der große Wind und schüttelte die Blätter, so daß eine Eichel herunterfiel auf des Küchleins kleinen harten Kopf. Da wachte das Küchlein auf und lief zum Hahn und rief: „Hahntjen, Pahntjen, weißt du schon? Die große weite Welt soll untergehen." — „Wie weißt du das, Küken Püken?" — „Ich saß unterm Eichbaum, da fiel die große weite Weltkugel auf meinen kleinen, harten Kopf." Da lief der Hahn dahin, wo die Henne war, und sagte: „Häntjen, Päntjen, weißt du schon? Die große weite Welt soll untergehen." — „Wie weißt du das?" — „Küken Püken saß unter dem Eichbaum usw." — „Dann müssen wir aus der Welt laufen," sagte die Henne. Sie machten einen Wagen aus einer Eierschale, und vier Mäuse waren ihre Pferde. Eingestiegen jagten sie davon, was die Pferde laufen konnten. Unterwegs begegnet ihnen die Ente, Aantjen Paantjen, die sie fragt: „Wo wollt ihr hin?" — „Aus der Welt, weil Küken Püken erfahren, daß dieselbe untergehen soll." — „Nehmt mich mit, um Gotteswillen!" bittet die Ente. „Kratz' deine Füße ab und setze dich hinten auf." Kaum ist sie aufgestiegen, so erhält die Gans denselben Bescheid. Sie fährt ebenfalls mit. — „Aber nun nicht mehr," sagte der Hahn, der mit der Peitsche bis zum Abend auf die Mäuse einhieb, daß sie liefen, was das Zeug hielt, und der Sand auseinanderstob. Vor dem großen düstern Wald stund der Wolf (nach dem norwegischen, dänischen und schottischen Märchen der Fuchs). Er rief ihnen zu: „Kinder, wo wollt ihr hin?" — „Ach,

lieber Wolf, wir wollen aus der Welt." Nach dem Grunde fragend, erhält er den Bescheid, den Ente und Gans vor ihm erhalten; doch lädt er sie in seine Höhle ein, wo sie sicher seien. Sie gingen mit ihm und legten sich schlafen, während er einen Stein vor die Thür wälzte. Der Wolf stand früh auf und sagte: „Ich muß meine Kinder überzählen." Und er zählte: „Göschen Pöschen, Aantjen Paantjen, Häntjen Päntjen, Hahntjen Pahntjen, Küken Püken — chaps!" Zuschnappend riß er Küken Püken den Kopf ab. Nach diesem Frühstück ging er aus, den Stein vor seine Höhle legend. Abends kehrte er heim. Seine Kinder überzählend, fraß er Hahntjen Pahntjen zum Vesper. So ging's. Morgens eins, abends eins — bis sie alle aus der Welt waren.

In der mir vorliegenden Handschrift ist ein Amrumer Märchen in rhythmischer Form enthalten, welches unter dem Titel „Der Wunderbrunnen" in Müllenhoffs Sagen Aufnahme fand. Ich gebe hier eine möglichst treue Übersetzung des mundartlichen Reimes:

Klein-Ehlke und Groß-Ehlke
Saßen am Brunnen und spannen.
Da fiel Groß-Ehlkes Rocken hinein.
Und Klein-Ehlke sprang nach.
Da war der Brunn' unten so weit
Und hatte viele schöne Steige.
Klein-Ehlke ging fürbaß,
Es kam zu dem offnen Backofen.
Der Ofen sagte: „Rühre mich mal auf,
Ich geb' dir so viel warm Brot,
Als nur essen magst."
Klein-Ehlke dankt, nur den Hunger stillt's,
Nichts nimmt's mit sich zurück.

Da kam es zu dem Apfelbaum.
Der hängt voll schöner Frucht und spricht:
„Schüttle mich nur und iß
So viel wie nur magst.
Nimm auch mit so viel als willst."
Klein-Ehlke dankte, nahm nur den kleinsten Apfel.

Nun kam es zu einer Kuh.
Die sprach: „Melke mich mal,
Dann sollst so viel warme Milch haben,
Als nur trinken magst."
Es dankte und nahm nur wenig
Für den schlimmsten Durst.
Und je weiter es kam,
Desto wärmer es ward.

In der Ferne sah es noch viel Schönes,
Das allzumal winkend lockte,
Noch weiter zu geh'n.
Doch es denkt: Ich bin ja reich genug
Und brauche nur wenig.
Zurück kehrt's mit dem Rocken zur Schwester.
Die fluchte ihm, daß es aus dem Wunderbrunn'
Nicht mehr mitnahm.
Groß-Ehlke nun sprang selbst hinein.

Es kam zu dem Backofen,
Zu dem Baum und der Kuh.
Der Ofen sagte: „Schüre meine Glut!
Ich geb' dir so viel warm Brot,
Als essen magst."
Der Apfelbaum sagte:
„Schüttle mich nur und iß
So viel, als nur magst."
Die Kuh sagte: „Melke mich mal,
Dann sollst so viel warme Milch haben,
Als nur trinken magst."

Es fand noch mehr Herrlichs, das lockte
Und freundlich bat.
Es wollte nur haben,
Groß-Ehlke nahm ohne Maß,
Ohne an Danken zu denken.
All' des Guten so viel,
Als es nur tragen kunnt':
Zuletzt hatt's sehr große Bürd'.

Aber horch! Nun hört' es ein Krachen,
Und all' das Gute versank.
Moder ward und Morast
Unter den Füßen der Boden.
Eilen will es, aber es sinkt weg,
In die Tiefe hinein
Und kommt nie wieder zurück auf die Welt.

In einer von Dr. Clement im Lappenkorb mitgeteilten Fassung dieses Märchens zeigt dasselbe noch mehr Anklänge an das Grimmsche Märchen von der Frau Holle.

Mitteilungen.

1. **Kindheitserinnerung von 1848.** Ist den genauen Kennern des Krieges von 1848 das Gefecht bei Errichstedt im Juli 1848 bekannt? Die Vorgeschichte desselben erzählt die folgende Kindheitserinnerung. Wir wohnten im zweitnördlichsten Hause in Hadersleben am alten Ding. Vor dem Hause ein ziemlich weiter dreieckiger Platz, wie heute noch, aber die Chaussee war noch nicht da, der Landweg lief längs der Allee, die nach Norden in die

Anlagen führt. Schräg gegenüber leitete eine Reihe kleiner Häuser auf den Aastruper Weg hin. Links vom Landwege war nördlich vor der Stadt ein runder Hügel, da, wo jetzt die Kaserne steht. Vor unserm Hause nach dem Landwege hin ein runder grüner Rasen. — Die Dänen waren in der Stadt, und sie hatten Anstalten gemacht, dieselbe gegen die Deutschen, welche von Süden her zum zweiten Male heranrückten, zu halten. Die Stellung konnte damals gehalten werden. Denn südlich vor der Stadt erstreckte sich nach Osten die Föhrde, nach Westen der sogenannte Damm. Beide Gewässer sind verbunden, eine einzige Brücke, die Süderbrücke bei der Wassermühle, führte über den dort ganz schmalen Wasserlauf. Nur wenige Häuser lagen am Landwege weiter nach Süden, dahinter die hohen Erleffer Hügel. Nun hatten die Dänen die Brücke stark verpalissadiert, die Mühle und die Häuser auf dem Mühlenplatz waren geräumt, die Fenster vermauert und mit Schießscharten versehen; wir Knaben wußten auch, wie viele Zentner Pulver unter der Brücke lagen, um Stürmende in die Luft zu sprengen. Es war nun an einem Julitage nachmittags 2 Uhr. Die Mutter war in die Stadt gegangen, trotz banger Zeit ihrer Schwester zum Geburtstage zu gratulieren. Wir sahen sie zu unserm Erstaunen bald wieder zurückkommen. Aufgeregt erzählte sie, die Deutschen ständen auf dem Erleffer Berge. Bald fiel ein Kanonenschuß gegen die Mühle und die Palissaden. Dann gingen die Häuser der südlichen Vorstadt in Flammen auf. Lauritz Skau, der bekannte dänische Freischarenführer, hatte sie angezündet, damit sich die angreifenden Deutschen nicht darin festsetzen möchten. Die Kanonade, auch Gewehrfeuer zog sich den Nachmittag träge hin. Ein armer Müllergeselle verlor seinen Arm; ich habe ihn hernach in unserer Schule sitzen sehen, wie er mit der linken Hand schreiben lernte. Ob es sonst Verwundete gab, weiß ich nicht. In der Abendstunde, als das Gefecht aufhörte, ging Mutter mit uns Kindern, 6 an der Zahl, auf die nördlichen Hügel. Da stand ein gutmütiger dänischer Wachtposten; mit dem unterhielten wir uns und sahen über die Stadt weg nach dem immer noch schwälenden Brande im Süden. Als wir nach Hause kamen, sagte Mutter, wir sollten uns in den Kleidern aufs Bett legen; man wüßte nicht, was passieren könnte. Wir waren sehr vergnügt, wir waren noch nie in den Kleidern zu Bett gegangen. — Am nächsten Morgen um 3 Uhr hören wir die flüsternde Stimme unserer Mutter: „Kinders, steht auf, die Dänen laufen." Wir im Nu wach und an die Fenster. Ja, da kommen sie von der Norderstraße her in langen Kolonnen und in schöner Ordnung. Aber, was ist das, sie haben ja ihre Stalljacken an! (Die Dänen trugen damals rote Leibröcke und hellblaue Beinkleider. Um den roten Rock zu schonen, hatten sie daneben Jacken ohne Schöße von derselben Farbe wie ihre Beinkleider.) Und siehe, sie hatten Musik mit; und was spielten sie? Schleswig-Holstein meerumschlungen, deutscher Sitte hohe Wacht. Dieser Jubel! Es waren die Schleswig-Holsteiner. Die Dänen waren schon längst gelaufen, die Schleswig-Holsteiner waren nachgerückt über all das Pulver unter der Süderbrücke hinweg und hatten die Stadt besetzt. Freischaren kamen auch. Ein lustiger junger Mensch, von uns auf einen Danebrog aufmerksam gemacht, der uns schräg gegenüber noch arglos aus einem Fenster hing, lief hin, sprang auf einen Schuppen vor dem Hause und riß die Fahne an sich, die die eben aus dem Bett gefahrene Hausbesitzerin vergeblich festzuhalten suchte. Der Stab kam, Glücksburger Prinzen waren darunter, wurden mit Wein bedient. Die Artillerie kam. Auf unserm grünen Rasen wurden die Kanonen abgeprotzt. Die Lunten wurden angezündet. Wir Knaben brannten vor Begierde, eine Schlacht zu sehen. Aber nach ziemlicher Zeit zogen Kanonen und alles weiter nach Norden. Als die Sonne aufgegangen war, kam von Westen her, vom Arbeitshauswege, das ganze preußische Kürassier-Regiment, der Sonne entgegen reitend, die Kürasse und Helme vom Morgenlicht rosig glänzend, ein wundervoller Anblick. Hernach ist mir klar geworden, daß die dänische Stellung umgangen war; westlich um den Damm herum zogen die Preußen, und die Schleswig-Holsteiner sollten die Dänen in der Front festhalten. Aber eben noch rechtzeitig hatten sich diese aus dem Staube gemacht. Sie waren aber ganz nahe. Denn am Vormittage wurden truppweise Rotröcke von Norden her als Gefangene eingebracht. Die kamen vom Gefecht bei Errichstedt.

Tondern. Kier.

2. **„Lewwer duad üs Slaav."** Der dänische König Waldemar der Sieger hinterließ zwei Söhne, Erich und Abel, von denen dieser Herzog von Schleswig und jener König von Dänemark wurde. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde König Erich auf Anstiften seines Bruders ermordet, und der „blutige, kühne und freche" Abel durfte sich, nachdem er durch einen Schwur seine Unschuld beteuert hatte, die Königskrone auf das Haupt setzen. Aber nur kurze Zeit sollte er die glitzernde Krone tragen; denn schon zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, vor nunmehr 650 Jahren, verlor er im Kampfe gegen die Nordfriesen Sieg und Leben, und so erscheinen die damaligen Bewohner des Landes zwischen der Eider und Widau als die Rächer des Brudermordes. Zugleich zeigt uns der

damalige Waffengang die große innere Stärke eines freien Volkes. Was „Hemmingstedt" für Ditmarschen, das ist der „Königskamp" für Nordfriesland. Beide Namen sind Lichtpunkte in der dunklen Geschichte der mittelalterlichen Feudalherrschaft. — Die Geschichtsschreiber berichten über König Abels Kriegszüge gegen die Friesen folgendes: Abel hatte einen alten Groll gegen die Bewohner der Westküste, weil diese als sogenannte Königsfriesen, d. h. als solche, die unmittelbar unter dem dänischen Könige standen, ihn als ihren Herzog nicht hatten anerkennen wollen. Zu dem alten Zorn kam ein neuer, als die Königsfriesen sich weigerten, eine ihnen vom Könige Abel auferlegte neue, außerordentliche Steuer zu entrichten. Diese ablehnende Haltung wurde mit einem Hinweis auf die enormen Kosten, welche der Bau und die Unterhaltung der Deiche verursachten, begründet. Daß mit der wohlbegründeten Erklärung, welche die Friesen abgaben, zugleich die That für sie vorgezeichnet war, das war selbstverständlich; die Geschichte beweist es. Es wird uns hier also ein interessanter Einblick in den Charakter der Friesen gewährt, dessen Pole Besonnenheit und Festigkeit heißen. Am Anfang steht die Überlegung und am Ende die That. Diese ist das Produkt von jener. Aber der ehrgeizige und unruhige Abel fand in der Antwort nur leere Ausreden und Trotz, und sein unheiliger Zorn darüber, daß die Friesen es gewagt hatten, eine eigene Meinung auszusprechen, ließ ihn ohne Zögern den Entschluß fassen, die Ungehorsamen mit Gewalt gefügig zu machen. Das alte Nordfriesland umfaßte einen Festlandstreifen und viele Inseln, die sog. Utlande. Zu diesen gehörten die Dreilande (Eiderstedt, Ewerschop und Utholm), Alt-Nordstrand, Amrum, Föhr, Sylt usw. Daß sie wegen ihrer Größe und Fruchtbarkeit den wichtigsten Teil des Gebietes bildeten und ihre Bewohner demgemäß den Kern des Volkes, das war dem Feinde nicht unbekannt. — Das Land zerfiel in 13 Harden oder Hundertschaften, darunter 3 auf der Geest, dem Festlande. Sprache, Sitte und Recht waren das Band, welches alle Harden umschlang. Diese sind aber niemals zu einem einheitlichen Staate vereinigt gewesen. Es war im Winter 1251, als König Abel mit Heeresmacht bei der alten Feste Mildeburg erschien, welche die Friesen 100 Jahre früher sich selbst zur Zwingburg erbaut hatten. Von hier aus bequem über das Eis der die Insel Eiderstedt vom Festlande trennenden Nordereider gehen und dann einen wirksamen Vorstoß gegen die trotzigen Eiderfriesen ausführen zu können, war seine Meinung. Aber der Versuch, den Eiderarm zu überschreiten, mißlang, da die Friesen sich den Angreifern entgegenstellten und der Wettergott Regen schickte, so daß der Däne, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe," den Rückzug antrat. Damit war der Winterfeldzug vorüber; aber König Abel bereitete sofort eine zweite Invasion vor, und schon im nächsten Sommer stand sein Heer wieder kampfbereit auf der friesischen Vorgeest. Diesmal lagen Schiffe bereit, die der König und seine Truppen zur Überfahrt benutzten. Südlich von Oldenswort schlug der König sein Lager auf, von dem aus er die Umgegend verheeren und brandschatzen ließ. Für die Eiderfriesen stieg die Not aufs höchste. Sollten sie sich unterwerfen? Sollte das stolze Wort: „Lewwer duad üs Slaav!" untergehen? Eine Woche nach des Feindes Einfall standen die Männer von 7 Harden auf der alten Ding- oder Thingstätte bei Hemminghörn zusammen für Freiheit und heimisches Gut und schwuren beim heiligen Christian, ihrem Schutzpatron, den sie, falls sie siegen würden, mit dem besten Golde zu beschlagen gelobten, daß sie alle lieber sterben wollten als sich unterwerfen. Die Friesen wollten in der nächsten Nacht den Feind überfallen. Von diesem Vorhaben wurde der König durch einen Spion unterrichtet, und als die Utländer vor dem Lager erschienen, fanden sie dasselbe von den Dänen verlassen, die sich in der Richtung auf den Hafen zurückgezogen hatten, wo sie sich auf ihre Schiffe begeben wollten, um zu entweichen. Da aber die Ebbe eingetreten war, lagen die Fahrzeuge auf dem Schlick, so daß dieselben nicht benutzt werden konnten. Das blutige Spiel begann damit, daß 300 Dänen, welche die Nachhut bildeten, niedergemacht wurden. Dabei war jener von einem römischen Dichter gekennzeichnete deutsche Kampfzorn („furor teutonicus") über die Friesen gekommen, und als man den Feind auf dem Felde, das heute noch der „Königskamp" heißt, zum Stehen gebracht hatte, da schrak die friesische Kühnheit vor nichts zurück. Die Dänen wurden geschlagen; der König floh mit dem Rest seines Heeres in nördlicher Richtung am Harbleck entlang, der, von Norden kommend, in die Eider mündete. Die Friesen verfolgten den Feind energisch, der endlich dadurch, daß ihm die Koldenbütteler, die bis dahin noch nicht am Kampfe teilgenommen hatten, in den Weg traten, zum zweiten Male zum Stehen gebracht wurde. Die übrigen Eiderfriesen fielen den Dänen in die Flanke. Der König selbst wurde erschlagen. Die fast völlige Vernichtung des Feindes war das Resultat der friesischen Kraftanstrengung, und frei war die heimische Flur. Und das Wort blieb stehen: „Lewwer duad üs Slaav!"

Husum. J. Kock.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

12. Jahrgang. № 12. Dezember 1902.

Blaunfeldt und Mau.

Von **Chr. Kock** in Bohnert.

Unter den vielen Beamten, die nach 1850 in unsere Herzogtümer kamen, um die Danisierung dieser Lande durchzusetzen, ist kaum einer so allgemein bekannt gewesen und verabscheut worden, wie der Justizrat und Hardesvogt Maximilian Franciscus Blaunfeldt in Fleckeby. Neben ihm verblaßt sogar das Bild des auch einst vielgehaßten Bürgermeisters Leisner in Eckernförde. Wie das Volk über beide dachte, das besagen die Namen, welche man ihnen beilegte: „die Hyäne von Brescia" und „der Tiger von Lahore." Trefflich geißeln die „Hamburger Wespen" die Übereinstimmung ihrer Gesinnung, wenn sie Leisner Hardesvogt Blaunfeldt den Vers Friedrich Halms ins Stammbuch schreiben lassen: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!" Beide geben einen neuen Beleg dafür, daß niemand grausamer ist als der Renegat; denn beide waren Landeskinder Schleswig-Holsteins. Wenn ältere Leute aus ihren Jugenderinnerungen von Leisner und Blaunfeldt erzählen, so nennen sie neben diesen vielfach noch eine dritte Persönlichkeit, den Landmann Hinrich Christian Friedrich Mau aus Bohnert, der in jenen Tagen zu den populärsten Erscheinungen gehörte.

Blaunfeldt wurde am 26. April 1799 zu Hadersleben als Sohn eines aus Deutschland stammenden Handschuhmachers geboren. Nach seiner Konfirmation leistete er in seiner Vaterstadt zehn Jahre lang Schreiberdienste bei dem Hardesvogt Justizrat Sievers. Sein Ehrgeiz strebte nach Höherem. 1824 finden wir den Fünfundzwanzigjährigen auf der lateinischen Schule in Schleswig, und schon zwei Jahre später konnte er zum Studium der Rechtswissenschaft die Universität in Kiel beziehen. Nach beendigtem Studium wurde er 1828 Advokat in Schleswig, siedelte jedoch 1831 nach Flensburg über. Hier war er von 1840 stetiger Mitarbeiter der vom Buchdrucker A. S. Kastrup redigierten, im dänischen Geiste gehaltenen „Flensburger Zeitung." Schon damals richtete er durch die energische Verfechtung des krassesten Dänentums und der Gesamtstaatsidee die Blicke vieler auf sich. Als dann die Kriegsjahre kamen, mischte Blaunfeldt sich unberufen ins Kampfgetümmel, wurde 1848 bei Holnis von schleswig-holsteinischen Truppen aufgegriffen und saß 12 Tage in Rendsburg gefangen, worauf er sich nach Kopenhagen begab. Nach der unglücklichen Schlacht bei Idstedt erschien er wieder auf der Bildfläche. Ausgezeichnet mit dem Titel Justizrat, bezog er nach der Vertreibung des Hardesvogts v. Bernstorff die Hardesvogtei in Fleckeby als Hardesvogt der Hüttener und Hohner Harde.[1]) Es war ein arger Mißgriff

[1]) Dansk Biografisk Lexikon, II. Bind. Kjøbenhavn 1888.

der dänischen Machthaber, diesen hartherzigen und sportelsüchtigen Mann, dessen Führung während seiner Advokatenzeit bereits nicht einwandsfrei gewesen war, zum fast unumschränkten Gebieter über 40 Dörfer zu setzen. Man beugte sich unter die Tyrannei; aber mehr denn je wurde man dahin getrieben, das Dänentum zu hassen, zu verachten und die Stunde der Befreiung herbeizusehnen.

Fürs erste konnte Blaunfeldt in Fleckeby ein beschauliches Dasein führen; denn kein Mensch bekümmerte sich um ihn. Zu Ascheffel, südlich von Fleckeby, stand von Juli 1850 bis zum Ende des Krieges das 1. schleswig-holsteinische Infanterie-Bataillon. Mehr als einmal mußte Blaunfeldt, wenn es mit den Dänen zum Geplänkel kam, nach Missunde flüchten, um den verhaßten Insurgenten nicht in die Hände zu fallen. Herr in Fleckeby wurde er erst nach Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee, und nun sollte jedermann erfahren, was es heißt, unter einem Blaunfeldt stehen.

Für die Reise von Fleckeby nach Hohn und zurück benutzte er eine mit vier Pferden bespannte Kutsche. Als aber einmal jemand in der Nähe des Dorfes Brekendorf auf ihn schoß und die Kugel durch die Kutsche ging, nahm er fortan einen anderen Weg und wählte die Chaussee über Schleswig. Aus „Zweckmäßigkeitsrücksichten" wurde ihm im Juni 1854 die Hohner Harde genommen und dem früheren Advokaten Ed. Nissen aus Hadersleben übertragen, der zwar auch ein gefügiges Werkzeug der dänischen Regierung war, jedoch weniger scharf auftrat, als sein Vorgänger.

In Fleckeby begann Blaunfeldt bald mit dem Neubau der Hardesvogtei östlich vom Dorfe, die er wie einen Herrensitz aufführte. Die Einwohner der Harde waren verpflichtet, bei Reparaturen am Hardesvogteigebäude Hand- und Spanndienste zu leisten. Der neue Herr kümmerte sich nicht um das bestehende Recht und zwang die Bewohner, auch für den Neubau alle diese Lasten ohne jegliche Vergütung zu tragen. Die nebenstehende Abbildung zeigt das 1856 vollendete Hauptgebäude, den Wohnsitz des Gestrengen. Überhaupt verstand er es, wie so viele der aus Dänemark in unsere Lande gekommenen Beamten, durch Bedrückung der Unterthanen Geld zu machen und die eigenen Taschen zu füllen. Einige Beispiele mögen zeigen, welche Früchte die Sportelsucht und Habgier Blaunfeldts zeitigte.

Für das Fidemieren einer Wahlakte in Wegeangelegenheiten hatte er sich statt 38 Schill. bezahlen lassen 28 Thlr. 48 Schill. Reichsmünze. Das Appellationsgericht entschied auf eine Beschwerde hierüber, daß außer den Auslagen der Hardesvogtei eine Termingebühr von 6 Thlr. 2 Mark 6 Schill., in Summa 8 Thlr. Reichsmünze zu berechnen sei. Die Rückzahlung der zuviel genommenen 20 Thlr. 48 Schill. erfolgte aber nicht.[1])

Blaunfeldt und sein Aktuar hatten sich 1854 bei einer einfachen Erbregulierung zwischen einem Marx Detlev Kruse und seinem Sohne Georg Heinrich Kruse in Hütten an Rechnnngen zusammen 92 Thlr. 25 Schill. bezahlen lassen, welche auf Beschwerde der Erben bei dem Hüttener Amtshause (Davids) auf 51 Thlr. 48 Schill. herabgesetzt wurden.[2])

In den Kriegsjahren hatten in der Hardesvogtei verschiedene Hochzeiten stattgefunden, die länger dauerten und an denen mehr Personen teilnahmen, als eine alte, längst vergessene Vorschrift gestattete. Blaunfeldt ließ die jungen Eheleute vor sich erscheinen und erfuhr durch sie, wer auf der Hochzeit gewesen und wieviel ein jeder dem jungen Paare geschenkt hatte. Darauf wurden die

---

[1]) Schwarzbuch über die dänische Mißregierung im Herzogtum Schleswig. Heft III, S. 30. Kiel 1864.

[2]) Ebenda Heft V, S. 1 u. 2.

Hochzeitsgäste zitiert. Tagelang hielten vor dem Hause des Gastwirts Wüstenberg in Fleckeby 20—30 Wagen, so daß man denken konnte, im Orte sei ein Jahrmarkt. Die Folge der schier endlosen Verhandlungen war, daß Hochzeitsgeber und Hochzeitsgäste mit Brüchen von 20—40 Thalern bedacht wurden, je nach Stand und Vermögen. So wurde Blaunfeldt ein reicher Mann, während er manchen Bauer ruinierte und an den Bettelstab brachte.[1])

Eine ergiebige Quelle zum Verhängen von Geldstrafen ergab sich aus den Bestimmungen über das Münzwesen. Jedermann war gewohnt, nach schleswig-holsteinischem Kurantgelde zu rechnen. Fortan sollte nur in dänischer Reichsbankmünze gezahlt werden; straffällig war sogar, beim Abschluß des Handels die alte Kurantmünze zu erwähnen. Es fehlte nie an Elenden, die dem gestrengen Machthaber derartige Zuwiderhandlungen hinterbrachten, erhielt doch der Denunziant die Hälfte des Strafgeldes. Der Parzellist Heinrich Mahrt in Hütten wurde wegen einer solchen Übertretung von der Hüttener Hardesvogtei am 2. Oktober 1854 in 50 Thlr. Brüche verurteilt. Auf seine Beschwerde fand dies Er-



Die Hardesvogtei in Fleckeby.
(Photographie von Georg Haltermann in Eckernförde.)

kenntnis unterm 3. November 1854 vom Amthause in Schleswig (Davids) Bestätigung.[2]) Daß zuweilen eigenartige, ja, ergötzliche Zwischenfälle eintraten, konnte nicht ausbleiben. Als Blaunfeldt einst angezeigt wurde, daß der Hufner und nachmalige Gemeindevorsteher Brammer in Fleckeby dem Chausseewärter daselbst ein Schaf gegen schleswig-holsteinisches Kurantgeld verkauft hatte, wurde nicht nur das Schaf konfisziert, sondern Brammer obendrein mit 17 Thlr. Reichsmünze gebrücht. Als dieser die Strafe zahlen wollte, bedauerte er, nur 16 dänische und aus Versehen einen preußischen Thaler mitgenommen zu haben. „Nur her damit!" herrschte Blaunfeldt ihn an und machte somit sich selber einer Rechtsverletzung schuldig.[3])

[1]) Nach Aufzeichnungen von H. Otto in Güby. Vergl. auch: Gustav Rasch, Vom verratenen Bruderstamme, 2. Band, S. 23 ff. Leipzig 1864.
[2]) Schwarzbuch über die dänische Mißregierung usw. Heft V, S. 12.
[3]) Mündliche Mitteilung des Hufners Brammer in Fleckeby.

In dem Dorfe Göthebh, nicht weit von seinem Amtssitze, hatte Blaunfeldt ein „Gefangenhaus.“ Jeder, der innerhalb seines Machtbereichs sich auflehnend gegen das dänische Joch benahm, wanderte auf kürzere oder längere Zeit hinein. Eine unbedachtsame Äußerung, gefallen im engsten Freundeskreise, konnte ausreichen, Unbescholtene zu Verbrechern zu stempeln. Das Singen des Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wurde z. B. mit 10 Tagen Gefängnis bei Wasser und Brot bestraft. Nicht selten waren es Fremde, welche die Bekanntschaft des Gefangenhauses und seines getreuen Hüters, des Gefangenwärters Mansfeld, machten. Besonders mißliebige Personen geleitete Blaunfeldt selber bis zur Zelle und war dabei mit seinem Hohne nicht karg. Solches widerfuhr auch einigemal dem Landmann Mau aus Bohnert, der dem dänischen Hardesvogt vielen Ärger verschaffte. Als einst die Thür der Zelle sich wieder für jenen geöffnet hatte, nötigte Blaunfeldt höhnisch den Verhaßten: „Bitte, Herr Mau, treten Sie ein!“ Doch dieser verstand die Sache anders. Mit mehr als sanfter Gewalt den Hardesvogt vor sich herschiebend, entgegnete er: „Bitte, Herr Justizrat, erst Sie! Ehre, dem Ehre gebühret!“

Einer der letzten Übergriffe Blaunfeldts war folgender, dessen Darstellung ich einer kleinen, selten geworden Schrift entnehme. Sie hat den Titel: „Des Hardesvogts Blaunfeldt letzte Gewaltthat oder dessen grausames Betragen gegen mich und meine Familie als Antwort auf dessen in Kopenhagen erschienene Broschüre „Des preußischen Militärs grausames Betragen gegen mich und meine Familie.“ Von H. Otto in Güby bei Schleswig. Kiel, Druck von C. F. Mohr. 1864.“ Obwohl die Angaben uns unglaublich erscheinen, wird die Richtigkeit von Zeitgenossen hinlänglich bestätigt. Der Sachverhalt ist in Kürze folgender:

Der Kaufmann Stehn in Schleswig hatte mit dem Höker Hans Otto in Güby einen vermögensrechtlichen Streit. Er wandte sich an Blaunfeldt mit dem Ersuchen um Aufstellung eines Inventars der Mobilien Ottos, die kontraktlich dem Kaufmanne zur Sicherheit gestellt waren. Der Hardesvogt faßte die Sache anders auf und suchte aus dem Streit beider Parteien ein Strafverfahren gegen Otto zu schaffen, um bei solcher Gelegenheit selber Beute zu gewinnen. Gleich im ersten Termin (15. Dezember 1863) faßte er das Urteil, Otto habe sein sämtliches Eigentum als „Mobiliar, Inventar, Effekten und Moventien“ an den Hardesvogt auszuliefern. Dem Urteil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße. Früh am Morgen des 16. Dezember 1863 erschienen vor dem Hause Ottos zwei Sandmänner, ein Gendarm, der Polizeidiener Mansfeld und vier Arbeitsleute mit zwei Wagen. Da Otto wußte, was ihm drohte, stürmte er zu Blaunfeldt, um durch Bitten und durch das Anerbieten voller Garantieleistung einen Aufschub zu erlangen. Umsonst! So mußte mit der Verladung der Sachen und dem Forttreiben des Viehs begonnen werden, und so gründlich betrieb man das Geschäft, daß selbst alles das geraubt wurde, was zum täglichen Gebrauch unentbehrlich erscheint: das letzte Bett, der letzte Löffel, die letzte Gabel, der letzte Ofen wurde fortgenommen. So blieb der Bestrafte in der eisigen Kälte des Winters mit zwei kleinen Kindern, einer kranken Frau und einem Dienstmädchen zurück. Zum Sitzen diente der Familie tagelang eine alte Gartenbank, als Tisch eine leere Tonne, über die man einige alte Bretter nagelte. Heimlich eilte Otto nach Schleswig und fand in dem Advokaten Weinmann einen energischen Verfechter seiner Rechte. Als der Hardesvogt hiervon erfuhr, wollte er Otto gefangen setzen, weil er ohne seine Erlaubnis seine Jurisdiktion verlassen hatte. Nur gegen Bürgschaft eines Sandmannes blieb der Verfolgte auf freiem Fuße. Am 7. Januar erging folgendes Erkenntnis des Appellationsgerichts in Flensburg:

Namens Seiner Königlichen Majestät!

Mit Beziehung auf den ferneren Bericht der Hüttener Hardesvogtei vom 2. d. Mts., betreffend die Beschwerde des Hökers Hans Otto in Guby über die verfügte Transportierung seiner Sachen, Effekten und Moventien aus dessen Wohnung nach einem fremden Hause, wird bei Wiederanschließung der eingesandten Untersuchungsakten der gedachten Hardesvogtei hiedurch zur Nachachtung zu erkennen gegeben, daß die unterm 15. v. Mts. zur Sicherung jener Gegenstände von derselben verfügte und unterm 16. und 17. s. Mts. vollzogene Maßregel, auch in Beziehung auf die wider denselben eingeleitete Kriminaluntersuchung durchaus ungerechtfertigt erschien, das bezügliche Verfahren daher zu kassieren und die Hardesvogtei schuldig sei, die durch selbiges bereits erwachsenen und ferner entstehenden Kosten, deren nachträgliche Bestimmung vorbehältlich, zu tragen, im übrigen die Frage wegen Wiederherstellung des früheren Zustandes auf Grundlage der vorliegenden und etwaigen ferneren Parteianträge im zivilrechtlichen Verfahren vom Untergerichte, vorbehältlich des Rekurses, fördersamst zu entledigen sei.

Urkundlich unterm vorgedruckten Königlichen Insiegel. Gegeben im Königlichen Appellationsgerichte für das Herzogtum Schleswig in Flensburg, den 7. Januar 1864.

(L. S.) Stemann. Bagger.

Dies Erkenntnis traf unterm 9. Januar in Fleckeby ein, und mit dem 12. Januar begann unter dem Jubel der Bevölkerung die Zurücklieferung der Sachen.

Es ist nicht recht ersichtlich, welche Erwägungen Blaunfeldt trieben, wenige Tage später denselben Otto als Spion zu gebrauchen. Otto ging zum Scheine auf den Vorschlag seines bisherigen Feindes ein, um ein Mittel zu gewinnen, den gefährlichen Mann unschädlich zu machen. Für eine Reise nach Holstein, Hamburg und Hannover erhielt er von Blaunfeldt 40 Thlr. Reichsbankmünze behändigt und auf Wunsch einen schriftlichen Auftrag, welcher dahin lautete: 1. Wo sind Hauptquartiere? 2. An welchen Orten befinden sich Generäle, und welches Kommando haben sie? 3. Wo ist der Artilleriepark und die Kavalleriereserve? 4. Wie ist der Name und die Stärke der verschiedenen Korps, und wo sind sie stationiert? 5. Wo befinden sich Verschanzungen und wie viele Kanonen in jeder? 6. Wo werden Verschanzungen angelegt? 7. Werden die Truppen in Massen konzentriert, in Korps oder Detachements? Oder werden sie zerstreut? 8. Werden Verstärkungen erwartet? Woher? Welche sind sie? Wann kommen sie? 9. Wie sind die Truppen verpflegt, bekleidet, gelöhnt? Wie ist der Geist und die Disziplin unter denselben? Wie der Gesundheitszustand? Finden herrschende Krankheiten statt? 10. Wie ist das Verhältnis zur Bevölkerung? 11. Welche Pläne hat der Feind, namentlich in betreff eines Angriffs? — —

Die Herrlichkeit Blaunfeldts ging zu Ende. In der letzten Zeit vor dem Einmarsch der Preußen und Österreicher war Südschleswig mit dänischem Militär dicht belegt. Im Dorfe Kosel hatte man das 3. Regiment untergebracht, dessen Befehlshaber der Major Matthiesen war. Als dieser am Abend des 31. Januar 1864 mit Blaunfeldt und dessen Sohn bei dem dänischen Pastor Baadh in Kosel zum L'Hombre zusammentraf, äußerte der dänische Offizier die Überzeugung, daß mit dem nächsten Morgen der Kampf beginne. So geschah es. Schon am 2. Februar rückten preußische Truppen in Fleckeby ein. Während andere Häuser mit Einquartierung dicht belegt wurden, blieb die Hardesvogtei von solcher frei, wurde jedoch mit Posten umstellt. Viele dänische Beamte haben ruhig dem Ein-

marsch der Deutschen zugesehen, ohne eine Gewaltthat zu fürchten. Das erwachende Gewissen malte Blaunfeldt das Schreckbild der Volksrache vor Augen, und er entschloß sich, nach seiner eigenen Angabe, zur Flucht. Nachdem er das Vergebliche eines Fluchtversuches eingesehen, begab er sich, von Furcht gepackt, am Abend gemeinsam mit seinem Sohne zu dem einige hundert Schritte von seinem Hause auf der Chaussee nach Eckernförde aufgestellten preußischen Doppelposten und begehrte, zum Oberkommandierenden geführt zu werden. Er wurde zurückgewiesen und begab sich wieder in sein Haus. Bange Augenblicke mag er verlebt haben; doch widerfuhr ihm nichts Arges. Es zeigt sich wiederum die Denkart unserer Bevölkerung im besten Lichte, da man an dem jetzt zur Ohnmacht verurteilten Peiniger keine blutige Vergeltung übte. Zwar wurde er von den Fleckebyern scharf überwacht. Auf Veranlassung des schon erwähnten H. Otto und des Zündwarenfabrikanten Pfrezschner aus Schleswig und noch einiger anderer Männer schritt spät abends das preußische Militär zur Festnahme des Hardesvogts. Um 9 Uhr erschien eine Patrouille, bestehend aus drei Infanteristen und drei Husaren, vor der Hardesvogtei. Polternd kam Blaunfeldt auf ihr Pochen und gebot: „Ruhig!" Darauf öffnete er und gab dem Anführer eine Flasche Wein. Nachdem diese ausgetrunken war, sagte der Anführer der Kavallerie: „„Wir haben gehört, Sie spionieren!"" „Bewahre! solches sagen nur die schlechten Leute hier." „„Wir glauben es aber und verhaften Sie hierdurch; Sie haben uns zu folgen!"" „Darf ich eine Mütze aufsetzen?" sagte Blaunfeldt und machte Miene, zurückzugehen. „„Halt! keinen Schritt, oder wir schießen Sie nieder!" Er mußte mit, wie er ging und stand.[1])

Die Februarnacht verbrachte Blaunfeldt unter Regen und Wind auf einem Bunde Stroh in einer Feldwache am Holmer Mühlenteich. Die ihn umgebenden Soldaten waren größtenteils Westfalen. Zu ihnen hatte sich einer ihrer Landsleute, ein Ziegler Hörmann, gesellt, der auf einer Ziegelei in Fleckeby in Stellung war. Er hatte durch die Schikane Blaunfeldts viel erduldet; jetzt setzte er sich neben seinen Peiniger und erzählte seinen Stammesgenossen von den üblen Thaten des Gefangenen. Wir begreifen es, wenn die Krieger dem Feinde ihren Unwillen und ihre Verachtung in derber Weise zum Ausdruck brachten. Andererseits muß Blaunfeldt es selber zugeben, daß der Befehlshaber der Feldwache, Leutnant Kirchner, es erlaubte, daß die Soldaten für den 65 Jahre alten Mann aus seiner Behausung ein Kissen und eine Decke holten.[2])

Am nächsten Morgen ging's weiter nach **Hemmelmark** *zum Hauptquartier* des Prinzen Friedrich Karl. Zunächst durfte der Gefangene seinen Wagen benutzen. In der an der Chaussee nach Eckernförde unweit Kosel belegenen Grützmühle erhielt er eine Stärkung und wurde durch den Oberstleutnant v. Stolz einem vorläufigen Verhör unterzogen. Darauf führten ein Gefreiter und zwei Mann ihn zu Fuß weiter. Als man in Borby anlangte, drohte die Bevölkerung und das Militär, an ihm handgreiflich zu werden. Durch den Adjutanten des Prinzen wurde er aber vor Thätlichkeiten geschützt. In Hemmelmark fand er eine gute Aufnahme, wurde aus des Prinzen Küche verpflegt und schlief die Nacht auf einem Strohlager in der sog. Burgstube, einem Nebengebäude. Am nächsten Morgen (4. Februar) früh um 6 Uhr hoben derbe Soldatenfäuste den Mann, der noch vor wenigen Tagen gewohnt war, wie ein Diktator zu schalten, auf einen mit vier Pferden bespannten, mit Kornsäcken hochbeladenen Wagen. So hielt er,

---

[1]) Nach Aufzeichnungen von H. Otto.

[2]) M. F. Blaunfeldt, Det preussiske Militärs grusomme Adfærd imod mig og min Familie. Kjøbenhavn 1864.

von einem Unteroffizier und zwei Soldaten bewacht, seinen Einzug in Eckernförde. Südlich der Stadt, dort wo der Weg sich gabelt, mußte Blaunfeldt absteigen und wurde dann gefesselt zwischen zwei Dragonern — ein dritter ritt voraus — nach Altenhof, dem Hauptquartier Wrangels, geführt. Hier erging die Weisung an die Dragoner, den Gefangenen nach Rendsburg zu transportieren. Da die Kräfte des alten Mannes zu versagen drohten, veranlaßten die mitleidigen Reiter den Bauervogt Schleth in Groß-Wittensee, ihn bis 1/4 Meile vor Rendsburg zu fahren. Die Überführung nach der Kommandantur im Kronwerk geschah unter einem gewaltigen Volksauflauf, der lawinenartig anwuchs. Alle wollten sich davon überzeugen, daß der Gefürchtete, dessen Machtsphäre bis in die Nähe Rendsburgs gereicht hatte (Borgstedt und Lehmbek), von der Vergeltung ereilt war. Die Äußerungen des Mitleids wurden übertönt von den Kundgebungen des Spottes und Verwünschungen mancherlei Art. So allgemein war der Unwille über das Auftreten des dänischen Hardesvogts.

Die Haft Blaunfeldts im Wachlokal des Kronwerks war zu Anfang eine recht strenge. Stets wurde er durch mehrere Soldaten bewacht, und ihrer zwei teilten in der ersten Zeit nachts mit ihm sein Strohlager. Nicht selten drängten sich Neugierige an die Fenster des Wachtgebäudes oder wußten sich gar den Zutritt in dasselbe zu verschaffen, um Blaunfeldt in seiner Gefangenschaft zu sehen. Viele derselben waren aus dem Amte Hütten. So schnell war der Respekt vor dem Gewaltigen geschwunden. Wie man sich erzählt, erschien eines Tages eine Brotverkäuferin („Stutenfru") aus Brekendorf in der Wachtstube. Sie haßte den Gefangenen, weil er sie einst wegen geringen Münzvergehens hart bestraft hatte. Jetzt bat sie die bewachenden Soldaten um die Erlaubnis, dem Verhaßten einen Schlag mit ihrer Trage versetzen zu dürfen, und ganz enttäuscht war sie, als man ihr solches nicht erlauben wollte. Ob dies mehr als eine Schnurre ist, vermag ich nicht zu sagen. — Seit Mitte Februar gewährte man dem Gefangenen einige Erleichterungen; auch hinderte man die Belästigungen durch das Publikum.

Unterm 10. März hatte die neue Zivilregierung der Herzogtümer Blaunfeldt als Hardesvogt abgesetzt und in dem Advokaten Lübbes aus Eckernförde ihm einen Nachfolger bestimmt. Mit dem 25. März 1864 endete die Gefangenschaft des abgesetzten Hardesvogts in Rendsburg. Seine Überführung in das Kriminalgefängnis zu Flensburg am zuletzt genannten Tage geschah, dank der strengen Anordnungen des Oberstleutnants v. Blumenthal, nach Blaunfeldts eigener Angabe, ohne jegliche Verunglimpfung. In Flensburg hatte dieser ziemlich leichte Haft. Hier traf er wiederum mit seinem 33jährigen Sohne Karl zusammen, der am 4. Februar in der Fleckebyer Hardesvogtei gefangen genommen war. Auch wurde seiner Frau, Emilie, einer Tochter des dänischen Botanikers Rafn, gestattet, ihn zu pflegen. Während des 28. Mai erhielt er die Mitteilung, daß er vom Oberkommando freigegeben sei und der Zivilregierung übergeben würde. Am 1. Juni mit der Weisung entlassen, binnen 24 Stunden den Boden der Herzogtümer zu verlassen, begab er sich über Sonderburg nach Alsen und dann nach Kopenhagen. Von dort ließ er in mehreren Sprachen eine Schmähschrift gegen das preußische Militär ergehen. Der dänische Titel lautet: „Det preussiske Militairs grusomme Adfærd imod mig og min Familie."

Einen derartigen Ausgang hatte man nicht erwartet; allgemein war man sicher, daß der Gehaßte einer harten Bestrafung nicht entrinnen könne. Allein der schlaue Fuchs verstand es, sich aus der Schlinge zu ziehen. Zwar gab er zu, durch Otto und andere Nachrichten eingezogen zu haben; doch sollten diese einesteils nur zum Schutze der eigenen Person unternommen sein, anderenteils nur

Bezug nehmen auf eine etwa sich bildende schleswig-holsteinische Armee, auf Freischaren, Sachsen und Hannoveraner. Gegen Preußen und Österreich bestritt er, Spionage betrieben zu haben, von denen er angeblich erwartete, sie würden ihn als Beamten gegen die Volkswut zu schützen wissen. Endlich berief er sich darauf, die Nachrichten zu einer Zeit eingezogen zu haben, als noch kein Kriegszustand vorhanden war. Zwar hatten zwei entschlossene Männer, Bauervogt Tietje und Schlachter Oelerich in Fleckeby, am 4. Februar unter militärischem Beistande das Archiv der Hardesvogtei versiegelt und den dänischen Aktuar Bauditz verdrängt.[1] Doch wurde in der Spionage-Angelegenheit nichts Belastendes wider den Hardesvogt gefunden. So mußte Blaunfeldt aus Mangel an Beweis freigelassen werden und nicht, wie v. Baudissin vermutet,[2] weil alle dänischen Gesandten Anweisung erhalten hatten, bei den fremden Höfen gegen die Bestrafung Blaunfeldts zu protestieren. Die Zeit war vorüber, daß Preußen sich durch solche Proteste einschüchtern ließ.

Unter denjenigen Personen, die von Blaunfeldt und Konsorten am meisten gehaßt wurden, nimmt der Landmann Hinrich Christian Friedrich Mau aus Bohnertfeld einen der ersten Plätze ein. In seiner äußeren Erscheinung das Bild eines echten Germanen und von ausgeprägt deutscher Gesinnung, war er eine von den starken Naturen, die trotz aller Bedrückung mutig und unentwegt die Fahne des Deutschtums hochhielten. Geboren am 4. Mai 1803 zu Gaarz im Kreise Oldenburg, sollte er nach dem Wunsche seiner Eltern Geistlicher werden. Er wählte jedoch die Landwirtschaft zum Beruf, und nachdem er mehrere Verwalterstellen bekleidet hatte, erwarb er 1845 eine Hufe in Bohnert, betrieb nebenbei auch einen ausgedehnten Handel mit Pferden. Aus letzterer Beschäftigung erwuchsen ihm viele Reisen durch ganz Schleswig-Holstein. Da er aus seinem Dänenhaß kein Hehl machte, so fehlte es ihm in der Zeit der Bedrückung nicht an endlosen Reibereien mit dem dänischen Beamtentum, durch welches Mau nicht wenig zu leiden hatte. Weil er im Rufe strenger Rechtlichkeit stand, schlossen auch die Gutsherren Schwansens gerne mit ihm einen Handel. Vielfach übernahm er es, für die Güter die sog. Reuterpferde zu beschaffen. Als der Haß der dänischen Beamten geweckt war, wurden ihm fast alle Pferde, auch die besten, kassiert. Mehr als einmal hat Mau die Bekanntschaft dänischer Gefängnisse machen müssen, und nicht gering waren die Geldstrafen, die er zahlen mußte. Doch ließ er sich dadurch nicht davon abhalten, seine Abneigung gegen die dänische Gewaltherrschaft immer aufs neue zu bekunden. Beißender Sarkasmus, bei ihm eine Naturgabe, war meistens die Waffe, die er der Gewalt entgegensetzte, und da er in ebenso origineller wie drastischer Weise seine Verachtung des Dänentums zum Ausdruck zu bringen wußte, so hatte er die Lacher stets auf seiner Seite. Der dänische Bürgermeister Leisner in Eckernförde war dem gegenüber ratlos. Die Maßregel, daß er, wie es später geschah, an jedem Sonnabend, dem Wochenmarktstage, einen Polizisten Mau zur Beobachtung auf Schritt und Tritt folgen ließ, erwies sich als zwecklos und als eine Plage für den Polizisten. Mau führte ihn von Wirtshaus zu Wirtshaus. Da konnte es nicht ausbleiben, daß es zuweilen einen kapitalen Rausch gab, und mitunter soll der Diener des Gesetzes den schlimmsten gehabt haben. Um das Bild Mau's nicht zu verdunkeln, darf es nicht unerwähnt bleiben, daß er daheim ein durchaus nüchterner Mann war, der von seinen Nachbarn wegen seiner biederen Gesinnung und seiner Gefälligkeit

---

[1]) Meddelelser om Begivenhederne i Slesvig siden den preussisk-østerrigske Invasion. Kjøbenhavn 1864. Uddrag af Vidneforklaringer Nr. 8.

[2]) v. Baudissin: Schleswig-Holstein meerumschlungen. Stuttgart 1865.

geachtet und geliebt war. Im Jahre 1854 wurde er für den 15. Wahldistrikt zum stellvertretenden Abgeordneten in die ständische Versammlung für das Herzogtum Schleswig gewählt. Gestorben ist Mau am 13. November 1864 und begraben zu Kosel.

Unzählige Anekdoten, deren Mittelpunkt er ist, leben noch heute im Volksmunde. Einige derselben, die ihre Spitze gegen die Dänen richten, mögen hier einen Platz finden:

Um seine Verachtung gegen das dänische Reichsbankgeld darzuthun, ließ er einen neuen Wagen mit dieser unbeliebten Münze als Zierat beschlagen. Er führte ferner fortan einen mächtigen Beutel, eine kleine Handschaufel und einen Federwisch mit sich, und wenn er genötigt war, ein größeres Geldstück wechseln zu lassen, fegte er die kleinen Münzen mit dem Federwisch in die Schaufel und stürzte mit dieser das Geld in den Beutel. Dabei sang er: „Der Krämer in der Bude, ja, selbst der Pracherjude, sie fordern wohl Kurant, doch zahlt man nur Reichsbank."

In den Fischteichanlagen bei Sönderbyhof steht oberhalb einer Steingrotte ein altes dänisches Schilderhaus. Als dieses seinerzeit in Missunde zum Verkauf gelangte, bot auch Mau darauf. Erstaunt fragten ihn die Umstehenden, was er mit dem dänischen Schilderhaus wolle. „Dat will ik as Hunnhus bruken," entgegnete er. [1])

Bei einem Einkauf besieht er in Gegenwart eines dänischen Gendarms ein Geldstück sehr genau und sagt endlich: „J, dat is doch dull, dat man nich recht mehr kieken kann. Ach, min gude Mann, seggen Se mi doch mal, wat darup steiht!" Der Gendarm nimmt das Geldstück und liest: „Zwei und ein halb Schilling schleswig-holsteinisch Kurant." „Na," sagt Mau, das Geldstück einsteckend, „hebbt wi denn ken schleswig-holsteensch Land, so heff ik doch noch schleswig-holstensch Kurant." [2]) —

Es war gefährlich, den Ausdruck „Schleswig-Holstein" zu gebrauchen. Mau scheute davor nicht zurück, wußte es aber meistens so einzurichten, daß man ihm nichts anhaben konnte. Einst befand er sich im Gasthause „Zum weißen Schwan" in Eckernförde, als der als dänischgesinnt bekannte Schiffer Sörensen vorbeiging. Mau rief ihm mit lauter Stimme nach: „Du, Sörensen, komm mal en beten herin! In de dänsche Kalenner, de du mi ut Kopenhagen mitbröcht heft, steiht ok „Schleswig-Holstein"! [3])

Einst kam Mau, von einer Reise heimkehrend, an der Hardesvogtei in Fleckeby vorüber. Justizrat Blaunfeldt stand nahe der Straße, einen Arbeiter beaufsichtigend, der die Dornhecke vor der Hardesvogtei beschnitt. Mau brachte sein Fuhrwerk zum Stehen. „Guten Abend, Herr Justizrat. Was haben Sie hier eine prächtige Hecke; ich muß dieselbe bewundern, so oft ich vorüberkomme." „„Gewiß, Herr Mau, ist sie schön. Eine solche Hecke wächst aber nicht aus sich selbst so schön heran; die will auch gehegt und gepflegt und vor allen Dingen richtig beschnitten werden."" „Sie haben Recht, Herr Justizrat, auf das Schneiden kommt es an, und das Schneiden verstehen Sie!" [4])

---

[1]) Mitteilung von Herrn Dittmann-Sönderbyhof.

[2]) Mitgeteilt von Herrn Struckmann in Hadersleben.

[3]) Desgleichen.

[4]) Außer den angeführten Quellen danke ich Herrn Inspektor Otto zu Rundhof und Frau Sophie Oeser zu Gaarden-Kiel für manche schätzenswerte Mitteilung.

Leisner. Blaunfeldt. Jörgensen.[1])

(Aus den Hamburger Wespen vom 12. Februar 1864.)

Drei Worte nenn' ich euch, vorwurfsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Sie stammen von Dänemark, sind nicht weit her,
Und los sind wir sie zur Stunde.
Was hat sie zu aller Freud' uns geraubt?
An die Nemesis haben sie nicht geglaubt!

Ein Knabenspiel auf dem Straßendamm,
Das ärgert Leisner, den Guten,
Gleich zieht er die niedlichen Höschen stramm
Und prügelt die Jungen mit Ruten.[2])
Da jagt aus dem Land ihn der Schlachtengott,
Aus Eckernförde als Kinderspott.

Der Blaunfeldt hätt' gern und immer mehr
Die Schleswiger tückisch gebunden,
Da schleppt man ihn selber gebunden daher,
Er zählt nun in Rendsburg die Stunden.
Gern hätt' er den Deutschen den Garaus gemacht,
Nun hört' er erzählen von siegreicher Schlacht!

Der Jörgensen saß wie ein Ölgötze da
Zu der Schleswiger Bürger Bedrängnis,
Und wo er den harmlosen Bindestrich sah,
Da warf er den Mann ins Gefängnis.[3])
Nun hat ihm der Bindestrich fürchterlich
Gemacht durch die Rechnung den dicksten Strich.

Die drei Namen bewahrt euch, vorwurfsschwer,
Und macht sie euch fleißig zum Nutzen,
Ihr Feinde des Volkes, die ringsumher
Auf die Gunst des Augenblicks trutzen.
Ihr seid nicht sicher! Gewiß, gewiß,
O glaubt, es giebt eine Nemesis.



An unsere Landwirthe und Lehrer auf dem Lande.

Eine Zeitungsnotiz brachte kürzlich die Mittheilung von einem neuen Moorfund in Dänemark von außergewöhnlicher Bedeutung. Es handelt sich um eine ca. 50 cm große Bronze, die einen von einem Roß gezogenen Sonnenwagen darstellt. Die ca. 25 cm große Sonnenscheibe ist mit Spiralen und Kreisen bedeckt und an einer Seite vergoldet.

Bildwerke aus dem klassischen Alterthum zeigen die Sonne bisweilen in einem Schiff, bisweilen im Wagen, der von den Sonnenrossen gezogen wird. Wir brauchen nur an Phöbus Apollo als Lenker der Sonnenrosse und an den schönen Phaeton-Mythus zu erinnern. Die Vorstellung vom Sonnenwagen ist, wie der Sonnenkultus überhaupt, aus dem klassischen Süden nach dem Norden herauf gedrungen. Eine Andeutung von einem indirekten Verkehr in fernster Vorzeit liegt in der Sage von den Weihgeschenken, welche dem Sonnengotte von den Hyperboräern dargebracht wurden. In Weizengarben gehüllt, brachten sie dieselben zu den Skythen, von wo sie von Volk zu Volk weiter befördert wurden, bis nach Delos, um dort in dem Tempel des Apoll niedergelegt zu werden. Der Sonnenwagen aus dem Trundholmer Moor (auf Seeland) ist nach dem Urtheil der dänischen Archäologen hier im Norden gemacht, und da er, wie Technik und Ornamente bezeugen, der älteren Bronzezeit angehört, dürfte er vor ca. 3000 Jahren in dem Moor niedergelegt sein. Darin liegt ein unverkennbarer Beweis, daß hier einst ein Sonnenkultus geübt worden, wovon übrigens schon vor Jahren mannigfache Spuren nachgewiesen sind. Es scheint sogar, daß derselbe sich noch in späteren Zeiten neben dem Kultus der Walhall-Götter erhalten hat.

Wir gedenken hier noch einiger anderer nicht minder wichtiger Funde aus dänischen Mooren.

Vor 11 Jahren (1891) wurde in einem Moor bei Gundestrup, nordwestlich von Hobro (Jütland) ein silberner Kessel gefunden, 45 cm hoch, mit oberer

[1]) Jörgensen war Polizeimeister in Schleswig.

[2]) Als einst der Sohn des Schlachters Büschel in Eckernförde beim Spiel aus Versehen das Pferd des Barons v. Plessen warf, daß es scheute, ließ Leisner den Knaben in der väterlichen Wohnung durch zwei Polizeidiener auspeitschen.

[3]) Es war verboten, bei der schriftlichen Darstellung die Wörter Schleswig und Holstein durch einen Bindestrich zu verknüpfen.

Weite von 69 cm. Der obere Rand ist an der Außen- und Innenseite mit Platten belegt, die mit reichem Figurenschmuck bedeckt sind, zum Teil merkwürdige Bildwerke, die sämtlich auf den Kultus fremder Gottheiten hinweisen. Das kostbare Gefäß hat bereits vier Monographien hervorgerufen, zwei dänische, eine deutsche und eine französische, die in der Auffassung und Erklärung zwar von einander abweichen, aber in dem einen Punkte übereinstimmen, daß das Prachtgefäß einst als Kultusgeräth gedient habe. Es stammt etwa aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.

Im Jahre 1881 kamen auf dem südlich von Ringkjöbing gelegenen Deibjerger Moor Bruchstücke von mehreren Wagen zu Tage. Den geschickten Händen des technischen Konservators am Kopenhagener Museum gelang es, einen derselben wieder zusammen zu setzen. Er gleicht unseren heutigen Bauwagen, sogar der Stuhl für den Fuhrmann ist vorhanden, Wagenkasten und Deichsel sind übersäet mit aufgestifteten Bronzefiguren. Das Ganze veranschaulicht ein Luxusgefährt aus den letzten Jahrhunderten vor Chr. Man war anfangs geneigt, dasselbe mit einem religiösen Brauch in Zusammenhang zu bringen, indem man der Überlieferung von den Umzügen der Göttin Nerthus gedachte, allein es sind nunmehr an verschiedenen Orten Überreste von Wagen aus derselben Zeit zu Tage gekommen, weshalb es richtiger erscheint, Fuhrwerke für den praktischen Gebrauch darin zu erblicken. Daß die Deibjerger Wagen nicht nur im Lande gebraucht, sondern auch angefertigt sind, findet eine willkommene Stütze in der Erscheinung, daß dieselben eigenartigen Ornamentmotive, die zur Ausschmückung der Deibjerger Wagen gedient, sich auf einem in Angeln gefundenen Metallgürtel wiederfinden. Es ist dies einer jener oft beschriebenen und abgebildeten Gürtel, die bis jetzt als holsteinischer Typus gegolten haben.

Angesichts dieser archäologisch wie kunstgewerblich so überaus wichtigen Funde aus dänischen Mooren fragen wir uns: wie erklärt es sich, daß wir keine solchen für das Studium unserer ältesten Kulturgeschichte so wichtigen und kostbaren Dinge besitzen? Daß auch unsere Moore ähnliche Schätze bergen, bezeugen die Massenfunde von Nydam und Torsberg, die Moorleichen mit ihren Kleidern und zahlreiche Funde von Schmuck und Waffen aus verschiedenen Perioden. Leider müssen wir auf obige Frage die Antwort geben: die Ursache liegt lediglich in der Gleichgültigkeit und Unwissenheit unserer Feldarbeiter. Wo in Dänemark ein Arbeiter auf Moor, Wiese oder Feld etwas Ungewöhnliches im Boden findet, meldet er es seinem Herrn, der, wenn ihm der Befund von Bedeutung erscheint, die Arbeit einstellen läßt und ohne Verzug das Nationalmuseum in Kopenhagen davon benachrichtigt. Man darf nicht etwa glauben, daß die prächtigen Objekte in dem Zustande der Erhaltung zu Tage kommen, wie sie jetzt in den Museen unsere Bewunderung erregen. Der Deibjerger Wagen lag in vielen Bruchstücken weit umhergestreut in dem Moorboden; der Silberkessel von Gundestrup war in der Weise zerstört, daß die Platten abgerissen und in das Bodenstück gelegt waren; bei dem Sonnenwagen sind die Räder beschädigt und das dünne Goldblech ist zum Teil von der Sonnenscheibe abgerissen. Diese absichtliche Zerstörung ist eine Erscheinung, die sich bei allen Votivfunden wiederholt.

Zweck obiger Mitteilung ist die Bitte an unsere Lehrer auf dem Lande und an die Grundbesitzer, ihren Kindern und Arbeitern von solchen Funden und deren Bedeutung zu erzählen und sie anzuregen und zu ermahnen, auf alles zu achten, „was nicht im Boden gewachsen ist.“ Ob es sich dann um Dinge handelt, die zu melden werth sind, werden Lehrer und Landwirth bald erkennen. Die Erhaltung der Damendorfer Moorleiche verdanken wir lediglich der Aufmerksamkeit und vorsichtigen Behandlung der Arbeiter; ein Bronzefund aus einem Moor bei Bohm-

steckt wurde durch einige Schulkinder gerettet, die von ihrem Lehrer dazu angehalten waren, auf solche Dinge Acht zu geben. Daß es den Findern zu eigenem Vortheil und Gewinn gereicht, wenn sie die Erhaltung solcher Reste aus vorgeschichtlichen Zeiten vermitteln, haben alle, die ihre Funde an das Landesmuseum überliefert, des öfteren erfahren. Es ist immer aufs neue daran zu erinnern, daß für Gold- oder Silberfunde der Goldschmied nur den Metallwerth bezahlt und als Geschäftsmann auch nicht mehr zahlen kann, während die Verwaltung des Kieler Museums oft sehr hohe Prozente zulegt, deren Betrag nach dem Befund der Gegenstände bemessen wird.

Kiel. J. Mestorf.



Ein Blick in das Leben eines Stapelholmer Bauern zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Vor nunmehr 250 Jahren sah es traurig aus in unserm deutschen Vaterlande. Wilde Soldatenhorden durchzogen raubend und plündernd das Land; nichts blieb von ihnen verschont. Kein Mensch war seines Lebens sicher, kein Besitzer freute sich über sein Hab und Gut, konnte er doch gewärtig sein, daß rohe Soldaten ihm sein Haus über dem Kopfe anzündeten, ihn vielleicht selbst dazu zwangen, daß er ihnen seine versteckten Gelder und Wertsachen zeigen mußte. Auch dem Ländlein Stapelholm erging es damals schlimm. Umflossen von der Eider, Treene und Sorge, war die Landschaft freilich von der Natur abgeschnitten; dazu waren an offenen Stellen, z. B. bei Wohlde und Norderstapel, Schanzen aufgeworfen. Trotzdem fanden feindliche Heere den Weg ins Land. — Doch in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts, während in Deutschland der Krieg weitertobte, trat für die Landschaft Stapelholm eine Zeit der Ruhe ein. Die Einwohner dieses Landes onnten ihren Acker bebauen, ihr Vieh ins Feld hinaustreiben und es dort ruhig grasen lassen. Zu dieser Zeit, etwa um das Jahr 1630, lebte in Norderstapel ein Bauer Carsten Meideborgh; er hatte in seiner Jugend manches gelernt, konnte sogar recht gut schreiben, was *in damaliger Zeit nicht jedermanns Sache war.* Ein Bruder dieses Mannes, Peter Meideborgh, hatte es dahin gebracht, daß demselben die Verwaltung der Küsterstelle in dem Kirchdorfe Süderstapel anvertraut war. Unser Carsten aber war ein Landmann wie es seine Vorfahren auch gewesen; er wirtschaftete sparsam und gewissenhaft. In ein Büchlein verzeichnete er alle seine Einnahmen und Ausgaben, und eben dieses Büchlein hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der Umschlag des Buches ist ein Pergamentblatt aus einem alten katholischen Messebuche, von einem Mönche oder einem Geistlichen geschrieben. Man benutzte diese Blätter vielfach zum Einbinden von Büchern, denn sie waren stark; zudem wurden seit der Einführung der Reformation die Messebücher ja nicht mehr gebraucht. Aber laßt uns das Buch aufschlagen und lesen:

Anno Domini 1631 den 2. May
Hebbe ich Carsten Meideborgh
Disses Bok in gebunden Unde Hernach Mine in Unde
Uth Schulde Unde Sonsten Wat Ich Vorhanden Wofolget
Richtig ingetekent.
Gnade Unde Friede durch Jesum Christum Unsern Herrn.

Herr Lehre Uns bedenken, das wir sterben müssen, Auf das wir Klug werden. Psal. 90.

Sirach am 7. Capitel. Wass du bist, So Bedenke dass Ende, So wirst Du nimmermehr Uebelss thun.

Wenn myn Stundelein Vorhanden iss, Sy Du myn Schildt, Herr Jesu Christ, Ik Weth nemandt allein dy, dor up ick Kan Vorlaten my, denn Du des ewiges Gades Sohn, Vor all min Sund genoch gedahn an mynem end, Christe myn Herr bidd ick Vorlath my nimmermehr.

Ach Herr Lath my im Frede fahren, Min Lif Unde Sel Woldstu bewahren, durch dinen Engel my bedü, Uth disser Weldt zur ewigen Frouwd (Freud'). Amen.

Wenden wir uns jetzt zum Inhalt des Buches. Da zeigt uns die Überschrift: »Noch sy ick schuldigk,« daß der Besitzer des Büchleins hier seine Ausgaben verzeichnet hat, während er über die Einnahmen die Überschrift setzte: »Ick tho Mahnen.«

Wir wollen uns einmal die Einnahmen und Ausgaben in einer geordneten Reihenfolge betrachten. Wie schon erwähnt, verstand unser Carsten Meideborgh die Kunst des Schreibens. Wer im Dorfe nun etwas zu schreiben hatte, ging zu Carsten und ließ es sich machen.

1633. Noch Vor Hanss 2 Feste breiv (Briefe) Na hamborch geschreven	8 Schill.
Noch hebbe ich Zwischen Claues Douv Undt Johann Schuldt 3 Urtell affgeschreven, dar vor	1 Mark 4 Schill.

Bei guten Freunden wurde bisweilen die Zahlung für die gehabte Mühe geschenkt:

Anno 1635. Noch Douv Hanss hebbe ich so Etliche Breiv gemaket, dar vor begehr ich nichts.

Natürlicher Weise mußte unser Carsten im Laufe der Zeit recht viel Papier verbrauchen. Mit dem Papier zugleich kaufte er sich einige Fibeln, die er wohl wohl für andere Leute aus Gefälligkeit besorgte.

Anno 1633. Hebbe Ich Von Dirk Buschke 1 Dosm (Dutzend) Fibele bekamen Unde wedder Vorkofft 10 Stück, 2 stück sin mi affheedigh geworden, begehret ock dar vor nichts, bliff ick ehm schuldigh	30	Schilling
Noch *Ein halff bok papir*	3	»
den 3. Martzii 1634. 1 bok papir	6	»
Noch bi min Sohn geschiket 2 bök	12	»
Noch 1 bok sulwigh gehalet	6	»
Noch 2 bök papir sulwigh gekofft	12	»
Noch ½ bok papir	3	»

Um Michaelis in jedem Jahre pflegte man die Zinsen für die im Lande oder in den Gebäuden stehenden Gelder zu bezahlen; doch mußte man damals nicht 3—4% bezahlen wie in jetziger Zeit, sondern 6—7%.

Anno 1633. Jahrss si Ich Up Micheli schuldig to betalen

Laffrenz Hanssen in schlesswich	100	Mark	
Rente (= Zins)	7	»	
Claues Schacht tho Süderstapel	150	»	
Rente	9	»	6 Schill.
Wibe Douw	100	»	
Rente	6	»	4 »

Bisweilen kam unser Carsten in Geldverlegenheit, da half sein Vater aus.

Noch sy ick Schuldigh
Min Vader so he mi gelent . . . . 10 Daler.

Es konnte aber auch der Fall eintreten, daß andere Leute von ihm Hülfe erbaten.

den 12. Juni Crum Peter Unde Martin gelent 20 Richesdaler, dhon 60 Mark
dor up scollen se mi Rente gewen . . . . 5 »
Hanss Rode gelent . . . . 6 »
dar up Tinsse mi tho gesecht . . . . 6 Schill.

Eine weitere erhebliche Ausgabe war die Pacht für gemietete Ländereien.

Anno 1635. 8 Dage na Pingsten hebbe ich mit Claues Rode von Henning Johannss Posch tho Bergenhusen 9 schwade Wische gehüret (gepachtet). Jeder schwadt vor. . . . 3 Mark — 2 Schill., dhon 25 Mark 14 Schill.
Darin ihm strax entrichtet . . . . . . 3 »
Noch ihm gegeven . . . . 6 »
Noch den 26. Octobris tho Stin Hanss behusinge in jeg Wart (Gegenwart) von Hanss u. Reinholdt Douv dem Rest alss . . . . 16 » 14 »
den 17. Juni von Hinrich Eggers gehüret 2 Demat up Bischopsacker dat Demat vor 11 Mark dhon . . 22 »
den 29. April 1634. Hebbe ich von Detloff Muhle frouw tho bergenhussen gehüret $5^1/_2$ schwade Wische Up blomendahl up de grow gelegen, welches Ville Peter Um gehandelt, vor . . . . 14 Mark 12 Schill.
Darin ehr strax mit wech gedahn . . . . 5 »

Einen langen Raum in dem Buche nehmen die Schmiedeberechnungen ein; wir wollen nur einiges davon lesen.

Anno 1636. Am hilligen dree Könings Abendts Hebbe ich by Baltzer Odefey anfungen to schmeden laten.
Erstlich dem Junge 1 Por Issen . . . . 3 Schill.
Nagelen vor . . . . 6 Pfennig
Dem grauen Hingest Vorlecht mit 2 Nie Issen . . . 10 Schill.
Noch 1 Pahr Issen gescharpet . . . . 3 »
Noch Nagelen Up ein Radt . . . . 2 »

Anno 1636. By Hans Doues Schmidt hebbe ich maken laten.
2 Nageln . . . . 1 Schill.
Noch de Nie Kahr de bolten Gemakt . . . . 12 »
Noch by ehm 2 Schlötte . . . . 19 »
Noch 1 Pahr Issen gescherpet . . . . 3 »
Noch 1 Ringk inne Halsskoppel tho sam geschmet . . 6 Pfennig
1 Missfork utgescherpet. . . . . 1 Schill.

usw.

Wie jeder Familienvater empfand auch Carsten Meideborgh es, daß zum Haushalten viel Geld gehört. Für Lebensmittel, Fußzeug und Kleidung mußte er beträchtliche Summen ausgeben.

Vor ein fett beest gewen . . . . 26 Mark
Vor ein schepel Bokweiten gröth . . . . . . 1 » 4 Schill.
Vor fische unde am Damm . . . . — » — » 18 Pfennig
den 12. Septembris 1634 Hebbe Ich Von Hinrich Heydtmann Von flenssborgh Ein Ketel kofft vor 15 »
gewagen $14^1/_2$ Pund.

Min frouw 1 Por schoh	2 »		
unde Detleff sin versold	2 »	6 »	6 »
vor de Derne ehre Schoh	— »	14 »	
Casper vor 6 Pahr schoh geven	6 »	5 »	
Vor 2 Höde	4 »		
Vaderss Peter sniderlohn	1 »		
Den 1. May Anno 1634 Von Hanss Win tho Husum bekamen na min schrivet geschickt 1½ Ehl grawandt (graues Tuch) de ehl 3 Mk. 5 Schill. . . . . sin	5 »		
Johann Franz vor ½ Ehl want	1 »	12 »	
Anno 1638 Claues Frahm Min schwager hefft mi 3 ehl grau wandt vom Hamborg mitgebracht de ehl vor 2 Mark 12 Schill. .	8 »	4 »	
Reinholdt Classen vor finster	8 »	14 »	
Am anderen Pingstdag mit Schulten Dirk vordingt de böne, finsterpösten unde Peseldhor vor	4 »	8 »	
Noch an de Bedstede 6½ Dagh gearbeitet Jeder Dagh 6 Schill. dhon	2 »	7 »	

Außer diesen gar mannigfaltigen Ausgaben, die die Haushaltung verursachte und die unserm Carsten wohl gar manchen Kummer und seiner Frau vielleicht Schelte und Vorwürfe eingebracht haben, verlangte auch noch die Obrigkeit mancherlei Abgaben.

Anno 1638. Honnerfenss Rente si ich schuldig tho Schwabstede tho gewende, welches der Herr Lantvogtt selffs inforderen lett up Hilligen 3 Konnigh dagh (Abgabe für ehemals bischöfliches Land)		11 Schill.	3 Pfennig
Anno 1643 den lantschriber entrichtet . . .		16 »	6 »
Anno 1644 den lantschriber entrichtet . . .		16 »	6 »
Anno 1645 der Organist up Schwabstede entfangen		16 »	6 »
Ploghgeldt rendte so der probst bekom Tinss .		4 »	
Dem scholmeister vor Sommer scholgeldt . .	1 Mark	10 »	
Anno 1630 Scholgeldt	2 »		
Peter Feddersen Scholgeldt geven		21 »	
1636 tho dem scholmeister gedahn		15 »	6 »
Dem Capellan pflicht		9 »	

Haben wir bis dahin die Ausgaben unseres Landmannes betrachtet, so wollen wir jetzt zu seinen Einnahmen übergehen. Durch den Verkauf der Ernte wurde ein gut Stück Geld eingenommen.

Hanss Barke 1 Tonne garsten	7 Mark	
Clawess Thomess 1 Tonne Bonnen	8 »	
1636 Peter Gorwt 9 tonne Haver vorkofft de tonne 2 Mark 3 Schill. sin	19 »	11 Schill.
An der Eider in Johan ferwinge sin schip gelefert 16 Tonnen garsten, de tonne 4 Mark 11 Schilling sin . .	75 »	
Noch 7 tonne haver vor kofft	14 »	14 »
Noch den 4. Septembris bi der Eider vorkofft 4 tonne gerste, de tonne 4 Mark 6 Schill. . . . . . sin	17 »	9
Noch den 10. Septb. 1½ tonne bonnen	9 »	

Anno 1637 Hebbe ich Korn vorkofft bi der Eider an Frangösse in der Friederichstadt 11 tonne garste de tonne 4 Mark 5 Schill. . . . . sin 47 Mark 7 Schill.
Franz Compens 4 tonne Havren de tonne 2 Mk. 4 Schill. sin 9 »
den 1. Novembris 2 tonne Roggen in die Niestadt vorkofft, de tonne vor 6 Mk. 11 Schill. . . . . Iss 13 » 6 »

Bisweilen bezahlte man nicht mit Geld, sondern arbeitete einige Tage für das erhaltene Korn.

Den 2. May Anno 1633 Ville Claues 2 schepel Roggen gedahn, dar vor schal he unss $3^1/_2$ Dagh sniden helpen.
Claues Douw 1 schepel Gestgarste gedahn, dar vor schal he mi 1 Dag meien helpen.

Natürlich spielte der Viehhandel auch schon in damaliger Zeit eine große Rolle, wie folgende Beispiele zeigen mögen.

Am Dage aller Hillinge Anno 1634 Hebbe Ich Undt Clauess Rode von unse Pastoren Christian Hanssman 2 Kho Kalwer gekofft vor . . . . 19 Mark 8 Schill.
dat wi ehm strax betalt Jeder 6 Mark . . . . . sin 12 »
bliw wi ehm schuldigh . . . . 7 » 8 »
Dar tho si ick schuldigh tho erleggen . . . . 4 »
dat min helper betalt iss alss . . . . $2^1/_2$ »
1637 Ein Ossen Vorkofft vor 10 Daler 9 Schill.
Den 20. Januarii 1637. Hebbe ich Von Johann Rode tho Drage de graue Möder (Stute) gekofft vor 6 tonne Hawer unde 20 Mark in gelde.
Iss 7 Jahre oldt, gott gev gelück Unde segen dartho! Amen.

Interessant ist auch ein Schweinehandel. Carsten Meideborgh hatte mit einem anderen zusammen 10 Schweine gekauft, reiste mit denselben nach Schleswig, wo sie 3 derselben verkauften; die 7 übrigen teilten sie unter sich. Doch laßt uns lesen, was Carsten davon schreibt:

Anno 1637. Den 9. Septembris Hebbe Ich Unde Stin Hanss Arp von Jorgen 10 stück Jung schwien gekofft vor 4 Rchthlr. darto hebbe ich gelegt 2 Daler. Hebbe ich unde Arp dar umme na slesswich gewesen und Vor unkostiget erstlich, alss wie hen lepen, tho reide vorkehret so ich betalt . . . . 3 Schill. 6 Pfennig
noch fehrlon. . . . . 3 »
Claues Kröger Büng so bi ehm vertehret . . . . . 15 »
2 Jungens so mi de schwin uth de stal holpen . . . 1 »
Peter Block bi ehm vertehret . . . . 4 » 6 »
Dorup utgelegt tho arp sin Huss . . . . 3 » 6 »
Noch Jorgen Durssgeldt gewen . . . . 18 »
Vor drunken tho Claues Korf sin Huss . . . . 4 » 6 »
Vor garste tho de schwin . . . . 2 »
Peter Sievers darup gekofft 1 schwin vor 4 Mark 8 Schill. darup Kriegt mi 2 Mark 4 Schill.
Hanss Goss 2 schwin vor 6 Mark darup kriegt mi 3 Mark; desülwig schal he de fastel awendt betalen.
Noch hebbe ich bekam 4 stück unde arp 3, dar uth schal ick ehm geven 8 Schilling.[1])

---

[1]) Wer Lust hat, zähle einmal das zusammen, was bei diesem Handel verzehrt ist, und berechne, wie viele Schweine die beiden dafür hätten kaufen können.

Als sein Nachbar Willem Detlefs starb, übernahm Carsten Meideborgh die Vormundschaft für dessen beide Töchter Wibe und Trine. Das Land des Vaters wurde geteilt; auch verteilte man das Leinenzeug u. dgl. an die beiden Kinder. Da bekam Trine z. B.

Ein fedder Decke ohne büren, Ein Under bedde, ein Hovet Pohl (Kopfpfühl) ohne büren, 4 Küssen ohne büren, 2 kleine bawespohle, de ein ohne unde de ander mit büren, Noch ein bunte Küssenbüre, Ein oldt laken, ein grodt bundt laken vorm bedde, ein nie wullen bawes laken, 3½ Schacht Döke, 3 Küssenbüren, ½ Schacht bunte Handtdok, ein neyet Stossdok, ½ Schacht witten Handtdok, ein neuet schortel dok, ein Samnitz Bostdok. — Dat flass, Garn, hefft se de Helfft tho ehr genomen.

Auch sorgte Carsten als Vormund dafür, daß die beiden Töchter gute Dienststellen fanden. So schreibt er z. B.:

Anno 1630 im Herwest Hebbe ick Trine bi Crum Peter den Winter awer Vormedet vor 3 Mark Unde den folgenden Sommer 1631 vor 8 Mark unde ein Pahr Schoh. De 11 Mark hebbe ich entfang.

Inmitten aller verzeichneten Einnahmen und Ausgaben wird eine Familienangelegenheit berichtet, die ich an den Schluß dieses kleinen Aufsatzes stellen möchte.

Help Godt, tho Gelück Und Heil, Gnad und Segen.

Anno 1636 den 6. Martzii Hefft Claues Storm mi sine Dochter tho min Sohne Vortrut Unde tho gesecht unde ehr mit gelavet so gudt 2000 Mark, dar bi noch 8 schwade Up de Honnerfenne, In jeg Wart (Gegenwart) Peter Sievers, Carsten Stöcke, Stin Hanss Karkschwor, Hanss Douv, Dow Clawess Unde Arp Hanssen, Kröger, dorup wi mit ehm gegahn Unde Unss Eten unde Drinken gewen, dorup ick Arp Hanssen vor behr (Bier) unde brande win betalt 2 Mark Und de Spellude (Musikanten) von mi und Clauss Storm gewen 24 Schilling.

Am 26. Februarii 1645 iss Claus Storm Dochter Wobbe in godt entslapen.



Flensburg um das Jahr 1600.

Das Stadtregiment.

Von Christian Voigt in Flensburg.

II.

Die Verwaltung der städtischen Einnahmen und Liegenschaften und die Sorge für Ordnung und Wohlfahrt der Stadt waren die Aufgaben „des Ehrbaren Rats und der 24." Die wichtigsten städtischen Einnahmen waren der Vorschatz und der eigentliche Schatz. Der Vorschatz belastete alle Hausbesitzer und alle Mieter in gleicher Weise. Ein Hausbesitzer zahlte doppelt so viel als ein Mieter. Nach einer alten Verordnung mußten jene 8, diese 4 Sch. lübsch Vorschatz geben. (Im Jahre 1619 hatte die Stadt aus dem Vorschatz eine Einnahme von 334 Mk. 4 Sch. 6 Pf., man war also von jenem alten Satze schon abgewichen.) Der eigentliche Schatz war eine Vermögens- und Einkommensteuer. Die Bürger waren eidlich verpflichtet, die ihrem Besitz entsprechende Steuer zu entrichten. Nach der erwähnten Verordnung war von dem Eigentum nur die Hälfte der zugeschnittenen Kleidungsstücke schatzfrei, im übrigen mußte von jeder Mark mindestens ein weißer Pfennig gesteuert werden, „kan id awer also nicht toreken, so leggen se und maken dat id tho reke." Dieser Schatz brachte der Stadt im Jahre 1620 eine

Einnahme von 8081 Mk. 8 Sch., und zwar zahlte St. Marien 4714 Mk. 3 Sch., St. Nikolai 2812 Mk. 14 Sch. und St. Johannis 554 Mk. 7 Sch. Da nun in St. Marien 743, in St. Nikolai 343 und in St. Johannis 243 schatzpflichtige Einwohner waren, ergiebt sich ein durchschnittlicher Steuerschatz für St. Marien von 6 Mk. 7 Sch. 7 Pf., für St. Nikolai von 8 Mk. 3 Sch. 2 Pf., für St. Johannis von 2 Mk. 4 Sch. 6 Pf. Das St. Nikolai-Kirchspiel war also das vermögendste. Die reichsten Leute dagegen wohnten in St. Marien auf der Ostseite der Großenstraße, wo der höchste Schatz, nämlich 170 Mk., gezahlt wurde. In St. Nikolai dagegen wird der Steuerschatz von 80 Mk., in St. Johannis der von 20 Mk. nicht überschritten.

Die niedrigsten Steuersätze waren 5, 6, 8, 10 Sch., die höchsten, sehr seltenen 20, 50, 60, 120, 150, 170 Mk. Der höchst besteuerte Bürger Flensburgs war Hillmar von Lutten, der an der Ostseite der Großenstraße wohnte.

Die städtischen Liegenschaften brachten nicht allzuviel ein. Für die „Papagoienlücke," die Exerzierlücke, z. B. wurde eine jährliche Miete von nur 3 Mk. bezahlt.

Unter den Einnahmen der Stadt verdienen noch erwähnt zu werden: der „Zehnten-Pfennig," eine Erbschaftssteuer, die von auswärtigen Erben gezahlt wurde, und die „Eintrede," welche diejenigen entrichteten, die Bürgerrecht erhalten hatten. Sie betrug außer einer Gebühr an Vogt und Kämmerer 3 Mk. lübsch, wovon die Hälfte in die königliche Kasse floß.

Der Einnahme, welche im Jahre 1620 12572 Mk. 13 Sch. 3 Pf. betrug, stand in dem genannten Jahre 11433 Mk. 5 Sch. 9 Pf. Ausgabe gegenüber. Die meisten städtischen Ämter waren Ehrenämter, selbst die Bürgermeister bekamen außer 10 Mk. zur Deckung ihrer Auslagen kein Gehalt. Der höchst besoldete Beamte war der Stadtschreiber. Dann folgte der Stadtmedikus, der ein Gehalt von 150 Mk. bezog. Erwähnt seien noch: der Instrumentist 30 Mk., Hans Kock 8 Mk., der „Harnischwischer," welcher die städtischen Rüstungen in Ordnung zu halten hatte, 30 Mk., der Büchsenmacher, die „Mußquetten zu reinigen," 6 Mk., der Kopffetzer 20 Mk., die Prachervögte je 12 Mk.

Ein großer Teil der Einnahmen wurde zur Repräsentation bei den Landtagen und bei fürstlichen Besuchen, bisweilen auch zur Aussteuer der Prinzessinnen nicht allein des königlichen, sondern auch der verwandter Fürstenhäuser verausgabt. So gab Flensburg im Jahre 1620 für zwei „Holsteinische Fräuleins Gottorffer Linie" 675 Mk.

Die Sitzungen des „Ehrsamen Rates und der 24" fanden im Rathause statt, nicht selten bei einem kühlen Trunk aus dem Ratskeller. Besonders bei Festsetzung des „Vorschatzes" und des „Byschatzes" stärkte man sich bei einem Glase Wein oder einer Kanne fremden Bieres: „Danziger Preußing," „Eckernförder Kakobille," Braunschweiger Mumme, Einbeker, Hamburger oder Rostocker Bier. Im Jahre 1620 wurden für den „Vorschatz-Trunk" 35 Mk. 5 Sch. 3 Pf., für den „Byschatz-Trunk" 11 Mk. 11 Sch. 6 Pf. aus der Stadtkasse bezahlt.

Über die Fürsorge der Stadtvertretung für Kirche, Schule, Handel und Schiffahrt und für die Armen werden wir in besonderen Abhandlungen reden. An dieser Stelle soll nur einer Verordnung gedacht werden, die uns sehr befremden muß, weil sie in ein Recht eingreift, das jetzt keinem Menschen mehr streitig gemacht wird, nämlich das, sich zu kleiden, wie er will. Wenn die Stadt und vor dieser schon das „heilige römische Reich deutscher Nation" sich verpflichtet hielt, in einer Kleiderordnung den Bürgern über ihre Kleidung Vorschriften zu machen, so geschah es, weil, wie schon eingangs erwähnt, eine Rang- und Prunksucht eingerissen war, welche die Existenz des mittleren Bürgerstandes bedrohte.

Selbstverständlich waren es vorzugsweise die Frauen, welche sich im Luxus zu überbieten suchten. Daher bezieht sich die Flensburger Kleiderordnung von 1600 auch ausschließlich auf die Kleidung der Frau. Die drei Rangstufen, welche den Vorschriften über Hochzeits- und Beerdigungs-Feierlichkeiten, so auch dieser Kleiderordnung zu Grunde liegen, haben wir schon kennen gelernt. Im einzelnen wird nun folgendes vorgeschrieben:

Der Gebrauch von Samt zu Kleidern und Wämsen sowie das Tragen seidener Kleider war dem Adel vorbehalten. Die Frauen und Töchter der Bürger durften nicht einmal seidene Schürzen tragen und Samt nur für Halskragen gebrauchen. Wer diesen Bestimmungen zuwider handelte, verlor die Kleidung oder er mußte soviel büßen, als dieselbe wert war. Die übrigen Bestimmungen der Kleiderordnung beziehen sich auf die Verwendung von Schmuckgegenständen. Das Tragen goldener Armbänder und das Benähen der Kragen mit goldenen und silbernen Schnüren war allen Bürgerlichen verboten. Den unverheirateten Damen der ersten Rangstufe war erlaubt, eine goldene Kette im Werte von 20—30 Goldgulden mit einem Gehänge aus „gemachtem Gold“ (kunstvoll verziertes, mit Edelsteinen besetztes Gold) zu tragen. Ferner waren erlaubt und sehr gebräuchlich vom „Perlsticker“ angefertigte Perlbehänge, „Perl-Überlegelse,“ die man um die Schulter trug. Es durften die Perlen jedoch nicht mit goldenen Stiften zusammengearbeitet sein. Die Frauen der bürgerlichen Standespersonen durften außer der Kette, welche sie als Jungfrau getragen hatten, nur noch die gebrauchen, welche sie als Morgengabe von ihrem Bräutigam erhalten, die aber nicht mehr als 60 Goldgulden wert sein durfte.

Da die bisherige Sitte großen Luxus mit Gürteln, die man lose um die Hüften trug, und mit Fingerringen getrieben hatte, bestimmte die Polizeiordnung von 1600, daß die Patrizierfrau nicht mehr als drei Fingerringe außer dem Trauring tragen und daß sie nicht mehr als zwei Gürtel aus edlem Metall besitzen durfte, einen aus vergoldetem Silber für besondere Festtage und Hochzeiten und einen aus gezogenem Draht für die minder wichtigen Feste. Die Frauen der „Amtsmeister“ trugen bei feierlichen Anlässen eine achtlötige silberne Kette um den Hals, einen Fingerring außer dem Trauring und einen Gürtel aus gezogenem Draht mit vergoldetem Schloß. Den Töchtern dieser 2. wie den Frauen der 3. Rangstufe war jeglicher Schmuck aus Silber oder Gold verboten.

Um die Befolgung dieser Kleiderordnung zu sichern, wurde bestimmt, daß die Bürger ihrer Kleidung entsprechend zu den städtischen Abgaben herangezogen werden sollten. Wer sich dem widersetzte, verlor seine Kleider.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Einrichtungen, welche die Bewohner der Stadt gegen Feinde im Innern und gegen Überfälle feindlicher Nachbarn sichern sollten. Die Aufsicht an den Thoren und in den Straßen der Stadt wurde bei Tage von dem Büttel und den wenigen Stadtdienern ausgeführt, zu den nächtlichen Wachen aber und zum Kriegsdienst waren sämtliche Bürger verpflichtet. Es gab zwar schon manche Bürger, welche diesen Dienst nicht mehr selbst verrichteten, sondern entweder selbst einen Stellvertreter stellten, oder einen solchen durch den Wachtmeister werben ließen. Doch entband eine solche Vertretung sie nicht von der eigenen Verantwortlichkeit.

Der Wachtdienst wurde geleitet von zwei Wachtmeistern, einem im Norden, einem im Süden der Stadt, denen je ein besoldeter Wächter zur Seite stand. Das Amt des Wachtmeisters war ein Ehrenamt, das ihm nur Befreiung von den städtischen Abgaben eintrug. Der Wachtmeister mußte ein Verzeichnis der zum Wachtdienst verpflichteten Bürger mit Angabe ihrer Wohnung aufstellen und für die ordnungsgemäße Einberufung der jedesmaligen Wache durch den Wächter

sorgen. Eine Wache dauerte immer nur eine Nacht und zwar Winters von 9 bis 4, Sommers von 9 bis 3 Uhr.

Um 9 Uhr abends stellten sich die wachtpflichtigen Bürger und der Wächter vor dem Hause des Wachtmeisters ein, der die Vollzähligkeit der Wache feststellte oder, falls jemand ausgeblieben war, für die Einstellung eines Stellvertreters sorgte. Ohne Grund Versäumende wurden bestraft und mußten die nächste Nacht auf Wache ziehen. Die Thätigkeit der Wache bestand, wenn nichts Besonderes vorfiel, darin, daß dieselbe durch die Straßen ging und alle Stunde durch Rufen und Blasen die Zeit verkündigte. Ruhestörende Nachtschwärmer, Strolche, welche angetroffen wurden, brachte man in „des Vogts Behausung."

Nach vollendeter Nachtwache trat die Wache wieder vor dem Hause des Wachtmeisters zusammen, wo der Wächter über etwaige Vorfälle während der Wache, über die Haltung der Wachtmannschaft Rapport erstattete. Wer sich unlustig gezeigt, wegen Trunkenheit seinen Dienst schlecht versehen oder sich in einer anderen Weise vergangen hatte, mußte sich vor Vogt und Kämmerer verantworten.

Schwerer und verantwortungsvoller war natürlich der Wachtdienst, wenn ein Feind die Stadt bedrohte. Für den Fall mußte jeder Bürger seine Waffen in Bereitschaft halten, um ohne Säumen zum Schutze der Stadt gegen den Feind ziehen zu können. Jeder Bürger war einer bestimmten Waffengattung zugewiesen und mußte bei 5 Gulden Strafe die „Wehre und Waffen, darauf ein jeder gesetzet, auf vorfallende Not unsträflich in fertige Bereitschaft halten." Außer der Bürgerwehr diente im Kriegsfalle auch eine Schar angeworbener Söldner der Stadt. Auf dem Rathause war für diese eine Rüstkammer angelegt, welche 1609 mit einer Ausstattung für 200 Söldner (100 Musketiere und 100 Piqueniere) ausgerüstet wurde. Es wurden nämlich angeschafft 100 Rüstungen mit den Sturmhauben, Lanzen und Spießen (1600 Mk.), 100 Rappiere (400 Mk.), 100 Schützenhauben (225 Mk.), 100 Wehrgehänge (103 Mk. 12 Pf.), 100 „Muscheten mit den Bandelieren und Vorketten" (700 Mk.), vier neue Trommeln (30 Mk.), zwei neue Fahnen (94 Mk. 6 Sch.)

Von Zeit zu Zeit fand eine Heerschau statt, auf welcher u. a. die Chargen der Bürgerwehr von den Bürgern gewählt wurden. Von einer solchen Heerschau am 23. Juni 1590 wird uns mitgeteilt, daß „Dirick Nacke (Bürgermeister) thom Hopman, Asmus Matzen (der Erbauer des Nikolaiturmes) tho sin Lieutnant, Junge Marten Schwelunt thom Fendrich, Thomas Bartscher tho sin Lieutnant, Hans Snider up der Duborg thom Veltwohrrer, Erich Markurtz, Jakob Deckelmaker und Jakob Wigant tho Veltweywelers erwelet wurden."



Up Hau un Stich.

(Plattdeutsche Redensarten.)

Von **G. F. Meyer** in Kiel.

Die folgenden plattdeutschen Redensarten wollen als eine Fortsetzung zu der im Jahrg. 1899 S. 236 der „Heimat" erschienenen Arbeit: Volkshumor in Frage und Antwort von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen, betrachtet werden. Sie stammen größtenteils aus dem Fürstentum Lübeck.

Wann wär dat? a. Achteinhunnert-Kruk, as de Buddel noch keen Mod wär. b. Achteinhunnert-Kruk, as man mit Kartöffeln üm de Eck schöt. c. Achteinhundert-Kruk, as de Brannwien in de Tüt halt wör. d. Achteinhunnert-Wittkohl,

as de Grönkohl nich wassen woll. e. Achteinhunnert-Wittkohl, as Steenbock vör Tönning leg. (Husumer Gegend.)

Wat is de Klock? a. De Klock is dreevirtel up'n Paar Linnbüx. b. De Klock is virtel up'n Dorn, wenn s' sleit, sleit s' di an de Ohrn. c. De Klock is rund, wenn s' sleit, sleit s' di an'n Mund. d. 'n Taschvoll. e. 'n rund Instrument. f. Fief Minuten vör virtel vör vör. g. Fief Minuten vör virtel vör halwi. h. Fief Minuten öwer halwi vörbi. i. De Klock is fief, itt dien Brot man up. k. De Klock is ach, kriegst wat mit'n Schach. l. Wat se gistern üm diss' Tied wär.

Wo is dat? a. In Hohenwiechel, wo de Sliepsteen in't Ulnlock dreiht ward. b. Up günt Siet günnert, wo de Welt mit Brx tonagelt is. c. To Buxtehud, wo de Hund mit'n Steert bellt.

Wo wullt du hen? Wo de Hund mit'n Steert henwies.

Wat schall dat warn? Handgriff an'n Mehlsack.

Schall ik mit? a. Du schast mit, wenn't losgeiht. b. Du schast mit na'n Swienwaschen un de Seep un de Böst dregen.

Is dat wahr? a. Dat is so gewiß, as ik hier stah. b. Dat is so gewiß, as tweemal twee vier is. c. Dat is so gewiß, as Gott in'n Himmel is.

Wat? Watt'n nich, Bomwoll.

So? Sod'n nich, Grasbülten.

Dat gelt nich! Geld gelt all.

Ik glöv. Löw'n hebbt keen Gott.

Wat seggst to dit Ei? Hett de Katt leggt.

Willst all to Bett? Ja, ik will na Fellersdörp na'n Holtsagen.

Dat is to vel (beim Essen). Vel föhrt man up'n Wag'n.

Zum Leckermaul: a. Magst ok Klib'n (Kletten) un Scharrkatt'n (Roßkäfer)? b. Magst ok Torfsoden in Boddermelk? c. Leckertähn, magst ok grön Seep?

Wat kiekst mi an? Wat lachst mi to? Meenst, dat ik di heirad'n do?

Wannehr kam ik to Hus! Dat is nich wieder hen as her.

Wie is dat kolt! Ja, dat is schruterig, wenn de Minsch man een Hemd an hett un barfod in de Strümp, denn treckt een de Gresen ümmer so öwer de hölten Slarpen.

Mudder, he deit mi wat! Lat em man, he schall hüt Abend barfod to Bedd — he schall ok nich mit, wenn't losgeiht.

Aller Anfang is swer — bloß nich bi't Steensammeln.

Geiht all's in de Welt — bloß keen hölten Backabn.

Vörsicht is bi allen Dingen god — bloß nich bi achter utsned'n Stewéln.

Dat kann 'n Besten passern — dat he von 'n Stöl flügt.

He het 'n anschlägschen Kopp — wenn he lank de Trepp dal fallt.

He het 'n deepe Insicht — wenn he in 'n Sod kiekt.

Wat Mod is, kleed god — un wenn de Hemdslipp'n ut de Büx kiekt.

He riskiert sien Leben as 'n Stint — a. he kiekt bi Dag in't Finster, b. is bet an de Hack in't Water un is doch bang, dat he versüppt.

Dat geiht üm — so, as in Olslo (Oldesloe) dat Backen. De keen Mehl hett, den geiht vörbi, un de keen Backtrog het, sürt in de Eck.

Kannst di nich helpen, Jehann? — sünst spring in'n Sod.

Wat 'n Mulap! — Na, wenn du affgüngst, du wörst ok noch keen smuck'n Dod'n affgeb'n.

Komm ik noch nich an? (beim Spielen). Erst komm ik un denn komm ik nochmal un denn kommt 'n ganz Rech Schuvkarn un denn kommst du noch lang nich.

Find wi uns ok wöller? Wi sünd ja all an Brot gewöhnt.

En smucken Kirl von Snut un Poten? Gun Dag, Ap.

Willst du dat nich? Ach wat, gah hen un stek den Kater Hei up de Röp — gah hen un stak Boddermelk to Bön.

Kannst 'n Deener lohn'n? — Ja. — Denn giff 'n Groschen ut un do 't sülbn.

Is di dat Brot to groff? — Ne. — Warum kaust dat denn?

Kannst dien Bref ok lesen? — Ja. — Wie het he denn? — A B biet af, biet nich so 'n grot Stück af.

Wenn einer ein Loch im Strumpf hat: Wat is dat hier hell! — De Man de schient. (In Hackendörp is Woll stahln. De Burvagt kiekt ut.)

Lat na! — He is nich länger.

Frögst dar wat na? — Keen Happ'n.

Kannst drapen? — Schast Draplock heten.

Hest em flegen sehn? — a. He hett sik sett. b. He harr 'n Band an 'n Been.

Ik kann nich ankam! — Dat sä de Düwel ok, as he sien Großmudder bewen'n schull.

O, wat hest du dan? — Du hest de Katt de Melk utslappt, de Kater will di klei'n.

Wat hest du dar in? — Boddermelksgrütt; nu schast ok mal Sprung rid'n. (Entstehung: Ein Herr reitet spazieren und trifft einen Jungen, der seinem Vater Essen hinträgt. Er fragt: Jung, wat hest dar in? usw.)

Bauer: Jung, seh mal na't För (Fuder, ob es schief geladen ist). Junge: a. Dat is vör achter as höger. b. Et is vör achter as höger, as länger as breder in de Men. (Husum.)

Junge (morgens): Wat scha'k don? — Bauer: Gah to Bön un fang Müs. — Bauer (mittags): Na, wovel hest kregn? — Junge: Wenn ik een mihr kregn harr as de, wo ik up lurn de, denn harr 'k twee hatt. (Husum.)

Na? — Narrn sind ok Minsch'n.

Godn Dag! — Wat hest di dach?

Dat anner Kind is nu ok ja dot. — Wat von een? — Dat mit de hölten Hack'n un lellern Teen.

Wo is Vadder? — He sitt achter de Tralln (im Gefängnis).

Wat sühst du sur ut? — So seh ik von Natur ut.

Könnt ji 'n Mund ok noch finn'n? (Beim Essen.) — Ja, dat is ja 'n bekann'n Weg.

Kannst swigen? — Morg'n kriegst 'n Ständchen.

Ik meen — a. Denken un Meen'n drüg. b. Ik meen, dat de Hund Voß wär, un as ik tokiek, wär't 'n grot För Hei.

Wenn — a. Wenn de Bur wend, plögt he nich. b. Wenn mien Großmudder Röd harr, wär se 'n Omnibus.

Wat is dat 'n Wind — un darbi weiht dat.

A Mann 'n Vagel — un den Snider 'n Bokfink.

He is so klok as 'n Imm — kann bloß keen Honnig maken.

Wann is dat? — Öwermorgen üm diss' Tied.

Ik kann nich sehn. — Denn sett 'n Brill up.

Wat reg'nt dat! — Water.

Dat bring nicks, öwer dat sammelt doch, sä de Jung, dar kreg he in de Kök een Ohrfieg un up de Del wöller een.

All as he fallt, sä de Jung, as de Fru mit 'n Näsdröpel em frög, ob he 'n Pannkokn hemm woll.

Helpt holn, sä de Jung, do harr he 'n Mus in'n Tögel.

Up wat hört wat, sä de Jung un strei up Sirup Zucker.

Dat lat ik gahn, sä de Jung, dar schull he 'n jöhrig Kalv drägen.

Wat is de Welt so grot, sä de Jung, as he in 'n anner Dörp köm.

Wat dar węsen mutt, mutt dar węsen, sä de Jung, dar güng he to Mark un köff sik 'n Multrommel.

Dat ward 'n Öwertog, sä de Jung, dar tröck he den Hasen dat Fell öwer de Ohr'n.

Dat geiht nich anners, sä de Jung, un fidel up 'n Stock.

Irren is minschlich, sä Hans, dar kau he up 'n Plograd un meen, he harr 'n Zuckerkringel.

All de Schann ward todeckt, sä Kasper, dar stülp he de Schöttel mit Swartsur üm.

Dar fallt wat, sä de Bur, da stör he sien Fru ut 't Bett.

Spaß mutt sien, sä de Bur, dar kettel he sien Fru mit de Mistfork.

Se kamt, seggt Distelmeier, de Hunn de blafft.

Nicks geiht öwer de Rennlichkeit, sä de ol Fru; Diern, hal 'n Bessen un feg 'n Disch af.

Dat ward hüt 'n hitten Dag warrn, sä dat ol Wiev, as s' verbreunt wardn schull.

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sä de Düwel, un sett sik in 'n Immswarm.

De 't lang het, lött lang häng'n, sä de Düwel, un bünn sik 'n Latt an 'n Steert.

Dat Krut kenn ik, sä de Düwel, un sett sik in de Netteln.

Vęl Geschrei un wenig Woll', sä de Düwel, da scher he 'n Swien.

Wenn s' man erst gewennt is, sä de Bäcker, as he mit de Katt den Abn utwisch.

All's mit Maten, sä de Snider, dar slog he sien Fru mit de isern Ęl.

Wat de Gewohnheit nicht deit, sä de Snider, dar harr he 'n Stück von sien egen Tüch stahln.

Dat treckt sik all na 'n Liev, sä de Snider, dar sett he a. de Tasch in 't Ärmellock, b. 't Ärmellock mitt'n up 'n Rüch.

Gerade auf wie ich! sä jener pucklige Snider.

O weh, uns' arme Dörtein, sä de Pötter, dar föll he mit 'n Dutz Pött von 'n Bön.

Dat hölt ewig, sä de Murmann, as em de Backabn up 'n Kopp füll.

Wagst du dien Leben, wag ik mien fief Dahler, sä de Schipper, as sien Swien öwer Bord woll.

Nu pul de Angel ut, sä Jehann Frahm, dunn lev he noch.

Aller Anfang is sweer, sä de Dev, dar stöhl he toerst 'n Ambolt.

Nimm dien Föt in acht oder ik pedd di, sä de Hahn to'n Hingst.

Man nich so ängstlich, sä de Hahn to'n Regenworm, dar fret he em up.

Kopparbeit strengt an, sä de Oss, dar tröck he tom erstenmal 'n Plog.

Wenn't kömmt, kömm't mit Hupen, sä de Snider, dar kreg he toirst 'n Nachmütz to nei'n.

Wat de Welt doch up un dal geiht, sä de Düwel, dar set he up 'n Pump'nswengel.

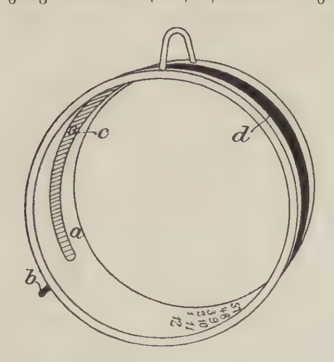
Wat up Rum woll vör Węder is, sä de Voß, un set achter 'n Grashalm.



Mitteilungen.

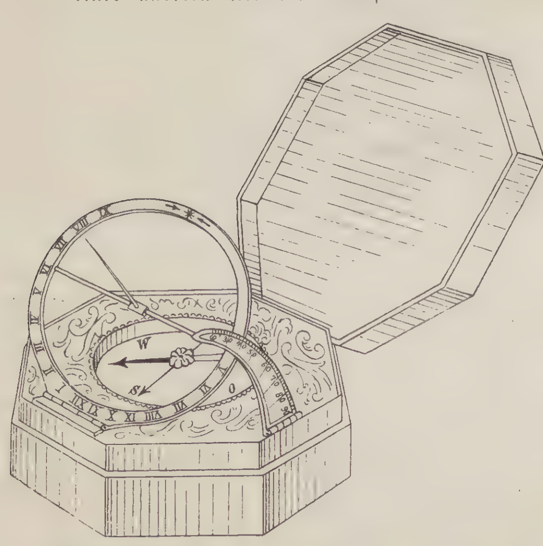
1. **Sonnenring.** Unser verstorbenes Ehrenmitglied Geheimrat Prof. Dr. G. Karsten in Kiel hatte im Märzheft der „Heimat" (1893) Veranlassung genommen, die Mitglieder aufzufordern, sich nach Sonnenringen umzusehen, also nach jenen transportablen Sonnenuhren einfachster Konstruktion, die früher namentlich auf dem Lande weit verbreitet gewesen

sein müssen. Wider alles Erwarten sind ihm damals mehrere Sonnenringe und zahlreiche Mitteilungen zugegangen, ein Beweis dafür, daß die Sonnenringe nicht nur weit verbreitet, sondern in unserer Provinz auch noch lange in Gebrauch gewesen sind. (Vgl. Juniheft 1893 der „Heimat.") Ob dieselben auch heute noch, wenn auch vielleicht nur als Spielzeug bekannt sind, ist kaum anzunehmen. Um so mehr dürfte es unsere Leser interessieren, sich die Einrichtung eines Sonnenringes an der Hand einer Skizze, zu der das Original im Thaulow-Museum aufbewahrt wird, klar zu machen. Der Sonnenring besteht aus einem 16 mm breiten Metallstreifen, der zu einem kreisrunden Ringe zusammengeschlossen ist. An denselben ist, allerdings nicht in einem willkürlich gewählten Punkte, eine zur Aufhängung bestimmte Öse gelötet. Der dem Aufhängepunkte anliegende Quadrant des Ringes ist mit einem Schlitz (a) versehen, über welchen ein dem Hauptringe sich anschließender schmälerer Ring d mittels eines Zäpfchens b hinweg gedreht werden kann. Der schmälere Ring führt eine kleine Durchbohrung, welche bei der Benutzung des Sonnenringes auf das Datum des Beobachtungstages, das auf dem äußeren Umfange des größeren Ringes eingeschlagen ist, eingestellt wird. Freilich beschränkt sich die Einstellung nur auf den Monat des Beobachtungstages. Die Handhabung des Sonnenringes gestaltete sich also: Man faßte den Ring an einer kleinen Schnur oder Kette, welche an der Öse befestigt war, und ließ die Uhr wie ein Lot frei herabhängen, jedoch so, daß der Schlitz der Sonne zugekehrt war. Die Sonnenstrahlen, die durch das Loch geschickt wurden, malten auf der gegenüberliegenden Innenfläche des Ringes einen hellen Fleck, mit dessen Hülfe man alsdann auf nebenstehender Zahlenreihe die Stunde ablesen konnte. Diese Sonnenuhren konnten natürlich nur richtige Zeitangaben machen, wenn der Aufhängepunkt der Polhöhe des Ortes entsprechend angebracht war. Nach den Untersuchungen des Geheimrats Professor Dr. G. Karsten waren die in unserm Lande in Gebrauch genommenen Sonnenringe für eine Polhöhe von ungefähr 53° eingestellt.



4	8
5	7
6	6
7	5
8	4
9	3
10	2
11	1
12	

Bei dieser Gelegenheit will ich nicht versäumen, die Leser der „Heimat" mit einer anderen Art der transportablen Sonnenuhren, wie solche in vornehmen Kreisen in Gebrauch gewesen sein mögen, bekannt zu machen. Die Zeichnung habe ich nach einer Sonnenuhr entworfen, die ebenfalls im Thaulow-Museum zu Kiel aufbewahrt wird und mir seinerzeit von Herrn Direktor Dr. G. Brandt zur Verfügung gestellt worden ist. Wenn diese Taschen-Sonnenuhr nachweislich hier zu Lande Verwendung gefunden hat, so soll damit nicht gesagt sein, daß dieselbe auch hier angefertigt worden ist. Wie aus der „Gebrauchsanweisung" hervorgeht, entstammt dieselbe der Werkstatt des „Compaß-Machers Andreas Vogler in Augsburg." Kompaß heißt wörtlich übersetzt: „Mitgänger"; der Name bezieht sich auf das Ganze und will den Gegensatz dieser transportablen zu den an Kirchen, Häusern oder in Gärten festliegenden Sonnenuhren bezeichnen. Im Laufe der Zeit ist die Bezeichnung Kompaß auf einen Teil der Taschen-Sonnenuhr, nämlich auf die Magnetnadel in Verbindung mit der Windrose, übertragen worden. Auf der Windrose ist die Deklination durch einen Pfeil angedeutet, so daß man den an der mit Ornament-Gravierungen reich gezierten Platte be-



Eine Taschen-Sonnenuhr aus der Werkstatt des Kompaßmachers Andreas Vogler in Augsburg (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts). (Original im Thaulow-Museum zu Kiel.)

festigten Stundenring genau wie erforderlich einstellen konnte. Letzterer wird durch den Federdruck des Quadranten in jeder gewünschten Lage erhalten. Die Einteilung des Quadranten in 90° ermöglicht die Einstellung des Stundenringes auf jede beliebige Polhöhe. Der Stundenring selbst bildet gewissermaßen die Peripherie eines Zifferblattes; die Stunden der Nacht (9—3) sind selbstverständlich fortgelassen. Der Fabrikant giebt folgende Gebrauchsanweisung: „Erstlich, hebet man den Stunden-Ring in die Höhe, schließt solchen vermittelst des Einschnitts an denselben, mit dem Quadranten aneinander, richtet sodann den Ring auf den beliebigen Grad der Polus-Höhe nach dem Quadranten, also zum Exempel vor Augsburg 48, vor Regenspurg 49, vor Prag den 50. Grad, und so ferner; sodann drehet man den Compaß in der Sonnen-Schein so lang, bis Pfeil auf Pfeil stehet, oder die bewegliche Magnet-Nadel just auf den gestochenen Pfeil weiset, welcher unten auf der gestochenen Magnet-Blatte befindlich, so wird der Zeiger in dem Ring, welcher vom 23. März an bis zum 22. September aufrecht von dar an, oder im Winter unter sich gerichtet seyn, die rechte Zeit und Stunde anzeigen." Für die in der Gebrauchsanweisung genannten Orte ist die Polhöhe auf der Rückseite des Kompasses eingraviert; im übrigen enthält das dem Kompaß mitgegebene Verzeichnis der „Elevatio Poli" die Namen von 160 der größten Städte Europas und Asiens. — Zum Schlusse möchte ich die Leser bitten, mir mitzuteilen, ob heute noch in unserer Provinz Sonnenringe thatsächlich in Gebrauch sind. Für ergänzende Mitteilungen der von Prof. Dr. Karsten bereits erstatteten wäre ich gleichfalls dankbar.

Die Klischees zu beiden Abbildungen verdankt die „Heimat" der Liebenswürdigkeit des Herrn Mückenberger in Berlin, in dessen Verlag die vorzüglich redigierte, ohne Zweifel bedeutsamste illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft, „Prometheus," erscheint. Vgl. daselbst meinen Aufsatz „Taschen-Sonnenuhren" in Nr. 662 (1902), S. 596—599.

Kiel. Barfod.

2. **Anfrage.** Kann ein Kampfgenosse, der 1850 dem 11. schleswig-holsteinischen Infanteriebataillon angehört hat, über dessen Beteiligung an der Schlacht bei Idstedt mir in Bezug auf folgende Punkte, wo die militärische Litteratur, soweit ich sie habe zu Rate ziehen können, mich im Stiche läßt, einige Aufklärung geben? Das genannte, der dritten (v. d. Horstschen) Brigade angehörende Bataillon stand, als 6 Uhr morgens der Angriff auf Oberstolk begann, in Reserve; etwas später wurde, da dänische Truppen östlich vom Grüder Gehölz gesehen worden waren, die 2. Abteilung (3. und 4. Kompagnie) an den Langsee zurückgeschickt, um die dortige Laufbrücke zu decken. Bekanntlich dirigierte dann (7¼ Uhr) der Souschef Willisens, Major Wyneken, auch die 1. Abteilung an den Langsee zurück, und das Bataillon nahm später die von Ober- und Niederstolk sich zurückziehende Hauptstärke der 3. Brigade auf und deckte, zuletzt nur mit einem kleinen Teile, den Übergang über die Laufbrücke. Endlich wurde auch dieser letzte Rest über die Brücke zurückgeworfen. Soweit ist alles klar. Nun hat aber das Bataillon trotz seiner geringen aktiven Beteiligung am Kampfe doch nach der offiziellen Verlustliste 2 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 46 Gemeine eingebüßt, unter welchen 2 Unteroffiziere und 18 Gemeine unverwundet, 1 Offizier (Premierleutnant v. Wobeser von der 4. Kompagnie), 1 Unteroffizier und 7 Mann verwundet in Gefangenschaft geraten sind, während von dem Rest 8 Mann den Gefallenen, 1 Offizier (Sek.-Leutnant Kellner), 1 Unteroffizier und 13 Gemeine den Verwundeten angehörten. Wie sich diese Verluste auf die einzelnen Abteilungen und innerhalb derselben auf die Kompagnien verteilen, läßt sich aus der gedachten Liste nicht ersehen. Doch können wir aus dem Nieseschen Verzeichnis der Toten und Invaliden schließen, daß die 1. Kompagnie am meisten gelitten haben wird, da von 17 Toten und Invaliden auf sie allein 8 entfallen (auf die 2. keine, auf die 3. 4 und auf die 4. 3). — Nach diesen Auseinandersetzungen erlaube ich mir nun folgende Fragen zu stellen: 1. Wo hat das Bataillon, wo haben die einzelnen Kompagnien desselben, namentlich die erste, den Verlust an Toten und Invaliden erlitten? Als sie in Reserve bei Oberstolk standen (vielleicht durch das feindliche Artilleriefeuer?) oder später an der Brücke des Langsees? 2. Wo sind die Gefangenen, namentlich die unverwundeten, in die Hände der Dänen gefallen? 3. Welcher Kompagnie gehörte der verwundete, aber nicht gefangene Sek.-Leutnant Kellner an? Denjenigen Kampfgenossen, welche sich der Mühe unterziehen wollen, vorstehende Fragen zu beantworten, würde zu lebhaftem Danke sich verpflichtet fühlen

Flensburg, Friesische Straße 68 II. H. Hansen, Gymn.-Prof. a. D.

3. **Der Spuk von Gassebro.** Die Landstraße von Ladelund nach Medelby (zwischen Tondern und Flensburg) führt kurz vor dem Dörfchen Strichsand über eine unscheinbare Brücke, im Volksmunde allgemein unter dem Namen Gassebro (Gänserichbrücke) bekannt. Hier soll es nicht ganz richtig sein. Man sah nächtlicher Weile in der Gegend menschliche Gestalten ohne Kopf umherirren. Die jetzigen Bewohner von Gassehoi (hoi = höhe), einem

auf einer nahen Anhöhe gelegenen Häuschen, haben zwar nichts gesehen, geben aber auch zu, keine Sonntagskinder zu sein. Möglich auch, daß die luftigen Nachtschwärmer von dem strahlenden Lichte des neuen Jahrhunderts verscheucht worden sind. Dem Spuk soll folgende Geschichte zu Grunde liegen. In dem genannten Orte Strichsand lebte einst der Gastwirt Peter Andersen. Die Wirtschaft hatte eine günstige Lage an der Heerstraße nach Flensburg und in der Nähe keine Konkurrenz. Dazu war Peter ein vorzüglicher Wirt, der seine Gäste vortrefflich zu bewirten und interessant zu unterhalten wußte. Er war ein welterfahrener Mann und kannte die Gegend wie seine Westentasche, und so war keiner wie er geeignet, den Gästen Auskunft und Ratschläge zu erteilen. Er wußte über alles fesselnd zu reden und doch sich der Eigenart eines jeden Gastes anzuschmiegen; dabei hatte er für jedes Scherzwort eine schlagfertige Antwort bereit. Was Wunder, daß die Reisenden gerne bei ihm einkehrten und sich, wo möglich, so einrichteten, daß sie bei ihm übernachten konnten. Der Wirt stand sich wohl dabei; „er hätte sich sollen genügen." Aber der Vielgewandte nahm nun die üble Gewohnheit an, nachts die Kassen seiner arglos schlafenden Gäste zu revidieren und nachträglich einen Obolus zu erheben, vermutlich für Dienstleistungen, die er in seiner Rechnung nicht unterzubringen wußte. Beschwerte sich am Morgen ein Gast über die galoppierende Schwindsucht seines Portemonnaies, dann versicherte der unschuldige Wirt mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch zuließ, daß in seinem Hause, in dem nur ehrliche Leute wohnten, noch niemals etwas abhanden gekommen sei. Der verehrte Gast mußte sich in seiner Kasse geirrt haben. Diesem blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und sich schweigend zu entfernen. Es gab damals noch keine vorlauten Zeitungen, die gleich alles im Lande ausplauderten, und so konnte der aalglatte Peter noch lange mit gutem Erfolge sein „Geschäft" weiter treiben. Sein Sohn und Nachfolger Niels übertraf ihn noch in allen genannten Eigenschaften; er verstand noch besser die Gäste zu bewirten, zu unterhalten und — auszuplündern. Aber allmählich sickerte im Reisepublikum die Kunde durch, wie gut die Gäste selbst, aber wie schlecht deren Börsen im Gasthof von Strichsand aufgehoben waren. So mußte Niels, die Perle aller Wirte, erleben, daß sein einst so beliebtes Lokal immer mehr gemieden wurde. Er erkannte, daß sein Posten ein verlorener war, verkaufte sein Gewese und zog ferne über Land. Aber kaum hatte man angefangen, sich über sein Verschwinden zu freuen, als allerlei Gerüchte von verwegenen Raubanfällen und raffinierten Einbrüchen die Gegend durchschwirrten. Bald wurde offenbar, daß der abgedankte Gastwirt den Kaufpreis, statt sich damit eine neue Existenz zu gründen, in kurzer Zeit in der Fremde durchgebracht hatte. Da war Not am Mann. Die Lust zu ehrlicher Arbeit hatte er gänzlich eingebüßt, auch das Betteln sagte seinem Naturell nicht zu. Alles drängte ihn auf die Verbrecherlaufbahn hin. Er glaubte, seine Talente nicht besser verwerten zu können, als indem er im großen fortsetzte, was er zu Hause im kleinen angefangen hatte. Es sammelten sich gleichgesinnte Seelen um ihn, die seine Überlegenheit anerkannten und willig seinen Weisungen folgten. So sah er sich bald „an der Fronte eines Heeres, das in der heiligen Stille der Wälder residierte und dem müden Wanderer die Bürde um die Hälfte erleichterte." Er verlegte den Schauplatz seiner Wirksamkeit nach seiner Heimat, weniger aus Heimweh, als weil ihm die Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen bei seinen Unternehmungen zu statten kommen mußte. Überall im Lande hatte er seine Helfershelfer, die einen so vorzüglichen Aufklärungsdienst verrichteten, daß der neue Rinaldini stets rechtzeitig unterrichtet wurde, wenn ein guter Fang zu machen war. Hatte ein Bauer Vieh oder Korn verkauft, so daß reichlich Geld bei ihm zu erwarten war, oder war ein Kaufmann oder Viehhändler mit der Geldkatze unterwegs, um Einkäufe zu machen, so war er niemals sicher, daß nicht der „Herr der Straßen und der Wälder" sich mit einem kühnen Handstreich seinen Löwenanteil sicherte. Die Bande suchte zwar Blutvergießen möglichst zu vermeiden, schreckte aber, wenn der Zweck nicht anders erreicht werden konnte, auch vor Mord und Totschlag nicht zurück. Die mit so viel Umsicht und Skrupellosigkeit geleiteten Operationen brachten reiche Beute. Diese wurde im Hauptquartier, einer unterirdischen Wohnung in den einsamen Höhen bei Gassebro, untergebracht. Nach Art der Raubtiere hüteten sich die Banditen, in der Nähe ihrer Höhle zu rauben. Trotz dieser Vorsicht sahen sie eines Morgens ihr Raubnest von Militär umstellt. Sie kämpften mit dem Mute der Verzweiflung um ihr Leben, wurden aber vom Arm der Gerechtigkeit ereilt. Der Hauptmann fiel mit den meisten seiner Spießgesellen, die übrigen wurden gefangen und mit dem Beil hingerichtet. Im Lande trat Ruhe ein, aber die Geister der Gerichteten, die sich scheuen mochten, die Reise ins Jenseits anzutreten, irrten kopflos umher in der Gegend ihres einstigen Schlupfwinkels bei Gassebro.

Hamburg. N. Mittgaard.

4. **Zur Geologie unserer Heimat.** Auf dem Besitze meines Vaters, der Ziegelei zu Holzbunge, wurden vor einiger Zeit in der Sandgrube Bernsteinstücke von der Größe einer

Haselnuß und darüber gefunden. Die Stücke waren außen gelbbraun, innen tief dunkelbraun. Nach Entfernung der Außenkruste war der Kern bei einigen Stücken durchsichtig, bei anderen jedoch grünlichgelb und undurchsichtig.[1]) Desgleichen fanden sich kompakte Stücke einer anderen Masse von bräunlicher bis tiefschwarzer Färbung in der Größe einer Hasel- bis Walnuß. Der Bruch der Stücke ist muschelig, beim stärkeren Zusammenpressen mit der Hand wird die Masse weich, angezündet verbreitet sie einen brenzligen Geruch. Ich bin geneigt, letztere Stücke für Braunkohlenfragmente zu halten. Sie sind häufiger als die Bernsteinstücke und liegen in einer Schicht weißen, losen Sandes in einer Tiefe von 12—15 cm. Die Bernsteinstücke finden sich in einer Schicht festen, etwas dunkleren bis grünblauen Sandes, die unter vorgenannter Schicht liegt. In den oberen Schichten der Grube, die aus festem, gelblichem Sande bestehen und von zahlreichen Adern teils lehmiger, teils mergeliger Zusammensetzung durchzogen werden, findet sich keine Spur obengenannter Verbindungen. In der Schicht, in welcher die Braunkohlenfragmente auftreten, fand ich Laubblätter von haselnuß- oder espenblattartiger Struktur. Dieselben waren dunkelbraun gefärbt und rollten sich, sowie sie kurze Zeit der Luft ausgesetzt waren, zusammen. Beim Anfassen zerfielen sie größtenteils, so daß es mir nicht gelang, ein unversehrtes Blatt zu erhalten. In einer Schicht grünlichen Mergels (Tiefe 7—8 m) fanden sich Schneckengehäuse und Muschelschalen, welche leider durch die achtlose Behandlung von seiten des Arbeiters verloren gegangen sind, so daß es mir nur gelang, wenige Fragmente wiederzufinden. Desgleichen fand ich in derselben Schicht bei näherer Untersuchung Teile von versteinertem Holz. — Ein Vorkommnis von mir bis jetzt unbekannter Entstehung ist das Auftreten einer sich allenthalben in den Lehmgruben findenden Felsplatte von sandsteinartiger Zusammensetzung. Dieselbe bedeckt den in einer Tiefe von ungefähr 18—20 m auftretenden weißen Sand. Letzterer ist teils von grandartiger, teils von sehr feiner Beschaffenheit und mit sehr vielen Feuersteinen und vereinzelten Versteinerungen (unter ihnen befand sich ein versteinerter Fisch, der aber auch durch achtlose Beiseitewerfung zerstört ist) gemengt. Die Felsplatte ist gewöhnlich 2 cm dick, an einigen Stellen jedoch nur 1 cm, an anderen dagegen wieder 5—7 cm. Oberhalb der Platte findet sich der bis zu 20 m an Mächtigkeit auftretende blaue Lehm bezw. Mergel.

Ihlefeld in Thüringen. Fritz Petersen.

5. **Der Schwerttanz der alten Ditmarscher.** Unter den verschiedenen Tänzen der alten Ditmarscher hat der Schwerttanz eine gewisse Berühmtheit erlangt. Er wurde besonders nach der ruhmreichen Schlacht bei Hemmingstedt 1500 gepflegt, hat sich aber bis gegen Mitte des 18. Jahrhunderts noch erhalten. Ein ditmarsischer Chronist, der dem Schwerttanz im Jahre 1747 beigewohnt, schildert ihn so: Die Tänzer tragen weiße Hemden, mit verschiedenen bunten Bändern allenthalben geziert und bewunden. An jedem Bein hängt eine Schelle, die nach den Bewegungen der Beine einen Schall von sich giebt. Die Vortänzer und der, so in der Mitten, tragen einen Hut, die übrigen tanzen mit entblößtem Haupte, weil sie auf die beiden ein beständig Augenmerk haben und nach ihren Bewegungen sich in allem richten müssen. Zu Anfang hält der Vortänzer oder König, wie sie ihn nennen, eine kleine Rede an die anwesenden Zuschauer, worin die Trefflichkeit und das Alter ihrer Tänze gerühmt und die Zuschauer gewarnt werden, sich vor den bloßen Schwertern in acht zu nehmen. Hierauf nimmt nun der Tanz bei Rührung der Trommel seinen Anfang mit solcher Geschwindigkeit, Akkuratesse und Munterkeit, daß es zu bewundern ist. Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweise durcheinander, bald springen sie mit vieler Behendigkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in eine künstliche Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um eine solche Rose im Kreise und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine Rose über dem Kopfe steht. Zuletzt wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten kann, sondern daß sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, der sodann abermals eine kleine Rede hält, worin er dafür dankt, daß man ihrer Lustigkeit beigewohnt und überdies den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen. Wenn sie nun ihren König wieder herunter auf die Erde gesetzt, so wird dieses Schauspiel durch einen abermaligen Schlußtanz geendigt und beschlossen.

Windbergen. J. Schwarz.

---

[1]) Wie mir Herr Barfod mitteilt, hat er im vorigen Herbst ein faustgroßes Stück Bernstein von ähnlicher Beschaffenheit erworben, das in einer Sandgrube bei Hohenhude (Kreis Rendsburg) gefunden worden ist, wegen der dicken Oxydationsrinde vom Drechsler jedoch nicht verwertet werden konnte. E.

Bücherschau.

Selige Zeit. Alte und neue Kinderlieder. Gesammelt von Wilhelm Lobsien. Mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge. Verlag von Karl Schünemann in Bremen. Preis 3 M. — Die Auswahl darf als eine gut gelungene bezeichnet werden. Unsere besten Poeten sind mit zu Herzen sprechenden Gedichten vertreten, die geeignet sind, ein Kindesherz zu erfreuen, und dazu beitragen können, die Kindeszeit zu einer seligen Zeit zu gestalten. Der Wert der vortrefflichen Sammlung wird noch wesentlich erhöht durch die schönen Illustrationen, welche in sinniger Beziehung zu dem Texte stehen.

Ellerbek. Eckmann.



Aufruf zur Mitarbeit an einem schleswig-holsteinischen Wörterbuch.

Sprache und Sitte sind das festeste Band, das den Menschen an seine Heimat fesselt. Sie verbinden als kostbarstes Erbe die heute lebende Generation mit den vergangenen und künftigen Geschlechtern. — In dieser Erkenntnis hat man sich in allen Teilen unseres deutschen Vaterlandes gerüstet, das Sprachgut vergangener und gegenwärtiger Zeit sowie die Überbleibsel von Sitte und Brauch zu sammeln, um dadurch eine Dankesschuld gegen die Vorfahren abzutragen und eine Ehrenpflicht gegen die Nachkommen zu erfüllen. Bayern und die Schweiz sind mit großartig angelegten Werken vorangegangen; andere sind gefolgt. Vor allem haben die niederdeutschen Stämme, deren Eigenart durch die unaufhaltsam vordringende hochdeutsche Sprache überall schwer bedroht ist, Ursache sich zu regen. Schon haben sich die Braunschweiger, die Pommern und besonders rühmlich unsere Nachbarn, die Mecklenburger, zu thatkräftigem Handeln entschlossen. — Wo alles rüstet, darf unsere Heimat Schleswig-Holstein nicht müßig zur Seite stehen. Mächtig schreitet auch bei uns das hochdeutsche Element vor. Schon hat es in den Städten die Herrschaft gewonnen; schon drängt es auf dem flachen Lande hie und da die angestammte Sitte und Sprache zurück. Viel kostbares volkstümliches Gut ist schon unwiederbringlich verloren. Aber noch ist es möglich, das Bild schleswig-holsteinischer Eigenart festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern. Darum laßt uns Hand anlegen, ehe es zu spät ist! Es gilt zu retten, was noch zu retten ist! Das aber kann nicht anders geschehen als durch planmäßige Sammlung des ganzen von den Vorfahren überlieferten und noch heute lebendigen Sprachschatzes sowie der heimatlichen Volksbräuche in einem großen, nach wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeiteten, monumentalen Wörterbuch der niederdeutschen Sprache Schleswig-Holsteins, in dem die schriftliche Überlieferung von ihren ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag und die jetzt geltende Volkssprache und Volkssitte gleichmäßige Berücksichtigung finden. — An diesem vaterländischen Werke kann jeder mitarbeiten, der, von Liebe zu seiner angestammten Heimat beseelt und ihrer Mundart mächtig, seine Mußestunden in ihren Dienst zu stellen gewillt ist. Es gilt außer dem Sprachschatz der plattdeutschen Mundart namentlich Sitte und Brauch, Sprichwort und Volkslied, Rätsel und Spiel, Sage und Märchen, Glauben und Aberglauben, Scherz und Ernst an der Quelle zu beobachten und alle Erscheinungen des Volkslebens in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Alle Stände in Stadt und Land sind zur Mitarbeit willkommen. Etwa schon gesammeltes Material bitten wir uns zur Verfügung zu stellen. Jeder, der bereit ist, mit Hand anzulegen, wird gebeten, sich unter genauer Angabe seines Wohnortes an den unterzeichneten Dr. Mensing (Kiel, Exerzierplatz 17) zu wenden, der die wissenschaftliche Ausarbeitung des schleswig-holsteinischen Wörterbuches übernommen hat. Anweisungen für die Sammelthätigkeit werden den Mitarbeitern baldigst zugehen.

Kiel, im November 1902.

Der Ausschuß zur Herstellung eines schleswig-holsteinischen Wörterbuchs.

Prof. Dr. F. Kauffmann, Vorsitzender. Dr. O. Mensing, Schriftführer. Prof. Dr. H. Gering. Prof. Dr. F. Holthausen. Dr. C. Nörrenberg. Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon (Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte). Rektor H. Lund (Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein). Prof. Dr. H. v. Schubert (Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte). Realschullehrer F. Wischer (Provinzialverband plattdeutscher Vereine).

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.





Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

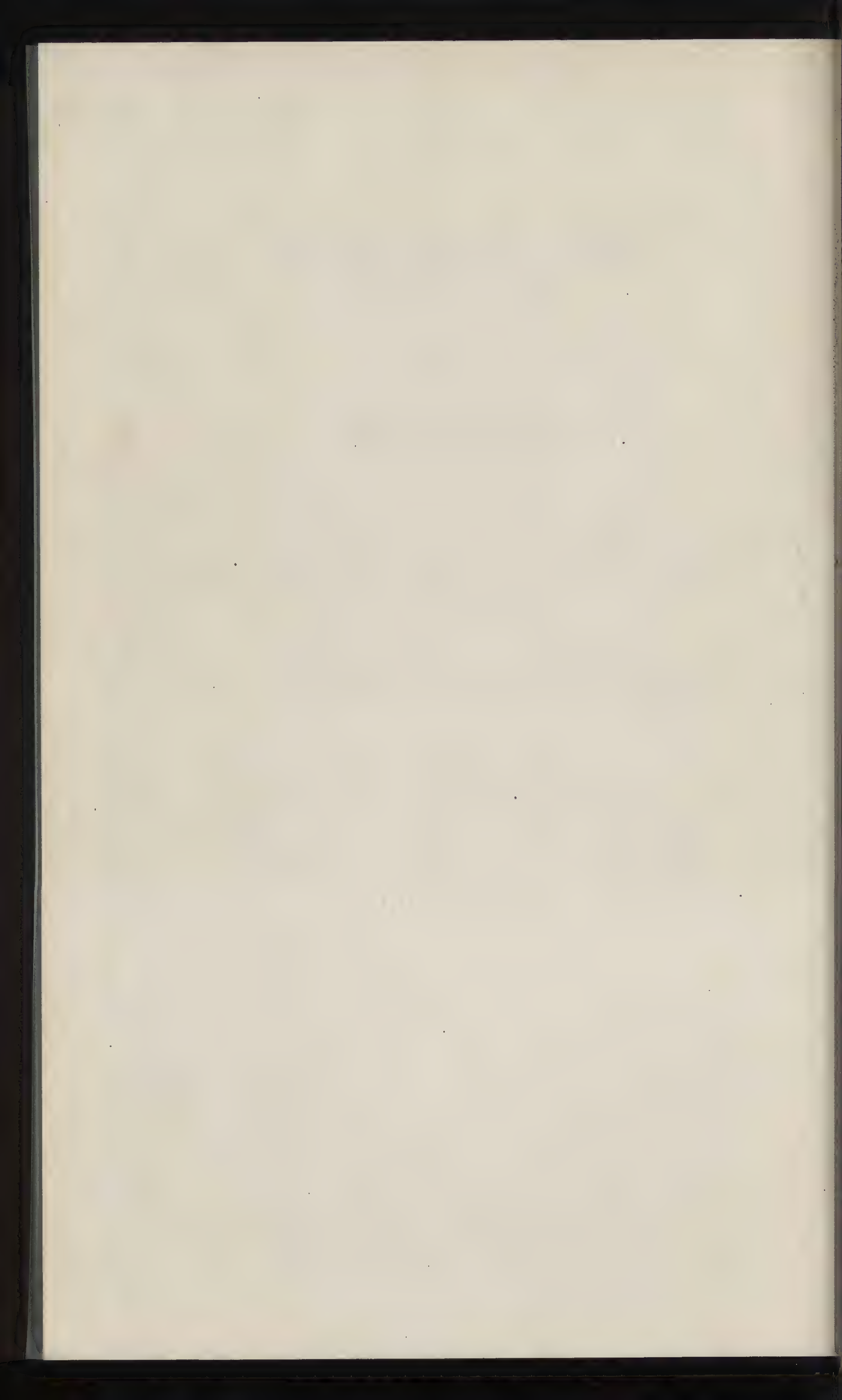
und dem

Fürstentum Lübeck.

XIII. Jahrgang.



Kiel, 1903.
Druck von A. F. Jensen.



Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel siud illustriert.

Biographien.

Eckmann, J., Zur Erinnerung an Ludwig Meyn 243.
*Peters, M. W. Fack. Zum 80. Geburtstag unseres Ehrenmitgliedes 241.
*Schnittger, D., Ein Frühvollendeter 7.
*Suck, Joh., Der plattdeutsche Volksdichter Franz Bockel 73.

Gedichte.

Ahrens, J. F., Blot af un to en Sünn'strahl 26.
Jr, Idstedt XXIX. Hars 243.
J. P., Fröhjahrsluft X. Aprilweder 96.
Schleswig-Holstein 1846 — 226.
Schmeißer, F, Fridericia XXV.

Geschichte.

Ahrens, H., Zu dem Artikel „Blaunfeldt und Mau" XI.
Callsen, J. J., Heinrich Rantzau 120.
Eschels, P. B., Aus den Aufzeichnungen eines alten Sylters aus dem Jahre 1850 — 167.
Gloy, A., Der Schwedenkönig Karl X. Gustav in Schleswig-Holstein 13.
Hansen, H., Zu der Kindheitserinnerung von 1848 — 21.
—, Ein Erlebnis im Jahre 1848 — 118.
Hennings, P., Der Silberschatz der Augustenburger 135.
Jensen, Aus dem Tagebuche eines Inselfriesen von 1850 -- 287.
Kähler, Die Gräber zu Ottensen 60.
Lund, H., Der Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte 212.
Möller, J., Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst 9.
Osten, H. v., Die Schlacht bei Ütersen 76.
Petersen, R., Aus den letzten Tagen der Erhebung 208.
*Philippsen, H., Ein Schleswig-Holsteiner als schwedischer Feldmarschall 39.
Schneekloth, J., Die ersten Opfer des Krieges von 1848 — 48.
*Voß, M., Hermann Tast, der Reformator Husums 145. 171.
Voigt, Chr., Flensburg um das Jahr 1600 — 123. 245.

Kulturgeschichte.

Becker, W. H., Stiftung eines Kronleuchters in der Kirche zu Heiligenhafen 47.
Bernhardt, Ünnermähl XLV.
Bielenberg, K., Die Sprache der Tiere im Volks- und Dichtermund 102.
Brederek, P., Vornamen aus dem Kirchspiel Breklum 17.
Breyholz, D., Aus Hohenwestedt vor 100 Jahren 277.
Callsen, J. J., Alte Inschriften X. 192. 240. — Das alte Angler Bauernhaus 56. — Früherer Waldreichtum im Lande 264.
Eschenburg, H., Der Husar und sein Kartenspiel 143.
* Hansen, Alte Ortsnamen der cimbrischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner 97.
Hedemann, P. v., Doppelnamen 48.
Heims, Heimatliches aus dem Lande der Angelländer 237.
Honnens, Wann ist das Dorf Seeth entstanden? 216.
Kinder, Titulaturen 269.
Körner, R., Ein merkwürdiger hamburgischer Rechtshandel aus dem 16. Jahrhundert 63.
Kummerfeld, J. Fr., Über die Ermordung des Postillons im Schnellmarker Holz bei Eckernförde 216.
Kunze, F., Der Klabautermann als Schiffsgeist 130.
Langfeldt, Joh., Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen 71. 183.
Löhmann, J. H., De Düwel as Rad XXX. Das Umsingen 136.
*Lorentzen, F., Die alte „Stadt Hamburg" in Eckernförde 18.
Möller, J., Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst 9.
*Mühlke, C., Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten 92.
Schnittger, C. Rud., Aus der Geschichte des mittelalterlichen Geldwesens 249.
Schwarz, J., Preise für Lebensmittel aus alter Zeit XXII.
*Schwindrazheim, O., Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein 121. 169.
Stüve, L., Das Türkenfahren 144. Kranzfahren 237.
Traulsen, H., Der Kappeler Karneval 112.
Voigt, Chr., Flensburg um das Jahr 1600 — 123. 245.

Kunstgeschichte.

*Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten 92.
*Brandt, Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums 265.
Kühn, G., Das Jubiläum des Thaulow-Museums 213.
*Mühlke, C., Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg 201.

Landeskunde.

Honnens, Wann ist das Dorf Seeth entstanden? 216.
Kinder, J., Die Dithmarscher Bucht 222.
Körner, R., Auf Kalö 257.
*Krause, P., Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein 271.
*Sager, W., Lauenburg an der Elbe 25. 49.
Sax, D., Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt 217.
*Schwindrazheim, O., Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein 121. 169.

Märchen.

*Jungclaus, R., Ostholsteinische Volksmärchen für die Jugend 229.
Petersen, Fr., Die Unterirdischen im Wiemelsberg 113.
Petersen, J., Der schwarze Topf 204.
Philippsen, H., Sagen und Sagenhaftes von Föhr 164. 275.
Wisser, W., Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: Das Märchen von der untergeschobenen Braut 43. — De kloot Burndochter 88. — De Preester mit den Wuß 137. — De Preester mit den Bo'fink 138. — De Preester mit den Boddermelksketel 139. — Wo bleibt denn der Sohn? 139. — Dat Blatt hol ik mi uk ne 140. — Hans un de Könisdochter 230.

Naturkunde.

Barfod, Auftreten der Glatt- oder Schlingnatter I. — *Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) im Fürstengarten zu Lauenburg a. E. 81. — Über das Vorkommen der Glattnatter (Coronella austriaca) in Schleswig-Holstein 119.
Becker, W. H., Eulennest im Taubenschlag 214.
Butenschön, J., Häufigkeit der Kreuzotter 264.
Callsen, J. J., Der Hülsen (Ilex aquifolium) XXX. — Alte Eisenschlacken 238 (vergl. XLV). — Der Totenkopf XLII.
*Eckmann, Baum auf Baum 238.
Hennings, P., Bemerkungen zu dem Vorkommen von Acherontia atropos L. (vergl. XLII).
*Hinkelmann, A., Über die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei im Kaiser Wilhelm-Kanal 153.
*Kalström, J., Selten vorkommende Vögel 239.
Kummerfeldt, J. Fr., Zur Molluskenfauna 263.
*Lorentzen, F., Tulpenbaum. Liriodendron tulipifera L. 214.
Ortmann, Vorkommen von Acherontia atropos L. XLII (vergl. 215).
*Philippsen, Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz 1. 3. 4.
Rienau, Aale und Regenwürmer 22.
Schnack, E., Vogelbeerbaum auf einem Weidenbaum 144. Vom Hülsen oder Christdorn XXV (vergl. XXX). Wucherblume XLVI.
Voß, M., Die Stranddistel (Eryngium maritimum) 120.
Voigt, Alte Eisenschlacken XLVII (vergl. 238).
Warncke, G., Beiträge zur Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins 180.

Plattdeutsch.

Dreier, Jul Hans 263.
Die Volksmärchen aus dem östlichen Holstein: 88. 137. 138. 139. 140.
Die Gedichte: 26. 96. 243. 263. X.
Löhmann, J. H., De Düwel as Rad XXX.
Meyer, G. F., Plattdeutsche Redensarten vom Trunke 70. — Tanzreime 114. — Liebes- und Heiratsreime 140. — Trinkreime 192. — Plattdeutsche Rätsel 234. — Plattdeutsche Redensarten vom Schlafen 261. — Bettelreime I. 283.
Prange, Jul., Plattdeutsche Rätsel 284.

Volkskunde.

Brederek, Vornamen aus dem Kirchspiel Breklum 17.
Callsen, J. J., Alte Inschriften X. 192. 240.
Damköhler, E., Besiedelung des Harzes durch Nordalbingier XXX.
Eschenburg, Der Husar und sein Kartenspiel 143.
*Hansen, Alte Ortsnamen der cimbrischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner 97.
Heims, Heimatliches aus dem Lande der Angelländer 237.
Jpsen, Dinggericht XXVI.
Kauffmann, Fr., Die Hauptprobleme der Volkskunde 193.
Kunze, F., Der Klabautermann als Schiffsgeist 130.
Liliencron, R. v., Ein glücklicher Schatzgräber 85.
Löhmann, J. H., Das Umsingen 136. — De Düwel as Rad XXX. — Ein Lied von Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1846 — 225.
Schleswig-holsteinisches Wörterbuch VI. — Anweisung zur Mitarbeit für das schleswig-holsteinische Wörterbuch 198.
Stüve, L., Das Türkenfahren 144. Kranzfahren 237.
Suck, J., Aus der Schummerstunde 228.
Traulsen, H., Der Kappeler Karneval 112.
Wisser, W., Der Husar und sein Kartenspiel XXVI.

Verschiedenes.

Eingegangene Bücher XI. XIX. XXXIV. XXXIX. XLII.
Anfragen 21. 144. 168. 216. 263.
Bücherschau: Asmussen, G., „Eine Jdee" XXXVII. — Bielenberg, „Süderau" 286. — Burmester, „Marie Pfarrhäuser" 24. — Carstens, „Wanderungen durch Dithmarschen" 286. — Dose, J., „Frau Treue" XXXVIII. Das Bauernhaus im deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten 92. — Frahm, „Jahrbuch" des Alstervereins" 287. — Frenssen, G., Dorfpredigten VII. — Haas, Katechismus der Geologie VII. — Hamkens, Emilie, „Wente Frese" XLII. — Hussak, Katechismus der Mineralogie VII. — Jansen, O., Meeresforschung und Meeresleben VI. — Kühl, Thusn., „Die beiden Reidings" 23. „Rüm Hart — klar Kimming" XLI. — Mann, Thomas, „Buddenbrooks" XLII. — Rüdiger, O., „Caroline Rudolphi" XXXIII. — Säurig, Biologie der Pflanzen. Jm Walde. Bilder aus der Pflanzenwelt XIV. — Behrs, Joh. Hinr., „Zwischen Hecken und Halmen" 22. — Voß und Schröder, „Chronik des Kirchspiels Wacken" 287.
Vereinsangelegenheiten.
Satzungen III. — Nachricht II. XVII. XXVII. XXXVIII.
Geschäftsführender Ausschuß III. — Abkommen mit „Nerthus" II.
Beiträge II. IX. XIII. XXI.
Generalversammlung X. XIII. XVIII.
Bericht über die Generalversammlung 186.
Mitglieder II. IV. V. XV. XVII. XXI. XXVII. XXXIV.
Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge I—X (1891 bis 1900) Beilage zu Nr. 5. Zusammengestellt von F. Lorentzen.



Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 1. Januar 1903.

Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz.

Von **Philippsen** in Utersum auf Föhr.

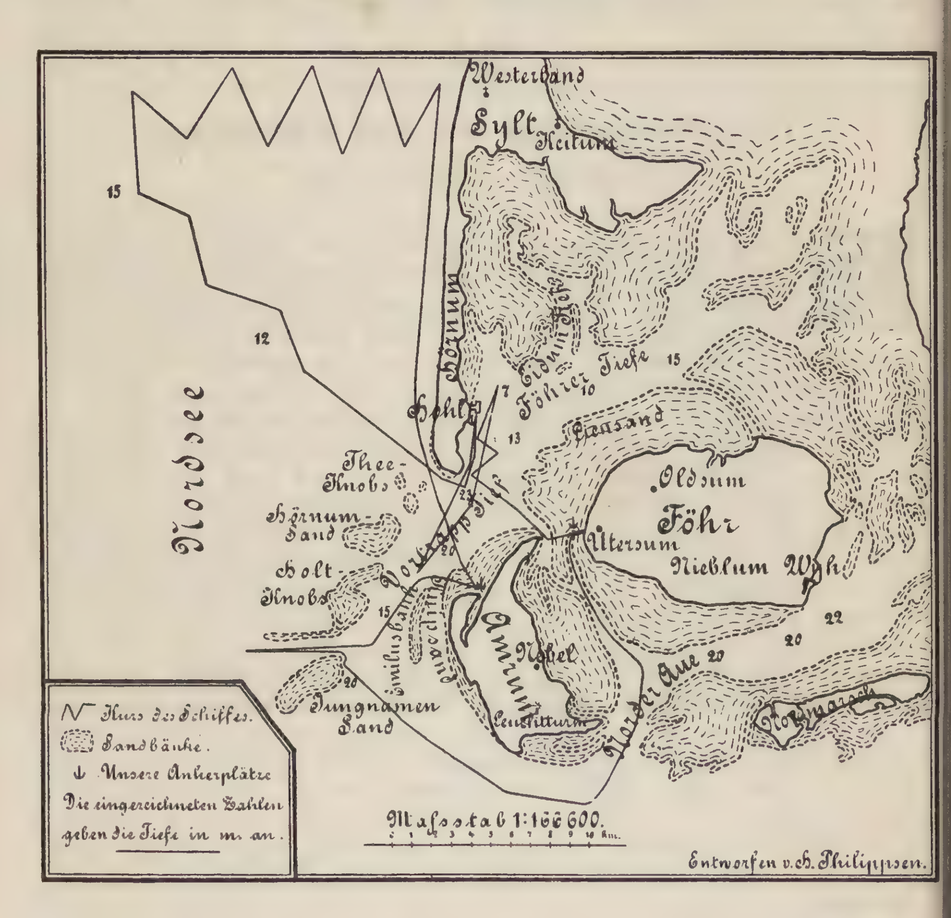
I.

Für uns Menschenkinder ist ja meistens das am interessantesten, was sich unsern Blicken entzieht, worüber die Vorsehung einen undurchsichtigen Schleier gedeckt hat, das uns nur etwas ahnen läßt, sonst aber alles in ein dunkles Geheimnis hüllt. Ganz ähnlich ist es mit dem Leben in der Tiefe des Meeres, kein Auge vermag durch die krystallklare Wassermenge die geheimnisvolle Tiefe zu überschauen, und Schillers Worte: „Der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen," locken uns nur dringender, in jene geheimnisvolle Welt unsern Blick zu werfen. Die Wissenschaft ist schon seit langer Zeit tätig, das Leben des Meeres zu studieren, mit Dretsche, Schleppnetz, Grundnetz usw. werden die Lebewesen aus der Tiefe heraufgeholt und wegen ihrer oft bizarren, ungewöhnlichen Form nicht nur von Laien, sondern auch von Gelehrten angestaunt und bewundert. Die unermeßlichen Tiefen der Ozeane, wohin sich kein Sonnenstrahl mehr verirren kann, sind keineswegs öde und leer; hier unten in der schauerlichen Finsternis, unter dem Druck der gewaltigen Wassermenge, beeinflußt von vielen uns noch unbekannten Verhältnissen, hat sich eine Tierwelt entwickelt, die sich dort ihres Daseins erfreut, wie andere Wesen unter Einwirkung des Sonnenlichtes. Ganz so ist es nun freilich in der Nordsee nicht; denn diese ist nicht so tief, daß sie abnorme Formen beherbergen könnte, immerhin aber ist sie interessant genug und wird von einer solchen Menge von Lebewesen bewohnt, daß ich mit meinen schwachen Kräften der Versuchung nicht widerstehen konnte, auf eigene Hand eine kleine Expedition auszurüsten, um die bisher noch wenig bekannte Gegend um die Inseln Föhr, Amrum und Sylt bezüglich der Tier- und Pflanzenwelt näher zu untersuchen.

Was in erster Linie für eine solche Expedition nötig ist, abgesehen von den erforderlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, das ist 1. ein gutes Netz und 2. ein gutes Schiff.

Was zunächst die Netzfrage anbelangt, so ist diese ungemein schwierig zu lösen; denn ein Netz, das allen Anforderungen entspricht, gibt es nicht und dürfte es voraussichtlich nie geben, da es nicht nur gilt, den Meeresboden abzufischen, sondern gar noch den Boden aufzukratzen, um die Tiere im Meeresboden zu bekommen, und endlich, um die mehr schwebenden Tiere zu fischen. Jede größere Expedition muß deshalb mit drei Arten von Netzen ausgerüstet sein: mit Dretsche, Schrapnetz und Schwebnetz. Für mich kam es natürlich nicht darauf an, eine

vollständig den Ansprüchen einer wissenschaftlichen Expedition genügende Netzausrüstung mitzunehmen, die Kosten würden ja ungeheure geworden sein; ich versuchte deshalb, aus den Erfahrungen, die man im Laufe der Zeit mit den verschiedenen Netzen gemacht hatte, ein neues, für meine Zwecke dienliches zu konstruieren, das dem Tiefsee-Grundnetz von Sigsbee-Agassiz nachgebildet, aber etwas vereinfacht war, wie man es 1883 auf der Expedition des „Talisman“ mit so gutem Erfolg angewandt hatte, und das auch in der von mir vereinfachten Weise tadellos seinen Zweck erfüllte, obwohl es nur 3 m breit und etwa 5 m tief war. — Nachdem also diese erste Schwierigkeit überwunden war, kam die



zweite, ein gutes Schiff zu bekommen. Ich mußte mich da mit einem Schiffer in Verbindung setzen, von dem ich wußte, daß er nicht nur in seinem Fache als Schiffer und Fischer tüchtig war, sondern auch an der durch Sandbänke so gefährlichen Nordseeküste und in den engen Prielen des Wattenmeeres die geeigneten Plätze zum Fischen zu finden wußte. Einen solchen Mann hatte ich bald gefunden in der Person des Obmannes der Rettungsstation für Schiffbrüchige zu Amrum-Nord, nämlich den Schiffer Volkert Flor, den ich schon seit Jahren als tüchtigen Schiffer kenne, und auf dessen Schiff „Möwe“ ich schon mehrere gefährliche Touren mitgemacht hatte, die wohl nur dank der Seetüchtigkeit von Schiffer und Schiff gut abgelaufen waren.

So war denn alles für die Tour genugsam vorbereitet. Drei Tage waren vorgesehen; am ersten sollte das Fahrtrapptief untersucht werden, am zweiten wollte ich einen Vorstoß nach Westen in die offene Nordsee machen, und am dritten sollte versucht werden, nach Süden durch das Vortrapptief die offene See zu gewinnen. Die späte Jahreszeit — es war bereits Oktober — machte es notwendig, jeden Abend im Schutze eines sicheren Hafens vor Anker zu gehen, damit plötzlich ausbrechendes Unwetter uns nicht zu fern der Küste überraschen konnte. Das Wetter stand dem Unternehmen denkbar günstig zur Seite; wir hatten schon lange Ostwind gehabt, der an der ganzen deutschen Nordseeküste wehte, sich aber nach sorgfältig eingezogenen Erkundigungen nach draußen abflaute, um endlich 3—4 Meilen in der See ganz aufzuhören. So schien denn alles eine glückliche Fahrt zu verheißen, und zum Beginn waren wir schon lange gerüstet. Mein Schiffer holte mich mit meinen Fanggeräten, Sammelkästen, Gläsern usw. am Ufer von Utersum auf Föhr ab; als Begleiter hatten sich ein Nachbar, der aus Lust und Liebe zum Segeln die Tour mitmachen wollte, ein Kollege und ein als Kurgast hier weilender Leutnant eingefunden. Mit vollen Segeln ging es hinaus, der günstige Ostwind füllte die Segel des trefflichen Schiffes, und mit größter Geschwindigkeit entfernten wir uns von dem heimatlichen Strand, um zunächst das unmittelbar unter dem Ufer von Hörnum auf Sylt sich nach Süden hinziehende Fahrtrapptief, das bis 20 m tief ist, zu untersuchen. Auf diese Stelle setzte ich die größten Erwartungen; die große Tiefe, die starke Strömung, die verschiedenen Austernbänke, die nahe offene See und die trotzdem geschützte Lage ließen hier eine ungemein reiche Tierwelt vermuten. Hier soll also der Fang beginnen, das Netz wird zurecht gemacht, langsam geht es in die Tiefe, lange sieht man es durch das krystallklare Wasser hindurch, endlich ist der Meeresboden erreicht, und das Netz schleift, von dem im Winde langsam treibenden Schiffe gezogen, langsam über den Boden dahin. Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Spannung und mit wie großer Hoffnung auf reichen Fang läßt man nicht das Netz auf den Boden nieder, und wie viel Gefahren, wie viel Ungemach und Widerwärtigkeiten machen den Fang illusorisch! Dies sollte auch ich zur Genüge erfahren. Theoretisch läßt sich alles vorher so fein ausarbeiten, aber in der Anwendung zeigt sich die Wirklichkeit oft in einem ganz anderen Lichte. So auch hier. Das Netz hatte kaum den Meeresboden berührt und war erst eben entfaltet, als das hinter dem Fahrzeug angebundene Boot dem Schiffe vorbeitrieb und uns zeigte, daß das Netz auf dem Meeresboden festsaß und das Schiff zurückhielt. Unbeweglich saß das Netz, das Zugtau spannte sich, daß es tönte wie eine gespannte Saite, aber Netz und Tau hielten. Schnell wurden die Segel heruntergelassen, und mit einer Winde wurde das Netz gehoben. Mit banger Spannung warteten wir auf das Erscheinen des Netzes; endlich kam es, es war unversehrt geblieben, in demselben aber lag eine Menge abgebrochener Sandröhren, die ähnlich wie Korallen sind und von einem Wurm, dem Sandwurm (Sabellaria anglica), an den Abhängen der Wattenströme angelegt werden. Ein zweiter Versuch verlief noch ungünstiger, insofern das Netz arg beschädigt wurde und stundenlange Arbeit nötig war, dasselbe auszubessern. Aber auch das gelang. Nun wollten wir aber auch in dieser gefährlichen Gegend nicht länger bleiben, wir steuerten nordwärts in seichteres Wasser nach der Nähe der Austernbank unter Hörnum, die von den Austernfischern die Kopenhagener Bank genannt wird. Wie gerne wären wir über die Bank gefahren; da aber das Befischen der Austernbänke verboten ist, so wollten wir keinen falschen Schein auf uns laden und fuhren nur bis zur Grenze derselben, die unser Schiffer durch Peilung ganz genau feststellen konnte. Hier fischten wir in einer Wassertiefe von 7—9 m und hatten

nach den vielen Mühen zum ersten Male herrliches Glück; das ganze Netz war gefüllt mit zahllosem Getier: Tausende von kleinen langstachligen Seeigeln (Strongylocentrotus lividus) saßen in dem Geäst der schönen Seetanne (Plumularia pinnata) vollständig verflochten, dazwischen schöne Seesterne (Asteracanthion rubens) und verschiedene Arten von kleinen Fischen, zahllose Krabben und Garneelen. Unter den Fischen waren hauptsächlich Schollen gefangen, aber auch einige Seestichlinge mit ihrem eigentümlichen Nest, dessen Eier zwischen Algen sicher verborgen lagen, kleine niedliche Tangmäuse (Agonus cataphractus), häßliche Seeskorpione (Cottus scorpio), auch einige rotfleckige Seebullen (Cottus bubalis) und sogar einige der seltenen Leierfische (Callionymus lyra). Am interessantesten waren mir aber die mächtigen weiß, gelb oder rot gefärbten Klumpen des Hahnenkammes oder Korkpolypen (Alcyonium digitatum), den unser Schiffer, ein alter Austernfischer, Speck oder Seepfannkuchen nannte; es war das erste Mal, daß ich diesen Polypenstock in lebendem Zustande sah. Mein kleines Aquarium zeigte jetzt eine Farbenpracht, wie ich daheim nie gesehen hatte; außer den verschieden gefärbten Hahnenkämmen, die im Wasser gleich die vielen kleinen Kelche öffneten, konnten wir die herrlich gefärbten Aktinien bewundern, von welchen die Seenelke (Actiniloba dianthus) vom schönsten Weiß bis zum feinsten Rot und hellfarbigem Braun in allen Farbennuancen gefischt war, während die dickfühlerige Seerose (Tealia crassicornis) eine grün mit rot gemischte, eine Sagartia-Art eine mehr gelbliche Färbung zeigte; daneben schaukelten gleich langgestielten Blumen niedliche Tubularien ihre zart rot gefärbten Tentakelkränze. Das war große Freude, und natürlich mußten verschiedene Züge auf diesem günstigen Boden gemacht werden; neues aber wurde nicht gefischt. Allmählich neigte der erste Tag sich seinem Ende zu, und um einigermaßen das Programm innezuhalten, mußte nochmals ein Zug durch die Mitte des Tiefes unternommen werden. Alles ging



Aktinien im Seewasser-Aquarium. [1])
1. Anemonia sulcata. 2. Actinia dianthus (Seenelke). 3. Aiptasca conchii. 4. 5. Ceractis aurantiaca. 6. 8. Actinia mesembryanthemum. 7. Thalia crassicornis. (5 zum Teil, 6 ganz eingezogen.)

[1]) Die Klischees zu den folgenden 5 Bildern in diesem Aufsatz sind uns in freundlichster Weise von der Schriftleitung der „Nerthus" zur Verfügung gestellt worden. Es sind sämtlich Originalzeichnungen und Originalaufnahmen für genannte Zeitschrift.

scheinbar herrlich, etwa eine halbe Stunde trieben wir über die tiefsten Stellen hinweg, und als wir endlich das Netz hochwanden, o bittere Enttäuschung, woher kam es? Der letzte Teil des Netzes, ein etwa meterlanges Ende, fehlte, das Netz war offen und nichts gefangen, ein schwerer Gegenstand muß hineingekommen sein und das Netz zerrissen haben. Mehr Unglück wollte ich an dem Tage nicht haben, und so wurde mit dem Fischen aufgehalten. Die Ergebnisse waren nur teilweise befriedigend; was ich aber damals nach den gemachten Erfahrungen vermutete, das habe ich später beim Fischen mit besonders starken Geräten bestätigt gefunden: die Wattströme sind in der Tiefe nicht bewohnt, der bewegliche Sandboden ermöglicht weder ein Ansiedeln von Algen noch von Tieren. Erst an den Seiten der Wattströme von 5—10 m Tiefe konnte sich bei geeignetem Boden ein Tierleben entwickeln, und wo der Boden von Treibsand frei war, haben sich ja auch die Austern angesiedelt. Am Abend gingen wir unter Hörnum vor Anker, besuchten dann, nachdem die „Silvana" noch verschiedene Gäste für Westerland gelandet hatte, die Restauration des neuen, herrlich in den Dünen gelegenen Hotels und gingen darauf an Bord zur Ruhe. Aber Ruhe, Schlaf, wo gab es das jetzt? Wenn man gewohnt ist, sich in weiche Federbetten zu legen, so schläft es sich auf hartem Holz schon unbequem; wir aber mußten außerdem noch ganz jämmerlich frieren. Die Schiffer freilich hatten es besser, sie lagen unten in ihrer Koje. Auch wir hatten versucht, da unterzukommen; aber die grenzenlose Hitze in dem engen Raum, die vom Kochen und den hier aufbewahrten, mit Teer imprägnierten Schiffstauen verpestete Luft ließen es uns doch besser erscheinen, diesen Raum zu meiden und oben unter einer einfachen Decke zu liegen.

Aber der neue Morgen kam und recht zeitig, denn früh mußte aufgebrochen werden. Nachdem wir durch einen heißen Kaffee uns etwas erwärmt hatten, wurde der Anker gelichtet, die Segel wurden gehißt, und fort ging es. Für diesen Tag war als Ziel gesetzt, möglichst weit in die offene See zu segeln und hin und wieder das Netz auszuwerfen, um nicht nur verschiedene Tierarten, sondern auch die Verbreitung der verschiedenen Arten auf die verschiedenen Meerestiefen näher kennen zu lernen. Nachdem wir die Südspitze von Hörnum umsegelt, fuhren wir mit dem Ostwind, das Steuer auf Westnordwest gestellt, über die Riffe der Theeknobbs in die offene See hinaus; fern im Osten über Föhr ging soeben die Sonne auf, nach deren wärmenden Strahlen uns sehr verlangte. Herrlich fing der Tag an, die See, von dem Ostwind leicht gekräuselt, machte die Tour zu einer Lusttour. Die Möwen schwammen auf der See so weit draußen, als man sehen konnte, ein Zeichen, daß das Wetter gut bleiben würde; denn Möwen sollen gute Wetterpropheten sein. Vor dem Bug des Seglers erhebt sich schwerfällig ein plumper, langhalsiger Vogel, der einige hundert Meter fliegend zurücklegt, um dann wieder in die See zu tauchen; es war der Nordseetaucher (Colymbus septentrionalis), ein seltener Vogel, dessen Anwesenheit auf der Hochsee mich aber in Erstaunen setzte. Da, plötzlich gewahren wir in der Nähe einen Tümmler, der in den klaren Fluten sein Spiel trieb und der sich fast den ganzen Tag bald näher und bald ferner vom Schiff aus beobachten ließ.

Nachdem wir etwa eine halbe Meile vom Westufer Sylts entfernt waren, wurde zum ersten Male das Netz in die Flut gelassen. Mit welcher Angst sahen wir es verschwinden; würde es wieder so gehen wie gestern? Nein, es schien alles gut zu gehen; etwa eine Viertelstunde trieb es auf dem Boden des Meeres, da zogen wir es heraus. Von oben bis unten war es gefüllt, es wimmelte und krabbelte, daß es dem Auge nicht möglich war, eine bestimmte Form oder Tierart zu erkennen; mit Mühe und Not wurde das Netz an Bord gebracht und der überreiche Fang auf Deck ausgeschüttet. Da plätscherte neben den verschieden-

artigsten Fischen manches Getier herum, die Krebstiere aber bildeten zweifellos das Hauptkontingent. Außer dem interessanten Diogenes- oder Einsiedlerkrebs waren hauptsächlich Schwimmkrabben (Portunus lividus) gefangen, kleine, ungemein bewegliche Geschöpfe, gerade das Gegenteil der mehr beschaulich lebenden Strandkrabbe; mit ihren zehn Beinen führten sie auf Deck ähnlich wie im Wasser fortwährend eine zappelnde Bewegung aus, wobei sie mit den letzten ruderförmig gebauten Schwimmbeinen kräftige Stöße ausführten und uns damit die von ihnen beim Schwimmen ausgeführte Bewegung deutlich und anschaulich vorführten. Mit dieser kleinen Krabbe sollten wir noch nähere Bekanntschaft machen; denn hurtiger als die Strandkrabbe versteht sie mit den Scheren den Feind zu fassen, und die messerscharfe und nadelspitze Waffe zwickt blutende Wunden. Nachdem manch herzhaftes „Au!" gehört war und unsere Finger manche fühl- und sichtbare Spuren zeigten, war unser Mut angesichts dieser zahlreichen Plagegeister bedenklich gefallen; doch mit Hülfe einer Kohlenschaufel aus der Kambüse des Kochs ging es aufs neue tapfer in den Haufen hinein. Viele weibliche Schwimmkrabben trugen unter dem Schwanze Eier, andere wurden von dem sackförmigen Schmarotzer der Taschenkrebse, Sacculina, geplagt. Welche ungeheure Menge dieser Schwimmkrebse muß den Meeresboden beleben, wenn ein einziger Zug schon tausende bringt, und was für eine kolossale Nahrungsmenge gehört dazu, diesen freßgierigen Gesellen täglich den Tisch zu decken! Nun, sie halten sich sicher nur da auf, wo reiche Nahrungsquellen ihrer warten, und der Fang zeigte, daß keineswegs Mangel an solcher vorhanden war. Nach den Schwimmkrabben kamen in zweiter Linie die Seesterne (Asteracanthion rubens) in Betracht. Wie sucht man daheim am Strande oft so lange und vergebens nach einem Seestern, und welch eine Menge hier; jetzt begreift man schon, daß diese Tiere an Stellen so massenhaft vorkommen, daß sie als Dünger aufs Land gefahren werden. Ebenso zahlreich wie die Seesterne waren die Schlangensterne (Ophioglypha lacertosa), die immer größer wurden, je weiter wir uns von der Küste entfernten und je tiefer das Wasser wurde; Exemplare mit 18—20 cm Durchmesser sind keineswegs selten. Zu meinem größten Bedauern war ich auf eine solche Menge dieser Tiere nicht vorbereitet; ihrer Zerbrechlichkeit wegen müssen sie sehr sorgfältig behandelt werden, so daß ich, da ich mehr mitnahm, als ich hätte sollen, kaum ein Tier unbeschädigt heimbrachte.



Hummer (Homarus vulgaris).

(Schluß in Nr. 2.)



Ein Frühvollendeter.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

Vollendet, die Lebensaufgabe vollbracht! Das will viel sagen — frühvollendet wohl noch mehr. Wir wollen der Entwicklung dessen zusehen, dem diesen Ehrentitel zu geben ich gewagt habe. Gemeint ist der Bildhauer Alfred Hansen, Sohn des Küsters Hansen in Süderbrarup (jetzt in Flensburg wohnhaft). Mit 27 Jahren aus dem Leben abgerufen, hat er leider an greifbarem Werk seiner Hände nicht sehr vieles vollenden können. Dennoch ist er als Künstler ausgereift, hat als Mensch und als Christ das Ziel innerer Vollendung in seltenem Maße erreicht.

Alfred Hansen sollte Gärtner werden; doch der Pastor Stoltenberg in Süderbrarup (jetzt Propst in Schleswig), der des Knaben Wunsch erfuhr und seine Begabung erkannte, bewirkte es, daß sein Konfirmand statt in die Gärtnerlehre, in Flensburg in Direktor Sauermanns kunstgewerbliche Anstalt eintreten konnte.

Während der vier in Flensburg tüchtig ausgenutzten Lehrjahre errang Alfred schon für außergewöhnliche Leistungen mehrfach Anerkennung in Staatsprämien. Seinen Namen hörte ich zuerst voll Lobes von kunstverständiger Seite nennen, als er 1895 durch Ausführung eines reichen, selbstentworfenen Schnitzwerks sich die Berechtigung zum einjährigen Dienst erworben hatte. Es ist das in eigenartiger Komposition ein Gehäuse für Thermometer und Barometer. Letzteres ist eingerahmt durch einen Blütenkranz, in dem es wimmelt von allerhand Wetterpropheten in Gestalt von gefräßigem Getier, als Frösche, Eidechsen, Schnecken, Flügeltiere u. dgl. Bekrönt ist der Aufbau von einem vornehmen, lächelnd wie milder Sonnenschein herabschauenden Frauenantlitz, mit Strahlenkrone über dem weichen, perlengeschmückten Haar. Alles zeugt von so viel Geschmack und Geschick wie guter Laune. Noch immer — seltsam genug! — wagte sich der Jüngling nicht über das höhere Kunsthandwerk hinaus. Noch ein Jahr diente er demselben in einer großen Berliner Möbelfabrik.

Dann aber, in der allabendlich besuchten Kunstgewerbeschule gewann ihn der rühmlich bekannte Professor Bruno Kruse als Gehülfen für sein Atelier, und bald veranlaßte er ihn, in die Kunstakademie einzutreten. Er zeigte sich befähigt, die unteren Klassen überspringend, sofort in die Aktklasse überzugehen. Hier hat er 3½ Jahre lang geschafft, rastlos an seiner künstlerischen Weiterbildung arbeitend. Außer eigenen Kompositionen entstanden Porträtbüsten und eine Anzahl von Bronzeplaketten, darunter die Reliefs hoher Herren, wie Graf Waldersee, Professor Virchow, Professor Mommsen usw. — wie es heißt, „nach dem Leben.“ Auf einer akademischen Ausstellung hat kein geringerer als der Kaiser diese plastischen Arbeiten eingehend besichtigt. Interessant ist auch in einem illustrierten Berliner Blatte jener Zeit [1]) der Abdruck einer Photographie, welche

[1]) „Berliner Illustrierte Zeitung,“ März 1901.

Professor Herter mit seinem jungen Schüler vor einer von diesem nach dem Aktmodell angefertigten kräftigen, fast lebensgroßen Mannesstatue zeigt.

War Alfred Hansens Begabung für das Bildnisfach groß, so gehörte doch seine ganze Künstlerliebe zwei anderen Aufgaben an, die wohl der Liebe wert sind: der christlichen Kunst und der Darstellung nordischer Sagen. Das letztere trug ihm unter den Kollegen den Beinamen des Germanen ein. Es war wiederum Propst Stoltenberg, der seinen Schützling in dieses Gebiet — so überreich an kraftstrotzenden Motiven — wohl zuerst eingeführt hatte, indem er gelegentlich Aufgaben aus der Gudrun oder dem Beowulf stellte. Diesem gehört z. B. das Relief an: „Skeaf's Fahrt nach Walhalla," das mit anderen Hansenschen Plastiken auch auf der schleswigschen Ausstellung in Flensburg zu sehen war, wo verschiedenes Käufer fand. Das Stoltenbergsche Haus hatte vor Jahren gleichfalls eine kleine hochinteressante Ausstellung verschiedenster Arbeiten, von denen ein Teil noch dort erhalten ist. Außer einer trefflichen Büste des Hausherrn erinnert man sich gern eines alten Fischers — Kopf im Profil —, individuell genug, und doch so typisch, daß wir diesen Berliner vom Spreeufer zuerst für einen echten Schleswiger von der Schleikante nahmen. Dann aber ragt eine behelmte Brunhild hervor durch Schönheit wie Kraftfülle, gut in den Raum hinein komponiert. Das war bei sämtlichen Plastiken der Fall, auch bei den mit feiner Naturbeobachtung pflanzlichen Motiven entlehnten, im wohltuenden Gegensatz zu der so wüst willkürlichen modernen Bildnerei. Was unser Künstler auf dem Gebiete der christlichen Kunst zu leisten vermochte, tritt vornehmlich in seiner letzten größeren Arbeit zu Tage. Für die Schüler der Bildhauerabteilung der Akademie war als Aufgabe gestellt ein Grabdenkmal. Den Sieg errang Alfred Hansen. Dargestellt ist eine Christusgestalt in etwa halber Lebensgröße — wohl gedacht als Ausfüllung einer Grabnische —, ein Christus von größter Schlichtheit der Erscheinung. Aber — sah man auch nur die Photographie der Tonskizze — man vergißt nicht wieder diese anspruchslose Gestalt voll innerer Würde und segnender Milde. Das Haupt des Heilandes beugt sich herab zu dem Elenden, der zu seinen Füßen, sich zutraulich anlehnend, zusammenbrach. Während dessen Rechte linde des Greisen Kopf berührt, ist die Linke segnend erhoben. Zeugt der Christus von dem innigen Fühlen dessen, der ihn schuf, so die fast unbekleidete, in schwierig darzustellender Lage hingesunkene Männergestalt von dessen tüchtigem Können.



Wahrlich, ein sinniges Grabmonument für einen müden Erdenpilger! Und wunderbar! als ein solcher sollte der jugendliche Meister jetzt auch aus dem Leben scheiden. — Es war gerade bestimmt, daß ihm, der nur noch die Meisterschaftsklasse zu absolvieren hatte, als Anerkennung seiner Tüchtigkeit von Staatswegen ein eigenes Atelier überwiesen würde. Also ein ehrenvolles Ziel war erreicht, wie es nicht allen Mitstrebenden vergönnt ist. Und welche Zukunft schien vor dem vielseitig Begabten sich aufzutun, jetzt, wo die Vertreter keines Kunstzweiges scheinen so sehr von hoher Stelle verzogen zu werden, wie gerade die Bildhauer. Da, fast auf der Höhe, ging es jäh in die Tiefe, in die düstere Tiefe todbringender Krankheit. Aber nein! durch sie ging's hindurch zum Sieg, denn Alfred lag, wie die sinnbildliche Gestalt seines letzten Werkes, dem zu Füßen, der dem Tode die Macht genommen hat; immer inniger hatte er seinem Gott sich angeschlossen. Die letzte Zeit zeigte das sehr erbaulich. Wie der sinnige Knabe keine Woche hatte vergehen lassen, ohne der frühgestorbenen Mutter Grab mit Blumen zu schmücken, so hat er bis zuletzt den Seinen zarte Liebe gewidmet. In der fernen Großstadt ist er alt und jung „durch seine freundlich liebenswürdige Eigenart" sehr lieb geworden, wie er dort „durch rastloses Streben aller Bewunderung erregte." So heißt es im Schreiben eines Vorgesetzten. Aber die schwere Krankheit (Rückenmarkslähmung) machte allem Streben ein Ende. Es wurde Erholung in der Heimat gesucht, Heilung an einer gewiß sehr verfehlten Stelle, in einer Wasserheilanstalt, wo der ohnehin so schwache Körper, von Überarbeit nervös leidend, nach wenig Tagen zusammenbrach. Die letzten Lebenstage wurden in erquicklichster Umgebung, in der Flensburger Diakonissen-Anstalt, durchgelitten. „Sein Aufenthalt hier brachte uns allen eine Glaubensstärkung," so schrieb mir eine der Schwestern. Der Pflegerin sagte der Todkranke: „Schwester, Sie dürfen nicht immer so traurig aussehen." — „Aber Sie leiden doch so schwer." — „Ja, furchtbar!" brach es da los, „aber doch bin ich ganz fröhlich, daß ich nun zu Gott kommen darf." — Wer spricht, wer tut ihm das nach?

Noch sei aus einem der zahlreichen wehmütigen Beileidschreiben, die dem schwer getroffenen Vater, auch aus Berlin, zugingen, das Folgende mitgeteilt: „Die Trauerkunde hat mich sehr niedergedrückt. Ihr mir so lieber Sohn wird Ihnen wohl oft selbst gesagt haben, daß unser Verhältnis eher freundschaftlich als geschäftlich war. — — — Schade, ewig schade ist's, daß so viel Gutes in Ihrem Sohne vereinigt, so zeitig dahingehen mußte. Sie hätten noch viel, viel Freude an ihm erlebt, denn er war der Tüchtigsten einer!" Solch Zeugnis von dem Bildhauer Kruse wiegt schwer! — Am 22. September bettete man unsern lieben jungen Freund auf dem Friedhof seines Heimatdorfes, Süderbrarup, zur letzten Ruhe.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Röst.

Von J. Möller.

Die Anregung zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein gab der menschenfreundliche Kronprinz, nachherige König Friedrich VI. Dieser regierte seit 1784 für seinen geistesschwachen Vater Christian VII. Der Landgraf Karl von Hessen, ein Schwager des Königs, war Statthalter von Schleswig-Holstein und zugleich Feldmarschall der königlichen Armeen. Er stand also dem Kronprinzen sehr nahe und war demselben entschieden auch geistesverwandt. Daher entschloß er sich aus freien Stücken, seinen Leibeigenen auf Röst die Freiheit zu geben und ihnen das Land, welches ihnen in der Leibeigenschaft ausgeteilt war,

erb- und eigentümlich zu überlassen. Zu dem Zwecke setzte er eine Kommission ein, welche aus den Herren Major Motz, Erbherr auf Buckhagen und Oberinspektor auf Röst, dem Justizrat Küster, dem Gerichtsaktuar Stinde und drei landesverständigen Männern, nämlich den Herren Rechnungsmann Simon Schmidt in Faulück und den Freihufenbesitzern Asmus Jessen und Jes Friedrich Jensen in Sandbek bestand.

Diese traten am 7. und 8. Juni 1798 zusammen, versammelten die Leibeigenen des Gutes und gaben ihnen Aufklärung über die Bedeutung und die Bedingungen der Aufhebung der Leibeigenschaft. Diesen Erklärungen lag ein Plan zu grunde, „wonach zufolge der gnädigsten Absicht Sr. Hochfürstl. Durchlaucht, des Prinzen Karl zu Hessen, die bisherige Leibeigenschaft auf dem adligen Gute Röst aufgehoben, auch die dasigen leibeigenen Untergehörigen im Zustand der Freiheit respektive mit Land versehen, und gegen gewisse bestimmte Abgaben und Pflichten gesetzt werden sollen." Dieser Plan war von dem Major Motz ausgearbeitet und trägt dessen Unterschrift. Als Datum finden wir den 3. Juni 1798 darunter stehend.

Nachdem den versammelten Leibeigenen dieser Plan vorgelesen und erläutert war, mußten sie nach reiflicher Überlegung sich mit demselben einverstanden erklären und dieses Einverständnis durch ihre Unterschrift bescheinigen. Der Plan, welcher uns vorliegt, ist ein sehr ausführliches Aktenstück und umfaßt 8 zum Teil sehr umfangreiche Paragraphen. Der uns zu Gebote stehende Raum erlaubt es nicht, diesen Plan ganz zum Abdruck zu bringen; wir müssen uns vielmehr auf die wesentlichsten Punkte beschränken.

Es wurden 3 Klassen von Besitzern errichtet. Die erste Klasse bilden die Hufner, welche $^1/_2$ Pflugbesitzer werden und 60 Heitscheffel erhalten. Die zweite Klasse bilden die Kätner, welche entweder $^1/_4$ Pflugbesitzer oder $^1/_{12}$ oder $^1/_{24}$ Pflugbesitzer werden. Die dritte Klasse bilden die Insten, welche auch $^1/_{24}$ Pflugbesitzer werden. Der Pflug ist zu 120 Heitscheffel gerechnet. Ausgeschlossen bei dieser Verteilung des Landes sind 1. solche, welche keine Kinder haben; diese erhalten Wohnung und Land zur Gräsung für eine Kuh; 2. junge Insten, deren Eltern mit Land versehen sind; 3. solche, welche kürzlich verheiratet und von Verwandten in ihren Besitz aufgenommen sind. Die Hufner behalten ihre Wohnung und den Beschlag; beides wird ihnen für den in ihren Hausbriefen festgesetzten Betrag überlassen. Den Hausbrief erhielt jeder, der in der Leibeigenschaft die Erlaubnis bekam, ein Haus der Gutsherrschaft zu bewohnen. In diesem Briefe war der Wert des Hauses angegeben; da nun bei den meisten Häusern ein mehr oder minder großer Landbetrieb vorhanden war, so war auch der Wert des Beschlages verzeichnet. Die festgesetzte Summe wurde auf den Besitz protokollarisch zu gunsten der Gutsherrschaft eingetragen und mit $4^1/_4$ % verzinst. Sie war in den nächsten 10 Jahren seitens der Gutsherrschaft nicht aufkündbar. Die Scheunen oder die leeren Abnahmehäuser verblieben der Gutsherrschaft. Die ersteren sollen zu Wohnungen für die Kätner umgebaut werden; in den letzteren sollen andere Kätner oder Insten in den nächsten drei Jahren wohnen. Nach Ablauf dieser Jahre fallen auch die Abnahmehäuser an die Hufner zurück. Die Kätner erhalten entweder die von ihnen bisher bewohnten oder die aus den Scheunen errichteten Häuser unter denselben Bedingungen wie die Hufner, oder sie bewohnen in den drei nächsten Jahren die vorhin erwähnten Abnahmehäuser. Alsdann wird ihnen aber auf ihrem Grund und Boden von der Gutsherrschaft ein Gebäude, 5 Fach groß, gezimmert, gerichtet und gelattet erbaut. Zum weiteren Ausbau wird ihnen Geld vorgeschossen. Die Kosten für Errichtung des Hauses und das vorgeschossene Geld wird ebenfalls mit $4^1/_4$ % verzinst und kann in den nächsten 10 Jahren

nicht gekündigt werden. Alsdann erhalten die Hufner das Recht, 10 Jahre lang aus den herrschaftlichen Forsten 2 Faden Kluft- und 4 Faden Knüppelholz gegen eine Entschädigung von 3 Talern, resp. 1 Taler 24 Schilling à Faden zu holen. Die Kätner und Insten dürfen die Hälfte unter gleichen Bedingungen entnehmen. Das auf den Feldern wachsende Weichholz wird Eigentum der künftigen Besitzer; bezüglich des Hartholzes verbleibt der Gutsherrschaft das Recht, in den nächsten zwei Jahren dasselbe zu schlagen und abzufahren. Die Verteilung des Landes bleibt der Gutsherrschaft nach freiem Ermessen überlassen. Das Land wird ohne Entschädigung hergegeben; jedoch ist ein jährlicher Kanon von 1 Taler für den Heitscheffel zu zahlen. Der künftige Eigentümer darf sein Gut verkaufen, vererben, verpfänden und teilen nach seinem Belieben. Doch ist derselbe verpflichtet, dem künftigen Besitzer die Innehaltung der gleich unten zu erwähnenden Bedingungen zu übertragen. Zu diesem Zwecke müssen sämtliche Besitzverschiebungen der Gutsherrschaft zur Genehmigung vorgelegt werden. Die vom Gute entlaufenen Leibeigenen haben kein Erbrecht; das gleiche gilt von denjenigen, welche bei der Rekrutenstellung entlaufen.

Sämtliche Lasten an die Kirche in Kappeln werden gleichmäßig nach der Größe der Besitzungen verteilt. Der Gutsherr behält das Präsentationsrecht; bei der Predigerwahl aber haben die Eingesessenen des Gutes zusammen 13 Stimmen. Auch die anderen Lasten werden gleichmäßig verteilt. Die Staatssteuern sind künftig von den Freien selbst zu tragen. Es wird eine Armenkommüne gebildet, und zwar von den bisherigen Leibeigenen eine Kommüne für sich und von den Besitzern der zu veräußernden Parzellen desgleichen eine andere für sich. Ob nun und in welchem Umfange im Anschluß an die Aufhebung der Leibeigenschaft Parzellen vom Gute freihändig verkauft sind, das entzieht sich der Kenntnis des Schreibers dieses Artikels; ihm will aber scheinen, daß solches nicht in nennenswertem Maße geschehen ist. Die am 1. Mai 1799 vorhandenen Armen übernimmt die Gutsherrschaft. Damit nun auch künftig auf dem Gute keine zu große Armenlast entstehen möge, wird folgende Bestimmung getroffen: Jeder, der einen Häuerling aufnimmt, muß dazu eine besondere Erlaubnis vom Gute haben. Er muß vorher versichern, daß jener imstande sei, sich und die Seinen zu ernähren. Wer dieser Vorschrift nicht nachkommt, zahlt 5 Taler Brüche und muß für allen Schaden aufkommen, welcher der Armenkommüne durch seinen Häuerling erwächst.

Der Mühlzwang bleibt bestehen, d. h. sämtliche Eingesessene werden verpflichtet, ihr Mahlgut gegen das übliche Mattkorn auf der Röster Wind- oder Wassermühle mahlen zu lassen. Für den Hausgebrauch dürfen sogenannte Handgrützqueren gehalten werden. Soll mit diesen Grütze zum Verkauf gemahlen werden, so bedarf es dazu einer Erlaubnis seitens der Gutsherrschaft; Roßmühlen dürfen nicht gehalten werden.

Es dürfen nur zwei Grobschmiede auf dem Gute wohnen; den Eingesessenen steht es jedoch frei, bei diesen oder bei Schmieden außerhalb der Gutsgrenzen ihre Geräte anfertigen oder ausbessern zu lassen.

Gast- und Schankwirtschaft darf nur mit Erlaubnis der Gutsherrschaft betrieben werden.

Die Gerichtsbarkeit in Zivil- und Kriminalfällen verbleibt dem Stammbesitzer, desgleichen das Fischerei- und Jagdrecht. Derselbe ist aber verpflichtet, Schadenersatz zu leisten, falls durch das Wild oder bei Ausübung der Jagd ein solcher angerichtet wird.

Bis zum Jahre 1799 mußten die Kinder aus dem Gute Röst die Landschule in Kappeln besuchen. Jetzt wurden zwei Schulen, eine in Mehlby, eine zwischen den Dörfern Grummark und Grimsnis einerseits und Stutebüll anderer-

seits errichtet. Die Gutsherrschaft legte soviel Land aus, daß bei jeder Schule zwei Kühe gehalten werden können; auch freie Feuerung wird den Lehrern aus den Waldungen des Gutes geliefert. Die Schulgebäude werden von der Gutsherrschaft errichtet; die Unterhaltung derselben liegt aber den Schulinteressenten ob. Desgleichen haben dieselben das Gehalt des Lehrers aufzubringen. Der Lehrer wird von dem Stammhofe nach Anhörung des Predigers in Kappeln ernannt. Der Patron hat auch das Recht, die Hülfsmittel und Bücher für den Unterricht zu bestimmen. Die künftigen Parzellenbesitzer sollen Anrecht haben, ihre Kinder nach einer der zwei Schulen zu schicken, müssen aber dafür Schulgeld zahlen. Die Häuerleute sind vom Beitrag für die Schule resp. den Lehrer befreit; auch der Stammhofbesitzer ist für künftige Zeiten von ferneren Beiträgen frei.

Die Halbenpflugbesitzer werden verpflichtet, jährlich 2 Fuhren, die Viertelpflugbesitzer jährlich 1 Fuhre zu 2 Pferden bei dem Hofe zu leisten. Der Transport darf aber 8 Meilen Weges nicht überschreiten. Für eine Fuhre wird pro Meile 1 Mark gezahlt. In der Pflug- und Erntezeit dürfen keine Fuhren verlangt werden.

Die Kätner sind verpflichtet, in der Zeit von Ostern bis Michaelis, auch in der Erntezeit, 10 Tage einen Mann und 5 Tage eine Frau zur Arbeit auf dem Hofe zu stellen. Der Mann erhält 10 Schilling Tagelohn, die Frau 5; in der Erntezeit wird der Lohn aber auf 12 resp. 8 Schilling erhöht.

Ein jeder Leibeigener erhält einen Kaufbrief, in welchem er frei erklärt wird und in welchem der vorstehend gekennzeichnete Plan zur Aufhebung der Leibeigenschaft enthalten ist.

Für die Dörfer Stutebüll, Grimsnis, Grummark, Mehlby einschließlich Klein-Sandbek und Kappelholz wird je ein Bauernvogt ernannt. Dieser hatte alle Angelegenheiten zwischen Gutsobrigkeit und Eingesessenen zu vermitteln.

Soweit der Plan. Aus den Unterschriften ergeben sich die Namen der freigewordenen Leibeigenen. Es sind dies folgende 16 Hufner aus allen Röster Dörfern: Cay Müller, Cay Traulsen, Johann Hinrich Andresen, Gerth Traulsen, Hans Thomsen, Friedrich Johann Traulsen, Cay Andresen, Cay Thomsen, Johann Christopher Matthiesen, Johann Christopher Nissen, Cay Traulsen, Lorenz Lorentzen, Claus Asmussen, Johann Hinrich Müller, Hans Matthiesen, Johann Hinrich Traulsen. Wo die einzelnen Hufner gewohnt haben, ist leider nicht angegeben. — Folgende 9 Kätner aus Stutebüll und Grimsnis wurden frei: Hans Traulsen, Hans Matthiesen, Hans Holmer, Cay Traulsen, Johann Christopher Thüsen, Hans Steffen, Cay Klaussen, Friedrich Wilhelm Traulsen, Christian Friedrich Traulsen, Cay Müller. — 17 Kätner aus Kappelholz und Sandbek wurden für frei erklärt, nämlich: Joachim Adolph Thomsen, Johann Hinrich Thomsen, Asmus Jürgen, Asmus Traulsen, Hans Jürgen Matthiesen, Cay Thomsen, Cay Müller, Hans Adolph Müller, Hans Klaasen, Cay Müller, Johann Christopher Müller, Cay Matthiesen, Hans Carl Müller, Johann Hinrich Traulsen, Cay Traulsen, Hans Adolph Hansen, Johann Hinrich Hinrichsen. — Aus Lücklos, Kappeln, Mehlby-Teich, Lusthof, Grauhöft und Mehlby erklärten 21 Kätner ihr Einverständnis zu vorstehendem Plan. Es sind dies folgende Personen: Friedrich Claasen, Johann Friedrich Möller, Cay Holmer, Claus Kraack, Johann Hinrich Möller, Cay Traulsen, Johann Hinrich Möller, Cay Hansen, Cay Aller, Hans Adolph Bartram, Johann Hinrich Claussen, Matthias Jessen, Hans Hinrich Müller, Thomas Tüchsen, Friedrich Adolph Nissen, Claus Marten, Hanna Ebbe's Witwe (Thomas Thüsen als Vormund), Johann Hinrich Hinrichsen.

Von dem Bildungsstand der damaligen Zeit mag folgender Umstand zeugen: Von den 16 Hufnern konnten 13 ihre Namen schreiben, von den 47 Kätnern resp. Insten 25.

Aus den vorstehenden Darlegungen ergibt sich das große Wohlwollen der Gutsherrschaft. Die geforderten Lasten, namentlich die Fuhren und Dienstleistungen (Hoftage) waren für die Gutsherrschaft unbedingt notwendig. Denn das gedroschene Korn mußte meistens entweder nach Schleswig oder Flensburg gefahren werden

und in der Erntezeit waren Hülfskräfte nicht zu haben. Der ausgesetzte Lohn entsprach den Verhältnissen der Zeit.

Viele von den Rechten der Gutsherrschaft, namentlich das Recht der Rechtsprechung und das Jagd- und Fischereirecht sind später durch die Landesgesetze aufgehoben. Die Hoftage und die Zwangsfuhren sind erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgelöst worden.

Jensen sagt am Schluß des allgemeinen Teils seiner Beschreibung Angelns, also 1844: „Vielleicht ist Angeln auf seiner größten Höhe gewesen." — Wie würde der alte gelehrte Herr erstaunen, wenn er jetzt einmal wieder aufsehen könnte. Die allenthalben auf den Bauerstellen neu errichteten Scheunen und Ställe, die Meiereien und die neuen prachtvollen Wohngebäude zeugen von der Blüte der Landwirtschaft und dem Wohlstand der Bewohner. Gewiß haben zu dieser Entwicklung die großartigen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, die Intelligenz und Tatkraft der Bewohner das Ihre beigetragen. Der Grund zu dieser Entwicklung ward aber durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gelegt. Denn durch sie wurde der Landmann erst zu rechter Tatkraft angespornt, wußte er doch, daß er nunmehr nicht für andere, sondern für sich und seine Familie arbeitete.

Der Schwedenkönig Karl X. Gustav in Schleswig-Holstein.

Von Dr. A. Gloy in Kiel.

Der verheerende dreißigjährige Krieg hatte endlich ausgetobt, und die bis aufs äußerste erschöpften deutschen Landschaften konnten wieder aufatmen. Auch den Herzogtümern hatte der Krieg schwere Wunden geschlagen. Im frischen Angedenken standen noch die Erpressungen, Einquartierungen und Brandstiftungen der Kaiserlichen unter Tilly, der Wallensteiner, der Schweden und dann wieder der Kaiserlichen unter dem General Gallas. 22 Friedensjahre sollten den deutschen Nordmarken nach dem Abschluß des Friedens von Brömsebro (1645) vergönnt sein, da loderte die Kriegsfackel plötzlich und unerwartet wieder auf, und wieder war es der Kampf zwischen Schweden und Dänemark, in den die Herzogtümer auch dieses Mal hineingezogen wurden.

Der nachteilige Friede von Brömsebro, welchen Dänemark, durch die glänzenden Erfolge der schwedischen Generale Torstenson und Wrangel gezwungen, hatte schließen müssen, ließ den Sohn und Nachfolger Christians IV., den König Friedrich III., nicht ruhen. — Während der aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken stammende Schwedenkönig Karl X. Gustav trotz des mit Hülfe der Brandenburger bei Warschau (1656) erfochtenen glänzenden Sieges in eine immer bedrängtere Lage geriet, benutzte der Dänenkönig daher die Gelegenheit, loszuschlagen. Die gesamte dänisch-deutsche Armee belief sich auf 21 800 Mann ohne die Besatzungstruppen. Darunter befanden sich 10 000 Reiter, die zur Hälfte aus Deutschen, Schleswig-Holsteinern und Geworbenen, bestand. Der herzogliche Anteil der Herzogtümer blieb natürlich ausgeschlossen, da der Herzog Friedrich III. ein vollständig souveräner Fürst und außerdem durch enge verwandtschaftliche Bande mit dem Schwedenkönig verbunden war. Derselbe war nämlich sein Schwiegersohn.

Während 6000—7000 Mann in den Herzogtümern zurückblieben, brachen die übrigen Truppen in das seit dem dreißigjährigen Kriege zu Schweden gehörige ehemalige Bistum Bremen ein und belagerten Bremervörde und andere schwedische Verschanzungen daselbst.

Friedrich III. aber hatte seinen Gegner unterschätzt. In ungeahnter Raschheit marschierte Karl Gustav mit seinem kleinen, aber durch mehrere Feldzüge abgehärteten Heere durch Preußen, Pommern, Mecklenburg auf Holstein. Zu Demmin wurde Musterung über die Truppen abgehalten. Es waren nur 9000 Reiter und Dragoner (diese werden immer besonders genannt, da sie auch zu Fuß ausgebildet waren) nebst 4000 Mann Fußvolk und 30 Stück Geschütz, „ein schwarzes und schmutziges Volk, aber wohl geübt und versucht, begierig nach neuen Quartieren," eine Bemerkung, welche zu denken gibt. Am 7. Juli des Jahres 1657 langten die Schweden in Ratzeburg an, wo sie sich einige Ruhetage gönnten. Am 22. wurde Trittau erreicht, am 23. gingen sie bei Fuhlsbüttel über die Alster und gelangten dann nach einem kleinen Gefecht mit den Dänen nach Ottensen (24.—26. Juli). Von hier aus begaben sich viele Soldaten nach Hamburg, um sich mit Gewehr und Kleidung zu versehen, ein Beweis dafür, wie abgerissen diese Truppen gewesen sein müssen. Auch wird erzählt, daß sich viele Hamburger im schwedischen Lager einfanden, um den Soldaten allerlei Gegenstände zu verkaufen.

Die dänischen Truppen standen unterdessen bei der Steinburg, Breitenburg und Itzehoe; die über die Elbe entsandten belagerten Bremervörde, erlagen aber bald dem schwedischen Korps unter Wrangel und retteten sich größtenteils auf die Schiffe. Unter den Gefangenen, sagt Meyer vom Hain in seinem „Theatrum Europaeum," sei auch nicht ein rechtschaffener Kerl (das heißt wohl wirklicher Soldat) zu sehen gewesen, sondern es seien alles jütländische Bauernknechte [1]) gewesen, schlecht mundiert, 16 Kompagnien stark. — Nachdem Karl Gustav am 28. Juli sein Hauptquartier in Wedel gehabt hatte, wurden Ütersen und Elmshorn besetzt, letzteres nach einem heftigen Gefecht an der Kröcker Schanze, welches den Dänen mehrere hundert Mann kostete. Die deutschen Truppen wurden dabei von den Schweden geschont, die Dänen dagegen, die man an der Sprache erkannte, niedergemacht. Auf dem Weitermarsche wurde dann nach einem unbedeutenden Gefecht die Stör überschritten, und der König nahm sein Quartier in Kellinghusen. Von da aus ließ er mit 2000 Mann einen Angriff auf Itzehoe unternehmen und, da der Kommandant der Stadt tapfere Gegenwehr leistete, Feuer hineinwerfen. Dasselbe faßte an zwei Orten; ein starker Wind kam hinzu, und bald stand die ganze damalige Neustadt in Flammen. Gegen Morgen schlug das Feuer über das Wasser, so daß auch die Altstadt samt dem Kloster und den Kirchen niederbrannte. Nur 10—12 Häuser blieben stehen. Die Besatzung entkam jedoch bis auf 4 Mann. Die Schweden erbeuteten viele Lebensmittel, und der ganze angerichtete Schaden wurde damals auf acht Tonnen Goldes geschätzt. Dieser Schreckenstag war der 8. August des Jahres 1657. Die Nachricht von der Einäscherung Itzehoes verursachte großen Schrecken im ganzen Lande. Es verbreitete sich das Gerücht, die ganze schwedische Armee bestände aus Türken, Tataren und Kosaken, und die Landleute brachten vielerorts sich und ihre Habe in Sicherheit. In dieser Zeit mögen denn auch viele jener erst in neuester Zeit wieder aufgefundenen Töpfe mit Münzen der Erde anvertraut worden sein, deren Jahreszahlen auf die Zeit der Eingrabung schließen lassen.

Nachdem die Schweden vor Itzehoe 47 Kompagnien hatten stehen lassen, um den aus Bremen nachrückenden Wrangel zu erwarten, trat die Hauptarmee den Marsch auf Kiel und Rendsburg an. Am 22. August langte ein Teil der Schweden vor Kiel an und lag zwei Nächte hindurch südlich von der Stadt in einem Lager. Am dritten Tage rückten fünf Regimenter in die Stadt ein und

[1]) natürlich fast lauter Leibeigene.

wurden in den adeligen Häusern einquartiert, 200—300 in einem Hause. Die Bürger mußten ihnen den Unterhalt verschaffen, blieben aber dafür selbst in ihren Häusern verschont. Die Stadt gehörte ja eben zum herzoglichen Anteil. In den adeligen Häusern, deren Besitzer in dänischen Diensten standen, hausten die wilden Gesellen aber ganz barbarisch. Fenster- und Türrahmen wurden herausgerissen und verbrannt, und was nicht niet- und nagelfest war, zerschlagen. Eine kleine Abteilung blieb in Kiel liegen; die übrige Armee war unterdessen an dem gut verteidigten Rendsburg vorbei nach Norden weitermarschiert und am 24. August vor Gottorp, der Residenz des Herzogs, angelangt. Der König ritt, von seinem Stabe begleitet, vor das Schloß. Der Herzog kam ihm mit seinem Gefolge entgegen und bereitete dem königlichen Schwiegersohne einen würdigen Empfang. Die schwedische Armee lagerte eine Viertelmeile weiter nördlich, ohne die Stadt zu betreten. Am folgenden Tage ließ der König dem Herzog und seiner Gemahlin zu Ehren eine große Parade abhalten. Sämtliche Truppen mußten sich „in Bataglie präsentieren und aus den Stücken, Musketen und Pistolen Salve schießen." Nach glänzender Bewirtung in aufgeschlagenen Zelten (am Tiergarten), bei der „Kanonenschüsse bei allen ausgebrachten Gesundheiten den Wunsch bestätigen mußten," kehrten alsdann die „gesammten hohe Königl., Fürstl., Gräfliche und andere Personen wohl berauscht wieder nach Hoff" (vgl. Olearius' Chronik). Der König machte dem herzoglichen Schwiegervater einige prächtige türkische Pferde zum Geschenk „mit allem Zubehör, als Sattel, Zaum, Pistolen, welches alles mit Gold und Silber, insonderheit der Zaum, Sattel und Schabberach mit allerhand köstlichen Edelsteinen besetzt gewesen." Der Herzogin schenkte er eine schöne Fontäne, „so ein Kunststück in Gestalt eines Röhrenbrunnens."

Am 28. August erfolgte der Abmarsch nach Flensburg in Begleitung des Herzogs. Friedensvermittelungen, welche derselbe zwischen den beiden Königen versuchte, blieben erfolglos, da die von Karl Gustav dem König gelassene Bedenkzeit nur auf 24 Stunden bemessen wurde. In Jütland rückten die Schweden, ohne daß irgendwo Widerstand begegnete, „mit voller Front" Anfang Septembers ein und lagerten sich vor der Festung Friedrichsodde (Fredericia). Der Major Bodeker befehligte die hier liegenden Truppen, der Markgraf von Baden die um Flensburg und Schleswig lagernden und der Pfalzgraf von Sulzbach die vor Kiel. Die zum königlichen Anteil gehörige Festung Rendsburg hielt sich wacker. Die Besatzung machte sogar mehrere Ausfälle, doch wurden bei einem derselben 200 dänische Reiter von den Schweden in die Enge getrieben, 40 Mann niedergemacht und 130 in der Nähe von Kiel zur Ergebung gezwungen. Bald darauf wurde auch Friedrichsodde bei dem ersten Sturm gewonnen, das Schloß Pinneberg neu befestigt und Alsen besetzt. Am 26. Dezember fanden noch in der Nähe von Heiligenstedten und an den Störschanzen hitzige Gefechte statt, an denen sich auch die sogenannten „Schnapphähne," eine freiwillige Bauernreiterei, die schon früher im 30jährigen Kriege den Schweden viel zu schaffen gemacht hatte, beteiligte. Beim Nachsetzen gelangten die Schweden bis nach Krempe, wo sie 20 Häuser der Umgegend, die den eben erwähnten Schnapphähnen gehörten, in Brand steckten.

Damit ging das Jahr 1657 zu Ende. Der König begab sich nach Wismar und pflog von hier aus Verhandlungen mit Dänemark, die aber zu keinem Resultat führten. Schon am 27. Dezember brach er weitere Verhandlungen ab. Am 15. Januar 1658 reiste er von Wismar ab und langte am 19. über Oldesloe in Kiel an in Begleitung von 700 Reitern. Hier hielt er mit den Generalen und Ministern, die er im voraus dorthin befohlen hatte, Kriegsrat ab, und es wurde der kühne Entschluß gefaßt, über das Eis nach den dänischen Inseln überzusetzen. Am 28. Januar war der König schon wieder in Flensburg und am 30. wurde

sodann der verwegene Marsch von dem jütischen Stranddorfe Heilse (in der Nähe von Hadersleben) aus angetreten. 3000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferde betraten die Eisdecke und gelangten glücklich nach Fühnen hinüber. Nur zwei Kompagnien Fußvolk und die Kutsche des Königs wurden von den Fluten verschlungen. Artillerie, Munitions- und Packwagen folgten auf demselben Wege. Die Reiter mußten bei dem Übergange absitzen und ihre Pferde am Zügel führen. Außerdem war befohlen, daß die Kanonen in weiten Abständen von einander fahren sollten, und so ging auch nicht ein Stück Geschütz verloren. Auf Fühnen gelandet, gingen die Schweden sofort zum Angriff über und nahmen fast das ganze dänische Korps, etwa 4000 Mann, gefangen. Nur 300 entkamen nach Seeland. Doch auch hierhin folgten die Schweden. Obwohl der Frost in Tauwetter umzuschlagen drohte, führte der König am 5. Februar seine Kavallerie nach Langeland, am 6. fuhr er auf einem Schlitten nach Laaland, während das Eis schon mit Wasser bedeckt war, und am 9. betraten die Schweden bei Vordingborg das Ufer von Seeland. Unfähig, weiteren Widerstand zu leisten, mußte Dänemark jetzt den Frieden von Roeskilde schließen (2. Mai 1658).

Noch einmal sollte Karl Gustav den Boden Schleswig-Holsteins betreten. Nachdem er in Gotenburg einen Reichstag abgehalten hatte, erschien er am 2. Juli 1658 wieder in Gottorp, wohin ihm seine Gemahlin bereits im Juni vorausgereist war. Dort empfing er Gesandte aus Dänemark, England, Neuburg, Holland, Bremen, Pommern und Hamburg. Nur dem kurfürstlich-brandenburgischen Gesandten verweigerte er die Audienz. Der Empfang von seiten des Herzogs war in ähnlicher Weise glänzend gestaltet wie im Vorjahre. Am 8. Juli traf der König dann in Kiel ein und rüstete hier aufs neue ganz in der Stille zum Kriege gegen Dänemark eine Flotte aus, auf welcher 3000 Reiter und 4300 Fußgänger eingeschifft wurden (Juli 1658). Man hat dies Beginnen des Königs früher ziemlich allgemein als einen schmählichen Friedensbruch dargestellt. Es ist aber doch sehr wahrscheinlich, daß er an dem großen Bunde der Holländer, des Kaisers, Brandenburgs und Polens Dänemark für beteiligt gehalten hat, und wohl mit Recht. — Der Sturm der Schweden auf Kopenhagen mißlang jedoch, und der Einmarsch der nunmehr mit Dänemark verbündeten Kaiserlichen, Brandenburger und Polen unter dem Oberbefehl des großen Kurfürsten entrissen den Schweden alle Vorteile wieder, die sie unter so großen Anstrengungen errungen hatten. Karl Gustav überlebte das Mißlingen aller seiner Pläne nicht lange. Er starb im Jahre 1660. Die gewaltigen Aufregungen und Strapazen, die er seinem ohnehin nicht starken Körper zugemutet, hatten seine Gesundheit untergraben. Den jungen Christian Albrecht, den Sohn seines ihm schon 1659 im Tode voraufgegangenen Schwiegervaters Friedrichs III., ließ er dem dänischen König gegenüber in sehr mißlichen Umständen zurück, in die er den Herzog durch seine verwegene Politik gebracht hatte.

Die Herzogtümer wurden die Schweden aber nun endlich los. Beim Anrücken der Verbündeten zogen diese nach Norden ab, jedoch nicht ohne vorher ihren Ingrimm an den bisher besetzt gehaltenen Landstrichen auszulassen. In der Nacht vor dem 10. September 1659 sah man von Hamburg aus den Feuerschein von brennenden Häusern und Ortschaften im weiten Umkreise. In der Kremper-, Wilster-, Haseldorfer und Neuendorfer Marsch wurden die adeligen Häuser in Brand gesteckt, desgleichen das Kloster in Ütersen, das königliche Amthaus in Pinneberg und viele Dörfer. Auch in Segeberg wurden Häuser eingeäschert. Die Schweden wichen ohne Widerstand vor den weit überlegenen Gegnern; auch das so lange blockiert gehaltene Rendsburg mußten sie nun endlich aufgeben. Wenige von ihnen sahen, da die Gegner nun auch die See beherrschten, ihre Heimat wieder. An den sogenannten Befreiern erlebten die hart geplagten Bewohner Schleswig-Holsteins

indessen auch nicht viel Freude. Mochten auch die Brandenburger gute Manneszucht halten, so verübten doch namentlich die 5000 Polen arge Greuel im Lande, viel ärgere noch als die Schweden, und an Einquartierungen und Ausschreibungen von Lieferungen aller Art ließen alle Truppen es nicht fehlen. Die Listen der „extraordinären Kontributionen" wissen davon zu reden.



Vornamen aus dem Kirchspiel Breklum.

Von P. **Brederek** in Breklum.

Da schon mehrere Male in der „Heimat" zahlenmäßige Nachweise über die Häufigkeit der verschiedenen Vornamen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten Platz gefunden haben, so möchte ich diese Mitteilungen ergänzen durch eine Zusammenstellung aus meiner Gemeinde, dem nördlichen Teil des Kirchspiels Breklum. Sie umfaßt die 4 Dörfer Sönnebüll mit 170, Vollstedt mit 120, Högel mit 270 und Lütjenholm mit 220, zusammen also rund 780 Seelen; und liegt heute so ziemlich an der Grenze des friesischen Sprachgebiets, wo das Friesische als Haussprache schon im Aussterben begriffen ist. Nach der letzten Schulstatistik vom 27. Juni 1900 gibt es nur in Vollstedt und in Lütjenholm noch je eine Familie, in der die Schulkinder mit den Eltern friesisch sprechen, und diese beiden sind eingewandert aus Kirchspielen, wo noch mehr Friesisch gesprochen wird. Im übrigen ist die Bevölkerung noch immer sehr seßhaft, und es gibt unter den etwa 150 Familien nur etwa 5—6, die nicht entweder aus der Gemeinde selbst oder doch aus der nächsten Umgegend stammen. Trotzdem — und das war das Ergebnis, dem ich nachspürte, und das ich zu meinem Leid-

Knabennamen.

Christliche.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Carsten	14	8	2	2	3
Christian	2	15	9	12	14
Johannes (Johann)	2	11	2	9	10
Hans	12	7	9	7	5
Jens	7	7	6	1	1
Peter	11	9	10	8	8
Paul	5	8	4	2	4
Andreas	4	2	3	3	3
Lorenz	3	3	1	2	—
Thomas	3	1	2	3	—
Marten	2	—	—	—	—
Martin	—	5	4	4	4
Nis	1	—	—	—	—
Nikolaus	—	—	2	3	—
Nickels	—	1	—	—	—
Klaus	—	—	1	—	—
Matthias	—	—	2	1	2
Marx	—	1	—	—	—
Markus	—	—	—	1	—
Rasmus	—	1	—	—	—
Asmus	—	—	—	1	—
Jakob	—	6	6	5	1
Daniel	—	—	1	—	—

Altgermanische.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Sönke	9	2	3	—	—
Ketel	5	3	3	1	—
Broder	4	1	4	—	—
Pay	3	—	—	—	—
Backe	2	—	—	—	—
Frerk	2	—	—	—	—
Friedrich	—	2	5	5	6
Ingwer	2	2	4	2	3
Boy	1	—	1	—	—
Fedder	1	—	—	—	—
Godber	1	—	1	—	—
Nahne	1	—	—	—	—
Nommen	1	—	—	—	—
Tade	1	—	—	—	—
Tede	—	—	2	—	—
Volquard	1	—	—	—	—
Detlef	—	2	3	—	—
Adolf	—	1	1	1	1
Albert	—	1	1	—	—
Albrecht	—	—	—	2	—
Mumme	—	1	—	—	—
Sievert	—	1	—	—	—
Siegfried	—	—	—	1	—
Hermann	—	1	1	—	—
Dietrich	—	—	1	—	—
Heinrich	—	—	3	4	—
Bahne	—	—	1	—	—

wesen auch bestätigt fand — beginnen selbst hier die alten friesischen Vornamen jetzt allmählich den eingewanderten zu weichen. Ich habe nun aus den Kirchenbüchern je 100 männliche und weibliche Vornamen (also nicht nur die Rufnamen) aus verschiedenen Zeiten ausgezogen, nämlich 1. aus den Jahren 1639 ff. (damit beginnen unsere Kirchenbücher), 2. aus den Jahren 1763 ff. (davor ist in den Kirchenbüchern eine jahrzehntelange Lücke), 3. aus den Jahren 1800 ff., 4. aus den Jahren 1850 ff., 5. von der Gegenwart an rückwärts gehend. Die Ergebnisse sprechen für sich selbst. (Siehe Knabennamen auf S. 17.)

Folgende Namen kommen erst seit 1850 vor: Julius 7 (1850) und 2 (1900); August 4, 0; Anton 1, 1; Bernhard 1, 2; Ferdinand 1, 1; Georg 1, 0; Karl 1, 7; Leopold 1, 0; Stephanus 1, 3; Theodor 1, 0. — In der letzten Gruppe finden sich auch: Jeß, Heinzen, Kornelius, Emil, Ernst, Frens, Alfred, Bruno, Kurt, Ludwig, Wilhelm je einmal.

Mädchennamen.

Christliche.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Christine	17	13	12	7	8
Christiane	—	—	—	2	—
Carstin	1	—	—	—	—
Karrin	16	—	—	—	—
Katharina	—	10	20	16	14
Trinke	—	1	—	1	1
Käthe	—	—	—	—	2
Anke	5	1	—	—	—
Anna	—	7	10	6	7
Antje	—	1	—	—	—
Una?	4	—	—	—	—
Hanna	—	2	2	1	1
Johanna	—	—	—	1	5
Marrit	4	—	—	—	—
Marie	—	6	19	9	13
Marike	—	2	—	—	—
Marianne	—	—	—	1	—
Syssel (Cäcilia?)	3	6	1	—	—
Dorthe	2	—	—	—	—
Dorothea	—	6	5	3	4
Dora	—	—	—	1	—
Theodora	—	—	—	3	1
Martha	3	—	—	—	—
Abel	1	—	—	—	—
Elsabe	1	1	—	—	—
Else	—	—	—	1	1
Magdalena	1	1	—	3	3
Lena	—	—	3	—	—
Helene	—	—	—	—	1
Magda	—	—	—	—	1
Susanne	1	—	—	—	—
Margareta	—	15	11	4	6
Metta	—	1	—	—	—
Sophie	—	2	4	9	3
Agathe	—	1	—	—	—
Engel (Angela)	—	1	—	—	—
Lucie	—	—	1	2	—

Germanische.

	1639 ff.	1763 ff.	1800 ff.	1850 ff.	1901—1897
Inge	14	1	1	—	—
Ingeborg	—	8	6	2	—
Emmer	6	—	—	—	—
Osche	6	—	—	—	—
Sye (=Siga?)	3	—	—	—	—
Botel	2	—	—	—	—
Botella	—	1	—	—	1
Kay	2	—	—	—	—
Kie	1	—	—	—	—
Momke	2	1	—	—	—
Franke	1	2	—	—	—
Nummen	1	—	—	—	—
Sicka (= Siga?)	1	5	2	—	—
Syster	1	—	—	—	—
Volline	1	—	—	—	—
Heilwig	—	1	—	—	—
Poppe	—	1	1	—	—
Poppelene	—	—	—	—	1
Friederike	—	—	2	3	5
Frieda	—	—	—	—	2

Erst seit 1850 finden sich: Pauline 4 (1850) und 0 (1900); Karoline 3, 0; Lina 1, 0; Ida 3, 1; Amalie 5, 2; Juliane 2, 1; Brigitte 1, 0; Klara 1, 1; Henriette 1, 0; Laura 1, 0; Luise 1, 2; Mathilde 1, 0; Petrine 1, 0; nur der letzten Gruppe gehören an: Alma 2 mal, Bertha, Cäcilie, Emma, Hermine, Josine, Malwine je 1 mal.

Die Zahl der alten friesischen Namen ist schon in der ersten Gruppe verhältnismäßig gering.

Die alte „Stadt Hamburg" in Eckernförde.

Von F. Lorentzen in Kiel.

Zu den bekanntesten unter den alten Gebäuden Eckernfördes zählte die alte „Stadt Hamburg." Wie die großen eisernen Ziffern an der Seitenwand den Vorübergehenden kündeten, war sie im Jahre 1727 erbaut, und der umfangreiche, mit charakteristischem Giebel geschmückte Bau inmitten der benachbarten

niedrigen Wohnhäuser des kleinen Städtchens bildete lange einen imposanten Abschluß der auf ihn zuführenden Hauptstraße, der jetzigen Kieler Straße. Über seine Freitreppe sind gar viele Fremde zur gastlich geöffneten Tür hinaufgeschritten; er war ein Absteigequartier und eine Feststätte, wo man gern einkehrte. Namentlich unter seinem letzten Besitzer Simon Friedrich Hansen genoß das Hotel wegen seiner mannigfachen Vorzüge einen Ruf in unserer Provinz und über ihre Grenzen hinaus. Damals stand es unter dem Zeichen der blau-weiß-roten Fahne. Sein Besitzer war ein eifriger Patriot, und seine Räume waren der Sammelpunkt der patriotisch gesinnten Männer und Gäste des Städtchens. Der Ruhmestag von Eckernförde gab auch diesem Hause eine gewisse historische Bedeutung. Als am Abende nach dem glorreichen Kampfe am 5. April 1849 Herzog Ernst von Koburg-Gotha in die Stadt gekommen war, weilte er in „Stadt Hamburg," und vor ihrer Freitreppe fuhr der dänische Admiral Paludan vor, um dort dem Herzog als dem Höchstkommandierenden in der Stadt den Degen zu überreichen.



Die alte „Stadt Hamburg" in Eckernförde im Jahre 1899.
Photographie von F. Baasch in Eckernförde.

Als Hotel hat die alte „Stadt Hamburg" bis zum Jahre 1854 gedient, um alsdann die Räume für eine Pflanzstätte der Volksbildung zu bieten. Durch eine Königliche Resolution[1]) vom 21. Juni 1854 wurde nämlich bestimmt, daß das deutsche Schullehrerseminar für das Herzogtum Schleswig von Tondern nach Eckernförde verlegt werde, und das Ministerium autorisiert, „das dem Gastwirt Hansen in Eckernförde gehörige Wohnhaus mit Nebengebäuden und den sonstigen Pertinenzien" für eine Kaufsumme von 20000 Talern zur Errichtung des Seminars anzukaufen. Die alte „Stadt Hamburg" mußte nun im Innern manche Umgestaltungen erfahren. Der Umbau nahm längere Zeit in Anspruch, so daß erst

[1]) Die ersten 30 Jahre des Kgl. Schullehrer-Seminars zu Eckerförde-Vorby, 1888.

am 20. April 1858 die feierliche Eröffnung der Anstalt erfolgen konnte. Zwei Tage später begann der Unterricht. Unter der Führung des bis dahin mit der Leitung des Seminars in Tondern betrauten Direktors Professor Bahnsen erfreute sich das Seminar einer gedeihlichen Entwicklung. Deutscher Geist waltete nach wie vor in den Räumen, in denen vorher so oft Schleswig-Holsteins Wünschen und Hoffen zum Ausdruck gelangt war. Das bedeutungsvolle Jahr 1864 führte auch für das Seminar schwerwiegende Ereignisse herauf. Als schon am 1. Februar die preußischen Truppen die Eider überschritten und, die Dänen vor sich hertreibend, durch Eckernförde und seine nächste Umgebung nach Missunde vorrückten, da war zur friedlichen Arbeit am Seminar nicht Zeit noch Raum. Noch am Nachmittage wurde der Unterricht geschlossen, die Seminaristen kehrten in die Heimat zurück; jedoch nahmen viele ihren Weg über Kiel, um dort am 3. Februar an der Huldigung des Herzogs Friedrich teilzunehmen. Die Räume des Seminars aber wurden wieder, wie 15 Jahre früher in der alten „Stadt Hamburg,“ als Lazarett benutzt. Nachdem noch zu Ostern 1864 trotz der Kriegsunruhen die Abgangsprüfung abgehalten worden war, wurden aber die beiden unteren Klassen als deutsche Abteilung wieder dem Seminar in Tondern angegliedert, da auch der treffliche, von seinen Schülern hochverehrte Leiter Professor Bahnsen, der seinem Wahlspruche: „Volkesbildung — Volkeswohl“ — so kündet es der Gedenkstein auf dem Eckernförder Friedhofe — sein Leben und Streben gewidmet hatte, am 21. Mai desselben Jahres verstorben war. Jedoch schon im nächsten Jahre wurden die Seminargebäude ihrer Bestimmung zurückgegeben; am 8. Juni 1865 fand die Wiedereröffnung statt. Bald wallte bei festlichen Gelegenheiten die schwarz-weiße Flagge mit dem preußischen Aar vom Giebel der alten „Stadt Hamburg“ herab, und 20 Jahre hat sie diesem Zeichen unterstanden. Da die Baulichkeiten sich auf die Dauer jedoch für die Zwecke des Seminars als unzulänglich erwiesen, auch das Gebäude und das Grundstück bei der Sturmflut 1872 sehr gefährdet gewesen waren, so war schon 1874 in einem Vertrag mit der Stadt von einem Neubau für das Seminar die Rede. Nach verschiedenen Erwägungen wurde später für ein neues Seminargebäude ein geeigneter Platz in dem der Stadt Eckernförde benachbarten Dorfe Borby erwählt. Am 11. April 1885 konnte die feierliche Einweihung des Neubaus erfolgen, und das alte Gebäude stand verwaist und verlassen da. Das ganze Grundstück wurde für 55 000 ℳ von der Stadt Eckernförde erworben. Noch fast 15 Jahre hat das Hauptgebäude zu Wohnzwecken Verwendung gefunden. Doch als am 5. April 1899 die Stadt Eckernförde die 50jährige Feier ihres Ruhmestages beging, da stand das einstmals so prächtige Gebäude schon fast schmucklos da. Es war dem Untergange geweiht, und noch in demselben Jahre fielen seine Mauern. An seiner Stelle hat sich ein stattlicher Neubau erhoben, über dessen Zinnen der deutsche Adler im schwarz-weiß-roten Tuche flattert. Wieder ist die Stätte ein Ort des regsten Verkehrs geworden, die alte „Stadt Hamburg“ ist durch das Dienstgebäude der deutschen Reichspost ersetzt.

Jeder Besucher Eckernfördes, der das Städtchen in seiner früheren Gestalt kannte, nun einmal wieder vom Bahnhofe oder von der Kieler Chaussee her die Stadt betritt, wird mit Freude wahrnehmen, wie sich der Ort gerade am Eingange verjüngt, verschönt, und gerade das Postgebäude in Verbindung mit dem benachbarten neuen Schulhause hilft diesen Eindruck erhöhen. Wer aber aus der Stadtmitte nach Süden seine Schritte lenkt, und gewohnt war, schon aus weiterer Ferne das „Weiße Haus von Eckernförde,“ wie das alte Seminar oft scherzweise genannt wurde, mit seinem Giebel, seiner Freitreppe vor sich zu sehen, nun aber an gleicher Stelle eine kahle, schmucklose Ziegelsteinwand mit hohem Telephonturm darüber erblickt, der wird mit Bedauern diese Veränderung des einst so interessanten

Straßenbildes bemerken. Unwillkürlich muß sich jedem, der Interesse für solche Dinge hat, die manche Städte, wie Hildesheim und Lübeck, zu ihrem eigenen Vorteil so hoch anzuschlagen und zu werten wissen, die Frage aufdrängen: War es nicht möglich, hier, wo das neue Gebäude bei veränderter Richtung der Front die gleiche Lage wie das alte bekommen hat, das Straßenbild durch Ausgestaltung der Seitenwand zu erhalten? War es nicht angängig, den Neubau in einer Form aufzuführen, die eine Anlehnung an die bekannte alte „Stadt Hamburg," das alte Seminar, erkennen lassen würde? Gerade an dieser Stelle hätte m. E. nicht, wie geschehen, ein Gebäude errichtet werden dürfen, das mit gleichem Rechte in jeder andern Stadt stehen könnte und in mancher auch zu finden sein dürfte, sondern an dieser bevorzugten Lage hätte ein charakteristischer Bau sich erheben müssen, der noch weit mehr der Stadt dann zur Zierde gereicht hätte. (Vgl. Mühlke, Der Neubau der Reichsbank in Schleswig, „Heimat" 1902, S. 155.)



Mitteilungen.

Anfragen.

1. Th. in B.: Sie fragen, welchen Wert folgendes Kräuterbuch habe: „Tabernaemontani von D. Jacobi Theodori (1588). Ich weiß das nicht. Sie wollen es verkaufen. Vielleicht findet sich unter unsern Mitgliedern ein Abnehmer; meine Vermittlerschaft sage ich zu. Bieten Sie der königlichen Universitäts-Bibliothek zu Kiel das Werk zum Verkauf an. Andernfalls würde ev. auch W. Junk, Verlag und Antiquariat für Naturwissenschaften, Berlin, NW. 5, das Buch kaufen. Barfod.

2. Was für Werke giebt es über schleswig-holsteinische Schmetterlinge? Außer den Beiträgen in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins, welche Ihnen bekannt sind, kommen noch in Betracht die Mitteilungen von H. T. Peters in der „Heimat," Jahrgang 1893. Ein eigenes Werk, das speziell über schleswig-holsteinische Schmetterlinge berichtet, ist mir nicht bekannt. H. T. Peters empfiehlt den Sammlern in Schleswig-Holstein das Werk von Heinemann: „Die Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz." Ein anderer kundiger Freund der „Heimat" macht aufmerksam auf Speyer, A. u. A., „Die geographische Verbreitung der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz," und Andreas Bang Haas, „Verzeichnis der in Dänemark lebenden Lepidopteren, herausgegeben in der naturhistorischen Zeitschrift in Kopenhagen, Jahrgang 75." Eckmann.

3. Zu der **Kindheitserinnerung von 1848** des Herrn Kier aus Tondern im vorjährigen Novemberhefte der „Heimat" möchte ich Einiges bemerken und zwar zunächst für meine Person dem Einsender für die interessante lebhafte Schilderung der betreffenden Ereignisse meinen Dank aussprechen. Von dergleichen Mitteilungen können vor allem wir älteren Schleswiger, in deren Nähe die verschiedenen Kriegsbegebenheiten sich zugetragen haben, garnicht zu viel bekommen. Leider sind meine Bemühungen, durch den Kampfgenossenverein und den Verein der Offiziere usw. der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee etwas Ähnliches zu Stande gebracht zu sehen, wie es die Dänen in dem bekannten, auch in der „Heimat" zu der Zeit besprochenen Buche von 1898: „Dengang jeg drog afsted" besitzen, gänzlich gescheitert. Um so freudiger begrüße ich jedesmal die Mitteilungen einzelner alter Krieger aus jener großen Zeit, die es wahrlich nicht verdient hat, von uns vergessen, von der jüngeren Generation ganz ignoriert zu werden. Von diesen Herren, deren Reihen durch den Tod immer mehr gelichtet, oder die durch Altersschwäche immer mehr behindert werden, haben wir wahrscheinlich nicht viele neue Mitteilungen zu erwarten. Dagegen ist es nun unsere — ich meine der Leute (Damen oder Herren) im Alter von 60—70 Jahren — Sache, was entweder in Tagebüchern oder Briefen aus jener Zeit vorhanden ist oder in unserer eigenen Erinnerung lebt, zu dem genannten Zweck auszunutzen. Wenn auch geschichtlich Bedeutendes selten dabei herauskommen wird, wenn auch kleine Irrtümer mit unterlaufen, so schadet das nicht. Den meisten Lesern wird das gleichgültig sein; der Kenner wird sich dadurch die Freude an den lebendigen Stimmungsbildern, die vielleicht doch auch hie und da einzelne Lücken in seinem Wissen auszufüllen geeignet sind, nicht verkümmern lassen. Unsere „Heimat" wird gewiß auch in Zukunft wie bisher solchen Einsendungen gern einen Platz einräumen.

Indem ich sodann die Frage des Herrn Kier: „Ist den genauen Kennern des Krieges

von 1848 das Gefecht bei Errichstedt [1]) bekannt?" bejahe, erlaube ich mir zugleich die Gegenfrage: „Weiß Herr Kier, daß die am Vormittage (des 30. Juni) truppweise als Gefangene eingebrachten Rotröcke höchst wahrscheinlich keine Dänen, sondern, wenigstens größtenteils, Schleswiger, vielleicht sogar Südschleswiger waren?" Nach dem dänischen Generalstabswerk gehörten zwei verschiedene Abteilungen von Gefangenen, von denen die eine unsern schleswig-holsteinischen Jägern, die andere Truppen des 10. Armeekorps in die Hände fielen, dem 13. Infanterie-Bataillon an, das ursprünglich aus Südschleswigrrn bestand nnd beim Ausbruch unserer Erhebung in Fridericia garnisoniert hatte, weshalb es sich derselben nicht hatte anschließen können. Jedoch erschienen bis zum 28. März von den einberufenen Permittierten und Reserven nur 9 Mann beim Bataillon, da alle übrigen, dem Rufe der provisorischen Regierung folgend, sich nach Rendsburg begeben hatten, um sich der schleswig-holsteinischen Armee anzuschließen. Nur 200 Mann stark — eine Abteilung von 30 Mann war zur Bewachung des Viborger Zuchthauses abkommandiert — rückte das Bataillon am 29. März in Kolding ein. Durch Reservisten aus der Umgegend von Fridericia wurde es bis zum 8. April auf etwa 250 Mann verstärkt, und erst 3 Tage vor der Schlacht bei Schleswig hatte es, Offiziere mitgerechnet, eine Kopfzahl von 585 unter Gewehr erreicht. Aus der Heimatsangabe der Gefallenen bei Cohen, De Faldnes Minde, ergiebt sich, daß diese Kompletierung durch Einstellung von Reservisten aus Mittelschleswig und Fünen geschehen sein muß. Wenn ich trotz dieser Zusammensetzung des 13. dänischen Infanterie-Bataillons es nicht nur als möglich, sondern als wahrscheinlich hinstelle, daß jene Gefangenen Schleswiger gewesen sind, so veranlaßt mich dazu die Stelle in einer am 5. Juli 1848 vom Grafen v. Reventlow-Farve in der vereinigten Ständeversammlung (Bericht über die Verhandlungen S. 476, Itzehoe 1848) gehaltenen Rede, wo er von 50 Landsleuten spricht, „die gelegentlich der letzten Affäre bei Hadersleben den Feind verließen und zu uns übergingen." — Ein noch lebender damaliger Angehöriger des 13. dänischen Bataillons aus dem Amte Hütten erklärt auch, daß die meisten schleswigschen Mannschaften seines Bataillons „sich nicht als Dänen gefühlt und daß ihre Stimmung immer auf Desertieren gewesen (sic!) sei."

Flensburg. H. Hansen.

4. **Aale und Regenwürmer.** Eine eigentümliche Beobachtung machte ich in den letzten Tagen. 3 in der Bille gefangene Aale gaben in der Gefangenschaft etwa 100 Regenwürmer von sich. Daß Aale diese Tiere mit großer Vorliebe verspeisen, ist allbekannt. Da sie diese Würmer im Wasser nicht finden und fangen können, so erscheint die Annahme, wonach die Aale des Nachts im Tau aufs Land wandern, wahrscheinlich.

Trittau, den 12. September 1902. Rienau.

5. **Märchen „Hühnchen und Hahn."** Es könnte vielleicht den einen oder andern interessieren, daß das Märchen „Hühnchen und Hahn" (Heft 11 S. 264) sich in friesischer (amringer) Sprache abgedruckt findet in dem föhringisch-amringischen Almanach von Bremer und Jürgens, Jahrg. 1893 S. 72. Auch die Geschichte von Klein-Ehlke und Groß-Ehlke (S. 266) steht im Almanach, Jahrg. 1896 S. 69, und zwar in drei verschiedenen Fassungen. — Leider ist dies für die Kenntnis der Sprache, Sitte usw. der nordfriesischen Inseln so wichtige Unternehmen, auf dessen Bedeutung auch Direktor Detleffsen in seinem Bericht für die schleswig-holsteinische Direktorenversammlung S. 99 hinweist, wieder eingegangen.

Solingen. J. Bernhardt.

Bücherschau.

1. **Johann Hinrich Fehrs: Zwischen Hecken und Halmen.** Gedichte in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache. Zweite vermehrte Auflage. Garding, Verlag von H. Lühr und Dircks. — Als plattdeutscher Erzähler hat Fehrs sich einen stets größeren Leserkreis erworben. Bücher wie „Allerhand Slag Lüd" und „Ettgrön" gehören sicherlich zu den besten Erzeugnissen echter Heimatskunst. Es steckt in ihnen nichts im schlechten Sinne Modernes, nichts von jener Sentimentalität und gezierten Manier, die leider in jüngster Zeit so sehr beliebt sind. Der Dichter empfindet ebenso einfach wie die einfachen Menschen, die er darstellt: das ist das Schönste, was man von ihm sagen kann. Er wird freilich zunächst auf rauschende Erfolge verzichten müssen, kann aber auch niemals mit der Mode veralten. Dem Erzähler kommt der Lyriker, nach meinem Urteile, nicht gleich. Trotzdem mache ich es mir zur Pflicht, dieses bescheidene Bändchen hochdeutscher und plattdeutscher Gedichte, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, allen Freunden gesunder und frischer Lyrik

---

[1]) unter dem Namen „Gefecht bei Bjerning am 30. Juni" (nachdem am Tage zuvor die Beschießung von Hadersleben stattgefunden hatte). Zu vergleichen: „Den dansk-tydske Krig i Aarene 1848—50 . . . udgivet af Generalstaben." I S. 1044 ff. u. 1080 ff.

warm zu empfehlen. Es enthält keinen vollendeten Kunstkrystall, wie unter den Erzählungen des Dichters „Int Försterhus“ oder „Ehler Schoof,“ die den Vergleich mit dem Höchsten nicht zu scheuen brauchen, aber sicherlich eine ganze Reihe warm empfundener, formschöner Dichtungen, die beweisen, daß Fehrs zu den glücklichsten und selbständigsten Nachfolgern Groths und Storms gehört. Die plattdeutschen Gedichte stelle ich über die hochdeutschen, sie sind ursprünglicher als jene. „De Heiloh,“ „De Heidblom,“ „Fröhjahr,“ „Harvst,“ „Maigrön“ kommen den besten Liedern Groths sehr nahe, sind voll tiefer und zarter Naturstimmung, die sich in wenige Zeilen konzentriert. Eines von ihnen möge hier seinen Platz finden:

Harvst.

De Vageln fleegt na't Süden,
De Blomen slapt all in.
Wat schall denn dat bedüden?
De Vageln fleegt na't Süden —
Lütt Swolk, wo wullt du hin?

An'n Mœlndiek nült in Regen
Slaprig de Wichelnbom;
Kahl is't nu allerwegen —
De Wichel nült in Regen
Un hett en swaren Drom.

Von höchster Formvollendung sind die beiden großen an Klaus Groth gerichteten Terzinengedichte, zugleich ein Denkmal der herzlichen Verehrung, die Fehrs dem älteren Meister entgegenbrachte. Wenig gelungen scheinen mir dagegen die Balladen, namentlich humoristische wie „Klas Fietje,“ während Episch-Idyllisches wie „Besök“ und „Röwerhauptmann Schill,“ dessen Anfangszeile ein vielleicht unbewußter Anklang an die Anfangszeile von Tennysons Gedicht „Godiva“ ist, dem Verfasser von „Allerhand Slag Lüd“ selbstverständlich viel besser liegt und besonders hervorgehoben zu werden verdient. — Auch der hochdeutsche Lyriker sollte weit mehr beachtet werden. Gedichte wie „Die alte Truhe,“ „Gesang der Wogen“ würden jede lyrische Anthologie zieren. In den „Mädchenliedern“ ist Fehrs am meisten abhängig von Storm, und über seine hochdeutschen Balladen, die meist schaurig-gespenstische Motive behandeln, gilt das oben über die plattdeutschen Balladen Gesagte. Unter den eigentlichen Liedern finden sich vortreffliche wie „Auf der Heide,“ „März,“ „Lenztag,“ die freilich neben den ähnliche Stimmungen wiederspiegelnden plattdeutschen: „De Heiloh,“ „Fröhjahr“ etwas zu kurz kommen. Auch darin berührt sich Fehrs mit Groth: sein inneres Leben ergießt sich am ungezwungensten in der Sprache seiner Kindheit. Es gibt kein untrüglicheres Zeugnis für die Wahrheit und Keuschheit seines lyrischen Gefühls.

Kiel. H. Krumm.

2. **„Die beiden Reidings.“** Im Verlage von D. B. Wiemann in Barmen ist soeben als Band VIII der Wiemannschen Hausbibliothek ein Roman von Fräul. Thusnelda Kühl aus Oldenswort erschienen, der den Titel „Die Reidings“ führt und seinen Schauplatz zur Hauptsache in der Umgebung Husums hat. Auch mit diesem Roman stellt sich Fräul. Kühl auf heimatlichen Boden, auf dem wir ihr ja schon so oft in ihren Arbeiten begegnet sind, und wirkt daher auf uns um so anziehender und verständlicher. Die Reidings, Helene und Anna Greta, sind zwei Schwestern, Töchter eines wohlhabenden Eiderstedter Bauern. Ihre Mutter ist früh verstorben; es hat den Töchtern daher in ihrer Kinderzeit an der sanft zurechtweisenden und leitenden Mutterhand gefehlt. Noch bevor sie den Kinderschuhen entwachsen, zeigen beide eine Selbständigkeit und einen Eigenwillen, denen ihr Vater, Christian Reiding, *nicht ganz gewachsen ist.* — *Mit den beiden Reidings auf derselben* Scholle, in Ohlingsdorf, wachsen zwei Knaben in sehr verschieden gesellschaftlicher Stellung auf. Der eine ist Klaus Hansen, der einzige Sohn des Pastors, der später Medizin studiert, aber stark literarischen Neigungen huldigt, und der andere ist Reimer Growe, der Adoptivsohn eines armen Pächters, ein schlichter, steifnackiger Innenmensch mit reicher natürlicher Begabung, der den Beruf eines Volksschullehrers erwählt, in Hattstedt Lehrer wird und dann noch auf den Gedanken kommt, zu studieren. — Die beiden Reidings, die anfangs Privatunterricht durch einen Kandidaten genossen hatten, kamen später nach Berlin in das Haus ihres Onkels, des Professors Cornils. Hier atmen sie in vollen Zügen Großstadtluft, und besonders Anna Greta wächst zu einem schönen und geistvollen Mädchen heran. Auf einer größeren Gesellschaft sieht Anna Greta auch den Studenten Klaus Hansen wieder und lernt einen norwegischen Maler, Torwald Struensee, kennen, der ihren Lebensweg später nicht ganz unbedenklich beeinflussen soll. Leider kündigen sich auch, trotz ihrer blühenden Schönheit, in Form einer schleichenden, sich hier und da äußernden Brustkrankheit die Keime des nahenden Todes an. In einem Erholungsheim im Harze aber verlobt sie sich dennoch mit Klaus Hansen, der Assistenzarzt am Elisabethheim in Berlin geworden ist. Bald wird auch die Ehe geschlossen, und das junge Paar bezieht in Berlin eine reizende Wohnung. Statt sich aber nun seiner Praxis und seinem jungen, schönen Weibe zuzuwenden, lebt Hansen nur seiner gänzlich unfruchtbaren Schriftstellerei und erzieht seine junge Frau systematisch dazu, ihr Herz mehr und mehr dem interessanten Hausfreunde Torwald Struensee hinzugeben. Auf einer Badereise an die Gestade der Nordsee treffen die beiden sich auf der einsam gelegenen Hallig Südfall und auf Nordstrand, aber erst nach

ihrer Rückkehr nach Berlin kommt es zwischen ihnen zu einer Aussprache. Nachdem Struensee seine Verhältnisse in der Heimat geordnet hat, verspricht sie ihm, die Ehe mit Klaus Hansen zu lösen und sein Weib zu werden. Gleich darauf erkrankt sie; gänzlich gebrochen kommt sie noch in das Haus ihres Vaters nach Ohlingsdorf. Da stirbt sie. Inneren Anteil an ihrem Tode nimmt außer ihren Verwandten nicht ihr Gatte, sondern Torwald Struensee; außerdem wird ihr Grabhügel für ihre Schwester Helene und Reimer Growe zum Anlaß einer Verlobung und einer glücklicheren Ehe. — Der Roman ist in kleinen, unter sich abgeschlossenen Bildern geschrieben; die einzelnen Charaktere sind streng und korrekt durchgeführt, die Form ist gewandt. Nirgends findet sich ein unnötiges Abschweifen; alles Mitgeteilte gehört zur Sache. Die völlig lebenswahre Schilderung nimmt den Lesrr so gefangen, daß er mit steter Spannung dem Fortschritt in der Erzählung folgt. Das Buch von 299 Seiten kostet ungebunden 3 M., gebunden 4,50 M. und ist sehr zu empfehlen.

Husum. M. Voß.

3. **Pfarrhäuser.** Eine Erzählung von **Marie Burmester.** Verlegt bei Klauß und Feddersen in Hanau. — In unserer heutigen Literatur tritt die Frau immer mehr hervor; die Unterhaltungsschriften entstammen zu einem großen Teil der Feder dichtender Frauen. Gewiß finden wir unter ihnen wenige große Künstler, die uns erschüttern, uns bis ins innerste Mark treffen und aufrütteln, aber es gibt unter ihnen sehr viele beachtenswerte, liebenswürdige Talente, die uns Stunden herzlicher Freude bereiten. Heute liegt ein Buch vor mir, das eine Schleswig-Holsteinerin, Marie Burmester, zur Verfasserin hat, das eine liebenswürdige, für Volksbibliotheken zu empfehlende Gabe bedeutet. „Pfarrhäuser" heißt es. Es führt hinein in verschiedene Pfarrhäuser Schleswig-Holsteins, in diese gemütlichen, strohgedeckten, parkumgebenen Häuser, in die Friedensstimmung ihrer gutherzigen Bewohner. Es ist ein christliches Buch, aber kein — ich betone es ausdrücklich — sogen. „frommes" Buch, so im Sinne der billigen Traktätchen mit ihren Erzählungen. — Das Einleitungskapitel macht uns in einer lieblichen, idyllischen Liebesscene mit der Heldin Gerlinde Reimann, der Tochter eines Landarztes, und ihrem heimlichen Verlobten, dem jungen Studenten Hans Ruhsert, bekannt, der vor seiner Abreise nach Jena steht. Die beiden haben sich ewige Treue geschworen, und sie glaubt an die Treue und wahrt ihre Liebe, trotzdem sie auf Jahre hinaus getrennt werden. Sie geht später, nachdem sie eine kurze Zeit in Hamburg als Lehrerin gewirkt hat, zu ihrem Bruder, dem Pastor Reimann in dem kleinen nordfriesischen Dorfe Huusbüll. In dem Hause dieser prächtigen, liebenswürdigen Leute lernen wir nach und nach alle Pastorenfamilien der Umgegend kennen, so Pastor Jessens Frau und Tochter, die den größten Teil ihrer Besuchstoilette immer erst im Hause ihrer Gastgeber vollenden, den 80jährigen Pastor Riessen, die immer fröhlichen Pastor Petersens aus der tiefen Marsch, „die während zwei Drittel des Jahres nur zu Fuß in hohen, derben Stiefeln ihre Freunde besuchen konnten, da der Wagen unfehlbar in der zähen, aufgeweichten Marscherde stecken geblieben wäre." Trotzdem fehlen sie bei keiner Zusammenkunft. In Huusbüll verkehrt auch Pastor Petersen aus dem kleinen Heidedorf, dessen Frau, eine geborene Berlinerin, sich nicht einleben kann, Pastor Riewerts, dessen Frau als Landmannstochter mit Freude und Erfolg noch die Landwirtschaft betreibt, und Pastor Beyer mit seiner musikalischen Frau, deren acht Kinder wie fröhliche Orgelpfeifen den ganzen Tag singen und jubilieren. Auch geht hier im Hause ein ehemaliger katholischer Priester aus Frankreich, Henri Guerrier, aus und ein. Er ist zum Protestantismus übergetreten und will sich in Deutschland auf das Amt eines evangelischen Predigers vorbereiten; er wird zu dem Zwecke von den verschiedenen Pastoren unterrichtet. Wie ein frommer Zauber berührt ihn das innige Familienleben im Hause des Huusbüller Predigers, und eine tiefe Liebe zu Gerlinde zieht in sein Herz. Sie aber weist seinen Antrag zurück, weil sie in Treuen ihres Verlobten harrt. Acht Jahre hat sie schon gewartet. Endlich kommt von ihm ein Brief, aber er enthält nicht die Mitteilung seiner Rückkunft, sondern die Bitte, ihn von seinem Wort zu lösen. Diese Nachricht wirft sie zu Boden, aber ihr starkes Herz findet seine Ruhe wieder, und ein lachendes Glück ist Gerlinden beschieden, da sie mit Guerrier, den sie lieben lernt, als seine Gattin in seine Heimat reist, wo sie in der Gemeinde mit ihm sorgt und arbeitet, in gleicher Freudigkeit wie ihr Bruder in Huusbüll, der durch den herzlosen Fanatismus seines Kollegen in den Kampf mit einer durch diesen gegründeten Sekte gestellt ist, aber doch endlich Sieg und Frieden gewinnt. — Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß Marie Burmester eine einfache, stille Geschichte erzählt, ohne jegliche Sensation, ohne jede Mache. Eine liebenswürdige Dorfgeschichte, schlicht und wahr, die, trotzdem sie kein Kunstwerk ist, dennoch ihre dankbaren Leser finden wird, besonders in den Dörfern, bei deren Bewohnern die Freude an christlicher Lektüre noch erhalten geblieben ist.

Kiel. W. Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 2. Februar 1903.

Blot af un to en Sünn'nstrahl.

Un fallt na lange Tid enmal
Hell in de Stuv en Sünn'nstrahl,
Un spelt so fründlich un so blank
Oppe Fensterbank, —
Dat muntert gliks den Minschen op,
Dat Hart ward fri un hell de Kopp, —
As wenn dat daglank stormt un weiht
Un de Regen an de Finstern sleit.

Wo mennig Minsch hett nix as Plag
Un kennt fast nix as Regendag'!
De Alldagsnot gnagt inne Bost
An Mot un Lust;
Un doch, so 'n arme Minschenseel
Driggt Wunner wul, wer weet, wovel,
Fallt af un to man fründlich mal
In't Hart en hellen Sünn'nstrahl!

Kiel. J. F. Ahrens.

Lauenburg an der Elbe.

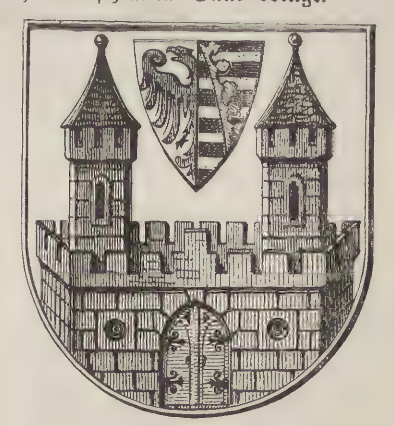
Von W. Sager in Lauenburg.

Vortrag auf der Generalversammlung in Lauenburg am 21. Mai 1902.

I.

Die Gründung der Stadt Lauenburg an der Elbe versetzt uns zurück in eine wild bewegte Periode unserer deutschen Geschichte, in eine Zeit, da der unheilvolle Ruf: „Hie Welf! Hie Waiblingen!" mit erneuter Schärfe durch Deutschlands Gaue dringt.

Zum fünften Male sehen wir den Kaiser Rotbart über die Berge steigen, um in Italien bestrittene Rechte und ins Wanken geratene Macht neu zu festen. Doch schon das trotzige Alessandria hemmt seinen Lauf. Hülfeflehend wendet er sich an seinen mächtigen Vasallen Heinrich den Löwen. Allein vergebens. Zu sehr mit seinen Unternehmungen im Norden Deutschlands beschäftigt, auch sonst verstimmt, rührt ihn nicht die dringendste Bitte — und der Kaiser muß den Kampf allein wagen. Bei Legnano sinkt seine Macht vor der Begeisterung der italienischen Jugend in den Staub. Heimgekehrt, ächtet er den Löwen. Doch trotzig flammt der unbeugsame Sinn desselben empor. Zwei Jahre lang kämpft er mit aller Erbitterung für sein Recht. „Hie Welf! Hie Waiblingen!" so klingt es aufs neue. Aber die Zahl der Feinde wird immer größer, ist doch die Beute, die der Kaiser ver-



Wappen der Stadt Lauenburg a. d. Elbe.

heißt, so reich! Der Löwe ermattet. Von Ratzeburg kommend, wo er am 29. Juni 1181 übernachtet, erreicht er etwa eine Stunde unterhalb Lauenburgs, beim Sandkrug, die Elbe. Die Erteneburg, die hier das hohe rechtsseitige Elbufer krönte, war als „erdene Burg," Erdwall, verschanztes Lager, wahrscheinlich zur Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen entstanden und bestimmt, den hier vorhandenen Elbübergang zu schützen. Von den Sachsenherzögen in eine eigentliche steinerne Burg verwandelt, hatte sie durch Heinrich den Löwen eine derartige Erweiterung erfahren, daß er in ihr verschiedene Landtage und Landesversammlungen abzuhalten vermochte. Wahrscheinlich aber fand Heinrich, als er sich ihr diesmal näherte, bereits fremde Besatzung vor, denn nur so ist es zu erklären, daß er sie den Flammen übergibt. Auf kleinen Fahrzeugen fährt der Herzog sodann elbabwärts, um von Stade aus ins Exil zu gehen. Mit den Trümmern des großen Reiches, das Heinrich 30 Jahre lang gebaut, bereicherte des Kaisers Gunst verschiedene deutsche Häuser. Sachsen, freilich nicht das alte, große —



Lauenburg an der Elbe. Fr. Nissen, Photogr.

sondern nur den östlichen Teil desselben, mit ihm aber auch unser Lauenburger Land, erhält Bernhard von Askanien, ein Sohn des berühmten brandenburgischen Markgrafen Albrechts des Bären.

Und dieser Bernhard ist es denn, dem Lauenburg sein Werden verdankt.

Um nämlich die nordelbischen Gebiete seines neuen Herzogtums gegen das Andringen der Dänen und Wenden zu schützen, auch, um sich gegen etwaige spätere Angriffe der vertriebenen Welfen zu sichern, beginnt er 1181 auf unserm heutigen Amtsplatz, einem am hohen Elbufer wunderbar schön gelegenen Punkte, den im Osten und Westen natürliche, tiefe Schluchten sicher schützen, mit dem Bau einer Burg, unserer Lowenborch, zu dem er auch das Steinmaterial der verbrannten Erteneburg, soweit es noch verwendbar war, herbeischafft.

Das Jahr 1181 ist neuerdings als Gründungsjahr angezweifelt worden und durch 1182 ersetzt, weil — wenn ich recht unterrichtet bin — man bezweifelt, daß das erstgenannte Jahr zu baulichen Unternehmungen noch genügend Zeit gewährt haben kann. Aber eine Inschrift am Südportal unserer Kirche bezeugt ausdrücklich, daß Herzog Bernhard „im Jahre 1181 die Lowenborch erbaut," und die Richtigkeit dieser Inschrift anzuzweifeln, liegt kein Grund vor. Dieselbe stammt nämlich aus dem Jahre 1598, also aus einer Zeit, wo die Chronik der lauenburgischen Herzöge noch gute Quellen zur Verfügung hatte, und rührt zugleich von dem damals regierenden Herzog Franz II. her, einem Manne, der — wie wir wissen — großen Wert darauf legte, die Geschichte seiner Vorfahren durchforschen zu lassen.

Was nun den für die neue Burg erkorenen Namen anbelangt, so macht die Etymologie desselben Schwierigkeiten.

In einer Zeit, in der man irrtümlich annahm, die Lowenborch verdanke Heinrich dem Löwen ihre Entstehung, erklärte man Lauenburg als Löwenburg (vgl. Mahneke-Dührsen S. 8 und 299). Tiefer begründet erschien sodann die Erklärung aus dem Slavischen: Lawa = Elbe. Man meinte danach eine Elbburg in der Lauenburg erblicken zu dürfen. Aber es wäre ja mehr als sonderbar gewesen, wenn Bernhard, der deutsche Herzog, zumal in einer dem Deutschtum längst wiedergewonnenen Gegend, seiner neuen Burg statt eines deutschen Namens einen halb slavischen gegeben hätte. Durch v. Duve (vgl. Mitteilungen S. 27) ist endlich für Lauenburg die Deutung „Waldburg" aufgekommen. Er weist dabei auf die Tatsache hin, daß eine ganze Reihe von Lauenburgen in oder an einem ausgedehnten Walde lagen, und das ist 1181 auch mit unserer Lowenborch der Fall gewesen, da ja der große Delvunderwald, der Sachsenwald, damals noch bis zur Delvenaumündung reichte. (Vgl. v. Duve, Mitt. S. 216.) Dabei ist bemerkenswert, daß z. B. der lübische Forsthof im sog. Schwerin, einem ausgedehnten Walde zwischen der Wacknitz und der mecklenburg-strelitzschen Grenze, 1164 Lewen hieß, während man ihn im 14. Jahrhundert als tom Lowen bezeichnete. Heute heißt derselbe Lauerhof. Wir haben hier also den Übergang aus lewen in lowen und Lauen. Nun heißt unser Lauenburg bei Arnold von Lübeck stets Lawenborch, in alten Urkunden Lowenborch und Lowenburg. In und um Lauenburg hört man im Plattdeutsch noch heute Lo-enborch. Prof. Dr. Hellwig kommt unter Berücksichtigung dieser Tatsache dahin, daß Lauenburg mit dem altniedersächsischen Worte lewe = großer Wald (eigentlich Blättermeer oder Laubdach) zusammenhängt (vgl. Archiv f. lauenb. Gesch. Bd. III, Heft 2, 16). Unsere Lowenborch wäre darnach die Burg im „Lewen," die Burg im Wald, die Waldburg, hier im Walde an der Delvenau. Nahe genug lag es ja auch für Bernhard, sein neues, waldumkränztes Heim die Waldburg zu nennen.

Freilich, viel Freude hat er an seiner Burg nicht erlebt. Ehe sie nämlich noch in völlig verteidigungsfähigem Zustande war, wurde sie von den vereinigten Grafen von Ratzeburg, Schwerin und Holstein belagert und dem Erdboden gleich gemacht (1184). Ein Schiedsspruch des Kaisers verurteilte die rebellischen Vasallen zu Schadenersatz und zum Wiederaufbau der Burg. 1189 bemächtigt sich dann der aus der Verbannung zurückgekehrte Löwenherzog der Burg und behält sie, obgleich er nach dem Vertrage von Fulda sie zu schleifen verpflichtet war. Nach Heinrich des Löwen Tod geht die Lauenburg in den Besitz seines zweiten Sohnes Wilhelm über. In dieser Welfenzeit muß die Feste besonders stark geworden sein. Als nämlich 1201 der Dänenkönig Waldemar seine Scharen vor die Burg schickt, vermag sie bis in den Sommer 1203 hinein allen Angriffen Trotz zu bieten. Erst als Waldemar als Preis die Freilassung des gefangenen

Grafen Adolf von Holstein darein gibt, darf er die Burg sein Eigen nennen. Die Besatzung durfte damals mit allen Ehren abziehen. Bernhard von Askanien aber, der Erbauer der Burg, stirbt 1212 dahin, ohne seinem Sohne Albrecht I. mehr von der Lauenburg hinterlassen zu können, als den Anspruch auf ihren Besitz. Erst die gewaltige Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227 ändert die Sache. Nach dem glücklich erfochtenen Siege erhält Albrecht I. seine nordalbingischen Besitzungen und mit ihnen seine Lowenborch zurück, die er nun zu seiner Residenz erhebt und so zum Hauptort des Landes macht.

In der verhältnismäßig ruhigen und sicheren dänischen Periode der Lowenborch hatte sich am Fuße des Burgberges langsam die Stadtgemeinde Lauenburg zu bilden begonnen.

Woher die ersten Lauenburger Bürger gekommen? Schlepper nimmt in seiner Schrift „Aus der Geschichte der Stadt Lauenburg" an, daß neben Bewohnern aus der Umgebung manche Erteneburger sich ihre Heimstätte unter den schützenden Mauern der Lowenborch gewählt haben. Professor Dr. Jansen meint in seiner Poleographie der cimbrischen Halbinsel (S. 36), daß Plätze wie Ratzeburg, Mölln und Lauenburg kaum zu irgend einer Zeit, wo Menschen überhaupt in unserer Gegend gewohnt haben, als nicht vorhanden gedacht werden können. Genaueres hat sich bisher nicht auffinden lassen. Das aber steht fest, daß wir in der heutigen Elbstraße den Kern, die Altstadt Lauenburgs zu erblicken haben. Um 1230 ist sodann unsere Maria-Magdalenen-Kirche, eine Stiftung Albrechts I. für das heranwachsende Lauenburg, entweder schon vorhanden oder doch im Entstehen begriffen. Ihren für kirchliche Bauwerke etwas seltenen Namen erhielt sie jedenfalls im Hinblick auf den Sieg von Bornhöved, der ja durch Albrecht I. am Maria-Magdalenen-Tage errungen worden war. Übrigens führt die Kirche ihre Namensheilige noch jetzt im Wappen. Um 1230 existieren ferner außer der Altstadt, gewissermaßen als Vorwerke der Burg — eine Flur hat die Stadt leider niemals besessen — drei kleine Landgemeinden: Gottschalksdorf, Albrechtshof und Vollmersfeld. Aus ihnen entwickelten sich später die beiden Vorstädte Oberbrücke und Unterberg, von denen erstere die heutige Oberstadt, letztere den östlichen Teil der unteren Stadt und den Sandberg bildete. Um 1550 muß sodann Lauenburg aufgehört haben, ein verteidigungsfähiger Platz zu sein. In diesem Jahre wird nämlich die Bebauung des Burggrabens am West- und Nordfuß des Burgplatzes oder die des jetzigen Hohlenweges freigegeben. In ihm und dem „Graben," einer Schlucht, die von der Unterstadt steil zur Oberstadt aufsteigt, erwuchs Lauenburg nun die dritte Vorstadt, die Hohlenweger Vorstadt. Dabei bestand später das eigentümliche Verhältnis, daß die Vorstädte unter der Gerichtsbarkeit des Amtes standen, während die eigentliche Stadt, die übrigens als solche erst 1260 erwähnt wird, eigenes Gericht besaß. Ferner hatte nicht allein die Stadt, sondern eine Zeitlang auch jede Vorstadt ihren Bürgermeister. Erst 1872 erfolgte die Vereinigung der drei Vorstädte mit der Stadt zu einer Gemeinde. Die so bestehende „Zerrissenheit ist übrigens nur ein Spiegelbild des Terrains, des Umstandes, daß das Plateau im Bereiche der jetzigen Stadt fünfmal durch von der Elbe her einschneidende Querschluchten und eine Anzahl Längseinschnitte durchbrochen wird. Gerade hierdurch bieten sich aber auch innerhalb der Stadt so mannigfaltige wie schöne Aussichten, und hierdurch wird auch der vielseitige Verkehr zwischen den beiden der Elbe parallelen heutigen Hauptstraßen, der Elb- und Hamburg-Berlinerstraße, ermöglicht." (Witte, Zur Heimatkunde Lauenburgs.) Ein für das Emporblühen Lauenburgs sehr wichtiges Ereignis war dann die im Jahre 1348 nach 7jähriger Bauzeit erfolgte Eröffnung des alten Stecknitzkanals, da sich nun der schon bei Erbauung der Lowenborch be-

stehende Wunsch, den Elbübergang der alten Salzstraße Lüneburg-Lübeck von der Stätte der zerstörten Erteneburg nach der Delvenaumündung bei Lauenburg zu verlegen, in Erfüllung ging. Außerordentlich groß soll der Jubel gewesen sein, als die ersten mit Salz beladenen Schiffe in Lübeck ankamen. Übrigens hat die Stecknitzschiffahrt noch im 17. Jahrhundert ihre Hauptnahrung aus dem Salzhandel gezogen. Daß die Schiffahrt in Lauenburg bald sehr bedeutend geworden sein muß, geht daraus hervor, daß das Städtchen 1417 ein „berechtigtes Schifferamt" erhielt. Ein äußerst herber Schlag für das Städtchen war sodann der Schloßbrand. Durch Herzog Johann IV. († 1503) neu aufgeführt, mochten die umfangreichen Baulichkeiten des Schlosses dem herzoglichen Hause eine würdige Wohnstätte darbieten. Da geriet am 19. Januar 1616 plötzlich die Schloßkapelle durch ein nicht ordentlich gelöschtes Kohlenfeuer, das der Organist während des Gottesdienstes zum Erwärmen der Hände benutzt hatte, in Brand. Mit rasender



Hohlerweg, ehemaliger Burggraben. Fr. Nissen, Photogr.

Geschwindigkeit griff das verheerende Element um sich und legte den größten Teil des Schlosses in Schutt und Asche. Außer dem herzoglichen Mobiliar und der herzoglichen Bibliothek ging damals auch das ganze Archiv verloren, ein Umstand, der die Erforschung lauenburgischer Verhältnisse sehr erschwert. Der Pfarrer, den der Herzog Franz II. für das Unglück mit verantwortlich machte, erhielt seine Entlassung, ebenso der Organist, weil — wie der Herzog in seinem Unmut äußerte — „beide nicht mehr vonnöten." Franz II. vermochte sich von seinem Lauenburg, für das er sich, wie wir später auch bei der Kirche sehen werden, so lebhaft interessierte, nicht zu trennen, zumal sich in den erhalten gebliebenen hinteren Teilen des Schlosses notdürftig für Unterkunft sorgen ließ. Franz II. starb 1619. Sein Sohn August verlegte jedoch seine Residenz nach Ratzeburg, während die Herzogin-Witwe bis zu ihrem 1626 erfolgten Tode in Lauenburg verblieb.

Nicht so wichtig wie der Schloßbrand, aber doch von historischem Interesse sind aus der nächsten Zeit Lauenburgs sodann folgende Tatsachen. Am 21. März 1621 halten die Stände des niedersächsischen Kreises in Lauenburg einen Konvent ab. Im März 1625 schließt zu Lauenburg der Dänenkönig Christian IV. mit den protestantischen Fürsten Niedersachsens einen Vergleich ab zur Verteidigung ihres Kreises. 1627 weilen die beiden großen Feldherren Wallenstein und Tilly in Lauenburg, um über die Operationen in Holstein zu beratschlagen. Im November 1629 läßt sodann Wallensteins Hauptmann in Boizenburg bei der Palmschleuse einen mit Eisen beschlagenen Baum über die Stecknitz legen, um den Stecknitzschiffen einen Zoll abzunehmen. Auch das Wappen des Friedländers ward hier aufgehängt. Der Rat der Stadt Lübeck schickte schließlich 300 Soldaten über Mölln nach hier, ließ den Baum absägen und die vorhandenen Schiffe durch Soldaten nach Mölln geleiten. 1644 gerät Lauenburg in die Hände der Schweden, die lange in der Stadt verbleiben und den von ihnen sehr erhöhten Elbzoll einfordern.



Blick auf den Graben. Fr. Nissen, Photogr.

Am 29. September 1689 starb dann auf seiner Besitzung Reichstadt in Böhmen infolge eines Schlagflusses der noch im kräftigen Mannesalter stehende Herzog Julius Heinrich, ohne männliche Erben zu hinterlassen.

Die Geschichte des lauenburgischen Landes zeigt nun während der nächsten 175 Jahre einen ununterbrochenen Wechsel der Landes-Obrigkeiten.

Von 1689 bis 1803 steht es zunächst unter hannoverscher Herrschaft. Während der Kriegsjahre 1803 bis 1813 halten dann abwechselnd Franzosen, Russen, Schweden und Preußen das Land besetzt. 1814 übernimmt Hannover wieder die Regierung desselben. 1815 fällt Lauenburg dann, freilich verkleinert um das Amt Neuhaus und sämtliche Zubehörungen auf dem linken Elbufer, welche Hannover verbleiben, an Preußen, das es als Tauschobjekt für Schwedisch-

Pommern benutzt und an Dänemark abtritt. 1864 endet wieder die dänische Periode. König Wilhelm I. wird Herzog von Lauenburg, und erst 1876 darf das so lange hin- und hergeworfene Land durch die völlige Einverleibung in den preußischen Staat zur Ruhe kommen.

Mancherlei sind die Schicksale unseres Städtchens in dieser wechselvollen Zeit. So wird 1705 der Sitz des lauenburgischen Superintendenten von der Stadt Lauenburg nach Ratzeburg verlegt. Am 10. Juni 1803 schlägt General Wallmoden, nachdem wenige Tage vorher zwischen ihm und dem französchen General Mortier die bekannte Elbkonvention zustande gekommen, sein Hauptquartier in Lauenburg auf. Während der Franzosenzeit residiert dann der kaiserliche Intendant Aubignose im Schloß. Das größte Interesse aber nimmt sodann das Gefecht bei Lauenburg am 17. und 18. August 1813 in Anspruch. Trotz seiner Siege von Großgörschen und Bautzen hatte Napoleon sich bekanntlich im Sommer 1813 zum Abschluß eines Waffenstillstandes gezwungen gesehen, der schließlich bis zum 16. August verlängert worden war. Als derselbe endlich ablief, stand bei Berlin der schwedische Kronprinz Bernadotte, dem man in Überschätzung seiner militärischen Fähigkeiten trotz der Warnung Gneisenaus den Oberbefehl über die Nordarmee übertragen hatte. Unter ihm führten Bülow und Tauentzien die der Nordarmee zugeteilten preußischen Korps. Die Hauptaufgabe dieses Heeres war die Deckung Berlins. Bernadotte war es aber gerade mit der Lösung dieser Aufgabe nur halb Ernst, war er doch viel zu besorgt um die Erhaltung seines Heeres, das ihm später Norwegen erobern sollte. Darum richtete er sein Augenmerk besonders darauf, einen allezeit gesicherten Rückzug in sein schwedisches Vorpommern nach Stralsund zu haben. Aber gerade diese Rückzugslinie sah er durch den französischen Marschall Davout, welcher Hamburg besetzt hielt, bedroht. Bernadotte erteilte daher dem General Wallmoden den Auftrag, die ganze Linie von der Delvenaumündung an der Südgrenze Mecklenburgs entlang bis Stralsund besetzt zu halten. Den äußersten linken Flügel der Aufstellung Wallmodens bildete Lauenburg an der Elbe, wo sich seit dem 15. August bereits das erste und zweite Füsilier-Bataillon von Lützow unter dem Befehl des Premierleutnants von der Heide befand, während eine Jägerabteilung des 2. Bataillons bei Boizenburg stand. Beigegeben waren den beiden Bataillonen drei eiserne $2^1/_4$pfündige Kanonen der Freischar und das Kosakenregiment Denissow. Die Aufgabe der bei Lauenburg vereinten Truppen bestand darin, Lauenburg zu verteidigen, sobald aber die feindliche Übermacht dazu nötigte, den Rückzug über die Delvenau nach Horst und weiter bis hinter die Boize bei Gresse anzutreten. Zur Erreichung dieses Zweckes waren westlich von Lauenburg drei leichte Feldschanzen angelegt, eine hinter den letzten Häusern der Stadt links an der Straße, die zweite in geringer Entfernung davon rechts an der Straße und die dritte noch weiter rechts, so daß sie einen Bogen bildeten und ein konzentrisches Feuer auf die Straße zu richten vermochten. Außerdem wurde am 16. August mittags der in dem Dorfe Schnakenbek aufgestellte Kosakenposten durch 50 Mann Lützower unter dem Oberjäger Zander verstärkt. Gegen Mittag des 17. August meldete sodann der äußerste Kosakenposten das Nahen des feindlichen Fußvolkes. Der Feind rückte jedoch nur sehr langsam gegen das Dorf vor, so daß das Kosakenregiment von Lauenburg herbeizueilen und noch jenseits des Dorfes sich auf ihn zu werfen vermochte, freilich ohne Erfolg. Die Kosaken flohen schließlich mit derselben Eile, mit der sie gekommen, nach Lauenburg zurück. Vergeblich suchte auch der Oberjäger Zander, indem er mit seiner kleinen Schar, auf offener Dorfstraße stehend, ein lebhaftes Feuer eröffnete, dem Vordringen der Angriffs-Kolonne, die aus etwa zwei Bataillonen bestehen mochte, Einhalt zu

tun. Unter stetem Feuern zog er sich dann durch den Wald auf Lauenburg zurück, wo man sich bereits zum Kampfe gerüstet hatte. Auf dem äußersten rechten Flügel standen die zu den Lützowern gehörenden Tiroler Scharfschützen und die Kosaken, die abgestiegen waren, um zu Fuß mit Gewehren und Karabinern am Kampfe teilzunehmen. Dann folgten bis zur Straße die 4 Füsilier-Kompagnien des 1. Bataillons, während die Straße selbst und den linken Flügel die 3 Füsilier-Kompagnien des 2. Bataillons einnahmen. Nun erschien auch am Waldrande der Feind. Sofort entspann sich ein heftiges Gewehrfeuer. Um Stärke und Stellung des Feindes aufzuklären, wurde schließlich unter Anführung der Oberjäger Meyer, Zander und Preuße ein Vorstoß gegen die feindliche Schützenkette unternommen. Es ward festgestellt, daß der Feind 4—5 Bataillone Infanterie sowie Reiterei und Geschütz entwickelt hatte. Diese Kühnheit brachte den Feind in Bewegung. Die Lützower hatten schwere Verluste und sahen sich genötigt, in die frühere Stellung zurückzukehren. Unter den Verwundeten befand sich auch der Oberjäger Zander. Für den ganzen Abend entwickelte sich nun ein lebhaftes



1-3: Schanzen der Lützower.
4: Stellung der Franzosen.

Artilleriegefecht, dem erst die eintretende Dunkelheit ein Ende machte. An Toten und Verwundeten hatten die Lützower 3 Oberjäger und 40 Mann verloren, während der Verlust des Feindes sich nach den Angaben des dänischen Generals Lowendal auf 10 Offiziere und 300 Mann bezifferte. Das Gros des Feindes ging während der Nacht eine halbe Stunde zurück; der Marschall Davout bezog Quartier im „Grünen Jäger" unweit Grünhof. Am Morgen des 18. August entspann sich der Kampf sofort aufs neue, namentlich wurde der linke Flügel der Lützower hart bedrängt, so daß alle 3 Geschütze in die hier gelegene Schanze geschafft werden mußten. Bald darauf gingen die Lützower zu einem allgemeinen Angriff vor. Es gelang ihnen, allerdings unter großen Verlusten, die Höhen vor dem Schnakenbeker Gehölz zu besetzen. Gegen Mittag trat eine mehrstündige Waffenruhe ein. Nachmittags entbrannte dann der Kampf mit erneuter Heftigkeit. Der Feind, der Verstärkung herangezogen hatte, suchte die Höhen wieder zu nehmen, aber alle Anstrengungen, selbst ein gegen Abend unternommener Sturmangriff, waren vergeblich. Der Verlust der Freischar belief sich an diesem Tage auf über 100 Mann,

auch der Feind verlor eine große Anzahl Leute, namentlich hatten die Büchsen der Tiroler, die sämtlich vorzügliche Schützen waren, verheerend in seinen Reihen gewirkt. Im Laufe des Nachmittags waren Tettenborn und Lützow auf dem Kampfplatz erschienen und hatten ihre Anerkennung für die bewiesene Tapferkeit ausgesprochen. Da aber inzwischen die Nachricht eintraf, daß Büchen bereits von den Franzosen bedroht werde, und somit die Gefahr bestand, abgeschnitten zu werden, ordnete Tettenborn für die folgende Nacht den Rückzug an. Die Geschütze wurden im Dunkel der Nacht abgefahren. Am 19. August, morgens 3 Uhr, zogen sich unter strömendem Regen auch die Truppen, gefolgt von dem wach gewordenen Feind, aber in bester Ordnung durch die Oberstadt zurück. Leider hatte man in der Aufregung des Tages die Verwundeten und Kranken vergessen. Da bei dem Rückzuge des Regens wegen nicht geschossen wurde, so hatten die Armen auch das Herannahen des Feindes nicht rechtzeitig erfahren. Viele wurden auf-



Lützower-Denkmal. Fr. Nissen, Photogr.

gegriffen und von den Franzosen arg mißhandelt. Den meisten gelang es jedoch, über die Elbwiesen zu entkommen. Manche wurden auch von den Bürgern Lauenburgs unter Aufwendung von allerlei List in Sicherheit gebracht. Eine kleine Abteilung von 20 Mann, welche in Krüzen zurückgeblieben war, wurde durch den Jäger Berkowen gerettet. Er schwamm bei Dalldorf durch die Delvenau, schlich sich nach Krüzen und brachte die Leute glücklich über die Delvenau zurück. Den gefallenen „schwarzen Gesellen" aber hat die Stadt Lauenburg 1899, eingedenk der Mahnung des königlichen Sängers der Lützower: „Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke, in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz, vergiß die treuen Toten nicht" ein zwar einfaches, aber gern gestiftetes Denkmal auf dem Spielplatze errichtet. Blicken wir auf die Bedeutung des Gefechtes, so hatte es unzweifelhaft gezeigt, wie sehr Napoleon sich geirrt, als er behauptete, Davout werde es nur

mit „Gesindel" und „Lumpenpack" zu tun haben. (Vgl. den Brief Napoleons an Davout vom 7. August und das von den Verbündeten aufgefangene kaiserliche Schreiben an den General vom 17. August.) Dazu kommt noch folgendes. Die Bedrohung der Rückzugslinie Bernadottes durch Davout hatte ja den Zweck, diesen zum kampflosen Aufgeben Berlins zu veranlassen. Wie nahe Napoleon daran war, diesen Zweck zu erreichen, ersieht man aus der Vorgeschichte und dem Verlauf der Schlacht von Großbeeren, in der die Preußen ohne Bernadottes Hülfe die Rettung ihrer Hauptstadt bewirken mußten. Was im entgegengesetzten Falle der Verlust von Berlin bedeutet haben würde, ist klar genug. Einerseits hätte Preußen den geistigen Mittelpunkt des ganzen Freiheitskampfes verloren, andererseits aber wäre die Stellung Friedrich Wilhelms III. seinen Bundesgenossen gegenüber in verhängnisvoller Weise beeinflußt worden, wenn er nicht einmal mehr Herr seiner Hauptstadt gewesen wäre. Das nun damals Davout nicht in der von Napoleon gewünschten Weise gegen Bernadottes Rückzugslinie vordrang, ist zum Teil wenigstens den bei Lauenburg kämpfenden Lützower Bataillonen zu danken,[1]) hielten sie den Feind doch hier zwei ganze Tage lang fest.

Aus der nächsten Zeit sei nur noch wenig hervorgehoben.

1851 wird Lauenburg Eisenbahnstation, nachdem es schon vorher durch das Wohlwollen des dänischen Königs das gewiß einzig dastehende Recht erlangt, Personen und Güter auf der Lauenburg-Büchener Zweigbahn unentgeltlich befördert zu sehen, sobald auch eine Inanspruchnahme der Hamburg-Berliner Bahn erfolgt, ein Recht, das noch heute besteht und namentlich für die Geschäftswelt große Bedeutung hat. 1872 werden endlich auch die drei Vorstädte mit der eigentlichen Stadt zu einer Gemeinde vereinigt. 1855, 1876 und 1895 richtet das Hochwasser der Elbe viel Unheil an, 1892 die Cholera, die 43 Erkrankungen und 25 Todesfälle veranlaßt.

Was schließlich die Größe des Stadtgebiets anbetrifft, so umfaßt dieses gegenwärtig 655 ha 10 a 97 qm.

Die Bevölkerung bestand 1885 aus 4749, 1900 aus 5436 Personen. 1845 hatte die eigentliche Stadt 1159 Einwohner, während die drei Vorstädte 2637 aufwiesen. Der ganze Ort enthielt also damals 3796 Bewohner. Mithin hat Lauenburg von 1845 bis 1900 eine Zunahme von 1640 Personen zu verzeichnen, was einen jährlichen Zuwachs von etwa 30 Köpfen ergibt.



Eine Nordseefahrt mit dem Schleppnetz.

Von **Philippsen** in Utersum auf Föhr.

II.

Jeder neue Zug brachte neue Mengen genannter Tiere, nur wenig andere Arten wurden erbeutet. Zum Mittagessen wurden aus dem Vorrat der gefangenenSchollen die besten ausgesucht und gebacken; eine reichhaltigere Auswahl habe ich nie auf einer Tafel gesehen: neben Stein-, Glatt- und Goldbutt konnten wir wählen zwischen Seezunge und Kleist, und angesichts dieser köstlichen Auswahl übersahen wir gerne die etwas primitive Tafelausrüstung an Bord. Mein Nachbar, der früher in New-Yorker Hotels beschäftigt gewesen war und den Amerikanern „roastbeef and icecream" zubereitet und serviert hatte, ließ es sich unter diesen eigentümlichen Umständen selbstverständlich nicht nehmen, uns unsere Fische mundgerecht zu machen, und wir ließen seiner Kochkunst alle Ehre widerfahren; nie

[1]) Dr. Günther, Festrede bei Enthüllung des Lützow-Denkmals.

schmeckten mir Fische besser als hier. Der Nachmittag wurde in gleicher Weise wie der Vormittag ausgenutzt; große Mengen genannter Tiere wurden erbeutet, aber nur wenige seltene Sachen, Algen garnicht. Hin und wieder brachte das Netz einen Seeigel (Echinus esculentus), einen Herzigel (Echinocardium cordatum und lyrifera) oder einen Purpurigel (Spatangus purpurea) mit herauf, kleine Schwämme waren selten, ebenso Mollusken. Unter den schalentragenden Mollusken war eine neue Art, Amauropsis islandica Gmel., gefischt worden, die hierdurch zuerst als in der deutschen Nordsee heimisch nachgewiesen wurde. Je weiter wir hinaus kamen, desto stiller wurde es, die eingezogenen Erkundigungen waren also richtig gewesen; von Westen kam ein Vöglein, flog mehrmals zwitschernd um das Schiff, um dann wieder die Reise weiter fortzusetzen, dem fernen Lande zu. Außer von diesem Vöglein hatten wir im Laufe des Tages mehrmals Besuch von Tieren, die mit dem Ostwinde herausgeflogen kamen; ein Kohlweißling flog dicht bei dem Schiffe vorüber, immer westwärts, dem sichern Tode entgegen, ebenso kamen eine Hornisse und eine Wespe (Vespa germanica), die aber das Schiff nicht wieder verlassen wollten, sei es aus Furcht vor dem ungewissen Schicksal, dem sie entgegensteuerten, oder hatten sie den Honigtopf meines Kollegen, der ein tüchtiger Imker ist und den Proviant deshalb durch einen Topf dieser süßen Labe vermehrt hatte, herausgewittert, genug, wir waren gezwungen, uns gegen diese kecken Überfälle zur See unserer Haut zu wehren; die Angreifer mußten ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Allmählich ging der Nachmittag zur Neige, neues wurde nicht mehr gefischt, jedoch wurden recht viele Garneelen erbeutet, von welchen die größten für das Abendessen aufgehoben wurden. Wir fischten jetzt auf einer Wassertiefe von 15 m; der Meeresboden senkt sich nur ganz allmählich, erst bei 20 m fällt er ziemlich schnell ab, doch da der Tag schon so weit vorgeschritten war, so ging es leider nicht mehr, weiter hinauszusegeln, zumal wir für die Rücktour gegen den Wind noch ziemlich zu arbeiten haben würden. Wir waren jetzt in gleicher Höhe mit Westerland auf Sylt, fern am östlichen Horizont erglänzten noch eben die Gipfel der weißen Dünen Sylts, sowie der schwarze Glimmerton des Roten Kliffs im Scheine der untersinkenden Sonne. Noch einen Augenblick, sie ist verschwunden; aber im selben Moment sieht man im Osten das helle Licht des Leuchtturms zu Kampen, während im Südosten das Blinkfeuer des Amrumer Leuchtturms eben über dem Horizont aufleuchtet. Langsam wurde es dunkler, langsam kreuzten wir der Küste näher; wir Passagiere zogen uns zurück, um uns nach den Mühen dieses schönen Tages ein wenig zu erholen. Um 9 Uhr rief uns der Schiffer nach oben; es war völlig dunkel, von dem 2 km entfernten Strande von Westerland rauschten die Klänge der im Freien konzertierenden Kurkapelle herüber, vieltausende Lichter und buntfarbige Lampions der Hotels und Strandpassagen erleuchteten den Strand, und über alles goß der Vollmond, der eben über die Dünen hervorguckte, sein silberhelles Licht, das sich im Wasser wiederspiegelte und sich mit dem herrlichen Meerleuchten vereinigte. Ausdrücke der Bewunderung entrangen sich unserm Munde; ja, die Nordsee kann herrlich sein, wenn es sich so trifft. Jetzt waren wir der Küste auf etwa 500 m nahe gekommen, der Wind wehte angenehm warm, aber kräftig genug, um die von der feuchten Abendluft gedichteten Segel voll zu schwellen, und mit großer Geschwindigkeit glitt die stolze „Möwe“ durch die Wogen dahin; eine schnellere Tour hatte sie noch nicht gemacht, eine schönere vielleicht auch nicht. Wie ich die schrecklichen Erlebnisse in Sturm und Unwetter auf diesem Segler nicht vergesse, so wird mir diese herrliche Lustfahrt erst recht unvergeßlich sein. Um 9 Uhr waren wir vor Westerland und um $^1/_2$11 lagen wir schon bei Amrum im Schutze der nahen Küste sicher vor Anker. Unser Abendessen hatten wir schon während

der Fahrt eingenommen; die frisch gekochten Garneelen mundeten trefflich. Mit Freude über diesen so schön verlebten Tag, der so herrliche Erfolge aufwies, mehr, als ich je zu hoffen gewagt, suchten wir unsere Lagerplätze wieder auf, diesmal aber mit besseren Decken versehen, um uns gegen die kalte Seeluft zu schützen und um neue Kraft und neuen Mut für den kommenden dritten und letzten Tag zu finden.

Für den dritten Tag war eine Fahrt im Fahrtrapptief südwärts projektiert, wenn möglich mit einem Vorstoß in die offene See und dann wieder heimwärts. Aber ach, mit des Geschickes Mächten, — am anderen Morgen zeigte uns der Himmel ein anderes Gesicht, die Springflut war auch in der Atmosphäre bemerkbar, dichter Nebel lag auf dem Wasser, der Wind war nach Westen umgesprungen und schien uns Regenwetter in Aussicht zu stellen. Doch vorwärts ging es. Ein Seeadler kam von dem fernen Hörnumsand unmittelbar über dem Wasser dicht an uns heran und steuerte dem nahen Kniepsand bei Amrum zu; der dichte Nebel hatte ihn unser Schiff nicht rechtzeitig erkennen lassen. Unser Leutnant griff nach dem Gewehr; donnernd hallte der Schuß über die Wassermenge, aber die Entfernung war zu weit, unversehrt enteilte der Vogel. Allmählich klärte sich



Sonnen-Seerosen (Heliattis bellis).

der Himmel auf; doch obgleich der Wind stärker wurde und die See höher ging, segelten wir unentwegt dem Ziele zu. Das erste Mal wurde das Netz binnen Hörnumsand auf etwa 20 m Tiefe hinabgelassen; nur einige scheußliche Rochen waren das Ergebnis dieses Fanges. Weiter nach dem Süden, dicht an der Emilusbank, wo vor Jahren das spanische Schiff „Emilus“ strandete, wurden auf etwa 7 m Tiefe großartige Aktiniengründe entdeckt; jeder Zug brachte große Mengen von roten, gelben, weißen und braunen Seerosen mit heraus; leider wurde das Netz von den scharfen Riffen des Sandwurms etwas schadhaft. Diese Aktinienbank, deren Lage wir genau feststellten, war in diesem Frühjahr aber nicht wieder aufzufinden, sie war durch Versanden eingegangen. Jetzt wurden wieder einige Züge in der tiefen Fahrrinne gemacht, sie bestätigten aber nur die am ersten Tage gemachte Erfahrung, daß dort nichts zu suchen ist, da der lose Sand kein Leben duldet; nur einige kleine Würmer (Glycera alba) wurden gefischt, die aber im Vergleich mit den Gefahren, denen das Netz hier ausgesetzt war, kaum in Betracht kamen. Wir bogen deshalb rechts ab, um zwischen Süder-Holtknoppsand und Jungnamensand auf die freie See zu kommen, vielleicht dort

mit besserem Erfolg. Jetzt waren wir in das Gebiet der Seehunde gekommen; in ungeheuren Scharen lagen sie auf den Sandbänken, um sich zu sonnen, wälzten sich aber beim Anblick des Schiffes schleunigst in die Flut. Oft tauchte dicht bei uns ein schwarzer Kopf aus dem Wasser, jetzt wieder, doch im Maule hat der Seehund eine große Scholle, die er mehrmals hochwirft und wieder greift, bis er endlich die Beute in passende Lage bekommt und sie zu verzehren beginnt. Doch soweit sollte es nicht kommen, der jagdeifrige Leutnant stand schon lange mit dem Gewehr schußbereit da; endlich glückte es, einen Schuß abzugeben, die Kugel saß, daß Wasser färbte sich rot, aber der Seehund war gesunken und somit auch verschwunden. Von dem Knall erschreckt, flogen zahlreiche Möwen von den Sandbänken empor, unter welchen besonders schöne Exemplare der Mantelmöwe auffielen, die dort, wie wir nachher erfuhren, sich Taschenkrebse und Einsiedlerkrebse suchen; letztere schützt nicht das starke Gehäuse, worin sie wohnen, da die Möwe dieses durch die Kraft des Schnabels zerbricht. Wir waren jetzt in gefährliche Gegend gekommen, Sandbank bei Sandbank bildeten meilenlange Riffe und Untiefen; alle tragen besondere Namen, die meistenteils von hier gestrandeten Schiffen stammen,



Weiße Aktinien (Adamsia) in verschiedenen Stadien.

und unser alter Schiffsführer wußte uns manches davon zu berichten. Die See fing an, recht unheimlich hoch zu gehen, zu unserer Rechten, etwa 100 m ab, zog sich eine Untiefe weit in die See hinaus, wo sich das Meer zu einer Brandung mächtig auftürmte; bald hier, bald da stieg das Wasser wie eine Dampfwolke hoch empor, der Gischt und der Schaum flogen mit dem Winde weit fort. Wie mag es hier toben bei Sturm und Unwetter! Wehe den armen Schiffern, die sich bei Nacht und Nebel hierher verirren; einige Wellen genügen, um das stärkst gebaute Schiff zu zertrümmern. Aber auch vor uns sah es nicht ganz sauber aus: weiß, alles weiß, soweit man sehen konnte; lang und schwer rollten die schaumgekrönten Wogen heran und brachen sich mit donnerähnlichem Getöse an den Sandbänken. Herrlich wäre es jetzt, auf sicherem Schiffe sich draußen schaukeln zu lassen; doch unsere Tour war nicht dem Vergnügen gewidmet, an ein Fischen war unter diesen Umständen nicht zu denken, und so kehrten wir um, um Jungnamensand einen Besuch abzustatten. Jungnamensand dürfte wohl auf den wenisten

Karten zu finden sein, gerade wie Seesand angezeichnet ist, in Wirklichkeit aber kaum mehr zu finden ist; die Sandbänke an der Nordseeküste entstehen und vergehen oftmals ungemein schnell. Jungnamensand ist augenblicklich der höchste Sand in der Umgebung von Amrum, vielleicht 1 km breit, 3—4 km lang und zur Ebbezeit etwa 5—7 m hoch. Auf dieser Sandbank lag sehr viel Tang angespült, darunter verschiedene Arten, die auf dieser Tour noch nicht gefischt waren, so der schöne Zuckertang (Laminaria saccharina), auch in der kurzstengeligen Varietät (var. Phyllites), ferner der Fingertang (Laminaria digitata), dessen zerschlitzter Thallus an das Blatt der Zwergpalme erinnert, und der wunderliebliche Blatttang (Delesseria sanguinea), dessen Schönheit den Engländer Dawson Turner zu einer Lobrede begeisterte, worin er denselben mit der Rose im Garten vergleicht. Aus dem Sand eben über der niedrigsten Wassergrenze konnten wir mächtige Taschenkrebse (Cancer pagurus) herauskratzen. Vielen waren leider von den freßgierigen Möwen Beine und Scheren abgerissen; selbst die mächtigsten dieser Riesenkrabben mit den gefährlichen Waffen sind gegen die Möwen ohnmächtig, und wenn diese ihnen auch nicht den Rückenpanzer einhauen können, so reißen sie ihnen doch die Gliedmaßen ab. Am Weststrande lagen große Mengen von Seemoos (Sertularia argentea) angespült, die beim Seemoosfischen südlich der Sandbank jedenfalls vom Boden losgerissen worden waren. Mit der gerade einsetzenden Flut trieben schöne Quallen an, unter denen besonders die hübsche Chrysaora isoscelles auffiel, so daß ich das Glück hatte, einige tadellose Exemplare davon zu bekommen; der weißliche Schirm mit zartbrauner Strahlung, die braunen Randlappen und die braungerandeten Fangarme machen diese Qualle noch schöner als die sonst häufige Kornblumenqualle (Cyanea Lamarki).



Lebendes Seemoos im Seewasser-Aquarium (Sertularia argentea Ell. Soll.)

Die immer stärker einsetzende Flut mahnte uns endlich zum Aufbruch. Südlich um Amrum herum, dicht an Wittdün vorbei ging die Reise jetzt wieder Föhr zu. Reich beladen, reich an neuen Kenntnissen kehrten wir wieder zurück. — Abgesehen von einigen kleinen Unfällen, war die Tour herrlich geglückt und hatte von verschiedenen Tieren eine über alle Erwartung reiche Ausbeute gebracht, und wenn auch hin und wieder in der wissenschaftlichen Beobachtung sich einige Lücken fanden, die sich durch die kurze Zeit, welche mir zur Verfügung stand, entschuldigen lassen, so darf ich doch hoffen, diese bei nächster Gelegenheit ausfüllen zu können, wo ich mit anderen Netzen und hoffentlich mehr Zeit eine neue Expedition in Stand setzen werde.

Ein Schleswig-Holsteiner als schwedischer Feldmarschall.[1])

Von H. Philippsen in Hamburg.

Auf der Nordseite der St. Nikolaikirche zu Amsterdam befindet sich eine Kapelle, die im Mittelalter von Hamburger Mitgliedern der Hansa errichtet ist und bis heute den Namen des Hamburger Chores führt. In diesem Chor ruht neben verschiedenen hervorragenden Personen früherer Zeiten auch ein Sohn Schleswig-Holsteins, der General-Feldmarschall Paul Würtz, Baron von Ornholm. Trotz seiner einstigen Bedeutung ist dieser Mann in seiner engeren Heimat fast unbekannt geworden. Keine der zahlreichen, die Landesgeschichte Schleswig-Holsteins behandelnden Zeitschriften und Sammelwerke bringt eine Notiz über ihn, nur Holberg in seiner dänischen Reichs-Historie spricht an einer Stelle kurz von dem „bekannten" General Paul Würtz und Adam Olearius in der von ihm herausgegebenen holsteinischen Chronik gedenkt seiner ebenfalls nur beiläufig. Wir sind daher hauptsächlich auf auswärtige Quellen angewiesen, wenn wir etwas Näheres über unseren Kriegshelden erfahren wollen. In erster Linie kommen hier die hamburgischen Chronisten in Betracht, aber auch bei niederländischen Schriftstellern finden wir vereinzelte biographische Daten, die, ergänzt durch das, was uns im eigenen Lande aus Familienpapieren noch erhalten ist, das nachfolgende, freilich lückenhafte, aber immerhin nicht uninteressante Lebensbild des einst hochstehenden und durch eigene Verdienste emporgestiegenen Mannes liefern.



General-Feldmarschall Paul Würtz.

Die Stadt Husum, die unserer Heimatprovinz schon viele geistig bedeutende Männer geschenkt hat, ist der Geburtsort auch unseres Würtz. Hier lebte, wie wir urkundlich nachweisen können, gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Besitzer eines Hauswesens Paul Würtz oder Wirtz in Gemeinschaft mit seiner, aus Frau und 2 Kindern, einem Sohne Klaus und einer Tochter Maria, bestehenden Familie.[2]) Die Vermögensverhältnisse derselben können keine glänzenden gewesen sein. Die

[1]) Quellen: 1. „Das verwirrte Europa" von P. Valckenier; Amsterdam 1677. (Zwei Foliobände.) 2. Band 43. 5 der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte." 3. Hamburgische Chronik von Gallois. 4. Kampen, Geschichte der Niederlande. Hamburg 1831.

[2]) Ich verdanke diese Familiennachrichten der Freundlichkeit des Herrn Gymnasiallehrers Voß in Husum, was ich hier hervorheben möchte. D. V.

noch vorliegenden Schuldurkunden des Paul Würtz lassen darauf mit Sicherheit schließen, und auch der Umstand, daß selbst die Kinder des Schuldners für diesen die Bürgschaft übernahmen, ist bezeichnend für die geringe Sicherheit, die das aus Haus und einigen Demat Landes bestehende Würtzsche Gewese den Gläubigern bot. Ob letzteres nach dem Tode der Eltern auf den Sohn Klaus Würtz überging, ist nicht mehr nachweisbar, wir wissen nur, daß dieser sich später mit Margareta Busch verehelichte, und daß aus dieser Ehe unser Paul Würtz, der nach seinem Großvater benannt sein wird, hervorging. Eine außergewöhnliche Schulbildung hat Klaus Würtz seinem Sohne sicher nicht geben können; den besten Unterricht erhielt dieser vielleicht durch den eigenen Vater, denn ein aus dem Jahre 1608 stammender Schuldschein beweist nicht nur, daß Klaus Würtz seinen Namen schreiben, sondern auch verhältnismäßig schön schreiben konnte, was für die damalige Zeit bei Personen seines Standes eine Ausnahme war und gute Schulkenntnisse voraussetzte. Nehmen wir nun noch an, daß es dem jungen Sprößling des Würtzschen Geschlechtes nicht an natürlicher Begabung, auch nicht an Energie und Ausdauer fehlte, dann haben wir die Voraussetzungen, die bei guter Erziehung die günstige Entwicklung eines Jünglings bedingen und dessen Fortkommen sichern. Mit diesen wenigen Angaben muß aber auch die Beschreibung der Jugendzeit unseres späteren Strategen schließen; nicht einmal sein Geburtsjahr ist genau bekannt, wir wissen nur, daß dieses vor dem Jahre 1606 liegen muß.

Ob Paul Würtz nach Beendigung seiner Schulzeit ein Handwerk erlernte und etwa nach absolvierter Lehrzeit in die Fremde zog, ist ebenfalls nicht mehr festzustellen. Eine hamburgische Chronik behauptet, ohne weitere Aufklärung zu geben, daß er als Jüngling nach Straßburg „auf die Schanzarbeiten und von da bei günstiger Gelegenheit in die weite Welt gegangen“ sei. Wann und wie er unter die Soldaten und in die schwedische Armee geraten, wird uns nirgends berichtet; erst gelegentlich des westfälischen Friedens (1648) hören wir wieder von ihm, und zwar tritt er hier bereits als schwedischer Oberst auf. Die nachfolgende, wechselreiche Zeit wird Würtz Gelegenheit geboten haben, zu dem von der Königin Christine von Schweden als Thronfolger bestimmten Fürsten Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken in nähere Beziehung zu treten. Daß er sich dessen besonderer Gunst erfreut hat, geht schon daraus hervor, daß dieser Fürst, als er im Jahre 1654 den Thron der Königin Christine bestieg, außer dem General von der Linde unseren inzwischen zum General-Major beförderten Würtz beauftragte, für ihn um die Hand der Prinzessin Hedwig Eleonore, der Tochter des Herzogs Friedrich III. von Gottorp, anzuhalten, welche Mission, nebenbei bemerkt, den erwünschten Erfolg hatte.

Die bald darauf begonnenen Feldzüge des Schwedenkönigs in Polen brachten Würtz reiche Lorbeeren. Am 6. Oktober 1655 erhielt er den Befehl, die Stadt Krakau mit 2500 Mann Fußvolk und 600 Dragonern zu besetzen. Würtz hielt diesen für die Operationen des Königs wichtigen Platz trotz einer harten Belagerung von seiten der Polen und verblieb dort noch auf besondere Bitte des siebenbürgischen Fürsten Ragoczy einige Zeit. Für diese Verdienste wurde Würtz unter dem Titel Baron von Ornholm in den Freiherrenstand erhoben. Im Jahre 1657 verteidigte er Krakau zum zweiten Male, wie er denn später bei Peplin, Kulm und Marienwerder nicht unwesentliche Vorteile über die Polen errang. Als Kommandanten von Stettin finden wir Würtz im Jahre 1659. Beim Ausbruch des dänischen Krieges versuchte er, die kleine Festung Dömitz an der Elbe zu nehmen; sein Anschlag ward jedoch durch die Wachsamkeit des Herzogs Christian Ludwig von Mecklenburg verhindert. Glücklicher war er in der Verteidigung Stettins, die er gegen die brandenburgischen sowie gegen die kaiserlichen

Truppen, welche in Pommern eingerückt waren, mit vielem Geschick leitete. Er wagte sogar einen Einfall in das kaiserliche Lager, wobei er große Tapferkeit an den Tag legte. Der Überlegenheit seiner Gegner wußte er mit seinem Korps geschickt zu entkommen, trotzdem dieses stark bedrängt und ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. An den kriegerischen Operationen seines Königs in Schleswig-Holstein und Dänemark scheint er nicht teilgenommen zu haben, wenigstens findet sich sein Name in den diese Zeitperiode behandelnden Geschichtswerken nirgends vor. Vermutlich hat sein Kommando in Pommern ihn von dem schwedisch-dänischen Kriege ganz ferngehalten.

Mit dem Tode des Königs, der am 13. Februar 1660 erfolgte, sank der Stern unseres Kriegshelden. Bei Besetzung der Stelle eines Feldmarschalls, auf die er als ältester General Anspruch erheben zu können glaubte, wurde er übergangen. Hierüber erbittert, nahm er bald darauf seine Entlassung und ließ sich in **Hamburg** nieder, wo er als Privatmann zurückgezogen lebte. Die Revenüen eines großen Vermögens, das er sich während seiner Dienstzeit erworben hatte, gestatteten ihm die Führung eines standesgemäßen Haushalts. Was Würtz veranlaßte, gerade Hamburg zu seinem Aufenthalt zu wählen, erscheint uns erklärlich, wenn wir berücksichtigen, daß hier der Resident der schwedischen Ex-Königin Christine, der reiche Israelit Manuel Texeira, lebte, mit dem er intimen Umgang hielt und von dessen Einfluß er vermutlich seine Rehabilitierung seitens der schwedischen Regierung erhoffte. Wenn ein Chronist behauptet, daß Würtz auf kurze Zeit in dänische Dienste getreten und zum Feldmarschall bezw. Statthalter von Holstein befördert sei, so ist diese Angabe nicht zutreffend.

Den Heerführern der alten Zeit war vielfach der Krieg ein Handwerk, das von ihnen, unbekümmert um die Nationalität der streitenden Mächte, überall da betrieben wurde, wo für sie Ruhm oder Erwerb in Aussicht standen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn unser Würtz, sein Stillleben unterbrechend, im Jahre 1671 neben dem Prinzen Johann Moritz von Sachsen als **zweiter Feldmarschall** unter dem Oberkommando des Prinzen Wilhelm Heinrich von Oranien in die Dienste der Generalstaaten trat und damit vorübergehend wieder auf dem Schauplatz seiner altgewohnten Tätigkeit erschien. Die Generalstaaten wurden durch Ludwig XIV. hart bedrängt und sahen sich zur Verteidigung ihres Landes genötigt. Würtz, der für die niederländische Armee bereits in Hamburg eine Anzahl Offiziere warb, hatte dem mächtigen Franzmann gegenüber eine schwierige Aufgabe. Nur 20000 schlecht geübte und ungenügend bewaffnete Soldaten vermochten die Niederlande dem in drei Abteilungen vorrückenden feindlichen Heere von nahezu 200000 Mann entgegenzustellen. Dennoch gelang es Würtz, den bereits im Süden des Landes siegreich vordringenden Feinden beim sog. Zollhause vorerst den Weg nach Amsterdam zu verlegen. Die von ihm befehligte holländische Reiterei, wenn sie auch nicht den Übergang der Franzosen über den Rhein verhindern konnte, tat sich dabei ganz besonders hervor, was von allen Seiten der umsichtigen Leitung ihres Führers zugeschrieben wurde.

Würtz fand aber in diesem ungleichen Kampfe nicht die erwartete Operationsbasis und nahm bereits vor Beendigung des Krieges seine Entlassung. Im Juni 1674 finden wir ihn wieder in Hamburg. Von hier aus bittet er „wegen seiner absonderlichen Geschäfte" und da „die Franzosen beinahe alle Posten und Plätze, deren sie sich in den Vereinigten Niederlanden bemächtigt, wiederumb verlassen," um Enthebung von seinem Posten. In ehrenvoller Anerkennung seiner „Meriten und Qualität" und unter der Versicherung, daß ihm „eine dankbare Erinnerung der guten und treuen geleisteten Dienste," die er „dem Lande getan, allzeit erhalten bleiben werde," wurde dem alternden Feldmarschall die ausgesprochene Bitte gewährt.

Die Teilnahme unseres Würtz an dem niederländischen Kriege ist Veranlassung zu seiner Erwähnung in der vierten, durch Boileau an Ludwig XIV. gerichteten Epistel geworden. Der Dichter nennt den Marschall hier spottweise: l'espoir du pays et l'appui de ses murs, auch macht er sich über seinen Namen lustig: Wurts! — Ah! quel nom, grand roi, quel Hector que ce Wurts! Aus dieser Zeit stammt auch das noch vorhandene einzige Porträt von Würtz, das uns den Dargestellten als mittleren Fünfziger in holländischer Feldherrn-Uniform mit Küraß und Schärpe zeigt.

Die Heldenlaufbahn unseres Würtz ist hiermit abgeschlossen. Welche „absonderlichen Geschäfte" ihm in Hamburg, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen hat, obgelegen, kann nicht angegeben werden. Krankheit und Alter zwangen ihn, soweit wir wissen, von jetzt ab zur Untätigkeit und zum beschränkten Verkehr mit einer kleinen Zahl auserlesener Freunde, unter denen uns außer dem oben genannten Texeira der dänische Agent Egidius Harring, der russische Leibarzt Dr. Wandelin Sybellist und der in hamburgischen Diensten stehende Major Hans Peter Sauerbrei besonders genannt werden.

Würtz hat sich trotz seiner hohen Stellung und seines großen Vermögens nicht die Liebe und Achtung der Hamburger zu erwerben vermocht. Die Chronik berichtet in dieser Beziehung geradezu skandalöse Vorgänge von Verhöhnung des vornehmen Gastes, die um so auffälliger erscheinen, als sie erst anläßlich seines am 24. März 1678 erfolgten Todes sich ereigneten. Für die sichere Erklärung derselben fehlen uns die nötigen Anhalte; wenn wir aber annehmen, daß die Abneigung gegen Würtz allein durch dessen Lebensweise und religiös-freisinnige Anschauung hervorgerufen wurde, so glauben wir keinen Fehlschluß zu tun.

Würtz war, wie wir gesehen haben, in der verrohten Zeit des 30jährigen Krieges, unter zügellosen Soldatenhorden und in stetigem Lagerleben zum Manne gereift. Seine spätere Stellung brachte ihn in enge Berührung mit den verschiedensten Höflingen, die vielfach dem Beispiele, das ihnen der sittenlose Hof eines Ludwig XIV. gab, gerne folgten. Wenn die Anschauungen und Neigungen unseres Würtz durch diesen Umgang stark beeinflußt wurden, so ist das bedauerlich, aber begreiflich. Wir erfahren denn auch, daß Würtz sich nicht scheute, mit seiner „Gouvernante" namens Johanna von der Planken ohne kirchliche Trauung in intimster Weise zusammenzuleben. Dieses Verhältnis, in Verbindung mit seiner offen betätigten Freigeisterei wird vorwiegend den Grund für die ihm erwiesene Antipathie seitens der hamburgischen Bevölkerung gebildet haben. Besondere Nahrung erhielt diese Aversion zweifellos noch dadurch, daß nach dem Tode des Feldmarschalls das geistliche Ministerium die nachgesuchte Beisetzung des Verstorbenen in der Michaeliskirche, in deren Pfarrbezirk der Todesfall eingetreten war, unter der Motivierung verbot, „daß er als ein Heide gelebt und gestorben, sich zu keiner Religion bekennen wollt, von Beicht und Abendmahl nichtig gehalten, obschon er in seinen letzten Stunden dazu vermahnet worden." Als man endlich die vorläufige Überführung der Leiche in die damalige Domkirche genehmigte, wo sie bis weiter" auf das hohe Chor gesetzet" wurde, hielt der Pöbel Hamburgs den Zeitpunkt für gekommen, seinen Empfindungen für den Verstorbenen die Zügel schießen zu lassen. In dichten Scharen begleitete er den Leichenkondukt und sang dem Toten das lästerliche Abschiedslied nach: Er hat gelebet ohne Frau und ist gestorben wie eine Sau.

Die Leiche war köstlich gekleidet, „aber das Haupt kriegte niemand zu sehen, weil es abscheulich aussahe, die Zunge hing ihm kohlschwarz aus dem Halse und Rachen." So lautet der Bericht des Chronisten, dem man die Absicht, den Verstorbenen als ein dem Teufel verfallenes und von diesem gezeichnetes Opfer hin-

zustellen, recht deutlich anmerkt, obgleich die beschriebenen Verunstaltungen bei der Art der Krankheit, an der Würtz starb, der Wassersucht nämlich, namentlich bei vorgeschrittenem Körperverfall, nicht gerade ungewöhnliche sind.

Wie lange die Leiche im Dom zu Hamburg gestanden, ist unbekannt. Im Herbst 1679 ist sie bereits in Amsterdam in dem eingangs benannten Chor der Nikolaikirche zur Ruhe bestattet, denn vom 24. Oktober des obengedachten Jahres datiert die dem vaterlandslos gewordenen Kriegshelden gewidmete, in holländischer Sprache verfaßte Grabschrift. Das Versprechen einer dankbaren Erinnerung, das man dem einstigen Feldmarschall bei seinem Rücktritt gegeben, löste man durch seine würdige Bestattung in niederländischer Erde ein. Hier ruht er in einem kupfernen Sarge, über sich an der Mauer eine große, von Kriegsinsignien umgebene Tafel mit dem Wappen des Verstorbenen, drapiert mit Degen, Marschallsstab, Wappenhemd, Handschuhen und Sporen.

Würtz hinterließ ein Vermögen von 300 000 Talern, das er in Höhe von 100 000 Talern seiner Geliebten und dem mit ihr gezeugten Kinde vermachte. Seinen Freunden Texeira, Harring und Sauerbrei sowie seinen Hausbeamten und Dienern wie auch den Hamburger Armenhäusern überwies er ebenfalls Legate in verschiedener Höhe. Das betreffende Testament, das nicht von Würtz, sondern von einem Schreiber Joh. Biel ausgefertigt war, wurde jedoch vom Kaiser „verarrestiret" und aus verschiedenen Gründen für ungültig erklärt. Infolgedessen nahm der Rat zu Hamburg den gesamten Nachlaß des Testators an sich und brachte ihn auf das St. Johanniskloster. Von hier aus wurde er später nach Amsterdam überwiesen und bei der dortigen Waisenkammer hinterlegt. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ist sowohl in Holland als auch in Hamburg um den Nachlaß gerichtlich gestritten worden; wem derselbe schließlich zugefallen, hat nicht festgestellt werden können.

Paul Würtz war allerdings „des Glückes abenteuerlicher Sohn," aber keineswegs in schlechterem Sinne als viele seiner Zeitgenossen im Waffenkleide, deren Namen die Geschichte noch heute rühmend nennt. Ihm, dem in fremder Erde ruhenden Landsmann an dieser Stelle ein Denkmal im vorstehend umgrenzten, anspruchslosen Rahmen zu setzen, erschien daher berechtigt, umsomehr, als keine unredliche Tat sein Andenken trübt und über seine Schwächen und Irrungen zu richten uns Erdenmenschen nicht gebührt.



Das Märchen von der untergeschobenen Braut.

Von Prof. Dr. W. Wisser in Oldenburg i. Gr.

Es gibt eine Gruppe von Märchen — bis jetzt sind es ihrer 12 —, in denen die Braut sich am Hochzeitstag durch die Magd vertreten läßt.

Von diesen Märchen sind fünf in Dänemark gefunden (D. 1—5), vier in Schweden (S. 1—4), zwei (J. 1. 2) in Island. In Deutschland ist ein Märchen dieses Inhalts südlich von der Elbe überhaupt noch nicht gefunden, und nördlich von der Elbe bis jetzt nur eins, das Märchen von der Jungfer Maleen,[1] das Müllenhoff, als er vor 60 Jahren die schleswig-holsteinischen Volksüberlieferungen sammelte, aus Meldorf erhalten hat, und das dann die Brüder Grimm, die ein solches Märchen noch nicht hatten, auch in ihre Sammlung (Nr. 198) herübergenommen haben.

[1] Müllenhoff S. 391 ff.

Der gemeinschaftliche Inhalt der fremden Märchen — mit Ausnahme zunächst der beiden isländischen — ist folgender. Eine Jungfrau kommt unerkannt als Magd in das Haus ihres früheren Verlobten, eines Königssohns, gerade wie dieser im Begriff steht, sich mit einer andern zu verheiraten. Die neue Braut, die am Hochzeitstag nicht ausgehen kann, dringt in sie, sie beim Kirchgang in ihren Kleidern zu vertreten. Die Magd tut es und spricht dabei in rätselhaften Reimen von ihren früheren Erlebnissen. Am Abend fragt der Königssohn die zu Hause gebliebene Braut, was sie auf dem Kirchgang gesagt habe, und entdeckt auf diese Weise den Betrug, worauf die frühere Braut aus ihrer Verborgenheit hervortritt und die Gemahlin des Königssohns wird.

Als Eingang haben diese Märchen den Zug gemein, daß die Jungfrau von ihrem Vater in eine Erdhöhle oder ein unterirdisches Gemach eingeschlossen wird, aus dem sie sich erst nach sieben Jahren befreit.

Im einzelnen finden sich allerhand Abweichungen. So wird die Vertretung der Braut in vier Märchen (D. 1. 2. S. 1. 2) dadurch veranlaßt, daß diese sich in andern Umständen befindet. In S. 4 wird Krankheit als Grund angegeben, doch wird dies nur ein verschleiernder Ausdruck sein für denselben Zustand. In D. 5 scheut sich die Braut aufs Pferd zu steigen. In D. 4 kann sie die Kirche nicht betreten, weil sie eine Hexe ist. In D. 3 und S. 3 läßt sie sich vertreten, weil sie in einen andern verliebt ist.

Eingeschlossen wird die Jungfrau in den meisten Märchen deshalb, weil sie wider den Willen ihres Vaters einen Königssohn heiraten will. In D. 4 und 5 wird sie zu ihrer eigenen Sicherheit eingeschlossen, weil ihr Vater und ihr Bräutigam in den Krieg ziehen wollen.

Die Befreiung geschieht in vier Märchen durch ein Tier, und zwar in D. 1 und 2 durch einen Wolf, in S. 1 und 2 durch einen Hund.

In den beiden isländischen, auch sonst stark abweichenden Märchen läßt sich die Braut von der Magd in der Hochzeitsnacht vertreten, und zwar in J. 1, weil sie in andern Umständen ist, in J. 2, weil ihr von einer Geburtsfrau angewünscht ist, sie solle in der Brautnacht und in den beiden folgenden Nächten in einen Sperling verwandelt werden. Hinsichtlich des Eingangs ist J. 2 ganz abweichend; in J. 1 wird die Jungfrau von der Stiefmutter und der Stiefschwester in eine tiefe Grube gestoßen.[2])

Auf diese Übersicht über den Inhalt der fremden Märchen lasse ich jetzt eine eingehendere Inhaltsangabe des Müllenhoffschen Märchens folgen.

Maleen, eine Königstochter, liebt einen Königssohn und will, trotzdem ihr Vater dagegen ist, nicht von ihm lassen. Da wird sie mit einer Kammerfrau auf sieben Jahre in einen hohen Turm gesperrt, und die Eingänge des Turms werden zugemauert. Als der Speisevorrat aufgezehrt ist, merken die beiden Gefangenen, daß die sieben Jahre um sein müssen. Aber niemand kommt, sie zu befreien. Da versuchen sie ein Loch durch die dicken Mauern zu bohren. Wie das Loch so groß ist, daß sie hinausschauen können, sehen sie das Schloß zerstört — das haben die Feinde getan —, das Land verwüstet und menschenleer. Sie vergrößern das Loch, bis sie hindurch kriechen können, und es gelingt ihnen, sich auf den Boden hinabzulassen. Sie durchirren nun des vertriebenen Königs Reich und müssen ihren Hunger mit Brennesseln stillen. Endlich kommen sie in ein fremdes Land und verdingen sich als Küchenmädchen in dem Schloß des früheren

---

[2]) Die obigen Angaben sind entnommen aus der reichhaltigen und interessanten Rostocker Doktordissertation von P. Arfert ‚Das Motiv von der unterschobenen Braut in der internationalen Erzählungsliteratur.' Schwerin 1897. Hier ist S. 34 ff. auch die Literatur angegeben.

Verlobten. Dieser ist gerade im Begriff, sich mit einer andern Prinzessin zu verheiraten. Die Braut ist aber so häßlich, daß sie sich vor den Leuten nicht sehen lassen mag. Sie zwingt deshalb die schöne Magd Maleen, ihre prächtigen Kleider anzulegen und statt ihrer mit dem Königssohn zur Kirche zu gehen. Auf dem Wege dahin kommen sie bei einem Brennesselbusch vorbei. Da sagt Maleen:

Brennettelbusch kleen,
Wat steist du hier alleen?
Ik heff de Tit gewęten,
Da ik di heff ungesaden, ungebraden ęten.[3])

An dem Steg vor dem Kirchhof sagt Maleen:

Karkstęgels, brick nich,
Bün de rechte Brut nich.

Und vor der Kirchentür:

Karkendör, brick nich,
Bün de rechte Brut nich.

Auf die Frage des Königssohns, was sie gesagt habe, antwortet sie jedesmal: ‚O nichts, ich dachte nur an die Jungfrau Maleen'.

Der Königssohn befestigt nun ein köstliches Geschmeide um ihren Hals und läßt sich dann mit ihr trauen. Ins Schloß zurückgekehrt, muß aber Maleen die schönen Kleider ausziehen und der Prinzessin wiedergeben. Nur das Geschmeide behält sie.

Als der Königssohn abends mit der Prinzessin allein ist, fragt er sie, was sie zu dem Brennesselbusch gesagt habe. Sie weiß ja von nichts. Er will es aber durchaus wissen. Da sagt sie:

Mutt herut na mine Magd,
De min[4]) Gedanken dragt.[5])

Sie läuft hinaus, um Maleen zu fragen, und bringt dann dem Königssohn die Antwort. Seine weiteren Fragen, was sie vor dem Steg und was sie vor der Kirchentür gesagt habe, beantwortet sie auf dieselbe Weise. Endlich will er auch das Geschmeide sehen. Nun muß sie ja die Wahrheit gestehen. Wie sie dann aber Maleen hereinführen soll, befiehlt sie den Dienern, die Magd umzubringen. Da kommt zur rechten Zeit der Königssohn heraus, sieht das Geschmeide und erkennt die ihm Angetraute wieder. Und wie er recht zusieht, erkennt er auch, daß es seine frühere Braut Maleen ist. Da wird Maleen seine Gemahlin, und der Betrügerin wird der Kopf abgehauen.[6])

Dies Märchen leidet an zwei starken Unwahrscheinlichkeiten. Erstens ist es nicht zu begreifen, wie die Gefangenen es angestellt haben, ein Loch durch die dicken Mauern zu bohren und sich von oben auf den Boden hinabzulassen. Die Überlieferung kümmert sich darum nicht; sie sagt einfach, daß sie das Loch gebohrt haben, und daß es ihnen ‚gelang', sich hinabzulassen. Und ferner, wenn die neue Braut garstig und häßlich ist, Maleen aber ‚bildschön' oder, wie Müllenhoff schreibt, ‚schön wie der Tag', wie kann dann der Königssohn, und wie können die Leute Maleen für die Braut halten? Die Überlieferung geht auch über diese

[3]) So in Müllenhoffs Quelle, nur daß hier ursprünglich ‚un ungebraden' gestanden hat und dann das zweite ‚un' durchgestrichen ist. Ob die Lesart ‚ungesaden, ungebraden' richtig ist, scheint mir zweifelhaft. Denn Nesseln kann man wohl sieden, aber nicht braten.

[4]) So in der Handschrift.

[5]) Die Überlieferung ist hier schwerlich richtig; denn wo sagt man ‚dragt' st. ‚dricht'? In Dithmarschen jedenfalls nicht.

[6]) Das Müllenhoffsche Märchen ist von Friedr. Röber (Gedd. 3. Aufl. 1897) dramatisiert. In Maeterlincks ‚Prinzeß Maleen' sind nur einzelne Motive des Märchens benutzt.

Unwahrscheinlichkeit glatt hinweg; sie sagt einfach: ‚alle Leute erstaunten, als sie sie in ihrer Schönheit sahen, und der Königssohn ging stolz an ihrer Seite'.

Ohne Zweifel gehen diese beiden Unwahrscheinlichkeiten auf eine Entstellung der Überlieferung zurück. Die Häßlichkeit hat ursprünglich offenbar denselben Zustand bezeichnen sollen, wie oben die Krankheit. Und von dem Turm läßt sich sogar noch nachweisen, daß er auf einer willkürlichen Änderung des richtig Überlieferten beruht.

Das handschriftliche Original nämlich des Müllenhoffschen Märchens ist noch vorhanden und befindet sich zur Zeit in meinen Händen. In diesem aber hat ursprünglich gestanden ‚unterirdisches Gewölbe' und ‚hinabgeführt'. ‚Turm' und ‚hineingeführt' sind in den Text erst hineinballhornisiert. Und der Turm hat dann natürlich wieder den törichten Einfall veranlaßt, die Gefangenen in dem Turm oben sitzen zu lassen, so daß sie sich ‚hinablassen' müssen. Der ‚hohe' Turm stammt übrigens erst von Müllenhoff.

Noch weit mehr als in dem von Müllenhoff nur leicht retouchierten Original ist die ursprüngliche Überlieferung entstellt in der Grimmschen Fassung.

In der irrtümlichen Annahme nämlich, daß die Hauptzüge, der hohe, zugemauerte Turm und die Häßlichkeit der Braut, sicher überliefert seien, ist hier der Versuch gemacht, die Unwahrscheinlichkeiten der Überlieferung durch eigene Erfindungen zu beseitigen und das Unbegreifliche begreiflich zu machen. So wird zunächst erklärt, wie die Gefangenen es möglich gemacht haben, ein Loch durch die Mauer zu bohren. Maleen ‚nahm das Brotmesser, grub und bohrte an dem Mörtel eines Steins, und wenn sie müde war, so löste sie die Kammerjungfer ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen, einen Stein herauszunehmen, dann einen zweiten und dritten . . . und endlich war die Öffnung so groß . . ., daß sie hindurch schlüpfen konnten.' Ebenso wird dann auch genauer angegeben, in welcher Weise es ihnen ‚gelang', sich hinabzulassen: . . . ‚so sprang zuerst die Kammerjungfer herab, und dann folgte die Jungfrau Maleen'.

Ganz besonderer Scharfsinn ist darauf verwandt, die Häßlichkeit der Braut glaubhaft zu machen. ‚Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut angelangt, bei ihrer großen Häßlichkeit aber ließ sie sich vor niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Essen aus der Küche bringen'. So ist es der Braut trotz ihrer Zurückgezogenheit möglich gemacht, mit Maleen zusammen zu kommen und sie zum Anziehen des Hochzeitskleides zu bestimmen. ‚Als' dann Maleen ‚in den königlichen Saal eintrat, erstaunten alle über ihre große Schönheit . . . Der Bräutigam erstaunte und dachte: „sie gleicht meiner Jungfrau Maleen, und ich würde glauben, sie wäre es selbst, aber die sitzt schon lange im Turm gefangen oder ist tot." Er nahm sie an der Hand und führte sie zur Kirche . . .' ‚Als' dann ‚die Nacht herankam und die Braut in das Zimmer des Königssohns sollte geführt werden, so ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht entdecken sollte'. Und endlich, wie die Braut das Geschmeide nicht vorzeigen kann, da ‚zog er ihr den Schleier vom Gesicht, und als er ihre grundlose Häßlichkeit erblickte, sprang er erschrocken zurück und sprach: „Wie kommst du hierher? Wer bist du?" . . .'

Diesen Grimmschen Erfindungen kann man ja das Zeugnis nicht versagen, daß sie sich mit den Schwierigkeiten der Überlieferung in sehr geschickter Weise abzufinden wissen, aber die ursprüngliche Gestalt des Märchens ist so stark verändert, daß man es kaum noch wieder erkennt.

In einer befriedigenden Fassung haben wir also das Märchen von der untergeschobenen Braut in Deutschland bis jetzt noch nicht.

Unter diesen Umständen ist es doppelt erfreulich, daß sich kürzlich eine Fassung

gefunden hat, die zwar auch von Unklarheiten nicht ganz frei ist, die aber doch im großen und ganzen gut überliefert zu sein scheint und an Echtheit und Ursprünglichkeit den besten nordischen Fassungen an die Seite gestellt zu werden verdient. Ich habe sie in Eutin aufgefunden, wo sie mir von einer alten Frau Lembcke erzählt worden ist. Es ist die in Nr. 10 des vor. Jahrgangs mitgeteilte Geschichte von **'De Könisdochter in 'n Keller.'**

Mitteilungen.

1. **Stiftung eines Kronleuchters in der Kirche zu Heiligenhafen.** Bis vor wenigen Jahren waren im Besitze der hiesigen Metallarbeiter-Innung zwei Protokolle des alten Schmiedeamts in Heiligenhafen. Die Aufzeichnungen dieser alten Urkunden umfaßten den Zeitraum von 1592 bis ungefähr zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Leider sind diese Bücher verloren gegangen. Ob sie irgendwo in einer Rumpelkammer der Vergessenheit anheimgefallen sind und später einmal wieder auftauchen werden, wer vermag's zu sagen? Abgesehen von dem Anfang, enthielten sie ausschließlich Nachrichten über Innungsangelegenheiten; bedeutsame Notizen aus Heiligenhafens Vergangenheit waren nicht darin enthalten. Die ersten Eintragungen — beschafft im Jahre 1604 —, die von den folgenden nicht bloß inhaltlich und stilistisch, sondern auch durch schöne, korrekte Schriftformen, durch Sauberkeit sich unterschieden, sind wahrscheinlich das Werk des damaligen Predigers, Bürgermeisters oder einer anderen hervorragenden Persönlichkeit im Orte. Da der erste Teil dieser alten Chronik, wie alle derartigen Schriften, schwer leserlich war, so hat im Jahre 1886 der damals hier ansässige Tierarzt Ehlers, ein eifriger Altertumssammler, denselben möglichst wortgetreu ins jetzt gebräuchliche Hochdeutsch übertragen. Der Anfang der Einleitung möge nachstehend wörtlich in der Ehlersschen Übertragung folgen: „Der sämtlichen Schmiede, allhier zu der Heiligenhafen wohnende, Bewilligung und immerwährende Abrede, anfänglich und ursprünglich zu melden. Dieweil durch einen ehrbaren weisen Rat zu der Heiligenhafen vor wenig verflossenen Jahren aus beständigem Bedenken und Anstiftung eines Predigers, Johannes Leonisius geheißen, verordnet ist, wenn allhier nach landständigem Gebrauch am Sonntage die Leute in der christlichen Kirche ehelich verbunden werden, darauf am nächsten, dem Montage, mit ihren Geladenen (d. h. Gefolge) wiederum zur Kirche kommen, daselbst nach alter Gewohnheit eine Brautpredigt (d. h. Verlobungspredigt) zu hören und ihre Opferhandlung zu vollbringen und ein solcher Bräutigam oder Braut nicht vor dem Glockenschlage Elf mit ihren Beiseienden (d. h. Gefolge) in die Kirche kämen, so sollte er oder sie einen Reichstaler der Kirche zuzuwenden verbrochen haben (d. h. Strafe geben). Daher unser Amtsbruder und Mitbürger, der ehrsame und kunstreiche Paul Horn, als er im Jahre 1592 seine Frau geheiratet und den Kirchgang verrichtet, in solchen Strafverdikt genommen ist. Es hat aber gedachter Paul Horn für den oben erwähnten Taler einen besonderen Schmuck oder Zierat zu verfertigen, zu Gottes Ehre zu geben und seiner dabei zu gedenken, angelobt. Derowegen er eine Krone (d. h. Kronleuchter) von sieben Armen aus Eisen, mit seinen Händen bearbeitet und gemacht, dem Gotteshause allhier zu einem besondern Geschenk und langjährigen Gedächtnis hat verehren und geben wollen. Als aber die gedachte Krone verfertigt und an seinem Ort in der Kirche verordnet (d. h. aufgehängt) ist, hat es einem jeden unter der Bürgerschaft und sonstigen guten Leuten frei gestanden, dieselbe mit Lichtern zu begaben (d. h. beschenken), aber es ist nicht minder von einem ehrbaren Rat und sämtlichen Schmieden allhier in Wintertagen ein ständiges Wachslicht, so des Feiertages morgens angezündet wird und in der Mitte aufgesetzt, zu halten mittelst Handschlag auferlegt, welches von unserm lieben Herrn und Amtsbruder, seligen Jaspar Babbe, Ratsverwandten allhier, zuerst zu Werk gerichtet (d. h. ins Werk gesetzt), dem wir darin mit ganzem Fleiße succedieret und nachgefolgt sind. Wiederum ist damals darauf von einem ehrbaren Rat uns sämtlichen Schmieden die Verheißung geworden, wenn hier von den holsteinischen Meilerkohlen zu Markt gefahren werden und dieselben von einem andern auf Verkauf bedinget, gekauft und bezahlt werden, wir aber deren zuerst benötigt wären, so sollen wir samt und sonders ohne jemandes Verbot in den gemachten Kauf eintreten, das Geld erlegen und die Kohlen an uns nehmen. Welches auch von andern Leuten, welche sie kaufen und keine große Benötigung beweisen können, wir aber müßten aus Mangel an Kohlen unsere Arbeit anstehen lassen, soll verstanden werden, jedoch, was die Kirche und die Armen anlangt, sehen wir davon ab." — Der laut vorstehender Darstellung gestiftete Leuchter hing bis zum Jahre 1899 im südlichen Seitenschiff unserer Kirche; jetzt befindet er sich im Turme derselben. Er ist zwar kein Kunstwerk, aber doch sehr geschmackvoll, genau und sauber gearbeitet.

Heiligenhafen. W. H. Becker.

2. **Die ersten Opfer des Krieges von 1864.** Als in der letzten Dezemberwoche des Jahres 1863 deutsche Bundestruppen (Sachsen und Hannoveraner) den Auftrag erhielten, das Herzogtum Holstein von den dänischen Truppen zu säubern, aber das Herzogtum Schleswig nicht zu betreten, kam auch eine Abteilung Sachsen nach Ditmarschen und sollte u. a. die dänische Besatzung aus dem „Brückenkopf" vertreiben. Der Brückenkopf war eine Schanze an der Eider, Friedrichstadt gegenüber, und sollte wohl ursprünglich die wichtige Eiderfähre decken. Wie aber überall im Holsteinischen, so hatten auch hier die Dänen beim Herannahen der Bundestruppen ihre Stellung aufgegeben und sich über die Eider zurückgezogen. Die Sachsen zogen also, nachdem sie in der Umgegend von Lunden einen Tag gerastet hatten, wieder ab nach Heide, wo sie liegen blieben, bis Preußen und Österreicher sich anschickten, über die Eider hinüberzugehen. Jetzt wurde auch Friedrichstadt geräumt, und so groß war die Eile, daß das ganze Pulvermagazin, welches in einer Kirche untergebracht war, zurückblieb. Die Friedrichstädter Bürger aber, um ihre Stadt von jeglicher Gefahr zu befreien, schafften das Pulver aus der Kirche hinaus auf die hart gefrorene Eider, wo es, jedermann erreichbar, liegen blieb. Alt und jung strömte herbei, sich von dem Pulver zu holen. Auch ein Knabe aus Bargen, August Michaelsen, ließ es sich nicht nehmen, trotz des mehrstündigen Weges einen beträchtlichen Pulvervorrat in mehreren Säckchen nach Hause zu schleppen. Leider hatte die Mutter, eine Witwe, nicht den nötigen Einfluß auf ihren Sohn, um seine Spielerei mit dem gefährlichen Stoff zu verhindern, und so belustigte sich August an den langen Winterabenden ungestört an seinem Schatz, nicht bedenkend, welcher Gefahr er sich und seine Mutter damit aussetzte. Als eines Abends ein Nachbar ins Stübchen trat, um sich und der Witwe im Gespräche den langen Abend zu kürzen, kam gar bald der Knabe mit seinem Pulversack, um am Tische sein Spiel zu treiben. Er schüttete ein Häuflein auf eine Ecke des Tisches, stellte seinen Sack auf die andere Ecke, und — „nun sollt ihr mal sehen, wie das flutscht," sprach er zu den beiden Alten. Das Häuflein wurde angezündet, der Pulversack explodierte, das Dach des Hauses wurde von dem Luftdruck in die Höhe gehoben und senkte sich wieder nieder. Drinnen in der Stube aber waren drei Menschen schrecklich verbrannt. Der Nachbar hatte noch soviel Kraft, hinauszustürzen und draußen im Schnee die brennenden Kleider zu löschen und die Wunden zu kühlen. Mutter und Sohn wurden schwer krank nach Lunden ins Krankenhaus gebracht, wo sie, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, noch mehrere Tage liegen mußten, ehe der Tod sie von ihren furchtbaren Leiden erlöste.

Flensburg. J. Schneekloth.

3. **Doppelnamen.** Herr Professor Dr. R. Hansen hat in seinem Vortrage über unsere Personennamen („Heimat" XII S. 250) als zweite genetische Gruppe der Familiennamen die Doppelnamen aufgestellt. Ich möchte dazu folgendes mitteilen. Der jetzige Bauer zum Sandfelde, Dorf Enkendorf, Johann Röschmann war in meiner Kinderzeit, vor 25 Jahren, in militärpflichtigem Alter. Damals und schon längst, auch später noch kannte ihn jeder unter dem Namen Johann Jakob; schon auf der Schule war er so gerufen zum Unterschiede von den vielen Johanns, die mit ihm zur Schule gingen, und den vielen Röschmanns; allein unter den Hufnern der beiden zu Bloxdorf eingeschulten Dörfer kam der Name Röschmann viermal vor. Da hingen ihm die Mitschüler einfach den Vornamen seines Vaters Jakob Röschmann ohne patronymisches Suffix an; es liegt hier offenbar ein Akt volkstümlicher spontaner Beinamenschöpfung vor, der in der kritischen Zeit geeignet gewesen wäre, einen Familiennamen erstarren zu lassen. Und so möchte ich zu erwägen geben, ob nicht Herrn Professor Hansens ganze zweite Gruppe mit zur ersten gehört, ob nicht bestimmte Gegenden den Vaternamen ohne Lautveränderung als Beinamen vergeben haben. Doppelnamen im 16. Jahrhundert oder früher kommen mir nicht recht wahrscheinlich vor; erst als die Vornehmen sie im endenden 17. Jahrhundert häufig führten, machten die Bauern es ihnen nach, wenigstens im Westenseer Kirchspiel, wo die heute noch bestehenden Familiennamen schon 1517 — Zeitschr. f. schl.-holst.-lauenb. Gesch. Bd. XXVIII S. 18 — fest waren, als sie in anderen Landesteilen noch schwankten. Auch die beliebte Verwendung früh ungebräuchlich gewordener alter Vornamen spricht dafür, daß wenigstens gegendweise die Familiennamen früh fest wurden. Daß so viele nur auf ein Individuum passende Scherznamen unter ihnen sind, die sich der Träger selbst kaum für die Dauer seines Geschlechtes ausgesucht haben würde, deutet vielleicht darauf hin, daß die Annahme der Namen zu einem bestimmten Zeitpunkt von einer autoritativen Stelle veranlaßt wurde, wenn darüber auch wohl bisher nichts erforscht und bekannt geworden ist. Die Zunamen erhält man meist in der Jugend, wo sich das Bedürfnis dafür bei den Genossen zuerst einstellt; der kindliche Humor aber ist meist mehr treffend als liebevoll, daher haben wohl so viele einen etwas sonderbaren Scherznamen als Familiennamen abbekommen.

Danzig. P. v. Hedemann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 3. März 1903.

Lauenburg an der Elbe.

Von W. Sager in Lauenburg.

II.

Haben wir bisher das Werden der Stadt und ihre mancherlei Schicksale gesehen, so mag es nun gestattet sein, ihr heutiges Sein näher ins Auge zu fassen.

Um zunächst die eigentümliche Lage der Stadt zu erkennen, muß



Einfahrt in den Elbe-Trave-Kanal. Fr. Nissen, Photogr

man sie von dem im Schutze des linken Elbdeiches gelegenen Dorfe Hohnstorf aus betrachten.

Zu unsern Füßen gleiten hier langsam die gewaltigen Wogen der Elbe vorüber, bald belebt von leicht schaukelnden Kähnen, in denen Hohnstorfs Fischer

ihrem Gewerbe nachgehen, oder einem schnell dahinschießenden Motorboot, das den Verkehr von hüben und drüben vermittelt, und dann wieder von schmucken Personendampfern und schwerkeuchenden Schleppern, die oft 6 bis 14 Kähne im Schlepptau führen, unter denen sich nicht selten Burschen befinden, die 20 000 Zentner und mehr zu tragen vermögen. Auch weiter ostwärts erschließt sich ein interessantes Bild, aus dem wir nur die 514 m lange Elbbrücke mit ihren 100,5 m weiten Durchfahrtsöffnungen, die frischgrüne Delvenauniederung, sowie den am 16. Juni 1900 eröffneten Elbe-Trave-Kanal hervorheben. Freilich, nicht immer zeigt sich uns die Elbe so friedlich. Man schaue sie nur einmal unter der eisigen Herrschaft des Winters! Unablässig steigen dann vom Grunde der mächtig angeschwollenen Wassermassen scharfe Eisnadeln empor, die sich in kurzer Frist zu großen Schollen zusammenballen, die dann, an ihrem Rande hoch mit weißen Drehspänen bedeckt, in wildem Gewirr die ganze Strombreite füllen. Plötzlich kommt das Eis in einer Enge zum Stehen. Die Ränder der Schollen fügen sich aneinander, und den Strom deckt ein starrer Panzer. Doch schon dringen von Harburg die schweren Eisbrecher vor, legen sich mit hocherhobenem Bug auf die Eismassen, die unter dem Druck krachend zersplittern. Ist aber der Strom durch den einsetzenden lauen Südwestwind vollends frei, so zeigt er auch bald wieder sein heutiges Bild im Dienste des Menschen.

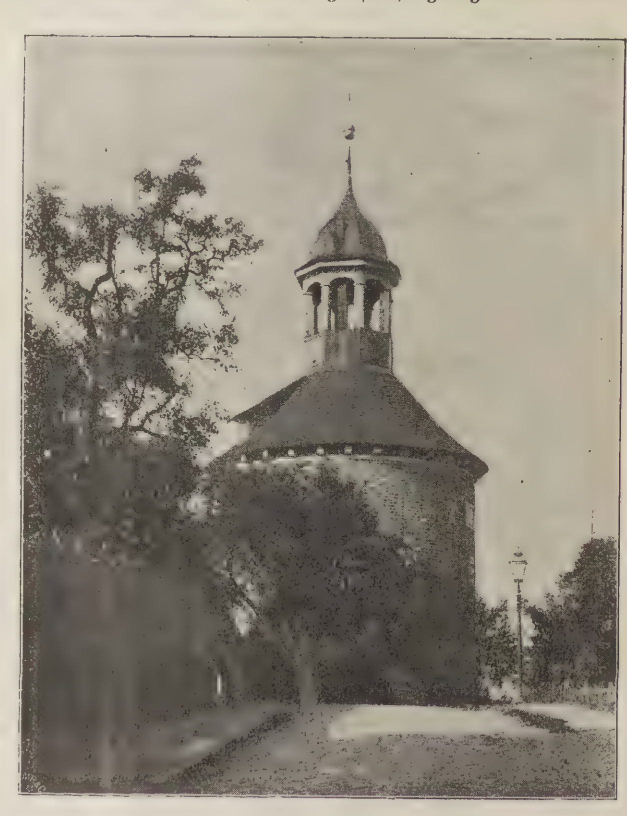
Doch lassen wir den Blick hinüberschweifen zum entgegengesetzten Ufer, so reihen sich hier die altertümlichen Häuser unserer Unterstadt aneinander, nach der Elbe zu von Ufermauern getragen, die mit ihren erratischen Blöcken dem Eisgang und dem Hochwasser des Frühlings gleich wohl zu trotzen vermögen. Unmittelbar hinter den Häuserreihen der Elbstraße steigt dann, reich mit Bäumen geschmückt, der Steilabhang bis zu 40 und 55 m N. N. empor, während von der Hochfläche, die die Oberstadt trägt und zu der außer steil ansteigenden Straßen Treppen von 100 und 119 Stufen emporführen, der parkartige Fürstengarten, die Schloßreste und das stattliche Gebäude der Rektoratsschule freundlich zu uns hinübergrüßen. Das ganze Bild aber ist ein so schönes, abwechselungsreiches, daß es immer wieder zu erfreuen vermag.

Was nun die weitere Umgebung der Stadt betrifft, so hat man den besten Überblick über dieselbe von dem an der Nordseite gelegenen, 70,1 m hohen Hasenberg. Nach Südosten verfolgt das Auge von hier aus zunächst noch lange das breite Band der Elbe, das sich erst hinter den bewaldeten Hügeln des mecklenburgischen Forstortes „Vier" verliert. Durch letzteren erhält das Bild zugleich einen vorzüglichen Abschluß. Nach Osten hin aber zeigt sich uns noch ein weites, durch niedere Hügelreihen begrenztes Stück des mecklenburgischen Nachbarlandes. Nach Norden löst sich das Terrain zunächst in eine ganze Anzahl rundlicher Hügel — die Buchhorster Berge — auf. Sie bilden, wenn die Heide ihre Abhänge mit zartem Rot bekleidet, einen beliebten Ausflugspunkt der Lauenburger. Weiterhin aber wird hier noch ein freundliches, waldumschlossenes Stück des eigenen Kreises sichtbar. Im Westen schließen die Glüsinger Waldungen das Bild. Südwärts aber geht der Blick über die weite, reichgesegnete Elbmarsch bis hin zu den im blauen Dufte schimmernden Hügelreihen des hannoverschen Wald- und Heiderückens, von dessen Rand das altehrwürdige Lüneburg mit seinen markigen Türmen grüßt. Ein vollständiges Rundgemälde ist es also, das sich uns vom Hasenberg zeigt.

Das Innere Lauenburgs, dem wir uns jetzt zuwenden, bietet — abgesehen von dem Jakobistift und einigen Villen — bemerkenswerte moderne Baulichkeiten nicht dar.

In historischer Beziehung sei zunächst auf den „runden Turm" hin-

gewiesen.[1]) Er besitzt bei einem lichten Durchmesser von 5½ m eine Mauerstärke von 2½ m. Das im Untergeschoß befindliche Verließ ist spätgotisch und hat schöne Kreuzgewölbe. Spätestens nach seiner 1725 erfolgten Renovierung diente lange auch das Obergeschoß, zu dem von außen eine Holztreppe hinaufführt, als Gefängnis. Von der Plattform genießt man übrigens eine herrliche Fernsicht. In der Nähe des Turmes findet sich ferner der Fürstengarten, den Herzog Franz II. 1583 für seine Gemahlin Maria anlegen ließ und dessen Besuch schon der Aussicht wegen zu empfehlen ist. Außerdem findet sich hier als botanische Seltenheit der Winterling (Eranthis hiemalis), der bereits an sonnigen Tagen des Februars alle südlichen Abhänge mit seinen großen, goldgelben Blüten schmückt. Erwähnt sei auch die Friedrichsbrücke, die ihren Namen nach König Friedrich VI. von Dänemark trägt. An ihrer Stelle befand sich einst die Schloßbrücke, auf der bis 1470 unter persönlicher Anwesenheit des Herzogs, der dabei als Reichserzmarschall und Vorrichter seines Amtes waltete, das Appellationsgericht für die dem sächsischen Recht unterworfenen Länder abgehalten wurde. Was nun endlich die Kirche anbetrifft, so ist ihre Gründung um 1230 schon erwähnt. Ihren Chorraum suchte später Franz II. zu einem Ruhmesdenkmal seines Stammes zu gestalten. Von dem flach gewölbten Chorbogen hing zunächst das große Kruzifix herab, das man auch jetzt an dieser Stelle sieht. Unter ihm befand sich ein sandsteinerner Lettner, dessen drei Bögen „höchst kunstvolle" Eisengitter füllten. Im Innern des Chors erhob sich dann außer dem reich mit Bildern geschmückten und durch die Figur des Erlösers gekrönten Altar an der Südseite ein 4½ m hoher, in der Form einer Tafel gehaltener Stammbaum, der in 8 Reihen die 64 Stammwappen des herzoglichen Hauses enthielt. Alle waren aus Sandstein in erhabener Arbeit schön ausgeführt und



Fr. Nissen, Photogr.

Der runde Schloßturm.

[1]) Der neben dem Turm befindliche Schloßflügel ist ohne Zweifel ein Teil des Neubaues, den man für das 1616 vernichtete, alte Schloß plante. Vgl. Haupt, Baudenkmäler Lauenburgs, S. 10.

fein bemalt. Vor und neben dem Stammbaum aber standen die gleichfalls aus Sandstein gearbeiteten Statuen von Karl dem Großen, Heinrich dem Vogler, Heinrich dem Löwen, Otto dem Kinde von Braunschweig und von Bernhard von Askanien. Gegenüber dieser Herrschergruppe hatte dann an der Nordseite ein Kunstwerk Aufstellung gefunden, in dem Franz II. sich und seiner Gemahlin Maria ein schönes Denkmal frommen, gottergebenen Sinnes geschaffen. Dasselbe bestand in seinem unteren Teil aus einem auf breiter Platte ruhenden Sockel von 3 m Länge, 1,15 m Tiefe und 2,30 m Höhe. An den Ecken desselben befanden sich auf besonderen Postamenten in sitzender Stellung die vier Evangelisten mit ihren Attributen. Die Wände des Sockels waren mit Reliefs, welche biblische Erzählungen zum Vorwurf hatten, Engelsköpfen und Ornamenten reich geschmückt. Oben aber knieten zu den Seiten eines kleinen Betpultes, hinter dem sich ein Kruzifix erhob, mit zum Gebet geschlossenen Händen in lebensgroßen Figuren Franz II. und Herzogin Maria. Das sorgfältig gearbeitete Werk konnte als die Krone des ganzen Altarraumes bezeichnet werden; es war eine Kunstschöpfung edelster Art. Gut geschnitztes Gestühl, der bronzene Taufkessel, eine Ritterrüstung und eine Reihe von Fahnen vollendeten die Ausstattung. Alle diese Pracht ist dann 1827 durch den Landbaumeister Timmermann bei einem Neubau des angeblich gänzlich unbrauchbar gewordenen Chores, durch den zugleich an die Stelle des alten Werkes mit seinen „mittelalterlichen Schnörkeleien“ ein Bau von „edleren und dem reinen Stilgefühl der neuen Zeit entsprechenden Formen“ gesetzt werden sollte, vernichtet worden. Das schöne Chorgitter ward einem Juden verkauft. Die Steine von dem Lettner und dem Denkmal, die man vielfach an Ketten aus der Kirche schleifte, wurden, wenn sie irgend verkäuflich waren, an Steinhauer veräußert, die sie verarbeiteten, andere vermauerte man. Was endlich von den Bildern, Wappen usw. beim Abbruch nicht gänzlich zerstört ward, wanderte in die Rumpelkammer. Der Neubau war dann ein Werk in den „erbärmlichsten und dünnsten Formen der Biedermannszeit.“ Die Stelle des Altars mußte ein einfacher Tisch vertreten, die Wände erhielten einen Kalkanstrich, alles Holzwerk aber ward „hübsch“ grau bemalt. Die Gemeinde geriet durch den an ihrem Gotteshause verübten Frevel in heftige Erregung. Auch König Christian VIII. sprach seinen lebhaften Unwillen über das ohne sein Wissen erfolgte Zerstörungswerk aus. Trotz des Widerspruchs des Hauptpastors, der zur Zerstörung des Chors hauptsächlich den Antrieb gegeben hatte, brachte die Gemeinde es dahin, daß das große Kruzifix an seiner alten Stelle befestigt wurde. Ebenso ward der Altar bald verbessert. Im Jahre 1852 erhielt er dann durch freiwillige Beiträge eine Wand mit einem von Osterley in Hannover für 30 Louisdors gemalten Bilde „Christus als König.“ Als aber König Wilhelm I. am 27. September 1865 sein neu erworbenes Lauenburg besuchte, gab er den Befehl, den Altarraum, soweit dies irgend möglich, mit Überresten der früheren Ausstattung zu schmücken. So zeigen denn heute die Chorwände wieder acht Wappen und Kartusche, vier schöne Hermen, die wahrscheinlich vom Lettner stammen, sowie die einst das Denkmal zierenden Evangelisten, während im Chorraum selbst die Statuen Franz II. und der Herzogin Maria Aufstellung gefunden haben. Leider sind die sämtlichen Sachen mit grauer Ölfarbe bemalt worden und teilweise schlecht restauriert.

Sehenswert ist sodann die unter dem Chor befindliche Fürstengruft, in der 13 große und 5 kleine Särge die irdischen Überreste Franz II. und seiner nächsten Angehörigen bergen. Zu den letzteren gehört auch der Herzog Franz Albrecht. Er war der Begleiter Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen und stand lange in dem Verdacht, den Schwedenkönig erschossen zu haben. Sein Sarg ist der schönste in der ganzen Gruft und gut erhalten.

Das Schiff der Kirche birgt als Altertümer zunächst zwei sog. Marien-Kronleuchter. Der größere, der im Jahre 1847 von der Schiffergilde aus ihrem Besitz geschenkt worden ist, stammt aus dem 15. Jahrhundert. Er zeigt auf der einen Seite Maria mit dem Kinde, auf der anderen die heilige Anna, die auf dem rechten Arm das Jesuskind, auf dem linken Maria trägt. Der zweite Leuchter, den das frühere Schusteramt gestiftet hat, enthält zweimal die Figur der Maria mit dem Kinde. Zwei sehr eigentümliche Bilder, die der Zeit von 1470—1480 angehören und sich durch die Frische ihrer Farben und sorgfältige Arbeit auszeichnen, finden sich, von einem Schrank umschlossen, auf einer drehbaren Tafel an der Südseite der Kirche. Auf der einen Seite stehen im Schmucke prächtiger Gewänder ein Jüngling und eine Jungfrau, von Spruchbändern umgeben. Die Inschrift lautet bei der Jungfrau: „min beger in ewicheit is lust der werlde vrolicheit," bei dem Jüngling: „to lust der werlt wil wy uns geve wy mogen up erden lange leven." Die Unterschrift heißt: „We de werlt utkust: dar mede he got verlust. Wan id gheit a ein sceide: so is he quit va beide." Die zweite Seite der Tafel zeigt die beiden Personen als schwarzgraue, schrecklich entstellte und fast nackte Skelette, die von grünen Schlangen umwunden sind. Die Inschriften auf den Bändern lauten hier: „der werlde lust hadde wy utgekoren und hebbe dat ewige levent verloren. owe iamer unde not wy hebbe uns ghegeven in den ewigen doet. got unse here de sprikt alsok richte wil ik di gheven minsche alse du deist i dinem leve."



Elbstraße. Fr. Nissen, Photogr.

Eine alte Sage macht die Personen zu einem Fürsten und seiner mit ihm in Blutschande lebenden Schwester. Höchst wahrscheinlich ist, daß man in den Bildern die Vergehen und das Schicksal der Enkelin Albrechts I., Jutta, die 23 Jahre alt „schön wie ein Engel vom Himmel" an den schwedischen Hof kam und dort mit ihrem, dem Vergnügen ganz ergebenen Schwager, dem König Waldemar, in einem sträflichen Verhältnis lebte, hat darstellen wollen. (Vgl. Koppe, Lauenb. Gesch. Bd. I, 313 u. 314.)

Zu beachten sind an der Nord- und Südseite der Kirche ferner die beiden im Jahre 1598 von Franz II. gestifteten Renaissance-Portale, von denen das reich ausgestattete Südportal u. a. die Erbauung der Lowenborch im Jahre 1181 bezeugt, während das etwas einfacher gehaltene Nordportal folgende, für die kirchlichen Vorgänge in Lauenburg interessante Inschrift enthält: „ANNO CHRIST 785 SIND DIE SACHSEN, NACHDEM IHR KÖNIG WEDEKIND SICH TAUFEN LASSEN, ZUM CHRISTLICHEN GLAUBEN UND ANNO 1531 DIE REINE LEHRE ALHIER WIEDER HERFÜRGEBRACHT. REN 1883." Was endlich die Glocken betrifft, so mußte die größte, nachdem sie beim Trauergeläut um Kaiser Joseph I. zersprungen, im Jahre 1711 umgegossen werden. Die mittlere Glocke, die auf ihrem Mantel prächtige Wappen und Figuren (Christus und Maria) trägt, ist im Jahre 1517 angefertigt. Die kleinste, aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammend, zeigt in gotischen Majuskeln folgende sinnige Inschrift: „DVM TRAOR AVDITE VOCO VOS AD SAC VENI" — Höret, wenn ich gezogen werde! Kommt, ich rufe zum Heiligtum.

Die jetzt einsetzende Renovierung der Kirche wird dieser einen neuen Turm von 59 m Höhe, eine von der Firma Markussen in Apenrade zu liefernde Orgel, farbige Chorfenster, Gasglühlicht usw. bringen und so dem alten Gotteshause eine würdigere Gestalt geben.

Wenden wir uns nun von der Kirche zur Elbstraße, so fallen uns hier verschiedene Fachwerkhäuser auf, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen und außer vorspringenden Stockwerken reiche Holzverzierungen zeigen. Das gleichfalls in der Elbstraße gelegene Gildehaus des Marienkalands, „der 1336 vorhanden war und um 1550 aufhörte," gehört jetzt dem Sattler Rickmann. Von hier führte angeblich ein unterirdischer Gang zum Schlosse empor. Die Eingänge sind noch vorhanden.

Nicht unerwähnt darf aber an dieser Stelle das Museum des Postmeisters Friese bleiben, das einen solchen Reichtum an lauenburgischen Altertümern aufweist, daß man vor dem Eifer und der Opferfreudigkeit des genannten Herrn erstaunt.

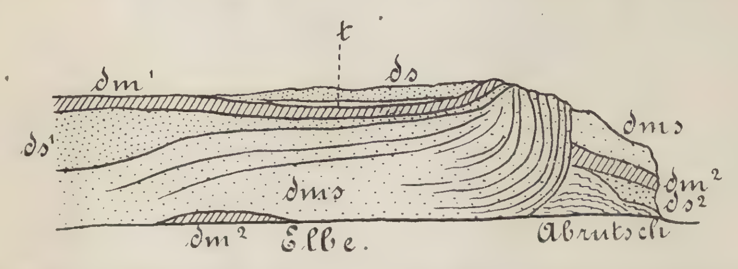
Aber nicht nur den Historiker vermag Lauenburg zu fesseln.

Reiche Befriedigung wird in unserer Stadt z. B. auch der Geologe finden. Für ihn kommen zunächst die tiefen Ausschachtungen der beiden großen Ziegeleien am Ostabhang der Buchhorster Berge, besonders bei der Fabrik des Ziegeleibesitzers Brand in Frage, „einerseits, weil hier allein bei Lauenburg tertiäre Schichten im herrschenden Diluvium aufgedeckt sind, andererseits vorzüglich deshalb, weil in den darüber gelagerten Diluvialschichten sich unzählige, ganz vorzügliche Herzmuscheln (Cardium edule), also Meermuscheln, befinden — ein unumstößlicher Beweis, daß einst bis an Lauenburgs Gestade das Meer geherrscht haben muß." (Vgl. Witte, Zur Heimatkunde Lauenburgs.) Die zweite geologische Merkwürdigkeit besitzt Lauenburg in dem interglacialen Torflager, das am Westende der Stadt im Steilabhang der Elbe zu Tage tritt und zwar in zwei Bänken, von denen die untere $^{3}/_{4}$ m stark ist, während die obere bis zu 2 m Mächtigkeit anschwillt. Nach den Rändern keilt sich der Torf aus. Dies kommt daher, daß der unterlagernde blaugraue Geschiebemergel eine Mulde zeigt, in der die Torfbildung vor sich gegangen ist. Unter dem Geschiebemergel finden sich Spatsande, die allmählich in Mergelsande übergehen. Die schöne Schichtung der letzteren wird noch durch dünne Tonmergelbänke hervorgehoben. Über dem Torf liegen zunächst 12 m mächtige, feinere Sande, während zu oberst sich ein grober, 0,5 bis 0,75 m mächtiger, zahlreiche kleine Geschiebe führender Sand ausbreitet. Getrennt werden die beiden Torfschichten durch ein sandiges, durch Humussäure

verkittetes Zwischenmittel. An dieses Torflager hat sich nun in den neunziger Jahren eine umfangreiche Kontroverse geknüpft. Während nämlich der Geologe Keilhack behauptete, es sei interglacial, „also in der Zeit zwischen den beiden großen Eiszeiten der Diluvialzeit entstanden, wie so manche Moore in der Schweiz und in Nordamerika," erklärten es die Geologen Credner, Geinitz und Wahnschaffe für eine postglaciale Bildung.

In neuerer Zeit ist jedoch das von Keilhack angenommene interglaciale Alter des Torfes sicher festgestellt und zwar außer durch das Auffinden einer für das interglaciale Diluvium Norddeutschlands bestimmenden, nordamerikanischen Wasserrose (Brasenia purpurea) durch den Nachweis, daß die den Torf bedeckenden Sande mit der geschiebeführenden Decke das Äquivalent des Geschiebemergels der jüngsten Eiszeit sind, daß sie als fluvioglaciale Sedimente der Schmelzwässer des letzten Inlandeises aufzufassen sind, die am Rande desselben heraustreten. [1])

Bei einer Durchsuchung des Torfes stellte Professor Witte (vgl. Witte, Zur Heimatkunde Lauenburgs) folgende Zusammensetzung desselben fest: im unteren Torf Eiche, Sommerlinde, Moehringia trinervia; in den humosen Zwischenschichten sehr häufig Wassernüsse, Haseln, Schwertlilie (Iris pseudacorus) und Ahorn; im oberen Torf bis 40 cm von der unteren Grenze dieser Abteilung hinauf außer-



ds Decksand. t Interglacialer Torf. dm^1 Obere Bank des unteren Diluvialmergels. ds^1 Unterdiluvialer Spatsand. dms Unterdiluvialer Mergelsand. dm^2 Unterer Diluvialmergel im Lieg. des Mergelsandes. ds^2 Unterdiluvialer Spatsand im Lieg. der unteren Geschiebemergelbank.

ordentlich zahlreiche Hainbuchennüsse, ferner in einem scharf ausgeprägten Horizonte — 1 m über den humosen Schichten — zahlreiche Kiefer-Zapfen und -Stämme, schließlich viele Moose und Monokotyledonen-Blätter.

Was nun Lauenburg als Handels- und Gewerbestadt betrifft, so herrscht in ihr ein reges Leben. An größeren gewerblichen Unternehmungen seien genannt zwei Reedereien, verschiedene Schiffswerften für eiserne und hölzerne Fahrzeuge, drei Ziegeleien, eine Dampfsägerei, drei Faßfabriken, zwei Zündholzfabriken, eine Gasanstalt, eine Molkerei u. a. Eine im Jahre 1892 vorgenommene Zählung der Fluß- und Kanalschiffe ergab, daß in Lauenburg 70 größere Elbkähne, zumeist Schleppkähne, beheimatet sind.

An Schulen besitzt Lauenburg z. Zt. eine Rektorats-(Mittel-)Schule, eine höhere Töchterschule, eine 15klassige Volksschule, eine obligatorische Fortbildungsschule und in den Wintermonaten eine sog. Schifferschule, in der junge Schiffer Unterricht in Handelslehre, Korrespondenz, Rechnen, Geographie, Gesetzeslehre, Schiffsbau, Schiffsdienst und Samariterdienst erhalten.

Unter den milden Stiftungen heben wir nur das von Franz II. im Jahre 1608 begründete St. Annen-Hospital, das im Jahre 1701 von dem Kauf-

[1]) Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Schriftleitung: Dr. H. Potonié. Bd. XIV, Nr. 6.

mann Jakob Martens errichtete Jakobi-Stift, das Maacksche Witwenhaus, die Albinus-Stiftung, deren Erträge der Rektoratsschule zufließen, die Urbrock-Stiftung für Kranke, sowie die Ernst Peters-Stiftung für die sog. Warteschule und Arme hervor.

Als besondere Wohltat wird in Lauenburg sodann die Wirksamkeit der beiden hier stationierten Diakonissen empfunden, in deren Heim auch mehrere Räume zur Aufnahme von Kranken eingerichtet sind.

Äußerst wichtig für Lauenburg ist auch die im Jahre 1892 errichtete Wasserleitung geworden, da durch sie die gesamte Stadt mit bestem Quellwasser versorgt wird.

Endlich sei auch noch auf den über $2^1/_2$ ha großen, am Westende der Stadt auf hohem Elbufer frei und schön gelegenen Spielplatz für Jugend- und Volksspiele hingewiesen, auf dem Lauenburgs Jugend sich gern und oft tummelt, um auch in frischem, fröhlichen Spiel Geist und Körper zu stählen für jeglichen Kampf des Lebens.



Das alte Angler Bauernhaus.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

In der im vorigen Jahre erschienenen Landeskunde von Joh. Schmarje haben die Bilder und Beschreibungen vom Sachsenhause, dem Wilstermarsch-Hause, dem friesischen Hause und dem Hauberge Aufnahme gefunden, aber nicht das Angler Haus. Durch verschiedene widrige Umstände bin ich leider an diesem Ausfall mit schuldig geworden. Um jedoch das nach und nach verschwindende alte Angler Haus vor künftiger Vergessenheit zu bewahren, erlaube ich mir, hier eine kurze Beschreibung desselben nebst Plan und Bild zu liefern.

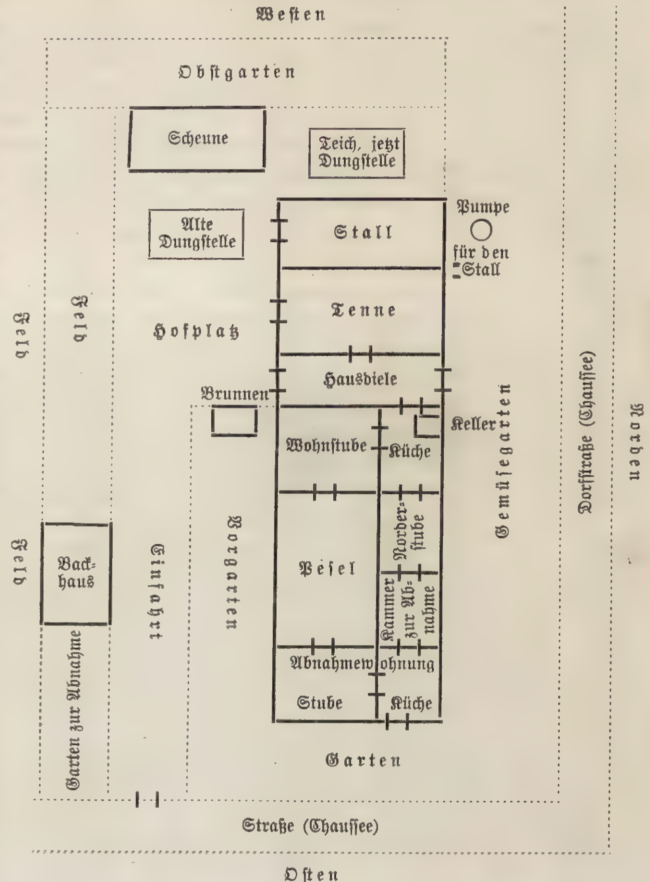
Das Angler Haus hat insofern mit dem Sachsenhause Ähnlichkeit, als es Wirtschaft und Wohnung unter einem Dach vereinigt. Es enthält aber mehr Wohnräume, in der Regel auch die Abnahmewohnung (Altenteil) neben der Familienwohnung. Das Haus ist daher geräumig, etwas länger, aber auch schmäler als das Sachsenhaus und trägt über verhältnismäßig niedrigen, fensterreichen Mauern einen hohen Dachstuhl. Die 3—4 Eingänge liegen an der Seite, nämlich: die große Scheunentür etwa in der Mitte, die Haustür daneben, die Stalltür gegen das eine Ende und die Tür zur Abnahme am andern, mitunter auch wohl am Giebelende.

Das Haus ist von Ost nach West gerichtet, mit der Breitseite und den Eingängen gegen die Dorfstraße. Die Wohnstube befindet sich aber, wenn auch die Eingänge nach Norden liegen, an der Südseite, also an der Sonne. Ein Nebengebäude (Scheune) wird quer gegen das eine Ende des Hauses gelegt, auch wohl im Winkel an dasselbe gebaut. Im großen und ganzen ist somit das Angler Haus im Äußern dem friesischen ähnlich, nur fehlen der Giebel über dem Eingange und die Rundbögen über den Türen.

Eine, so viel mir bekannt, eigenartige Abweichung von dem friesischen wie von den übrigen genannten Häusern bildet in Angeln die First des Hauses. Da hier nicht wie im Westen die zähen Grassoden zu haben sind, mit denen man dort vieler Orten die First deckt, nimmt man hier Stroh (stellenweise auch Heide) und befestigt dies durch kreuzweise um einen Pflock drehbare, gegen 1 m lange, schwere Hölzer, sog. „Hängeholzer," wodurch das Haus ein für Fremde auffälliges Äußere erhält.

Der Angler will einen geräumigen, eingeschlossenen Hofplatz haben (auf dem früher meistens der Düngerhaufen plaziert war), wenn irgend möglich, einen nicht zu kleinen Teich, einen ziemlich ausgedehnten Garten und einen Obstgarten. Die Dörfer sind aus dem Grunde etwas weitläufig angelegt.

Als Typus eines alten Angler Hauses wähle ich das in Bistoft, unweit Satrup im Kreise Flensburg belegene Haus meiner Urgroßeltern, in dem ich so manche Festtage meiner Kindheit verlebt habe. Es ist 1701 erbaut, seit 1798 im Besitze der Familie, die es jetzt in der fünften Generation bewohnt. Die hohe Lage gegen die nördliche Dorfstraße machte Zufuhr und Hofplatz an der Seite unmöglich. Die Einfahrt mit Hofraum liegt daher nach Süden. Nach und nach sind einzelne bauliche Veränderungen (in letzter Zeit auch im Innern) gemacht worden, so namentlich eine kleine Erweiterung nach Westen, um mehr Stallplatz zu gewinnen, und — eben vor Aufnahme des Bildes — die Verlegung der Haustür, früher neben der Tenne, in die Mitte der Wohnräume. Im großen und ganzen ist es aber äußerlich in seiner alten Gestalt erhalten, wie das Bild ausweist.



Den Grundriß des Hauses und den Plan der ganzen Hofstelle (ohne genaue Berücksichtigung der Maßverhältnisse) zeigt obenstehende Zeichnung. Dazu noch folgende Bemerkungen:

1. Im Stall waren Pferde, Kühe und das Jungvieh untergebracht, jetzt stehen die Pferde im Nebengebäude. Zur Tränke wurde das Vieh lediglich an den Teich hinausgetrieben, jetzt wird es durch eine Pumpe mit Wasser versorgt.

2. In der Tenne wurde mit Dreschflegeln das Korn gedroschen, mit Wurfschaufel, Mulde und Sieb gereinigt, jetzt erleichtern die Maschinen die Arbeit.

3. Die Hausdiele führte ursprünglich zunächst in die geräumige Küche; daneben befanden sich die Speisekammer und der Milchkeller (Halbkeller). Die Diele war hier bis in die neueste Zeit mit kleinen Feldsteinen gepflastert und mit roten, auf die Kante gestellten Ziegelsteinen durchzogen, wodurch sie wie gemustert erschien. Sie war abschüssig nach der großen Gosseöffnung hin. Der

Herd war groß und offen. An der Kette hing der große Waschgrapen, auf Dreifüßen über dem „Kastrolloch“ (Kasserole) standen die andern Kochgefäße. In der Küche wurden fast alle hauswirtschaftlichen Arbeiten verrichtet. Hier wurde gekocht und gebraten, gebuttert, größtenteils auch gewaschen, gemangelt und geplättet und im Herbst das Eingeschlachtete verarbeitet.

4. In der Wohnstube war wie in allen übrigen Wohnräumen die Diele mit Ziegelsteinen gepflastert. Die Betten waren in Wandbettstellen mit „Schotten“ davor untergebracht, und zwischen denselben befand sich der „Knater“ als Kleider- oder Polterraum. Der große Ofen, mit biblischen Bildern geziert und mit Bratofen versehen, stand auf hohen Füßen gegen die Schornsteinwand, und in der Ecke hinter demselben hatte der hölzerne Lehnstuhl mit buntem Kissen für den Hausvater seinen Platz. An der andern Seite war in der Wand gegen die Küche ein Schrank angebracht. Unter der Fensterwand stand eine lange eichene Truhe („de Grüttbank“), in welcher der Vorrat an Brot, Grütze, Mehl usw. aufbewahrt wurde, und die zugleich als Bank diente. Vor derselben stand der lange Stubentisch mit den Schiebladen, in welchen Messer, Gabeln, Löffel, das angeschnittene Brot und die Butter lagen. Einige Stühle, meistens hölzerne, auch wohl mit dem Sitz aus Strohseilen geflochten, standen an den Wänden umher. Am oberen Ende des Tisches stand an der Peselwand in hohem Gehäuse die Stubenuhr. Auf der um die Stube oben herumlaufenden Riole hatten verschiedene Geräte und Gebrauchsgegenstände ihren Platz. Mehr Mobiliar war nicht vorhanden, konnte auch wegen der mangelnden freien Wandfläche nicht angebracht werden.

In der Wohnstube sammelte sich das gesamte Hauspersonal: Herrschaften, Kinder und Dienstboten. Hier wurde gemeinschaftlich gegessen und verhandelt. In den Winterabendstunden wurden hier die verschiedensten häuslichen Arbeiten verrichtet. Beim Tische, in der Nähe der von der Decke herabhängenden, mit einem Binsendochte versehenen Tranlampe saßen die weiblichen Mitglieder des Hauses beim Kratzen, Spinnen, Winden, Stricken, Stopfen usw. und die Kinder entweder beim Lernen der Schullektion (andere Schularbeiten kannte man nicht) oder bei irgend einem unterhaltenden Spiele: Mühl-, Dam- oder Kartenspiel (Brus, schwarzer Peter usw.) Die Männer und größeren Knaben saßen weiter zurück, drehten Strohseile („Teken“), schnitzten Löffel, machten Handstöcke, Pfeifenrohre, strickten Netze, häkelten („hakten“) wollene Handschuhe usw., oder erzählten Geschichten, gaben Rätsel auf u. dgl. Dann und wann wurde auch am Tische aus irgend einem Buche (Zeitungen wurden wenig oder garnicht gehalten) vorgelesen, z. B. aus Gellerts Fabeln, Beckers Not- und Hülfsbuch, Bogatzkys Schatzkästlein, aus einer Postille oder aus der Bibel. War einmal nicht recht etwas zu tun, schlief wohl auch einer ein. Meistens passierte dies dem Knecht beim Ofen, bis er neckend von den Knaben geweckt wurde, in den Stall ging, um das Vieh „abzufüttern,“ und, nachdem er die Grütze verzehrt hatte, sein Lager aufsuchte.

In der Wohnstube schlief die Herrschaft mit den Kindern, soweit für die letzteren Platz war.

5. In der Norderstube hausten, je nach den Umständen, das Dienstmädchen mit den größeren Töchtern des Hauses oder diese und jene allein, oder der Knecht mit den größeren Knaben, event. auch diese oder jener allein. Auch kam es vor, daß ein Bruder oder eine Schwester der Herrschaft als altes Inventarienstück hier Schlafstätte hatte. Mitunter fand auch wohl eine ältere weibliche Person, entfernt verwandt oder fremd, gegen billige Miete hier Unterkunft.

6. Im Pesel standen an den Wänden umher die Schränke mit den besten Kleidern und die Koffer voll von Leinen, Bettzeug und Kleidervorrat, dem Stolze

der Hausfrau, die bemüht war, alljährlich diesen Schatz zu vermehren und zur Aussteuer der Kinder zu sammeln. Die Stühle standen unter den Fenstern, das Fremdenbett befand sich in der Wand, die steinerne Diele war weiß gescheuert und mit Sand bestreut, die Fenster — wie im ganzen Hause — ohne Gardinen.

In diesem Staatsraum des Hauses wurden die Feste gefeiert, welche den Anfang, die Höhe und das Ende des Lebens der Familienmitglieder bezeichnen: die Taufe, die Hochzeit und das „Erbbier." Zwischenein fielen die regelmäßigen Schmäuse der Verwandten zur Schlachtzeit und die außerordentlichen „Brautschmäuse" bei Verlobungen.

7. Die Abnahmewohnung führte ursprünglich (noch bis in die dreißiger Jahre hinein) den alten, aus dem Dänischen stammenden Namen „Backlei" (Baglade = Hinterraum) und diente, wenn sie nicht bewohnt war, als Rumpelkammer, Klüterraum, Schlafstelle usw. Der alte Name ist außer Gebrauch gekommen und — vergessen.



8. In der Scheune war der Stall für Schweine und Schafe, die „Wagenschauer" für das Fuhrwerk und die Ackergeräte und der Feuerungsraum. Auf dem Boden wurde der Vorrat an Futter für die Schafe usw. aufbewahrt.

9. Im Backhaus standen der große, aus einem ausgehöhlten Baumstamm gebildete Backtrog, der „Quern" (Handmühle), der große Braukessel und die übrigen Back- und Braugeräte. Hier wurde in regelmäßigen Zwischenräumen (3 bis 4 Wochen) gebacken, so oft nötig auch Grütze gemahlen, Malz gequetscht und Bier gebraut.

Daneben war ein Raum für Aufbewahrung der Kartoffeln und vor allen Dingen die „Klüterkammer" mit Schnitz-, Hobel- und Drechselbank. Hier wurden an regnerischen Sommertagen die Geräte für Stall und Tenne, auch wohl der Schlitten gemacht oder repariert, im Winter aber Harken, Forken, Schaufeln usw.

instand gesetzt, wie überhaupt alle nötigen Arbeiten gemacht, die der Hausherr selbst ausführen und damit die Ausgaben an Handwerker sparen konnte.

10. Der Garten, längs der Straße mit Obstbäumen eingefaßt, diente zum Gemüsebau, der Vorgarten umfaßte die altgewohnten Blumen, Kräuter und Sträucher, ausgewählt mit besonderer Rücksicht auf ihren Nutzen als Heilmittel usw., vorzugsweise unter Aufsicht und Pflege der Frau, event. der Töchter des Hauses stehend. Die Obstbäume, vor etwa 100 Jahren gepflanzt, trugen viele Jahre hindurch reichlich, sind jetzt aber aus Altersschwäche eingegangen und entfernt, werden jedoch allmählich wieder ersetzt.

Dieses so beschriebene alte Angler Haus mit Umgebung macht mehr und mehr neuen Bauten Platz. Diese bestehen seit 60 bis 70 Jahren aus einem mit der Straße parallel stehenden Wohnhause und 2 Scheunen, eine an jedem Ende des Hauses, mit dem Giebel gegen die Straße. Der Hofplatz liegt dazwischen eingeschlossen, Wohnung nnd Wirtschaft sind getrennt. Die neuesten Bauten kehren den Plan um, legen das Haus mit Ziergarten (parallel) gegen die Straße und die Scheunen nach hinten. In dem einen wie in dem andern Falle wird das Wohnhaus verhältnismäßig groß und — teuer.



Die Gräber zu Ottensen.

Zur Erinnerung an Klopstocks 100jährigen Todestag.

Von Pastor **Kähler** in Stellau.

Von den Gräbern der Vorzeit, den Urnenfeldern, Steinkammern und Hünengräbern, ist in der „Heimat" wieder und wieder so viel Interessantes berichtet; vielleicht darf ich zur Ergänzung einmal von drei Gräbern aus neuerer Zeit erzählen, von den Gräbern Klopstocks, des Herzogs von Braunschweig, der vertriebenen Hamburger. Wie die drei Pyramiden von Gizeh, diese gewaltigen Grabmäler am Rande der Wüste, der andersartigen Gegenwart von dem alten Memphis erzählen, so berichten auch diese drei Gräber unserem Geschlecht von einer Zeit, die glücklicherweise — mehr als ein Grund legt dies Wort nahe — *weit hinter uns liegt.* *Allerdings ist nur noch Klopstocks Grab in* Ottensen geblieben, doch werden von Rückert und seinem herrlichen Gedicht fort und fort vor unser geistiges Auge gestellt „die Gräber zu Ottensen."

Erstes Grab: Klopstocks Grab 1803.

Einen kurzen Überblick über Klopstocks Lebenslauf gibt das Ottensener Totenregister, in das Matthias Georg Krohn, derzeit Pastor zu Ottensen, wohl am Abend des Begräbnistages, mit einer gewissen Wehmut vielleicht und doch auch mit der Freude darüber, daß das Grab dieses Mannes seinen Kirchhof und der Name Klopstocks sein Register zieren würde, folgenden Nekrolog einschrieb: „Nr. 27, 1803, Sterbetag 14. März, Begräbnistag 22. März. — Friedrich Gottlieb Klopstock, Königl. dänischer Legationsrath und Markgräflich Badenscher Hofrath. Ward geboren in Quedlinburg A. 1724 d. 2ten July. Den Wissenschaften gewidmet, ward er darin zuerst in dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und auf der Schulpforte unterrichtet, und studierte nachher zu Jena und Leipzig. A. 1750 berief ihn König Friedrich V. nach Kopenhagen, wo er bis an dessen Tode blieb, und von da begab er sich nach Hamburg, wo er seine

übrigen Lebensjahre zubrachte. Verehelichte sich 1. A. 1754 mit Jungf. Margareta Möller, seel. Peter Möller Tochter, diese starb A. 1758, bey der Geburt eines toten Sohnes; 2. A. 1791 mit Frau Johanna Elisabeth geb. Dimpfel, verwittwete von Winthem. Ward hieselbst mit großen Ehrenbezeugungen und Feyerlichkeiten aus Hamburg in sein Begräbnis gebracht. Alt 78 Jahre, 8 Mt. 12 Tage. Er ist der Verfasser des erhabenen Gedichtes, der Messias, wozu er schon auf der Schulpforte die Anlage machte, es in Kopenhagen fortsetzte, und in Hamburg vollendete."

Diese Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten bei seinem Begräbnis waren allerdings außerordentlicher Natur. Am 22. März, einem heiteren Frühlingstage, morgens 10 Uhr, versammelten sich im Trauerhause die Mitglieder des Senats, das diplomatische Korps, das geistliche Ministerium, die Kirchen- und Schullehrer, Kaufleute, Künstler usw. 76 Wagen und Tausende zu Fuß folgten von Hamburg aus. Von den 6 Türmen läuteten die Glocken, Trauerflaggen wehten von den Schiffen. An der holsteinischen Grenze erwarteten die Altonaer mit ihrem Oberpräsidenten den Zug. Die Hamburger Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde wurde durch holsteinische Husaren abgelöst. 45 Wagen usw. schlossen sich an. Als der Sarg um 12 Uhr in Ottensen ankam — die letzten des Gefolges hatten noch nicht das Millerntor verlassen —, ertönte von der Linde her die Trauermusik der Krieger. Um das Grab herum war ein Spalier gezogen. Drei weißgekleidete Jungfrauen legten Kränze von Rosen, Myrten, Lorbeeren auf den Sarg, der Hamburger Domherr Dr. Meyer eine aufgeschlagene Messiade, ein Jüngling einen Lorbeerkranz. Die Hamburger Reitenden Diener trugen den Sarg in die Kirche vor den Altar. Hundert Herren und weißgekleidete Damen sangen den 3. Vers aus dem Vaterunser des Dichters. Dr. Meyer sprach einige bewegte Worte und verlas Marias Tod aus der Messiade. Dann hub der Gesang wieder an. Unter den Klängen von „Auferstehn, ja, auferstehn wirst du," wurde die Leiche nach dem Grabe getragen. Die drei Jungfrauen streuten während der Versenkung des Sarges Blumen hinab. Auch ein Lied, das Unzer seinem Klopstock gesungen und auf dem Friedhof unter die Trauernden verteilte, wurde mit in das Grab gelegt.

Deutschland ehrte in solchem Begräbnis seines Dichters sich selbst. Dieser hat durch seinen Messias, seine Hermannsschlacht, seine Oden dazu beigetragen, seine Zeit mit christlichem und vaterländischem Geist zu erfüllen gegenüber dem bis dahin herrschenden französischen Geist. Lessing, Goethe, Herder, Schiller usw. verdanken diesem Propheten und Vorläufer deutscher klassischer Poesie nach eigenem Geständnis viel. Auch unsere Heimat, der er von Kopenhagen und Hamburg aus durch 50 Jahre hin so nahe war, hat mehr als nur sein Grab in sich aufgenommen. Cramer, der Kieler Professor und Prokanzler (vergleiche unser neues und besonders unser altes Gesangbuch), war sein ergebener Freund. Der Meldorfer Boie, J. H. Voß, Graf Stolberg, Mitglieder und Freunde des Göttinger Hainbundes, waren als solche seine begeisterten Jünger. Der ganze Messias erschien 1780 in Altona zuerst, mit veränderter Rechtschreibung. Seine Oden und Lieder veröffentlichte er z. T. in Cramers nordischem Aufseher. 6 Lieder von ihm enthält unser jetziges Gesangbuch.

Zweites Grab: Des Herzogs von Braunschweig. 1806.

Von ihm heißt's im Ottensener Totenregister 1806: „Nr. 119. Todestag 10. November, Begräbnistag 24. November — Carl Wilhelm Ferdinand, regierender Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geboren zu Braunschweig am 9. Oktober 1735; verwundet in der Schlacht auf dem Eckartsberge am 14. Oktober d. J.; gestorben zu Ottensen an den Folgen seiner Wunde und beygesetzt in dem hiesigen Kirchen-Gewölbe. Alt 71 Jahre, 1 Monat, 1 Tag."

Er war ein Sohn einer Schwester Friedrichs des Großen. 1757 eroberte er, 21 Jahre alt, in der unglücklichen Schlacht bei Hastenbek im Mittelpunkt der Schlachtlinie eine von den Franzosen genommene Batterie wieder, so daß er nach dem Urteil seines großen Oheims zum Helden bestimmt war. 1758 entschied er den Sieg bei Krefeld. Er schwärmte für Friedrich den Großen und nahm ihn sich in allem als Vorbild. 1792—1795 war er unglücklich als Oberbefehlshaber der Österreicher und Preußen gegen die Revolutionsheere Frankreichs. 1806 wurde er bei Auerstädt von Davoust geschlagen, nach Rückert wurde dort seine Stirn vom Schlage zerschmettert, nach anderen wurde er in beide Augen geschossen, jedenfalls erblindete er. Auf der Flucht kam er am 28. Oktober in Ottensen an mit dem Geheimen Legationsrat Graf Gallatin, Kabinettssekretär Eschenburg, den Ärzten Völker, Heyer und Spangenberg, seinem treuen Kammerdiener Wild. Er stieg im Ottensener Gasthof ab, welcher nahe der Kirche in der Straße „Am Felde" lag. 13 Tage lag er hier blind, in dumpfer Betäubung. Am 10. November nachmittags 1 Uhr 52 Minuten starb er. Der Gasthof wurde von seinem Besitzer zur Erinnerung an ihn „Carls Ruhe" genannt. 1854 brannte er ab, wurde aber wieder aufgebaut mit einem großen Tanzsalon daran und führt noch den Namen „Carls Ruhe." Der Herzog wurde in der Ottensener Kirche im Gewölbe des Vorraums, hinter der Haupttür, an der südlichen Seite, 20 Schritt von Klopstocks Grab beigesetzt, am 24. November. 1817 besuchte Dr. August Klingemann, Direktor des Nationaltheaters in Braunschweig, die Gruft und beschrieb den Besuch in seinem Buche „Kunst und Natur." Der Fußboden wurde geöffnet. Im Gewölbe war ein grauer hölzerner Verschlag; als der hinweggehoben wurde, kam der mit Samt überzogene, mit silbernen Tressen besetzte Sarg zum Vorschein, auf welchem in silberner Kapsel das Herz lag. Des Herzogs Sohn konnte den Sarg nicht wieder nach Braunschweig bringen, er kämpfte bis 1815 unter England gegen Napoleon und fiel bei Quatrebras. Die vormundschaftliche Regierung holte den Sarg Carl Wilhelm Ferdinands 1819 nach Braunschweig zurück. Am 10. November, abends 10 Uhr traf der Sarg ein, wurde durch die erleuchteten Straßen zum Dom gebracht und dort gleich wieder beigesetzt.

Drittes Grab: Das der vertriebenen Hamburger. 1814.

Vom 31. Mai 1813, wo Davoust, „Herzog von Auerstädt", mit Hülfe der Dänen in Hamburg einzog, bis zum 31. Mai 1814, wo Bennigsen mit seinen Russen einzog, wurde Hamburg von den Franzosen furchtbar drangsaliert. Außer vielem anderen wurde eine Geldbuße von 40 Millionen Francs eingetrieben, wurden die Gelder der Bank weggenommen. Am Ende des Jahres 1813, gerade um Weihnachten herum, wurden alle, die sich nicht genügend verproviantieren konnten, nach und nach mehr als 40000 jeden Alters und Geschlechtes, in strengster Winterkälte aus der Stadt vertrieben. Um dieselbe Zeit wurden die Wohnungen von 8000 Menschen in der nächsten Nähe der Stadt mit einer solchen Schnelligkeit verbrannt, daß die Menschen nichts als das nackte Leben retten konnten. Im Mai 1814 erst zogen die französischen Truppen ab, nicht kriegsgefangen als Soldaten Napoleons, sondern als Soldaten Sr. Majestät Ludwigs XVIII., mit allen Ehren und mit aller Beute.

Gastfreundschaft und Barmherzigkeit eiferten, die Vertriebenen aufzunehmen, aber was konnten die Umwohnenden, selbst sehr bedrängt und durch Einquartierungslasten bedrückt, gegenüber solcher Not tun? Viele der Vertriebenen starben während der Austreibung, andere früher oder später an den Folgen der Schrecken, des Hungers, der Kälte. Ich lasse wieder das Ottensener Kirchenbuch reden, eine Stimme unter vielen. Auch die Kirchenbücher von Altona, Wandsbek usw. haben darinnen gewiß etwas zu sagen. In Ottensen starben 1813: 119, 1815: 106, 1814 aber 238

— dabei sind die 1138 des Massengrabes nicht eingeschlossen, sondern nur die auf dem Ottensener Kirchhof Beerdigten. Der erste Hamburger wurde am 30. Dez. 1813 begraben, ein 29 jähriger Handlungsgehülfe, der vor Eimsbüttel starb, der letzte am 8. Dezember 1814, ein Mann aus Hamburg. Am 12. Januar 1814 heißt es: „Folgende Personen von den aus Hamburg Vertriebenen auf dem Ottensener Kirchhof . . .“ 16 waren es, Alte und Kinder, darunter ein unbekannter Mann, 5 unbekannte Frauen, ein unbekanntes Kind, zwei Jahre alt. Nun aber: „Da die Anzahl dieser Unglücklichen sich gar zu sehr vermehrte, so ist den nachher Gestorbenen in Altona ein Begräbnisplatz eingeräumt worden.“ Unter den dann doch noch auch in Ottensen Bestatteten finden sich viele vom zerstörten Hamburger Berge, aus der Zahl jener obengenannten 8000, darunter gleich am 12. Januar eine Ehefrau vom zerstörten H. B., eine totgeborene Tochter. Weiter z. B. Witwe des neulich † Timm, 40 Jahre alt, hinterläßt ein Kind. Eine Frau aus den vom jenseitigen Elbufer (Roß) hierher Geflüchteten. Vom 20. April bis 8. Juli wurden 5 Männer in der Elbe bei Neumühlen-Övelgönne tot gefunden, zumeist unbekleidet. Am 22. September starb ein 29 jähriger Kaufmann aus Hamburg, Sohn des weiland Predigers Hornborstel daselbst, „an den Folgen einer tiefen Schwermut.“ Auch heißt's im Totenregister: „Während der durch die russische Blokade der Stadt Hamburg veranlaßten Sperre sind folgende Personen in Nienstedten begraben worden“ — vom 5. Februar bis zum 28. April 1814 sind es zusammen 10 aus Bahrenfeld, Othmarschen, Övelgönne. Alles kleine Striche zu einem großen erschütternden Gemälde. Nun aber das Massengrab! 1138 Gestorbene wurden hinter Ottensen nach Bahrenfeld zu auf einer Wiese begraben. Am 14. Januar 1815 pachtete die Hamburger Kämmerei diesen Platz auf 25 Jahre, und die Patriotische Gesellschaft errichtete dort am 28. Mai einen Denkstein mit der Aufschrift: „Hier ruhen die Gebeine von 1138 vertriebenen Hamburgern. — Friede den Entschlafenen! — Dieses Denkmal errichteten Hamburgs trauernde Mitbürger 1815 den 28. Mai.“ Nach Ablauf der Pachtzeit kamen Gebeine und Denkstein nach dem St. Nikolai-Friedhof in Hamburg. Die Stätte des Massengrabes ist jetzt von den heranflutenden steinernen Wellen der Großstadt verschlungen. Eine Straße führt darüber hin.

Wir freuen uns, daß diese 3 Gräber zu Ottensen — wenigstens die 2 letzten von ihnen — von einer Zeit zeugen, die weit hinter uns liegt und hoffentlich für unser Vaterland und unsere Heimat nie wiederkehren wird. Der Herzog von Braunschweig wollte, seinem Testament gemäß, nicht in Braunschweig, sondern an dem Orte seines Todes bestattet werden, offenbar, weil er meinte, daß Deutschland auf immer geknechtet bleiben würde. Und Holstein mit Ottensen war ja damals für Deutschland noch Ausland —, jetzt glücklicherweise nicht mehr!

Ein merkwürdiger hamburgischer Rechtshandel aus dem 16. Jahrhundert.

Von **Robert Körner** in Hamburg-Hamm.

Römisch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt! Scheffel.

Unter den zahlreichen Prozessen, die in den akten- und staubreichen Archiven des ehemaligen Reichskammergerichts in der alten Kaiserstadt Speier einst sang- und klanglos zu Grabe geleitet wurden, ohne daß der Streitfall zur Entscheidung gelangte, befindet sich ein Prozeß des Bürgermeisters und des Rats der „Keyserlich freien Reichsstadt“ Hamburg gegen Frau Oligard, der Witwe

Wulfs von Ahlefeld auf Haselau und gegen Graf Benedikt von Ahlefeld auf Haseldorf wegen Bruchs des Landfriedens.

Dieser von beiden Parteien mit Hartnäckigkeit geführte Rechtsstreit hat 34 Jahre lang, vom Jahre 1574—1608, das Reichskammergericht beschäftigt und soll — glaubwürdigen Berichten zufolge — ungeheure Summen von Prozeß- und Advokaturkosten, Ströme von Tinte, viele Ballen geduldigen Papiers, Hunderten von Gänsen die Flügel und einigen Juristen den Verstand gekostet haben. Ob nun diese beträchtliche Einbuße an Nationalvermögen, ob die Rücksicht auf die mit dem anschwellenden Aktenmaterial nicht in Einklang zu bringenden Räume des Kammergerichts, ob der Geldbeutel den Parteien ein Halt zugerufen hat, oder ob andere unserer Kenntnis entrückte Gründe das „vorzeitige Ableben" des Rechtshandels verschuldet haben, läßt sich mit Sicherheit heute nicht feststellen. Ein Aktenvermerk, der die Gründe des schlichten Begräbnisses verkündet, ist nicht auf die Nachwelt gekommen. Wir würden auch heute „aus dem Schutte des Vergang'nen alten Lebens Trümmer" nicht hervorgesucht haben, wenn jener Jahrhunderte zurückliegende Rechtsstreit und die daran sich knüpfenden umständlichen gerichtlichen Formalitäten nicht ein so überaus charakteristisches Streiflicht werfen würden auf die am Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland herrschenden staatlichen Zustände und die Ohnmacht der Reichsjustiz.

Bei einer Springflut am 20. Mai 1574 geriet auf der Elbe ein von England kommendes, in Hamburg beheimatetes Schiff, Schiffer Kemner, mit einer Ladung Steinkohlen befrachtet, auf eine zwischen Stade und der Haseldorfer Marsch liegende Sandbank und konnte auch bei Flut nicht abgebracht werden. Der Schiffer fuhr daher mit einem Boot nach Hamburg und kehrte mit einer Anzahl Hafenarbeiter an die Unfallstelle zurück, um durch das Entlöschen eines Teils der Ladung in Kähne das Schiff flott zu machen und die Reise fortzusetzen. Bei diesen in Angriff genommenen Bergungsversuchen mochte das Schiff schon beträchtlich beschädigt sein, als die v. Ahlefeldschen Gutsleute von Haselau und Haseldorf mit dem Vogt und einem gutsherrlichen Schreiber an der Spitze, in Wehr und Waffen mit ihren Böten an der Unfallstelle erschienen, die Hamburger Schiffsmannschaft, sowie die bei der Löschung der Ladung beschäftigten Hamburger Arbeiter mit bewaffneter Hand angriffen, teilweise verjagten, teilweise in Gemeinschaft mit dem Schiffsführer gefangen fortführten und einen Teil der an Bord befindlichen Ausrüstungsgegenstände als Beute mitnahmen. Das hülflos zurückgelassene Schiff mit dem weitaus größten Teile der Ladung ist alsdann später verloren gegangen.

Die Besitzer der holsteinischen Adelsgüter Haselau und Haseldorf begründeten die auf ihren Befehl hin ins Werk gesetzte Gewalttat mit der Behauptung, an der Strandungsstelle das Recht des Bergens gestrandeter Schiffe zu besitzen, welches Recht hamburgischerseits bestritten wurde. Die Hamburger, die sehr genau wußten, wie es mit der Reichsjustiz bestellt war, waren zu gute Diplomaten, um nicht zuerst den Weg der Güte einzuschlagen. Sie unterhandelten mit den holsteinischen Gutsherren um die Freigabe von Schiff und Ladung, sowie der gefangenen Hamburger. Erst als alle gütlichen Schritte sich als erfolglos erwiesen, beschritten sie den Rechtsweg bei dem Reichskammergericht. Unter dem 20. September 1574 erging seitens des angerufenen Gerichts auch tatsächlich ein Beschluß wider die Beklagten, binnen 6 Tagen bei Vermeidung einer Strafe von 16 Mark lötigen Goldes Schiff und Ladung freizugeben. Mit diesem vorläufigen Gerichtsbeschluß war gleichzeitig eine Vorladung verbunden, wegen Zuwiderhandlung gegen den vom Kaiser Maximilian 1495 zu Worms verkündeten „Ewigen Landfrieden" sich zu verantworten.

Der Rat der Stadt Hamburg begründete seine Klage zunächst mit der Behauptung, daß ihm die Gerichtsbarkeit über den Elbstrom bis an das offene Meer zustehe, daß die Elbestadt zur Sicherung der Schiffahrt auf der Unterelbe Leuchtfeuer unterhalte, Tonnen und Baken lege, im Interesse der Schiffahrt „Piloten" anstelle, die Seeräuber im Elbgebiet verfolge, verhafte und in ihrer Stadt strafe. Da das den Gegenstand des Prozesses bildende Hamburger Seeschiff auf offenem Strom von den Leuten der Beklagten mit bewaffneter Hand genommen sei, so liege ein Bruch des Landfriedens vor. Es dürfte an dieser Stelle der Hinweis nicht uninteressant sein, daß in unseren Tagen Hamburg sich noch einmal in die zwingende Notwendigkeit versetzt sah, dieselben Gründe zur Verteidigung altverbriefter Rechte geltend zu machen. Es geschah das zu einer Zeit, wo der „eiserne Kanzler" dem, dem Zollanschluß widerstrebenden Hamburg mit der Einziehung der Unterelbe in das Zollgebiet drohte, in einer Broschüre: „Die Freiheit der Elbschiffahrt. Geschichtliche Erläuterungen zur staatsrechtlichen Sachlage. Hamburg 1886," die, anonym erschienen, den verewigten Bürgermeister Dr. Kirchenpauer zum Verfasser hat. — Die Befugnis Hamburgs, auf der Unterelbe frei zu schalten und zu walten, war durch kaiserliche Privilegien schon in frühester Zeit ausdrücklich anerkannt worden, insbesondere 1628 vom Kaiser Ferdinand II.

Im Jahre 1578, also vier Jahre nach erfolgter Klagezustellung, hielten die Beklagten es für angezeigt, dem Reichskammergericht ihre Klagebeantwortung zuzustellen. In der Verteidigungsschrift bezeichneten die Beklagten den Strandungsort als den „Ret- oder Krautsand" [1]) und behaupteten, daß der Sand ihnen gehöre, ihrer Gerichtsbarkeit unterstehe und daß sie hier Hoheitsrechte ausübten. Zu ihren Rechten gehöre auch der Bergelohn der auf dem Krautsand gestrandeten Schiffe. Auf weiteres hätten sie auch Ansprüche nicht erhoben. Sie suchten zu ihren Gunsten der Sachlage eine Wendung zu geben, als ob sie nur in der geschilderten Weise verfahren seien, weil der Schiffer sich auf ungesetzliche Weise in den Besitz der Ladung zu setzen getrachtet, sie ihn, lediglich um die wirklichen Interessenten vor Verlüsten zu schützen, daran gehindert hätten. Es ist eine interessante Wahrnehmung, daß die Juristen jener Zeit die noch heute bekannten Praktiken mit Erfolg anzuwenden wußten.

Das Kammergericht gab den streitenden Parteien auf, die Beweise für ihre Behauptungen beizubringen, und ernannte zwecks Anstellung der notwendigen Erhebungen für jede Partei eine Untersuchungskommission.

In den Jahren 1584—1589 ist dann eine unendliche Menge Tinte verschrieben worden, ohne daß der Prozeß wesentlich von der Stelle gerückt wäre. Für die Juristen des Reichskammergerichts mag zuweilen der Umstand verständniserschwerend gewirkt haben, daß der Schauplatz der Begebenheit — die territorialen Verhältnisse, Ebbe- und Flutzeiten des Elbstroms und die dadurch im Bett der Elbe hervorgerufenen Veränderungen — ihnen aus eigener Anschauung nicht bekannt waren. Der Prozeß schleppte sich endlos fort; Benedikt v. Ahlefeld starb, auch Vormünder der Familie und Anwälte verstarben. Ende Oktober 1596 — also nach 22 Jahren — wurden die Einwände der Beklagten aufs neue ein-

---

[1]) Was die seitens der Beklagten als Strandungsstelle angegebene Insel Krautsand anbelangt, so erscheint es zweifelhaft, ob es sich um die heutige Insel dieses Namens gehandelt haben kann, deren Südspitze sich bis Seestermühe erstreckt. Die älteste hamburgische Elbkarte von Michael Lorichs aus dem Jahre 1568 kennt die Insel Krautsand nicht, sondern bei der Mündung der Schwinge nur den „Twilenfledt Sanndt" und den „Steder Sanndt," weiter elbabwärts den „Gröuer Ordt Sanndt" und „Aßler Sandt," endlich an Stelle des heutigen „Krautsand" den uneingedeichten, aber bewohnten Pagenwärder. Nahe dem holsteinischen Ufer oberhalb der Pinnau verzeichnet sie den „Bißhorster Sandt."

gereicht. Mittlerweile starb auch Benedikts Sohn, Detlef v. Ahlefeld, und der Prokurator beider Beklagten. Die Kläger nahmen deshalb Veranlassung, zur Wiederaufnahme des Verfahrens 1607 eine neue Ladung ergehen zu lassen. Die Vormünder von Detlefs Kindern stellten denn 1608 eine Vollmacht für den neubestellten Kammer-Prokurator aus. Die Vormünder hießen nach den Akten Balzer v. Ahlefeld, königl. „Dennemärkischer" Rat, Amtmann auf Steinburg, und Detlef Brocktorp, Propst zu Preetz und Erbgesessen zu Drage, Hilgenstede, Gartze und Rixtorff. Mit Überreichung dieser Vollmacht schließen die Akten.

Was den langjährigen Prozeß kulturhistorisch merkwürdig und interessant macht, ist weniger der Gegenstand des Streites, als hauptsächlich die im Verlauf des Prozesses zu Tage tretenden Rechtsanschauungen und beobachteten Rechtsformalitäten, auf die ich näher eingehen möchte.

Das in der Gegenwart in der Sprache des Amtsgerichts „Verklarung" genannte Gerichtsverfahren trat schon 1574 bei dieser Strandungssache in die Erscheinung, — ein Beweis, daß „Gesetz und Rechte" sich „forterben," wie Goethe behauptet.

Am 28. Mai 1574 erschien die Mannschaft des gestrandeten Schiffes vor einer hamburgischen Gerichtsperson, dem hamburgischen Niedergerichts-Notar Elvers, unter Zuziehung von zwei Zeugen. Es wurden zeugeneidlich vernommen: der Hauptbootsmann, drei Bootsleute, der Schiffszimmermann und der Schiffskoch. Der Schiffer Kemner und der Steuermann wurden, wahrscheinlich weil sie Interessenten des Schiffes waren und deshalb als einwandfreie Zeugen nicht gelten konnten, nicht beeidigt. Aus den Aussagen der Seeleute erhellt, daß das 70 bis 80 Last große Schiff durch eine Fahrlässigkeit des Steuermanns auf den Strand gesetzt worden sei, und daß die Versuche, durch Leichtern das Fahrzeug wieder flott zu machen, durch die v. Ahlefeldschen Gutsinsassen mit Gewalt verhindert wurden.

Die Zeugenaussagen bekunden ferner, daß das vom Schiffer Kemner geführte Schiff ein sog. Partenschiff gewesen, dessen Mitreeder ausschließlich Hamburger Bürger waren. Die Interessenten werden auch „Freunde des Schiffes," auch „Reeder" und „Mitreeder" genannt. Die Partenquoten gingen von $1/6$ bis zu $1/30$ Teil herab. Aus den Rechnungsbüchern geht hervor, daß das Schiff im Jahre 1572 angekauft war, von Hamburg nach Norwegen segeln sollte, um hölzerne Dielen zu laden, letztere nach Spanien zu bringen und mit einer Ladung Salz auf Hamburg zurückzukehren. Das Schiff muß Havarie erlitten haben, denn es wurde in England ausgebessert. Der Schiffer nahm zu diesem Zwecke 25 £ Sterl. auf, die mit 9 Mark pr. £ in Hamburg in Rechnung gestellt wurden. Im Jahre 1573 wurde Kemner als Schiffer angenommen, um das Schiff auf die Elbe zu bringen. Merkwürdigerweise ist in den Akten ein Name des Schiffes nicht angegeben; es könnte daraus gefolgert werden, daß es in damaliger Zeit nicht überall Sitte gewesen, Kauffarteischiffen Namen zu geben. Auch die Bezeichnung „Kapitän" findet sich in den Akten nicht, sondern nur der Ausdruck „Schiffer," eine Amtsbezeichnung, die noch heute der Führer eines Schnelldampferkolosses mit dem Führer eines Elbkahns oder Ewers gemein hat. Nach den Rechnungsbüchern, deren Vorlegung zwecks Feststellung des Schadens erforderlich war, nahm der Schiffer Kemner in England eine Fracht nach Spanien; von da segelte er nach England zurück, lud Kohlen, die er dort kaufte, und setzte den Kurs auf Hamburg. In der Elbe strandete das Schiff. Bei der Feststellung des Schadens wurde die Last zu 12 Tonnen gerechnet, also $80 \times 12 = 960$ Tonnen. Der Verkaufswert wurde zu 16 Schillingen pro Tonne angegeben. Der Wert der geborgenen Schiffsausrüstungsgegenstände und der in Sicherheit gebrachten Stein-

kohlen wurde zu 392 Mark 13 Sch. 11 Pf. oder 196 Rthlr. 13 Sch. 11 Pf. angegeben; also galt 1 Rthlr. damals 2 Mark. An anderer Stelle wird der Rthlr. genauer zu 31 Sch. = 1 Mark 15 Sch. bewertet. Eine genaue Aufstellung des Verlustes an Schiff und Ladung wurde von mehreren Interessenten vorgelegt. Zur Feststellung des Gesamtschadens genügt die glaubhaft nachgewiesene Schadensanmeldung des Hamburgers Lütke Edingk, der im Besitz eines Sechstelparts war. Derselbe beziffert seinen Verlust auf 997 Mark 13 Sch. 8 Pf. Die Interessenten waren an der Ladung nach Maßgabe ihrer Parten beteiligt. Der Wert des Schiffes samt der Ladung muß, die Edingksche Aufstellung zur Grundlage genommen, etwa 5987 Mark betragen haben. Nach unseren heutigen Verhältnissen erscheint die Summe freilich sehr bescheiden. Wir müssen jedoch bei dieser Schadenssumme berücksichtigen, daß der damalige Wert des Geldes nicht nach heutigem Maßstab gemessen werden kann. Ein eigentliches Schiffsjournal gelangte nicht zur Vorlage, wohl aber ein Buch, in welches der Schiffer die für Schiff, Ladung und Bemannung gemachten Aufwendungen einzeichnete. Ob ein Schiffsjournal im heutigen Sinne daher vorhanden gewesen, ist zweifelhaft.

Sehr interessant erscheinen die notariell beglaubigten, bei den Akten befindlichen Schilderungen der „Beschickungen zum Versuch der Güte,“ die der Einleitung des Prozesses voraufgingen und kurz nach der am 20. Mai 1574 geschehenen Gewalttat niedergeschrieben wurden. Der Hamburger Rat sandte dreimal Abgesandte nach Haselau. Das Ergebnis der Verhandlungen trug der Hamburger Notar Rosa in ein Buch ein, welches er in dem Prozeß später als Beweismittel vorlegte.

Am 25. Mai 1574 sandte der Rat seinen Sekretär Niebuhr nach Haselau zu Frau Oligard, — wahrscheinlich in der Annahme, daß durch diplomatische Künste bei Damen leichter ans Ziel zu gelangen sei als bei Vertretern des männlichen Geschlechts. Der Rat täuschte sich jedoch. Frau Oligard lehnte jede Verhandlung ab, bis ihr Verwandter und Mitgenosse in dem Streite Benedikt v. Ahlefeld zur Stelle sei. Am anderen Morgen eröffnete Frau Oligard den hamburgischen Geschäftsträgern: „Wider Verhoffen habe sie keinen Bescheid von Benedikt erhalten; derselbe müßte (er war fürstlicher Rat) in hohen und wichtigen fürstlichen Geschäften etwa verritten sein.“ Der Abgesandte bezweckte trotzdem jedoch soviel, daß Frau Oligard einen der „Verstrickten,“ den Hamburger Bürger Sengestak, völlig freiließ und sich bereit erklärte, die beiden Hamburger, Kremer und Edingk, ihrer Handgelübde zu entbinden, wenn sie versprechen würden, sich auf Begehr wieder einzustellen, „doch sollten sie sich keines Argen zu befahren haben, sondern sollte solches ihnen eher zu Vortheil und Bathen, als Schaden gereichen.“ Die beiden „Verstrickten“ gaben das geforderte Gelöbnis und wurden ihrer Haft entlassen. Der einzige Gefangene, der in Haselau zurückblieb, war der Schiffer Kemner, der jedoch nicht in engem Gewahrsam gehalten wurde, sondern im Hause frei umhergehen durfte.

Der hamburgische Unterhändler hatte sich darüber beschwert, daß die Ahlefeldschen Leute den Schiffsleuten gedroht hätten „mit geladenen Feuerbüchsen, darauf die Hahnen gesetzt und gänzlich zum Abschuß gerichtet gewesen,“ und stellte die Behauptung auf, daß Schiff und Ladung „so leichtlich, als man eine Hand auf's Haupt legt,“ hätten gerettet werden können, wenn die gewalttätige Hinderung nicht eingetreten wäre.

Am 3. Juni 1574 wurden seitens der Stadt Hamburg die Abgeordneten, Syndikus Wittersheim und Sekretär Niebuhr, zur Besichtigung des Schiffes an die Strandungsstelle entsandt, mit dem Auftrage, die v. Ahlefelds hinzuzuziehen. Die Kommissare trafen jedoch die Gutsherrschaft nicht an. Es scheint, daß die

v. Ahlefelds geflissentlich unsichtbar blieben. „Eines ehrbaren Rathes Credentzbrieff“ entgegenzunehmen, weigerte sich der Vogt zu Haseldorf. Die Abgesandten legten deshalb den Brief im Wirtshause nieder, und zwar „auffm Block ahm Bette stehend.“ Der Brief gelangte richtig in den Besitz des Haseldorfer Gutsherrn, der sich in einem an den Hamburger Rat gerichteten Briefe nunmehr bereit erklärte, die Hamburger Kommission zu empfangen. Am 19. Juni 1574 erfolgte die dritte „Werbung,“ die in ihren Ergebnissen, die Angelegenheit gütlich beizulegen, ebenso erfolglos blieb wie die vorhergehenden „Werbungen.“ Der Verhandlungsort war Haseldorf, das Lokal der Zusammenkunft jedoch nicht das Haseldorfer Schloß, sondern die Kirche, in der Benedikt v. Ahlefeld den hamburgischen Abgesandten gnädigst „eine Audienz gestattete.“ — Sehr rühmlich ist die Lage der hamburgischen Bevollmächtigten gerade nicht. Es will uns heute schier unglaublich dünken, daß ein holsteinischer Junker sich erkühnen durfte, seine anmaßende und herablassende Haltung ungestraft fortzusetzen. — Der Notar schrieb das Verhandlungsprotokoll „off dem Chore daselbst.“ Nach der Benediktschen Darstellung sind es die Schiffsleute gewesen, die das Schiff verwüstet, seine Leute dagegen hätten den rechtmäßigen Eigentümern die Güter retten wollen usw. Seinem Vogt habe der Schiffer den „Seebrief“ nicht zeigen wollen. Da der Schiffsführer fast „eitele Niederländer“ als Bootsleute bei sich gehabt, so hätte er (B. v. A.) gemeint, Schiff und Ladung sei den Niederländern gehörig. Benedikt und Oligard verhofften, daß sie nicht könnten mit Fug beschuldigt werden, „umb Khor, wandel vnd abtragk zu thun, viel weniger Schiff vnd Guett den Leuten zu betzahlen, befodert werden“; sie hätten davon nicht eines Schillings wert in ihrer „habenden gewehr.“ Im übrigen entließ Benedikt v. Ahlefeld die unter Vorbehalt von Frau Oligard freigegebenen Hamburger ihrer Gelübde ohne alle „Entgeltnusse.“

Über das angebliche Bergungsrecht macht der Haseldorfer Schloßherr Aussagen, die nichts weniger als überzeugend wirken. Ein Vorfahr der Beklagten, Ritter Hans v. Ahlefeld, habe im Jahre 1494 von dem Könige Johann zu Dänemark, Herzog zu Holstein, die Burg Haseldorf nebst Zubehör erbkäuflich an sich gebracht. Der Kauf umfaßte die 6 Marschgüter Haseldorf, Haselau, Seestermühe, Neuendorf, Groß- und Klein-Kolmar, oder mit dem Kaufbrief zu reden, die 5 Kirchspiele Bißhorst, Haseldorf, Haselau, Kolmar und Niendorp. Laut des zu den Akten gebrachten Kaufbriefes hatte der König die Güter also verkauft; wie er sie in „gewerlicher Frist“ in seinen „erblichen Wehren“ gehabt. Daß die Gutsherren auf dem „Krautsand“ benannten Eiland — das dem Stader Ufer viel näher gelegen war als dem holsteinischen — mit Recht das Bergungsrecht in Anspruch nahmen, begründeten sie mit ihrem vorgeblichen Eigentumsrecht an dieser Insel. Im Kaufbrief ist die Insel jedoch garnicht genannt. Aus der Aussage des zu Protokoll vernommenen Ahlefeldschen Schreibers Asche geht nur hervor, daß er den „Sand“ deshalb als Haseldorfer Eigentum angesehen habe, weil die Gutsherrschaft das darauf wachsende Ret (Schilf) mähen und von dem bearbeiteten Graslande Pacht erheben lasse. Daß das Bergerecht schon früher von den v. Ahlefelds ausgeübt, wurde durch einwandfreie Zeugen bestätigt. Die Höhe des Bergelohnes hätte einer feststehenden Bestimmung nicht unterlegen, sondern wäre je nach Vereinbarung mit den Interessenten an Ort und Stelle festgestellt worden. Das Recht des Bergens sei auch erst dann von den v. Ahlefelds ausgeübt, wenn „das gestrandete Schiff nicht innerhalb dreier Ebben und Fluten hätte abkommen können.“

Wie aus den vorstehenden Ausführungen hervorgeht, war der Schiffsführer Kemner allein in Haselau zurückgeblieben. Als K. jedoch erkrankte, erhielt er von

Frau Oligard die Erlaubnis, nach Ütersen zu gehen. Nach Zeugenaussage hatte sich jedoch der Zustand des Kemner verschlimmert und hatte er sich, der Not gehorchend, weiter nach Hamburg begeben. Als der „Rat" von diesem Vorgang Kenntnis erhielt, gebot er dem Schiffer, „er solle sich, wie er angelobt, wieder nach Haselau verfügen." Wenn man bedenkt, daß der Rat der Stadt Hamburg der Prozeßgegner der Ahlefelds war, daß der Schiffer zur Ablegung des Versprechens gezwungen worden, so spricht das Verhalten des hamburgischen Rats im 16. Jahrhundert für die besondere Heiligkeit, die damals einem gegebenen Worte beigelegt wurde. In dieser Hinsicht unterscheidet sich das 16. Jahrhundert außerordentlich vorteilhaft von der Gegenwart, wo Ehrenworte und heilige Eide wohlfeil sind wie Brombeeren. Wer den täglich vor den hiesigen Gerichten sich abspielenden Scenen als Menschenkenner eine aufmerksame Beobachtung widmet, wird hinsichtlich der Unverbrüchlichkeit eidlicher Zeugenaussagen und Bekundungen sich zuweilen auf einem eigenartigen Gedankengang ertappen!

Nachdem der Prozeß anhängig gemacht und das Kammergericht für jede Partei Kommissare ernannt hatte, waren in dem Termin der klägerischen Zeugen, die auf das Rathaus zu Hamburg „als der bestimmten Malstat" geladen waren, die ebenfalls vorgeladenen Beklagten nicht erschienen. Der Kommissar, Domherr Kley, ließ deshalb nicht in die Verhandlung eintreten, sondern ließ die Beklagten in denjenigen Gasthäusern suchen, wo sie sonst in Hamburg abzusteigen pflegten. Auf Befehl des Kommissars begab sich ein Bote auch zu dem in der Reichenstraße wohnhaften Krämer Lohe, wo er den Schreiber der Frau Oligard antraf, der auf Befragen angab, daß niemand von der Herrschaft und für seine Herrschaft erscheinen werde. Diese Auskunft selbst auf dem Rathaus zu melden, lehnte der Schreiber als nicht seines Amtes ab. Der Kommissar, von der Sachlage unterrichtet, verfügte, man müsse diesen Tag warten, quia dies citato cedat. Um den Beklagten zu erwarten, verblieb der Kommissar den ganzen Tag im Rathause. Daß bei solcher jämmerlichen Haltung der höchsten Gerichtsbehörde des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" die Achtung vor der Justiz im Volke nicht groß war, bedarf kaum der Erwähnung. Das gesamte Gerichtsverfahren jenes „ehrwürdigen" Gerichts-Instituts charakterisierte sich mehr als eine lächerliche Komödie ohne Saft und Kraft. Die beklagten Feudalherren lachten sich ins Fäustchen und verharrten in ihrem passiven Widerstande.

Auch bei den geladenen Zeugen ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten. Einige auf fremdem Territorium ansässige Zeugen begehrten zuvor in den Besitz von Zehrgeld gesetzt zu sein, ehe sie der Vorladung nach Hamburg folgen wollten, andere schützten vor, die Genehmigung ihrer Landesbehörde einholen zu müssen usw.

Es war daher kein Wunder, daß dieser Rechtsfall unentschieden blieb. Einer der geistreichsten Staatsmänner jener Zeit, Herr von Pufendorf, der 1667 unter dem Namen Severin von Monzambano eine Denkschrift über die Verfassung und den Zustand des deutschen Reiches in lateinischer Sprache — die deutsche Sprache war noch nicht hoffähig — veröffentlichte, traf den Nagel auf den Kopf, als er schrieb: „Ferner sind Recht und Gericht in Deutschland fast verschwunden. Denn wenn bei Streitigkeiten der Territorialherren unter einander (wie sie infolge der großen Zahl derselben oft genug vorkommen) der Prozeß vor dem Kammergericht angestrengt wird, so kann man eine Entscheidung nicht vor einem Jahrhundert erwarten. Beim Reichshofrat aber fürchtet man, daß parteiisch geurteilt werde, da die Richter der Bestechung zugänglich sind und vor allem das österreichische Interesse wahrnehmen. So kommt es, daß in Deutschland Macht vor Recht geht, und daß der Mächtige mit Waffengewalt sein Recht erreicht und durchsetzt."



Plattdeutsche Redensarten vom Trunke.

Von G. F. Meyer in Kiel.

Es bedarf der Aufzeichnung plattdeutscher Redensarten vom Trunke nicht, um die Tatsache festzustellen, daß die Trinksitte auch unter der Landbevölkerung unserer Provinz tief eingewurzelt ist; aber sicher liefern solche Redewendungen einen Beitrag zu der Frage, wie das Volk vom Trinker und vom Trunke denkt.

Die Alkoholgegner dürfen nicht erwarten, daß die Trinksitte vom Volksmunde als eine Unsitte bezeichnet werde. Man hört Redensarten, die einen Abscheu vor dem Trinken ausdrücken, sehr selten, und auch solche Worte: „He makt sien Mund to'n Rönnsteen" oder „He makt sien Liev to'n Dranktonn" wurden ursprünglich wohl nur vom Essen gebraucht. Der „Waterdrinker" kann froh sein, wenn nicht spottend von ihm gesagt wird: „He will Bröderschaft drinken mit de Pöch (Frösche)." Man ist wenig geneigt — besonders gilt das natürlich von der männlichen Bevölkerung —, an eine Alkoholgefahr zu glauben; das Trinken wird vielmehr als notwendig betrachtet, um Gemütlichkeit und Geselligkeit zu heben, und der Trinkende oder der, welcher die Kennzeichen des Trunkes zur Schau trägt, wird mit humorvollen Wörten begrüßt und geneckt; ernste Redensarten sind selten.

Folgendes Wort, das man sich aus dem Munde eines behäbigen Holsteiners gesprochen denken muß, wird uns in die richtige Situation versetzen: „Vör wenig Eten bün ik nich, œwers drinken do ik gern, dahengegen mutt ik mien gehörige Ruh hemm." Man sieht es ihm an, „he mag vun all de Melkspiesen am levsten den Köm" oder das Bier, vielleicht gar „süppt he, dat sien Kehl meent, de Sündflot kümmt"; denn „de Wind weiht wohl 'n Sandbarg tohopen, œwer keen dicken Buk." „He illuminiert," wenn „he sik een köfft hett," „sien Näs schient dann as Karfunkelsteen in't Rokklock." Von ihm heißt es wohl: „He makt dat 'n bęten doll," „he süppt as 'n Ilk," „he is 'n Supbütt." Sieht man aber genauer hin, so verachten ihn wenige, manche bedauern ihn, die meisten sehen es gleichgültig an: „Dat is Schiet mit Mars, he süppt, Köm drinkt he ok."

Hat sich gelegentlich einer ein Räuschchen angetrunken, so begnügt man sich gewöhnlich damit, die Tatsache zu bestätigen: „He hett 'n Lütt'n sitt'n — he hett sik een knępen — he hett een fat — he hett 'n Klister — he is dun — he hett 'n Dunas — he is nich alleen — he hett 'n Slag — he hett 'n Botz — he hett 'n Brand — he is beknusselt — he hett sik een smettert — he hett sik een smort — he hett in 'n Tran pedd — he hett sik een in de Oogen, in de Lamp, achter de Binn gaten"; ist's kein Räuschchen mehr: „He is besapen — he is kanonendun — he is dun as 'n Sprütt — he nickköppt — he brennt — he hett sien Pipenkopp ansmökt"; begegnet man ihm auf der Straße: „He hett een ünner'n Hod — he hett 'n Scheter — he hett to deep in 'n Buddel kiekt — he hett sik örndlich een upladt — kannst em ok to Hus kriegen? — is Erdbeben?" Zeigen sich die Folgen des Trunkes in Erbrechen, so „bind't he de Kalwer an" und „mitt na," so „is de Ladung öwerschaten" und „he hett tovęl Soltwater ünner Deck." Am nächsten Tage sagt man von ihm: „He hett dörchbrennt — he hett swiert — he hett 'n Kater, Jammer, Brummschädel — he hett dat Lei (Leine) ünner'n Steert 'hatt," und mit einem Lächeln, so daß man das Wort kaum als eine Warnung vor dem Trunke deuten kann, wird dann wohl hinzugefügt: „Dat mark di, Schoster, vun Köm warst dun un vun Brannwien besapen."



Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

XIII. Die Endung -lef.

Bevor ich auf die Bedeutung der Endung -lef, -lev oder -leben eingehe, erlaube ich mir, sämtliche auf diese Silbe auslautenden Ortsnamen unserer Provinz hierher zu stellen und daneben anzumerken, in welcher ältesten Form sie in Urkunden oder Schriften sich finden: 1. Hadersleben, Hathaerslef 1232; 2. Erleff; 3. Hammeleff, Hameleue 1460; 4. u. 5. Enleben, N.- und S.-, Oenlöff 1280; 6. Alsleff, Ksp. Jordkirch; 7. Arsleben, Arsleue 1196; 8. Bollersleben, Boldersle um 1280; 9. Oersleff, Ksp. Hellewatt; 10. Alsleff, Ksp. Hoist, Alslefmarck 1267; 11. Emmerleff, Aemmaerlöff 1292; 12. u. 13. Seiersleff, N.- und S.-, Saeghaerslöf 1292; 14. Tingleff, Tinglöff 1283 (Sach, Das Herzogtum Schleswig I, S. 119 hat Tinglööf 1279. Die Quelle ist mir nicht bekannt.); 15. Klipleff, Clyppaelöf 1232; 16. Undeleff, Ksp. Holebüll; 17. Fröslee, Frößlee 1650 Danckw.; 18. Harrislee, Harreslef 1231; 19. Sebbelau, früher Sebeleff (Trap), Siblavv 1277 (Sach a. a. O. S. 122. Quelle?); 20. Hundsleben; 21. Tollschlag, Ksp. Esgrus, Tolfuesleue 1397; 22. Maasleben, Ksp. Siesebẏ, Masleue 1470; 23. Kosel, Cosleue 1463; 24. Owschlag, Ksp. Kropp, Oxlev (Trap. Quelle?), vergl. Tollschlag. — Außerdem wird das im Ksp. Brede gelegene Kummerleff zu dieser Gruppe gezählt. Der Ort hieß indes 1232 Cumled, 1288 Kumleth und wird, m. W., erst 1650 bei Danckwerth zum erstenmale Kumeleff genannt, so daß mir eine Zusammensetzung mit -lef sehr zweifelhaft erscheint. Von den aufgezählten bezeichnen heute sechs einen Ort mit Kirche: 1, 3, 11, 14, 15, 23; ehemals war auch S.-Enleben ein Kirchdorf. 1411 wurde das Gotteshaus von den Söldnern Erichs von Pommern niedergebrannt und 1522 das Kirchspiel Jordkier aus dem alten Oenlöff errichtet.

Die ursprüngliche Fassung war leve, was aus den ältesten Schreibweisen unzweideutig hervorgeht. Wie obige Formen dartun, kehrte man im 14. und 15. Jahrhundert unbewußt zur alten Schreibung zurück, bis in der Neuzeit an Stelle des v das b trat. Von da ab bis zur Form leben war dann in plattdeutschen Urkunden der Schritt nicht groß. Man kann diese Entwicklung im Namen Hadersleben deutlich verfolgen, der in zahlreichen Urkunden wieder und wieder auftritt. Wie vielen Lesern bekannt sein wird, tritt die Endung -leben in dem Winkel zwischen Elbe, Saale und Harz, dem alten Nordthüringen auf, vereinzelt kommt -lef auch in England vor. Noch im 11. Jahrhundert endeten die deutschen Namen auf -leua, -leiba. Später wurde nach Abschleifung des a ein n angefügt. In der Fassung -lev begegnet uns die Endung überall in dem eigentlichen Dänemark sowie in den ehemaligen dänischen, jetzt schwedischen Provinzen Schonen und Halland.

Hinsichtlich der etymologischen Erklärung von -lef scheint heute unter den Forschern Einigkeit zu bestehen. Das Wort ist identisch mit dem altnordischen leif (Hinterlassenschaft), dem altschwedischen lef (Überbleibsel) und dem altdänischen lef, das in konunglef (Krongut) und Sigridlef (Bodenbesitz, der, von Sigrid Storraade überkommen, noch im 13. Jahrhundert der Krone gehörte) sich findet. In einem Diplom von 1476 findet sich hans Oldefaders lefve in der Bedeutung von Nachlaß und in einem andern von 1455 Bodenbesitz, som ær mit rættæ fædhernæ oc oldeleffue, woraus erhellt, daß das letzte Wort das von den Vätern Ererbte bedeutet. In Norwegen finden sich entsprechende Ortsnamen auf -arfr. Fritzner erklärt das Wort in seinem Wörterbuch der altnorwegischen Sprache als Bodenbesitz, darauf das Oberhaupt des Geschlechts seinen Sitz hatte, und der nach seinem Tode dem Haupterben zufiel. Diese Bedeutung muß auch unsern Namen auf -lef zukommen. Das mit ihnen zusammengesetzte Wort ist stets ein Personenname. Die auf -lef ausgehenden Ortsnamen bezeichnen demnach den Sitz und die Hinterlassenschaft der im ersten Teile genannten Person, die als Familien-Oberhaupt ein gewisses Ansehen genoß. Auf die nämliche Weise deutet man auch die thüringischen Namen.

Nachdem ich die Leser mit der üblichen Erklärung von -lef vertraut gemacht habe, schulde ich ihnen, die Anschauung zu übermitteln, wozu der berühmte dänische Geschichtsforscher Johannes C. H. R. Steenstrup neuerdings gelangt ist. (Historisk Tidsskrift. Sjette Række, V., 2, 1895, S. 313 ff.) — Daß -lef, wenn auch in uralter Zeit, zugleich eine andere Bedeutung gehabt haben muß, meint Steenstrup an konunglef erweisen zu können. Konunglef, sagt er, bedeutet eigentlich nicht Erbgut, sondern einen Besitz, der zum Unterhalt der Könige bestimmt war. Also Krongut, im Gegensatz zum privaten Erbgut des Königs (patrimonium). In der jüngeren Edda wird Finns leif genannt, ebenso das Schwert Dáins leif, er dvergarnir gerðu (Dains Leif, das die Zwerge machten). Gerade die letzte Aussage beweist, daß leif auch das Erzeugnis, Produkt bedeutet. Zu dieser Annahme sind wir umsomehr berechtigt, als das entsprechende angelsächsische Wort lâf in ähnlicher Weise gebraucht wird. So felâ lâfe (das Werk der Feile: das Schwert), homera lâfe (das Er-

zeugnis der Hämmer: die Schwerter). Ic eom wrâdra lâf fyres and feóle (ich bin der Feinde Werk, des Feuers und der Feile), sagt das Schwert. — Der Personenname, der sich an lâf, leif und lef knüpft, braucht also nicht mit Notwendigkeit der eines Erblassers zu sein, er kann der eines ehemaligen Besitzers, eines Urhebers, eines Produzenten sein, kurzum, einer Person, mit der dieser Gegenstand besonders verknüpft war. Steenstrup wendet sich dann zu der anderen Frage, ob das in Ortsnamen vorkommende lef nicht notwendig etwas anderes bedeuten müsse als Hinterlassenschaft, Erbgut. Zunächst erinnert er daran, daß die Ortsnamen auf lef durchgehends größere und große Ortschaften bezeichnen, die man sich schwer als vererbt vorstellen könne. Es läge durchaus kein Grund vor, warum die Dörfer, deren Name auf lef ausgeht, gerade die sehr großen und größten Ortschaften repräsentierten. Weiter sei wahrscheinlich, daß Örter, die als Erbe bezeichnet werden, nahe beieinander lägen. Endlich sei nicht wohl einzusehen, warum Ortschaften, die ein Erbe darstellen, besonders zu Kirchdörfern ausersehen wären. Er verweist dabei auf Sach, der in seinem Ursprung der Stadt Hadersleben von den dänischen und thüringer Örtern bemerkt, wie der Umstand, daß sie bei Einführung des Christentums meistens zu Kirchdörfern ausersehen wurden, für deren frühe Bedeutung spreche, wie auch deren Lage in anbaufähiger Gegend in gutbewässerter Ebene dartue, daß sie der ersten Kolonisation angehörten. So sind von 266 Ortschaften auf -lef in Dänemark und Schleswig 153 Kirchdörfer, also 57%, in Schonen 47, in Halland gar 66%.

Wie die Ortsnamen auf -lef allemal mit einem Personennamen zusammengesetzt sind, höchst wahrscheinlich stets mit dem eines Mannes, so auch die auf -torp lautenden. Die Person aber, nach der die Torper ihren Namen tragen, ist offenbar diejenige, die den Filialort anlegte oder an der Spitze der Ausbauer stand. Diese Tatsache, meint Steenstrup, verweise uns darauf, wie die Namen auf -lef zu verstehen seien. Hier sei es in ähnlicher Weise der Mann, der zu einem bestimmten Zeitpunkt die Örtlichkeit in Besitz nahm, — als das Land bei einer Einwanderung oder Eroberung aufs neue aufgeteilt wurde. Er wurde Alleinbesitzer oder war vielleicht der Anführer des kleineren Trupps, der sich hier niederließ. Der Zeitpunkt ist hinsichtlich der betreffenden Ortschaften derselbe oder ungefähr derselbe. Mit dieser Erklärung, sagt der Forscher, fallen alle Zufälligkeiten, die die Deutung als Erbgut herbeiführt. Diese sind: 1. daß die Örtlichkeiten auf -lef zu verschiedenen Zeiten Erbgut waren, 2. daß gerade diese Örter in einem gewissen Abstande von einander liegen, 3. daß 55% aller auf -lef ausgehenden im 10. und 11. Jahrhundert Kirchdörfer wurden, und 4. daß gerade diese Dörfer ein so hohes Hartkorn aufweisen.

Wie die Leser ersehen haben werden, sprechen manche Gründe für die Richtigkeit der Steenstrupschen Hypothese. Vielleicht werden noch eingehendere Untersuchungen neues Licht auf diesen Gegenstand werfen.

Ich wende mich zum ersten Teil der aufgezählten Ortsnamen. Es gilt, die darin liegenden Personennamen ausfindig zu machen. Soweit sie in älteren Schriften vorkommen, hält es nicht so schwer. Im anderen Falle ist man auf Vermutungen angewiesen. Bei 1 ist zu denken an Hathaer: Hatherus, Haterus 12. Jahrhundert; bei 2 wohl an Er: Simon Ersun, Aersun, Oersun 12. Jahrh., Arni filius Ers 12. Jahrh.; bei 3 an Hama, ahd. Hama, fries. Hame, Hama 11., 12. Jahrh., Hamo 12. Jahrh.; bei 4 und 5 an Enaer, ahd. Einharr, Enar Rufus 12. Jahrh., Enar 12. Jahrh., Aener 1266, Enaersun 1302, Enner 1472, Enne noch heute in Nordschleswig; bei 6 und 10 an Alw, altn. Alfr, Alf 11., 12. Jahrh., noch heute in Skandinavien, besonders Norwegen; bei 7 an Ar 11. Jahrh.; bei 8 an den Gott Balder; bei 9 an Oethaer, ahd. Audeharr, Othar (= Oethar) 12. Jahrh., Oersleff ehemals also Oetherslöf; bei 11 möglicherweise an Embe oder Emme, das ich aus Urkunden nicht nachweisen kann; bei 12 und 13 an Sighaer, altnord. Sigarr, ahd. Sighihar, Sigarus, Sivarus 12. Jahrh., Nic. Sygheri 1351, Sigerus 1376, Sigerus Dondeman 1409, Sigher, Sygher 15. Jahrh., Siord, Seier 15., 16. Jahrh., 1689; bei 14 vielleicht an Tindi, Tinni, Tingi (auch hiee lassen uns Urkunden in Stich); bei 15 höchst wahrscheinlich an Klippi (das altnord. Klyppr hat im Genitiv Klyps, weshalb man ein Klipp mit dem Gen. Klippae wohl nicht voraussetzen darf); bei 16 an Unni, ahd. ebenso, Uni Alum Run., Uuno 13. Jahrh., 1256, Petrus Unaeson 13. Jahrh., Unaesun 1254, Stenkillus Unaesun 1302, Une 1510 (derselbe Name liegt auch dem Angler Unewatt zugrunde); bei 17 an den Götternamen Frö, altnord. Freyr, Frö 12. Jahrh. (Saxo); bei 18 wahrscheinlich an Harwaer, ahd. Harivih, Hörvir (Edda); bei 19 vielleicht an Sebbi oder Sibbi (fehlt m. W. in Urkunden); bei 20 an Hun, Hun 11., 12., 13. Jahrh.; bei 21 an Tholw, Thulfr nach Runensteinen, Zolf, Zoolf, Zuolf, Thulp 10. Jahrh., Tholf 12., 13. Jahrh., Matheus Tholfsum 14. Jahrh., Kanutus Thoolfssön 1390, Johs. Tholfsson 1459, Per Thulfssön 1480, Tholf 17. Jahrh.; bei 22 vielleicht an Man (Zuname 14. Jahrh.) oder an Mar, ahd. Maro, Mar 11. Jahrh., Kietil Masun 13. Jahrh., Balthazar Mason 15. Jahrh.; bei 23 an Ko; endlich bei 24 vermutlich an Agaer.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 4. April 1903.

Der plattdeutsche Volksdichter Franz Bockel.

Von Johannes Suck in Oldesloe.

„Mögen andere den Ruhm haben, ich bin der erste plattdeutsche Dichter in Schleswig-Holstein.“ So und ähnlich hat sich Franz Bockel, nach den Aussagen seiner eigenen Tochter, häufig selbst über seine Rangordnung in dem engbegrenzten Dichterhain unserer meerumschlungenen Heimat ausgesprochen. Dieses ein gewisses Selbstbewußtsein an den Tag legende Urteil, das der sonst so bescheidene Poet über sich selbst fällt, war damals durchaus zutreffend und bedarf gegenwärtig noch der Erweiterung.

Franz Bockel, selbst ein Mann des Volks und dabei ein lachender Philosoph, war der erste, der es verstanden hat, den das gesunde Volksleben kennzeichnenden Humor in die schlichte, ungekünstelte Poesie der Umgangssprache zu kleiden und für plattdeutsche poetische Erzeugnisse in weitern Kreisen Interesse zu erwecken. Das urwüchsige poetische Talent Franz Bockels hat den Boden gelockert, in den der Genius eines Klaus Groth nun um so leichter seine Wurzeln senken konnte. Aus diesem Grunde ist es eine Ehrenpflicht, dafür Sorge zu tragen, daß Franz Bockel nicht der Vergessenheit anheimfalle; zudem war sein äußeres Leben, obwohl es sich in den einfachsten Verhältnissen bewegte, ein so buntes und wechselvolles, daß eine kurze Schilderung desselben nicht des allgemeinen Interesses ermangeln dürfte.

Die folgende Skizze beruht fast ausschließlich auf Mitteilungen der Tochter unseres Dichters, des Fräulein Christiane Bockel (früher Vorsteherin des Haushalts des Fürsten Bismarck, seit dem Tode des letzteren Hausdame bei Dr. Chrysander in Bergedorf) und ergänzt und berichtigt verschiedene Angaben, die sich in

dem Vorworte finden, mit dem Wilhelm Röseler die Herausgabe von Franz Bockels ausgewählten Gedichten (Hamburg, J. F. Richter. 1879) einleitet.

Franz Bockel wurde am 11. März 1798 zu Klostersande bei Elmshorn als Sohn des dortigen Schiffsschmieds Johann Bockel geboren; seine Mutter Elsabe geb. Möller war aus Heisterende gebürtig. In der Dorfschule zu Klostersande schwang damals ein früherer Schiffskapitän, namens Jürgen Soltau, das Scepter; er unterrichtete plattdeutsch und bändigte die Wildheit der Jugend, seiner früheren Gewohnheit gemäß, mit dem Tauende. Franz Bockel zeigte schon als Knabe eine große Lernbegierde, die er namentlich im Umgange mit dem eine höhere Schule besuchenden Sohne seines Lehrers zu befriedigen suchte. Die Eltern hatten für den Wissensdurst ihres Franz kein Verständnis; er sollte das Handwerk seines Vaters erlernen, und dazu brauche er, wie sie meinten, keine Gelehrsamkeit. Ertappten sie ihn bei der Lektüre eines Buches, so wurde ihm dieses einfach weggenommen. — Nach erfolgter Konfirmation erlernte er denn auch das Schmiedehandwerk, und als er Gesell geworden war, wollte er Welt und Menschen kennen lernen. Besonders zog es ihn nach dem Lande der Russen, deren Sprache er sich von russischen Soldaten, die während der „Franzosenzeit“ in seiner Heimat in Quartier gelegen, angeeignet hatte. Oft hatte er in jener Zeit als Dolmetscher dienen müssen. Einmal kam er auf dem Heimwege von der Schule an einem Hause vorbei, in welchem er einen russischen Soldaten fluchen und mit dem Säbel hantieren hörte. Es war demselben nicht möglich, sich den Bewohnern, die durch sein heftiges Gebaren bereits in große Angst und Aufregung versetzt worden waren, verständlich zu machen. Als Franz Bockel, der eine Weile zugehört hatte, den Leuten erklärte, daß der russische Soldat Kleie für sein krankes Pferd wünschte, und als dann das Geforderte sofort herbeigeschafft wurde, hob der Russe den aufgeweckten Knaben auf seinen derben Armen vor Freuden hoch empor und reichte ihm zur Belohnung ein großes Glas Branntwein, das er indessen, nachdem Franz diesen Trunk dankend zurückgewiesen, mit großem Behagen selber austrank.

Franz Bockel bereiste Rußland und Dänemark und ließ sich nach seiner Rückkehr im Jahre 1824 in Kellinghusen als Schmied nieder, indem er die Inhaberin der dortigen Schmiede heiratete. Bei einem Besuche, den er seiner Schwester in Itzehoe machte, erfuhr er, daß ein gewisser Schönfeldt daselbst eine Zeitung herausgebe. Er suchte diesen Mann (den Begründer des „Itzehoer Wochenblattes,“ der jetzigen, durch die ganze Provinz verbreiteten „Itzehoer Nachrichten“) auf und befreundete sich mit ihm. Wie unbedeutend damals noch dieses Unternehmen war, geht daraus hervor, daß die Frau den Satz und der Mann den Druck des Blättchens besorgte. Bockel versprach Schönfeldt, ihm für sein Blatt aus Kellinghusen Berichte zu senden, was er denn auch später getan hat. Dies wäre ihm indessen bald übel bekommen. Als nämlich die biederen Kellinghusener in dem Itzehoer Blatt Nachrichten aus ihrem Orte fanden und es ruchbar wurde, daß Franz Bockel der Einsender sei, wollten sie ihn durchprügeln, um ihm auf diese Weise begreiflich zu machen, daß es niemanden etwas angehe, was in ihrem Flecken passiere.

Im Jahre 1836 mußte Franz Bockel aus Gesundheitsrücksichten seine Schmiede aufgeben, und er errichtete nun in Kellinghusen eine Tabaksfabrik. Als im Jahre 1839 Christian VIII. den dänischen Königsthron bestieg, sandte Franz Bockel ihm einen poetischen Glückwunsch. Der König fand an demselben solches Gefallen, daß er den Verfasser durch einen seiner Minister, den Grafen Konrad zu Rantzau-Breitenburg, aufsuchen und ihm die Krönungsmedaille überreichen ließ. Diesem Staatsmanne hat Franz Bockel zwei Jahre später seine beste poetische Schöpfung, das „Lied vom Schiffe,“ gewidmet.

In den vierziger Jahren finden wir Franz Bockel als Seifensieder in Elmshorn, Itzehoe und zuletzt in Oldesloe; er war während dieser Zeit fleißiger Mitarbeiter am Itzehoer, wie auch am Oldesloer und am Altonaer Wochenblatt, in welchen Zeitungen er zahlreiche Gedichte veröffentlichte, die seinen Namen in der ganzen Provinz bekannt machten und ihm große Popularität eintrugen. Daß es ihm auch nicht an Gegnern fehlte, die ihm seine Erfolge mißgönnten und diese durch Spötteleien zu schmälern suchten, kann uns nicht wunder nehmen. Franz Bockel wußte sich jedoch bei solchen Anlässen mit großer Schlagfertigkeit seiner Haut zu wehren. So hatte ein gewisser Springborn in Kiel in einem Artikel mit verstecktem und doch für jedermann deutlichem Hinweis auf Bockel die Wendung gebraucht: „Seifenblasen giebt's im Dichterhaine auch." Als dieser Springborn bald darauf in Wandsbek die Zeitschrift „Omnibus" gründete, rächte sich Franz Bockel an ihm in den „Itzehoer Nachrichten" durch folgende witzigen Zeilen:

„Die liebe Mutter Philosophie
Verläßt ihr geistreiches Söhnchen nie;
Gab sie ihm auch beim Abschied aus Kiel
Zum Schmuck und zur Zierde gerade nicht viel,
So verschaffte sie ihm doch einen hohen Genuß
Und machte ihn zum Kutscher beim Omnibus.
Doch wer hört, was ein Omnibuskutscher schilt,
Man weiß ja, daß es zu Wandsbek gilt."

Einem Bahnhofsinspektor, der sich herausnahm, Bockel zu verspotten, entgegnete dieser: „Wenn ich die Schulen besucht hätte, die Sie besucht haben, so würde ich, statt wie Sie Silber, Gold am Rock tragen."

Wenn ein Mann wie Franz Bockel, dem es Lebensbedürfnis war, geistigen Zielen zuzustreben, sich auf dem Gebiete materieller Interessen höchst unpraktisch erwies, — wer wollte ihn deswegen tadeln? Seine geschäftlichen Unternehmungen gerieten in Konkurs, und um sich vor Nahrungssorgen zu schützen, eröffnete er im Jahre 1852 in Neumünster eine Gastwirtschaft. Es tut einem in der Seele weh, wenn man sieht, daß dieser ideal veranlagte Poet in Versen für seine Gastwirtschaft öffentlich Reklame macht; so heißt es in einem dieser „Gedichte":

„Ik wahn hier bi de Isenbahn,
Un bitt, mi nich vörbi to gahn;
Ik schenk hier Bittern, Köhm un Beer,
Punsch, Wien un Grog un sünst noch mehr.

„Wenn ut de Bahnhofspoort Ju gaht,
Datt drütte Hus links an de Straat,
Dat Bahnhofshôtel vis-à-vis,
Dor wahn ik — kiekt mal in bi mi!

Mit mienen allerbesten Gruß
Empfehl ick Ju mien Gastweertshuus,
Un segg Ju nochmals, wo ik wahn —
Franz Bockel bi de Isenbahn.

Die Schlußstrophe eines anderen derartigen Poems lautet:

Mien Sorgen gaht mi hart to Sinn,
Un drückt mi op den Pockel;
Lüd, kiekt doch alltohop mal in
An'n Bahnhof bi Franz Bockel.

Im Jahre 1858 gab er seine Gastwirtschaft in Neumünster auf, und nun begann wieder für ihn ein wahres Nomadenleben. Nachdem er ein Jahr lang Buchhändler in Heide gewesen war, nahm er, lediglich auf den kärglichen Ertrag seiner schriftstellerischen Tätigkeit angewiesen, seinen Wohnsitz in Elmshorn, Glückstadt, Horst, dann wieder in Elmshorn und zuletzt abermals in Heide.

Zu den Sorgen um seine äußere Existenz hatte sich noch ein Kummer gesellt, der bis an sein Lebensende an seinem Herzen nagte. Franz Bockel lebte in glücklicher Ehe, die mit einer Reihe Töchter und einem Sohne gesegnet war, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Dieser Sohn, der in Hamburg in einem Engros-Geschäft eine glänzende Stellung inne hatte, wurde ihm plötzlich durch den Tod entrissen. Als ihm die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes überbracht wurde, fiel er in Ohnmacht; der heftige Seelenschmerz, den er nicht verwinden konnte, warf ihn auf ein langwieriges Krankenlager. Bald — es war in Elmshorn, wohin er wieder von Horst übergesiedelt war — starb auch seine

Frau, und nun fühlte er sich so vereinsamt und gebrochen, daß er auf die Dauer nicht mehr fähig war, die doch so bescheidenen Mittel für seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Im Jahre 1877 fand er ein willkommenes Asyl in dem neuerbauten Armenhaus zu Nortorf. Noch in demselben Jahre erlebte er die Freude, daß er (und zwar infolge der Bemühungen unseres trefflichen plattdeutschen Dichters Johann Meyer in Kiel) aus der Schiller-Stiftung auf 3 Jahre mit einem Ehrensolde von 300 *M* jährlich bedacht wurde. Dennoch wollte er in dem Armenhause, das er mit dem Namen „Friedenshalle" belegt hatte, verbleiben; das Bewußtsein, die Kosten seines Unterhalts aus eigenen Mitteln bestreiten zu können, stimmte ihn zufrieden und froh. Am 5. Mai 1879 starb er. Er liegt auf dem Nortorfer Friedhofe begraben; sein Ruheplatz führt in dem Gräberverzeichnis die Nummer 420.

Wir glauben, diese kurze Darstellung des Lebensganges unseres Franz Bockel nicht besser schließen zu können, als mit den Worten, die seine Tochter Christiane [1]) in einem Briefe an den Verfasser dieser Zeilen ihrem heimgegangenen Vater widmet. „Mein Vater," so schreibt sie, „hat seinen Kindern von Jugend auf einen festen Glauben an Gott eingeprägt, wofür ich ihm noch dankbar bin; denn ohne Vermögen sich durchs Leben emporzuarbeiten, dazu gehört ein fester Wille und Gottvertrauen. Mein Vater war ein Menschenfreund und half, als er noch die Mittel hatte, jedem, der zu ihm kam, oft mehr, als er verantworten konnte." Die Pietät, mit der hier die Tochter von dem Vater spricht, beweist, daß Franz Bockel auch als Mensch es verdient, daß seinem Namen ein ehrendes Gedächtnis bewahrt wird. [2])

Die Schlacht bei Ütersen.

Von **H. v. Osten** in Ütersen.

Am 28. Juli 1306 hat nach den Berichten der Geschichtsschreiber bei Ütersen eine Schlacht stattgefunden. Fragen wir aber näher nach der Lage des Kampfplatzes, so fehlen uns zu einem sicheren Urteil die nötigen Anhaltspunkte. Nach einer alten Chronik haben sich die Heere anfänglich an der Pinnau einander gegenübergestanden; ob aber westlich oder östlich vom Orte, ist schwer zu entscheiden. Ütersen verdankt seine Entstehung einer kleinen Burg tom Ütersten, welche der Ritter Heinrich von Barmstede hier im Anfange des 13. Jahrhunderts auf der äußersten Grenze der Marsch gegen die Geest erbaut hat. Da die von Süden nach Norden gerichtete Landstraße durch den Ort führte, so läßt sich annehmen, daß die Pinnau schon damals überbrückt gewesen ist. In den Beschreibungen der Schlacht wird aber weder einer Burg noch einer Brücke erwähnt. Daß der Kriegsschauplatz in Nordende, früher fälschlich „Mordenn" ausgesprochen, zu suchen sei, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Wir befinden uns in dieser Hinsicht also in ähnlicher Verlegenheit wie die Dithmarscher, die nicht einmal mit Sicherheit den Punkt feststellen können, an dem ihre Vorfahren vor 400 Jahren einen so glänzenden Sieg errungen haben.

Auf die weitere Frage, welche Heere denn bei Ütersen gegen einander gekämpft haben, muß die allgemeine Antwort lauten: die kleine Armee der holsteinischen Grafen, d. h. der holsteinischen Landesfürsten gegen Aufrührer aus Dithmarschen, der Wilstermarsch und der Haseldorfermarsch. Mit Ausnahme der

---

[1]) der wir hiermit für die uns gütigst zur Verfügung gestellten Mitteilungen aus dem Leben ihres Vaters wie auch für Überlassung des wohlgelungenen Porträts, nach dem das an der Spitze dieses Artikels befindliche Bildnis hergestellt ist, nochmals herzlich danken.

[2]) In Elmshorn ist eine Straße nach seinem Namen benannt.

Krempermarsch war also die ganze holsteinische Marsch gegen die regierenden Grafen in Bewegung.

Zum näheren Verständnis wird es nötig sein, einen Blick auf die damaligen Zeitverhältnisse zu werfen.

Nach der Schlacht bei Bornhöved (1227), welche der dänischen Herrschaft in Nordalbingien ein plötzliches Ende bereitete und mit welcher in unserer Landesgeschichte ein neuer Abschnitt beginnt, wurde Graf Adolf IV. aus dem Hause Schauenburg von allen Seiten als rechtmäßiger Landesherr über Holstein anerkannt. Dithmarschen, welches nicht zur holsteinischen Grafschaft gehörte, bildete seit dieser Zeit einen Freistaat, der jedoch in kirchlicher Hinsicht mit dem Erzbistum Bremen in Verbindung blieb. — Nachdem Adolf IV. in das Kloster gegangen und ein Mönch geworden war, führten seine Söhne Johann und Gerhard gemeinsam (anfänglich freilich unter der Vormundschaft ihres Schwagers, des Herzogs Abel von Schleswig) eine ruhmvolle Regierung. Nach ihrem Tode faßten aber die Enkel den unheilvollen Entschluß, das väterliche Erbe unter sich zu teilen. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts regierten 5 Fürsten gleichzeitig: Graf Adolf V. zu Segeberg, Johann II. zu Kiel, Heinrich I. zu Rendsburg, Gerhard II. zu Plön und Adolf VI. zu Schauenburg.[1])

Durch diese Landesteilung wurde die Grafschaft in einem bedeutenden Grade geschwächt, zumal da die regierenden Herren nicht immer im Einverständnis mit einander handelten, sondern sich öfters gegenseitig bekämpften. Je mehr aber die Grafen an Macht und Einfluß verloren, dester schwerer wurde es ihnen, die staatliche Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Die Edelleute trachteten nämlich nach größerer Unabhängigkeit, suchten Bürger und Bauern aufzureizen und sich den Grafen zu widersetzen. Es gab zwar manche Adelige, welche ihrem Namen Ehre machten; die meisten waren aber nicht nur unwissend,[2]) sondern auch roh in ihren Sitten und rücksichtslos gegen ihre Untergebenen. Wenn sie unter einander in Streit gerieten, was nicht selten der Fall war, so verbreiteten sie Schrecken über Städte und Dörfer. Noch schlimmer waren die sogenannten Raubritter, welche Wege und Landstraßen unsicher machten. In immer weiteren Kreisen machte sich der Grundsatz geltend: Macht geht vor Recht.

Endlich sahen die Grafen sich genötigt, mehrere Edelleute, die sich ihren Anordnungen nicht fügen wollten, des Landes zu verweisen und ihre Güter einzuziehen. Diese vertriebenen Adeligen fanden Aufnahme in Sachsen-Lauenburg und überredeten den Herzog Albrecht, die Grafen mit Krieg zu überziehen. Der Herzog fiel nun plündernd und verwüstend in Holstein ein, wurde aber von den Grafen geschlagen und bei dem Dorfe Bokfeld an der Trave umzingelt, 1303. Bald danach gelang es der Stadt Lübeck, den Frieden zu vermitteln. Der Herzog mußte alle Beute wieder herausgeben und mit seinem Anhange ganz unverrichteter Sache nach Lauenburg zurückkehren.

Dieser Friedensschluß gewährte aber den erregten Gemütern keine Beruhigung, bildete vielmehr das Vorspiel zu neuen Unruhen, welche die Schlacht bei Ütersen zur Folge hatten. Einige Edelleute nämlich, voll Erbitterung darüber, daß ihre Freunde keine Erlaubnis zur Rückkehr erhalten hatten, begaben sich in die Wilstermarsch, knüpften Verbindungen an mit unzufriedenen Bewohnern und wußten sich

---

[1]) Bei der Landesteilung von 1294 erhielt Graf Adolf VI. die Stammherrschaft Schauenburg an der Weser und den kleinen südwestlichen Teil von Holstein, der sich später zur Herrschaft Pinneberg ausgebildet hat.

[2]) Manche konnten weder lesen noch schreiben. Die Grafen sowie auch die Vornehmen unter dem Adel schickten ihre Söhne zur weiteren Ausbildung auf die Universität in Paris.

einen Anhang zu verschaffen. Es schien, als wenn viele Bauern, obgleich sie sich einer recht bedeutenden Gemeindefreiheit erfreuten, ihr Streben darauf gerichtet hatten, sich ähnlich wie ihre nördlichen Nachbarn gänzlich unabhängig zu machen. Zum Hauptmann wählten die Aufrührer einen kühnen Abenteurer mit Namen Pelz, spottweise Bischof Pelz, auch Pelt genannt, und rückten über die Grenze. Mit ihnen verband sich ein Haufe beutegieriger Dithmarscher, die sich aus eigenem Antriebe und auf eigene Verantwortung zusammengeschart hatten. Auf seinem Zuge nach Süden wurde Bischof Pelz verstärkt durch das Kirchspiel Langenbrok (jetzt Neuendorf), welches damals nicht zur Krempermarsch, sondern zur Haseldorfermarsch, zu der „Marsch mit den sieben Kirchspielen" gehörte.[1] Der Erzbischof von Bremen, der sich in Geldverlegenheit befand, hatte dieses Kirchspiel im Jahre 1304 an den Grafen Heinrich I. von Rendsburg verpfändet; die Bewohner wollten aber nicht unter weltlicher Herrschaft stehen, sondern in ihre alte Verbindung mit der Haseldorfermarsch zurückkehren. Auch die übrigen 6 Kirchspiele waren höchst unzufrieden mit dem Verhalten des Erzbischofs, fürchteten vielleicht ein ähnliches Schicksal und machten mit Langenbrok gemeinschaftliche Sache. Sogar die am linken Elbufer wohnenden Kehdinger schlossen sich an.

Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß, wie es scheint, in den drei holsteinischen Marschen manche ruhig denkende Bewohner auf ihrem Landsitz zurückgeblieben sind und am Aufstande nicht teilgenommen haben.

Wie aber ist es zu erklären, daß die Krempermarsch gut gräflich gesinnt war und sich in keiner Weise an dem Aufruhr beteiligte?

Der Graf Adolf IV., der Sieger von Bornhöved, hatte sich in seiner Jugend eine Zeitlang heimlich in Bahrenflet, im jetzigen Kirchspiel Neuenkirchen[2] aufgehalten und sich bei einem Besuch in der Wilstermarsch über die Arbeiten der Holländer, besonders über die neuen Deich- und Entwässerungsanlagen gefreut. Teils Dankbarkeit für freundliche Aufnahme, teils auch Aussicht auf reichen Gewinn mag ihn bewogen haben, der Krempermarsch seine besondere Fürsorge zuzuwenden. Er ließ also Holländer ins Land kommen und unterstützte dieselben reichlich durch Geldmittel, damit auch hier unter Beihülfe der schon wohnhaften sächsischen Bevölkerung das wüste Außendeichsland in fruchtbares Kulturland umgewandelt werde. In diesem Umstande mag es begründet sein, daß die Bewohner dem holsteinischen Grafenhause noch immer in treuer Liebe zugetan waren und sich im Anfange des 14. Jahrhunderts sogar in einem kriegerischen Gegensatze zu den übrigen Marschen befanden.

Hauptmann Pelz legte sich nun mit seinen Leuten auf die wichtige Landstraße zwischen Hamburg und Lübeck. Hier raubte er den hin- und herziehenden Kaufleuten Geld und Frachtgüter, so daß der Handel zwischen den beiden Hansastädten sehr erschwert wurde. Zwar ließen die Hamburger und Lübecker, die schon 1240 ein Schutzbündnis geschlossen hatten, ihre Wagen von bewaffneten Knechten begleiten; aber gegen eine solche Schar waren sie nicht genügend gerüstet. Auch in anderer Weise erlaubte Pelz sich Feindseligkeiten gegen Holstein.

Endlich schlossen die Grafen und eine Anzahl treu gesinnter Ritter sich fest

---

[1] Nach anderen Nachrichten sind die Unruhen gerade vom Kirchspiel Langenbrok ausgegangen. (Dr. Detleffen 2. Lieferung. G. Waitz I. 1. S. 192.) Christiani dagegen hat des Kirchspiels Langenbrok garnicht erwähnt. III. S. 76.

Die sieben Kirchspiele waren damals: Haseldorf, Haselau, Bishorst, Seestermühe, Seester, Langenbrok und Asflet. Die Kirchen zu Bishorst, Seestermühe, Seester und Asflet wurden später ein Raub der Fluten. Seester erhielt 1428 eine Kapelle wieder. Die Kirche zu Langenbrok wurde 1463 abgebrochen, nachdem man in Neuendorf eine neue Kirche erbaut hatte.

[2] Bei der Edelfrau von Kellingdorf.

zusammen und rückten gegen ihn ins Feld. Die Aufrührer zogen sich jetzt zurück und schlugen in der Nähe von Ütersen, und zwar am linken Ufer der Pinnau, ihr Lager auf.

Am Morgen des letzten Marientages, den 28. Juli, stellten sich die Dithmarscher in Reihe und Glied und ließen sich Messe lesen. Die Ankunft der Grafen störte sie nicht in ihrer Andacht, denn der Fluß, der beide Heere trennte, war durch die Flut hoch angeschwollen, so daß in den nächsten Stunden an einen Kampf nicht gedacht werden konnte. Die Grafen, die ihnen am rechten Ufer gegenüberstanden, begannen ebenfalls die kirchliche Feier des Festtages.

Nach Verlauf einiger Zeit war das Wasser so tief gesunken, daß das Flußbett an mehreren Stellen passierbar erschien. Die Dithmarscher machten jedoch keine Anstalt zum Angriff, sondern standen schweigend da und erwarteten in festgeschlossener Reihe den Feind. Diese auffallende Ruhe und Zuversicht machte die alten Grafen bedenklich, und es schien ihnen geraten, den Versuch einer friedlichen Vereinbarung zu machen. Ohne auf die Stimme des jungen Gerhard aus Rendsburg [2]) zu achten, wurde ein Herold an das Ufer gesandt, der den Dithmarschern die Botschaft hinüberrief: „Männer aus dem freien Dithmarschen, Ihr beflecket Euren ruhmvollen Namen, indem Ihr Euch durch einen Aufrührer zu gemeinen Raubzügen verleiten lasset. Stellet Eure Freiheit wieder her, indem Ihr Euch von Eurem Verführer lossagt und ihn seinen rechtmäßigen Richtern überliefert. Dann wollen die Grafen mit Euch Frieden machen und Eure Freiheit unangetastet lassen." — Darauf trat Hauptmann Pelz selbst ans Ufer vor, grüßte höhnisch hinüber und rief mit rauher Stimme: „Ihr hohen Herren, wenn Ihr die Männer aus Dithmarschen als frei anerkennt, so wisset, daß mich diese freien Männer freiwillig zu ihrem Führer erwählt haben. Ihr blickt mit Verachtung auf mich hin? Aber gerade Ihr verdient Verachtung für Euer feiges und unwürdiges Bestreben, die freien Männer, die sich meiner Führung anvertraut haben, an mir zu Verrätern zu machen."

Da konnte sich Graf Gerhard III. nicht länger halten. „Wer ein ritterlich Herz hat, der folge mir nach," rief er aus und stürzte voran durch den Fluß. Die gesamte Ritterschaft und das Fußvolk rückte in wohlgeordneten Zügen nach. Alsbald entspann sich ein harter Kampf, und es wurde, wie die alte Chronik meldet, auf beiden Seiten tapfer gefochten. Der Nachteil war anfänglich auf der Seite der Grafen. Klug berechnend war ihnen Bischof Pelz so weit entgegengerückt, daß ihnen nur ein schmaler, schlüpfriger Uferstrich zum Stützpunkt ihres Angriffs übrig blieb. Den schwergepanzerten Rittern war in dem schlammigen Moorboden eine regelrechte Bewegung und ein planmäßiges Zusammenwirken nicht möglich. Dazu wurden sie von dem nachrückenden Fußvolk gedrängt, welches nicht genügenden Raum zum Aufmarsch fand und darüber in Unordnung geriet. Es gelang den Dithmarschern, welche ihre Stellung vortrefflich benutzten, ihre Gegner bis an den Fluß zurückzuwerfen und dadurch die hinteren Reihen zu nötigen, sich ans jenseitige Ufer zu retten. Die Schlacht schien für die Grafen verloren. Da sprang Graf Gerhard vom Pferde und machte noch einen kühnen Versuch, den Feind aus seiner vorteilhaften Stellung zu vertreiben. Er geriet dabei in einen Zweikampf mit Bischof Pelz. Dieser, auf seine Riesenstärke sich verlassend, holte zu einem gewaltigen Hiebe aus. Gerhard aber fing den Hieb auf, packte mit kräftiger Hand den Feind an der Gurgel und warf ihn zu Boden. [1]) Durch diese Heldentat fesselte er den Sieg an seine Fahne. Die Ritter, durch sein Beispiel

---

[1]) Gerhard III., später der Große genannt, war seinem Vater Heinrich I. im Jahre 1304 in der Regierung gefolgt.

ermutigt, wandten sich von der schimpflichen Flucht zu einem neuen ruhmvollen Angriff. Jetzt drang auch das Fußvolk wieder vor und leistete den Rittern tapfern Beistand. Die Dithmarscher, plötzlich in ihrer Siegeszuversicht erschüttert, konnten sich nicht mehr zu einem ernstlichen Widerstande ermannen und wurden gänzlich geschlagen. Auch der ganze Anhang aus der Haseldorfermarsch, der im Hintertreffen stand, stürzte sich in die Flucht.

Nach der Schlacht bei Ütersen begann das Ansehen der holsteinischen Grafschaft sich wieder zu heben; das Jahr 1306 bildet überhaupt in der inneren Geschichte unseres Landes einen Wendepunkt.

Bischof Pelz, der in Gefangenschaft geriet, mußte als Aufwiegler und Straßenräuber eines grausamen Todes sterben. Die Edelleute, welche die Empörung veranlaßt hatten, wurden verbannt. Die Bewohner der Haseldorfermarsch suchte man in ihrer Freiheit zu beschränken und strenge zu beaufsichtigen. Welche Strafen Graf Gerhard III. über die Aufrührer in der Wilstermarsch verhängt hat, ist nicht bekannt geworden. Es scheint übrigens, als wenn diese an der Schlacht bei Ütersen gar nicht teilgenommen haben, sondern schon vorher wieder nach dem Norden gezogen sind. Mit Dithmarschen blieb der Friede erhalten, weil die Regierung des Freistaats, wie schon oben angedeutet, sich an den Unruhen nicht beteiligt hatte. — Die Stadt Krempe dagegen erhielt für ihre treuen Dienste, welche sie den Grafen Johann II. und Gerhard II. geleistet hatte, ein Dankschreiben, nach welchem ihre Rechte bedeutend erweitert wurden.

Zunächst hatte Holstein nun noch einen Kampf mit der damals mächtigen Hansastadt Lübeck auszufechten, welche die vertriebenen Edelleute aufgenommen hatte und die Absicht erkennen ließ, die Feste Travemünde, welche Graf Gerhard II. gehörte, an sich zu reißen. Holstein erhielt Unterstützung von Mecklenburg, Lübeck von Lauenburg; aber im Jahre 1307 kam durch Vermittelung des dänischen Königs Erich Menved ein Friede zustande. Travemünde blieb in den Händen der Holsteiner, bis Graf Johann der Milde es 1323 freiwillig an Lübeck verkaufte. Die Edelleute durften auf ihren Besitz zurückkehren, mußten sich aber verpflichten, den Grafen zu gehorchen und im Kriege Heeresfolge zu leisten.

Es war aber auch hohe Zeit, daß in der holsteinischen Grafschaft allmählich bessere Zustände wieder eintraten. König Erich Menved ließ sich nämlich 1304 durch den deutschen Kaiser Albrecht eine alte Urkunde bestätigen, nach welcher Kaiser Friedrich II. im Jahre 1214 alles Land im Norden der Elbe förmlich an Dänemark abgetreten hatte. Man wußte also, worauf das Streben dieses Königs gerichtet war. — Um nicht zu weit über die Grenze unseres Themas hinauszugehen, bemerken wir nur, daß Graf Gerhard III. sich von Jahr zu Jahr immer größeren Ruhm erworben und den Dänen für längere Zeit jeden Gedanken an neue Eroberungen in Holstein gründlich ausgetrieben hat.

Kaum 20 Jahre nach der Schlacht bei Ütersen nahm die holsteinische Grafschaft wieder eine achtunggebietende Stellung ein.

---

[1]) Vergl. F. Schuselka, Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein. Leipzig 1847. — Es ist übrigens zu bedenken, daß die alten Chroniken viel Sagenhaftes, namentlich viele Übertreibungen enthalten und zum großen Teile als der „Niederschlag historischer Lieder“ anzusehen sind. So ist z. B. die Jugendgeschichte Gerhards III. ganz in Sage gehüllt. Die sagenhaften Berichte über diesen Helden sind dem Geschichtswerke des Presbyters Bremensis von 1448 entnommen. (Vergl. „Gerhard der Große“ von Dr. W. Berblinger. Rendsburg 1881.)



Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) im Fürstengarten zu Lauenburg a. E.

Von H. Barfod in Kiel.

Holdene Früchte in silbernen Schalen wurden uns Teilnehmern an unsern jährlichen Generalversammlungen der „Heimat" allemal reichlich geboten; manche duftende Blüte durften wir vom lieben Heimatsbaume pflücken und heimtragen. Gern auch gedenke ich der bescheidenen, im Verborgenen blühenden Veilchen, jener so im Vorbeigehen mitgenommenen kurzen Bemerkungen, über die nachzudenken, sie weiterzuspinnen, mir oft zur größeren Freude geworden ist, als bloß der Erinnerung des sonst Geschauten und Gehörten zu leben. Auf der vorjährigen Generalversammlung zu Lauenburg a. E. war es mir äußerst interessant, zu hören, daß im dortigen Fürstengarten eine Pflanze blühe, die lange vor unserm Schneeglöckchen die Ankunft des Frühlings verkündige. Jeder Lauenburger kenne das Pflänzlein, als zeitigster Herold des Lenzes werde es überall in den Gärten der Bürger gehegt und gepflegt, im übrigen wäre es eine seltene Pflanze, die in Schleswig-Holstein nur noch bei Husum wildwachsend anzutreffen wäre. Und daß der Lauenburger die Gelegenheit gern ergreift, die Aufmerksamkeit seiner Gäste auf dies Kleinod zu lenken, das beweisen die Lichtbildervorführungen des Photographen Nissen in Lauenburg, jenes Blumenfreundes, der seine Kunst auch gern in den Dienst seiner schönen Liebhaberei zu stellen bestrebt ist: neben den stolz blühenden Florakindern der Fremde lernten wir auch ein Kind der engsten Heimat kennen, und unter den uns anderntags freundlichst zur Verfügung gestellten Ansichtspostkarten war mir die „Erinnerung an den Winterling, Eranthis hiemalis," die liebste. Ich habe dies niedliche Pflänzlein einer Frühlingsbetrachtung in der „Nerthus" [1]) zugrunde gelegt, nehme aber gern die Gelegenheit wahr, die Aufmerksamkeit meiner schleswig-holsteinischen Landsleute auf das Vorkommen des Winterlings in unserer Provinz zu lenken, und das um so lieber, weil der Verleger der „Nerthus," Herr Heinrich Adolff in Altona-Ottensen, die Güte gehabt hat, uns die beiden für unsere Darstellung in Frage kommenden Klischees in dankenswerter Weise zur Verfügung zu stellen.

— — — — — — — — — — — —

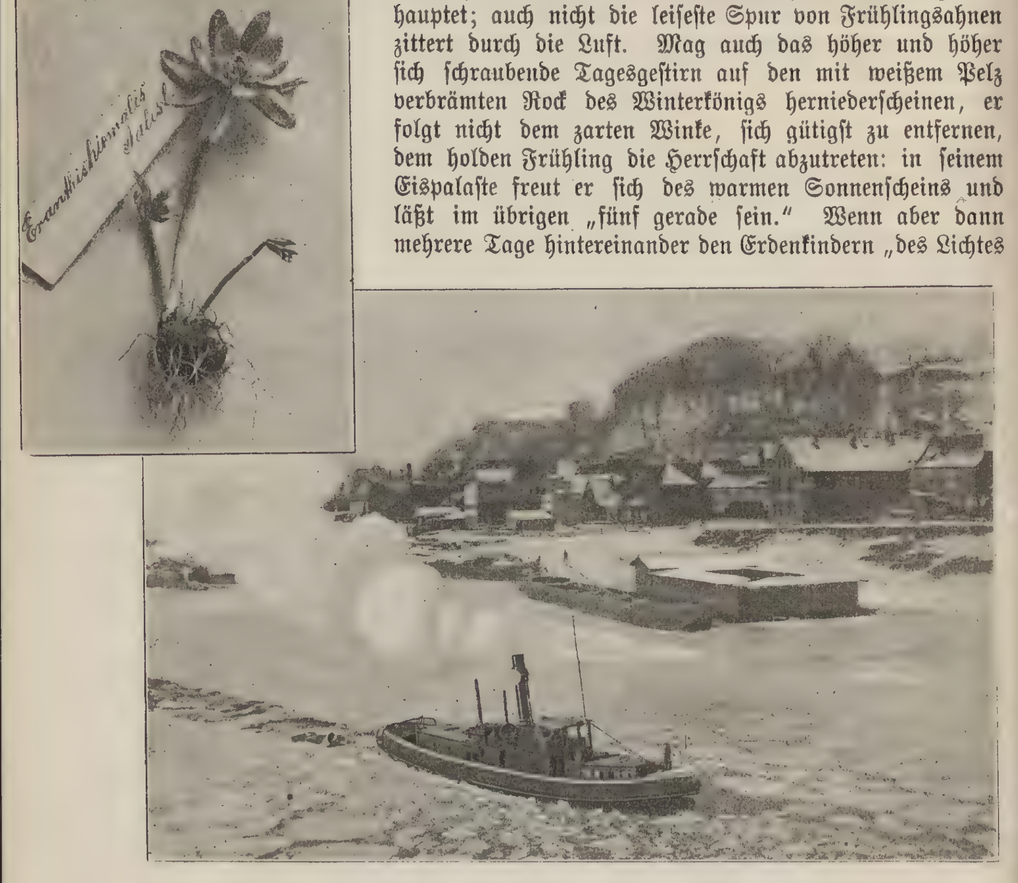
„Eisblumen, starr, kristallen an den Scheiben,
Wie ein Gehege gen der Sturmnacht Tosen,
Sie flüstern mir, indes die Flimmer stäuben:
Wir sind die Geister schöner Frühlingsrosen.

Hora, die Zeit, flicht sich auch bei uns in allen Monaten des Jahres blumige Kränze ins Haar. Kaum hat sich die Herbstzeitlose welkend zusammengefaltet, kaum sind die letzten Maasliebchen unter der Schneedecke abgestorben, so öffnet Eranthis hiemalis ihre Knospen; sie gehört zu der kleinen Zahl derer, die, wie Carus Sterne schreibt, „an das erfreuliche Ende (des Winters nämlich) den fröhlichen Anfang knüpfen." Steht sie auch mit einem Fuße, eigentlich ja mit beiden Füßen, im Winter, so kann sie doch als eigentliche Frühlingspflanze gelten. Ihr Doppelgesicht wurde durch Salisbury mit ihrem botanischen Namen treffend bezeichnet: Eranthis (ear = Frühling und anthos = Blume) hiemalis (hiems = der Winter) würde wörtlich übersetzt heißen: die winterliche Frühlingsblume.

---

[1]) Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) im Fürstengarten zu Lauenburg a. E. Zugleich eine biologische Studie über unsere Frühlingspflanzen. Von Hans Walter. Mit 7 Abbildungen. Heft 11 und 12 der „Nerthus." (1903.)

Noch hat Winter Eisbart seinen Thron unentwegt behauptet; auch nicht die leiseste Spur von Frühlingsahnen zittert durch die Luft. Mag auch das höher und höher sich schraubende Tagesgestirn auf den mit weißem Pelz verbrämten Rock des Winterkönigs herniederscheinen, er folgt nicht dem zarten Winke, sich gütigst zu entfernen, dem holden Frühling die Herrschaft abzutreten: in seinem Eispalaste freut er sich des warmen Sonnenscheins und läßt im übrigen „fünf gerade sein.“ Wenn aber dann mehrere Tage hintereinander den Erdenkindern „des Lichtes



1. Lauenburg a. E. mit dem Winterhafen und den Abhängen des Fürstengartens, dem Standorte des Winterlings (Eranthis hiemalis Salisb.)

Himmelsfackel“ geliehen worden ist, dann fängt's hier und da im stillen zu „revolutionieren“ an. Und einer der ersten unter den Ungeduldigen, die des Winters Tyrannei abschütteln möchten, ist eben unser Winterling, der „Stern des Winters,“ der da leuchtet zur Hoffnung auf den kommenden Frühling. Leider nur an wenigen Orten in deutschen Landen tritt dieser Herold des Frühlings auf den Plan; wo er erscheint, da begrüßen ihn die Menschen, da geht seine Botschaft nicht unerhört verloren. Ein solcher Ort ist der mit Bäumen bestandene Südabhang des hohen Elbufers bei Lauenburg, ein Teil des Fürstengartens, der auf unserem Bilde unschwer zu entdecken ist. Und siehe! wo vordem höchstens nur noch verstohlen hie und da ein grünes Köpfchen aus der weißen Schneedecke hervorlugte, da entfaltet sich, dem Winter zum Hohne, aus dem langen Schlafe vom Kuß der lieben Sonne geweckt, im Februar — heuer gar im Januar — ein gelber Blütenflor, wenn die übrigen Boten des Frühlings, noch in sanftem Schlummer gewiegt, unter der weißen Decke ruhen — höchstens daß sich hier und da, wo die Sonne die Schläfer gar zu energisch rüttelt und schüttelt, ein Pflänzchen die Äuglein reibt, und das alles zu einer Zeit, wo eine feste Eisdecke die Elbe überbrückt und mit Ach und Krach von dem Eisbrecher durchbrochen wird.

Der Winterling gehört zu den Hahnenfußgewächsen (Ranunculaceen) und steht im System der Christrose (Helleborus niger) sehr nahe, wurde auch von Linné als solche erkannt und als Helleborus hiemalis in die botanische Wissenschaft eingeführt. Linné hatte sein Augenmerk bei seiner Bestimmung und Einreihung der Pflanze in das System mehr auf die Blüte gerichtet; vor ihm zählten englische Botaniker die Eranthis wegen der Knolle und der Blattform zu den giftigen Eisenhutgewächsen, den Akoniten, und nannten sie Aconitum hiemale. Ihr Gift sollte die Wirkung des Skorpiongifts schwächen, gar aufheben. „Wenn ein Skorpion, wo sie wächst, vorbeikommt und die Pflanze berührt," schrieb der altenglische Botaniker Gernard, „so wird er sofort betäubt, müde nnd bewußtlos." Der Glaube an diesen hohen Grad der Giftigkeit ist geschwunden, das Ansehen des Winterlings als Gartenblume, als erster Verkünder des Lenzes hat sich in England erhalten bis auf den heutigen Tag.

Wie bei der Christrose sind auch beim Winterling die Blütenblätter in tütenförmige Nektarien umgewandelt; die leuchtende, goldgelbe Färbung verdankt die Pflanze den 6—8 Kelchblättern, welche hier die Rolle des Wirtshausschildes zum Herbeilocken der Insekten übernehmen müssen. Leider fallen die farbigen Blätter sehr schnell, oft schon nach achttägiger Blütedauer ab, während die Christrose in milden Wintern von Weihnachten bis zum März ihre Reize entfaltet und selbst einige Kältegrade zu überwinden vermag. Die Hinfälligkeit der Blüte ist sicherlich auch der Grund, weshalb der Winterling als Kulturpflanze nicht zur Geltung gelangt ist. Ein anderes wichtiges Unterscheidungsmerkmal liegt in den Blättern, die bei Eranthis erst nach der Blüte erscheinen, zwar tiefgeteilt sind wie bei der Christrose oder Nießwurz, im übrigen aber kleiner und zarter erscheinen als die lederartigen Blätter der Christrose. Diese Unterscheidungsmerkmale waren bestimmend dafür, daß Salisbury die Eranthis einer besonderen Gattung zuteilte. Bei der Christrose wird der Fruchtstand von den rosig angehauchten weißen Blütenblättern, bei der Eranthis von einem Kranz grüner Blätter (daher Winterstern) umrahmt.



Eine Ansichtspostkarte: Eranthis hiemalis Salisb.
Hamburger Straße mit den 500jährigen Eichen im Rauhreif.

Die ganze Einrichtung der Blüte weist auf Fremdbestäubung hin; Insekten sind angewiesen, die Rolle des Liebesboten zu übernehmen. Namentlich ist die Honigbiene zu diesem Dienste berufen. Der bekannte Blütenbiologe Hermann Müller in Lippstadt hat die Bienen so zahlreich pollensammelnd und honigsaugend an dem Winterling tätig gesehen, daß „sie für sich allein ausreichten, alle Blüten zu befruchten." Unser verdienstvolles, leider vor einigen Jahren so plötzlich aus seinem Schaffen gerissenes Mitglied, Prof. Dr. Paul Knuth, beobachtete in Gärten Kiels ebenfalls die Honigbiene als Besucherin der Winterlingsblüte, neben ihr aber auch den kleinen Fuchs (Vanessa urticae L.), der gemächlich auf den Kelchblättern saß und Honig naschte, ohne Antheren und Narben zu berühren. So ist Undank auch eines — Schmetterlings Lohn!

Wie die Blüten durch Schließen ihrer Köpfe bestrebt sind, die edlen Teile, Staubgefäße und Griffel und den Honig, den Minnetrank, gegen Kälte und Nässe zu schützen, das kann man am Huflattich, Löwenzahn, an der Tulpe und vielen andern Blumen beobachten; hängende Glocken (Glockenblume) bilden von Natur schon ein schützendes Kuppeldach. Die Eranthis muß aus ihren schalenartigen Blütenblättern allemal am Abend ein solches errichten. Nach Kerner von Marilaun währt die Blütezeit täglich von Morgens 8 Uhr bis Abends 7 Uhr. Interessant ist gerade die an dem Winterling beobachtete Erscheinung, daß sich die Blumenblätter (Kelch) während des Verlaufs der gewiß doch recht kurzen (8-tägigen) Blüteperiode um das Doppelte verlängern. Kerner von Marilaun schreibt in seinem „Pflanzenleben" (II. Band S. 103): „Die Antheren dieser Pflanze öffnen sich nicht gleichzeitig, sondern nur sehr allmählich. Zuerst wird der Pollen an den äußersten, den Blumenblättern zunächst stehenden Antheren entbunden, deren Träger zu dieser Zeit noch kurz erscheinen. Begreiflicherweise genügen zur Überdachung derselben auch verhältnismäßig kurze Blumenblätter. Allmählich öffnen sich aber auch die weiter gegen die Mitte der Blüte stehenden Antheren; die Träger derselben strecken sich, und jetzt würden die Blumenblätter, deren Länge im Anfange genügt hatte, nicht mehr ausreichen, um in der Nacht ein Gewölbe über die sämtlichen mit Pollen beladenen Antheren zu bilden. Dem entsprechend verlängern sie sich von Tag zu Tag, bis endlich auch die den Stempeln zunächst stehenden Antheren ihren Pollen ausgeboten und abgegeben haben. Bei der Winterblume (Eranthis) verlängern sich auf diese Weise die Blumenblätter von 11 auf 22 und bei dem Leberkraut (Anemone Hepatica) von 6 auf 13 mm, also auf das Doppelte ihrer ursprünglichen Länge!"

Der Winterling hat seine Heimat am Südabhange der Alpen und im gebirgigen nordwestlichen Teile der Balkanhalbinsel. Die Christrose ist gleichfalls eine Alpenpflanze. Beide bedürfen nur eines geringen Maßes an Wärme (der Pflanzenphysiologe würde sagen: ihr Wärme-Optimum liegt sehr niedrig) zur Entfaltung ihrer Blüte. Zwar ist alles, was der Winterling und mit ihm das Heer der andern ersten Frühlingspflanzen im Anfang ihres Wachstums treiben, in der Anlage vorhanden; es zu heben aus dem Erdenschoß und dann zu schönster Pracht zu entfalten, dazu ist eben eine gewisse Energie erforderlich, die, durch den wärmenden (belebenden) Strahl der Sonne frühzeitig ausgelöst, doch nur aus vorhandenem Stoffmaterial geboren werden kann. Neue Erwerbungen aus dem Reich des Unorganischen kann die Pflanze durch ihre Wurzelpioniere noch nicht machen, dazu ist die Scholle zu hart gefroren. So verfügt, wie unser Bild es zeigt, auch der Winterling über ein Nahrungsmagazin in Gestalt einer Knolle, ähnlich der Knolle des Lerchensporns, dem fingerartig verdickten Wurzelstock der Feigwurz. Diese Knollen werden zur Zeit der saft- und kraftstrotzenden Stadien der Pflanze, wenn die Blüte und Fruchtperiode längst überschritten und in den vielen Küchenzellen der grünen Blätter über (wohl richtiger „unter") dem Herdfeuer der Sonne der Vorrat eingekocht ist, mit konzentrierten

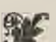
Nahrungssäften angefüllt; der oberirdische Teil stirbt ab und verweht, und man findet seine Spur nicht mehr. Die Knolle aber ruht wohlverwahrt im dunklen Schoße der Erde; eine dicke lederartige Haut schützt dieselbe gegen die Fäulnis.

Das Vorkommen des Winterlings bei Lauenburg und Husum findet sicherlich darin seine Begründung, daß die Pflanze in früherer Zeit in den dortigen Fürsten- bezw. Schloßgärten künstlich verpflanzt worden und hernach verwildert ist. Wenn ein Deutschland bereisender Amerikaner den zahlreichen Fürstenhäusern nachrühmt, daß diese der Nachwelt eine große Zahl schöner alter Schloßgärten und Parks hinterlassen haben und darum nicht so ganz bedeutungslos und unnütz in der Weltgeschichte gewesen seien, weil die jetzt dem Publikum geöffneten Anlagen Seelenfrische und Gesundheit verbreiten, so hat er vollkommen recht; wir nicht ganz so nüchtern Denkende segnen aber das Andenken derer auch noch aus einem andern Grunde, insofern wir durch ihre Bemühungen und Liebhabereien Kunde von mancher schönen Pflanze erhalten haben, die zum großen Teile in späterer Zeit auch in die Gärten der Bürger und Bauern gewandert sind. Dr. Prahl gibt in seiner „Flora" für unser Vereinsgebiet noch ein drittes Vorkommen an: Ahrensböck; vermutlich liegt der Fall hier genau so; oder nicht?

In Lauenburg wird die Eranthis hiemalis in den dortigen Gärten überall kultiviert. Die Pflanze kommt an schattigen Plätzen mit lockerer Erde gut vorwärts, läßt sich mit Erfolg treiben und durch Samen leicht vermehren. Die kurze Blütezeit darf kein Hemmnis für weitere Verbreitung dieses Lenzesherolds sein. Ist sie doch wie keine andere dazu berufen, als „Stern des Winters" hineinzuleuchten in die dunklen Tage und die Hoffnung auf den Frühling zu beleben. Von ihr gilt dasselbe, was Adolf Schult vom Silberblick der Sonne singt:

„Und wär' auch noch so trüb die Welt,
So dunkel ganz und gar;
Ein einz'ger Sonnenblick erhellt
Sie dennoch wunderbar.

Und läg' am Morgen Feld und Wald
Auch noch so nebelgrau,
Im Sonnenstrahl wird alsobald
Ein Perlenmeer die Au."



Ein glücklicher Schatzgräber.[1])

Von **Rochus von Liliencron** in Schleswig.

Als *Karl Müllenhoff* im Jahre 1845 seine „Sagen, Märchen und Lieder" der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg herausgab, schloß er seine Vorrede mit den Worten:

„Nach dem zuletzt Gesagten leuchtet ein, daß ihr (der Sammlung) an Vollständigkeit noch manches fehlt. Ich hoffe, daß sie jetzt imstande ist, sich neue und noch zahlreichere Beförderer zu erwerben. Holstein und Lauenburg, und nicht weniger die übrigen Teile des Landes, werden noch gar manche Schätze bergen. Wir müssen nicht müde werden, weiter zu sammeln und zugleich das verschwindende Bild des alten Volkslebens durch eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Sitten und Gebräuche unseres Landes zu vervollständigen suchen. Wer nicht das Altertum und die Vergangenheit seines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz, ihm anzugehören, und kein Vertrauen zu der Zukunft kann in seinem Herzen wohnen."

Man kann nicht sagen, daß diese Hoffnung Müllenhoffs sich erfüllt hätte. Es mag ja an Sagen, Märchen usw. allerlei Einzelnes auch später noch gefunden

---

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers, Herrn Karl Schünemann in Bremen, abgedruckt aus der Halbmonatsschrift „Niedersachsen." E.

und veröffentlicht sein, aber eine wirklich ins Gewicht fallende Vermehrung hat Müllenhoffs Werk nicht gefunden. Zum Teil kann ja dies wohl die Folge der Unruhen, Leiden und Katastrophen sein, von denen die Herzogtümer so bald nachher betroffen wurden, und die den Sinn der Menschen so ganz auf andere Dinge ablenkten. Anderenteils aber hat man doch wohl die Schuld darauf zu schieben, daß die eigentliche Bedeutung und der hohe Wert von Müllenhoffs Sammlung in jenen Tagen nicht erkannt und richtig geschätzt wurde. In weiten Kreisen fand man sich, als das Werk erschien, von seinem Inhalt enttäuscht. Man wollte und konnte nicht begreifen, welchen Wert dergleichen Ammenmärchen, zum großen Teil nur in Bruchstücken überliefert, und all' das abergläubische und kindische Zeug haben sollten. Die Wissenschaft hat inzwischen sehr anders geurteilt. Ihr gilt heute dies Buch für eine der wertvollsten Arbeiten auf dem Gebiete der Folklore, wie man heute sagt, nicht nur wegen ihres reichen Stoffes, sondern auch wegen der Befolgung und Klarlegung der in solcher Forschung zu verfolgenden Gesichtspunkte. Aus dem Buche selbst läßt sich dies freilich nur durch eingehende wissenschaftliche Durcharbeitung lernen; Müllenhoff hat es aber auch in einer ausführlichen und hochbedeutenden Einleitung dargelegt. Es soll dabei freilich nicht verschwiegen werden, daß diese wie alle Arbeiten Müllenhoffs einigermaßen schwer zu lesen und nur dem schon vorbereiteten ernsten Forscher zugänglich sind. Solcher Forscher Aufgabe wäre es damals gewesen, den Inhalt von Müllenhoffs Darlegungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Müllenhoff geht aus von der Erkenntnis, daß die ganze ungeheure und wirre Masse von Sagen, Märchen, Liedern, Sprüchen, Rätseln, Spielen, Sitten und Gebräuchen, welche sich in den Überlieferungen und dem Leben des Volkes vorfinden, die Nachklänge und Überreste der durchlebten Jahrhunderte sind bis in die fernste Vergangenheit zurück, gewissermaßen die letzten Niederschläge des Kultur- und geistigen Lebens in der Volksseele. Um dies durch den Inhalt seiner Sammlung zu belegen und damit zugleich auf den eigentlichen Wert des gesammelten Stoffes aufmerksam zu machen, um zu zeigen, wie auch kleinste und unansehnlichste Fragmente oft eine besondere Wichtigkeit dadurch erlangen, daß sie sich als Überreste eines längst verschwundenen Besitzes der Volksseele zeigen, zeichnet er uns in allgemeinen, aber scharfen Zügen ein Bild des gesamten Kultur- und poetischen Lebens unseres Volkes, in dem er dabei aufweist, wie die verschiedensten Perioden dieser Entwickelung sich auch in unserm Lande, hier in einem Märchen, dort in einer Sage, hier in einem Kinderlied und Kinderspiel, dort in einem Aberglauben nachklingend erkennen lassen. Er beginnt über die Völkerwanderung zurück mit der Zeit, wo noch die alten Götter, die man auf deutschem Boden Wodan und Freia, Fro, Donar usw. genannt hat, mit dem Volke lebten und wanderten, wo Wald und Feld, Himmel und Meer von Scharen schaffender und wirkender Geister erfüllt war. Er zeigt, wie dann, als das Christentum in diese Welt hineintrat, die alten Götter wohl gebannt wurden, sich aber dennoch in tausendfachen Umwandlungen und Nachklängen in der Seele ihrer alten Anbeter erhielten, wenn auch etwa Wodan oder Donar sich vor ihren christlichen Verfolgern nur in der Maske des Teufels retten konnten. Und nun gar die kleineren Geister, die Elfe, die Nixen, die Zwerge, denen sich dann auch die ungeschlachten Riesen anschlossen! Der größte Haß der Kirche gegen sie konnte nicht verhindern, daß sie über die ganze germanische Welt hin zu wahren Lieblingen der Volksseele wurden. Wie der Teufel hie und da den Wodan oder Donar oder auch wohl einen plumpen Riesen der alten Mythe unter seinem Mantel vor der Verfolgung der Ultramontanen schützen mußte, wobei er gelegentlich selbst zum „dummen Teufel" wurde, so mußte manche christliche Heilige, sogar die Jungfrau Maria, mitunter über-

nehmen, die Rolle eines weiblichen Wesens der alten Mythe weiter zu spielen. Müllenhoff führt uns dann weiter durch die Zeiten der Reichsbildungen, während deren sich die Erzählungen von den Heroengestalten Ermenrichs und Attilas, Dietrichs von Bern, Siegfrieds und der Burgunden usw., in denen sich Geschichtliches mit Mythischem verband, zu Liedern gestalteten, die das Volk unter seinen Kämpfen und Festen sang. Ihr folgte dann eine weitere Periode geschichtlicher Dichtung, in welcher diese einen mehr lokalen Charakter geschichtlichen oder balladenartigen Gesanges annahm. Aus jenen älteren, jetzt schon sagenhaft durchgebildeten Liedern und Liederkreisen erwuchsen dann seit dem 12. Jahrhundert unsere großen nationalen Epen von den Nibelungen, Gudrun usw., auch im unteren Volke durch eine umfangreiche Lieder- und Sagenliteratur verbreitet. Ihre Träger waren die Scharen der fahrenden Volkssänger und Spielleute, und ihren letzten Ausläufer fanden sie, nachdem die Erfindung des Druckes das ganze Geistesleben umzugestalten begonnen hatte, in den Volksbüchern. Im Volke verbreiteten sich diese Lieder lokalgeschichtlichen oder sagenhaften Inhalts aber auch ohne andere Träger als das Volk selbst, denn sie dienten ihm als Chorlieder, die es zu seinen Tänzen sang, wobei dann der Tanz eine mehr oder minder dramatische Färbung annahm. Unsere Müllenhoffsche Sammlung bezeugt und belegt uns die Sitte in Dithmarschen; nachweisen läßt sie sich in der ganzen germanischen Welt. Auf den dänischen Färöern hat sie sich sogar bis ins letzte Jahrhundert erhalten, worüber sehr anschauliche Schilderungen vorliegen.

Diese mancherlei Stoffe des Singens, Sagens und Erzählens im Volke erhielten aber schon in früher Zeit einen wichtigen Zuwachs höchst bunt und mannigfaltig, nämlich aus dem erzählungsfrohen Orient. Schon zwischen Karl des Großen Hof und dem der Abbassiden im Orient und dem der Omajjaden in Spanien knüpften sich Beziehungen, deren kulturelle Wirkungen nachzuweisen sind. Unter den jahrhundertelangen Kriegen mit den Mauren und vollends unter dem Einfluß der Kreuzzüge ward der geistige Austausch zwischen Occident und Orient immer lebhafter. Es kam auf diesem Wege ein unermeßlicher Erzählungsstoff auch in die deutsche Welt, der sich über alles Volk verbreitete, indem er dabei von ihm dem eigenen Wesen assimiliert wurde.

So wälzte sich ein breiter Strom von Unterhaltungsstoffen aller Art durch die Jahrhunderte herab, zusammengesetzt aus eigenem Gute des Volks und aus fremdem, zusammengeflossen aus Mythischem und Geschichtlichem, aus Glaube und Aberglaube, aus Volksstammes- und Lokalgeschichte, Sagen und Märchen, Spruch und Spiel, aus dem sich im langsamen Vorüberfließen die dauernden Erinnerungen und Nachklänge in der Volksseele festsetzten, um am traulichen Herde, in den Spinnstuben von der Großmutter den Enkeln erzählt, lange und leise fortzuleben und fortzuklingen. Diese späten Nachklänge aus innerster Volksseele heraus sind die Märchen und Sagen, denen wir nachspüren. Der große volks-, ja, weltgeschichtliche Untergrund, auf dem sie beruhen, wie er in obigen Bemerkungen in kurzen Zügen angedeutet ist, zeigt, worin ihre große wissenschaftliche Bedeutung besteht; er zeigt aber zugleich auch, welcher Kenntnisse der Forscher bedarf, um diese Sache auf rechte Weise anzufassen.

Wenn so lange Zeit darüber hinging, ehe neue Funde auf dem Gebiete der schleswig-holsteinischen Märchen- und Sagenforschung sich einstellen wollten, so konnte man mit Recht befürchten, daß das inzwischen verlaufene halbe Jahrhundert auf die alten Nachklänge völlig zersetzend und zerstörend gewirkt habe, leben doch die alten Dönchen unter dem Vordringen der modernen Schulweisheit wie ein dem Untergang gewidmeter, absterbender Stamm von Hinterwäldlern. Die vornehmsten Inhaberinnen der altväterischen Weisheit bergen ihre Schätze ängstlich

vor den Augen des naseweisen Forschers und scheuen sich hartnäckig, zu erzählen, weil sie fürchten, man wolle sich nur lustig machen über sie und ihren Aberglauben. So schmelzen die ohnedem leider schon spärlichen Überreste wie Schnee vor der Sonne dahin. Man konnte daher vor einiger Zeit zunächst nicht ohne ein gewisses Mißtrauen die Sage vernehmen, daß es einem glücklichen Forscher gelungen sei, im östlichen Holstein eine überraschende Menge von Märchen und Sagen aufzufinden und direkt aus dem Volksmund aufzuzeichnen. Es ist Prof. Dr. Wisser, Gymnasiallehrer, damals in Eutin, jetzt in Oldenburg. Um so größer aber war die Freude und Überraschung, als Prof. Wisser einen Teil seiner Schätze freundlich zur Kenntnisnahme vorlegte und der erste Blick von dem Reichtum und Wert seiner Aufzeichnungen überzeugte. Auch er weiß in ergötzlicher Weise zu erzählen von den mannigfachen Mühen, die es ihm machte, die alten Nornen, die diese Schätze bei sich hüteten, zu bewegen, ihre Sprüche herzusagen. Offenbar aber ist er im Besitz der richtigen Wünschelrute: Er weiß das Vertrauen der Leute zu gewinnen, indem er sie fühlen läßt, daß er liebevoll auf ihre Art eingeht und daß es ihm selbst vollster Ernst ist mit der Freude an ihren Mitteilungen. Er bewährt aber in seinen Aufzeichnungen zugleich in hohem Maße die Tugend, das gehörte Wort sicher und scharf in seinen Aufzeichnungen wiederzugeben. Das fordert in erster Linie genaue Kenntnis des gesprochenen Dialekts; es erfordert aber mehr als das, nämlich genaue Empfindung sowohl für das eigentliche Wesen des Stoffes als für Sinnesart und Denkweise der Erzählenden. Wissers Wiedergabe ist in beider Beziehung meisterhaft, wie die mancherlei bisher in verschiedenen Blättern veröffentlichten Stücke seiner Sammlung beweisen. So möchten wir den glücklichen Schatzgräber auch in diesen Blättern [1]) freundlich willkommen heißen und wollen hier mit dem Wunsche schließen, daß er seine so fruchtbare Forschung recht bald zu einer Sammlung abrunden könne, der Wissenschaft zum hochwillkommenen Gewinn und den Lesern, vor allem uns Niedersachsen, zur erquickenden Freude.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

34. De klôk Bur'ndochter.*)

Meiner lieben Schwester in der Heimat gewidmet.

Dąr is mal 'n Bur'n weß up 'n grąfschaffli Gôt.

Nu hett dąr 'n Stück Land an sin Feldmark stött, dat hett wôß (wüst) lęgen.

Do geit de Bur hen na 'n Grąfen un bidd't em, wat he dat Stück Land man hebb'n schall; denn will he dat ôrbąr mąken.

Ją, secht de Grąf, dat kann he krigen.

---

[1]) d. h. in den Blättern der Zeitschrift „Niedersachsen." Der Aufsatz ist geschrieben zur Einführung eines in demselben Hefte veröffentlichten Wisserschen Märchens „De kloof Bur'ndochter," das wir gleichfalls zum Abdruck bringen unter Nr. 34 der Märchen aus dem östlichen Holstein. E.

*) Nach Wilh. Harms in Altenkrempe bei Neustadt in Holstein.

In einer andern Fassung ist mir die erste Hälfte des Märchens in derselben Arbeiterwohnung in Altenkrempe von dem alten biedern Tagelöhner Johann Schütt erzählt worden. „Dar is mal 'n Bur'n weß bi 'n Hawdagstiden. Un wenn se 'smorns to lat kam'n sünd, de Bur'n, denn hebbt se Prügels kręgen.

Nu kümmt de ol Bur een'n Mornt uk mal to lat, un do schall he Prügels hebb'n. Do bidd't he den Herrn so vęl, he schall em de Prügels doch schenken.

Do secht de Herr, he will em eens segg'n. Wenn he morn fröh kam'n kann, ne nak un keen Tüch an, ne to Foot un ne to Peer, ne in 'n Wech un ne ut 'n Wech, denn will he em de Prügels schenken.

Ja, secht de Bur, awer so lang' as hê up 'e Stę' is, will he dar kên Pach vör betal'n.

Nę, dat schall 'e denn uk ne, secht de Graf.

As dat Land nu awer ôrbar is, do hett de Inspekter em dar doch Pach vör ansett.

Do secht hê to den Inspekter, de Graf hett em dat je doch tôsecht, dat he dar kên Pach vör gęben schull.

,Dat geit mi niks an,' secht de Inspekter. ,Dat Land is drachbar (tragbar, ertragfähig), un du muß darvör betal'n.'

As de Bur 'sabens to Hus kümmt, do klagt he sin Dochter dat.

,O Vadder,' sech' se, ,dat wüwwi wul krigen.' Un do hängt se em 'smorns 'n Fischernett öwer, un denn hebbt se 'n Zęgenbuck hatt, dar sett se em up. ,Si so, Vadder,' sech' se, ,nu ri' du man ümmer in de Wagentraw lank, denn büß du ne in 'n Wech un uk ne ut 'n Wech.'

As he up 'n Hoff kümmt, de Bur, do secht de Herr to em: ,Wer hett di de Anslęg gęben? De heß du doch ne ut di sülb'n?'

,Ja,' secht de Bur eers.

Do draug't de Herr em mit de Slęg, un do mutt he dat je segg'n, dat sin Dochter em dat angęben hett.

Do secht de Herr: ,Wenn din Dochter so klook is, denn lat ęr mal too mi kam'n.'

As se dar nu kümmt, bi 'n Herrn, do fragt he ęr: ,Heß du din'n Vadder de Anslęg gęben?'

,Ja,' sech se.

,Ja,' sech' 'e dunn, ,wenn du so klook büß, denn schaß du min Fru ward'n. Awer to all' dat Unrech, wat ik doo, schaß du niks to segg'n. Wenn du dar wat to sechs, denn so sünnwi schee't.'

Nę, sech' se, dat will se uk ne."

Von hier an, sagte der alte Schütt, sei die Geschichte gra' ębenso, as Willam Harms ęben vertell't hett. Und zu meinem Bedauern habe ich deshalb darauf verzichtet, sie mir weiter erzählen zu lassen.

In einer dritten, kürzeren und zugleich auf das Gebiet des Derben hinübergreifenden Fassung ist mir die Geschichte erzählt worden von dem alten Waldarbeiter Köster in Schönwalde. Ein Graf und ein Bauer führen einen Prozeß mit einander. Die Entscheidung soll abhängen von der Beantwortung folgender drei Fragen: 1. Wat is fetter as fett? 2. Wat is sööter as sööt? 3. Wat am tagßen aftofell'n geit. Die Grafentochter antwortet: 1. De Swinsfloom'n, 2. de Honni, 3. de Haſ'. Die Bauerntochter antwortet: 1. De Eerdboden, 2. de Slap, 3. — — und hat damit den Prozeß gewonnen.

Auch in Müllenhoffs hdschr. Nachlaß finden sich zwei Fassungen des Märchens, eine von einer 74jährigen Witwe Nanne (N.) und eine andere von einem Lehrer Stöven (S.) In beiden Fassungen findet, wie bei Grimm, der Vater einen goldenen Mörser, und die Tochter warnt ihn, den Mörser abzuliefern. Der König werde sonst auch den fehlenden Stößer von ihm fordern. In S. wird der König bloß zornig, und der Bauer klagt: ,Wäre ich doch meiner Tochter gefolgt!' In N. wird der Bauer ins Gefängnis gesetzt, und zwei Geestbauern hören ihn von draußen dort klagen und gehen dann zum König. In N. lauten die Bedingungen: Weder bekleidet noch nackt, weder zu Fuß noch zu Pferd, weder am Tage noch bei Nacht. Und die Tochter kommt in einem Fischernetz, auf einem Esel, an einem Mittwoch an. In S. heißt die zweite Bedingung: Nicht im Wege und nicht außer dem Wege. Und die Tochter kommt mit dem einen Fuß auf einem schwarzen Bock und mit dem andern in der Wagenspur. Statt des Fischernetzes hat sie ein Schaffell über. An einem Mittwoch kommt sie auch hier. In N. halten zwei Geestbauern vor dem Schloß; der eine hat zwei Stuten vor, der andere zwei Hengste, und das Füllen kriecht unter den fremden Wagen. In S. spannen zwei Bauern zusammen, der eine eine Stute, der andere einen Hengst, und der Besitzer des Hengstes beansprucht das Füllen ohne weiteres. In N. soll der Bauer Erbsen auf der Landstraße säen, in S. soll er in einen Acker gekochte Bohnen säen. In beiden Fassungen wird die Erlaubnis, das Beste mitnehmen zu dürfen, erst nach der Verabschiedung erbeten. In N. erbittet sich die Frau ,das beste Stück Fleisch' und holt sich ein Stück aus der Küche, wobei sie den Schlaftrunk unter das Essen mischt. In S. gießt sie ihn in den Tee.

Eine höchst interessante Übersicht über die zahlreichen Fassungen dieses bekannten Märchens (Grimmsche Sammlung Nr. 94) findet sich in Reinhold Köhlers ,Kleineren Schriften zur Märchenforschung,' herausgegeben von Joh. Bolte, S. 445 ff.

— — Zur Erklärung fügt sie hinzu: ,Dar hett min Mudder al fiwuntwinti Jahr up fell't und hett man ęben eers usw.'

Do geit he hen na 'n Grąfen, de Bur, un secht, se hebbt je doch afmąkt, dat he vör dat Land kên Pach betąln schull, un nu hett de Inspekter em dąr doch wat vör ansett.

,Ja,' secht de Grąf, ,wat min Inspekter ansett, mutt gell'n.'

Ja, secht de Bur, dat hett em je doch so vęl Geschirrgeld kost, denn hett he dąr je gąr niks bi.

Ja, dat 's ênerlei, secht de Grąf. Awer hê will em drê Rätseln upgęb'n. Wenn he dê rąden kann, denn schall he kên Pach betąl'n. Hê schall em segg'n, wat fetter is as fett, wat heller is as hell, un wat am dullß'n kling't un schall't ǫ̈wer de ganze Welt.

As hê to Hus kümmt, de Bur, do secht sin Dochter: ,Vadder, wat schąt (schadet, fehlt) di? Du süchs je so vertǿrnt ut.'

,Ja,' sech' 'e, ,dat machs wul segg'n. De Grąf hett mi drê Rätseln upgęb'n. Wenn ik dê rąden kann, denn schall ik kên Pach betąl'n. Awer dat kann ik je ne!'

,Wat sünd dat denn vör Rätseln?' fröcht se.

,Ja,' sech' 'e, ,to 'n êrß'n schall ik rąden, wat fetter is as fett. Dat is je wul, wenn 'n sik 'n Bodderbrot smęrt mit Wuß up un denn noch 'n Stück Speck tô uplecht.'

,Och, Vadder,' sech' se, ,fetter as fett, dat is je de Eerdboden.'

,Ja, un to 'n twêt'n,' sech' 'e, ,schall ik rąden, wat heller is as hell. Dat is je wul, wenn de Sünn' schin't un de Mąn, un wenn 'n denn noch 'n Lamp tô ansticht.'

,Och, Vadder,' sech' se, ,heller as hell, dat sünd je de Diamanten.'

,Ja,' sech' 'e, ,un to 'n drüdd'n schall ik rąden, wat am dullß'n kling't un schall't ǫ̈wer de ganze Welt. Dat is je wul, wenn bi de Musik trummelt ward un denn noch Kanôn'n tô gąt.'

,Och, Vadder,' sech' se, ,wat am dullß'n kling't un schall't ǫ̈wer de ganze Welt, dat is je dat Gottswôrt.'

Annern Morgen, do geit de Bur je wa' hen na den Grąfen.

,Na,' secht de Graf, ,heß de Rätseln rą't?'

,Ją,' secht de Bur.

,Wat is denn fetter as fett?' secht de Grąf.

,Fetter as fett,' secht de Bur, ,dat is de Eerdboden.'

,Wat is denn heller as hell?'

,Heller as hell, dat sünd de Diamanten.'

,Nu ąwer to 'n drüdd'n!' secht de Grąf. ,Wat is dat, wat am dullß'n kling't un schall't ǫ̈wer de ganze Welt?'

,Dat is dat Gottswôrt,' secht de Bur.

Do secht de Grąf: ,Dat heß du nich ut di sülb'n.'

,Ją,' secht de Bur êrs.

Nę, secht de Grąf, dat hett he doch ne. Hê schall em man segg'n, wo he dat hęr hett.

Ja, secht de Bur dunn, sin Dochter hett em dat angęben.

Do secht de Grąf, wenn hê so 'n klôk Dochter hett, denn schall se mąl tô em kam'n. Awer se schall ne gąn un ne fǿrn un ne riden, se schall ne kled't węsen un ne nąk, un schall ne in 'n Wech kam'n un ne ut 'n Wech.

As de Bur nu wa' to Hus kümmt, do secht sin Dochter: ,Na, Vadder, wat schąt di? Du süchs je weller so vertǿrnt ut.'

,Ja,' sech' 'e, ,du heß 'n gôd'n Snack fąt (du hast 'n guten Schnack zu fassen, d. h. du hast gut reden). Du schaß na 'n Grąfen kam'n. Awer du schaß ne

gạn un ne fôrn un ne riden, du schaß ne kled't węsen un ne nąk, un schaß ne in 'n Wech kam'n un ne ut 'n Wech. Wo wullt du dat wul mąken?'

‚O, Vadder,' sech' se, ‚dat wüwwi lich krigen. Hąl mi man dat Fischernett, un denn spann' mi man den Esel vör de Slöp.'

Do bewinn't se sik in dat Fischernett: do is se ne kled't un ne nąk. Un do sett se sik up de Slöp: do kümmt se ne anggn, ne anfôrn un ne anriden. Un do slöpt se in 'e Wąggentrąw (Wagenspur) lank: do kümmt se ne in 'n Wech un ne ut 'n Wech.

As se up 'n Hoff kümmt, do lett se sik bi den Grąfen mell'n.

Nu is se je ne kled't weß un ne nąk, hett je ne gạn, ne fôrt un ne ręden, un is je ne in 'n Wech kam'n un ne ut 'n Wech.

Do secht de Graf, wenn se so klôk is, denn schall se sin Fru ward'n. Wat se dat will.

‚Ją,' sech' se.

Ja, secht de Graf, se schall sik awer nich mank (zwischen) sin'n Krąm stęken. Wenn se sik mank sin'n Krąm stęken deit, denn sünd se schê't (geschieden).

Nę, dat will se uk ne, sech' se. Awer se will sik uk wat utbeschêden. Wenn dat doch so wid kam'n schull, un se wörr'n schê't, denn will se sik drê Dêl wünschen.

Ją, secht de Graf, dat schall se denn uk.

Un do nimm't de Graf ęr to 'n Fru. —

Na verlopener Tit mǫ̈t de Bur'n vun 'n Dörp dąr mąl plôgen an 'n Hoff. Un de Pêr bliw't 'snachs dąr, in 'n Stall. Un den ên'n Bur'n sin Tǫ̈t (Stute), de schall fąl'n, un fąl't de Nach. Un de ol Fąl (Fohlen) verbistert un kümmt na 'n annern Stall 'rin, wo 'n annern Bur'n sin Wallack steit.

Do secht de Bur, den' de Wallack tôhôrt, dat is sin'n Fąl'n. Un den' de Tǫ̈t tôhôrt, de secht, dat is sin'n.

Do kri't se sik dat Striden, un dat kümmt vör 'n Grafen.

Nu is de ol Fąl je noch so dummeri weß un is ümmer achter den Wallack an lop'n.

Do secht de Graf, dat Kind folgt de Mudder. Un wenn de Fąl bi den Wallack funn'n is un löppt uk ümmer achter den Wallack an, denn is dat den' Bur'n sin'n Fąl'n, den' de Wallack tôhôrt.

Nu kann de anner Bur dąr je niks bi mąken.

Do rą't de Lü' em, hê schall mal na de Gräfin gạn.

Na, hê geit je hen un vertell't ęr dat. So un so. Wat hê dąrbi mąken schall.

Do secht de Gräfin, se will em dąrtô verhelpen, dat hê sin'n Fąl'n weller kricht. Awer hê schall ęr nich verrąden.

Nę, sech' 'e, dat will he denn uk ne.

Ja, sech' se, denn schall he man 'n Ketscher nęm'n un dąrmit na de Sandkul (Sandgrube) gạn, wo den Grafen sin Ritstig verbi geit. Un wenn de Graf anriden kümmt, denn schall he dąr in rümketschern in 'n Sand, as wenn hê fischen deit. Denn ward de Graf em wul frąggen, wat hê dąr mąkt. Denn schall he segg'n, sin Fru is so slech krank un is so mit Luss'n na 'n Fisch. Denn ward de Graf wul segg'n, wat he ne rech klôk is. Ut den drögen Sand, dąr kann he je doch kên Fisch rut krigen. Denn schall he segg'n, so wąr as hê ut den drögen Sand kên'n Fisch rut krigen kann, so wąr kann 'n Wallack uk kên'n Fąl'n krigen. Denn ward de Graf wul segg'n: ‚Dat heß du nich ut di sülb'n.' ‚Awer denn verrą' mi ne,' sech' se.

Na, den annern Morgen, do nimm't hê je 'n Ketscher, geit dąrmit na de Sandkul un fang't in den Sand an to ketschern.

Do kümmt de Graf anriden.

‚Wat mąks du hier?' frӧcht de Graf.

‚Ja,' secht de Bur, ‚min Fru is so slech krank un is so hungeri na 'n Fisch. Un nu wull ik mal sên, wat ik mi hier ne 'n pąr Fisch rut ketschern kunn.'

‚Du büß je wul rein dwatsch,' secht de Graf. ‚Hier ut den drögen Sand wullt du Fisch rut krigen?'

‚Ja,' secht de Bur dunn, ‚so wąr as ik hier kên'n Fisch rut krig', so wąr kann uk 'n Wallack kên'n Fąl'n krigen.'

Do secht de Graf: ‚Dat heß du nich ut di sülb'n.'

Ją, secht de Bur êrs, dat hett he doch.

Nę, secht de Graf, dat nimm't hê em ne af. Hê schall man segg'n, wokên as em dat angęben hett. Wenn he dat secht, denn schall sin Fąl em weller ward'n, un wenn hê em uk sülb'n betąl'n schall.

Do secht de Bur, de Gräfin hett em dat angęben.

Do ritt de Graf hen to Hus un secht to sin Fru: ‚So, wi sünd schê't.'

‚Worüm dat?' frӧcht de Gräfin.

‚Ja, du heß di mank min'n Krąm stęken.'

Do secht de Gräfin, se hebbt je afmąkt, wenn se schê't wêrn, dat se sik denn noch drê Dêl wünschen kunn.

Ją, secht de Graf, dat kann se denn uk.

‚Ja,' sech' se, ‚denn will ik noch ênmal mit di Kaffi drinken un noch ênmal mit di utfôrn un denn dat beß mitnęm'n, wat hier vör mi an 'n Hoff is.'

Nu drinkt se êrs tosam'n Kaffi. Un dąrbi gütt se em 'n Sląpdrunk in sin'n Kaffi.

As se Kaffi drunken hebbt, stigt se to Wąg un fôrt tosam'n los.

Ünnerwęgens slöppt de Graf tô.

Do fôrt se mit em na ęr'n Vadder sin Hus hen, lett em dąr na 'n Kaffstall rin dręgen un sett sik bi em hen.

'snachs wąkt hê up, de Graf.

‚Wo bün ik?' frӧcht hê.

‚In min'n Vadder sin'n Kaffstall,' sech' se.

‚Wo bün ik hier hęr kam'n?'

‚Ja,' sech se, ‚du wêß je doch, dat ik mi dat beß mitnęm'n schull, wat vör min Ǫgen an 'n Hoff wêr. Un dat wêrs du je. Do heff ik di mitnąm'n.'

Do secht de Graf: ‚Denn wüllt wi wa' hen tô Hus fôrn, un denn wüllt wi uns all' min Dąg ne weller schêden.'



Das Bauernhaus im deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten.

Herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden.

Über die Bedeutung, den Zweck und die Verbreitung dieser von den Architekten Deutschlands nunmehr seit Jahren in Arbeit genommenen Veröffentlichung ist in diesen Blättern in Nr. 7 des Jahrgangs 1897 berichtet worden. Inzwischen sind von dem zunächst auf 10 Lieferungen von je 12 Tafeln berechneten Werke deren 7 Stück ohne Text erschienen. Es fehlen somit noch 3 Lieferungen und der Text, welch letzterer ebenfalls durch eine große Anzahl Abbildungen bereichert werden soll. Aber das bisher Geleistete ist schon derart, daß wir nicht versäumen wollen, auf den großen Wert und die heute vielleicht

noch nicht genügend gewürdigte Bedeutung dieser Aufnahmen aufmerksam zu machen. Man braucht nur einen Blick auf die in bunter Folge die einzelnen Gaue Deutschlands behandelnden Tafeln zu werfen, um zu erkennen, welch einen Schatz von hoher Kultur unser deutsches Volk innerhalb des Lebens und Wirkens seines Bauernstandes in verflossenen Jahrhunderten barg und im Bauernhause zum bildlichen Ausdruck gebracht hat. Des weiteren ist es auffällig, welche Vielseitigkeit und welche große Verschiedenheit der Hausbau des Bauern der einzelnen deutschen Stämme darbietet, so daß man hier erst recht erkennen kann, welche Menge von Volkskraft und welche Fülle von Volkstum in den zahlreichen Zweigen des großen germanischen Volkes aufgespeichert war und so bereit lag, mit seiner Kultur und seinem Einflusse später so viele Länder des Erdkreises zu beeinflussen. Man sollte kaum glauben, daß die Häuser aus Oberbayern, oder Elsaß oder Baden, Franken mit denen Niederdeutschlands einem großen Volke zugehörten, so weit ist in der Entwickelung des Grundrisses und Aufbaues ein anderer Ton



Abbildung 1. Giebelansicht des Hauses Neuengamme Nr. 218.

angeschlagen, und doch haben diese Bauten so vieles gemeinsam, die äußerste Anpassung an die Zweckbestimmung, das Anheimelnde, das sie gleichsam als Teile der deutschen Landschaft erscheinen läßt, die Sinnigkeit, mit der besonders das Holzwerk verziert und ausgeschmückt ist, der große Wert, welcher auf eine stimmungsvoll trauliche Ausbildung der Wohnräume und auch der Arbeitsstätten im Innern des Hauses gelegt wird, und schließlich nicht am geringsten zu schätzen der fromme, schlichte Sinn der Erbauer, welcher durch die vielfachen Haussprüche bezeugt wird.

Hier sei nun kurz angedeutet, welcher Stoff bisher aus Schleswig-Holstein und seinen nächsten Grenzgebieten dargeboten ist. Da sehen wir aus dem benachbarten Alten Lande links der Elbe Häuser mit hell gestrichenem Fachwerk und reichen Ziegelmustern in dem hochaufragenden Giebel, besonders große, reich und malerisch ausgestaltete Hausdielen, Flett oder Bischlag genannt, mit großem Herd-

bogen für den Hauptbetrieb des Hauses und kleinerer Feuerstelle für die Altenteilwohnung, das Heim der betagten Eltern.

Der Hamburger Architekten-Verein hat seine reiche Ausbeute vornehmlich aus dem hamburgischen Elbgebiete der Vierlande beigesteuert, dem ja im verflossenen Sommer von den Teilnehmern unserer Jahresversammlung ein Besuch abgestattet wurde. Es sind uns also alte Bekannte, die Häuser aus Neuengamme mit ihren breit gelagerten Walmdächern, den großen Tennen, den geräumigen Dielen (Fleeth), besonders das Haus Neuengamme Nr. 178 mit seiner stattlichen Treppe in der Diele und den vielen Wohnräumen, welche für den Besitzer, den Inhaber des Altenteiles und den verheirateten Sohn, also für 3 Generationen das Heim bieten. Daneben Haus Heitmann, Neuengamme Nr. 216, mit der reichverzierten Tür vor dem Herdbogen in der Diele, den Klappläden vor den Fenstern der Wohnräume, dem Rosettenfries unter den Fenstergruppen des Oberstockes und dem

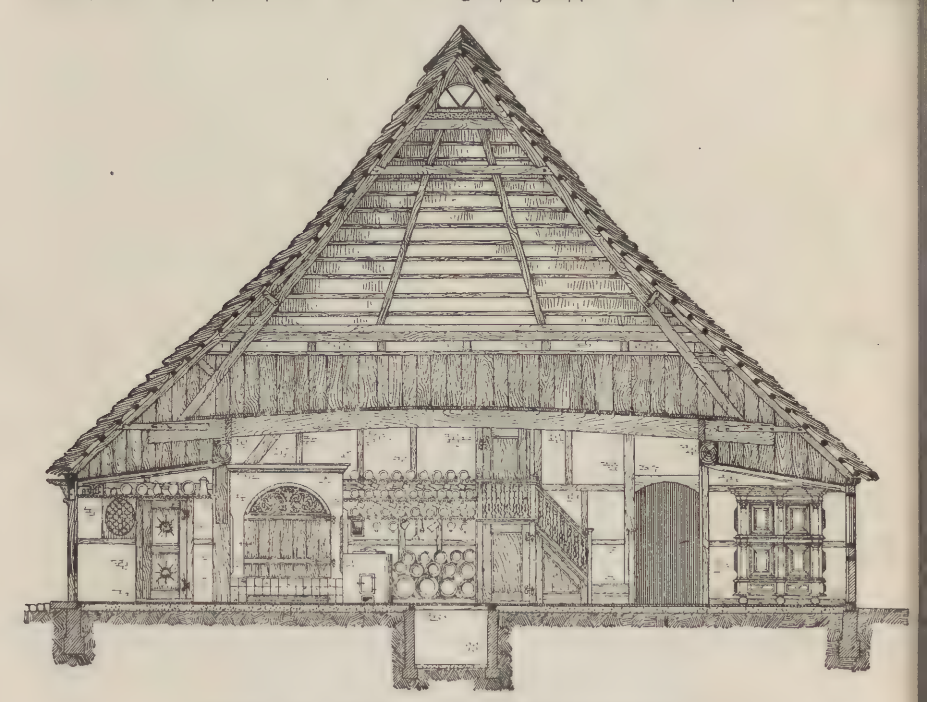


Abbildung 2. Schnitt des Hauses Neuengamme Nr. 218.

frommen Hausspruch der Sonnenschwelle ebendaselbst. Aus der weiteren Blumenlese eigenartiger Häuser der Vierlande sind noch Haus Nr. 218 und 120 in Neuengamme dargestellt, beide Häuser ein Beweis dafür, wie bei diesen Bauten unserer ländlichen Vorfahren nirgends eine Schablone nachgeahmt wurde, sondern für das Bedürfnis des Erbauers stets neu erfunden wurde, was genau den besonderen Anforderungen entsprach. So zeigt Haus Nr. 120, wie das Raumbedürfnis eingeschränkt wird, sobald der Besitz einer nur kleinen Landstelle eine größere Viehhaltung nicht zuläßt und der Hauptbetrieb auf die Erzeugung von Gartenerzeugnissen gerichtet ist, welche bei der Nähe der Großstadt Hamburg ja stets schlanken Absatz fanden.

Die weiteren Aufnahmen des Architekten-Vereins Hamburg führen uns in die holsteinischen Elbmarschen rechts der Elbe, in die Wilstermarsch, zu dem großen

Gewese in Klein-Sonnendeich, welches seit der Erbauung im 17. Jahrhundert immer noch im Besitze derselben Familie Kelting geblieben ist. Hier reicht die bis 9 m breite mächtige Diele von Giebel zu Giebel und gliedern sich die Wohnräume in einem vorgelagerten Querbau seitlich an die Diele an. Noch hebt sich der alte Hausspruch auf der breiten Sonnenschwelle des Oberstockes eingeschnitten und hell gefärbt gleich den anderen Zierraten von dem Dunkelrot der Holzflächen ab. Leider sind die alten Fachwerkmauern des Erdgeschosses durch neuere kahle Ziegelmauern ersetzt. Aber selbst in dieser Verstümmelung bleibt das Bauwerk noch ein Zeuge alter Bauernherrlichkeit.

Das weiter dargestellte Haus Bohlmann in Moorhusen (Kremper Heide) hat noch ganz sein altes Gepräge gewahrt, die steil geneigten Walmen der Giebelseiten, die lotrechte Verbretterung unter denselben und den Fachwerkständerbau der Außenwände. Auch hier reicht die außergewöhnlich weiträumige Diele von Giebel-

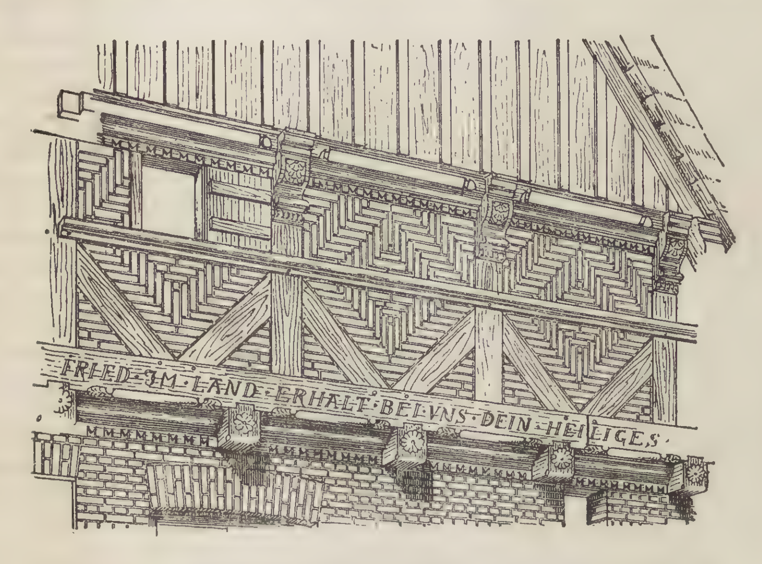


Abbildung 3. Giebeldetail des Hauses Kelting in Klein-Sonnendeich.

wand zu Giebelwand, nur ist die zweite Einfahrt am Wohnflügel durch eine schmalere Haustür mit reich verziertem Oberlicht und organisch angegliederten seitlichen Fenstern ersetzt.

Die Tafel 3 der schleswig-holsteinischen Bauernhäuser, die erste der Arbeiten des schleswig-holsteinischen Architekten-Vereins, führt 4 Ansichten aus reizvoll gestalteten Innenräumen vor die Augen. Wir sehen die alte Sachsendiele aus dem Heldtschen Hause, das von Ostenfeld nach Husum übergeführt ist, nach dem Bilde Richard Hagns wiedergegeben. Daneben die Friesenstube aus dem Hause Axen in Lindholm mit dem schrägen Deckenfeld (Katzenschirm) längs der Fensterwand, dem Wandbett und dem traulichen Bilegger nach einem Bilde des Malers Momme Nissen. Weiter eine friesische Küche aus einem abgebrochenen Hause in Lindholm, das uns Maler C. L. Jessen im Bilde festgehalten hatte. Schließlich die so reich, reizvoll und doch traulich eingerichtete Wilstermarschstube aus dem Hause Peter Haß in Groß-Wisch, die jetzt im Altonaer Museum aufgestellt ist. Wir können den drei genannten Malern nur Dank wissen, wenn sie ihre Kunst mit in den Dienst des Unternehmens gestellt haben und so weitesten Kreisen vor

die Augen führten, welch eine Fülle von Poesie, Traulichkeit und Wohnlichkeit eine alte schleswig-holsteinische Bauernstube in sich schließt. Ein weiteres Eingehen auf die Einzelheiten dieser Zimmereinrichtungen verbietet sich innerhalb des Rahmens dieser Besprechung. Mehrere der Bilder, nach welchen die Bildstöcke gefertigt wurden, waren im Jahre 1901 in der Kunstausstellung zu Flensburg ausgestellt gewesen.

Die Tafeln 4 und 5 der schleswig-holsteinischen Aufnahmen sollen Norder- und Süderdithmarschen umfassen, sind aber im Druck noch nicht fertiggestellt. Dagegen ist Tafel 6, welche 3 Hauberge aus Eiderstedt darstellt, bereits erschienen. Den größten Raum nimmt hier die Darstellung des jetzt der Stadt Husum gehörigen roten Hauberges ein, welcher in Grundrissen, Schnitten und Ansichten abgebildet ist. Daneben wird der Hochdonner Hauberg bei Garding-Tating, 1764 erbaut, und der Hauberg bei Garding, genannt Stuckshof, wiedergegeben. Eine große Anzahl von Textabbildungen wird die noch vorhandene reiche Ausstattung der Innenräume des letzteren Hofes, die geschnitzten Peseltüren und Wandbetten erläutern. Alle die genannten Hauberge weisen Gebäudetiefen bis zu 25 m auf, während die Gebäudelänge bis zu 45 m steigt. Diese großen Gebäudeflächen werden von den bekannten Riesendächern überdeckt, welche mit den die Gebäude meist umgebenden Baumgruppen der flachen Landschaft der Eiderstedter Marschen ihr eigentümliches Gepräge geben. Wir haben hier wohl die mächtigste Ausbildung eines deutschen Bauernhauses vor uns, zugleich ein Abbild der großen wirtschaftlichen Wohlhabenheit und Selbständigkeit des Marschbauern. Diese Bauernburgen bilden ein treffliches Gegenstück zu einzelnen großen Bauernhöfen in den bayrischen Alpentälern, welche unter ihrem ja mehr flachen Schindeldache eine ebenfalls nicht so ganz kleine Welt beherbergen. So finden wir gerade an den Grenzen der deutschen Gaue im Norden und im Süden besonders machtvolle ländliche Bauten, welche ein Abbild der einstigen gesunden wirtschaftlichen Entwickelung des deutschen Bauernstandes geben.

Wir werden nicht verfehlen, nach dem Erscheinen der weiteren die schleswig-holsteinischen Lande schildernden Tafeln des Werkes auch diese einer kurzen Besprechung zu unterziehen. C. Mühlke in Schleswig.

Aprilweder.

1. Wat unverhoff
bringt uns mal of
de lunige April.
He is bekannt
bi all im Land:
de daun deit, wat he will.

2. In een Minut —
kiekst du hernt —
de schönste Sünnenschien.
De Himmel lacht
in Sommerpracht;
man mutt vergnögt wol sien.

3. Doch gliks darup, —
kiekst wedder up —
vörbi is al de Freid.
De Luf ward swart,
an Finstern hart
noch Snee un Hagel sleit.

4. Uns wunnert nich
mehr sien Gesich,
uns rauwt dat nich den Maud.
Wi kiekt vorut,
denn wi vertrut:
de Mai-Maan makt dat gaud.

5. Uns Levensgank,
wer he wat lank,
harr as April sien Daag.
Doch Not is gahn;
manch Wunne-Maan
het wegnahm Sorg un Plag.

6. Doch mennig een,
de het blot sehn
sien Lewenlank April.
Ok jedes Mal
na'n Sünnenstrahl
makt Tru'r un Sorg em still.

7. Arm Minschenseel!
Du drigst wol veel!
verler blot nich den Maud.
Du kannst vertru'n
un fast drup bu'n:
En Mai-Maan kümmt, makt gaud!

E. J. P.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 5. Mai 1903.

Alte Ortsnamen der cimbrischen Halbinsel als Anhalt für die Stammesangehörigkeit der Bewohner.[1])

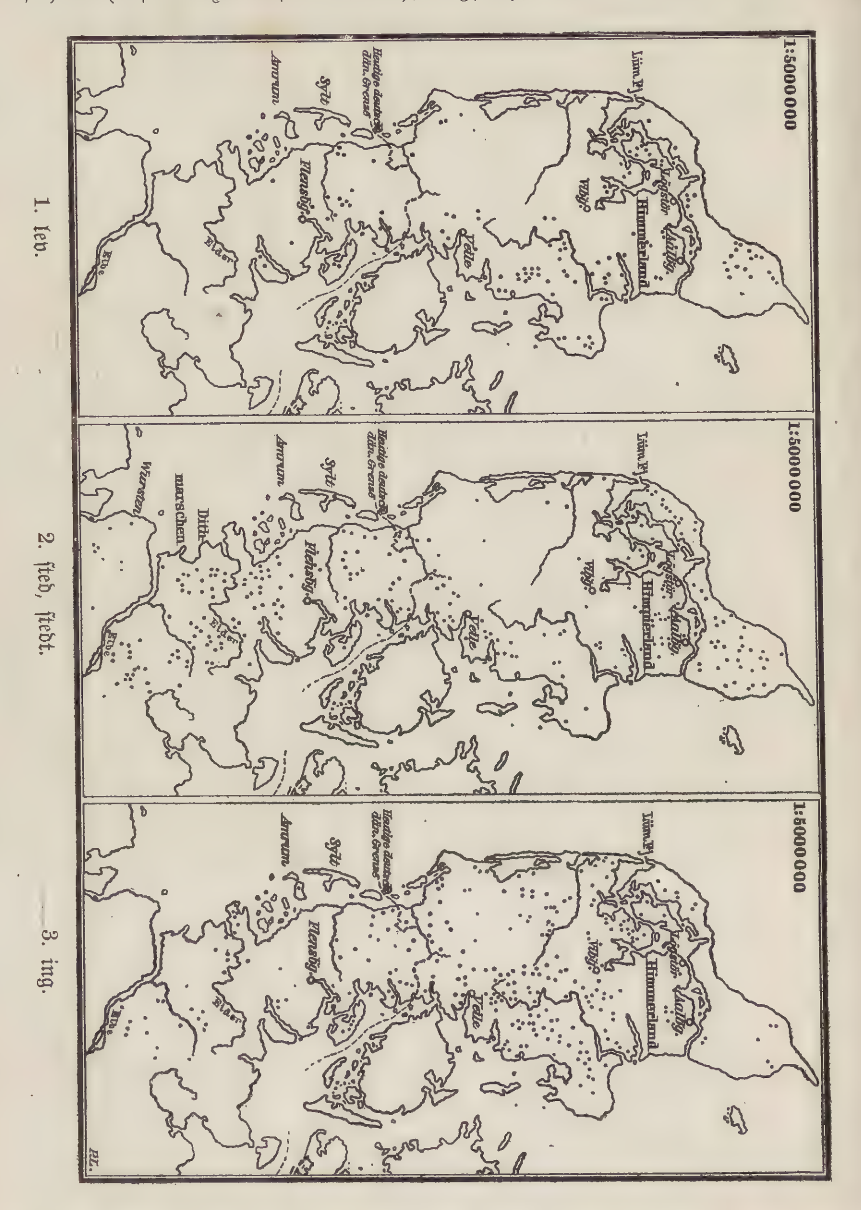
Von Professor Dr. **Hansen** in Oldesloe.

Die jetzigen Stammesgrenzen im Herzogtum Schleswig zwischen Dänen (oder richtiger Jüten), Friesen und Niedersachsen sind nicht uralt; die Einwanderung der Friesen aus ihren Stammlanden westlich von der Jade ist wahrscheinlich erst im 9. Jahrhundert erfolgt, das Vordringen der Jüten nach der Auswanderung eines großen Teils der alten Bevölkerung seit dem 5. Jahrhundert. Über die alten ethnographischen Verhältnisse der cimbrischen Halbinsel herrscht unter den neuern Forschern keineswegs Übereinstimmung (vergl. z. B. Bremer in Pauls Grundriß der Germanischen Philologie, Bd. 3, S. 735 ff., und dazu Schütte, Anzeiger für deutsches Altertum, Bd. 28, S. 4 ff.) Sicher scheint mir, daß auch vor der Völkerwanderung die Bevölkerung der Halbinsel sich wiederholt verschoben hat; an den ersten Wanderungen, deren Kunde die Geschichte bringt, waren sicher Stämme der Halbinsel beteiligt: der Himbär-Syssel, das Himmerland südlich von Aalborg, erinnert noch an die Cimbern, der Harthe-Syssel in Westjütland an die Haruden, die wir auch bei Ariovist finden, die Insel Amrum (alt Ambrum) an die Ambronen; ebenso sicher scheint auch, daß nicht Nordgermanen, sondern deutsche Stämme lange Zeit weiter nach Norden als jetzt gewohnt haben. Für eine verhältnismäßig gleichartige Bevölkerung spricht die Bildung der Ortsnamen. Aus den bisherigen, auch in Dänemark seit einiger Zeit eifrig betriebenen Forschungen über Ortsnamen ergibt sich, daß manche Namen bei dem größten Teil sämtlicher Germanen wiederkehren, andere auf bestimmte Stämme beschränkt sind, daß ferner eine Reihe alter Endungen im Laufe der Jahrhunderte ungebräuchlich geworden ist und dafür andere in Gebrauch kamen. So zeigt das seit 1100 germanisierte Slawenland ganz andere deutsche Ortsnamen auf als die angrenzenden, nicht von Slawen besetzten deutschen Gegenden.

Besonders die ältesten Ortsnamen bespricht Emil Madsen in seiner fleißigen Arbeit: Udsigt over den geografiske Udbredelse af nogle i Danmark forekommende Stednavnsklasser (Geografisk Tidskrift, Bd. 15, 1899/1900, S. 153—177, und Bd. 16, 1901/02, S. 3—18). Er behandelt die Verbreitung häufiger Ortsnamen Dänemarks in allen germanischen Ländern und zwar der auf heim (hjem, um), ing, sted, lev (leben), löse, bo, bölle (böl, bull), toft, röd (rode, rade), by, torp. Im heutigen Dänemark zählt er rund 250 lev, 200 hjem, 370 ing, 230 sted, 80 löse, 60 bo, 220 bölle, 100 toft, 100 röd, 600 by, über 2000 torp. Um

[1]) Mit Erlaubnis des Herausgebers der „Deutschen Erde“ entnommen.

das Verhältnis der jetzigen deutschen Nordmark zu dem benachbarten Grenzland, der Halbinsel Jütland, leicht überblicken zu lassen, habe ich auf den beigedruckten Kärtchen durch Punkte die wichtigsten der alten Namengruppen bezeichnet: sted, lev, heim (auf der Halbinsel um, om), ing, by, büll. Die ersten vier sind die

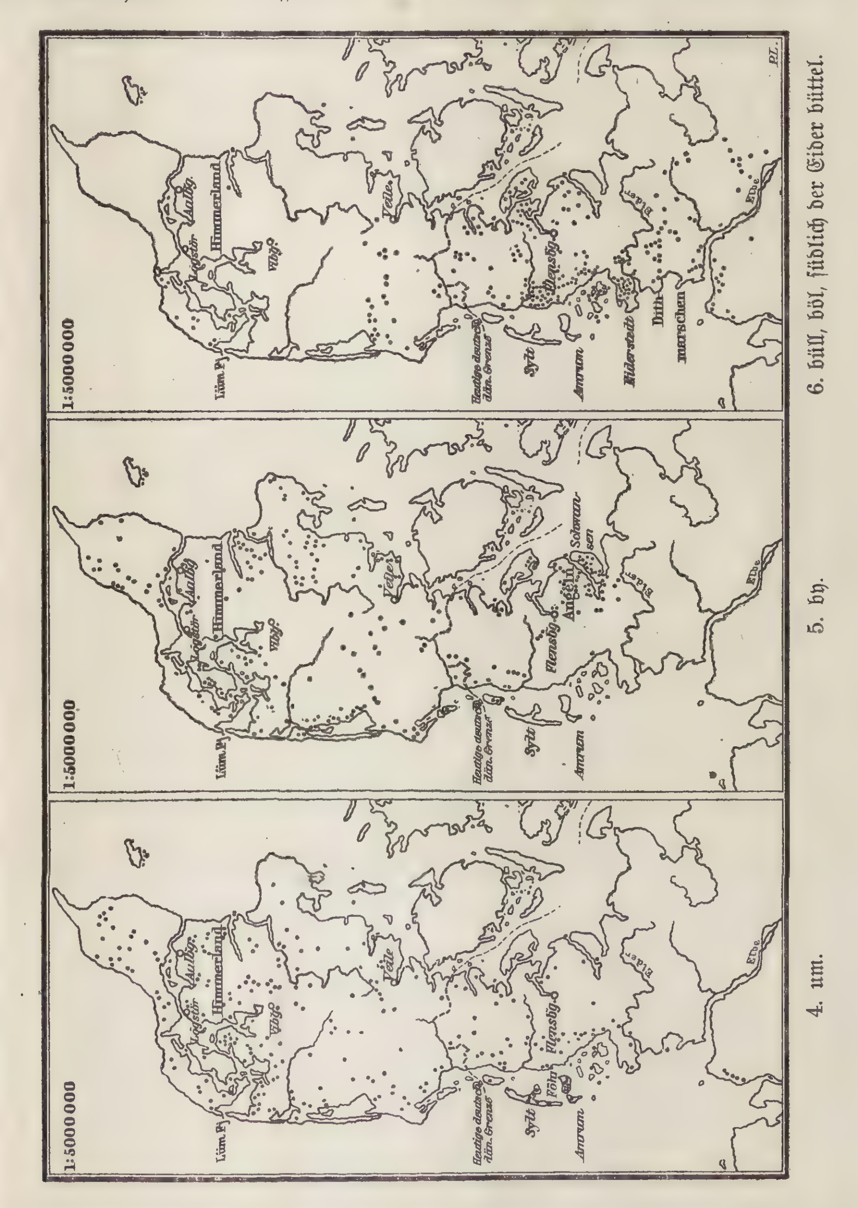


1. lev. 2. sted, stedt. 3. ing.

ältesten, sie enthalten viel altertümlichere Bestimmungswörter als die anderen Gruppen. Im östlichen Holstein, das seit 1140 den Wenden entrissen wurde, finden sich, wie die Kärtchen zeigen, die Endungen nicht mehr, waren also schon lange ungebräuchlich geworden. — Zu den einzelnen Gruppen bemerke ich folgendes.

Die Namen auf lev sind sämtlich zusammengesetzt mit Personennamen; die

Orte liegen fast alle auf Boden besserer Güte, der sich zum Ackerbau eignet. Sie beginnen in Schonen, sind auf den dänischen Inseln verbreitet, in den fruchtbaren Teilen Jütlands ziemlich häufig, meist gruppenweise; in Schleswig werden sie seltener und hören dann auf, treten in der Altmark wieder auf und bilden die



4. um. 5. by. 6. büll, böl, südlich der Eider büttel.

große Gruppe der leben in den fruchtbaren Gegenden der Provinz Sachsen und Thüringens. lev wird wohl nicht Erbe, Hinterlassenschaft bedeuten, sondern das Gebiet, das dem Führer einer Gruppe überlassen wurde und von ihm seinen Namen erhielt. Die lev gehören sicher einem bestimmten Stamm an, wahrscheinlich den Warnen, wie Seelmann (Niederdeutsches Jahrbuch, Bd. 12, 1886) nachzuweisen

sucht; die Verwendung des Namens hört früh auf, es müssen daher sehr alte Ansiedlungen sein.

Die Ortsnamen auf sted sind in Dänemark fast durchweg mit Personennamen zusammengesetzt; dasselbe gilt von einem großen Teil der schleswig-holsteinischen. Sie liegen ebenfalls auf günstigerem Boden und sind in Holstein ziemlich die ältesten erhaltenen Ansiedlungen, wie ich für Dithmarschen bestimmt glaube nachweisen zu können. In Jütland ist ihre Zahl verhältnismäßig geringer als im Süden der Halbinsel. Verwendet ist die Endung sted von den Nordgermanen bis gegen 1000, da sie auf Island oft vorkommt. Bei der Neubesiedlung Ostholsteins wird sie nicht mehr gebraucht; später erscheint in anderer Bedeutung die Endung stadt. In der Marsch liegt nur ein sted, Fahrstedt, auf einer der ältesten Wurthen Dithmarschens (eins auch nur in den gegenüberliegenden hannoverschen Marschen, das zum Teil untergegangene Lebstedt im Lande Wursten).

ing, inge, seltener ingen, ist besonders im mittleren Jütland sehr häufig, in den Herzogtümern verhältnismäßig selten, südlich von der Elbe im Bardengau sehr zahlreich. Der erste Teil der Namen enthält vorwiegend Personennamen. In der Marsch gehören Tönning und wahrscheinlich Strübbel (alt Strebbeling) hierher, zwei alte Ansiedlungen an der Eider.

um, wofür in Dänemark mitunter om vorkommt, nur einmal das alte hjem, ist in Jütland sehr verbreitet, hauptsächlich im Norden, desgleichen im westlichen Schleswig und auf den alten Geestinseln Föhr und Sylt, vereinzelt in der Marsch; in Holstein nur zweimal und zwar in alten Marschsiedlungen: Ulversum (Wollersum) an der Eider und Hudum (untergegangen) auf der alten Insel Büsen (die seit etwa 1650 Büsum geschrieben wird). Der Ursprung der Worte auf um ist nicht immer sicher; bei denen auf sum ist auch die Entstehung aus husen möglich; die Mehrzahl enthält aber doch altes heim. Davon ist zu sondern das als Flur- und vereinzelt als Ortsname besonders im Friesischen vorkommende hem, ham. — Auch die Namen auf um haben viele Personennamen als Bestimmungsworte.

ing und um sind zur Zeit der Besiedlung Islands fast außer Gebrauch gewesen, etwa das Jahr 900 ist also als unterste Grenze anzusetzen. Auf der cimbrischen Halbinsel reichen sie wie lev und sted in graue Vorzeit zurück. Daß sie älter als diese beiden sind, wie Madsen annimmt, scheint mir nicht bewiesen; die lev wenigstens möchte ich für älter halten.

Jünger als diese vier Gruppen, doch auch vor die Völkerwanderung hinaufreichend, sind die Ortsnamen auf by. By ist als Gattungsname = Stadt, Dorf, bis in die neueste Zeit im Nordischen erhalten, und daher umfaßt die by-Gruppe Namen aus den verschiedensten Zeiten. In England finden sich schon im Jahre 664 Ansiedlungen auf by, so daß man ähnliche für frühere Zeit in Dänemark voraussetzen muß. In Jütland sind sie jetzt sehr zahlreich, in Schleswig besonders häufig in Angeln und Schwansen, die nach dem Fortzug der alten Bevölkerung so gut wie menschenleer geworden waren. Südlich von der mittelalterlichen Grenze der Jüten und Sachsen finden sich nur sehr wenige; es ist eben by nicht bei den Deutschen, sondern nur bei den Nordgermanen üblich gewesen. Wenn man nun vier in der Nachbarschaft der leben trifft: Barby, Brumby, Steckby nahe an der Mündung der Saale und Brumby bei Erxleben (zu denen die Wüstung Wiby zwischen Halberstadt und Wegeleben hinzuzurechnen ist), so kann man das nur so erklären, daß auch einige Jüten mit den Warnen — falls diesen der Name leben zu verdanken ist — in die Magdeburger Gegend gewandert sind. Die Mehrzahl der by ist nicht mit Personennamen zusammengesetzt.

Die Namen auf büll, böl sind schwer zu trennen von denen auf balle, da sie zum Teil miteinander verwechselt werden; büll bedeutet ursprünglich Grundstück,

balle Hügel. büll, bol wird häufig nur für einziges Grundstück gebraucht und ist als Gattungswort lange in Gebrauch geblieben. Die echten büll sind im größten Teil Dänemarks selten und nur in spät besiedelten Gegenden zu finden, häufiger im südlichen Teil Jütlands, in Nordfriesland (nicht auf den Geestinseln) sehr zahlreich, verhältnismäßig häufig im Vergleich mit den vorher behandelten Namen auch im Osten der Halbinsel nördlich von der Flensburger Föhrde. Südlich von der Eider finden sie sich nur in Dithmarschen gelegentlich für Orte, die sonst auf büttel endigen. Ich habe auf dem 6. Kärtchen die Orte auf büttel hinzugefügt; davon gibt es nördlich von der Eider nur fünf in Eiderstedt, darunter drei einfach Büttel ohne Bestimmungswort. Wenn auch büttel, alt bodil, und büll nicht gleich sind, so werden sie doch in den Grenzmarken der Sachsen und Friesen, in Dithmarschen und Eiderstedt, nebeneinander gebraucht und miteinander vertauscht. Der erste Teil der Zusammensetzung, fast stets ein Personenname, ist oft gleich (Reinsbüll und Reinsbüttel, Auenbüll und Auenbüttel, Barsbüll und Barsbüttel, Siesbüll und Siezbüttel, Atzbüll und Aas- [alt Ads-] büttel, Duttebüll und Dudelbüttel). Die büttel und büll sind verhältnismäßig jung, wenn auch vereinzelt büttel in England vorkommen; büttel ist aber sicher bald nach 900 ungebräuchlich geworden, in Ostholstein fehlt es. Die büttel sind jedenfalls sächsische Ansiedlungen, die büll sind bei den Nordfriesen sehr beliebt geworden und haben sich anscheinend von Westschleswig nach Osten verbreitet, während die büttel westlich über Holstein nach Dithmarschen vorgedrungen sind.

Von den andern Namen, die Madsen bespricht, ist dorf ebenfalls sehr alt und der häufigste von allen (dorf, torf, torp, trup, drup, rup). In Dänemark ist er fast durchweg, in Schleswig-Holstein oft mit Personennamen zusammengesetzt. Das Wort dorf ist als Gattungsname im Dänischen längst abgestorben, etwa seit 1200, und durch by ersetzt; in Holstein war es im Mittelalter sehr beliebt, wie die zahlreichen -dorf in Ostholstein beweisen, und wird noch jetzt vereinzelt bei Neusiedlungen gebraucht (Edendorf im König Friedrichs-Koog). Ursprünglich sind die Orte auf dorf Ansiedlungen, die sich aus älteren abgezweigt haben, doch ist diese Grundbedeutung schon früh verloren gegangen. In den Marschen fehlt die Endung dorf fast gänzlich.

Lassen sich aus der Verteilung der Orte auf lev, sted, um, inge Schlüsse auf die Stammesangehörigkeit der alten Einwohner ziehen? Die Frage liegt nahe, ist aber schwer zu beantworten. By ist fraglos nordgermanisch, büttel sächsisch, die obigen vier Endungen sind auf nordischem und deutschem Boden heimisch. Die Antwort auf die Frage ist auch abhängig von dem Alter der Namen, ferner davon, ob sie neben- oder nacheinander gebraucht wurden. Ich glaube, daß sie zum Teil weit vor die Völkerwanderung zurückgehen und feste Siedlungen mit Ackerbau nicht erst seit Christi Geburt vorhanden waren, sondern erheblich älter sind. Als die Jüten die Halbinseln Angeln und Schwansen besetzten, die nach der Völkerwanderung menschenarm geworden waren, gebrauchten sie die Endung by mit Vorliebe. Sie waren der erste nordgermanische Stamm, der auf der Halbinsel vordrang; da nun Wanderungen nach dem Süden aus älterer Zeit nicht nur direkt bezeugt werden (Cimbern, Ambronen), sondern sich aus dem allgemeinen Vordringen der Germanen ins Gebiet der Kelten ergeben, so darf man die vorjütische Bevölkerung der Halbinsel für deutsch ansehen. Die ungleichmäßige Verteilung der Endungen lev, sted, inge, um beruht jedenfalls teilweise auf Stammesverschiedenheit. Da die um in Holstein fast ganz fehlen, ebenso wie im Bardengau südlich von der Elbe, an der Weser aber wieder anfangen, so scheint der die Endung um liebende Stamm Holstein und den Bardengau nicht beeinflußt zu haben, sondern zur See längs der Küste vorgegangen zu sein. Bei der Völker-

wanderung ist besonders das östliche Schleswig entvölkert worden, weniger Jütland und das westliche Holstein, am wenigsten anscheinend die Geestinseln Föhr und Sylt, wo später aus Westfriesland einwandernde Friesen, die sich vor allem in den Marschen festsetzten, sich mit der alten Bevölkerung gemischt haben. Der Dialekt der alten vorjütischen Stämme muß dem Angelsächsischen und Friesischen näher gestanden haben als das Niederdeutsche und hat vielleicht auch auf das Jütische, das von Mittelschleswig bis zur Linie Veile—Viborg—Løgstør gesprochen wird, eingewirkt. — In Mittel- und Westholstein ist, wegen der ziemlich großen Zahl der sted und inge, keine solche Entvölkerung eingetreten wie in Teilen Schleswigs; die büttel haben sich von Osten nach Westen verbreitet, vielleicht erst unter Karl dem Großen; auch die Marsch in Dithmarschen ist nicht von Friesen, sondern von den anwohnenden Geestleuten besiedelt.

Auch die Frage liegt nahe, ob es noch ältere erhaltene Ortsnamen gibt. Ich glaube, sie muß bejaht werden. Wir haben eine Reihe von einstämmigen, meist einsilbigen unerklärten Ortsnamen; dahin gehören z. B. die Inselnamen Föhr, Sylt, Röm, Fan-ö, Als-ö, Imbre (jetzt slawisch Fehmarn), sowie manche Ortsnamen Jütlands und einige Flußnamen. Sie stammen wohl von einer Bevölkerung ab, die vor den ältesten uns geschichtlich bekannten Stämmen hier saß, wurden von diesen beibehalten oder so verstümmelt, daß wir sie nicht zu deuten vermögen. Ob Spuren vorgermanischer Bevölkerung darin zu suchen sind, wird sich wohl schwerlich je entscheiden lassen. Wünschenswert ist, daß die dänischen Forscher diese Namen ihres Landes in der ursprünglichsten Form, die zu ermitteln ist, zusammenstellen.

Die Sprache der Tiere in Volks- und Dichtermund.

Von **K. Bielenberg** in Borsfleth bei Krempe.

Einst, so lautet die Sage, verstanden die Tiere zu reden,
Doch nur dem Sonntagskind war ihre Sprache vertraut,
Glaubt mir, so ist es noch heute: die Sprache des Tieres liegt im Auge,
Aber zu lesen versteht sie nur ein kindlich Gemüt!

Von jeher hat der Mensch sich mit Interesse der Sprache, den Gewohnheiten und den Tätigkeiten der Tiere gewidmet. Jeder Mensch und jedes Volk legt in dieselben andere Empfindungen und Gefühle hinein, entsprechend seiner eigenen Stimmung, seinen Wünschen und seinem Sehnen. Meine Absicht ist, besonders zu zeigen, wie unsere heimatlichen Dichter, jeder in seiner Art, hochdeutsch und plattdeutsch, die Sprache der Tiere wiedergeben und wie der Volksmund es tut. Häufig ist es so, daß der Dichter die Sprache des Volksmundes etwas feiner ausdrückt, um nicht vielleicht Ärgernis zu erregen. An erster Stelle steht hier Fritz Reuter. In seinem Werke „Hanne Nüte un de lütte Pudel" hat er in so köstlicher, sinniger Weise die Sprache und die Handlungen der Tiere vorgeführt, daß es ein hoher Genuß ist, das Stück zu lesen oder vortragen zu hören. Ebenso hat Klaus Groth in seinen Gedichten und Johann Meyer, besonders in dessen „Vagelköst," wo er die Hochzeit von dem „Tunkönig" schildert, sich vielfach mit der Sprache der Tiere beschäftigt. Auf andere Dichter kommen wir noch im Verlaufe der Darstellung zu sprechen.

Wir beginnen mit den niederen Tieren. Was sagt z. B. durch ihr Summen die Mücke, die uns an den Sommerabenden umschwirrt und durch ihren Stich lästig wird. Der Volksmund sagt: „Fründ! Fründ!" Aber wir merken bald, daß wir es mit einem falschen Freunde zu tun haben, denn ihr Judaskuß ist ein

Stich. Die Mücke ist also ein Heuchler unter den Tieren. Es soll hier nur nebenbei erwähnt werden, daß auch die Hummel uns durch ihr Gesumme etwas unangenehm wird, dem Bruder Lustig aber Veranlassung gegeben hat zu dem Scherzliede: „Ha, da sitt 'n Brummer an de Wand!" Allerdings, den Hostrupern wurde ihr Gesumme in dem leeren Bierfasse zum Schrecken, indem sie nach dem bekannten Histörchen glaubten, es verkünde den Krieg.

Unter den Kriechtieren ist es besonders Marx, der Frosch, der durch sein eintöniges, aber auch wieder gern gehörtes Quaken, durch seine Glupaugen, durch seine hervorstechenden Farben und sein geschicktes Schwimmen die Augen der Menschen auf sich gezogen hat. Sein Konzert deutet der Volksmund, wie folgt:

Marx! Marx!
Vergang'n Harst,
Vergang'n Mittwek'n (Mittwoch)
Da hebb't wi grölt in'n Bek'n.

und: Bek'n, Bek'n, Bek'n schallt es weiter in den Gräben.

Oder auch so:

Marx! Marx! Marx!
Wüllt wi backn? backn? backn?

Die andern Frösche antworten:

Ick, ick, ick back mit!
Ick, ick, ick back mit!

In dem Märchen „Der gute Handel" von Gebrüder Grimm rufen die Frösche: „Ak! Ak! Ak!" Der Bauer, der seine Kuh für 7 Taler auf dem Markte verkauft hat, meint, sie wollen ihn zum Besten haben, weil er: „Acht! Acht! Acht!" versteht, und wirft das Geld ihnen zu mit den Worten: „Ihr Wasserpatscher mit euren Klotzaugen und großem Maul, sieben Taler sind's und nicht acht, zählt selber nach!" In dem bekannten Märchen „Die Königswahl unter den Vögeln" ruft der Laubfrosch warnend: „Natt! Natt! Natt!" weil er meint, es würden deshalb viele Tränen vergossen werden. So der Volksmund. Trefflich hat Fritz Reuter das Gequake der Frösche gedeutet in „Hanne Nüte" mit folgenden Worten:

De ole Poggenkanter satt
Noch ümmer up sin Mümmelblatt
Un fangt nu an:
„Natt, natt, natt is dat Water
Wat drögere Städen!
Hir sünd wi taufreden, freden, freden.
Kein Katt un kein Kater
Hett uns tau befehlen, tau quälen.
Fri kön'n wi grölen, grölen, grölen."
Un all dat anner Poggentakel,
Dat föllt nu in mit grot Spektakel:
„Kein hett en Quark uns tau befehlen!
De Adebor, de Adebor,
De Adebor, de is nich dor,
Wi können grölen, grölen, grölen."

Fritz Reuter schildert gleich weiter auch den Gesang der Unken mit folgenden Worten:

Un week un dump klingt ut den Sump
So angst un bang de Unkensang:
„Duk unner, duk unner! En Königskind
Is hir mal vör Johren verdrunken;
An'n Grunn, an Grunn, dor sitt s' un spinnt;
Sei 's Königin von uns Unken.
Sei sitt in Lumm', sei sitt in Plünn'n
In 'n Sump up deipen Grunn;
Wer unse Königin will winn,
Küß drist ehr up den Mun'n.

Der Volksmund sagt: die Unken sind verwünschte Mädchen, die nicht heiraten wollten und nun zur Strafe im Teiche leben müssen. Deshalb rufen sie:

Unk, unk, unk, nicht mehr jung.
Hätt' ich einen Mann genommen,
Wär' ich nicht in den Teich gekommen.
Unk, unk, unk, nicht mehr jung.

Dem Maulwurf legt der Dichter E. Geibel folgende hämische Gedanken in den Mund:

Ein Maulwurf hört in seinem Loch
Ein Lerchenlied erklingen
Und spricht: „Wie sinnlos ist es doch,
Zu fliegen und zu singen."

Solche Gedanken sind einer edlen Seele unwürdig, und nur Menschen mit engem Horizont sprechen ähnlich.

Der letzt noch lebende Dichter Heinrich Seidel, ein geborner Mecklenburger, hat sich auch vielfach mit der Sprache der Tiere beschäftigt. Es mögen hier zwei „Fabeln" von ihm angeführt werden. Aus der ersten spricht eine Art Galgenhumor, während in der zweiten das Protzentum zum Ausdruck kommt.

1. Zwei Ochsen ziehn den steilen Berg hinauf
Mit großer Müh' und mächtigem Geschnauf
Den eignen Dung. Der eine brummend spricht:
„Da hab'n wir uns was Schönes angericht't!"

2. Die große Sau wühlt dort an Nachbars Zaun.
Da kommt ein Igel, struppig anzuschaun,
Und spricht bewundernd zu der Sau: „Fürwahr,
Was hast du einmal doch für feines Haar!"
Und diese grunzt mit einem fetten Lachen:
„Ja — feine Leute haben feine Sachen!"

Ganz besonders aber sind es die Vögel, deren Stimme und Tun der Dichter oft in schwungvollen Worten zu deuten versteht. Nüchterner drückt der Volksmund seine Gedanken aus, die dagegen den Vorzug haben, oftmals humoristisch gewürzt zu sein.

Auch der Aberglaube tat hier manches. Manche Menschen glauben bestimmt, daß der Gesang einiger Vögel Rhythmus und Melodie zeigt. Man hat in Kompositionen ihren Gesang nachzuahmen versucht von dem einfachen Kuckucksliede, das bereits den ABC-Schülern beigebracht wird, bis zu der berühmten 5. Symphonie von Beethoven, deren Grundmotiv dem Gesange der Goldammer entnommen sein soll. Es folgt nämlich in letzterem Werke in dem Grundmotiv auf drei Achtelnoten immer eine halbe Note und zwar eine Terz abwärts.

Denken wir zunächst an den Vogel, der als der Hans Dampf in allen Gassen lebt und als der frechste Räuber alles Eßbaren gilt, der nicht erst in bescheidener Weise anfragt, sondern auf alles losstürzt, was ihm gut dünkt, an den — Spatz. Auch er ist würdig erachtet worden in der Auslegung seiner Töne. Allerdings ist es nicht gerade etwas Schmeichelhaftes, denn sein ständiges Piep, Piep deutet man als „Dieb! Dieb!" oder „Schelm! Schelm!", womit er sich ja vielleicht selbst in schamloser Weise bezeichnet. Aber, so heißt es in einer Erzählung, dadurch redete er Robert, dem Schlosser, der das Silber aus der Kirche gestohlen, wirklich ins Gewissen, so daß dieser durch seinen Haß auf die Sperlinge sich selbst verriet. Andere meinen, daß er, wenn er irgend eines schmackhaften Happens ansichtig wird, freßbegierig ausruft: „Will ich! Will ich!" Auch bei unsern Dichtern kommt er nicht allzu schön weg. Klaus Groth läßt ihn in einem Märchen, als der Vogelfänger kommt, warnend ausrufen: „Dats Spion, Spion!" In einem humoristischen Gedichte schildert er „Nawer Lünk" als „Spitzbov un Gaudeef un Renomist." Auch A. Bürger besingt einen Spatz, der sich auf einem Saale gefangen hatte, und meint, eigentlich wäre er nur gut zum Halsumdrehen, aber als Mensch wolle er ihm noch einmal wieder die Freiheit schenken. Fritz Reuter läßt ihn in „Hanne Nüte" warnend ausrufen: „Hei ist! Hei ist!" nämlich der Feind und böse Mensch. Als schlechten Gatten schildert ihn aber der Dichter Karl Meier, indem er den Spatzen zu seiner ihm erst vor kurzem verbundenen Gattin sprechen läßt: „Küsse mich, mein holdes Leben!" Als die Gattin ihn aber an seine Pflicht des Nestbauens erinnert, sagt er:

Für den Spatz ist das Pläsier,
Für die Spätzin sind die Pflichten!

Ein für uns weit anmutigerer Vogel ist die zutrauliche, fluggewandte Schwalbe, die ja oft mit uns unter einem Dache wohnt. „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn, fragt das Herz in bangem Schmerz, ob wir uns wiedersehn," aber „Wenn die Schwalben wiederkommen," so zieht Frühlingsfreude und neue Hoffnung in unser Herz. In dem Volksliede heißt es:

Die Schwalbe ist 'ne Schwätzerin,
Sie schwatzt den ganzen Tag;
Sie plaudert mit der Nachbarin,
So viel sie plaudern mag.
Das zwitschert, das zwatschert
Den lieben, langen Tag.

Was schwatzt sie denn? F. Rückert sagt in seinem bekannten Gedichte „Die Jugendzeit":

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

Die Sage erzählt: die Schwalbe war eine der Lieblingsvögel der Frau Holle. Sie hat wohl aus der heidnischen Zeit den Nimbus der Heiligkeit mitgebracht. Sie bringt Segen und Glück in das Haus, so sagt der Volksmund; daher darf man ihr Nest nicht zerstören. Als heiliger Vogel weiß sie auch etwas vom Wetter. Fliegt sie dicht über der Erde hin, so gibt es Regen und schlechtes Wetter, fliegt sie hoch in der Luft, so bleibt das Wetter gut; es hängt dies ja bekanntlich mit dem Erhaschen ihrer Nahrung zusammen. Die Legende deutet ihre Beliebtheit beim Menschen auf andere Weise. Sie berichtet: Als der Heiland am Kreuze hing, rief die Schwalbe in zitternder Erregung: „Sval ham! Sval ham!" d. h. Labt ihn! Labt ihn! Darum ist sie noch jetzt beliebt bei alt und jung und baut zutraulich ihr Nest in der menschlichen Behausung. Überall im deutschen Vaterlande kennt man jene sinnigen Schwalbenlieder, die teils eine Klage ausdrücken, teils auch süße Freude am häuslichen Herd. So singt der Volksmund:

As ick hier annerletzt mal weer,
Dit Fack voll weer, dat Fack voll weer;
Nu ick aber wedderkam,
Is allens verleckert un verte . . . rt.

Oder:

As ick uttog, as ick wegflog,
Weern Kisten un Kasten voll;
As ick wedderkem, as ick wedderkem,
Weer nichts mehr drin.
De Lünk, de Spitzbov, hett allns verhe. . . . . rt.

Oder:

Witt, watt, woll,
As ick weggung, weern Hus un Schüne voll,
As ick wedderkem, as ick wedderkem,
Wör allns verslickert, verslackert un versle . . . rt.

In Eiderstedt ahmt man die Schwalbenstimme durch folgenden Reim nach:

Ick un Peter Nickels
Un Peter Nickels un ick
Et Schapmelk un Bri i i — — — i.

In Dithmarschen deutet man den Sang wohl so:

Min Fru ehr Kleed is nüdli Tüüg,
Wenn du dat söhs, denn schust du di verfee . . . rn.

Nach andern ruft sie beim Anbruch des Tages dem Landmann zu: „Michel! Michel! Michel! Steh' auf, 's ist heller lichter Tag, 's ist heller, lichter Ta. . . . g!" Sieht sie ihren Feind, die Katze, so ruft sie: „Bi Siet! Bi Siet!" (bei Seite) oder auch in übermütiger Laune neckt sie: „Griep! Griep!"

Beängstigend, namentlich für Abergläubische, klingt der Ruf eines nächtlichen Raubvogels, des Uhus. Sein Ruf mag wohl in unsern alten Vorfahren die Sage von der wilden Jagd erweckt haben. Der Abergläubische deutet das nächtliche Geschrei des Käuzchens durch die Worte: „Komm mit" und nennt es einen Leichen- oder Totenvogel.

Die Meisen ergötzen weniger durch ihren Gesang als durch ihr lebhaftes, munteres, oft auch zierliches Wesen und ihr häufiges Locken. Es sind Frühlingstöne, denn im März, manchmal schon im Februar, kann man sie hören. Die Kohlmeise hält in milden Wintern bei uns aus und singt, wenn die Sonne scheint, oft mitten in Schnee und Eis. Sie läßt einen dreisilbigen Ruf dreimal hören und noch dazu die erste Silbe eines vierten gewissermaßen als Vorschlag. Man deutet ihren Ruf auf verschiedene Weise, etwa: „Kik int Ei, kik int Ei, kik int Ei, kik; oder: „d'Zit is da, d'Zit is da, d'Zit is da, Zit," nämlich, wenn der Tisch im Frühling wieder reichlich gedeckt ist. Im Winter dagegen, wenn sie allein auf einem Aste sitzt, ruft sie: „Sitt ick hier, sitt ick hier, sitt ick hier, sitt,"

und den Menschen warnt sie zur Vorsicht mit den Worten: „Flick den Pelz, flick den Pelz, flick den Pelz, flick!“ Auch deutet man ihr Locken mit den Worten: „Medizin, Medizin, Medizin, zin!“ Ein Mädchen ist beim Melken. Die Meisen rufen ihm hell zu: „Sieh dich vor! Sieh dich vor! Sieh dich vor! Sieh!“ Da sagte eine alte Frau zur Dirne: „Sieh dich vor, wenn du mit der Milch nach Hause gehst, daß du nicht fällst.“ Das Mädchen aber ist unvorsichtig, stößt an einen Stein und schüttet die Milch aus. „Siehst du,“ sagte die alte Frau, „was hat der Vogel gerufen!“

Der wahre Sänger der Lüfte ist die Lerche. Tirilierend „an ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft“ und begrüßt den ersten Strahl der emportauchenden Sonne mit den Worten: „Liri, liri, liri, schön ist's in der Früh,“ oder: „Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Tore.“ Dankerfüllt über die Güte des Schöpfers jubelt sie ihm zu: „Dir, dir, dir, nur dir gilt mein Dank!“ Und wenn sie wieder auf die lachenden, grünen Fluren niedersinkt: „Die Welt ist, ach, so schön, die Welt ist schön, schön, ju i . . . ch.“ Schön sind auch die Worte, mit denen man den Gesang hier und da als sehnsüchtiges Gebet bezeichnet. Sie singt im Aufwärtssteigen: „Mein Vater ist im Himmel, da wollt' ich auch gern sein.“ Immer höher steigt sie, aber nach vielen Zügen und Wirbeln sinkt sie wieder herab mit den Worten: „Doch ist's so weit, weit, ach, so weit.“ Bei ihren Lobliedern vergißt sie die Teilnahme an dem Wohl und Wehe ihrer Mitgeschöpfe nicht. Sie trillert:

Piep, piep, piep, Körnchen ist riep,
Haben die armen Leute auch was
Und ich auch was, ich auch was.

Der gemessene, gleichmäßig wiederkehrende Ruf der Goldammer erschallt beim Beginn des Frühlings. Es ist schon erwähnt, wie derselbe Beethoven das Grundmotiv zu seiner berühmten 5. Symphonie gegeben haben soll. Auf einer freien Astspitze sitzend und sich das Getreibe der Menschen ansehend, ruft der Vogel aus: „Sis, sis noch früh!“ Oder er rühmt sein gelbes Gefieder mit den Worten: „Wie bin ich schön, bin ich so schön!“ Nach dem Dichter Jul. Mosen ruft er zutraulich aus: „Ich hab' dich lieb, von Herzen lieb.“ Der Hirtenknabe auf dem Felde dagegen ist drastischer in seiner Deutung. Er meint, sie rufe: „Lick, lick, lick Schi . . . . t, Lick, lick, lick Schi . . . . t,“ was der Itzehoer Dichter J. H. Fehrs umgedeutet hat in seinem Gedichte „En Drom“ durch die Worte: „Glück, lück so wi . . . . d.“ In einem andern Gedichte läßt derselbe Dichter die Goldammer einem verliebten Mädchen, welches einem jungen Jäger ihr Herz geschenkt und den Vogel um Rat fragt, warnend zurufen: „Törichtes Kind!“ Klaus Groth dagegen deutet den Gesang der Goldammer mit den Worten: „Jung, jung verdorb'n,“ nämlich der Knabe, der sich durch den Vogelfang nährt.

Ein wahrheitsliebender Vogel, sagt der Volksmund, ist der Stieglitz, denn er ruft: „Lügt nit!“ Lügt nit!“

Der bewegliche Zeisig muß ein Feinschmecker sein, denn seine gedehnte Stimme deutet man in derber Art: „Zie—Zie—Zie—Ziegenfleisch ist zä . . . . h!“

Der Edelmann unter den Vögeln ist der Pirol, der am spätesten von den Sängern zu uns kommt und am frühesten uns verläßt, auch nur holzreiche Gegenden, z. B. die Gegend um Itzehoe, besucht. Man läßt ihn sagen: „Ich bin der Herr von Bülow!“ Nach andern soll er zum Pfingstfeste flöten:

Pfingsten, Pfingsten, Bier holen!
Aussaufen! Mehr holen!
Hast gekauft, bezahl' es auch!

Man bezeichnet diesen Vogel darum auch wohl mit dem Namen Biereule.

Von dem schnellen, leichtfüßigen Zaunkönig erzählt das Märchen der Ge

brüder Grimm, er habe bei der Königswahl der Vögel sich seine Würde durch Betrug erworben. Er darf sich darum nicht viel sehen lassen, schlüpft in dem Zaun umher, und nur wenn er ganz sicher ist, ruft er: „Zick, zick, zick, de König bün ick!" Auch J. H. Fehrs stellt ihm kein schönes Zeugnis aus. „As Nettelkönig Hochtid fihr," so erzählt er, „lah he vele Gäst in. As naher de Mahltied losgahn schull, da fulln nu all de Gäst op den Rat von sin Fru över de Muskanten her, nämlich över de Sewwers, de Scharmbolln, de Hummels, de Imm, de Bremsen un Mücken. Sit de Tid is de Nettelkönig aber ganz ünnern Pantüffel un deit nett, wat sin lütt smucke Fru seggt. Bi de Muskanten steiht he aber sid de Tid in slechn Ruf, un von de gelehrtn Snickn ward he sogar in een Pott smetn mit Ahab un Isebel." („Ettgrön" von J. H. Fehrs.)

Als einen Schlauberger oder doch wenigstens als vorsichtig stellt ihn Klans Groth hin in dem Gedichte:

De Katt, de seet int Nettetkrut,
Int Nettelkrut verborgn.
Do keem de lüttje König rut
Un bo ehr guden Morgen.

Gun Morgen, Musch in Nettelbusch,
Wat sittst du hier in Sorgen?
Nich wahr? wenn du man Flünken harrst,
So spist du mi ton Morgen!

Die Sprache des **Hänflings** schildert A. Wuthenow in ihrer Gedichtsammlung „Blomen ut Annemariek Schulten ehrn Gorn" ganz allerliebst in dem Gedichte „Hänfling bin Nestbu" folgendermaßen:

Tick Tickericktick,
T' kommt allens to Schick,
Blot Tid möst di laten,
Nich so in een Aten;
Man een bi een,
Keen Halm is to kleen.

Nu hier noch een Duhn un dor noch een Fedder,
Bald singen un freun wi uns wedder.
Nu hier noch een Flick,
Un 't Nest is to Schick.
Tick Tickericktick!

Den **Buchfinken** läßt Fr. Güll zu dem dreschenden Bauern sprechen:

Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack,
Hast 'nen großen Habersack,
Hast viel Weizen und viel Kern,
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern.

Das Lied der süßen **Nachtigall** dagegen ist so abwechselungsvoll und melodisch, daß es als Ganzes in Worte zu fassen nicht möglich ist. Fritz Reuter spricht das Lob der Nachtigall in „Hanne Nüte" in überschwenglicher Weise aus, indem er sagt:

Ihr Sang, de küßt so säut un deiht so weih,
Dat heilt dat Hart un ritt' intwei.
Dat Dingschen süht nah gor nicks ut,
Un wo bringt sei dat nüdlich rut!
„Nu hür," seggt Jochen, „hür doch mal!
Dit is de Kröt, de Nachtigall!"

Klaus Groth deutet ihren Liebesgesang mit folgenden Worten:

Tiu, Tiu,
Gott gröt di, min Fru.
Ach, wat sünd wi doch hüt
Vör glückselige Lüt!

Von der Sprache des **Kiebitzes** wird uns ebenfalls in dem Märchen „Die Königswahl der Vögel" erzählt. Er war, so wird berichtet, mit einer Wahl nicht einverstanden. Frei hatte er gelebt und frei wollte er bleiben. Angstvoll hin- und herfliegend, rief er aus: „Wo bliv ick! Wo bliv ick!" Er zog sich zurück in einsame Sümpfe und zeigte sich nicht wieder in Gemeinschaft von seinesgleichen. Die Legende deutet seinen Ruf und sein einsames Leben folgendermaßen: Als die Todesstunde des Heilandes nahte, kam auch der Kiebitz zur Schädelstätte. Er umflatterte das Kreuz und schrie: „Pin ham! Pin ham!" Peinigt ihn! Peinigt ihn! Für ewig verflucht, findet er darum nimmer Ruhe und Rast. Sein Nest umkreist er mit angstvoller Klage, seine Eier werden geraubt.

Der ebenfalls zu den Sumpfvögeln gehörende **Regenpfeifer** ruft: „Tüt! Tüt!" Der Volksmund übersetzt es wohl mit „Schi . . . . t! Schi . . . . t!" um damit anzudeuten, daß es Regen geben wird.

Von einer Stimme des Storches zu reden, wäre wohl etwas gewagt. Auf einem Beine stehend, philosophiert er, sagt Fritz Reuter. Seine Philosophie hat der Volksmund nach Mitteilung aus einer früheren Nummer der „Heimat“ durch folgendes Gespräch mit dem Frosche gedeutet: „Godn Dag, Abendsblank! Godn Dag, Herr König von Engelland! Gestern Abend begegn mi de ol Mullwop, de ol Kik ut Lock, de segg to mi: Godn Dag, Brettfod! Wat mi dat verdrot, dat kann ick keen Minschen segg'n!“ Da hatte der Storch den mitteilungsbedürftigen Frosch aber schon im Schnabel. Die Legende erzählt, daß der Storch laut die unselige Tat der Kreuzigung des Heilandes beklagte und bejammerte. „Styrk ham! Styrk ham!“ Stärkt ihn! Stärkt ihn! rief er mahnend der Menge zu. Deshalb ist der Storch gesegnet und darf sein Nest ungestört auf der menschlichen Wohnung bauen.

Anmutsvoll ist wieder der Schlag der Wachtel. Schon vor Tagesanbruch ertönt er, oft 6—8mal wiederholt, in den Saatfeldern: „Pickberwick!“ oder, wie der Landmann es ausdrückt: „Bück den Rück!“ oder: „Flick de Büx!“ Auch Fritz Reuter erwähnt die Wachtel in „Hanne Nüte.“ Er läßt sie ausrufen: „Wi stahn di bi! Wi stahn di bi!“ oder: „Lat se gahn! Lat se gahn!“ Am schönsten ist der Schlag der Wachtel wohl wiedergegeben in dem bekannten Volksliede „Wachtelschlag“:

Lobet Gott! Danke Gott! Guten Tag! Wehe mir! Tritt mich nicht! Ist mir leid!
Werd' ich naß! Hartes Bett! Fürcht' mich nicht! Harte Zeit! Hüt' dich Gott!

Das sind die verschiedenen Ausdrücke für den Wachtelschlag.

Den Ruf der Wiesenknarre oder des Wachtelkönigs, der mit den Wachteln kommt und wieder mit ihnen fortzieht nnd sein lautes, knarrendes Geschrei oft halbe Nächte lang im Ried erschallen läßt, drückt der Volksmund durch das Wort „Knecht! Knecht!“ aus. Darum heißt der Vogel auch die faule Magd, die den Knecht zu Hülfe ruft.

Der Dichter J. H. Fehrs hat vortrefflich den Ruf der Rohrdrossel oder des Reetvogels als Refrain benutzt. Er erzählt von einem hübschen, jungen Mädchen Rike, das in den Außendeich geht, um zu baden. Der Vogel ruft verwundernd:

Rike, Rike, Rike, kirr, kirr, kirr,
Kei, kei, kei, karre, karre, karre, kitt!

Er sieht, wie sie sich auszieht Strümpfe, Schuhe, Schürze, Kleid und nun noch das Letzte, und verwundernd und warnend zugleich ruft er aus:

Rike, Rike, Rike, kirr, kirr, kirr,.
Kei, kei, kei, karre, karre, karre, kitt!

Durch sein scheues, zum Teil geheimnisvolles Wesen und durch seinen weithin schallenden Ruf, welcher aus zwei Tönen besteht, ist der Kuckuck bekannt. Auch er wird als der Verkünder des Frühlings bezeichnet.

Was du gesungen,
Ist dir gelungen.
Frühling, Frühling wird es nun bald.

So heißt es in einem Kinderliede. — Die Kinder rufen ihm zu:

Kuckuck, min Levken, Wat steiht darin schräwen,
Wat steiht in din Brefken? Wo lang schall ick lewen?

und zählen nun die Rufe. — Als heiliger Vogel der Göttin Freia stand der Kuckuck auch zur Ehe in Verbindung, und die jungen Mädchen fragen ihn wohl:

Kuckuck achter de Hecken,
Wo lang schall ick gan un bleken?

Oder auch der Bräutigam: „Wo lang schall min Brut noch gan un bleken?“ Dann werden die Rufe gezählt. Ähnlich berichtet es das Volkslied von dem Schäfermädchen, das die Schafe weidete.

Der Glaube, daß er seine Kehle durch reichlichen Genuß von Eiern geschmeidig mache, hat wohl zur folgenden Deutung veranlaßt: „Kuckuck! Suput! Dickbuk!" War er früher ein heiliger Vogel, so hat er mit dem Verschwinden des Heidentums einen teuflischen Charakter bekommen. Manche, nicht gerade schön klingende Redensarten zeugen davon, z. B.: „Hol' dich der Kuckuck! Du bist des Kuckucks! Dat weet de Kuckuck! Du magst di den Kuckuck!" Daß er seine Eier in fremde Nester legt, darauf deutet ein anderer Dichter hin, indem er ihn sprechen läßt:

Mein Weibchen, wir sehn behaglich zu,
Dann legst du deine Eier ins fremde Nest: Kucku!

Auch Klaus Groth hat diese Tatsache humoristisch geschildert in seinem Gedichte: „Kuckuck."

Weil er etwas früher kommt als der Kuckuck, so nennt man den Wiedehopf wohl des Kuckucks Küster. Das Märchen stellt ihn als Hirten da, der sein Vieh auf dürren Bergen hütet, so daß es vor Magerkeit nicht aufstehen kann, und er immerfort rufen muß: „Up! Up! Up!"

Ein Vogel, der bei uns immer seltener wird, ist die Elster, die gerne lacht: „Schackeraschack!" Warum, wollen wir nachher sehen. Man hat ihr Lachen auch wohl folgendermaßen gedeutet: „Ick bün de Meister, ick, ick, ick!"

Der Elster verwandt sind die Krähen. Trotz ihrer krächzenden Stimme, ihres nicht gerade angenehmen Äußeren und vielleicht etwas zweifelhaften Nutzens haben Volks- und Dichtermund sich viel mit ihnen beschäftigt. Der Dichter W. Hey läßt den „Bettelmann" in seinem Kinderstück „Der Rabe" ausrufen: „Rab! Rab! Gebt mir doch auch einen Knochen ab!" Nachdem der kalte Winter verschwunden und der Frühling aufs neue den Tisch gedeckt hat, ruft er munter: „Habt Dank! Habt Dank!" In dem Märcheu von der Königswahl unter den Vögeln beruhigt die Krähe alle ängstlichen Tiere mit den Worten „Quark ock," d. h. es würde alles friedlich ablaufen. — Klaus Groth läßt ihn ausrufen: „Du Narr! Du Narr!", womit er den Knaben bezeichnet, der ihn verfolgt und mit Steinen wirft. Derselbe Dichter läßt die Krähe, welche ihren Hunger stillen will, zum Tanze aufspielen, der dem Hasen zu einem Totentanze wird. Da die Raben im Winter bei uns bleiben und oft Hunger leiden müssen, so mögen sie wohl von Nahrungssorgen gequält werden, was der Volksmund auf folgende derbe Weise ausdrückt: Im Sommer ruft der Rabe: „Oln Quark!", im Winter: „Fif Mark!" Oder: Im Sommer: „Hock Dreling!" (Dreier), im Winter: „Peerappel Mark!" — Das Gespräch zwischen zwei Krähen deutet man so:

1. Krähe: Ick wet 'n Brad'n, ick wet 'n Brad'n!
2. „ : Knakndörr? Knakndörr?
1. „ : Snickenfett! Snickenfett!
2. „ : Wo denn? Wo denn?
1. „ : Opn Hoff! Opn Hoff!
2. „ : Pul aff! Pul aff!

Das Gespräch zwischen drei Krähen ist, wie folgt:

1. Krähe: Achtern Barg! Achtern Barg!
2. „ : Liggt Aas! Liggt Aas!
3. „ : Fritt aff! Fritt aff!

Alwine Wuthenow hat in ihrem „Kreinleed" die Sprache dieser Tiere folgendermaßen geschildert:

1. Quark, Quark! kummt nix mehr to Mark,
Is allns so witt un tofrarn de Pütt.
De Küll wier so stark. Quark, Quark!
2. Quark, Quark! is en truriges Wark,
Wenn de Hunger en driwwt un nahrens wat gifft,
Kum en Knaken ahn Mark. Quark, Quark!

3. Quark, Quark! Ja, Küll is en Hark,
De allens wegrakt un rein'n Disch makt,
Bet de Welt as en Sark. Quark, Quark!
4. Quark, Quark! Dor sitt's op de Kark.
Komm, Olsche, komm rum, ick heff noch wat funn,
En Kartüffel achtern Park. Quark, Quark!

Interessant ist auch die Volksversammlung der Krähen, wie sie der Dichter J. H. Fehrs in seinem neuesten Werke „Ettgrön" schildert, worauf hier kurz hingewiesen sein mag.

Wir kommen zuletzt zu unserm Hausgeflügel. Das Geschrei des Pfaus, der gewöhnlich nur auf großen Höfen lebt, übersetzt man scherzhaft: „Frau Majorin!"

Die Perlhühner haben eine durchdringende, laute Stimme. Das Geschrei der Henne klingt wie: „Papa! Papa!" oder „Glock acht! Glock acht!"

Erwähnt sei weiter die sanfte, zierliche Taube, die durch ihr schönes, sauberes Gefieder, durch ihren schnellen Flug, durch ihre Liebkosungen untereinander, durch ihr zierliches Nicken beim Gehen immer ein besonderes Wohlgefallen bei dem Menschen erregt hat. Die eine trommelt, die andere girrt, die dritte kichert, die vierte schlägt rugsend ihr Rad, immer aber findet man etwas Innerliches, Seelenvolles darin. Die Taube tritt daher auch häufig handelnd in Märchen auf, wo sie helfend dem Menschen zur Seite steht, oft als Sinnbild des Friedens z. B. in „Aschenputtel," wo die Stimme der Taube durch „Rucke di ku" nachgeahmt wird. Den ersten Sonnenstrahl, der zu ihr in das Taubenhäuschen dringt, begrüßt sie mit den Worten: „Rucke di ku, die Tür ist noch zu." Nach einer Volksdeutung ruft der Täuber liebkosend aus: „Trutste Fru! Trutste Fru!" Die Holztaube, so erzählt das Märchen, wollte das Nestbauen von der Elster lernen und versprach ihr eine Kuh dafür. Sie glaubte beim ersten Ansehen schon alles zu verstehen, so daß sie ihr Lehrgeld umsonst bezahlte, worüber die Elster heute noch lacht. Die Holztaube kann bis jetzt auch noch kein ordentliches Nest dauen, das nur aus einigen übereinandergelegten Reisern besteht. Sie ruft beim Nestbauen trauernd aus: „Min bunte Kuh! Min bunte Kuh!" Häufig wird der Taubenruf auch als Wehklage verstanden, z. B. in Brentanos „Rotkehlchens Ermordung und Begräbnis," wo es heißt:

Dies ist die Turtel, die Klage ruft:
Ruh, gut Rotkehlchen, in der Gruft.
Ich ruf' und schluchze: Gute Ruh',
Gute Ruh', wie gut warst du,
Rotkehlchen, Liebselchen!

Die Legende erzählt, daß die Turteltaube sich auf das Kreuz des Heilandes niederließ und ausrief:

Kurrie, kurrie Leison!
Herr, erbarme dich!

Seit jenem Trauertage ist sie niemals wieder froh geworden; scheu fliegt sie durch die Wälder, wehevoll klagend. Gar lieblich wird aber die mütterliche Liebe der Taube von Alwine Wuthenow in ihrem Gedichte „Duwenmudder" geschildert.

1. Duwenmudder sitt so still up ehr lüttes Nest,
Meist, as ob se seggn will, dat's min Allerbest.
2. As wenn unner ehre Flücht sei dat Leiwste hüllt,
Wat se nich vertuschen möggt mit de ganze Welt.
3. Duwenmudder, ward de Tid di denn gor nich lang?
Segg, wat di dorför geschieht un wat is din Dank?
4. Kikst mi an so wunderlich, ach, du denkst gewiß:
Du lütt Dümming weitst man ni, wat 'ne Mudder is.
5. Un wenn du man weiten wullst, wat ik gern di lehr:
Unse Herrgott hett Geduld mit di noch veel mehr.

Auch die Stimme der watschelnden Ente ist vielfach durch Worte wiedergegeben; z. B. ruft die Ente in dem Märchen „Die Königswahl der Vögel" aus:

„Pracherwark!" Der Volksmund sagt, wenn es stark regnet, so ruft der Hahn: „O große No......t!" die Ente aber, die das Wasser liebt: „Dat is got! Dat is got!" Ausgezeichnet hat bekanntlich unser Klaus Groth die Stimme und die Tätigkeit der Ente dargestellt in dem Gedichte „Aanten int Water."

Auf dem Hofe mancher Besitzer lebt auch die dumme Gans, die sich oft durch ihr unaufhörliches Geschnatter, bisweilen auch durch ihr Pfeifen und Zischen bemerkbar macht. In dem bekannten Kinderliede wird ihr Schnick-Schnack durch „Gi, ga, gack" wiedergegeben. Wenn sie uns auch zu Martini einen wunderschönen Braten liefert und ihre weichen Federn, so wird sie uns doch zuweilen lästig, indem sie alles mit ihrem breiten Schnabel betastet und zerreißt. Nichts bleibt unbemerkt und unberührt, weder Knochen, noch Eisen, noch Stein. Das Gespräch dabei drückt der Volksmund, wie folgt, aus:

1. Gans: Nimmst du dit.
2. „ : Nehm ick dat.
Der Ganner: Dat mutt a....ll mit.

Wir kommen zu den nützlichsten unter unserm Hausgeflügel, zu den Hühnern Daß gerade diese Tiere mit ihrer mütterlichen Sorgfalt, ihrer Wachsamkeit, ihrer Zutraulichkeit und großem Nutzen die Aufmerksamkeit der Menschen erregt haben, ist wohl klar. Der majestätisch auftretende Hahn kommt häufig in Märchen und Fabeln vor als Bild der Klugheit, Vorsicht und Wachsamkeit. In dem schon erwähnten Märchen von der Königswahl fragt die Henne den Hahn: „Wat, wat, wat is dar to dohn?" Der Hahn antwortet: „Luter fremde Lüt!" und erzählt, was die Vögel vorhätten. Klaus Groth läßt ihn, als der Vogelfänger kommt, ausrufen:

Küken, neit u....t! Küken, neit u....t!
Dat is keen Gu....den!

und alle verstecken sich hinter dem Zaun. — In dem Märchen „Frau Holle" begrüßt er die fleißige Jungfrau:

Kikeriki,
Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!

In dem Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten" ruft er: „Bringt mir den Schelm her!"

Wie interessant und anschaulich Fritz Reuter die Hühnerfamilie, darunter den Kantor Hahn und die Glucke mit ihren 15 Kücken auf der Kindtaufe des Sperlings in ihrem Auftreten zu schildern vermag, das möge jeder in „Hanne Nüte" nicht einmal, sondern mehrmals lesen. Auch J. H. Fehrs hat in dem Gedichte „Kathrin" das Gespräch zwischen Hahn, Glucke und Hühnern über die Hochzeit von Lütt Trina und Hans Kasper in humoristischer Weise geschildert. Das majestätische Walten des Hahns, das gemächliche, abgünstige Wesen der Glucke, das unschuldige, naive Verhalten der Henne ist hier vortrefflich dargestellt. Zum Schlusse möge hier noch das allerliebste Gedicht „Kluckhähn" von der Heider Dichterin Sophie Detleffs angeführt werden.

1. Tipes, Tipes, kommt heran!
Tuk, tuk, tuk! — Dar kamt se an!
Swart un witt un gäl un grau,
Och, wat sünd de Dinger gau!
Süh, dat gäle steik alleen
Noch nich säker op de Been.
Moder pett di oppn Kopp,
Tipe, hol di jo nich opp!

2. Tuk, tuk, tuk, de Olsche scharrt,
Dat de Lütjen düsli wart,
Dat se all de fine Grütt
Op de lütjen Tipes smitt.
Och, wat is dat swarte flink!
Tipe, komm heran un drink!
Süh, he pickt en Drüppen op,
Leggt torüch den lütjen Kopp.

3. Tuk, tuk, tuk, de lüttjen Narrn,
Wüllt se nich as Moder scharrn! —
Un de Olsche is so dumm,
Pett dat ganze Drinknapp um.
Nu man wegg, de heele Swarm,
Och, wat sünd se week un warm!
Moder, bree de Flünken ut
Um din ganze lüttje Brut.

4. Ja, jüm sitt dar warm un schön,
Beter as so mennig Een,
De dar in de Welt verstött
Nich mehr Vader un Moder hett.

Aber unse Gott un Herr
Schickt sin leven Engel her,
De beschützt son lütjet Wurm,
Dat et nich verweit in Sturm.

So steckt, um mit dem Dichter J. H. Fehrs zu sprechen, auch hinter dem Tiervolke „allerhand Slag Lüd." Sollte aber durch diese Darstellung bei diesem oder jenem das Interesse für die Tiere soweit geweckt worden sein, daß er späterhin einmal aufmerkt auf die Sprache der Tiere, auf ihr Tun und ihre Gewohnheiten, so glauben wir, hätten wir damit auch den Grund gelegt für eine Wirksamkeit, der wir uns alle nicht entziehen dürfen, nämlich des Tierschutzes mit dem Motto: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes."



Der Kappeler Karneval.

Von **Heinrich Traulsen** in Flensburg.

An der sagenumwobenen Schlei, in der schönen Landschaft Angeln, liegt die kleine Stadt Kappeln. Als eigenartiges Wahrzeichen sieht man schon von ferne den hübschen Kirchturm, dessen Spitze nicht, wie sonst allgemein üblich, ein Hahn ziert, sondern der heilige Christopher mit dem Christuskinde. Bekannt ist die Stadt durch ihre Heringsräuchereien, in denen man die in der Schlei gefangenen Heringe räuchert, um sie dann als „Kappeler Bücklinge" weithin zu versenden.

Weniger bekannt ist ein Fest, das hier in Zwischenräumen von mehreren Jahren gefeiert wurde: die „Junge-Männer-Gilde." auch „Schiffergilde" genannt. Dies Fest ist eine Art Karneval. Es stammt aus der Zeit der Türkenkriege. Man feiert es zum Andenken an die glückliche Heimkehr des damaligen Lehnsherrn von Kappeln, eines Herrn von Rumohr, der auf dem adeligen Hofe Röst, etwa eine halbe Stunde von Kappeln, wohnte. Auf diesen Ursprung weisen noch die bei dem Feste vorkommenden Figuren und Zeremonieen hin. Die Figuren sind folgende: der Graf und die Gräfin mit zwei Mohrenknaben, ein nordisches Brautpaar, Italiener, Tiroler, die vier Jahreszeiten, der Wunderdoktor mit seiner Frau Angelika und seinem Famulus Musjö Christian, ein Hofnarr, Pierrot, ein Fahnenschwenker, ein Läufer u. a., alle in hübschen Kostümen.

Das Fest dauert mehrere Tage. Am ersten Tage wird ein mit Wimpeln und Flaggen festlich geschmücktes Schiff von seinem Ankerplatz „verholt" und unter Gesang und Festreden an einem Platz an der Schiffsbrücke, dem Gildehause gegenüber, festgelegt, und der Mast des Schiffes durch eine mit Flaggen und Wimpeln geschmückte Guirlande, in deren Mitte die Figur eines Türken hängt, mit dem Gildehause verbunden. Natürlich muß man sich nach dieser Arbeit durch einen kräftigen Trunk stärken. Am zweiten Tage findet das „Türkentrecken" statt. Ein Mann in seltsamem Kostüm zieht die lebensgroße Figur eines Türken durch die Stadt, begleitet von dem Fahnenschwenker. Das Fahnenschwenken erfordert große Geschicklichkeit, indem die Fahne bald hoch in die Luft geworfen und wieder aufgefangen, bald unter einem hochgehobenen Bein hindurch geschwenkt wird. Dies Schwenken wird vor den meisten Bürgerhäusern und öffentlichen Gebäuden aufgeführt, wobei der „Türkentrecker" bei einem von dem Fahnenschwenker abgefeuerten Pistolenschuß jedesmal platt auf den Rücken fällt. Dann geht es hinaus auf eine außerhalb der Stadt liegende Koppel zum „Türkenschießen," welches gewöhnlich auch noch den nächsten Tag anhält. Des Abends ist an diesen Tagen sogenannter „Herrenabend." Die Damen sind dann in einem besonderen Zimmer versammelt,

zu dem Herren nur ausnahmsweise Zutritt erhalten, während die Damen andererseits die Herrenzimmer nicht betreten dürfen. Diese Trennung ist wahrscheinlich die Nachahmung eines türkischen Harems. Wer sich aus der „Jungfrauenkammer" eine Tänzerin holt, wird von den Wächtern je nach seinen Vermögensverhältnissen gebrücht, und aus diesen Strafgeldern werden die Kosten der Gilde gedeckt. Am vierten Tage ist der Umzug durch die Stadt. Vorauf ein Läufer, der dem Zuge den Weg zeigen soll, der aber die Zuschauer zu necken liebt, indem er in Straßen einbiegt, die der Zug noch nicht passieren soll. Dann folgen in Kostümen die Teilnehmer am Zuge, die die Nationaltänze der verschiedenen Völkerschaften aufführen oder Gesangstücke vortragen. Zwischendurch tummelt sich der Hofnarr auf seinem Pony. Bald springt er vom Pferde, um einer Schönen aus der Zuschauermenge einen Kuß zu rauben, bald besteigt er sein Pferd in der Eile verkehrt, so daß er „statt des Zaumes den Schwanz in die Hand" bekommt, bisweilen reitet er sogar in die Bürgerhäuser hinein. Der Wunderdoktor in seinem Wams mit tellergroßen Knöpfen besucht seine Kollegen, die Herren Ärzte und Apotheker, oder preist seine unfehlbaren Wundermittel an. Seine Kuren gleichen denen des berühmten Dr. Eisenbart. So kauft man z. B. gegen Zahnschmerzen eine Flasche Wasser mit der Gebrauchsanweisung: „Man nehme einen Mundvoll, setze sich auf den glühenden Herd, bis das Wasser im Munde kocht; ist sehr probat." Musjö Christian, sein Famulus, pfuscht ihm hinter seinem Rücken ins Handwerk oder liebäugelt mit des Doktors besserer Hälfte. Am fünften Tage dehnt sich der Umzug auf die benachbarten Dörfer aus. Hier werden die Teilnehmer von den Bauern mit Butterbrot und Getränken bewirtet, erhalten auch wohl Geschenke in Naturalien, als Schinken, Würste und Bier. Abeuds wird der Schlußball abgehalten. In früheren Zeiten folgte am fünften und sechsten Tage die sog. „tolle Maskerade." Dann war die ganze Stadt ein einziger Maskenball. Auf dem Marktplatze lagerten sich Zigeuner- und Musikbanden, die die tollste Musik verübten. Alles zog maskiert umher, und Tür und Tor standen jedem offen. Diese Maskerade ist jedoch die letzten Male fortgefallen, wie wohl auch das ganze Fest bald der Vergangenheit angehören wird, da es in den letzten 20 Jahreu nicht mehr gefeiert worden ist.



Die Unterirdischen im Wiemelsberg.

Von **Fritz Petersen** in Ihlefeld.

In der Umgegend von Holzbunge (Kreis Eckernförde) sind über den Wiemelsberg und seine Bewohner nachstehende zwei Sagen bekannt, deren Inhalt verwandt ist mit Müllenhoffs „Pingel ist tot" (aus der Gegend von Jagel wird es erzählt) und „Des kleinen Volkes Überfahrt."

I.

Es ging einst ein Bauer mit Sonnenaufgang zur Arbeit auf sein in der Nähe des Wiemelsberges belegenes Feld. Als der Tag nun weiter vorschritt und die Sonne heißer zu scheinen begann, wurde er hungrig und durstig und wünschte sich etwas zu essen und zu trinken. Da seine Wohnung weit entfernt war, so wollte er nicht nach Hause gehen, sondern warten, bis seine Frau das Mittagessen bringen würde. Erschöpft setzte er sich in den kühlen Schatten eines Haselstrauchs; da kamen Unterirdische vom Wiemelsberg herunter und fragten nach seinem Begehr. Der Ackersmann sagte ihnen seinen Wunsch, und da erschien

sogleich auf Befehl des einen, der, eines Hauptes größer als seine Mitgenossen, sich durch seinen großen, weißen Bart auszeichnete und von den anderen Unterirdischen „Papa“ genannt wurde, ein mit den köstlichsten Speisen und Getränken reich beladener Tisch. Ein Fäßchen Erdbeerwein, ein Krug Bier, Pfefferkuchen, Braten, Milch, alles, was des Menschen Herz erfreuen kann, wurde von dem kleinen Volke herbeigeschleppt. Der Unterirdische, der vorhin den Befehl zum Erscheinen des Tisches gegeben hatte, lud den ermatteten Bauersmann ein, zu essen und zu trinken, bis er satt sei. Er möchte sich jedoch hüten, etwas in die Tasche zu stecken. Der Bauer beachtete jedoch das Gebot nicht, sondern nahm etwas vom Tisch und steckte es ein, um es mit nach Hause zu nehmen. Kaum hatte er dies jedoch getan, da verschwand der Tisch samt allen prächtigen Speisen und Getränken.

II.

Das Gasthaus zu Holzbunge befand sich früher auf dem Nordende des Dorfes. Alt und niedrig, die Gaststube vom Rauch des Kamins geschwärzt, wurde es stark besucht, da das gute Bier, das hier gebraut wurde, bekannt war. Hier kamen auch die Unterirdischen und holten ihren Bedarf an Bier, welches sich in einer Tonne neben dem Kamin befand. Das Geld hierfür, das in der Regel weit den Wert des Bieres übertraf, wurde auf den Rand der Tonne gelegt. Ganz ähnlich trieben sie es auf einer anderen Stelle, wo sie sich Butter holten. Die Milch, die abends in die Butterkanne gegossen, war am nächsten Morgen abgebuttert. Butter fand sich jedoch nicht vor, aber der vielfache Wert derselben lag jedesmal auf dem Deckel der Butterkanne. Wurden irgendwo Familienfeste gefeiert, so beanspruchten die Unterirdischen die Reste der Mahlzeit. Falls ihnen dieselben nicht gewährt wurden, hatte das Haus viel von ihren schalkhaften Streichen zu leiden.

Es geschah nun eines Tags, daß ein Bauer, der sich im Walde verirrt hatte, in die Nähe des Wiemelberges kam. Hier hörte er ein sonderbares Geschrei, aus welchem am meisten: „Papa ist tot! Papa ist tot!“ hervortönte. Erschreckt kehrte er um und langte endlich erschöpft und müde spät nachts in dem Gasthause an. Hier erzählte er den noch anwesenden Bauern sein Abenteuer, wobei er das beim Wiemelsberg gehörte „Papa ist tot!“ noch besonders hervorhob. Ein Unterirdischer, der sich noch eben vor Tagesanbruch einen Krug Bier holen wollte, war gerade anwesend und hörte die Rede des Bauern. Er wurde in diesem Augenblick sichtbar, warf seinen Krug zur Erde, daß derselbe zersprang, und rief laut: „Wenn Papa tot ist, so brauchen wir auch kein Bier mehr.“ — Darauf sind die Unterirdischen vom Wiemelsberg verschwunden, und keines Menschen Auge hat je wieder eine Spur ihrer Tätigkeit geschaut.



Tanzreime.[1])

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Fritz, Fritz, komm, min Jung,
Danz den Polka mit mi 'rum,
Hörst du nich den Schöttschen klingen?[2])
Komm un danz em doch mit mi.
(Eschenburg in Holm.)

[2]) oder: Segg doch, wo gefallt em di.
Schwansen.

2. Hans woll dansen,
Harr man keen Schoh,
Harr en Paar Töffeln,
De pass'n ni to;
Schoster makt Schoh
Un 'n Paar Töffeln darto.
(Ehlers in Bramstedt.)

---

[1]) Für die Zusammenstellungen von Volksreimen, die nacheinander in der „Heimat“ erscheinen werden, habe ich benutzt: Sammlungen von Realschullehrer Suck in Oldesloe (vergl. „Heimat 1899 S. 126), von Lehrer Eschenburg in Holm bei Ütersen, von Lehrer Vagt in Kükelühn bei Hansühn und von Carstensen in Achtrup, die mir von der Schrift-

3. Eenmal ik, eenmal du,
Eenmal de Schosterfru;
Schoster, flick min Schoh,
Do gud Leller darto.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

4. Hannis mit 'n Hot,
De Hot de kleed em got,
De Hot de kleed em bannig nett,
Wenn he em bittn scheef upsett.
(Eschenburg in Holm.)

5. Hannis, wat makst du dar?
Hollandschen Kees.
Dat di de Dübel hal.
Dat is nicks Nees.
Schwansen und (Eschenburg in Holm.)

6. Heidldidldidl!
Hinnerk mit de Fidel,
Hans mit de Fleut,
Seht mal, wo't geiht.
(Eschenburg in Holm.)

7. O min lewe (söte) Heinerich,
Wes doch nich so gnatterig,
Eenen söten, langen Kuß,
Dat is wahrlich een Genuß.
(Eschenburg in Holm.)

8. Heineri, Heineri, pul Kantüffeln,
Dietri, Dietri, stipp in't Fett,
Moler (Mutter), pul den Mann de Sibbeln,
Ei, wat smeckt dat Stippelsch nett!
Pulkantüffeln un Kottsur,
Dat gifft unse Fru uns nur.
(Ehlers in Bramstedt.)

9. Huch, Johann, min Mann is dot,
Krig 'n Soldaten weller,
Roden Rock un Feller an'n Hot;
Huch, Johann, min Mann is dot!
(Suck in Oldesloe.)

10. Huch, Johann, wo lacht de Deern,
Liden mag 'k ehr bannig gern.
(Suck in Oldesloe.)

11. Aal, gröne Aal!
Madam, kam'n Se hendal.
De Kökch de sitt in't Kellerlock
Un flick den Krinolinrock.
Fürst. Lübeck. Schwansen.

12. Huch hei, Schülperbar!
Voß sin Fru het rode Haar,
Het se denn keen rode Haar,
Is ehr Mann keen Schülperbar.
Wesselburen. (Ehlers in Bramstedt.)

13. All de lütt'n Burdeerns
Kriegt sik 'n Mann,
Ik mutt stahn
Un sehn mi dat an. Schwansen.

14. Schatz verloren, Schatz verloren
Auf der grünen Heide;
Wiedergefunden, wiedergefunden,
Das ist meine Freude.
(Zeitschr. f. S.-H.-L. Gesch. XVI. Bd. S. 378.)

15. Ik un min Olsch,
Wi danzen mal Polsch,
Keen Minsch kunn so Polsch
As ik un min Olsch.
(Eschenburg in Holm.)

16. Ik un min lüttje Fru
Könnt schön danzen;
Ik mit 'n Dudelsack,
Se mit 'n Ranzen. Schwansen.

17. Ik un min old Wief
Könnt schön danzen;
Se güng to Stadt herin,
Ik bleef buten;
Se kann god Geld verdeen,
Ik kann god supen.
(Ehlers in Bramstedt.)

18. Dat het geriept, dat het gefrarn,
Min Mann is nich to Stadt gefahrn,
: Min Mann is to Hus :
Min lewe, söte Mann.

Di sall dat Dunnerwedder haln!
Kannst du denn garkeen Dütsch verstahn?
: Min Mann is to Hus :
Min lewe, söte Mann.
(Suck in Oldesloe.)

19. Polsch in de Welt,
Polsch in de Welt,
Grotmoder is dot;
Se is den Düwel dot,
Se mag noch Kees un Brot.
(Suck in Oldesloe.)

20. Hest du oll Trienflinkersch (min oll Moder — Trienlisbeth) ehr Spinnrad nich sehn?
Dat steiht up'n Böhn un het man een Been.
Up'n Böhn, up'n Böhn, in'e Eck, Eck, Eck!
Up'n Böhn, up'n Böhn, in'e Eck.

21. Tanz' mit mir, tanz' mit mir,
Hab' eine bunte Schürze für.
Mit mi ok, mit mi ok,
Min is von Kammerdok. (Stolley.)

---

leitung der „Heimat" zum Zwecke der Zusammenstellung zur Verfügung gestellt wurden. Zu gleichem Zwecke übersandte mir Lehrer Wilh. Ehlers in Bramstedt in bereitwilligster Weise seine Sammlung von Volksreimen, die Beiträge aus Dithmarschen (Gegend von Wesselburen) und Bramstedt enthält. Mit diesem Material habe ich eine eigene Sammlung, enthaltend Beiträge aus dem Fürstentum Lübeck, aus Schwansen, aus dem Kreise Husum und aus der Stadt Kiel, und einige bereits gedruckte Reime, die mit genauer Quellenangabe versehen sind, verbunden.

Wo es möglich war — leider konnte ich es nicht bei allen Reimen —, ist die Heimat der einzelnen Beiträge angegeben.
M.

22. Harr 'k man, harr 'k man, harr 'k man een,
Harr 'k man een mit scheefe Been;
Harr'k man, harr'k man, harr'k man 'n Brut,
Harr 'k man een mit 'n scheefe Snut!
Oldesloe (Suck) und Fürstentum Lübeck.

23a. Goos up 'e Del,
Goos up 'e Del,
Ganner darbi!
Jung, lat min Diern tofred'n, [1])
Dat ra ik di! [2])
b. [1]) oder: Hans, lat min Gret'n tofred'n,
[2]) oder: Vader sleit di.
c. [1]) oder: Knech, lat dat Mädel gahn,
Dat ra ik di!
Und uns grod Vadder sin Söhn
Sitt up den Stubenböhn
Mit de lange Piep,
Mit de geln Blom,
Ridel di do!

24. Wenn hier en Pott (Fatt) mit Bohnen steiht
Un dar en Pott mit Brie,
Denn lat ik Brie un Bohnen stahn
Un danz mit (griep na) min Marie.

Marie, Marie, wat denkst du denn,
Wat hest du in din' Sinn?
Du denkst woll an den groten Pott
Mit Brie un Bohnen drin.
(Marie Mara Ma-Rolltabak,
Marie Mara Marie!
oder: Marie, Marie, Maroschkaka,
Marie, Marie, Marie!)

25a. Lott is dot, Lott is dot!
Jule liggt in'n Sterben. [1])
Hans un Michel freuen sik,
Denn sie sollen erben.
Schwansen und Oldesloe. (Suck.)
b. [1]) oder: Peter liggt in't Starben.
Hans freut sik,
Denn he ward sin Arben.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)
c. [1]) oder: Jule sitt in'n Keller,
Het de ganze Nach geswiert
Mit den jungen Möller.
Dithmarschen. (Derselbe.)
d. [1]) oder: Jule sitt in'n Keller,
Snitt sik Schink'n un Botterbrot
Up 'n holt'n Teller.
(Eins, zwei, drei oder vier,
Smer de Botter ni so dick,
Denn se is so düer.)
Dithmarschen. (Derselbe.)
e. [1]) oder: Jule krigt Versieten,
Geiht de Strat na Peters (Kaufmann) dal,
Halt Tabak un Piepen.
Dithmarschen. (Derselbe.)
f. [1]) oder: Jule liggt in'n Grab'n.
Deit (makt) se dar? [2])
Deit se dar?
Lurt up Wihnach'naben'.
Fürstentum Lübeck.
Spelt dar Pulterabend.
(Ehlers in Bramstedt.)
g. [2]) Het keen Not!
Het keen Not!
Jule kömmt weller baben.
Bramstedt. (Ehlers.)

26. Herr Smidt, Herr Smidt,
Wat krigt din Dochter mit?
Dusen' Daler un 'n Pott voll Grütt,
Dat krigt Herr Smidt sin Dochter mit.

Herr Smidt, Herr Smidt,
Wat krigt din Dochter mit?
Ein Sofa und 'nen Kleiderschrank,
Das macht die ganze Stube blank.

Herr Smidt, Herr Smidt,
Wat krigt din Trina mit?
Een Pepernutt, een Drelingslich',
Mehr kann 'k min Trina geb'n nich!
(Een Pepernutt, een Drelingslich,
Dat is mi denn doch gar to slich.)
(Suck in Oldesloe.)

27. Is de Bur keen (een) Dusendschelm?
He will 'n (will sin — will dree) Danz vör'n Sößling (Süsseln, Süsselnk, Dreeling) hem.
Seh, wat he (wull he — wi he — wo'r) hinkt!
Seh, wat he springt!
Seh, wat de Bur sin Geld verbringt!
(— wull de Bur um Süsseln dingt!
— wat de Bur vör'n Süsselnk hinkt!)

28. Gistern Abend wär Vadder Michel dar,
Vadder Michel de wär dar.
He danz den Saal woll up un dal
Un stör mit 'n Kopp an 'n Lüchterpahl.
Gistern Abend wär Vadder Michel dar,
Vadder Michel de wär dar.
Fürstentum Lübeck.

29. As min Großvadder min Großmudder nöhm,
Dar seet ik up de Hilg (Galerie) un seeg mi dat an.
Dar danzt' de junge Brüdigam
Mit sine junge Brut.
Fürstentum Lübeck.

29. Grüttmakerjung, Grüttmakerjung!
Mahl mi de Grütt —
Nich to groff, nich to fien
Un nich to lütt!
Dithmarschen. (Z. f. S.-H.-L. G. XVI. Bd. S. 378.)

31. Grüttmakerjung, Grüttmakerjung!
Lehn mi din Brut.
Deist dat ni, deist dat ni,
Krigst wat up de Snut.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

32. Bokbinnerjung, Bokbinnerjung!
Küß mi de Diern!
Bokbinnerjung, Bokbinnerjung!
Dat süht se girn.
Fürstentum Lübeck.

33. Darum ween du man nich,
Darum ween du man nich,
Ik heff noch dree Sößling,
Dat weest du man nich.

34. Gah na (to) Hus, gah na Hus, du früst!
Gah to Bett, gah to Bett un warm di!
Stah up, stah up un —!
Denn warst du weller frisch.

35. Ik bün den oln Hans Hagedorn sin Söhn,
Heff so mennig Jack voll Prügels von em
kreg'n.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

36. Hopdidldop! min Geld is up,
Morgen wöllt wi marscheeren,
Eenen Daler heff ik noch,
Un den wöllt wi verteeren.
(Suck in Oldesloe.)

37. Sünd de Röben riep,
Sünd de Röben riep,
Kummt de kole Winter.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

38. Nu sünd de Beesen all,
Nu fang't an, Dag to warrn.
Kaltenkirchen. (Derselbe.)

39. Kohl von Wag,
Kohl von Wag,
Elsbe, schuf na!
Bittn gau! bittn gau!
Wi wöllt noch na de Au.
Pinneberg. (Derselbe.)

40. Nudel, nudel, Bottermelk,
Nudel, nudel, Klümp!
Negen El in Bottermelk,
Negen El in Klümp.
(Suck in Oldesloe.)

41. Söb'n Eln Bottermelk
Un söb'n Eln Klümp!
Un wenn de Lüt besapen sind, [1]
So danzt se up de Strümp.
[1]) oder: Un wenn de Schoh versapen sind.

42. En lüttje Kaffikann
Koß wull en Süsseln,
Wenn se 'n bet'n gröter weer,
Koß se wull 'n Dütjern (= 3 Schilling).
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)

43. De kruse Kohl, de kruse Kohl,
Dat sünd de besten Planten;
De schew'n Been, de schew'n Been,
De könnt am besten danzen.
(Suck in Oldesloe.)

44. Rider to Peer,
Soldaten to Fot,
Hebt wi keen Bodder,
So et wi drög Brot. (Derselbe.)

45. Wenn't Wihnacht is, wenn't Wihnacht is,
Denn slacht min Vadder en Bock,
Denn danzt min Mudder, denn danzt min
Mudder,
Denn wackelt ehr de Rock.
(Derselbe.)

46. Hest Lebberwust, hest Lebberwust, hest
Lebberwust nich sehn?
In Kiel, in 'e Molkengass' is se so schön. [1])
Schwansen.
[1]) oder: Bi N. N. in Specksgang dar rökert
se schön —
In'n Bäckergang, in'n Bäckergang,
dar is se so schön.
(Eschenburg in Holm.)
[1]) oder: Hurra! ik bin Seemann, dat
kann man mi ansehn!
Min erste Reis' heff ik na Wands-
bek rut makt
Up twee hölten Tüffeln un twee
Peer vör'n Wag.
Kiel.

47. Ik hal min Köm von Friedrichstadt,
Friedrichstadt,
Un ik kreeg de Föt so natt, Föt so natt.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

48. De Schap de gaht na Heikendörp, na
Heikendörp to Köß,
Dar gifft dat nicks as Schinken, Fleesch
un Wüß. [1])
Lat de Schap to'n Döster (na'n Düwel) gahn,
Heikendörp blifft doch bestahn.
[1]) oder: — nicks anners as Boddermelk un Wüß.
Fürstentum Lübeck.

49 a. Nu fahren wi na Jevenstedt, 'na Jeven-
stedt to Köst,
Da gifft et nicks as Höhnersupp, as Höhner-
supp un Wöst.
b. Ik weer ok mal na Jevenstedt to Köst,
Da lohn dat nicks as Höhnerfleesch un Wöst.
Keen Düwel wull na Jevenstedt gahn
Un sik da mit de Jungens afflahn,
Na Jevenstedt to Köst.
(Handelmann, Top. Volkshumor S. 30.)

50. In Brarup, in Brarup, da geiht dat
lustig her,
Dar sitt de Deerns up't Wagenrad un
smeert de Schoh mit Teer.
(Handelmann, a. a. O. S. 15.)

51. Weet ji ok wol, wo Quickborn liggt?
Quickborn liggt in'n Grund,
Wo de lütjen Deerns sünd
Mit den roden Mund.
(Handelmann, a. a. O. S. 42.)

52. Lustig sind de nter, de nter, de nter,
Lustig sind de nter, de nter Jungs.
Wenn se nich so lustig wärn,
Wer schull denn dat Geld vertehrn?
Lustig sind de nter, de nter Jungs.
Fürstentum Lübeck.

53. Wenn de Hund mit de Wust dörch't Steen-
dor löppt
Un sik den N— an'n Eckstenner stött,
Denn kiekt he sik üm: Is de Luff noch rein?
Morgen wollen wir fröhlich sein.
Fürstentum Lübeck.

54. Een Sög mit fief Farken,
Sünd dat nich söß Swin?
Wie danzt de lüttn Farken,
Wie springt dat ol Swin!
(Zeitschr. f. S.-H.L. Gesch. XVI. Bd. S. 377.)

55. Von Hamborg na Kiel,
Sünd dat nich fief Miel?
Een Sög mit veer Farken,
Sünd dat nich fief Swin?
(Ehlers in Bramstedt.)

56. Trudel didel lütjen,
Krieg 't Farken bi'n Steert;
Lat 't lopen, lat 't lopen,
Dat is nich vel wert.
(Zeitschr. f. S.-H.-L. Gesch. XVI. Bd. S. 377.)

57. Bur (Mudder), bin' den Pudel an,
Dat he mi nich biten kann,
Bitt he mi, verklag (sla) ik di,
Dusend (hunnert) Daler kost dat di.

58. Heisa fidunk!!
Spelmann sin Jung,
Spelmann sin Sadelperd
Is keen dree Daler wert.
(Amtsvorst. Wiese in Schönkirchen.)

59. Achter uns Backhus dar danzen 'n paar Seg'n;
O min lewe Großmudder, wat schall ik jüm geb'n?
Hunnert paar Daler un dusend paar Schoh,
Da söllt se mit danzen na'n Kuckuck hento.
Kuckuck gifft Kindelbeer, Kiwitt kakt to,
Deerns, dregt Lepels up, Jungs, et to!
Deerns sünd gold'n Knöp, Jüngs sünd Nutnot (?).
Hier gaht de Deerns hin, dar waßt dat grön Gras;
Dar gaht de Jungs hin, dar is dat kahle Land.
(Suck in Oldesloe.)

60. Ach, du lieber Augustin,
Lat doch dat Supen sin,
Ach, du lieber Augustin,
Lat dat doch sin.
Hot is weg, P'rück is weg,
Augustin liggt in Dreck.
Ach, du lieber Augustin,
Lat dat doch sin! Fürstent. Lübeck.



Mitteilungen.

1. **Ein Erlebnis im Jahre 1848.** Eine nahe Verwandte hat dem Unterzeichneten folgenden Bericht zur Verfügung gestellt: Am Morgen des 10. April 1848 wurde ich, damals Gouvernante auf der Hüttener Papiermühle, von der Mutter meiner Zöglinge, der lieben Madame R., aus festem Schlafe geweckt. „Die Unsern haben gestern bei Bau eine schwere Niederlage erlitten", das waren die Worte, die an mein Ohr tönten, und damit war ich denn auch völlig wach und aus dem Bette. Wer die erste Nachricht gebracht hat, weiß ich nicht; aber im Dorfe Ascheffel war alles in Bewegung. Ich sah Frauen von dort den Berg herab in Pastor J's Garten laufen und hörte sie laut: „Herr Pastor, Herr Pastor!" rufen. — Im Laufe des Vormittags kam meine Freundin, die bei Förster Bracklow war und die auf den Wunsch ihrer Eltern nach Holstein zurückzukehren im Begriffe stand. Da meinte Madame R., es sei das beste, wenn ich, um dem Kriegsgetümmel zu entgehen, sie begleitete, und Herr R., der wohl auch seine Pferde in Sicherheit bringen wollte, erbot sich, uns auf seinem Wagen nach Kiel und weiter bringen zu lassen. Schnell wurde gepackt und zu Mittag gegessen. Es mag 1 Uhr gewesen sein, als wir abfuhren; aber noch hatten wir Hüttenhof nicht erreicht, da guckt ein Bekannter durch den Zaun und ruft: „Kehren Sie um! dort oben kommen die Feinde," und wirklich erblicken wir in der Ferne Militär. Im Moment kehrt Johann um und peitscht auf die Pferde, daß sie fast durchlaufen, so daß wir sehr bald wieder auf der Papiermühle ankamen. Nach kurzer Zeit jedoch ergab es sich, daß wir vor den Unsrigen geflohen waren. Nun kam zahlreiche Einquartierung, und da die Mädchen mit dem Einrichten der Schlafzimmer genug zu tun hatten, gingen meine Freundin und ich in die Küche und schälten Grapen voll Kartoffeln, damit die armen hungrigen Menschen nur rasch gespeist würden. — Am Mittagstische thronte der Oberstleutnant K. oben an; er mußte es sich gefallen lassen, mit Freiwilligen (wahrscheinlich des Rantzauschen Freikorps) und einem Wachtmeister an derselben Tafel zu dinieren; denn R.'s hatten ja nnr das eine Zimmer zur Verfügung. Er sah sehr ernst aus, aber seine Gegenwart beengte die andern durchaus nicht, und ein Freiwilliger aus Hamburg erzählte während des Essens verschiedene komische Ereignisse des Rückzuges. — Nachmittags kam der Bruder des Pastoren, Amtmann J., vom Norden, wo er vor Ankunft des feindlichen Heeres verschiedene dänische Beamten hatte absetzen müssen und wo ihm in Hadersleben noch einige Kugeln von den einziehenden dänischen Soldaten nachgeknallt worden waren. Er freute sich über die im Pastoratssaale auf Stroh schlafenden Studenten. „Das Beste, was sie tun können," sagte er. Nach kurzem Aufenthalt setzte er seinen Ritt nach Rendsburg fort. — Alsdann trat eine gewisse Stille ein, denn alle Gespeisten suchten ihr Lager auf. Auch Herr und Madame R. gingen zeitig zur Ruhe. Ich legte mich, da ich mein Zimmer so gerne den tapferen Kämpfern einräumte, in Kleidern auf das Sopha der Wohnstube. Kurz nach 11 Uhr, meine ich, wurde an die Stubentür geklopft, denn die Haustür war gar nicht geschlossen. Advokat Samwer und J. traten ein, und ersterer verlangte, Oberstleutnant K. zu sprechen. Herr R., der nebenan schlief, wurde geweckt und eilte nach oben; ich erinnere

mich aber nicht genau, ob Sammer gleich mit hinaufging und dort schon eine vorläufige Debatte sich entspann. Nachdem K. sich angekleidet hatte, kam man herunter, und in der Wohnstube setzte sich die Debatte fort. Sammer brachte vom Prinzen von Noer den Befehl an K., mit den Truppen in Hütten, Ascheffel und Umgegend zu bleiben. K. widersetzte sich und sagte, sie säßen hier wie in einer Mausefalle; Sammer aber verließ das Zimmer mit den Worten: „Herr Oberstleutnant, es geht auf Ihre Verantwortung". — Unter andern Umständen hätte K. mit den Truppen wohl noch länger geruht; nun wurde augenblicklich aufgebrochen. Mehrere Studenten traten bei uns ein; ich stopfte ihnen die Tornister mit Brot und Zigarren. Eine höchst interessante Erscheinung war ein braunschweigischer Freiwilliger; wo er logierte, weiß ich nicht. Er stand plötzlich in dem Türrahmen unseres Zimmers mit der breiten schleswig-holsteinischen Schärpe um die Taille. „Was," sagte er lustig, „es wird zum Aufbruch geblasen, und ich als Feldwebel weiß es nicht!" — Welch eine Ruhe trat nun ein nach den bewegten Tagen! Jeden Tag erwarteten wir die Dänen, ich erlebte aber ihre Ankunft nicht mehr, da ich auf dringenden Wunsch der Geschwister am Sonnabend, den 15. April nach Altona reiste. Der Weg nach Rendsburg war noch frei. —

Flensburg. H. Hansen.

2. **Der Winterling (Eranthis hiemalis Salisb.) bei Ahrensbök.** Die in meinem Aufsatze: „Der Winterling im Fürstengarten zu Lauenburg a. E." (vgl. das Aprilheft der „Heimat", S. 85) ausgesprochene Vermutung, daß das Vorkommen der Eranthis hiemalis bei Ahrensbök, ähnlich wie bei Lauenburg a. E. und Husum, der Verpflanzung dieser Blume in einen Schloßgarten und späteren Verwilderung zu verdanken sei, bestätigt sich. Unser langjähriges Mitglied, Herr Lehrer W. Jäger in Ahrensbök, schreibt unter dem 11. April d. Js. u. a. folgendes: „Ihre Vermutung ist richtig. Der Winterling wächst hier in großer Menge am Nordostabhange des Amtsgartens und ebenso im Organistengarten. Wo jetzt das Großherzogliche Amtsgericht steht, stand früher ein Schloß der Plöner Herzöge, erbaut von 1593—1601. Das Schloß diente zeitweise zur Residenz für den Plöner Herzog. Joachim Ernst nahm Anfang des Jahres 1623 auf dem „Hause Ahrensbök" seinen Sitz, solange bis in Plön, 1636, das neue Schloß fertig gestellt wurde. Entschieden ist auch der Winterling aus seiner südlicheren Heimat künstlich hierher verpflanzt worden und nachher verwildert. In diesem Jahre fand ich die ersten Blüten schon Ende Januar, und bald sah ich vor vielen Fenstern des Ortes den ersten Boten des kommenden Frühlings im Glase; voller Freude bringen die Schülerinnen die ersten Blüten zur Schule."

Kiel. Barfod.

3. **Über das Vorkommen der Glattnatter (Coronella austriaca) in Schleswig-Holstein** teilt im Anschluß an meine im Januarheft gegebene Anregung Hauptlehrer a. D. H. Reiß in Wedel mit, daß der Bahnhofswirt Schadendorff daselbst über 2 Exemplare dieser Schlangenart verfügt, die im Sommer 1901 bezw. 1902 in der Gegend von Wedel gefangen worden sind. Sowohl die von mir gegebenen Kennzeichen als auch die in Leunis genannten Charaktere stimmen genau; schließlich habe sie auch der Direktor des Naturhistorischen Museums in Hamburg als solche erkannt. Mit Recht bemerkt unser Gewährsmann am Schluß seiner Zuschrift: „Hiermit ist das Vorkommen der glatten Natter in Holstein ganz unzweifelhaft konstatiert, und der alte Satz, daß Schleswig-Holstein nur die Kreuzotter und die Ringelnatter beherbergt, kann nicht länger aufrecht gehalten werden."

Kiel. Barfod.

4. **Blau-weiß-rot.** In No. 5 — Mai-Heft — S. 104 des vorigen Jahrgangs der „Heimat" findet sich das schöne Lied: „Die schleswig-holsteinischen Farben" abgedruckt. Der Name des Dichters fehlt. In No. 7, S. 166 und 167 finde ich, daß als Verfasser Friedrich Wendel richtig angegeben ist und außerdem einige Berichtigungen hinsichtlich des Wortlautes erörtert werden. Mit Bezug hierauf möchte ich bemerken, daß das Gedicht erschienen ist in der Gartenlaube im Jahre 1863, No. 38, S. 593 und als Unterschrift trägt: „Rendsburg in Holstein, im Juli 1862. Fr Wendel." Ich erinnere noch sehr deutlich und kann es noch heute, wo mir die erwähnte Gartenlaube vorliegt, innerlich nachfühlen, mit welcher Begeisterung ich damals das Gedicht gelesen und einigen meiner Freunde und Kameraden durch Abschriften mitgeteilt habe. Es frischte den echten und rechten vaterländischen Patriotismus in mir neu auf, trotzdem ich damals den dänischen Waffenrock trug. — Ich stand damals bei der holst. Zoll-Gensdarmerie an der lauenburgischen Grenze. — Einige von meinen Kameraden teilten meine Empfindungen weniger, weil sie fürchteten, und nicht mit Unrecht, daß solche Gesinnung, wenn sie von den Vorgesetzten entdeckt würde, nachteilige Folgen haben könne; andere waren aber ganz mit mir einverstanden.

(Mitgeteilt von Fritz Wiedenfeld, Steuer-Einnehmer a. D. in Kellinghusen).

5. **Die Stranddistel, Eryngium maritimum.** Durch Herrn Professor Conwentz, Direktor des Westpreußischen Provinzial-Museums in Danzig, den bekannten Herausgeber des forstbotanischen Merkbuchs, war unter dem 21. September d. J. dem Nordfriesischen Verein für Heimatkunde und Heimatliebe auch die Erforschung und Erhaltung der ursprünglichen Pflanzen- und Tierwelt mit ans Herz gelegt worden. Unter Übersendung von zwei interessanten Schriften richtete Professor Conwentz darnach folgende 9 Fragen, die Stranddistel, Eryngium maritimum, betreffend, zur gefälligen Beantwortung an den Verein: 1. War die Stranddistel auf Sylt früher häufig? 2. Ist sie jetzt selten? 3. Seit wann? 4. Wodurch ist der Rückgang veranlaßt? 5. Wird das Abpflücken und Ausreißen nur von Badegästen oder auch gewerbsmäßig (durch Gärtner) betrieben? 6. Sind Gelände mit urwüchsiger Stranddistel zur Nutzung verpachtet? 7. Von wem; an wen; zu welchem Preise? 8. Werden die Pflanzen zu Kränzen nur auf Sylt oder auch außerhalb (wo?) verarbeitet? 9. Wie groß ist wohl der jährliche Export?

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der hiesigen Königlichen Wasserbau-Inspektion wurden durch Herrn Dünenaufseher Hansen in Keitum auf Sylt vorstehende Fragen folgendermaßen beantwortet: 1. Nein! Dieselbe kam immer nur an bestimmten Stellen in größeren Mengen vor. 2. Nein! Dieselbe hat eher zu- als abgenommen. 3. Seit etwa 15 Jahren, seit der Zeit, wo die Gelände, auf denen sie wächst, verpachtet sind. 4. Wenn die Dünendistel in einzelnen Jahren seltener vorkommt, so liegt das daran, daß sie zu wenig Sandflug hat; je mehr Sandflug dieselbe bekommt, desto üppiger wuchert sie. 5. Das Abschneiden wird hauptsächlich gewerbsmäßig durch Gärtner betrieben, das Abpflücken und Ausreißen durch Badegäste ist bedeutend eingeschränkt, seit die Abnutzung der Ländereien an Gärtner verpachtet ist. 6. Ja, in den Rantrumer und Lister Dünen. 7. Von der Gemeinde Rantrum an den Gärtner Jakob Hansen in Westerland für eine jährliche Pacht von 50 M., von den Besitzern der Lister Dünen an den Gärtner Wunschmann in Westerland zum Preise von 30 M. 8. Die Pflanzen werden nur hier auf der Insel verarbeitet und die Kränze hauptsächlich nur an Badegäste verkauft, die dieselben mitnehmen oder verschicken. 9. Einzelne Pflanzen werden nicht versandt; wie groß wohl die Zahl der ausgeführten Kränze ist, war nicht zu ermitteln.

Husum. Magnus Voß.

6. **Heinrich Rantzau**, seines Reichtums und besonders seiner Gelehrsamkeit wegen in weitesten Kreisen berühmt, verwaltete unter König Friedrich II. (1559—1588) das Amt eines Statthalters über die königlichen Landesteile in den Herzogtümern Schleswig und Holstein. In den ihm unterstellten Landen hat er fast überall in den betreffenden Städten (u. a. Segeberg, Oldesloe, Itzehoe) durch Epitaphien und Inschriften in und an den Kirchen, durch Denkmäler verschiedener Art, Stiftungen usw. dafür gesorgt, daß sein Name nicht vergessen werde. In Segeberg residierte er, und hier hatte er am Fuße des Kalkberges sein Palais, von dem aber keine Spur mehr vorhanden ist. In Schleswig standen u. a. die Städte Hadersleben, Tondern und Flensburg unter seiner Verwaltung, auch hatte er in der Umgegend von Flensburg bedeutenden Privatbesitz und viele Untergehörige, welche als „Rantzaudiener" sich wohl befanden und ihrem Herrn sehr ergeben waren. In Flensburg erwarb er sich „eine wüste Stätte," auf welcher er 1571 sich ein Wohnhaus, das Palatium Ranzovianum, erbaute, das die Inschrift getragen haben soll: Patria et Domus optima Coelum est. Wenn gesagt worden, daß von den vielen Bauwerken H. Rantzaus, die sich mehr durch Schönheit und äußere Ausstattung als durch Dauerhaftigkeit ausgezeichnet haben, keines mehr vorhanden sei, so trifft dies bezüglich des Flensburger Wohnhauses nicht zu. Das Haus, neben dem jetzigen Rathause, besteht nämlich noch und zeichnet sich inwendig im Erdgeschosse durch altertümliche, sehenswerte Gewölbe aus, wie sie in herrschaftlichen Bauten des 16. Jahrhunderts vorkamen, und weist dadurch unzweifelhaft auf den ersten Besitzer hin. Äußerlich hat das Haus manche Veränderungen erlitten. Vor mehreren Jahren war ein Bäckerladen darin, dann wurde es eine interessante Wirtschaft, und jetzt ist seit mehreren Jahren ein großes Leinen- und Weißwarengeschäft darin. Im Volksmunde hieß unerklärlicherweise das Haus lange Zeit „die katholische Kirche," möglicherweise des eigenartigen Baues, besonders der Gewölbe wegen. Jetzt hört man den Namen selten mehr. (Nach Dr. Wolff, „Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holst. Geschichte.) — An der St. Nikolai-Kirche in Flensburg findet sich ebenfalls eine Erinnerung an H. Rantzau. Hier sitzt an der Nordseite, in die Mauer eingelassen, ein ziemlich großer, kunstvoll behauener Sandstein mit lateinischer Inschrift, wohl zunächst ein Denkmal für eine ihm unterstellte und von ihm wertgehaltene Persönlichkeit, denn unter der lateinischen Widmung steht folgende deutsche Inschrift:

Durch einen blutigen Stich behende
Paul Oxenmund gewann sein Ende.
Der edle Herr Heinrich Rantzau woldt,
Ihn dies Gedächtnus Ehren soldt.

Flensburg. J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 6. Juni 1903.

Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein.[1])

Von **O. Schwindrazheim** in Hamburg.

I.

Schleswig-Holstein ist bekanntlich die Heimat der schönsten Art und Weise, Wiese und Feld gegeneinander oder gegen die Straße abzuschließen — des Knicks. Er ist aber durchaus nicht die einzige Einfassungsart, die wir bei einer Wanderung durch das Land antreffen.

Gelegentlich eines Aufenthalts im Ostseebad Dahme habe ich mir einmal das Vergnügen gemacht, die verschiedenen in seiner Umgegend vorkommenden Methoden zusammenzustellen. Sie decken sich völlig mit den in ganz Ost-Holstein sowie in Lauenburg üblichen.

Die einfachste und wohl auch älteste Art, das Feld gegen fremdes Vieh abzuschließen oder das eigene, daselbst grasende Vieh einzuschließen, ist der Erdwall, dem wir auch des öfteren noch heute begegnen. In der Art seiner Herstellung liegt es begründet, daß er zumeist jederseits von einem kleinen trockenen Graben begleitet ist. Üppiger Pflanzenwuchs überzieht ihn mit grüner dichter Decke, aus der bunte Blumen und mehrerlei zum Naschen reizende Früchte, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren, hervorlugen. Für Felder, auf denen große Steine in Massen gefunden werden, bot sich als ebenfalls einfache Umwallung der Steinwall dar. In halber Manneshöhe aufgeschichtet, durch Erdaufschüttung gefestet, finden wir auch ihn heute noch überall vor. Der Graben fehlt ihm, da die Herstellung einen solchen nicht hervorruft. Ebenso fehlt ihm, wenn nicht reichliche Erdaufschüttung



Fig. 1.

---

[1]) Mit Erlaubnis des Vorstandes entnommen den „Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausfleißes in Berlin."

vorhanden ist, der üppige Pflanzenwuchs des Erdwalles, obschon mancherlei bescheidene Pflanzen auch ihn zum regelmäßigen Standorte sich erkiesen.

Wo die Höhe der Erd- oder Steinwälle sich als nicht genügend erwiesen hat, hat man sie erhöht. Einmal durch einfaches Aufhäufen trockenen Reisigs, ein andermal dadurch, daß man solches Reisig in größerer oder geringerer Höhe durch



Fig. 2.

festgeschlagene Pflöcke gefestigt (Fig. 1), ein drittes Mal, indem man Latten von dünnen Tannenstämmchen an solchen Pflöcken durch Nagelung oder Festbinden befestigt hat — als modernste Art tritt der an Pflöcken hingezogene Draht neuerdings hinzu.

Der Knick ist im Grunde auch nichts anderes als ein erhöhter Erd- oder Steinwall. Er ergab sich von selbst, nachdem man die Ansiedelung hoher und



Fig. 3.

kräftiger Pflanzen auf einem solchen als praktisch befunden hatte. Hasel, Weißdorn, Eiche, Weide, Erle, Spindelbaum, Buche, Eberesche u. a. m. sind es hauptsächlich, mit denen man die Wälle bepflanzt. Allerlei andere Pflanzen, die das Dickicht verstärken, siedeln sich von selbst unter ihnen an: wilde Rosen, Disteln, Schlehdorn, Brombeeren, Himbeeren, Efeu, Jelängerjelieber u. a. m.

Wie lebende grüne Mauern ziehen sich die Knicks durchs Land, sie schließen

die verschiedenen Felder gegeneinander ab, sie begleiten die Landstraßen (Fig. 2) und die „Redder" genannten Feldwege, die gerade genügende Breite haben, um einen Erntewagen passieren zu lassen, indem sie überall malerische Bilder dem Auge darbieten.

Wo das Land hügelig ist, bilden die grünen Bänder, die sich kreuz und quer über die Hügel hinziehen, bisweilen bizarre Linien, die äußerst charakteristisch für das Land sind. (Fig. 3.)

Erdwall, Steinwall und Knick sind die typischen Einfassungen Ost-Holsteins. Selten habe ich Flechtwerk als Feldumfassung gefunden (Fig. 4), wohl aber bildet

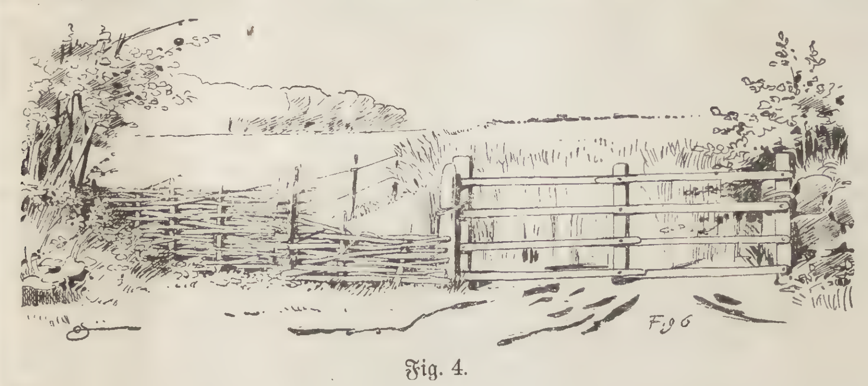


Fig. 4.

dieses für den Hausgarten einen des öfteren vorkommenden Abschluß. Hier kommen auch die Hecke, der aus senkrechten, dicht nebeneinander gestellten Brettern gebildete Zaun, der aus Latten zusammengenagelte Zaun — als neueste Errungenschaft das Drahtgitter vor. In Fischerorten werden auch wohl alte Netze benutzt, um den Gartenabschluß gegen unwillkommene Besuche seitens des Geflügels zu vervollkommnen.

Flensburg um das Jahr 1600.

Kirchliche Verhältnisse.

Von **Christian Voigt** in Flensburg.

Um das Jahr 1600 besaß Flensburg 4 Kirchen: die 3 großen Gemeindekirchen und die 1583 dem öffentlichen Gottesdienst übergebene dänische Kirche. Die Kirche der Ramsharde, St. Gertrud, war 1571 abgebrochen worden. In ihrem Äußeren haben sich die genannten 4 Kirchen, von den Türmen abgesehen, wenig verändert. Die Nikolaikirche war erst vor kurzem, 1582, mit einem neuen Turme geschmückt worden. Nachdem man im ersten Eifer für die Reformierung der Kirche auch das Innere der Gotteshäuser allen Schmuckes beraubt hatte, so daß uns kaum ein Stück der inneren Ausstattung aus vorreformatorischer Zeit erhalten ist, zeigten die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts wieder mehr Sinn für Kirchenschmuck. Die reichen Flensburger Bürger scheinen gewetteifert zu haben, sich durch Stiftungen von Kanzeln, Altären, Epitaphien, Kirchengeräten zu verewigen, und die Flensburger Meister haben ihr Bestes geleistet und ihrem eigenen Können nicht weniger als jenen Stiftern ehrende Denk-

mäler gesetzt, die noch jetzt der Beachtung wert sind. Heinrich Ringerink, Bildschnitzer und Steinhauer, schnitzte 1604 bis 1609 die Orgel in der St. Nikolaikirche, und wahrscheinlich auch 1598 den Altar in St. Marien. Der Maler Johann v. Enum bemalte Gewölbe und Pfeiler der Nikolaikirche „mit Bäumen und Sträuchern, mit Früchten und Vögeln und Sprüchen in schön geschnirkelten Ramen". 1597 goß Peter Hansen die „Taufe". Auch die Kanzel in St. Nikolai, ein Geschenk des Amtsschreibers Blasius Eckenberger, und das Albanische Bild, der Tod des Matthäus, stammen aus dieser Zeit. Die Johanniskirche verdankt dem Ende des 16. Jahrhunderts Kanzel, Taufstein und die Krone mit der Fortuna. Für die Marienkirche goß Michel Dibler außer einer Glocke den Taufstein, 1591; ferner sind die Kanzel, einer der Kronleuchter und mehrere Epitaphien der Marienkirche damals entstanden.

Das Kirchengestühl war ähnlich angeordnet wie jetzt noch; doch schufen Sitte, Rangsucht und Rangordnung auch hier (1598) besondere Bestimmungen. Männer und Frauen hatten damals, wie noch lange nachher, ihre gesonderten Plätze. Die beiden Bankreihen im Hauptschiff der Kirche waren im dauernden Besitze der Hauseigentümer. Dienstboten u. a. durften diese Plätze nur während der Frühpredigten und der dänischen Gottesdienste benutzen. Während der Hauptgottesdienste mußten sie sich auf dem Platze zwischen dem Gestühl aufhalten. Auch die Sitze in dem südlichen Kreuzarm in Nikolai und Marien und die kleinen Gestühle an den Seiten der Kirche hatten ihre eigene Bestimmung. Die ersten waren für „ehrliche Matronen, die Ungelegenheiten halber in die langen Stühle nicht gehen können". Die Sitze an den Wänden aber konnten von Handwerkern und Schiffern, welche kein eigenes Haus hatten, gegen eine jährliche Miete erworben werden.

Die Sorge für das äußere Wohl der Kirche, besonders auch die Verwaltung des Kirchenvermögens und der Einkünfte lag in den Händen eines Kirchgeschworenen, der alljährlich von den Ratspersonen und den Ältesten des Kirchspiels gewählt wurde, also nur ein Jahr diente. Seine Tätigkeit schloß damit ab, daß er an einem bestimmten Tage des Jahres vor dem Bürgermeister, den Ratsverwandten, den Predigern und den ältesten und vornehmsten Bürgern des Kirchspiels die Kirchenrechnung ablegte, worauf man zur Wahl eines neuen Kirchgeschworenen schritt. An diesen wichtigen Aktus schloß sich ein Schmaus, bei dem früher geschwelgt worden war, der aber am Ende des Jahrhunderts einfachere Formen annahm. Früher hatte man große Einladungen ergehen lassen, jetzt nahmen nur die bei der Rechnungsablage Erschienenen und die nächsten Verwandten des Kirchgeschworenen teil. Außer zweien Nachbarinnen waren Damen von diesem Feste ausgeschlossen. Der Schmaus bestand in einem Gericht frisch gesottenen Fleisches, Gänsebraten, Butter und Käse. Dazu wurde Hamburger, Rostocker oder — was aber weniger galt — „gutes" Flensburger Bier getrunken. Am Tage nach dieser Rechnungsablage kamen die genannten Repräsentanten der Gemeinde: Bürgermeister, Ratsverwandte, Prediger und zwölf der „Ältesten" im Hause des abgegangenen Kirchgeschworenen zusammen, wo unter dem Vorsitz des Bürgermeisters der Arbeitsplan für das neue Jahr festgestellt wurde; hervorgetretene Mängel oder besondere Aufgaben der Kirche wurden besprochen und die gefaßten Beschlüsse protokolliert.

An Kirchenbeamten hatte jede Kirche außer den zwei Predigern — die dänische Kirche hatte nur einen Prediger — einen Organisten, einen Kantor, einen Küster, den Kuhlengräber und die Pulsanten. Die Kantorgeschäfte, nämlich die Einübung und Leitung des Kirchenchores, wurden von Lehrern der lateinischen Schule besorgt. Der Kantor dieser Schule war zugleich Kantor an St. Nikolai

und hatte außerdem die Verpflichtung, in Marien Kirchenkonzerte zu geben. Hier war sonst der Quintus, der 5. Lehrer, der lateinischen Schule, in St. Johannis der Quartus (der vierte) Kantor. Die Küstergeschäfte, nämlich das Reinigen der Kirche, die Unterweisung der Kinder im Katechismus, lagen in Nikolai und in Marien in den Händen der „deutschen Schulmeister". In Johannis, wo wahrscheinlich keine „Deutsche Schule" bestand, war ein eigener Küster angestellt. Diesem bezw. dem „deutschen Schulmeister" lag auch die Sorge für das Geläute ob. Er hatte daher bei Beerdigungen, Hochzeiten die „Glockenschläger" oder Pulsanten aus seiner Einnahme zu befriedigen. Der Kuhlengräber hatte außer dem Amt, das sein Name nennt, noch das, bei Beerdigungen die Totenfahne voranzutragen.

Die gottesdienstlichen Handlungen waren selbstverständlich durch die Reformation stark beeinflußt, doch hütete der besonnene Bugenhagen — der Verfasser der schl.-holst. Kirchenordnung (1542) — sich vor einem zu schroffen Bruch mit der Vergangenheit. Man legte ab, was sich mit dem neuen Geiste, besonders mit der Lehre von den Sakramenten durchaus nicht vertrug, hielt jedoch an der üblichen Zahl der Gottesdienste im großen und ganzen fest, ließ auch die Form derselben ziemlich bestehen, selbst der lateinischen Sprache gewährte man in der Liturgie das alte Recht.

Wieviele Gottesdienste in der Stadt wöchentlich gehalten sind, läßt sich schwer feststellen. Nach der mehrfach erwähnten Polizeiordnung fanden außer den sonntägigen folgende werktägige Gottesdienste statt: in Marien Dienstags und Donnerstags, in Nikolai Mittwochs und Freitags und in Johannis Donnerstags, doch nennt sie gelegentlich der Vorschriften über die Hochzeitsfeier auch Montagsgottesdienste und die Schulordnung Paul Sperlings spricht noch von einer Singvesper am Sonnabend. Zu den täglichen Gottesdiensten erschienen außer den Armen, die sonst ihres Almosens verlustig gingen, u. a. auch die Schulkinder, welche zur Mitwirkung bei der Liturgie verpflichtet waren.

Zu diesen gewöhnlichen Gottesdiensten kam dann noch eine Reihe uns ziemlich fremder Feste: das der heiligen drei Könige am 6. Januar, Lichtmeß oder Mariä Reinigung am 2. Februar, Mariä Verkündigung am 25. März, Mariä Heimsuchung am 2. Juli, Johanni den 24. Juni, Michaelis am 29. September und Aller-Heiligen am 1. November.

Die Kirchensprache war deutsch; doch wurden auch dänische Predigten gehalten und zwar nicht nur in der dänischen Kirche. Bei den Gottesdiensten spielte der Chorgesang eine entschieden bedeutendere Rolle als jetzt. Fast jede Kirche hatte zwei Kirchenchöre, die im Gesang abwechselten. Jeder Gottesdienst begann und schloß mit mehreren teils lateinischen Wechselgesängen und Chorälen.

Unter den Gottesdiensten unterschied man nach alter Weise Metten oder Frühgottesdienste, Vespern oder Abendgottesdienste und Messen. Die Metten und Vespern scheinen vorzugsweise Kindergottesdienste gewesen zu sein. Ein Wechselgesang, in dem der Gesang der Vorsänger mit dem der beiden Chöre wechselte, bildete den Anfang. Nach einigen weiteren liturgischen Sätzen wurde entweder gepredigt oder von Schülern in lateinischer Sprache ein Kapitel aus dem Neuen Testament verlesen. Zum Schluß sprachen die Kinder ein „Kyrie eleison!" und das Vater unser. und der Chor sang noch einige liturgische Sätze. Ähnlich verlief eine Vesper. Die Sonntagsmette unterschied sich u. a. von der gewöhnlichen Mette dadurch, daß die Schüler nach der Predigt den Katechismus (die Gebote, das Glaubensbekenntnis, die Bitten, die Worte von der Taufe, vom Amt des Schlüssels und vom Abendmahl) in lateinischer Sprache mit halber Stimme murmelten.

Die sonntäglichen Hauptgottesdienste waren ausschließlich Messen, d. h. Abendmahlsgottesdienste. Der Gottesdienst begann morgens um 8 Uhr. Er verlief, wenn man von einigen Äußerlichkeiten, dem Meßgewand, dem Knieen der Priester, dem Gebrauch der lateinischen Sprache u. a. absieht, im großen und ganzen wie unser Gottesdienst; auch der Klingbeutel fehlte nicht. Die oft noch mangelnde Bekanntschaft der Zuhörer mit der lutherischen Lehre machte es notwendig, daß der Prediger die grundlegenden Lehren und die Abweichungen von der katholischen Lehre zum Gegenstand seiner Predigten machte. Die Kirchenordnung legte den Predigern daher vor allen Dingen folgende Themen ans Herz: Von der Buße, vom Vertrauen zu Gott, vom Gebet, von guten Werken, vom freien Willen, von der Vorherbestimmung, von den menschlichen Lehren, von den Heiligen. Die Predigt durfte nicht über eine Stunde dauern.

An Festtagen, bei Trauungen und andern Gelegenheiten war mit dem Gottesdienste ein Opfer seitens der Gemeinde verbunden, wie es noch an Stellen auf dem Lande besteht.

Während der Gottesdienste mußte die gewerbliche Arbeit ruhen, sowohl Sonntags, wie an den Wochentagen. Kein Handwerker durfte arbeiten. Das Handeln an den Wagen und das Schenken von „Wein, Bier, Mehde oder gebrannten Weinen" war verboten „bei Brüche achtzehn Schilling, der da zapfet, und achtzehn Schilling, der da zapfen läßt."

Außer den Gottesdiensten fanden die Taufen und Trauungen ausschließlich in der Kirche statt, und auch die Beerdigungen erfolgten vielfach im Anschluß an die Gottesdienste.

Der Taufe ging oft trotz wiederholten Verbotes das „Kindelbier", eine nicht selten in ein förmliches Gelage ausartende Feier am Tage der Geburt des Kindes, voraus. Wenige Tage nachher erfolgte dann die Taufe. In jeder Kirche war zu dem Zwecke ein Taufbecken in Stein oder Erz oft sehr künstlerisch ausgeführt. Die gewöhnlich getriebene Metallschale in dem Taufstein oder der „Taufe," wie man kurz sagte, diente besonders zur Aufnahme des in der kalten Jahreszeit erforderlichen warmen Wassers. Am Tage vor der Taufe sandte die Mutter des Kindes eine Magd aus, 8, 6 oder 4 Paar Frauen der Bekanntschaft, je nach dem Rang der Eltern des Kindes, zu bitten, das Kind in die Kirche zu begleiten. Auch das Einladen des Predigers war eine ausgesprochene Pflicht der Mägde, die nicht z. B. von dem Vater des Kindes ausgeführt werden durfte. Von diesem wurden dagegen die Gevattern des Kindes gebeten. Auch bei den Taufen war früher großer Luxus getrieben. Die einladenden Mägde waren mit besonderen diesem Zwecke dienenden Kleidern, mit Ketten und allerlei sonstigem Schmuck ausgestattet worden, und die Begleiterinnen auf den Weg zur Kirche beschenkten das Kind mit kostbaren, aber später ganz unbrauchbaren wattierten Kleidern. All dieser Luxus war jetzt verboten, und auch nach vollzogener Taufe durften keine besonderen Festlichkeiten angestellt werden. Nur wenn auswärtige Gevattern erschienen waren, durften diese und 4 befreundete Häuser zu einem kleinen Taufschmaus eingeladen werden.

Sobald die Mutter sich hinreichend kräftig fühlte, unternahm sie in Begleitung von 6—8 Paar befreundeten Frauen ihren ersten Kirchgang. War dieser Tag früher mit noch größerem Aufwande als selbst die Taufe gefeiert worden, so verbot das jetzige, nach Vereinfachung der Sitten strebende Regiment auch bei dieser Gelegenheit jede äußere Feier.

Das größte Familienfest, bei dem die Kirche mitwirkte, war die „Brautlacht", die Hochzeit. Nicht kirchlich geschlossene Ehen waren verboten. Übertreter dieses Gebotes wurden christlich ermahnt, gebrücht oder, wenn beides nicht half, der

Stadt verwiesen. Durch Landesgesetz war auch die Ehe zwischen Verwandten 1. bis 3. Grades, also zwischen Vetter und Cousine, verboten, doch konnte bei dem Könige um Dispensation von dieser Bestimmung nachgesucht werden. Jeder Mann, der sich zu verheiraten gedachte, mußte dem Prediger eine Bescheinigung des Rates der Stadt beibringen, daß er, seine Pflichten gegen König und Stadt zu leisten, tüchtig erkannt sei. Fremde hatten außerdem nachzuweisen, daß sie im rechten Glauben getauft und erzogen seien, und mußten sich vor dem Prediger einem Examen über die Ehepflichten unterziehen.

Der Eheschließung gingen als öffentliche Handlungen die Verlobung und die Abkündigung voraus. Die Verlobung geschah bei dem Prediger der Kirche, in welcher die Trauung stattfinden sollte. Während in den meisten Fällen die Verlobung in dem Hause des Predigers stattfand, verlobten die Vornehmeren sich in der Kirche im Beisein von 4 Freunden des Bräutigams und ebenso vielen Freunden der Braut. Gastereien an diese Feier zu schließen, wie sie früher üblich gewesen, waren jetzt verboten.

Daß man auch zur damaligen Zeit schon bei Verlobungen mit kaufmännischer Vorsicht verfuhr, beweist der Ehekontrakt (Ehezarte), welchen der hiesige Bürgermeister Gerhardt von Mehrfeldt am 18. Mai 1599 mit seiner Braut Anna Esichs und ihren Eltern schloß. In demselben heißt es: „Erstlich hefft der ehrbare und führnehmer Eiler Esichen die bemelte Junffer Annen dem ehrgedachten Herrn Gertt von Meerfellt in den hilligen Ehestand thogesecht und gelavet mit 3000 Marck Lübisch, welche Summa dem Herrn Breutegam genugsam sollen verassecuriret und vorwissert werden und dieweil die Braut up die Ordenung und Manier, wo tho Flenßborch gebräuchlich, schall und modt gekleidet werden, so schall der Braut Vater ihr solche Kleidung geven und verschaffen, und schall der Brudt Moder mit dem furderlichsten von dem Herrn Breutegam verstendiget werden, up wat Maniere desülwigen Kleider müssen vorfertiget werden. Darentkegen ist men mit des Herrn Breutegams Inbringen an der Braut Sieden dorchuth friedlich." Daran schließt sich dann ein vollständiges Testament.

Einige Wochen vor der Hochzeit mußte die „Abkündigung", d. h. eine zweimalige Bekanntmachung der bevorstehenden Eheschließung von der Kanzel aus, erbeten werden.

Damit begann nun die freuden- und gelagsreiche Hochzeitszeit. Jede Gelegenheit wurde da benutzt, um zu feiern. Wurde die Liste der einzuladenden Gäste aufgestellt, so gab es das sog. Schreibbier.

Nach Einrichtung der Wohnung der jungen Eheleute, bei „Aufmachung des Brautbettes", gab es wieder eine Feier, und endlich kam dann die 2 bis 3 Tage dauernde Hochzeitsfeier selbst. In alle diese Feste brachte das Ende des 16. Jahrhunderts größere Einfachheit. An dem „Schreibbier" durften nur die Eltern der Brautleute, der Bräutigam mit seinem „Schaffer" und der Hochzeitsbitter der Braut teilnehmen. Die Zahl der einzuladenden Gäste richtete sich nach dem Stande des jungen Paares und war gesetzlich beschränkt. An allen Hochzeiten aber, bei vornehm und gering, konnten die Ratsherren und die Prediger teilnehmen, und auch Kantor, Organist und Schulgesellen, das sind die Lehrer der lat. Schule, erschienen nach alter Gewohnheit, ohne ein ausgesprochenes Recht zur Teilnahme zu besitzen. Die deutschen Schulmeister aber und die Küster durften an den Hochzeitsschmäusen nicht erscheinen. Außer diesen ständigen Hochzeitsgästen, den nächsten Freunden und den Auswärtigen durften die Bürger der 1. Rangstufe 40, die der zweiten 25 und die der 3. Klasse 12 Häuser einladen. Zu den Hochzeiten der Geringsten hatte der Bräutigam selbst am Sonn-

abend vor der Hochzeit zu „bitten". Die Einladungen zu den vornehmeren Hochzeiten erfolgten am Donnerstag, und zwar lud der Bräutigam seine und ein von der Braut bestimmter Hochzeitsbitter ihre Bekannten ein. Die Sitte, durch eine oder zwei Frauen eine vorläufige Einladung der Gäste ergehen zu lassen, hörte nun nach und nach auf, wahrscheinlich, weil die Sitte, diese Frauen mit Gewürz und anderen Dingen zu beschenken, zu sehr eingerissen war.

Ein eigenartiges Fest war das sog. „Aufmachen des Brautbettes", zu dem oft eine große Zahl von Freunden und Verwandten zusammenströmte. Das Aufmachen des Brautbettes bezeichnet eigentlich nur den Höhepunkt der Tätigkeit dieses Tages, die im übrigen wahrscheinlich in dem Herbeischaffen und Aufstellen der „Kisten und Kistenwaren", der Aussteuer, bestand. Bei dieser Gelegenheit beschenkte der Bräutigam die Freundinnen der Braut und diese die Freunde des Bräutigams mit Gold- und Silbergeräten, Kleinodien, Hemden, Schuhen, Pantoffeln und dergl. Auch in diese Sitten griff die nüchterner werdende Zeit ein, indem bestimmt wurde, daß dieses Schenken unterbleiben und nur je 4 Freunde von seiten der Braut und des Bräutigams an dem Aufmachen des Brautbettes teilnehmen durften.

Die Trauung fand, wie es scheint, stets Sonntags statt. Zu derselben wurde die Braut durch oft mühsam zusammengeliehene Kostbarkeiten herausgeputzt. Vor allen Dingen gehörte zum Brautschmuck eine Krone. In vornehmen Häusern vererbte eine solche oder Teile für dieselbe von Geschlecht zu Geschlecht. Wo das nicht der Fall war, lieh man eine Krone für die Hochzeitstage von Adeligen oder vornehmen Patriziern. Der vornehme Bräutigam beschenkte seine Braut bei der Hochzeit gern mit einem vergoldeten Gürtel, der auf dem Schloß sein Wappen trug, oder mit einer goldenen Kette mit eingehängtem „Portugalöser" (eine Goldmünze im Werte von 10 Dukaten).[1] Die Polizeiverordnung von 1600 schreibt vor, daß die Braut bei der Trauung keine Ketten oder Kleinodien tragen durfte, die nicht ihr Eigentum waren. Die vornehme Braut trug „ausgeschlagene" Haare, einen Perlenkranz auf dem Kopf, oft mehrere Ketten um den Hals und einen vergoldeten Gürtel. Auch den Bürgertöchtern der mittleren Klasse war das Tragen eines Perlenkranzes und so vieler Ketten, als ihr eigen war, erlaubt. Dagegen durften Handwerkerkinder und Dienstmädchen keine Kränze tragen, sondern nur eine „perlen Bindeken" (Kopfputz), wie Bürgerkinder sie gewöhnlich trugen.

Braut und Bräutigam mit der ganzen Hochzeitsgesellschaft mußten am Hochzeitstage an dem Hauptgottesdienste in der Kirche teilnehmen. Vormittags 8 Uhr begab sich der Hochzeitszug nicht selten unter Saitenspiel auf den Weg zur Kirche: der Bräutigam mit seinem Schaffer und seinen Freunden, die Braut mit ihren Brautjungfern und die Gäste. Die Begleitung durch Ehrenjungfrauen war ein Vorrecht der reichen Braut. Die Bräute 2. und 3. Klasse gingen zwischen zwei Frauen oder Jungfrauen und in Begleitung der eingeladenen Frauen zur Kirche. Wünschte das Brautpaar in das allgemeine Kirchengebet eingeschlossen zu werden, so gab der Bräutigam dem „deutschen Schulmeister" oder Küster einen Zettel mit der schriftlichen Bitte und die vorgeschriebene Gebühr, und dieser teilte dem Pastor den Wunsch mit.

Nach Beendigung der Predigt legten der Bräutigam und die Gäste, dann die Braut mit ihrer Begleitung das übliche Opfer auf dem Altar nieder. Darauf folgte die Trauung und nach derselben ging die Hochzeitsgesellschaft in das „Köſthaus", wo der Hochzeitsschmaus stattfand. Gleich nach Ankunft hier übergab jeder Gast die mitgebrachten Geschenke.

[1] 1 Dukaten = 6 Mk. lübsch.

Die Hochzeitsfeier im Hause wurde von dem Schaffer geleitet, dem in vornehmen Häusern ein Schenk und 12 (in den anderen 8 oder 4) junge Bürgersöhne zur Seite standen. Das Schafferamt war ein Ehrenamt, das bisweilen selbst ein Bürgermeister, wie Wilhelm Weinberg, zu übernehmen nicht verschmähte.

Der Schaffer wies den Gästen ihre Plätze beim Hochzeitsmahl an. Zu dem Essen durfte bei mittleren und geringen Hochzeiten nur Flensburger Bier gegeben werden. Für vornehme Hochzeiten gab es keine Beschränkung in diesem Stück; man trank Wein oder fremdes Bier: Preußing, Mumme, Kockabille, Hamburger oder Eimbeker Bier. Nach beendeter Mahlzeit und „geschehener Danksagung" bat der Schaffer die Gäste, sich am folgenden Tage um 11 Uhr wieder einzufinden. Darauf begann ein fröhlicher Tanz bei Musik von Pauken, Flöten und Streichinstrumenten. (Trompeten waren nicht dem bürgerlichen Stande gemäß.) Der „Spielmann" (Stadtmusiker) war zugleich Vortänzer. Der Tanz wurde von dem Schaffer eröffnet, der mit der Braut tanzte und diese dann dem Bräutigam zuführte.

Bei den „Mittelmäßigen und Geringen" war die Hochzeitsfeier mit diesem einen Tage vorbei. Die Vornehmen feierten noch einen zweiten und, waren auswärtige Gäste geladen, auch noch einen dritten Tag.

Bei jeder „Köst" waren sämtliche Kirchendiener zu honorieren. Die Kantorei der lat. Schule, d. i. die gemeinsame Kasse der Kantoren, erhielt von jeder „großen" Köst 1 Taler, sonst ½ Taler. Gesang im Hochzeitshause mußte besonders bezahlt werden. Der Organist bekam ½ Taler, der Küster für Reinigung der Kirche ½ Gulden. Die Pulsanten mußte der Küster von seiner Einnahme bezahlen. Außerdem erhielt der Spielmann für Musik mit sämtlichen Instrumenten 8 Reichstaler, für die geringeren Leistungen bei einer Hochzeit 2. oder 3. Ranges bezw. 5 Taler und 3 Mark.

Zu damaliger Zeit war die Teilnahme an dem Tod eines Bekannten nicht nur eine gute Sitte wie heutzutage. Den Gildebrüdern war die Begleitung des toten Bruders zu seiner letzten Ruhestätte eine ihrer heiligsten Pflichten, und dem Erziehungsprogramm der lat. Schule erschien das Begleiten der Leichen als eine der schönsten „Andachtsübungen". Auch den Predigern der Stadt war es zur Pflicht gemacht „der christlichen Gebühr und Ehrbarkeit gemäß" sämtliche Leichen „ungefordert, aus eigener Bewegung, auch ohne alle Entgeltnis" zur letzten Ruhe zu begleiten.

Nicht lange nach dem eingetretenen Tode begann man mit der Aufbahrung der Leiche, bei der oft ein unerhörter Pomp zur Schau getragen wurde. In seidenen Kleidern, auf seidenen Kissen, wurde der Tote gebahrt. Jungen Mädchen legte man einen Kranz von Gold, Silber oder Perlen aufs Haupt. Auch solchen übertriebenen Luxus begann man am Ende des Jahrhunderts abzulegen. An die Stelle jener kostbaren Kränze traten solche aus Seide oder Blumen. So lange die Leiche im Hause war, wurde nachts bei derselben gewacht. Nicht immer war Sympathie für den Toten der Grund zur Teilnahme an einer solchen Leichenwache, sondern oft neben abergläubischem Fürchten und Hoffen die Lust am Abenteuerlichen. Besonders Dienstboten liefen oft in Scharen solchen Leichenwachen zu. Diesem Unfug wurde durch die Bestimmung gesteuert, daß nur 3—4 Nachbarn oder Freunde bei der Leiche wachen durften.

Gewöhnlich fand die Beerdigung 2—3 Tage nach dem Tode statt, nur die Leichen der Vornehmsten durften 4 Tage im Hause bleiben. Beerdigungsstätten waren außer den Plätzen um die Kirchen der Stadt der St. Gertruden-, der Klosterkirchhof und die Kirchen selbst; doch waren die Begräbnisse in den Kirchen

den Predigern und vornehmsten Bürgern vorbehalten und mußten von ihnen teuer bezahlt werden.

Auch bei den Beerdigungen spielte der Rang, den der Verstorbene eingenommen hatte, eine wichtige Rolle. Man unterschied danach vorzugsweise drei Grade der Beerdigungen. Die Leichenbegängnisse erster Klasse nannte man General-, volle oder ganze Leichen, weil die ganze lat. Schule an denselben teilnahm. Einer solchen Leiche folgte fast die ganze Stadt: der Rat und die 24 Männer, die Prediger, Gildebrüder — und wer gehörte nicht einer Gilde an — die ganze lat. Schule, Lehrer und Schüler, die ganze deutsche Schule und sonstige Nachbarn, Freunde und Bekannte. Es war eben Christenpflicht, den Toten auf seinem letzten Gange zu begleiten, und man war sich seiner Christenpflichten damals wohl bewußt. Unter dem Geläute sämtlicher Glocken der Stadt und dem von Schülern der lat. Schule ausgeführten Gesange lateinischer Psalmen bewegte sich der Trauerzug vom Hause nach dem Kirchhofe. Voran trug der Kuhlengräber die eigens Beerdigungszwecken dienende, gewöhnlich bemalte Totenfahne. In der Kirche angelangt, hielt der Geistliche die Leichenpredigt und der Chor sang. Hieran schloß sich ein Opfer und dann erfolgte die Beerdigung. Nach derselben ging das Leichengefolge ins Sterbehaus zurück. Die Schüler aber begaben sich in die Schule, wo bisweilen noch Wecken und Geld unter ihnen ausgeteilt wurde. Die Gastmäler nach den Beerdigungen, das sog. Erbbier, waren freilich verboten, doch blieben sie noch lange im Gebrauch.

Bei Beerdigungen 2. Klasse folgte nur die Hälfte der Schüler der lat. Schule, 1 oder 2 Lehrer und die deutsche Schule, doch wurden hier noch Unterschiede gemacht.

Eine besondere Ehrung nämlich, die nicht der ganzen 2. Klasse zugestanden wurde, war die Leichenpredigt. Der Bürgermeister des Stadtteiles entschied darüber, ob der Tote einer solchen würdig sei oder nicht. Wer keine Leichenpredigt erhielt, der wurde auch nur von der „alten Schule" hingesungen. Wurde gestattet, daß der Prediger nach der Predigt seines „Lebens Abschied in kurzem gedachte", so war der Tote auch würdig, von der halben lateinischen Schule begleitet zu werden. Keinem Toten der zweiten Klasse aber durfte die Beerdigung nach den Sonn- oder Werkeltagspredigten und das Geläute aller Glocken des Kirchspiels versagt werden. Bei Beerdigung eines Dienstboten oder Handwerksgesellen, die gewöhnlich zur Vesperzeit stattfand, folgte nur die „deutsche Schule" dem Sarge, und vom Turme herab tönte das einstimmige Geläute der „Sonntagsglocke".

Der Klabautermann als Schiffsgeist.

Von F. Kunze in Suhl.

Wie bekannt, gibt es nicht nur auf dem weiten Festlande allerhand gespenstische Wesen, welche nach abergläubischer Volksmeinung „im Reich der Lüfte," an verlassenen Flurstätten, düstern, einsamen Waldplätzen sowie in Haus und Hof ihr unruhiges Wesen treiben, sondern auch die eintönige, endlose See wird von buntgestaltigen Spukgeistern heimgesucht, die dann meistens das geräumige Schiff als willkommene Wohn- und Wirkungsstätte ausersehen, wenigstens im Vorstellungskreise hasenherziger Seeleute. Im allgemeinen ist ja der berufsmäßige Schiffsmann im Kampfe gegen Sturm und Wolken furchtlos und kühn, aber das ständige Leben auf dem trüglichen Elemente und die ihn fortwährend umgebende

Gefahr des Todes, nicht minder die häufig so wunderbare Errettung schiffbrüchig gewordener Genossen in solchen Fällen, wo das bedrohte Leben nur noch am seidenen Faden hing, haben ihn allmählich in dem leicht erklärlichen Wahn bestärkt, daß auch in seiner schwimmenden Behausung übernatürliche Wesen bei dieser und jener Begebenheit rätselhaften Charakters ihre Hand mit im Spiele haben müssen. Meistens handelt es sich hierbei um abergläubische Phantasiegebilde oder mythologische Vorstellungen, die eben da, wo die Ursachen eines ungewöhnlichen Vorkommnisses nicht unmittelbar deutlich vor Augen lagen, behufs Ergründung das Reich des Geheimnisvollen und Wunderbaren durchflogen. Ein anderer Teil jener schreckhaften Wahrnehmungen wurzelt dagegen in kritikloser Umdeutung tatsächlich gesehener Erscheinungen, die auf den naturgemäßen Einfluß von Wind und Wetter zurückzuführen sind, wie z. B. das St. Elmsfeuer. Obgleich dieses elektrische Produkt heute schon weniger auffällig ist, so behauptet dagegen ein anderer „Seespuk" bei mancher biederen Teerjacke noch sein altes gutes Recht, nämlich das bekannte „Klabautermännchen."

In Wirklichkeit — d. h. mythologisch aufgefaßt — ist der Klabautermann ein Glied der altheidnischen Hausgeister oder Kobolde, jener kleinen, halbgöttlichen Wesen, welche zwar in Größe, Aussehen und Tracht den Zwergen sehr ähneln, auch wie diese sich unsichtbar und andersgestaltig zu machen vermögen, überhaupt jegliche Zauberkunst verrichten, aber dennoch durch manche Eigentümlichkeit sich scharf von ihnen unterscheiden. Was den dunklen Namen unseres kleinen Helden anbetrifft, so wird derselbe nur durch das eingeschobene l undeutlich. In Wolfs niederländischen Sagen tritt ein dämonisches „Kaboutermanneken" auf, und Kabauterchen war im allgemeinen eine volkstümliche Bezeichnung der Zwerge, welche belgisch kabot und althollandisch kabout hießen, welches Wort wohl mit Recht aus dem lateinischen kobalus d. h. Schalk abgeleitet wird. Es ist mithin der „Klabatermann" — pommersche Benennung — ein schalkhafter Neckgeist, ein verschmitzter Kerl, ja, ein ergötzlicher Possenreißer, was unten noch näher dargetan wird. Jedes Schiff hat ein solch elbisches Männchen aufzuweisen, wie abergläubische Seeleute wissen wollen. Sobald eine moderne „Arche" fertiggestellt und von der Mannschaft in Besitz genommen ist, zieht der kleine Kobold mit ein. „Gesehen haben ihn nur wenige, denn es ist ein Unglück für den, der ihn sieht." Wer ihn zu Gesicht bekommen, erzählt, er sei kaum zwei Fuß groß und trage eine rote Jacke, weite Schifferhosen und einen runden Hut. An der oldenburgischen Küste wird er geschildert als „kleiner Kerl, kaum einen Fuß hoch, mit roten Pausbacken und hellen, gutmütigen Augen, ist wie der Matrose mit Piejäcker und Südwester bekleidet und trägt, so oft man ihn sieht, einen hölzernen Hammer in der rechten Hand." Nach friesischem Volksglauben soll die winzige „schwärzliche Männergestalt" mit großem Kopf, hellen Augen und ganz feinen Händen ausgestattet und so gelenkig in den Gliedern sein, „daß sie keinen Augenblick still zu stehen vermag, sondern immer hin und her hüpft, ohne irgend ein Geräusch zu machen." Das ist aber ein untrüglicher Beweis der geistigen Beschaffenheit des zwerggestaltigen Gesellen, der auf Rügen als die ruhelose Seele eines ungetauft gestorbenen Kindes angesehen wird, während in der „Zeitschrift für deutsche Mythologie" (II, S. 141) seine Herkunft mit nachstehenden Worten erklärt wird: „Wenn ein Kind einen Bruchschaden bekommt, wird ein junger Eichbaum gespalten, das Kind bei Sonnenaufgang dreimal durch den gespaltenen Baum gezogen und dieser wieder zusammengebunden. So, wie der Baum zusammenwächst, so verwächst der Bruch. Stirbt ein auf diese Weise geheilter Mensch, so geht sein Geist in den Baum über. Wird dieser nach Jahren zum Schiffsbau tauglich und dazu benutzt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann." Übrigens braucht

das tote Kind nur unter einem Baume begraben zu sein, dessen Holz später beim Schiffsbau verwandt wird. Auch in diesem Falle wird des Kindes Seele zum Schutzgeiste des Fahrzeugs.

Wie verhält sich denn der Klabautermann auf dem Schiffe? Nun, im allgemeinen wird nur Gutes von ihm berichtet. Wenn er einmal eingezogen ist — das Glück seiner Anwesenheit soll überhaupt nur wenigen Schiffen zuteil werden —, weicht er von demselben nicht eher wieder, als bis es zugrunde geht. Wenn behauptet wird, daß er „viel Böses und wenig Gutes stiften" könne, so dürfte das wohl eine Verkennung der wirklichen Tatsache sein, denn das kleine possierliche Kerlchen macht sich überall nützlich und angenehm, besonders wenn seine Laune gut ist. Unsichtbar tätig achtern und vorn. hilft er der arbeitenden Mannschaft beim Bergen und Setzen der Segel, sorgt dafür, daß die Taue beim Einrahmen der Segel nicht schlenkern, und wenn der Wind auch noch so scharf wehen sollte. Das ganze Tau- und Segelwerk wird dauernd nur vom unermüdlichen Schiffskobold in Ordnung gehalten, der selbst die durchlöcherten Segel flickt, zerrissene Taue zusammenbindet, entstandene Fugen verstopft, sowie den schweren Anker mit lichtet und hiewet. Am liebsten und häufigsten hält er sich im Raume des Zimmermanns auf und vollbringt hier die am dringendsten erforderliche Arbeit, wie er überhaupt das Schiff da kalfatert, wohin kein Mensch kommen kann, daher sein weiterer Name: „Kalfatermann." In der Regel vollbringt das geschäftige „Schiffsheinzelmännchen" — um die dänische Bezeichnung zu wählen — alle einschlägigen Arbeiten des Nachts, welcher Umstand denn auch das leidige Knacken, Krachen, Knistern, Poltern und Schnurren in den verschiedenen Räumen der segelnden Häuser erklärt. Alles, was tagsüber auf dem Schiffe zerbrochen und losgelöst ist, das repariert Klabautermännchen wieder zur „nachtschlafenden Zeit," wo er überhaupt manches Werk für ihm befreundete Matrosen hurtig verrichtet. Mit Recht singt darum Kopisch in des Schiffers Namen:

Flink auf. die luftigen Segel gespannt,
Wir fliegen wie Vögel von Strand zu Strand;
Wir tanzen auf Wellen um Klipp' und Riff,
Wir haben das Schiff nach dem Pfiff im Griff,
Wir können, was kein anderer kann.
Wir haben einen Klabautermann!

Nach dänischem Seemannsglauben vermag das elbische Männchen bei nächtlicher Weile selbst zeichnerische Entwürfe zu geplanten Schiffsbauten anzufertigen, wie es sich andererseits aber auch nicht für zu gut hält, die weit weniger ehrenvolle Arbeit des lernenden Schiffsjungen zu verrichten, z. B. das Deck abzuspülen, alles rein zu waschen u. a. m. Wenn man das emsige „Klütermännchen" — so genannt, weil es fortwährend „klütert," d. h. in geschickter Weise geschäftig ist — irgendwo klopfen und hämmern hört und sich hinbegibt, um es zu beobachten, so ist nichts zu sehen; alle Geräte liegen an der üblichen Stelle, und doch ist am anderen Morgen jede Arbeit vollendet und gut ausgeführt. Manchmal treibt der kleine Possenreißer auch allerhand Scherz und Neckereien mit den geplagten Matrosen, indem er die Wimpel dreht, das Licht im Nachthäuschen auslöscht, den Schiffshund aufstört und sich selbst krank stellt; ja, wenn ein Passagier an Bord ist, der die schaukelnde Bewegung der See nicht ertragen kann, so soll es vorkommen, daß der Gaudieb mit herzbrechender Miene sich ebenfalls in den Kübel erbricht. Nebenbei entpuppt er sich auch als waschechter Prahlhans, wie folgende Sage beweist. „Zwei Schiffe lagen einst an der pommerschen Küste im Hafen, jedes von einem Klabautermännchen bewohnt. Beide erzählten sich von ihren eben erlebten „Fahrten." „Ja," sagte der eine. „ich habe schwere Arbeit auf der letzten Reise gehabt. Eine Seitenplanke riß los, und ich mußte fortwährend festhalten, damit das Wasser nicht ins Fahrzeug lief." Der andere entgegnete: „Ach, da habe ich doch noch mehr zu vollbringen gehabt. Als wir abgesegelt waren,

kam ein Sturm auf, und der große Mast brach unten ab. Den habe ich auf der ganzen Fahrt halten müssen." Bei dieser gegenseitigen Aufschneiderei kam es zwischen beiden Gernegroßen zu heftigem Streit, der mit einer „blutigen Prügelei" endete. Das will ein beobachtender Matrose gesehen haben, der jedenfalls in der Mitternachtsstunde vom 28. zum 29. Februar — im Schaltjahre — das Licht der Welt erblickte, denn jeder andere Sterbliche, der ein Klabautermännchen zu Gesicht bekommt, ist, wie oben bereits bemerkt, unfehlbar ein Kind des Todes. Zwar kann man pommerscher Volksmeinung zufolge den winzigen Knirps auch ohne Lebensgefahr zu Gesicht bekommen. „Das muß man auf folgende Weise anfangen: Man muß des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr allein zum Spilloch gehen und sich selbst durch die Beine hindurch und so durch das Spilloch sehen. Dann kann man den kleinen Geist erblicken. Wenn man ihn dabei aber nackend sieht, so muß man sich hüten, daß man ihm nicht etwa aus Mitleid Kleider zuwirft, womit er sich kleiden solle, denn das kann er nicht leiden."

Wie alle zwerggestaltigen Wesen verschmäht nämlich das launische Klütermännchen jegliche Geschenke an Kleidern, weil es wähnt, man wolle sich dadurch mit ihm abfinden. Milch und leckere Speisen darf man ihm getrost hinsetzen, denn er ist lüstern und nimmt am liebsten von des Kapitäns reichlich versehener Tafel dafür. „Auf einem Schiffe, das sich mitten auf der See befand, klingelte der Kapitän dem Schiffsjungen: „Bringe mir eine Flasche Wein und zwei Gläser!" „Zwei Gläser, Kapitän?" fragte verwundert der Junge; „Ihr seid ja allein. Wie? kriegt Ihr denn Besuch?" Der Kapitän befahl ihm, zu gehen und zu tun, wie ihm geheißen. Als der Junge nun wieder mit der Flasche und den Gläsern in die Kajüte trat, da saß der Schiffsgeist bei dem Kapitän, und beide sprachen miteinander. Der Kapitän schenkte ihm ein, und sie tranken miteinander." So berichtet Müllenhoff in seinem „Schleswig-Holsteinischen Sagenbuche," und es ist nordischer Volksmeinung gemäß auch nur zu loben, wenn sich der Führer und die Mannschaft eines Schiffes gut stehen mit dem vielvermögenden Klabâtermann." Schon manchmal haben die biederen Teerjacken ein Kommando gehört, z. B. dieses oder jenes Segel wegzunehmen, und sobald es ausgeführt war, stellte es sich heraus, daß der Befehl nicht vom Kapitän, sondern vom Kobold gerufen worden, immer aber allen zum Heil gewesen war. Ja,

Der Klabautermann ist ein wackerer Geist,
Der alles im Schiff sich rühren heißt,
Der überall, überall mit uns reist,
Mit dem Schiffskapitän flink trinkt und speist.
Beim Steuermann sitzt er und wacht die Nacht,
Und oben in der Mars, wenn das Wetter kracht.

Sobald nämlich ein gefährlicher Sturm im Anzuge ist, der das Schiff bedroht, wird das Klütermännchen ganz besonders rührig, denn seine eigentliche Mission besteht eben darin, das Fahrzeug auf hoher See vor Brand, Strandung und anderen Gefahren zu beschützen. Oben im Mastkorbe sitzend, sorgt der unsichtbare Gesell dafür, daß alles in rechter Weise vorgenommen wird. Genau überwacht er dabei die Mannschaft, daß niemand seine Pflicht versäume. Ist noch dieser oder jener Seemann in den unteren Schiffsräumen, sobald das Unwetter losbricht, so fühlt er sich plötzlich vom fürsorglichen Kobold angestoßen, der überhaupt an allen Ecken und Kanten tatkräftig eingreift. Die Besatzung weiß auch recht gut, daß jegliche fachmännische Anordnung von ihm herstammt. „Hörst du wohl, da ist er wieder!" — heißt es dann wohl, sobald man an den Planken herum hantieren hört. Lärmt in solchen Fällen das dänische Seeheinzelmännchen gar zu toll in den Masten und Segeln oder auf den Spitzen der Raaen, so ist das schon ein schlimmes Zeichen für die Existenz des Schiffes. Wehe dann den trägen Matrosen, die ihrem Schutzgeist das schwere Werk allein zu verrichten überlassen wollten! Solche Faulpelze zwickt und stößt er solange, bis sie endlich flink

und fleißig werden. Würde das nichts nützen, so würden ihnen unablässig kräftige Püffe und Knüffe von seiner unsichtbaren Hand zugefügt, bis ihnen schließlich das Fell braun und blau anläuft. Nicht minder streng erweist sich das stets warnende Klabautermännchen, wenn etwa verbrecherische Leute auf einem Schiffe sind, überhaupt wenn an Bord eine schändliche Tat begangen worden ist. Nichts kann ihn dann versöhnen, selbst wenn man über Nacht die besten Leckerbissen für ihn hinstellte. Im Gegenteil, er fühlt sich veranlaßt, die bisherige Behausung zu verlassen und auf ein anderes Schiff überzugehen. Mit ihm verlassen zugleich die Ratten das betreffende Schiff, weil diese in geheimer Verbindung mit jedem Kobold stehen sollen.

Im allgemeinen wird zwar behauptet, daß der wohlwollende „Kalfater" nie wieder aus einem schwimmenden Hause weichen würde, sobald er darin seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. „Einst war ein Schiff, das hatte stets glücklich gefahren, war aber zuletzt so alt und morsch geworden, daß keine Mannschaft mehr dafür zu gewinnen war. Der Reeder beschloß daher, das Schiff zu slopen, d. h. zum Verkaufe das Material auseinander zu schlagen. Aber als man ans Werk ging, glitten Axt und Beil davon ab wie von Stahl und Eisen. Da fand zufällig jemand im Raum ein Kästchen und nahm es mit sich ans Land. Kaum war das Kästchen von Bord, so fiel das Schiff von selbst auseinander. Da sah man denn, daß in dem Kästchen der Klabautermann gewesen war." So erzählt man sich an der oldenburgischen Küste. Sobald einem Schiffe der endliche Untergang unabwendbar bevorsteht, d. h. wenn es trotz aller aufgewendeten Mühe und Arbeit nicht mehr zu retten ist, so wird es zuvor von seinem hierbei machtlosen Schutzgeiste, der in des höheren Herrn Pflicht steht, verlassen. Manchen flinken Burschen, der sich gut mit ihm stand, warnt er zuvor und mahnt ihn, auf eine andere „Fähre" zu gehen, ja, er gibt ihm sogar ein Zeichen mit, welches ihn befähigt, das Klabauterchen dieses neuen Schiffes für sich zu gewinnen. Daß der überirdische Knirps jede schiffbedrohende Gefahr, ja, selbst den Untergang eines Seglers im voraus weiß, bezeugt nachstehende Sage, die uns Strackerjan hinterlassen hat: „Einst war ein Steuermann aus Ostfriesland an Bord eines englischen Schiffes, welches im Hafen von Stockholm vor Anker lag. Abends ging er auf das Verdeck, um ein wenig frische Luft zu genießen. Da sah er am Ende des Schiffes ein kleines rotes Männchen und ein gleiches auf dem nächstliegenden Schiffe. Er merkte wohl, daß es Klabautermännchen seien, und betrachtete sie neugierig, als sie mit einem Male ein Gespräch begannen. „Gehst du mit mir in See?" fragte der auf dem anderen Schiffe. „Nein," antwortete der auf des Steuermanns Schiffe, „ich bleibe im Kanal, dort geht dies Schiff unter." Halt! dachte der Steuermann, wenn's so steht, gehst du wenigstens nicht mit. Am anderen Morgen erzählte er dem Kapitän sein Erlebnis; dieser aber und die ganze Mannschaft lachten ihn aus. Der Steuermann ließ sich doch nicht irre machen, nahm seinen Abschied von dem Schiffe und ging auf ein anderes. Als er seine Reise beendigt hatte und an seinem Bestimmungsort ankam, erhielt er auch schon die Nachricht, daß sein früheres Schiff mit Mann und Maus im Kanal untergegangen sei."

Selbst beim endlichen Verlassen des seither von ihm bewohnten Fahrzeuges zeigt das Klabautermännchen nochmals seine alte Anhänglichkeit für dessen Bemannung; „denn da man ihn nicht sehen kann, so steigt er so hoch er kann, und stürzt sich dann von oben her mit großem Geräusch in das Wasser, damit man ihn hören könne. Einige sagen, er steige bei solcher Gelegenheit auf die äußerste Spitze des Bugspriets und springe von dort in die See." Es soll auch vorkommen, daß das neckische Wesen nur auf kurze Zeit sein Schiff verläßt, um dem

Wohnhause des Kapitäns oder Reeders einen erfreulichen Besuch abzustatten und durch rumorendes Verhalten anzukünden, daß das Schiff dieser Interessenten bald glücklich im Hafen anlangen werde. Ob das auch heute noch geschieht? Nun, es gibt wirklich noch alte, wetterfeste Seebären, die an das Vorhandensein des dämonischen Schiffsbewohners glauben. Jüngst hielt ein aus Wien stammender Steuermann, Friedrich Graf, in verschiedenen Städten Deutschlands einen öffentlichen Vortrag über seine 1899 auf der „Euterpe" ausgeführte Weltreise, wobei auch der leidige Klabautermann erwähnt wurde, der aus dem Mastkorbe einst in nächtlicher Stunde gemurmelt habe: „Kinder, es weht, es weht hart!" Nachdem acht Matrosen mit klapperndem Gebein geängstigt aus der unheimlichen Höhe ohne Verrichtung ihrer auszuführenden Arbeit zurückgekommen, wurde der Sache seitens des Steuermannes erklärend auf den Grund gegangen. Dabei entpuppte sich das vermeinte Klabautermännchen als der — Papagei des Schiffsjungen. Oftmals hatte das nachahmende Tierchen jene unwetterkündenden Weckrufe gehört und schließlich hoch da droben nachgewimmert. Es gibt also keinen Klabautermann!

Hei, entert er auf! Sei die See auch groß,
Klabautermann läßt kein Ende los;
Er läuft auf den Raaen, wenn alles zerreißt,
Er tut, was der Kapitän ihn heißt.
Und wißt ihr, wie man ihn rufen kann?
Courage heißt der Klabautermann!



Der Silberschatz der Augustenburger.[1])

Von Professor P. Hennings in Berlin.

Vom 23. auf den 24. März 1848 hatte bekanntlich die Einsetzung der provisorischen Regierung in Kiel stattgefunden. Beim Empfang dieser Nachricht war die auf dem Stammschloß zu Augustenburg weilende Familie des Herzogs Christian August, um einer Überrumpelung durch die Dänen zu entgehen, eiligst unter Zurücklassung ihrer Habe von der Insel Alsen nach dem Festlande geflüchtet. Der Ankunft dänischen Militärs wurde von Höruphaff her in Augustenburg mit Furcht entgegengesehen. Am Tage der Flucht verabredeten sich einzelne zurückgebliebene Beamte des Herzogs, die in Augustenburg ansässig waren, so der Inspektor der herzoglichen Güter Haak, der Arzt Dr. Back, der Hofrat Barth, mit einem vierten herzoglichen Beamten X., um soweit als möglich die Schätze der herzoglichen Silberkammer vor der Beutegier der Dänen zu retten und an einem sichern Ort zu verbergen. Als Versteck des Silbergerätes wurde ein im Park gelegenes, durch dichtes Gebüsch verstecktes Häuschen, das sogenannte Bankhaus, ausersehen. Während der Wintermonate wurden die in den Alleen des Parkes stehenden Bänke und Tische in diesem Gebäude aufbewahrt und fand sich im Innern desselben ein enger, durch eine Luke verschlossener Kellerraum.

Die Märznacht war dunkel und regnerisch, der Frühlingssturm durchsauste die hohen Kronen der uralten Buchen und Linden des Parkes. Die Schloßuhr zeigte Mitternacht, als von verschiedenen Seiten durch die zwei Tore 3 Personen den Schloßhof betraten. Es waren Haak, Back und Barth, welche durch eine von X. geöffnete Seitentür das in völliger Dunkelheit und Stille liegende langgestreckte Schloß betraten. Mit Säcken und Bettlaken versehen, begaben sich die vier Personen zur Silberkammer. Das wertvolle schwere Tafelgeschirr wurde von ihnen verpackt und alsdann auf dem Rücken durch eine nach dem Park führende Seitentür beim Scheine einer Laterne hinausgetragen. Das Bankhaus wurde

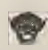
[1]) Nach mündlichen Mitteilungen des verstorbenen Inspektors Haak in Augustenburg.

möglichst von Bänken und Stühlen geräumt und alsdann die Bündel mit dem Silbergeschirr in dem geöffneten Kellerraum aufgespeichert. Die drei Personen mußten mehrmals, mit schwerem Gepäck beladen, durch die langgestreckte Wasserallee den Weg zum Bankhause unternehmen, während X. im Schlosse verblieb.

Endlich war das Kellergelaß gefüllt, die Bänke und Stühle wurden wieder eingeräumt und die Spuren durch aufgeschüttetes trockenes Laub möglichst verwischt. Es war aber noch ein Restbestand besonders wertvoller Kostbarkeiten zurückgeblieben. Dieser wurde in einem verborgenen Wandschrank hinter dem Altar in der Schloßkirche untergebracht und der Schlüssel von X. abgezogen. Die vier Beteiligten gelobten vor dem Altar durch Handschlag, niemandem als dem Herzog oder dessen Familie den Versteck der Silberschätze mitzuteilen.

Am nächsten Vormittage rückten die Dänen ein und ergriffen von dem Augustenburger Schloß Besitz. Bereits nach kurzer Zeit waren sie über die Orte, wo das Silberzeug geborgen war, unterrichtet. Was nicht in den Taschen Einzelner verschwand, wanderte nach Kopenhagen. Ebenso wurde das Mobiliar des Schlosses und der vortreffliche Marstall, welcher durch seine Rennpferde berühmt war, von den Dänen ausgeraubt.

X. erhielt vom König Friedrich VII., dessen besonderer Günstling er gewesen, ein einträgliches Amt. Inspektor Haak, Dr. Back, sowie zahlreiche Einwohner Augustenburgs sind trotz der sechzehnjährigen Drangsale unter dänischer Willkürherrschaft unentwegt treue Anhänger des Herzogs sowie der deutschen Sache geblieben und haben mit Jubel die Befreiung Alsens im Jahre 1864 begrüßt.



Das Umsingen.

Von **J. H. Löhmann** in Flensburg.

In den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts las man häufig in den Anzeigen freigewordener Lehrer- und Küsterstellen unter den Einnahmen eine Summe für abgelöstes Umsingen verzeichnet; sie bewegte sich nach meiner Erinnerung mehr unter als über fünfzig Kurantmark. Im Anfange des 19. Jahrhunderts war die Sitte des Umsingens wohl allgemein. Der Küster (Organist, Kantor) machte mit seinen größten Knaben eine Rundreise durch alle Dörfer seines Kirchspiels, um in jedem Hause zunächst zu singen und dann die üblichen, vorgeschriebenen Eßwaren in Empfang zu nehmen. An einigen Stellen ging die Knabenschar voran, der Küster folgte später und sammelte die bereit gehaltenen Gaben ein. Da er allenthalben bewirtet wurde, mußte er auf seiner Hut sein, denn „wenn he uk noch so drunkfast weer, dat kunn em doch begriesmulen." Meine Mutter, geboren 1795 als die Tochter des damaligen Bauervogts Klaus Thun in Nienbüttel, Kirchsp. Schenefeld, pflegte gern vom Umsingen zu erzählen.

„Wenn de Ümsingertid 'ran keem, denn kregen wi alle Wüß, Schinken, Speckfiden un dat rökerte Fleesch ut 'n Rok un packen dat in grote Kisten un Laden. Uns' Hüs' (in Burg in Dithmarschen) hebbt ja all Schosteens, blot 'n paar sünd noch Rökerkaten; ji kennt ja Jochim Holst sin Hus, dar rökert wi ja uk uns' Fleesch un Speck. Ji kennt uk ju'n Klasohm sin Hus, dar bün ik grot waarn; so'n Rökerhüs' weern to min Kinnertid all de Buerhüs' in Nienbüttel. Wa hung dat op de Grotdęl vull vun Speck un Wüß, wa fein trock de Rok vun den Herd ganz langs de Grotdęl ünner de Hilgen lang dœr de Grotdœr 'rut, wa moi rük dat! Wenn wi awer de Ümsingers vermoden weern, denn weern de Hilgen lerri. Worüm? Dat will'k ju seggn, min Kinner. De Ümsingers, de

Jungs, keem' jümmer alleen, de Köster keem eerst achteran. Nu weern de Jungs to Hus wull so, as all de Jungs weern; wenn se awer as Ümsingers op de Butendörper gungn, denn weern se richtige Banditen, denn meen' se, ehr stunn alles fri. Jedereen harr 'n langen Gundagstock mit 'n grote Peek an'n Enn, un darmit halen se de Wüß ut 'n Rok, wenn dar noch wäker hungn. Weet ji nu Bescheed? — Wenn de Jungs op de Grotdęl ankeem', denn stötten se eerst mit ehr Peekenstöck op de Steen, dat dat man so knacken dä. Denn sä de bœwerste vun ehr sin Spruch op, lut, dat dat dœr dat ganze Hus klingn dä:

'Rut, 'rut, Fleddermus!
Wakeen wahnt hier in düt Hus?
Hier wahnt de rike Mann,
de uns den Büdel füllen kann
mit 'n Schülgn dree, veer,
wenn't uk 'n halwen Daler weer.
Baben in de Husföst
hangt de langen Mettwöst;
gęwt uns de langen,
lat de kotten hangen!
Sünd se wat kleen,
so gęwt uns twee fœr een'!
Sünd se wat tobraken,
so wüllt wi s' likers wull kaken.
Sünd se wat fett,
je bęter as se smeckt.
Stille, stille, ich habe vernommen,
mein Meister wird kommen.
Wir wollen ein schönes Liedlein singen,
das soll durchs ganze Haus erklingen.

Na, ehr Kehl schonen se warafti ni; heesch weern se, wenn 't Dörp to Enn' sungn weer. To ęten un to drinken kregen se in alle Hüs', gewöhnli Botterbrot mit Kees' oder Wuß un Bottermelk; unvernünftige Lüd geebn ehr wull 'n Snaps. Se wulln ehr dun maken un dar ehrn Spaß an hem, wenn se dœr't Dörp wackeln un sik wull gar vertöern dän. Dat weer ni recht, un darüm is de Ümsingeri wull affschafft waarn. — Wenn de Köster sülbn keem, denn stunn Botter, Brot, Kees un Wuß op 'n Disch un 'n Buddel mit Pomeranzenkœm oder roden Brammin darbi. Nödigt waar he düchti, he muß ja węten, wat he verdrägen kunn. Un denn kreeg he sin Deputat bi de lüttjen un bi de groten Buern, bi de groten natürli mehr. Un weer de Köster fröhli, wenn sin Ümsingergang 'n gude Ladung bröcht harr, denn weern de Buern vergnögt, wenn se den Köster noch süns 'n lüttjen oppackt harrn. Min Valer, jun Grotvaler, paß dat garni, dat sä he uk to de Buern. Un darbi blew dat denn, bet dat Ümsingn ganz ophörn dä."

Der Umsingespruch war meinem Gedächtnis untreu geworden. Aufgefrischt wurde er von meiner Schwestertochter, Frau Anna Looft in Neumünster.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.*)

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

Vorbemerkung. Zu den Priestergeschichten mag bemerkt werden: Um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich bemerkt, daß alle ‚Preester'-Geschichten dieser Art unzweifelhaft schon im Mittelalter entstanden und danach zu beurteilen sind. W.

35. De Preester mit den Wuss.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett so gêrn Wüß mücht.

Nu geit he mal hen na Kirch up 'n Sünndachmorgen to 'n Prędi'n, do begegent em 'n Slachter up 'n Dörp, de hett Wüß in sin Molg.[1])

Do köfft he sik twê Wüß. Den ên'n itt he gliks up, un den annern[2]) stickt he sik achter in sin Rockstasch.

*) Nachtrag zu Nr. 34 (De klook Bur'ndochter). Von diesem Märchen habe ich in meiner Sammlung noch eine vierte Fassung gefunden, die mir von Laudi in Kreufeld erzählt worden ist. Der Bauer findet beim Pflügen einen goldenen Mörser und soll

As he nu wider geit, do kamt dar so 'n pąr ol grot Hunn' achter em an, de rükt dat, dat he 'n Wuß in 'e Tasch hett, un wüllt em dar je ümmer bi.

Do mąkt he gau, dat he na de Kirch rin kümmt, un sleit de Dǫr achter sik tô. In de Warkkamer [3]) sett he sin'n Hôt hen.

Nu is dat so weß, wenn de Prêster sin'n Hôt affsett hatt hett, denn hett de Köster em ümmer krȩgen.

As de Prêster nu up 'e Kanzel is, do geit de Köster hen un will mal tôsên, wo dat mit den Hôt is, wat he wul al so wid afdragen is, dat hê em bald krigen deit.

Do licht de Prȩdig dar in, in den Hôt. De hett de Prêster dar in vergȩten hatt.

Do denkt de Köster: ‚Dö̂wel, de muß em je ruppe bring'n na de Kanzel. Süß kann he je niks upstell'n.

Un he kümmt bi un slikert [4]) sik ganz lis' na de Kanzel hen, un do krüppt [5]) he up all' vêr de Tripp lank up un tuxt [6]) den Prêster ümmer achter an 'n Rock, dat de Lü' dar kên Vermąk [7]) vun krigen schüllt.

Do mênt de Prêster, dat de ên ol Hund dat is, dat dê em nąkam'n is un will em bi den Wuß.

Un do nimm't he den Fôt un gifft den Köster dar ên'n mit vör 'n Kopp, dat de koppheister de Tripp hendal nösselt. [8])

Nach Frau Schlör in der Griebeler Holzkate, Waldarbeiter Köster in Schönwalde und Wilhelm Harms in Altenkrempe (s. Nr. 6 u. 34).

Anmerkungen: [1]) Moll' oder Molg: Mulde. [2]) Wuß ist männlich. [3]) Warkkamer oder Garwkamer d. i. Arbeitskammer: Sakristei. [4]) schleicht. [5]) kriecht. [6]) tuxt oder tückt: zupft. [7]) Der Sinn ist ja klar. Das von Wilh. Harms stammende Wort ‚Vermak' habe ich sonst noch nie gehört. Es ist aber nicht etwa eine Entstellung aus ‚Vermark'. [8]) besinnungslos purzelt.

36. De Preester mit den Bô'fink.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett so gêrn Vageln liden mücht.

Nu geit he mal up 'n Sünndachmorgen hen na Kirch to 'n Prȩdi'n, do begegent em 'n Mann up 'n Dörp, de hannelt mit Vageln. Un do köfft he sik 'n Bô'fink. [1])

---

dem König auch den Stößer liefern. Er klagt, daß er nicht auf seine Tochter gehört habe. Die Tochter soll kommen nicht bei Tage und nicht bei Nacht, nicht zu Fuß usw. Wenn sie das kann, soll der Vater begnadigt werden. Sie kommt zwischen 12 und 1 und schiebt mit dem einen Fuß einen kleinen Schlitten vor sich her. Der (verwitwete) König sagt zu ihr, he erkenn't ȩr dar vör, dat se düchti is, sin Fru to ward'n. Ob se dar Meenung to hett. — Zwei Torfbauern kehren in demselben Wirtshaus ein un kri't ȩr Peer dar in 'n Stall. Wilt se binn'n sitt, fal't de een Töt, un de ol Fal wackelt sik na 'n annȩrn Ruum rin, wo de beiden Hingssen stat. — Dat Prozess'n geit los, awer he verspȩlt. He grippt ümmer frisch wa' in (fat ümmer frisch wa' na), un dat is al söben Mal vör 'n Köni weß, awer he hett ümmerlos verspȩlt un is dar al 'n arm'n Mann bi word'n. — Der Bauer soll während der königlichen Jagd auf einer Anhöhe Buchweizen kochen und dann zu dem König sagen, er wolle ihn säen. Denn ward he wull in sik slagen. — Zur Abschiedsfeier wird auf Wunsch der Königin — se wüllt noch een'n vergnögten Abend hebb'n — ein Gastmahl veranstaltet. As se rech vergnögt sünd, do hett se in ȩr Glas 'n Slapdrunk in krȩgen, un as se all' drinkt, do beert se so, as wenn se uk drinken deit. Un do secht se to den Köni: ‚Nu wüllt wi uns' Gläs' noch mal wesseln un denn heet dat ‚rein ut!', un dar is dat denn mit verbi, denn treck ik af.' — In ihrem Elternhause wird der König in so 'n Arkow (Alkoven) gelegt. Für den nächsten Morgen bidd't se de ganz Stuw vull Frunslü', de möt dar spinn'n, un wat se dar süß noch vörnȩmt, und in dieser Umgebung schlägt der König die Augen auf. Wie er Hunger verspürt, wird ihm 'n Fatt vull Boddermelksklümp vorgesetzt, un he hett dar düchti in putzt (ganz schön vun to sik nam'n).

Un do wêt he dar je anners narms[2]) mit hen: do stickt he den Bô'fink in 'n Bossen.[3])

Nu hett he gräą' dat Evangelium hatt vun den Pharisäer un Zöllner. Un as he nu de Hand nęm'n deit un secht: Und der Zöllner schlug an seine Brust und sprach: ,O min Bô'fink!' sech' 'e dunn.

As he sik vör de Boß slagen hett, do is em mit 'n mąl infull'n, dat he sin'n Bô'fink dar je in hett, in 'n Bossen.

Do hett he dat anner gąr ne secht kręgen. Nach Frau Schlör.

Anmerkungen: 1) Buchfink. 2) nirgends. 3) Busen, Brusttasche.

37. De Preester mit den Boddermelksketel.

Dar is mal 'n Prêster weß, de hett mal sünndą's prędi'n schullt. Dat is awer so fürchterli warm weß den' Dach, un do hett he sik 'n Kętel vull Boddermelk mit rup nąm'n na de Kanzel.

Nu hett he grą' dat Evangelium hatt: ,Über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen.' Un wenn he secht hett: ,so werdet ihr mich nicht sehen,' denn hett he sik dąldükert[1]) un ümmer gau êrs 'n Kluck[2]) Boddermelk nąm'n.

Nu hett he sik mal 'n bęten lang' dąl buckt hatt, un do will he so flink wa' ünnerhöch, do kricht he in 'e Il dat Sêl ǫ̈wern Kopp, un do kümmt he mit sin'n ganzen Boddermelkskętel ünnerhöch. Nach Frau Schlör.

Anmerkungen: 1) niedergeduckt. 2) Schluck, tonmalendes Wort.

38. Wo bleibt denn der Sohn?

Dar is mal 'n Bur'n weß, den' hett dat toêrs man wat knapp gąn. Un as sin Fru in Wuchen kümmt un kricht 'n lütt'n Jung, do will he dat Döpgeld spąr'n un döfft dat Kind sülb'n.

Dat is int Sleswigsch weß, un he is dar so mit lank[1]) kam'n.

Na 'n pąr Jąr, do verköfft he sin Stę' un köfft sik int Holstênsch an. Dar hett em dat bęter gąn; dar hett he sik ganz brêt stąn.

As de Jung nu na Schôl kümmt, do schall he je 'n Döpschin vǫ̈rwisen. He hett awer je kên'n Dǫ̈pschin un kann uk je kên'n bring'n.

Do mell't de Schô'meister dat an'n Prêster. Un de Prêster schickt em Oller, den Bur'n, he schall mal hen na em kam'n.

Do seggt de annern Bur'n to em — he hett dê dat vertellt, dat he den Jung sülb'n döfft hett —: ,Minsch,' seggt se, ,dar löpps je bös' mit an. Dat ward je min Dąg ne dǫ̈gen.'[2])

Na, de Bur de kricht 'n fett Maßkalf in 'n Rêp un treckt dar mit hen, un den Jung nimmt he uk mit. Un as he rin geit na 'n Prêster, do mutt de Jung so lang' buten vör de Dǫ̈r stąn blib'n un mutt dat Kalf wiß hol'n.[3])

,Na,' seggt de Prêster, ,und Sie können keinen Taufschein beibringen? Wer hat das Kind denn getauft?'

,Ja, Herr Pastôr,' sech' 'e, ,ik heff em sülb'n döfft, den Jung.'

,Sie selbst?' secht de Prêster. ,Wie haben Sie das denn gemacht?'

,Ja,' secht de Bur, ,ik gôt[4]) em 'n bęten Water ǫ̈wern Kopp un do sę ik: ,Ich taufe dich im Namen des Vaters und des heiligen Geistes.'

,Ja,' secht de Prêster, ,aber wo bleibt denn der Sohn?'

,Ja, Herr Pastôr,' sech 'e, ,de steit buten vör de Dǫ̈r un hölt dat Kalf so lang' wiß. Ik heff den Herrn Pastôr'n 'n rech schön fett Maßkalf mitbröcht.'

‚Ja, mein lieber Mann,' secht de Prêster, ‚dann haben Sie das ja ganz richtig gemacht.'

Do is de Bur dar so mit lank kam'n. Un de Prèster hett em niks secht.

Nach Heinr. Ehrig in Kreuzfeld und Hans Lemke in Lensahn (s. Nr. 26).

Anmerkungen: [1]) entlang st. durch. [2]) taugen, gut gehn. [3]) gewiß d. i. fest halten. [4]) goß.

39. Dat Blatt hol ik mi uk ne.*)

Dar is mal 'n ol Fru weß, de is so krank weß. Un do kümmt de Prêster un will ẹr dat Abenmål gẹb'n.

Nu steit he je vör ẹr Bett un will êrs 'n Vers bẹd'n ut 't Gesankbôk, un do fangt he an: ‚O große Not, Gott selbst ist tot.'

Do secht de ol Fru: ‚Och Gott, is dê ol Mann nu uk dot!'

‚Awer min lêw Fru,' secht de Prêster, ‚wenn Se so dumm is, denn helpt Ẹr dat Abenmål uk je niks.'

‚Och Gott, Herr Pastôr,' sech' se, ‚dat möt Se mi ne öwel nẹm'n. Ik wån hier alleen achter in 'e Bisick [1]) un kri' narms wat vun to hö̂rn, un dat Blatt hol [2]) ik mi uk ne.' Nach Frau Schlör, Wilh. Harms in Altenkrempe u. a.

Anmerkungen: [1]) eigtl. Beitasche, Nebenwohnung.. [2]) halte.



Liebes- und Heiratsreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Magst mi lid'n?
   Kannst mi krieg'n.
   Wiß (Wullt) mi hebb'n?
   Kannst man segg'n.

2. Wat kiekst mi an, wat lachst mi to?
   Meenst, dat ik di heirad'n do? [1]
   Nẹ, min Jung, dat glöv man nich,
   Du hest mi 'n vẹl to schewe (dicke) Snut.
   [1]) Oder: Meenst woll, ik bün din Brut?

3. Petersill un Suppenkrut,
   Dat wast in unsen Garn.
   Unse Dochter ward bald Brut,
   Dat schall nich lang mehr warn.
   Schwansen.

4. Harr 'k man 'n Liebste, harr 'k man een,
   Harr 'k man een mit 'n schewe Been;
   Harr 'k man 'n Liebste, harr 'k man 'n Brut,
   Harr 'k man een mit 'n schewe Snut!
   Fürstentum Lübeck.

---

*) Nach Frau Schlör sagt der Pastor: ‚Unser Herr Christus ist für uns alle gestorben,' und weiterhin: ‚Wenn Se dat ne mal weet, denn helpt Ẹr dat heilige Abendmal uk je ne.' — ‚O große Not, Gott selbst ist tot,' sagt der Pastor in einer aus Gleschendorf stammenden Fassung, die mit den Worten ‚is de ol Mann nu uk dot?' zu Ende ist. — In einer von Wilh. Harms herrührenden längeren Geschichte sagt der Pastor: ‚Och, lütt Fru, Se harr em (ihrem verstorbenen Mann) 'n bẹten ut de Biwel vörlẹsen müßt, vun unsen Herrn Christus sin Leiden un Sterben,' worauf die Frau antwortet: ‚Och, Herr Pastoor, is de nu uk al dot? Nẹ, dat 's doch gar niks, wenn 'n so alleen in 'n Fell' wan'n deit. Dar kricht 'n doch narms wat vun to wẹten.'

Auch im Herzogtum Oldenburg ist die Geschichte bekannt. In dem Jeverschen ‚plattdütschen Klenner' für 1866 finden sich zwei Fassungen. 1. S. 65: Der Pastor zu Hude hatte seine Charfreitagspredigt gehalten . . . und machte nun einen langen Spaziergang in die Nordenholzer Heide. Hier traf er auf eine einsam stehende Hütte. Um seine hier wohnenden Beichtkinder doch auch einmal kennen zu lernen, trat er ein und fand eine alte Frau in Alltagskleidern am Waschtrog stehen. ‚Wat?' rief er, ‚de ganße Christenheit fiert hüte den Dag, wo use Herr Christus an sturben is, un Se steit un wascht?' ‚Och, du leewe Tied,' stammelte die Frau bestürzt, indem sie sich die Arme und Hände trocknete, ‚is de gode Mann dot? Ick hew 'r al väl vun seggen hört.' 2. S. 75: Ein ostfriesischer Prediger richtete in der Kinderlehre an einen Knaben . . . die Frage: ‚Hinnerk, sag' du mir mal, welches Todes Jesus gestorben ist?' ‚Wat?' erwiderte der Knabe, ‚is de denn dot?' ‚Ja, Hinnerk, weißt du das denn nicht?' ‚Nä,' antwortete der Kleine, ‚wy wahnen achter de Dyk, dar ward wy nix gewahr.'

5. Moder, sitt min Dok noch god?
Morgen kömmt de Freier.
Kömmt he nich, so hal ik em!
Mit 'n Pott voll Eier.
Dithmarschen. (Z. f. S.H.L.G. XVI. Bd. S. 377.)

6. Die Kellnerin.
Ik sitt un denk
Un tapp un schenk,
Wenn dat so keem,
Dat he mi nehm —
Un he is en Timmermann.
(Biernatzki, Volksbuch f. d. Jahr 1844, S. 235.)

7. Garbenbinden.
Ik un min Lisbeth wüllt Sommerfeld gahn,
Wüllt hocken un binnen, as anner Lüd don.

Anner Lüd hocket un binnet dat Korn,
Ik un min Lisbeth sitt achter de Dorn.

Achter de Dorn, dar waßt dat grön' Krut,
Dar binn ik min Lisbeth en Kränzelin ut.
Dithmarschen. (Ehlers in Bramstedt.)
(Vergl. Müllenhoff S. 490.)

8. Zum Stelldichein.
Dat du min Leevsten bist,
Dat du woll weest:
Komm bi de Nacht, komm bi de Nacht,
Segg mi, wo du heest.

Kam du um Mitternacht,
Kam du Klock een;
Vader slöppt, Moder slöppt,
Ik slap alleen.

Klopp an de Kamerdör,
Klopp an de Klink,
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wind.
(Müllenhoff S. 490—491.)

9. Min Dochter, söt von Harten,
Wat seggst von unsen oln lütten Marten?
Is dat nich 'n rechten oln keuten Knecht?
Het Spint un Häkel,
Fiefuntwintig sülbern Lepels,
Mangelholt un Tellerbrett,
Is datt nich all recht nett?
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

10. Gun Dag, Hans Quast,
Ik be di to Gast.
Du schast kam'n in 'n Dœr —
Ik weet nich, wonehr.
Schast eten dat —
Ik weet nich, wat.
Schast drinken Beer —
Ik weet nich, wonehr.
Gun Dag, min lev'n lütt'n Lüd,
Schall ik ju wat vertelln?
De Winter is bald to Inn (Ende),
De Husmann döscht mit all den Flied,
Dat he sin Korn will sein (säen) —
Dat is nagrad woll in 'e Tied,
Dat Brud un Brüdigam frein.
Se gung'n so sacht tosamen!
Ja, ja, wi wöllt woll kamen;
Dar keem ok jo de Süstermann,
De Ohm un ok de Swager;
Do gung ok jo dat Slacht'n an,
De Oss', de weer nich mager.
De Kœksch, de weer de Näs so rot
Von all de luter gude Gäste God,
Un schall se di wat Eten kaken,
So mutt se dat Füer nastaken. —
Gun Abend, min junge Brut,
Dat Füer, dat geiht ut,
Du krigst 'n jung'n Mann
Mit de lütt Vijol (Violine), mit de grote Bumbam,
Mit Nelken bestęken,
Krup unner de Dęken,
Slap söt un slap warm,
Nimm 'n Frier in 'n Arm.
Dar seet 'n lütte Deern up 'n breedn Steen,
Harr de Ogen so rot toweent,
All de lütt'n Deerns de kreg'n 'n jung'n Mann,
Un se müß sitt'n un seg dat an.
Och, Johann, komm doch her un nimm mi doch,
(oder: Ol Jan Friedrich, nimm mi doch),
Twee oll Betten heff ik noch,
Een von Fellern un een von Stroh,
Twee oll Bettlakens un de weern so.
(oder: Dat Bettlaken dat is so un so.
oder: Een von Heu un een von Stroh,
Dat drütte dat is so un so.)
Häfen (hänfene) War' sünd vęls to rar,
Slechte Waren kauft man nicht,
Holten Tellers, tinn' Fatt,
So 'n ol Jappup, is dat ok wat?
Hm! — Jappup?
Bör 'n Koh 'n Swanz up,
Gęf de Koh 'n A—,
Denn ward di de Bart krus.
Brunsbüttel. (Eschenburg in Holm.)

11. Hans Hinnerk, wenn du frien wullt,
So nimm di Nawers Gret,
Het se nich Kist'n un Kast'n grad vull,
Weest doch mit ehr Bescheed.
(Lehrer em. Buck in Todendorf.)

12. Ik krieg vör Gram all graue Hoor,
Ach, Mutter, wat fang ik an?
Ik bün binah all dörtig Johr
Un heff un krieg keen Mann!

Sett du en ollen Strohhot op,
Treck an 'n Paar blanke Schoh,
Wenn grote Locken ziert din' Kopp,
Denn maks' du jeden froh.
(Suck in Oldesloe.)

13. Morgen wöllt wi Hafer meihn,
De Stoppeln wöllt wi stahn laten.
De jungen Deerns wöllt wi frein,
De olen wöllt wi gahn laten.
Brunsbüttel. (Suck in Oldesloe.)

14. Knecht Hans seet up 'n Schornstein
Un flicket sine Schauh,
Da kümmt en bräunlich Mägdelein,
Kiekt em ganz flietig tau.
Is dat, üm em tau foppen?

Nę, Strümp ward halt tau stoppen,
Un so verlöppt bi rę̈g'n Flied
Ganz nützlich ehr de Fierabentied.
(Lehrer em. Buck in Todendorf.)

15a. Hans sitt in 'n (up 'e) Schosteen,
Un flicket sine (sin ol) Schoh,
Da köm en wackres Mädchen
Un sprikt em flitig to: [1])
Hänschen, wenn du frien willst,
So frie du to mi,
Alle Dage Speck in de Pann
Un nümmer keene Brie.
De Sommer is all kamen,
Du hest mi noch nich nahmen,
Un nimmst du mi von Abend nich,
So nimm ik Joppe Jansen;
He kann up 'e Giechel spęlen
Un dar kann ik na danzen.
(Carstensen in Achtrup.)

b. [1]) Anfang hochdeutsch — — —
Und freiet auf ihn zu.
Hans sä, wenn de Sommer ankeem,
Denn woll he ehr woll nim'm:
Der Sommer ist gekommen,
Er hat sie nicht genommen,
Un nimmt he se von Abend nich,
Denn nimmt se Jakob Jantzen,
De kann ok düchtig danzen,
De kann ok god up'e Lutn (up'e Fidel) spęl'n,
Dar kann se god na danzen.
Hans, de danz mit de polsche Brut,
De Slachter däh sin Dochter ut
Mit de Lebber, mit de Lung,
Mit Hartschlag un mit Tung. [*])
(Eschenburg in Holm.)
[*]) oder: Mit de polsche Offentung.
Schwansen.

c. [1]) — — — — — —
Un sprak Hans mal to:
Hans, wist du frigen,
So frige du mit mi.
Ik heff en blanken Daler, [2])
Is god vör mi un di.
Du säst, du wuß mi nęhm'n. —
„Ja, wenn de Sommer käm." —
De Sommer is all kamen,
Du hest mi noch nich nahmen.
Nimmst du mi nich von Abend,
So mutt ik Jakob Hansen nęhm',
He sall up de Luken spęl'n,
Un dar will wi na danzen.
Danz, danz mit de polsche Brut,
De Slachter gifft sin Dochter ut
Mit de Lewwer, mit de Lung,
Mit de Kopp un mit de Tung
Un mit dat polsche Hartslag.
(Suck in Oldesloe.)

d. [2]) — — — — — — — — — —
Ik heff noch 'n Spetsch'ndaler (100 Daler),
De 's god vör mi un di.
(Oder: Eenen Daler heff ik noch,
Den will ik geb'n di. Suck.)
Un as de Brut to Kirch güng,
Da wär se so penell (vernellt?),
Un as se weller ruter köm,
Harr se den Junggesell.
Se sett'n sik beid up eenen Wagen
Un föhrn tohop na Piepenhagen.
(Suck in Oldesloe.) Fürstentum Lübeck.

16. Häufig als Fortsetzung zu den Reimen 15a—d gebraucht:
a. Hans, do dat nich, Hans, do dat nich,
Se het 'n scheb'n Fot.
Back 'n Plaster up, back 'n Plaster up,
Denn ward he weller god.
b. Hans, nimm mi man, Hans, nimm mi man,
Ik will ok nich vęl ęten. [1])
Wenn dat so keem,
Dat Hans mi nehm,
Wat woll ik Dübel fręten.
(a und b: Eschenburg in Holm.)
c. [1]) oder: Doch hest mi erst, schast di verfeern,
Denn will ik gręsig fręten.
Schwansen.

17 a. Erst kamt de Stutenwęken,
Denn kamt de Roggenbrotswęken,
Denn kamt de Swęrenotswęken.
(Suck in Oldesloe.)
b. Erst kummt de Kringelwęk,
Denn kummt de Ringelwęk.
De Stutenwęk is ut,
Du büst nu nich mehr Brut.
(Eschenburg in Holm.)
c. Erst kömmt de Stutenwoch,
Denn kömmt de Brotwoch,
Denn kömmt de „Grote-Not-Woch."
Schwansen.

18. Brut, Brut, kam rut,
De besten Dag sünd ut,
Nu geiht din Elend an,
Nu kriggst du enen Mann.
(Eschenburg in Holm.)

19. Polterabendreime:
a. Gud'n Abend!
Hier is wull Pulterabend,
Harr 'k mi wull lang dach,
Dat ji pultert in de Nach.
Is dat de lüttje Brut?
De süht ja ganz verdeuwelt ut.
Is dat de lüttje Brüdigam?
De nimmt nu min Geschenk wull an.
b. Ik kam hier ja in frohen Sinn,
En Teepott to verschenken,
Dat ik ja selbst keen Teepott bin,
Dat könnt ji sik ja denken.
De Mann de schall keen Teepott sin,
Dat schall he stets bedenken,
In 'n Ehstand gifft dat mancherlei,
Dat gifft ok oft Gekabbel,
Drum smiet mi nich den Teepott twei,
Denn gifft dat mal Spektakel.
(a und b aus Bramstedt, durch Ehlers.)

20. Hochzeitsbitter-Gespräch, mitgeteilt von Lüth in Hemmelsdorf (Fürstentum Lübeck), aufgezeichnet von L. Stüve in Lübeck:

„Hier bün ik, hergeschickt von de Brut un den Brüdigam: Lena Katharina Seppels un Hans Christoph Nümmernüchtern.

Nu lat se bitten von vörn bet in de Mitten, un sien Se so god un sprẹken Se ehr hüt üm dree Wochen un veertein Dag, so up ehrn Ehrendag, wenn't god Wẹder is.

Dat is en ganz lustige Köst. Dat gifft fief grote Fœt mit Wüst, dree leddig un twee, wo niks in is. Dat gifft ok noch dree schöne Gerichte: dat gifft olen Kees von gistern, dat gifft Schapfleesch mit Stöttglas un afbraken Stubbendeels mit Mückenfett upstoft. Dat Beer sall tokam Johr in 'n Märzmand brut warn bi Jan Maibotter in Kẹhlbẹk.

Wenn Ji nich hintofin'n weet, bẹt'n wieder lang, dar liggt en Kat', dar wahnt en ol Fru, de kann nich hörn un nich sehn, de sall Ju den Weg wiesen. De seggt aber, achter ehr Finster, dar steiht 'n isern Beerbom, de driggt all Johr dreemal Frücht: Allerhilgen, Wihnachten un Lichtmessen.

Dat is nu de ganze Hochtied bet up de Herrn Schaffers un de Herrn Muskanten. De Herrn Schaffers dat sünd: Timm Rottenstower von de Herrenklörd, dat ol Wief ut Öslingsdörp mit de wicheln Dweerfleit, kleen Krischan mit de gläsern Trumpett, Paul Schwienhoor mit 'n Hackbrett, Kassen Kohlschö̱r mit 'n Dudelsack.

Dat is 'ne ganz rike Brut. Se kriggt fief upgemakte Betten mit: dree sünd von Stroh un de annern beiden sünd ebenso — un nu wẹs so gud un blieft to Hus, as ik do.

(Suck in Oldesloe.)



Mitteilungen.

1. **Der Husar und sein Kartenspiel.** Von einem gewissen Regiment setzte sich ein Soldat mitten in die Kirche, zog sein Spiel Karten aus der Tasche und legte dieselben vor sich hin. Ein Adjutant und sein Feldwebel wurden solches gewahr und warnten ihn mehrere Male, er sollte sein Spiel Karten in die Tasche stecken und solches hinfüro nicht wieder tun. Der Soldat antwortete hierauf dem Adjutanten und seinem Feldwebel weiter garnichts, sondern betrachtete immerfort sein Spiel Karten. Der Feldwebel setzte sich vor die Kirchentür, warnte ihn mehrere Male, führte ihn zum Major und verklagte ihn hart bei demselben. Der Major sprach: „Mein Sohn, wenn du dich nun nicht verantworten kannst, so mußt du Gassen laufen." Der Soldat sprach: „Mein lieber Herr Major! Ich habe alle Leute, die in der Kirche gewesen sind, zufrieden gelassen, und übrigens habe ich niemand Schaden damit getan." „Es möge wohl gut sein, verantworte dich aber besser, oder ich schicke dich sogleich in Arrest!" Der Soldat setzte sich an einen Tisch, zog sein Spiel Karten aus der Tasche und legte dieselben wieder so vor sich hin, wie er in der Kirche getan hatte: „Sobald ich ein As finde, zeigt es mir, daß ein Gott ist, der Himmel und Erde gemacht hat. Die Zweien zeigen mir die zwei Naturen, die in Christo sind, die Dreien zeigen mir die drei Personen, die in der Gottheit sind. Die Vieren zeigen mir die vier Evangelisten. Die Fünfe zeigen mir die fünf Wunden Christi. Die Sechse zeigen mir, daß wir sechs Tage in der Woche arbeiten müssen. Die Sieben zeigen mir, daß wir am siebenten Tage ruhen sollen. Die Achte zeigen mir die acht Seelen, die in die Arche Noah gegangen sind. Die Neune zeigen mir die neun von den zehn aussätzigen Männern, von denen einer umkehrte und Gott die Ehre gab und Christus sprach: Wo sind die neun? Die Zehne zeigen mir die zehn Gebote, die Gott unter dem schrecklichen Donner auf dem Berge Sinai gegeben hat. Die „Kreuze" zeigen mir das Kreuz Christi. Die „Piquen" zeigen mir das Schwert und die Nägel und die Dornenkrone, die unser Herr Christus auf seinem heiligen Haupte getragen hat. Die „Ruten" zeigen mir, daß alle Kirchen vier Ecken haben. Die „Herzen" zeigen mir, daß wir mit herzlicher Andacht erscheinen müssen. Als er nun alle Karten durchgegangen hatte, nahm er den Kreuzbauern, legte ihn auf die Seite des Tisches und sprach: Dieser ist nicht ehrlich. Die andern drei sind Henkersknechte, welche Christus vor Pilatus gegeißelt haben. Die vier Weiber sind die eine Maria und die andern drei, die zum Grabe Christi gegangen sind. Die vier Könige sind die Weisen aus dem Morgenlande, die gekommen sind, den Höchsten anzubeten. Überhaupt in dem Spiel sind 365 Augen, das sind die Tage im Jahre. In dem Spiel Karten sind 52 Briefe, das sind die Wochen im Jahre. In dem Spiel Karten sind 12 Bilder, das sind die Monate im Jahre. Also hat mir mein Kartenspiel besser gefallen als ein Gesangbüchlein." — „Es möge wohl gut sein, mein Sohn, du hast mir aber noch nicht weiter gesagt von dem Kreuzbauern, den du auf die Seite des Tisches gelegt hast, wobei du mir bloß sagtest, dieser wäre nicht ehrlich." — „Mein lieber Herr Major! Wenn Sie mir versprechen wollen, mir keine Strafe geben zu lassen, will ich es sagen." Wißbegierig erwiderte der Herr Major: „Sag's her, mein Sohn, dir soll nichts Leides widerfahren!" — „Der Kreuzbauer, den ich auf die Seite des Tisches hingelegt habe, das ist nämlich der verfluchte Feldwebel, welcher hier steht und mich so hart bei Ihnen verklagt hat." — Der Major freute sich über den Verstand des Soldaten, zog seinen Geldbeutel heraus, gab dem Sol-

daten sechs Louisdors und sprach: „Geh' hin, mein Sohn, und trink' auf meine Gesundheit. Ich habe viele Leute in den Karten studieren sehen, aber niemals erfahren, was du mir jetzt gesagt hast. Du bist der allerklügste Windbeutel, den ich jemals gesehen habe." — Mündlich mitgeteilt von einem alten Kampfgenossen; dieser hatte es schon als Knabe von seinem Vater erlernt, der lange als Husar gedient und an der Schlacht bei Sehestedt teilgenommen hatte.

Holm bei Ütersen. Eschenburg.

2. **Vogelbeerbaum auf einem Weidenbaum.** Daß sich auf alten, knorrigen Eichen, hohlen Kropfweiden und anderen ähnlich entwickelten Bäumen allerhand Gräser, Kräuter, ja sogar Sträucher ansiedeln, die auf ihrem luftigen Standort manchmal ganz prächtig gedeihen, ohne doch ihrem Wirt verderblich zu werden, kommt recht häufig vor und ist nicht eben auffällig. Daß sich aber sogar Bäume an solchen Orten zu erhalten vermögen, das dürfte wohl zu den Seltenheiten gehören. Ein solches Unikum befindet sich im Kirchspiel Quern nicht weit von der Steinberger Grenze, in der Nähe der Katenstelle Munkenskors. Dort steht auf einem Knick ein alter, mit zahlreichen Auswüchsen versehener Weidenstamm, dessen Umfang im Durchschnitt etwa 2,50 m beträgt. Er ist reichlich mannshoch und hat vier oder fünf seitwärts ausbiegende Kröpfe, deren Schößlinge von Zeit zu Zeit immer wieder zurückgeschnitten werden. In dem mit Modererde angefüllten Hohlraum zwischen den Kröpfen nun ist ein ansehnlicher Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia L.) emporgeschossen. Seine Gipfelhöhe beträgt 4 m, seine Schafthöhe 1,75 m und sein Stammumfang 40—45 cm. Die Nahrung nimmt er ausschließlich aus den Bestandteilen, die sich im Laufe der Zeit in der Höhlung der Weide angesammelt haben. Sie mag wohl nicht allzu reichlich ausfallen, aber trotzdem entfaltet er jedes Jahr immer wieder seine Blätter und Blütendolden. Das frische Aussehen am Boden wachsender Vogelbeerbäume fehlt ihm allerdings. Über das Alter habe ich Genaueres nicht erfahren können. Er zählt vielleicht eher über als unter 50 Jahre.

Quern. E. Schnack.

3. **Das Türkenfahren.** Ein interessantes holsteinisches Volksspiel, das nunmehr kaum noch dem Namen nach bekannt ist, ist das Türkenfahren. Wie mein Gewährsmann, Herr H. Wentorf in Haffkrug, mir mitteilt, soll dieses Spiel vor etwa hundert Jahren noch sehr beliebt gewesen sein. Dann geriet es fast in Vergessenheit, bis es vor etwa 50 Jahren noch einmal veranstaltet wurde. Im Dorfe Grebien bei Plön fand dieses letzte Türkenfahren statt, das folgenden Verlauf nahm.

Es wurde eine Art Karussell hergestellt. Ein in die Erde gegrabener Pfahl bildete die Achse, auf welche ein altes Wagenrad gesteckt wurde. Daran wurden zwei Erntewagenleitern wagerecht befestigt und zu beiden Enden mit einem alten Wagenstuhl versehen, welcher den Mädchen als Sitzgelegenheit dienen sollte. Am äußersten Ende der zu beschreibenden Kreisfläche war der Türke aufgestellt, eine hölzerne Figur in Mannesgröße. Diese war wohl ausstaffiert mit schwarzem Bart, rotem Halstuch, grünem ausgezacktem Kragen und Staubkittel. Um den Kopf war ein roter „Bund" gewunden. Weiße Strümpfe und schwarze Schuhe vervollständigten den Anzug. Die Figur stand da mit ausgebreiteten Armen und hielt in der einen Hand einen Ring und in der anderen einen Beutel, gefüllt mit Asche. Hinter dem Türken nahm ein junger Mann Aufstellung, um die richtigen Armbewegungen der Figur beim Spiel zu veranlassen. War alles wohl vorbereitet, so nahmen die mitspielenden Mädchen Platz und vier kräftige Männer setzten das Karussell in Bewegung. Die Mädchen hatten nun mittels eines eisernen Hakens dem Türken den Ring zu entreißen, und wehe! wenn dieses mißlang, dann sauste bei blitzschneller Drehung des Türken der Aschebeutel auf den Rücken des Mädchens hernieder zum Gaudium der Zuschauer. Wer dreimal hintereinander dem Türken den Ring entriß, war Königin. Außerdem waren für die besten Leistungen noch vier Geldpreise ausgesetzt. — Leider ist dies interessante Volksspiel, wie schon bemerkt, seitdem in dortiger Gegend und auch wohl überhaupt nicht mehr aufgeführt worden. Sollte auch wohl der leidige Aschebeutel daran schuld sein? — Der Türke wurde noch lange im Dorfkruge aufbewahrt und von vielen Fremden besichtigt. Ob die Türkenfigur eine Erinnerung an die damals drohende Türkengefahr sein sollte?

Lübeck. L. Stüve.

Anfrage.

In einem Bericht des Tondernschen Propsten vom 8. Dezember 1719 findet sich die Wendung: „obgleich ich ihm erwies, daß er usw., so blieb er bei seinen 5 Augen." Ist diese Redensart sonst bekannt oder vielleicht noch irgendwo gebräuchlich?

Neu-Galmbüll. Lensch.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 7. Juli 1903.

Hermann Tast, der Reformator Husums.

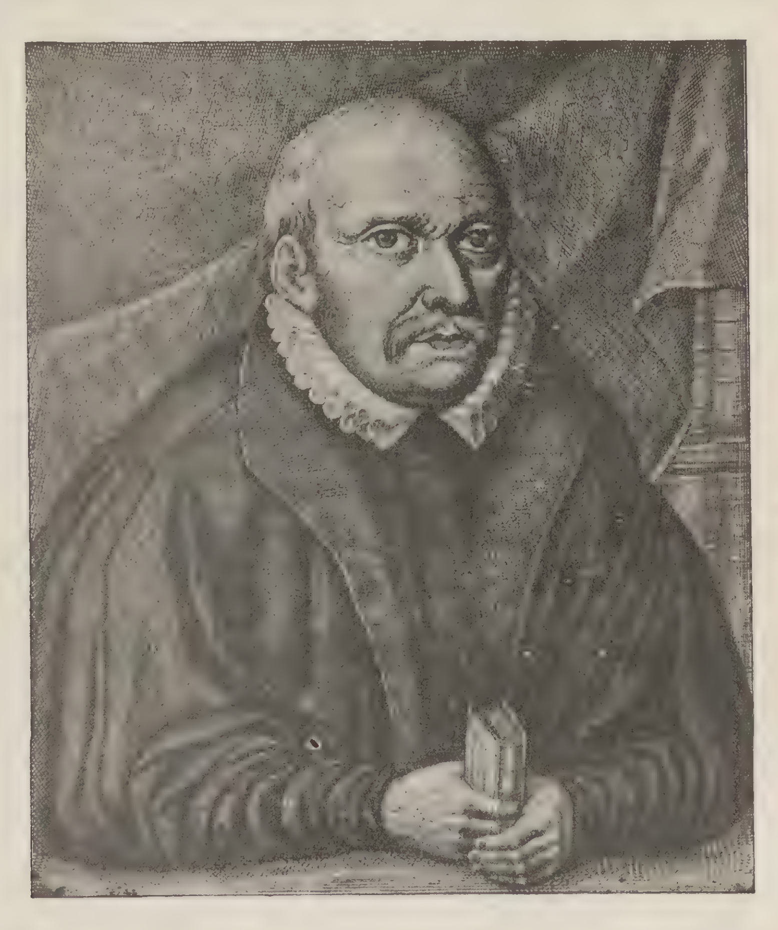
Von **Magnus Voß** in Husum.

I.

Über Hermann Tast, den Reformator Husums und z. T. auch Schleswigs, ist sehr viel geschrieben worden. Die allgemeine deutsche Biographie führt allein 15 Autoren auf, die sich mit der Persönlichkeit und dem Wirken dieses Mannes beschäftigt haben. Unter den 15 aufgeführten Verfassern sind allein 6 Husumer: Caspar Danckwerth, Melchior Krafft, J. Laß, J. H. C. Eggers, D. L. Lübker und H. T. Callsen. Die drei ersteren beschäftigen sich nur gelegentlich mit ihm, die drei letzteren haben eine eigene Arbeit über ihn verfaßt. Keiner von allen Autoren hat die Archivalien der Husumer Kirche durchgesehen und benutzt; einer hat dem andern geglaubt und nachgeschrieben. Das ist auffallend, zumal man doch hier über Tast etwas zu finden hoffen mußte. Das einzig Neue, das in letzter Zeit über Tasts Leben nachgetragen ist, findet sich in einer Arbeit von S. Rørdam, Kirkehistoriske Samlinger, Band IV, S. 512 ff. u. 682 u. 683. Es ist der Streit zwischen Tast und seinem Archidiakonus Johann von Leiden und das jedenfalls nicht ohne Tasts Mitwirkung gefällte Urteil in einer Nordstrander Ehestreitsache. Das Husumer Kirchenarchiv enthält hier und da zerstreute Notizen über Tast, über die nach seinem 1551 erfolgten Tode hinterbliebenen Angehörigen und über seine Mitarbeiter, die — zusammengehalten mit dem bisher schon Bekannten — jedenfalls dazu dienen können, die Zeichnung von ihm zu vervollständigen und die Konturen derselben schärfer hervortreten zu lassen. Bevor wir aber das Bild jenes großen Mannes betrachten, wollen wir einen Blick in jene Zeit tun, die ihn gebar.

In denselben Tagen, in welchen das Band der kalmarischen Union bald nach dem Stockholmer Blutbade am 8. November 1520 gewaltsam wieder zerrissen wurde und Schweden unter dem jungen Gustav Wasa seine Selbständigkeit erkämpft hatte, wurden auch die dänischen Reichsstände der Tyrannenherrschaft König Christians II. müde und trugen seinem Oheim, dem Herzog Friedrich I. von Gottorp, die Königskrone an. Derselbe hielt sich damals in Husum auf, wo zwei seiner aus morganatischer Ehe hervorgegangenen Töchter verheiratet waren. In dem Hans A. Boysenschen Hause, der Wohnung seines Schwiegersohnes Hermann Hoyer, der in Husum nicht anders als der „Lange Harmen" bezeichnet wurde, und nach dem die Langenharmstraße den Namen trägt, huldigten ihm die hierhergekommenen dänischen Reichsstände am 20. Januar 1523. Husum, das damals noch nicht unter die Städte gerechnet wurde, hatte unter den dänischen Königen

aus dem Hause Oldenburg und wohl nicht ohne Mitwirkung bedeutender Terrainveränderungen in Nordfriesland einen ungeheuren Aufschwung genommen. Noch 1372 aus zwei Dörfern bestehend, war es schon im Jahre 1461 zu solcher Bedeutung gelangt, daß in einem Freiheitsbrief für Amsterdam der Weg von Husum über Flensburg als der gewöhnliche von der Nordsee nach der Ostsee bezeichnet wurde. Die Spuren dieser Handelsstraße liegen noch auf den Heiden zwischen Husum und Flensburg in den tiefen und breiten Wagenraden, die wie Schriftzüge in den Boden eingegraben sind. Etwa 300 m östlich von der Wirt-



Hermann Tast
nach dem Bilde in Melchior Kraffts zweihundertjährigem Jubelgedächtnis der Reformation.

schaft Augsburg, dicht vorbei an den großen dort liegenden Grabhügeln, zog sich die beschwerliche und unsichere Straße durch die öden, buschbewachsenen Heiden dahin. Der umfangreiche Durchfuhrhandel hatte bald bedeutende Wohlhabenheit in Husum gezeugt. Von derselben erhält man eine Vorstellung, wenn man die im Reichsarchiv zu Kopenhagen befindlichen Steuer-, Einquartierungs- und Aushebungslisten sich ansieht und mit denen anderer Städte vergleicht. Als 1539 den Städten Schleswig-Holsteins eine militärische Einquartierung auferlegt ward,

wurden Husum und Flensburg mit je 70, Kiel und Itzehoe mit je 40, Tondern zu 30 und Eckernförde zu 12 Mann angesetzt. Bei einer Aushebung wehrpflichtiger Mannschaft für den Dienst des Königs mußten Husum 200, Hadersleben 60, Tondern 40, Schleswig 30, Apenrade 20 und Eckernförde 12 Mann stellen. Als im Jahre 1540 eine 20 Pfennigsteuer ausgeschrieben und von jedem Vermögen von 20 Pfennigen 1 Pfennig Steuer verlangt wurde, mußte Husum dazu 3500 Mark Lüb. beitragen, was einem auf 70 000 Mark Lüb. geschätzten Vermögen entsprach. Wenn man nun bedenkt, daß 1540 ein Teil Husums, die Hans Backsenstraße, die Wasserreihe und das ganze Westerende, in Asche lagen, und für diesen nichtbesteuerten Teil ein Viertel abrechnet, so kommt man auf ein Kapitalvermögen von 100 000 Mark Lüb. Husum hatte damals 5—600 Steuerpflichtige, was eine hohe Bevölkerungsziffer voraussetzt. Das zu gleicher Zeit in der Stadt Tondern für besteuerungsfähig gehaltene Vermögen wird auf 20 000 Mark Lüb. angegeben; Husum war also derzeit 5 mal reicher als Tondern. Dem Handel und Wohlstand entsprechend war auch die Zahl der in Husum beheimateten Schiffe; sie wird auf 40 größere angegeben, „der kleineren nicht zu gedenken." [1])

So stand es um die bürgerlichen Verhältnisse; auf kirchlichem Gebiete lagen die Dinge ähnlich. Etwa 1431 fing man an, die Kapelle in Husum zu bauen und die Trennung von Mildstedt, die erst 1495 endgültig vollzogen wurde, vorzubereiten. Der damaligen Sitte und dem christlichen Sinne der Zeit gemäß strebten alle Einwohner Husums dahin, das eigene Gotteshaus nun auch würdig auszustatten, damit es der Wohlhabenheit des Orts entspräche. Mit warmer und erkaltender Hand, in Testamenten und Einzelvermächtnissen wurden der Kapelle Kapitalien oder Stücke innerer oder äußerer Ausstattung überwiesen; dieser stiftete eine Summe Geldes und verpflichtete die Geistlichkeit, an einem bestimmten Tage, gewöhnlich an dem seiner Geburt oder seines Todes, an einem bezeichneten Altar zu seiner Seelen Seligkeit und zu seinem Gedächtnisse Meßgebete zu lesen; jener gab Konsolatien, kleinere Geldbeträge, deren Renten oder Zinsen zur Speisung der Geistlichen oder Armen an gewissen Tagen bestimmt waren; ein dritter schenkte Wein- und Brotrenten und sorgte für einen stets gedeckten Tisch des Herrn. Besonders in den Jahren 1440 bis 1470 und dann — wegen des Blutbades auf dem Klingenberg — erst nach etwa zehnjähriger Unterbrechung wieder von 1480 bis 1520 werden so zahlreiche Geschenke an die Kapelle und Kirche vermacht, daß dieselbe in den Stand gesetzt wird, einen Altar nach dem andern aufzustellen und dadurch die Zahl der hierorts verehrten Heiligen zu vermehren. Jemehr Altäre aber entstanden, desto mehr Geistliche und Vikare waren erforderlich. So kam es, daß im Jahre 1507 19 Altäre in unserer Kirche vorhanden waren und an ihnen 15 Geistliche des Gottesdienstes pflegten. [2])

---

[1]) Siehe Laß, S. 101 Anm. c.

[2]) Wytlick vnnd apenbar sy allen den disse breff vorkome lesen edder hören dat wy olderlüde vnnd Swaren der kerken vnser leuen Frowen bynnen husem Sleßwikes stichtes alse by namen Hans bekeman hilmar van büren lutke holste vnnd Clawes ketelß syn eindrachtigen auereyn ghekomen myt dem Kerchern tor tyt Hern Merten Petri vnnd Ewigen vikarien alse by namen Herrn Pawell payß Hinricus swarte Johannes payß Jacobus scroder Jacobus brictii Otto Wirickß Henrikus lemgow Hilmarus goltsmyt Theodericus Klocke Andreas schulenborch Jacobus payß Petrus Jacobi Nikolaus payß Johannes greuensten vor vns vnnd vnser beyde parte nakomelinge van haluen wehgen des wynes vnnd brodes denende to dem ambachte der hilgen missen In disser wisse Int erste schole wy Kerckswaren vnnd vnse nakomelinge schaffen to dem hogen Altar vnnd to den vikaryen vnßer leuen Frowen des kalandes des hilgen lichammes der hilgen Dreuoldicheyt Sunte Nikolaus Sunte Jacobes Sunte Annen Sunte Brandanius Sunte Michelis Sunte Lambertes Sunte Johannes vnder dem Torne des hilgen Cruces Sunte

Nach dieser untenstehend mitgeteilten Urkunde hießen die Altäre der Husumer Marienkirche im Jahre 1507: 1. de hoge Altar oder vnser lewen Frouwen Altar, 2. de Altar des Kalandes, 3. des hilgen Lichammes, 4. der hilgen Dreuoldicheyt, 5. Sunte (Sanct) Nicolaus, 6. Sunte Jacobes, 7. Sunte Annen, 8. Sunte Brandanius, 9. Sunte Michelis, 10. Sunte Lambertes, 11. Sunte Johannes vnder dem Torne, 12. des hilgen Cruces, 13. Sunte Gertrudes, 14. des Rosenkranzes, 15. Sunte Peters, 16. Sunte Katharinen, 17. Sunte Jostes, 18. der teyndusent Riddern und 19. aller Christen Seelen.

Außer diesen vorgenannten 19 Altären [1]) habe ich in Urkunden noch erwähnt gefunden: 1. den Altar der „Medelydinghe," des Mitleidens oder der sieben Schmerzen der Maria, 2. den St. Olaus-Altar, 3. den Altar Sunte Barbaren, 4. Sunte Antonii und 5. Sunte Jürgen. Danach kämen im ganzen 24 Altäre heraus. Wahrscheinlich aber ist es, daß an einigen Altären zwei Heilige verehrt wurden, die oben angeführte Zahl mag daher doch die richtigere sein; jedenfalls aber sind Beccau in seinem Versuch einer urkundlichen Darstellung der Geschichte der Stadt Husum und Jensen in seiner kirchlichen Statistik, die von 17 Altären mit 24 Vikaren reden, im Irrtum. Auch die „Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte" von Jensen und Michelsen, die die Vermutung ausspricht, daß in Husum 24 Vikare an ebenso vielen Altären gedient haben sollen, daß aber kein

---

Gertrudes des Rosenkrantzes Sunte Peters Sunte Katerinen Sunte Jostes der teyndusent Riddern vnnd allen Christen seelen wilker Mester Euerdt hefft sunderer gude Romanye vnnd broth dat vnstrafflick is des me halen schall dorch den koster dersuluen Kerken effte dorch eynen ghetruwen vnnd sluten dat in eyn schapp dar tho ghescenket dar Ein juwelick vikarius schall eynen Slotell to hebben vnnd halen den wyn suluest dorch sik edder dorch eynen prester van synen medebroderen vnnd dorch anders nemande weret sake hier ienich bauen dede schall geuen vor syne pene twe schillingh lubb. den eynen den vicaryen vnnd den andern tho wyne vnnd broth So schall eynjuwelick vikarius der bauen (sc. genannten) vikaryen jarlikes vornogen den upghemte (bavengemelten) Swaren edder eren nakamelingen achte Schillingh lubb. in den achten Dagen paschen vthgenamen de ewighe vikarius des kalandes wilker schall ewich frig syn nichtes vth to geuende wente dar gut benoge vor gheschen is Ock scholen vnnd willen de vpghenan (nten) Kercher vnnd vikarien vnnd ere nakamelinge holden ins des Jares eyne memorie mit vigilien vnnd ßele missen vor Michell widder de sundergen hir gudere to gegheuen hefft Ock schall nemant van de vorben (annten) vikaryen mede delen so dane wyn vnnd broth den Marianen wilker scholen stetliken buten beslaten wesen Dede jenich hir bauen de schall vthgeuen ßodane vorsc (=revene) pene *Ock schall neyn vikarius buten der bauen* (sc. *genannten*) *Kerken myt* sik nemen wyn vnnd broth eyn anderwegen to celebrerende by der sulueſten pene Weret ok sake jenich fromer prester effte Broder myt willen des Kerckhern wolde in der sulueſten bauen (sc. genannten) Kerken celebreren mach men mededelen brot vnnd wyn Weret sake jenich der bauenmelten vikaryen edder ere nakamelinge ieghen disse bauen (sc. genannten) beleuinge sik myt wreuel sette vnnd so dane pene nicht wolde vthgeuen vor syne broke Schall men ene ins wernen laten dorch den Collectoren der prester Settet he sik noch vorder myt wreuel hir entjegen Schall he berouet syn so danes wynes vnnd brodes ok scholen syne Olderlüde ehm neyn hulpe don dat he wyn edder broth kope Isset sake he gnade begerde schall he geuen eyne Mark lubb. vor so dane wreuel achte Schillinchs den Presteren vnnd achte Schillinch to Brot vnnd wyn.

Alle disse vorben. Stucke vnnd artikule laue wy Swaren vorben. vnnd vicarien vor sic vor vnßer beyde parte nakamelinge in guden Steden vasten truwen sunder arghelist vnghekrencket to holdende Vnd hebben des to merer tuchnisse vnße Ingesegele myt dem Ingesegell des Kalandes to Husum heten hengen nedden dissen apenn breff de ghe geuen vnnd gheschreuen is im Jahre vnses Hern Dusentvisshundert vnnd souen an dem auende assumtionis mariae virginis. Auschultatum et collationatum cum pro . . . . copia per me Jacobum brictij clericum Slesvicensis dyöc (esis) p . . . . . sacra Apostel Auct (oritate) Notarium et concordat cum suo vero originali, quod protector manu mea propria.

[1]) Siehe die Arbeit „Aus dem vorreformatorischen Husum" von M. Voß. „Heimat" 1899, S. 114—143.

Verzeichnis derselben erhalten geblieben sei, ist im Irrtum; das Verzeichnis der Altäre und Vikare befindet sich in der oben mitgeteilten Urkunde.

Die Geistlichen waren im Jahre 1507 folgende: 1. de Kerckherr Marten Petri, 2—15. de Ewigen Vikare Pawell Payß, Hinricus Swarte, Johannes Payß, Jacobus Scroder, Jacobus Brictii, Otto Wiricks, Henricus Lemgo, Hilmarus Goltsmyt, Theodoricus Klocke, Andreas Schulenborch, Jacobus Payß, Petrus Jacobi, Nicolaus Payß und Johannes Greuensten. Von diesen waren 1527, bei Durchführung der Reformation, nur noch zwei, Otto Wiricks und Nicolaus Paysen, im Amte. Nach des „Gasthuses Boek,“ einer Urkunde im Archiv des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen, blieben außer diesen beiden, „Zeit ihres Lebens,“ in ungeschmälertem Besitz ihrer Pfründen: Thomas Ketelsen, Jochym Brandt, Luder Knutzen, Sylvester Nicolai, Wilhelm Kock, Mester Dirick, Johann Selken, Nicolaus Iding, Oleph Boysen und Johann Möller. Hermann Tast und Franz Hamer fungierten als evangelisch-lutherische Geistliche weiter. Ob die Zahl 24 bei den Vikaren jemals erreicht worden ist, scheint mir darnach zweifelhaft. Die Geistlichen wohnten zunächst in unmittelbarer Nähe der Kirche, zu beiden Seiten der Süderstraße, in der Gegend des jetzigen Königlichen Gymnasiums; dieser Straßenteil hieß daher die „Papenstraße.“ Der Zug der Zeit, die große Zahl der Geistlichen sowie auch der Reichtum der Kirche und ihrer Altäre rief mehrere von kirchlichen Ideen durchdrungene Vereine, Brüderschaften und Gilden hervor, die eifrigst das Gefühl der Zusammengehörigkeit, den Sinn für Gemeinwohl und für gegenseitige Unterstützung in Not und Tod, in Armut und Krankheit, in Elend und Gefahr auf vielfache Weise pflegten. Die Verbindung dieser Brüderschaften mit der Kirche wurde seitens der Geistlichkeit so stark gefördert, daß fast die ganze Gemeinde in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht war. Alle Bürger, die im Besitz eines Hauses waren, gehörten auch irgend einer Gilde an. Die reicheren und reichsten suchten bei der vornehmsten aller Brüderschaften, der Kalandsgilde, um Aufnahme nach. Als Laienbruder der Kalandsgilde treffen wir 1510 Berend Frutzen, einen sehr reichen Husumer Bürger,[1] Matthias Knutzen, den Freund des Husumer Reformators Hermann Tast, und 1533 auch Hermann Hoyer. Die St. Justgilde vereinigte unter der Führung einiger Geistlichen die Grob- und Feinbrotbäcker des Orts, die zehntausend Rittergilde die Pelzer, Hutmacher und „Hodtfylter,“ die heilig Leichnamsgilde die Schuster, Gerber und „Garmacher,“ die Lambertusgilde die Schneider, die Überscherer und Tuchmacher, die Dreifaltigkeitsgilde die Schmiede, Schlosser, Schwertfeger und Büchsenmacher. Wahrscheinlich gehörten die Schiffer der St. Nicolaus- und die Tischler der St. Annengilde an. Endlich gab es hier noch eine St. Jacobs- und eine St. Antoniigilde und Vertreter zweier Mönchsorden. Die Minoriten, die dem Orden der Franziskaner angehörten, hatten an Stelle des jetzigen Schlosses ein Kloster, das 1494 gegründet und 1527 in ein Armenstift umgewandelt wurde.[2]) Die Dominikaner besaßen zu Süden der Kirche in der Süderstraße ein „ßwarte Monnecke Huß.“ Sie bedienten in der Kirche den Altar der „Medelydinghe,“ scheinen aber sonst wenig Gemeinschaft mit den übrigen Geistlichen gepflogen zu haben. In der auf S. 4 mitgeteilten Urkunde heißt es: „Ock schall nemant von den vorben. Vikaryen mededelen sodane Wyn vnnd Broth den Marianen“ — so wurden diese genannt — „wilken scholen stetliken buten beslaten wesen.“ Sie hatten also nicht einmal das Recht, von dem Brot und Wein aus dem Sakramenthäuschen zu gebrauchen, zu dem sonst jeder Vikarius einen Schlüssel besaß. Es fehlte ihnen

[1]) Siehe Chronik des Gasthauses von M. Voß, S. 54 ff.
[2]) Über das Kloster in Husum siehe Voß, Chronik des Gasthauses S. 18 ff.

klösterliche Erziehung und Vorbildung. Als Halbgeistliche und Halbweltliche betrachteten sie es als ihre Aufgabe, die Marienzeiten, „de Tyden Mariä,“ innezuhalten. Das waren gottesdienstliche Gesänge, die die Namen Mette, Prime, Tertie, Sexte, None, Vesper und Nachtgesang nach den verschiedenen Tageszeiten trugen. Daß die Marianer auch unter der Bevölkerung Husums manchen Anhang hatten, geht daraus hervor, daß sie sich mit einer Anzahl Laienbrüder zu einer Marianengilde zusammengetan hatten.

Daß Husum eine durch und durch katholische Ortschaft war, ersah man schon an verschiedenen Äußerlichkeiten. Kam man von Osten her auf der Landstraße von Flensburg oder Schleswig in den Ort, so stand am Wege, wahrscheinlich in der Nähe des Gasthauses, „dat hillige Crutze,“ ein Bild des gekreuzigten Christus; an einer andern Stelle stieß man auf den „blutigen Jesus,“ einen Armenblock



Die alte 1807 abgebrochene Marienkirche

in Form einer Christusfigur. An der Gasthausfront war das Standbild des Ritters St. Jürgen angebracht. Auch das vielfache Glockengeläute, das die Geistlichen und Laien zu den gottesdienstlichen Übungen rief oder die Mönche im Kloster und im „swarten Monneckehuß“ an ihre Pflicht gemahnte, gab dem Orte ein eigenes Gewand.

Dies in gedrängter Kürze über das innere, kirchliche Leben. — Was das Äußere der Kirche anbetraf, so baute man 1431—1436 den Ostteil der Kirche, 1470—74 das Gewölbe des Mittelbaues, 1495 den Westteil, 1506 und 1507 den Turm. Die beiden großen Glocken wurden im Jahre 1506 gegossen, 1510 errichtete man das neue Chor und die Sakristei; 1522 setzte man zu Norden an das Gebäude noch eine Kapelle an. Wie herrlich die Innenausstattung gewesen

ist, ersehen wir am besten aus dem Inventarverzeichnis des Jahres 1763 und den Auktionsprotokollen der Abbruchszeit der Marienkirche nach dem Jahre 1807.

Heinrich Ranzau hatte Recht, wenn er in seiner „Descriptio“ im Jahre 1597 den Bau einen „templum elegantissimum“ nennt. Caspar Danckwerth spricht dasselbe aus, wenn er in seiner Landesbeschreibung sagt: „Die Kirche ist eine der größten und zierlichsten in diesen Landen.“

Bezüglich der Einführung der Reformation hatte Husum besondere Vorzüge vor anderen Städten Dänemarks und Schleswigs voraus. Fürs erste war die Sprache hier ausschließlich deutsch, so daß die Verkündigung der lutherischen Lehre ohne weitere Hindernisse vor sich gehen konnte; auch hatte die wohlhabende Bürgerschaft keine mächtige Geistlichkeit in ihrer Mitte. Der Schleswiger Bischof war zu weit entfernt, um das unter der Oberfläche schon lange glimmende Feuer des geläuterten Gotteswortes beobachten, energisch bekämpfen und unterdrücken zu können. Ebenfalls fehlte hier der einflußreiche Adel, der im Bunde mit der Geistlichkeit das Reformationswerk hätte hindern und stören können. König Christian II. und der ihm im Jahre 1523 folgende Friedrich I. waren der Reformation nicht nur freundlich gesinnt, sondern förderten sie auf vielfache Weise. Die Bevölkerung Husums hatte Handelsverbindungen mit allen wichtigen Hafenplätzen an der Nordsee. Der Ort selbst war allerdings nur ein großes, reiches Dorf, ein „Bleek,“ aber der Mittelpunkt des insularen und festländischen Nordfriesland. Zu dem allen kam hinzu, daß Husum schon vor Beginn der Reformation eine lateinische Schule [1]) besaß, deren Schüler und Lehrer von den großen Umwälzungen der Reformation nicht unberührt bleiben konnten. So wurden z. B. im Monat Juni 1518 an der Universität Wittenberg die beiden Husumer Schüler Lorenz Petersen und Peter Paulsen immatrikuliert; ein Jahr darnach kamen Erich Guntzen von Husum und zwei Schüler der Schleswiger Domschule hinzu. Im Frühling 1520 traten abermals zwei Husumer, Vigmann Boye und Johannes Johannsen, in Wittenberg ein. Die Bekanntschaft mit der neuen Lehre war also Husumer Kindern ermöglicht, und gewiß wird sie es gewesen sein, die die Studenten nach der sonst wenig beachteten Hochschule hinzog. Die Verkündigung der neuen Lehre in Husum soll zuerst durch Hermann Tast und Dietrich Becker geschehen sein. Der erstere, wahrscheinlich um 1490 geboren, war vielleicht ein Husumer Kind. Wenigstens kommt der Name Tast hier vor. 1485 verkaufte Pawel Bullenkule an die „Erliken vorstendere und Olderlüde Sunte Annen vnd Sunte Jürgen by Namen Jacob Stutemann und Arent Taste“ sein Haus in der Papenstraße. Vielleicht war Arent Tast der Vater Hermanns oder, wenn er ein Geistlicher war, sein Onkel. Wann Hermann Tast nach Husum gekommen und als Geisttlicher angestellt worden ist, wissen wir nicht; nach der untenstehend [2]) mitgeteilen Urkunde des Kirchenrentebuches II ist er schon im Jahre 1514 hier gewesen. Da es sich in der angezogenen Urkunde um ein Kirchenkapital handelt, das an einer Stelle gehoben, an der andern wieder belegt wird, muß man annehmen, daß Hermann Tast damals auch schon amtierender Geistlicher gewesen ist, wenn er auch nicht — wie es damals üblich war — als Herr Hermann bezeichnet wird. Demnach wird Hermann Tast wohl auch nicht zu den Füßen

---

[1]) Daß die hiesige Gelehrtenschule erst 1527 gegründet sein soll, ist nicht den Tatsachen entsprechend. Sie bestand schon früher als Klosterschule und wurde 1527 mitreformiert.

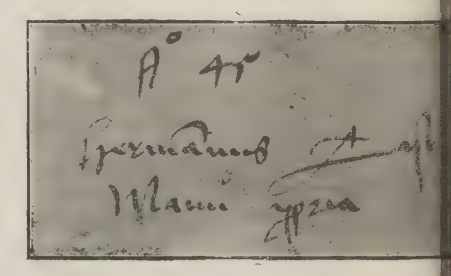
[2]) Item in Claweß Allekenß Huß beleghen vpp denne orde bauen der vulenghate neghest Ludeke Kouoteß Huß vpp dat Osten dar is ene ℳ Renthe vpp, dar Grote Tideke dat rede Ghelt vor vppborde.

Item dat Ghelt hefft utgeloest Hermen Tast imme Jar 1514 vn iß wedder angelecht to Horrstede by Marten Knetß, dar sett he vor alle syn Goet vn Land, ghest vn marsk.

Luthers und Melanchthons in Wittenberg gesessen, sondern die Reformation durch Schrift und Wort kennen gelernt haben. Der Name Hermann Tast findet sich wiederholt aufgeführt in „des Gasthuses Boek.“ Diese Urkunde enthält die Renten der einzelnen katholischen Altäre und der mit ihnen verbundenen Vikariate. Der Michaelisaltar, an dem Hermann Tast als katholischer Priester das Vikariat ausübte, war einer der reichsten der Marienkirche. Er bestand schon im Jahre 1464. [1])

Die ältesten vorhandenen Kirchenrechnungen zu Husum sind von Hermann Tast in den Jahren 1545 bis 1550 geführt, und er unterzeichnet dieselben „Hermannus Tast, mea manu oder manu propria“ (mit meiner Hand oder mit eigener Hand). Außerdem befindet sich im Kirchenarchiv eine auf seinen Tod und seine 5 Kinder bezügliche Urkunde, die noch vollständig unbekannt ist, auf die wir aber erst später zurückkommen wollen. Hermann Tasts Hervortreten mit der neuen Lehre der Reformation fällt in das Jahr 1522. Die Kirche wurde ihm gar bald von den Pfaffen verschlossen; doch da nahm ihn ein angesehener Bürger, Matthias Knudsen, in sein in der Süderstraße gelegenes Haus, wo im Hintergebäude ein Pesel mit allerlei gemalten Sternen geschmückt und einer kleinen Kapelle ähnlich gemacht worden war, auf. Dieses Haus wurde 1705 abgebrochen. Hier predigte er mit großem Erfolge, so daß das ihm zugewiesene Zimmer bald zu klein wurde und er mit seinen Zuhörern auf den Kirchhof hinauszog. Auf der Südseite desselben, am Steigel, stand eine große Linde, die „Tochter“ genannt,

Schriftprobe des Hermann Tast.
Hermannus Tast, mea manu,
hebben mitheynander.)



Schriftprobe des Hermann Tast.
(Anno 1545.
Hermannus Tast, Manu propria.)

zur Unterscheidung von der „Mutter,“ die an der Nordseite der Kirche sich befand. Unter diesem Baum stand und predigte der glaubensstarke Mann vor der immer zahlreicher ihm zuströmenden Menge, ungeschreckt durch die Drohungen der Pfaffen, geschützt von seinem Anhange, der ihn oft in großem Zuge mit Wehr und Waffen nach Hause zu geleiten pflegte. Die Durchführung der Reformation war im Jahre 1527 geschehen. Sie wurde Hermann Tast dadurch bedeutend erleichtert, daß er sich auf einflußreiche Freunde stützen konnte. Vor allem half ihm sein Freund Matthias Knudsen, von dem fälschlich behauptet wird, daß er ein Sohn der Tochter des Herzogs, Geseke, und des Hans Knudsen gewesen sei. Das ist aber unmöglich, weil der Herzog 1491 und Matthias Knudsen 1495 geboren ist. Wie reich oder wohlhabend dieser war, geht daraus hervor, daß er in der obenerwähnten 20 Pfennigsteuer 70 Reichstaler zu zahlen hatte. Matthias Knudsen soll als Ratmann in Kiel am 14. Februar 1559 verstorben sein. In seiner Grabschrift heißt es, „daß er als der erste und einzige — nicht ohne Gefahr für

[1]) Siehe „Die Heimat,“ Jahrgang 1899, S. 137.

Leib und Gut — sich der Verkünder des göttlichen Wortes annahm, und daß er sein Haus für die heilige Versammlung einrichtete, als die Kirche ihr von den Feinden des Evangeliums verweigert wurde. Ebenfalls vermehrte er die Einnahmen der Schule zur Heranbildung von Gelehrten und frommen Lehrern."



Über die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei auf dem Kaiser Wilhelm-Kanal.

Vortrag vom Königl. Oberfischmeister **A. Hinkelmann** in Kiel, gehalten auf der Generalversammlung unsers Vereins zu Friedrichstadt am 21. Mai 1903.

Vor vier Jahren hatte ich die Ehre, auf unserer Generalversammlung zu Husum (24. März 1899) über „die Fische und sonstigen Nutztiere des Kaiser Wilhelm-Kanals mit besonderer Berücksichtigung der Lebensverhältnisse des Herings" (vergl. auch das Septemberheft des 9. Jahrganges unserer Monatsschrift „Die Heimat" 1899) einen Vortrag zu halten. Wenn ich damals zwar bemerkt habe, daß die Versuchsfischerei zu einem vorläufigen Abschluß gelangt sei, so sollte das nicht heißen, daß die Untersuchungen mit der Entdeckung des Heringslaichplatzes bei Sehestedt ihr Ende erreicht hätten. Theoretisch mag es genügen, zu wissen, daß der Hering den Kanal als Laichplatz alle Jahre aufsucht; der Praktiker aber fragt: in welchem Umfange erfolgt die Einwanderung, und welche Folgen hat dieselbe für unsere Küstenfischerei?

Wo alljährlich die Zahl der den Kanal aufsuchenden Heringe eine Steigerung erfahren hat, ist es erklärlich, daß ich gerade in den letzten Jahren mit um so größerem Eifer den Spuren der Heringe gefolgt bin. Nicht nur in Fischereikreisen schenkt man dem Vordringen der Heringe Beachtung; die Heringe drängen sich den Anwohnern des Kanals förmlich auf, und in den letzten Tagen berichteten die Zeitungen, daß bei Rendsburg die das dortige Kanalufer passierenden Heringszüge sich derart bemerkbar gemacht haben, daß alt und jung mit den Händen, mit Ketscher oder Korb vom Ufer aus den Heringsfang betrieb, um sich eine billige Mahlzeit Fische zu beschaffen. Einige Personen sollen in kurzer Zeit an 1000 Heringe erbeutet haben. Man halte sich allein diese Tatsache, im Binnenlande lebende Heringe fangen zu können, vor Augen, um sich zu vergewissern, daß sich zur Zeit kaum ein anderes Moment an Bedeutung für unsere heimatliche Naturkunde mit der Einwanderung der Heringe in den Kanal messen kann. Darum hatte ich auch keinen Grund, die von seiten des geschäftsführenden Ausschusses an mich ergangene Bitte, noch einmal auf die Ergebnisse der Versuchsfischerei zurückzukommen, von der Hand zu weisen.

Im ganzen habe ich im Auftrage meiner vorgesetzten Behörde bis jetzt 20 Fahrten unternommen. Den Verlauf und die Ergebnisse derselben Ihnen hier in systematischer Weise vorzutragen, würde zu weit führen. Ich begnüge mich damit, Ihnen den Verlauf meiner diesjährigen Maifahrt zu schildern und die wichtigsten Resultate der letzten 4 Jahre an passenden Stellen einzuschalten (Fig. 1).

Die speziell für die Kanalfahrten getroffene Ausrüstung des Dienstfahrzeugs „Neptun" (Fig. 2) setzt sich aus nachfolgenden Netzen zusammen: 3 Heringsstellnetze von 10 bezw. 20 Faden Länge mit einer Tiefe von 150 Maschen à 21 mm Weite; 1 Brutnetz mit einem Durchmesser von 67 cm (die Maschenweite beträgt 2 mm); 1 Planktonnetz; 1 Ketscher.

Bereits vor Ostern fanden sich die laichenden Frühjahrsheringe vor den Holtenauer Schleusen ein. Sie fragen, was die Heringe befähigt, den doch verhältnismäßig schmalen und ziemlich landeinwärts gelegenen Eingang des Kanals vor Holtenau mit unfehlbarer Sicherheit aufzufinden. Es gibt noch so manche dunklen Punkte im Leben der Heringe; das Zusammenschließen laichender Heringe im Frühjahr bleibt nach wie vor ein Rätsel. Vor dem Eingange zum Kieler Hafen angelangt, schwimmen die Züge zweifellos gegen den Brackwasserstrom, der aus dem Kanal austritt und sich gewiß bis Bülk hinaus bemerkbar macht, wenigstens dem Empfindungsvermögen eines Herings.

Bereits im Februar machten sich die aufziehenden Heringsschwärme vor der Eckernförder Bucht und dem Kieler Hafen bemerkbar. Sie mögen selbst ermessen,

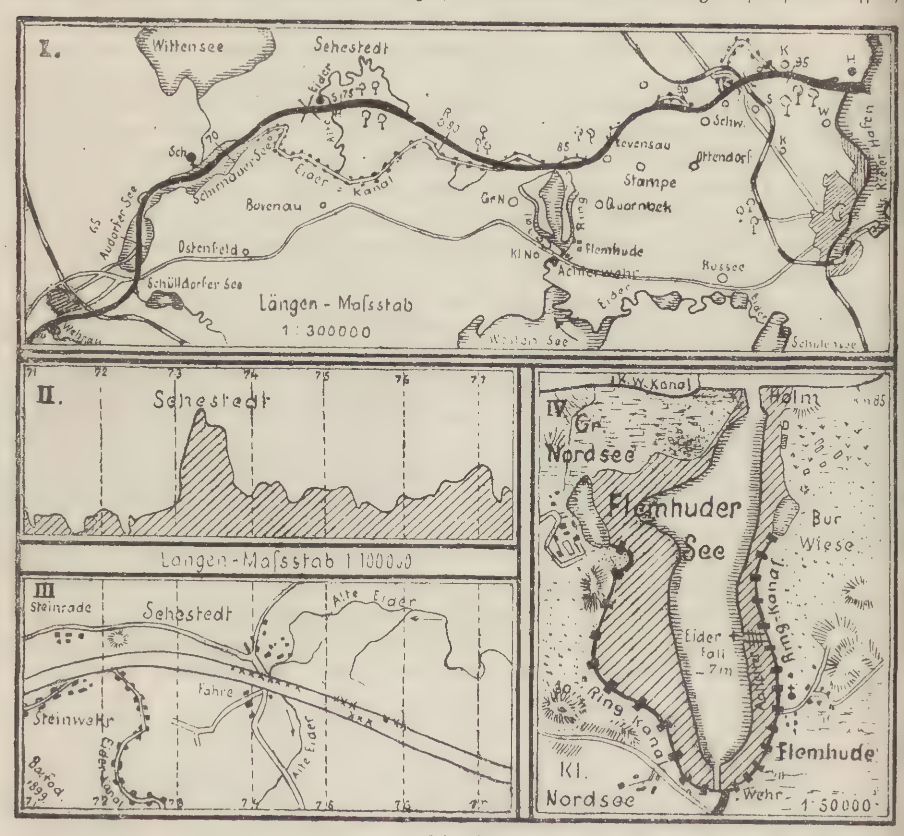


Fig. 1.
I. Kartenskizze des Kaiser Wilhelm-Kanals von Holtenau bis Rendsburg (km 60—98,6).
II. Längenprofil und III. Skizze vom Ufer bei Sehestedt (km 74—76).
IV. Karte vom Flemhuder See (km 85) mit Ringkanal.
Zeichenerklärung: ××× Heringslaichplätze. × Aalleiter.

welche wirtschaftliche Bedeutung dem Kanal als Zielpunkt großer Scharen von Heringen innewohnt, wenn ich beispielsweise einige im Februar vorigen Jahres von Eckernförder Fischern erzielte Massenfänge nachfolgend registriere. Am 12. Februar wurden mit einer einzigen Wade (Fig. 3) 6 Bootsladungen gewonnen. Einem andern Fischer gingen so viele Heringe in die Wade, daß der Hamen zerriß und darum nur ein Bruchteil des Fanges geborgen werden konnte. An

einem der folgenden Tage brachten 7 Waden enorme Massen von Heringen ans Land; unter diesen war eine Wade imstande, nicht weniger als 7 Boote mit Heringen zu füllen. Weil der Fang hätte verschleudert werden müssen, wurde den Fischern seitens des Vereinsvorstandes bei Strafe verboten, mehr als 2 Bootsladungen pro Wade auf den Markt zu bringen. Hierdurch wurde der Absatz zwar gefestigt und die Preise wurden gesichert, andererseits aber sahen sich die Fischer



Fig. 2. Das Dienstfahrzeug „Neptun“
mit Ausrüstung für die Versuchsfischerei im Flemhuder See.
Originalphotographie von Lehrer Th. Möller in Kiel.

genötigt, das Mehr des Fanges, eine Wade z. B. 12—14 Bootsladungen, ins Meer zu versenken. Vorläufig läßt sich an dieser an sich bedauerlichen Tatsache nichts ändern; denn die tote Ware (tot ist die Mehrzahl der gewaltsam zusammengepferchten Heringe) ist leicht verderblich, das Landen der Heringe, der Versand erfordert Zeit und Mühe. Wer trägt die Kosten der Bahnfracht, wenn die Ware

nichts gilt? Sollten sich die Segnungen des Kanals auf die Küstenfischerei dauernd bemerkbar machen, dann müssen Mittel und Wege ersonnen werden, den Export und den Konsum in solche Bahnen zu leiten, daß beiden Teilen, dem Verkäufer und Käufer, geholfen werde. Das Wie entzieht sich an diesem Orte der Erörterung. Darauf erschienen die Heringe im Kieler Hafen; namentlich unter Voßbrook in der Nähe der Kanalmündung wurden mit der Wade große Fänge erzielt. In diesem Jahre wiederholte sich diese fröhliche Fischerei. Woran früher kein Fischer gedacht hat, das ist geschehen: etwas nördlich von der Kanalmündung bei Schilksee in der Strander Bucht ist ein Bundgarn aufgestellt worden (ähnlich wie vor der Mündung der Schlei); mit welchem Erfolg, mag ein einzelner Fang beweisen: am 4. Mai holten die Besitzer 4—5 Bootsladungen auf.

Werden die Heringe ihre alten Laichplätze in der Vollzahl der Anstürmenden erreichen? Bange Zweifel stiegen im vorigen Jahre in mir auf, als ich hörte, daß der Schleusenbetrieb ein anderer geworden sei. Früher war es Brauch gewesen, die Holtenauer Schleusen bei normalem Wasserstande offen zu halten; im Durchschnitt blieben die Kammern nur an ca. 25 Tagen geschlossen. Dies für den Aufstieg der Heringe unbedingt günstige Moment hat sich jetzt ins Gegenteil verkehrt. Vom fischereitechnischen Standpunkte aus ist dies zu bedauern; die Verkehrsinteressen lassen jedoch eine Änderung des Betriebes nicht zu. Damit der Ostseewasserstrom im Kanal nicht zu stark werde, bleiben die Schleusen in der Regel geschlossen. Sie werden nur geöffnet beim Durchgang der Schiffe und bleiben auch nur dann offen, wenn der Wasserstand für den Kieler Hafen und den Kanal derselbe ist.

Zum Unglück trifft das für unsere Verhältnisse gerade im Frühjahr recht selten zu, wie aus nachstehender Tabelle hervorgeht, aus der ersichtlich ist, wie viele Male, auf Monate und Jahre verteilt, die Schleusentore bei Holtenau offen gestanden haben: [1])

Etatsjahr	1898	1899	1900	1901	1902
April	19	1	—	1	1
Mai	18	1	3	—	6
Juni	9	—	3	—	1
Juli	1	2	2	1	—
August	12	1	2	1	—
September	4	1	—	—	—
Oktober	2	1	—	1	—
November	—	—	—	3	—
Dezember	—	1	—	—	—
Januar	2	—	5	—	—
Februar	—	—	2	—	—
März	1	—	1	—	—
Im ganzen Tage	68	8	18	7	8

Wenig genug, wird mancher sagen, und doch genügt's, um dem Hering den Durchgang in den Kanal zu ermöglichen. Das Wie ist für mich allerdings ein neues Rätsel.

Von dem enormen Andrang habe ich mich im April dieses Jahres augenscheinlich überzeugt. Das Glück wollte es, daß gerade ein großer Dampfer durch die Holtenauer Kammer geschleust wurde. Kaum hatte das Spiel der Schraube begonnen, als infolge des aufwirbelnden Wassers die Heringe emporgeworfen wurden, einige 10 cm und mehr über die Oberfläche des Wassers, andere auf die beiderseits liegenden Freihölzer, wo ich sie mit Händen greifen konnte — lauter ausgewachsene, laichreife Heringe. Die Schleusenwärter gaben mir die Ver-

[1]) Die vorstehenden amtlichen Angaben verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Ingenieurs von Irminger.

sicherung, daß sie unter gleichen Umständen oft Gelegenheit hätten, ganze Körbe mit Heringen zu füllen. Um ein Urteil über die Menge der im Frühjahr 1902 hindurchgeschleusten Heringe zu gewinnen, ließ ich damals gleich beim Beginn meiner Reise am nördlichen Ufer des Kanals zwischen Böschung und Duc d'Alben ein Heringsnetz ausstellen, mit welchem bereits nach Verlauf einer halben Stunde nicht weniger als 40 Heringe aufgeholt wurden.

Meine diesjährige erste Versuchsfahrt begann am 5. Mai. Der Schleppzug brachte unser Dienstfahrzeug „Neptun" gegen Mittag auf die Rendsburger Reede (km 65). Gleich am Nachmittage wurde ein Versuch mit der Wade unternommen, der eine Menge junger Heringe von 5—10 cm Länge herbeiholte, die beim Heranziehen des Netzes wie Silberflocken durch die Maschen stoben. Neben diesen kleinen Heringen wurde im Audorfer See eine große Zahl laichreifer bezw. abgelaichter Heringe gefangen, darunter mehrere auffallend große Exemplare von 25 cm Länge.

Im Vorjahre war es mir gelungen, am südlichen Ufer des Audorfer Sees unter km 65 einen neuen (den dritten) Heringslaichplatz zu finden; die Heringseier hafteten in großer Zahl an Pflanzen in einer Wassertiefe von reichlich 1 m. Außerdem wurden damals (Mitte Juni) noch laichreife Heringe gefangen. Beides,

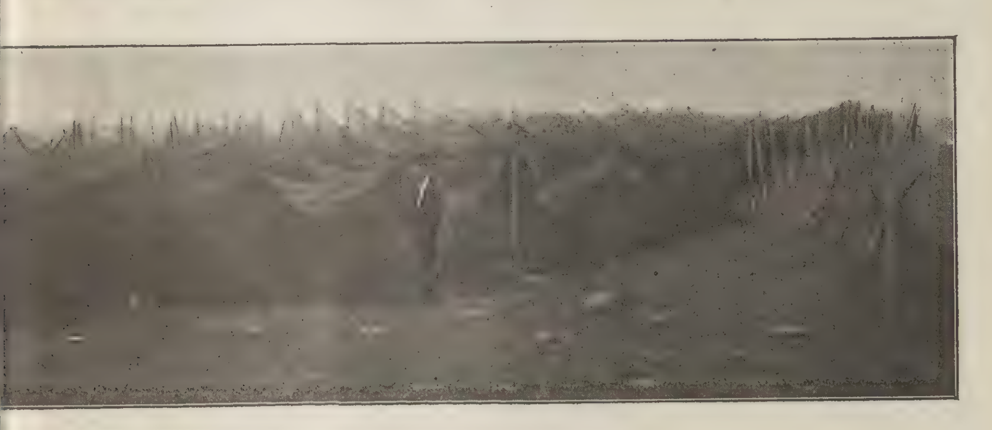


Fig. 3. Eine Wade, zum Trocknen aufgehängt.
Photographie von Baasch in Eckernförde.

das Auffinden von Heringseiern und der Fang laichreifer Heringe, beweist, daß sich das Laichgeschäft bis über die Mitte des Junimonats ausgedehnt hat. Für dies Jahr stehen die Resultate noch aus; der Grund der Verzögerung des Laichgeschäfts bei einer Anzahl von Heringen im Vorjahre ist unbedingt auf die Ungunst der Witterung zurückzuführen.

In diesem Jahre habe ich im Audorfer See nur wenig Heringslaich gefunden. Am Südufer wurden auf 2 m Wassertiefe einige Eier mit einem Ketscher aufgefischt, während am Nordufer mit Netzen einige Laichklumpen herausgeholt wurden.

Zum ersten Male nahm ich Gelegenheit, eine Untersuchung der Eider bei Rendsburg vorzunehmen. Die Vermutung, daß einige Kanalheringe vielleicht auch in die Eider vorgedrungen sein könnten, lag zwar nahe, bestätigte sich jedoch nicht. Beim Schleusenmeister eingezogene Erkundigungen besagten, daß man oberhalb der Eiderschleuse bis jetzt keine Heringe beobachtet habe. Um völlig sicher

zu gehen, zog ich es vor, einen Versuch mit 21 mm weiten Treibnetzen in der Eider auszuführen. Statt der Heringe wurde nur ein kleiner Brassen gefangen.

Am 7. Mai wurde am nördlichen Ufer des Kanals bei km 69,5 ein neuer (mithin der **vierte**) Laichplatz in einer Längenausdehnung von ca. ½ km aufgefunden. Die an Felsen und Pflanzen abgesetzten Eier lagen etwa 2 m unter Wasser. Ein bei km 70 am nördlichen Ufer unternommener Versuch ergab 400 Heringe, die beim Einholen der Wade so aufgeregt waren, daß sie fast aufs Trockne liefen, obwohl wir versuchten, durch Plätschern die Heringe wieder zurückzujagen.

Der Direktor der Königlichen Biologischen Anstalt auf Helgoland, Herr Professor Dr. Heincke, hatte den Wunsch geäußert, sich mir anschließen zu dürfen, um den Heringsfang und die Laichplätze aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Derselbe traf am 7. Mai mit seiner Dampfbarkasse, von Rendsburg kommend, ein. Am andern Morgen wurden die am Abend vorher ausgestellten Heringsstellnetze in Gegenwart des Herrn Professor Dr. Heincke wieder aufgeholt. Wir zählten 531 Heringe.

Der bedeutsamste Laichplatz ist nach wie vor das bereits 1899 entdeckte Laichfeld bei Sehestedt unter km 75, dem wir jetzt einen Besuch abstatteten. Wiederum zeigten sich die mit Algen behafteten Ziegelsteine der Böschung wie übersäet von Heringseiern, nur mit dem Unterschiede, daß heuer das südliche Ufer frequentiert worden war. Dieser Wechsel findet vermutlich in der üppigen Vegetation dieses Ufers seine Begründung. Nie vergesse ich jenes Schauspiels, das sich mir an einem ähnlichen Frühlingstage, am 17. April 1899, darbot: das Laichgeschäft der Heringe (vgl. „Die Heimat," S. 173). Auch diesmal bot sich unsern Augen ein ähnlicher Anblick dar. Die Heringe zogen in Schwärmen an der Böschung entlang, wobei die oberen von den unteren förmlich aus dem Wasser gehoben wurden, so daß sich eine Flutwelle bildete, die auf weite Strecken an der Oberfläche verfolgt werden konnte. Ohne Zweifel waren auch diesmal die Heringe mit dem Laichen beschäftigt. Wie schade doch, daß das Kanalwasser infolge des am 7. Mai erfolgten Durchgangs unserer Kriegsflotte sehr lehmig und trübe war, so daß sich die intimen Vorgänge des Laichens, wie sie sich mir vor 4 Jahren darboten, unsern Blicken entzogen. Ein ähnliches Mißgeschick hatte mich bereits im Vorjahre daran verhindert, den Vorgang des Laichens aus unmittelbarer Nähe zu verfolgen. Ich wußte mich dadurch zu entschädigen, daß ich mich bemühte, lebende Heringe ins Aquarium, das an Bord des Kutters hergerichtet wurde, zu überführen. Das ist allerdings leichter gedacht als ausgeführt, weil die Heringe bereits bei der leisesten Berührung einen Teil ihrer Schuppen verlieren und sterben. Mit einem scharfen Messer wurden die Maschen, in denen sich die Heringe verfangen hatten, durchschnitten und die Heringe alsdann, ohne daß sie mit der Hand auch nur berührt waren, dem Behälter übergeben. Anfangs waren die Heringe derart aufgeregt, daß ich befürchten mußte, sie würden sich an den Glasscheiben die Köpfe einrennen. Als dann aber Pflanzen ins Aquarium gesetzt wurden, beruhigten sie sich, so daß ich nunmehr in der Lage war, das Laichen in ausgiebiger Weise zu beobachten. Ein ähnliches Experiment habe ich auch im Jahre 1899 angestellt. Am 9. Juni genannten Jahres wurden bei km 65 „Maiheringe" mit fließendem Laich gefangen. Diesmal gelang es mir, einen Rogener dem Behälter unversehrt anzuvertrauen. Die Entleerung der Ovarien vollzog sich in der Weise, daß sich der Hering bei munterm Hin- und Herschwimmen der Eier in Form einer feinen Perlschnur (mit Unterbrechungen) entledigte, wobei die Pausen durch aufsteigende Luftblasen, 5—6 zur Zeit, ausgefüllt wurden. Nachdem dieser Vorgang etwa 20 Minuten beobachtet worden war, fing der Hering an matt zu werden, legte sich auf die Seite und ging allmählich ein.

Auf unserer Weiterfahrt nach Brunsbüttel zeigte es sich, daß der im vorigen Jahre aufgefundene (dritte) Laichplatz bei Breiholz (zwischen km 49 und 50) auch in diesem Jahre von den Heringen in ausgiebiger Weise zur Eiablage benutzt worden war, so daß es uns eine Kleinigkeit war, mit wenigen Ketscherstrichen einige Eimer mit Laich zu füllen.

Die Untersuchung der Böschung auf Eier über Breiholz hinaus verlief resultatlos, so daß der Breiholzer Laichplatz auch in diesem Jahre noch als westlichster von den vieren gelten muß. Je weiter wir nach Westen vordrangen, desto reicher wurden die mit Brut- und Planktonnetzen ausgeführten quantitativen Fänge an eigentlichen Planktonwesen und Heringslarven. Sie erreichten bei km 35 ihren Höhepunkt; wir befanden uns in einem Brei von Kleintieren, der uns in Erstaunen setzte. Bei km 20 nahm das Kanalwasser eine dunkelbraune Färbung an und war stark mit Bestandteilen des Kanalgrundes durchsetzt, wohl hauptsächlich als Folge des durch die kurz vorher passierende Kriegsflotte aufgewühlten Grundes. Die Brutnetzfänge bestanden aus schmutzigbraunem Wasser, in welchem sich die kleinen, bindfadendünnen Leiber weißer Heringslarven deutlich abhoben. Sicherlich waren die Larven von den großen Panzerschiffen (4 Panzer der „Kaiser"-Klasse, 4 Panzer der „Brandenburg"-Klasse und 2 Aufklärungsschiffe hatten am 7. Mai den Kanal von Holtenau nach Brunsbüttel passiert) wie auch infolge des dann nötig gewordenen Spülens gewaltsam nach Westen gedrängt worden. Vor dem Durchgang der Kriegsschiffe betrug der Wasserstand im Kanal 45 cm über Mittel; am 9. Mai lag der Spiegel 35 cm und am folgenden Tage nur noch 15 cm über dem Null-Pegel des Kanals. Die Panzerschiffe schieben eine Flutwelle von 38 cm Höhe vor sich her. Beides, Durchgang der Flotte und Spülung des Kanals, haben es veranlaßt, daß der östliche Teil des Kanals, abgesehen von größeren Fischen, namentlich Heringen, arm an Lebewesen war, während dieselben im westlichen Teile förmlich angestaut und beim Öffnen der Brunsbüttler Schleusen in die Elbe vorgeschoben wurden, wie ich dies durch Brutnetzzüge vom Lotsendampfer aus im Außenhafen bei Brunsbüttel zwischen Schleuse und Leuchtturm feststellen konnte. Der Umstand, daß in einiger Entfernung vor dem Bug der Panzerschiffe Heringe aus dem Wasser gedrängt wurden, läßt erkennen, daß auch diese durch die Flutwelle unfreiwillig vorgeschoben wurden. Die Zahl derselben ist wohl nur eine geringe; ein in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai bei Brunsbüttel angestellter Versuch mit Netzen ergab nur 10 Heringe, und in der darauf folgenden Nacht wurde kein einziger Hering gefangen. Dieselbe Erfahrung wurde am 11. Mai mit dem Brut- und Planktonnetz gemacht. Beim Spülen, also bei hartem Ausstrom, wurden in der Frühe noch 20—40, bei langsamem Strom nur 6—8 Larven in jedem Zuge gefangen.

Am 11. Mai, vormittags $11^1/_4$ Uhr, nachdem das Entwässern (Spülen) des westlichen Teiles des Kanals von Brunsbüttel eingestellt worden war, wurden wir einem Schleppzuge angehängt, der uns gegen 9 Uhr abends nach der Ausweiche am Audorfer See zurückbrachte. Die daselbst am nördlichen Ufer ausgesetzten Stellnetze brachten nach vierstündigem Fischen wieder eine Menge Heringe zu Tage, von denen die meisten nicht abgelaicht waren. Gerade hier im Audorfer und Schirnauer See gewinnt man eine Vorstellung von der ungeahnten Fülle der Heringe, die namentlich in diesem Jahre den Kanal aufgesucht haben. Bekanntlich ist das Fischen in der Fahrrinne aus naheliegenden Gründen verboten; um so eifriger widmen sich die Pächter der vom Kanal durchschnittenen Seen dem Fanggeschäft, seitdem ich Gelegenheit genommen hatte, die dortigen Binnenfischer auf den Reichtum der Seen an Heringen aufmerksam zu machen. Die ergiebigsten Wadenzüge liegen in der Enge bei Borgstedt; hunderte von Wall sind hier seit

Ostern an einzelnen Tagen gefangen worden. Im Schirnauer See betreiben zwei Eckernförder Fischer den Fang mit Stellnetzen und bekommen 1/3 des Fangertrages, während dem Pächter die übrigen Drittel zufallen. Fänge von 30—40 Wall pro Nacht gehören nicht zu den Seltenheiten. Man bedenke: die Fangplätze liegen vor der Tür; ohne viel Zeitverlust sind sie zu erreichen und ist die Ware ans Land zu bringen; kein Sturm noch sonstige Gefahren bedrohen die Fischer — kann man sich idealere Zustände ausdenken? Ein eigenartiges Gepräge erhalten die vom Kanal durchschnittenen Seen durch den großen Stapel von Heringskisten, welche mit Firmen von Eckernförder Räuchereien gezeichnet sind. So sind mitten im Binnenlande Heringslöschplätze entstanden, wo man vor der Eröffnung des Kanals nur höchst selten frische Heringe zu Gesicht bekam. Die Kanalheringe bilden eine vorzügliche Räucherware — kein Wunder, handelt es sich doch um vollreife Heringe, die zu Beginn dieses Frühjahrs mit 2,50—3 ℳ pro Wall bezahlt wurden. Wie mir mitgeteilt worden ist, sind allein in diesem Frühjahr 9146 Wall Heringe nach Eckernförde geliefert worden. Man muß sich die Ergebnisse der Wadenfischerei auf der unteren Schlei vor Augen halten, um die Bedeutung dieser Binnenfischerei

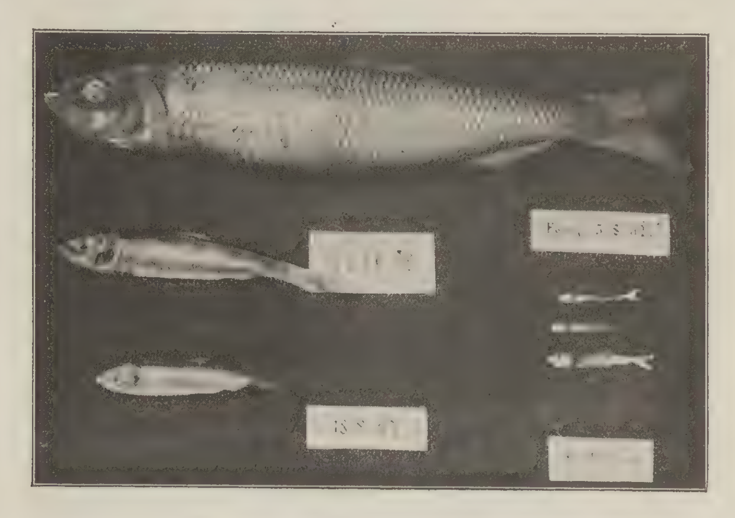


Fig. 4. Das Wachstum des Herings,
veranschaulicht an jungen Heringen aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal und dem Kieler Hafen.
Originalaufnahme für die „Nerthus" von Lehrer Blunck in Kiel.

im Kanal vollauf zu würdigen. 1898 wurden mit der Kappeler Wade 8537 Wall Heringe gefangen, 1899: 12 442, 1900: 4925, 1901: 2908, 1902: 8900 Wall. Also mit Ausnahme der Erträge aus dem Jahre 1899 blieben die Erträge der Kappeler Wade aus den übrigen Jahren hinter denen der Heringsfischerei im Kanal zurück. Hoffentlich ist es nur eine Frage der Zeit, daß am Schirnauer See eine Räucherei erstehen wird; der Betrieb dürfte sich zweifellos rentieren, umsomehr, als derselbe sich keineswegs auf das Räuchern von Heringen zu beschränken braucht; Aale sind im Sommer reichlich vorhanden, und auch der Strufbutt dürfte unbedingt eine gute Räucherware liefern.

Nicht minder imposant als der Aufstieg vollreifer Heringe gestaltet sich der Abstieg der jungen Heringe, dem ich namentlich auf meinen Spätsommerfahrten besondere Beachtung gewidmet habe. So standen z. B. am 6. August 1902 im Flemhuder See unter km 85 die jungen, etwa 3—4 cm messenden Heringe in

so großen Schwärmen (Fig. 5), daß Millionen in einem Zuge hätten erbeutet werden können, wenn das benutzte Gerät für den Fang so kleiner Fische geeignet gewesen wäre, und wenn es überhaupt in der Absicht gelegen hätte, diese für den Konsum noch wertlosen Heringe, deren Vorhandensein doch nur konstatiert werden sollte, in größerer Menge zu fangen. Weil die Beobachtung vom Ufer aus mir nicht genügte zur Bildung eines Urteils über die Menge der bei jedem Zuge mit der Wade umspannten Heringe, stieg ich ins Boot des Kutters, befestigte dasselbe am Hamen der Wade und unternahm vom Boot aus Stichproben mit einem Gazeketscher, der jedes Mal eine große Zahl junger Heringe zu Tage förderte. Einen dieser Fänge habe ich ausgezählt; er umfaßte etwa 300 Heringe: die Verwendung des Ketschers war durch das eigentümliche Verhalten der jungen Heringe geboten (Fig. 4). So lange nämlich die Wade vor der Scharkante auf tiefem Wasser fortbewegt wurde, verhielten sich die zu Millionen in der Wade vorhandenen Heringe ziemlich ruhig, während dieselben, sobald die Wade an die Scharkante

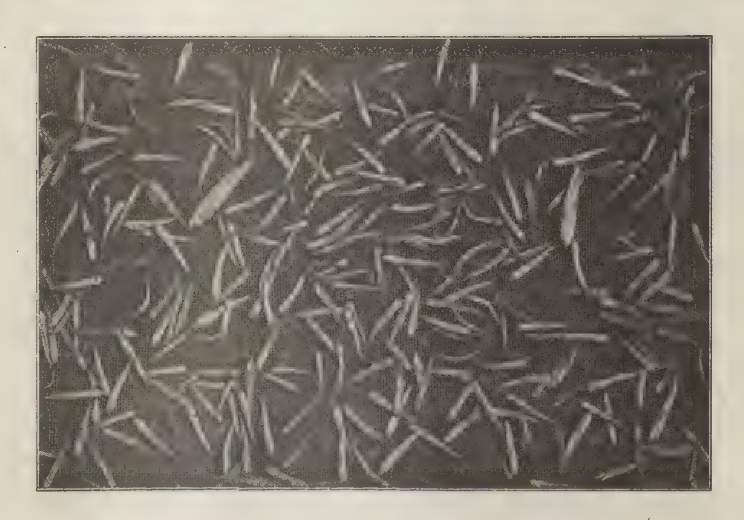


Fig. 5. Junge Heringe aus dem Flemhuder See (km 85) [1])

stieß, wie auf Kommando in dicht gedrängten Scharen durch die Maschen stoben, um ihre Freiheit wieder zu erlangen.

Den Durchgang der jungen Heringe durch die Schleusenkammern habe ich verschiedentlich beobachtet. Damit habe ich die Heringe jedoch nicht aus den Augen verloren. In den letzten Jahren hatte ich und mit mir jeder Naturfreund in Kiel die Freude, das Spiel der jungen Heringe im innern Kriegshafen von den Anlegebrücken bis in die Mitte des Novembers hinein aus unmittelbarster Nähe beobachten zu können — ein entzückendes Bild, das uns vordem nicht geboten war. Mit dem Anwachsen Kiels zur Großstadt schreitet die Verunreinigung des inneren Hafens im Gleichschritte fort; dennoch müssen die zahlreichen Schwärme junger Heringe ihnen zusagende Lebensbedingungen gefunden haben: sie wachsen, wie ich dies aus periodischen Fängen ermessen konnte, schnell heran.

[1]) Das Klischee verdankt die „Heimat" der Liebenswürdigkeit des Herrn Präsidenten des Deutschen Seefischerei-Vereins, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrats Dr. Herwig in Hannover.

Bezüglich der anderen Nutzfische des Kaiser Wilhelm-Kanals will ich mich kurz fassen.

Der Bestand an Aalen ist nach wie vor ein vorzüglicher; der Kanal ist nicht nur eine stark frequentierte Wanderstraße für zum Meere gehende, vom Meere kommende Aale, eine große Zahl findet im Kanal selbst die günstigsten Existenzbedingungen. An Wohlgeschmack stehen die Aale denen anderer Gewässer nicht nach. Noch nie habe ich davon gehört, daß man Aale ketschern könne; im Kanal hatte ich das Vergnügen. Bei Untersuchung der mit grünen Algen dicht besetzten Böschung bei Oldenbüttel (km 40) wurden mit einem Ketscherstrich drei Aale gefangen, während ein vierter wieder ins Wasser fiel. Besser kann ich den Aalreichtum nicht illustrieren.

Der Sommer 1901 war bekanntlich ungemein heiß. Aus Dänemark, von der pommerschen Küste, aus vielen Orten des Binnenlandes wurden Klagen über das Auftreten einer epidemischen Aalkrankheit laut. Auch im Kanal drohte die Seuche den reichen Aalbestand zu vernichten, wie ich auf meiner Augustfahrt (23.—31. August) zu konstatieren leider Gelegenheit fand. Ein trauriger Anblick bot sich mir dar. Zwischen km 69 und 71 (im Schirnauer See) wurden nicht

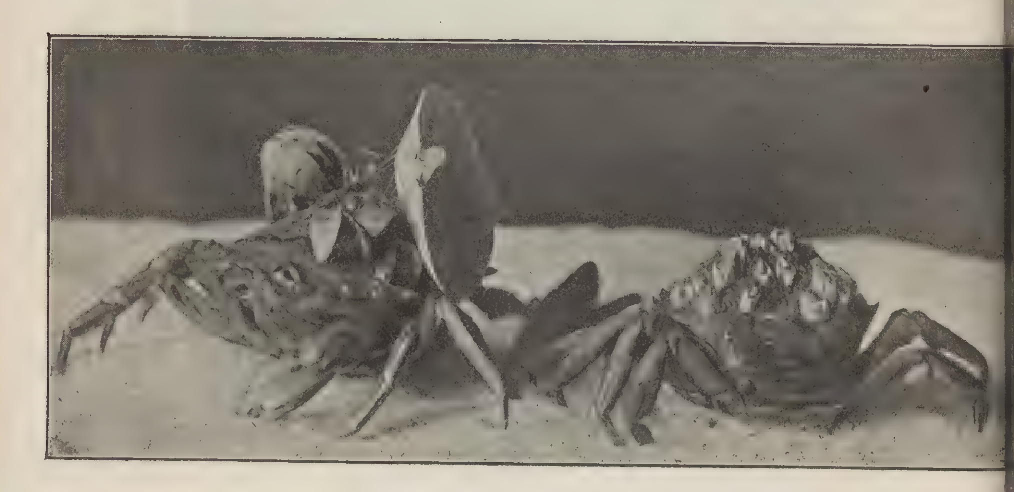


Fig. 6. Taschenkrebse mit Miesmuscheln (Mytilus) und Seepocken (Balanus) aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal. Originalphotographie von Lehrer Blunck in Kiel.

weniger als 165 tote Aale, darunter Exemplare von 3—4 Pfund, aufgefunden. Mit dem Schleppnetz wurden ausschließlich kranke oder tote Aale ans Land gespült, wodurch die Luft an einigen Uferstrecken des Schirnauer Sees derart verpestet wurde, daß es Menschen und Tieren schwer ankam, sich ihnen zu nähern. Weil die toten Aale von Krähen und Möwen nicht berührt wurden, ihre Zersetzung an der Luft infolge des Fettgehaltes nur langsam von statten ging, war eine Säuberung der Uferstrecken aus sanitären und ästhetischen Gründen geboten.

Ich will nicht unterlassen, Ihnen kurz Symptome und Verlauf der als Rotseuche bekannt gewordenen Aalkrankheit zu skizzieren. Es zeigen sich an den von der Seuche befallenen Aalen rotbraune Flecke am Kopf und an der Bauchseite, besonders in der Gegend des Afters; der Kopf ist aufgedunsen, aus der Bauchhöhle quillt schließlich eine weißgelbe Eitermasse hervor. In den Küsten-

gewässern pflegen die Aale hauptsächlich nach strengen Wintern beim Aufbrechen des Eises im Frühjahr von dieser Krankheit befallen zu werden; dann kommen die erkrankten Tiere mit den Köpfen an die Oberfläche des Wassers, während der Leib schlaff nach unten hängt. In dieser Haltung werden die Aale von Strom und Wellen hin- und hergetrieben, bis sie verenden. Im Schirnauer See beobachtete ich zwei Exemplare, die mit ihrer hinteren Körperhälfte im Grunde steckten, während der übrige Teil des Körpers senkrecht aufgerichtet war. Die ermatteten Tiere hatten offenbar nicht die Kraft, sich aus dem schlammigen Grunde herauszuarbeiten. Der Umstand, daß die Aale noch zum Teil im Schlamme steckten, läßt darauf schließen, daß dieselben im Grunde erkrankten und ihren Aufenthaltsort zu verlassen suchten, nachdem sie bereits so sehr entkräftet waren, daß ein Entweichen an andere Orte unmöglich war.

Die Seuche bedeutete zum Glück nur eine vorübergehende Heimsuchung der Aale im Kaiser Wilhelm-Kanal; bereits auf der Oktoberfahrt desselben Jahres konnte durch verschiedene Wadenzüge festgestellt werden, daß die Rotseuche unter den Aalen als erloschen anzusehen sei, und daß trotz des großen Aalsterbens im Sommer dennoch ein guter Aalbestand geblieben war, der bis heute noch immer im Aufgang begriffen ist. (Über den Aufstieg der jungen Aale (Montée) und über die Einrichtung von Aalleitern vergl. „Die Heimat," 1899, S. 176).

Auf die übrigen Fische (Hechte, Zander, Barsch, Rotaugen, Strufbutt usw.) hatte die Hitze keinen verderblichen Einfluß ausgeübt, ja, es konnte sogar eine erhebliche Zunahme nach Zahl und ein vorzügliches Gedeihen festgestellt werden, ein Beweis dafür, wie sehr es diesen Fischen gelungen ist, sich den veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Die gleich nach der Eröffnung des Kanals laut gewordenen Klagen von seiten der Binnenfischer über den schädlichen Einfluß des vordringenden Salzwassers sind mit den Jahren ganz verstummt.

Hier dürfte es angebracht sein, die Ergebnisse der Untersuchungen des spezifischen Gewichts des Kanalwassers auf den verschiedenen Stationen, gewonnen auf der Augustfahrt 1901 und der Maifahrt 1903, tabellarisch zusammen- und nebeneinander zu stellen.

August 1901			Mai 1903		
km	Salzgehalt (spez. Gew.)	Temperatur (Celsius)	km	Salzgehalt (spez. Gew.)	Temperatur (Celsius)
98	1,007	16°	98,5	1,009	7°
85	1,006	17°	90	1,004	9°
70	1,005	18°	85	1,003	9°
65	1,005	18°	80	1,004	9°
47	1,005	19°	70	1,003	9°
30	1,002	19°	60	1,003	9°
20	1,001	19°	50	1,002	9°
10	1,001	19°	40	1,001	10°
1	1,001	18°	30	1,001	11°
			20	1,001	11°
			10	1,001	11°
			1	1,002	10°

Unter den genannten Süßwasserfischen nimmt der Zander (Lucioperca sandra) eine besondere Stellung ein. Er hat sich im Kanal derart vermehrt, daß u. a. im Oktober 1901 bei km 70 mit einem Wadenzuge über 100 Exemplare gefangen wurden, deren durchschnittliche Länge 10 cm betrug, so daß es Mühe kostete, die sich in den Maschen verfangenen kleinen Tiere mit der zu ihrer Erhaltung erforderlichen Sorgfalt ins Wasser zu setzen. Fänge aus den folgenden Jahren bestärken mich in der Hoffnung, daß die jungen Zander zu marktfähiger Ware heranwachsen.

Der **Strufbutt** (Pleuronectes flesus) ist ebenfalls noch wohl vertreten, wenn auch gewisse Anzeichen auf eine Abnahme, namentlich im Audorfer See, hinzudeuten scheinen.

Die **Miesmuschel** ist westlich von km 85 fast ganz verschwunden. Alle vom Grunde aufgefischten Gegenstände waren dicht mit Seepocken (Balanus) besetzt. Selbst die **Taschenkrebse**, welche früher vielfach mit Muscheln behaftet waren, schleppen jetzt mit Seepocken auf ihrer Rückenschale herum (Fig. 6).

Bekanntlich dient der Kanal in erster Linie den Zwecken der Landesverteidigung und der Schiffahrt. Es liegt in der Natur der Sache, daß namentlich im Kieler Hafen das stille Gewerbe unserer dortigen Fischer in hohem Maße behindert wird; das traute Fischerdorf Ellerbek wird bald seinen ursprünglichen Charakter verloren haben. Ein gütiges Geschick hat es geleitet, daß den im Kampfe um ihren Unterhalt ringenden Fischern mit der Erbauung des Kaiser Wilhelm-Kanals eine reiche Segensquelle erschlossen worden ist, deren wohltuender Einfluß auf die Fischerei immer deutlicher in die Erscheinung tritt.



I. Sagen und Sagenhaftes von Föhr.

Von **H. Philippsen** in Utersum auf Föhr.

1. Von Zwergen.

In der altfriesischen Mythologie scheinen die Zwerge eine ungemein wichtige Rolle gespielt zu haben; Zwerge gab es überall, jede Heide, jeder Hügel, jedes Haus wurde mehr oder weniger mit Zwergen in Verbindung gebracht. Die lebhafte Phantasie der alten Leute wußte das Geheimnisvolle jeder Gegend und überhaupt alles, was man nicht klar erkennen oder durchschauen konnte, auf die Zwerge zurückzuführen. Auf den einsamen Feldern, auf Heiden, in Hügeln hielten sich namentlich die Odderbaantjes und Muunbälken auf, in Kornfeldern hausten die Roggsladders, in Häusern trieben die Puken und Wischler ihr Wesen, und gar auf Schiffen gab es Zwerge, die man Klabautermännchen nannte.

2. Die Odderbaantjes.

Die Odderbaantjes waren von allen Zwergen zweifellos am bekanntesten, zahllose Geschichten von ihnen gehen noch jetzt von Mund zu Mund und berichten uns, was sie für kleine merkwürdige Phantasiegestalten gewesen sein müssen. Ihre Gestalt war klein, dabei hatten sie einen ungewöhnlich großen Kopf, lange Arme, dünne und krumme Beine und besaßen trotz dieser Mißgestalt eine große Körperkraft. Meistens trugen sie eine kurze rote Jacke und grüne Hosen, auf dem Kopfe eine rote oder weiße Zipfelmütze, in ihrem Gürtel oder in der Tasche saß ein kleines Messer. Ihr liebster Aufenthalt war in den einsamen Hügeln der Heide, wo sie in den Steinstuben wohnten, die Menschen haßten sie und ärgerten sie, wo sie konnten, der Ackerbau war ihnen ein Greuel, weshalb sie sich immermehr nach den einsamen und unbebauten Gegenden zurückzogen. Ihre Werkzeuge wußten sie kunstvoll aus Stein zu behauen oder aus Eisen zu schmieden, die zahlreichen kleinen Pseudosiderite, die man überall auf dem Felde findet, waren ihre Gefäße. im Volksmunde nennt man sie jetzt noch das Topfzeug der Unterirdischen oder auch wohl Hexenschüsseln.

Die Odderbaantjes waren immer tätig, die Ruhe liebten sie nicht, außer mit der Herstellung ihrer Hausgeräte waren sie mit dem Suchen nach Nahrungsmitteln beschäftigt; zu dem Zwecke gingen sie gerne nach den Gräben und Teichen,

um Fische zu fangen, auch gar in die Prielen und Wattenströme der Nordsee, wenn es gerade Ebbezeit war. Gerne suchten sie auf Heiden und Mooren nach Beeren, wußten geschickt die Vögel zu beschleichen und hatten im Frühjahr an den Eiern der zahllosen Strand- und Seevögel eine ihnen besonders zusagende Nahrung. Oft wurden sie beim Nachgehen ihrer Beschäftigung von Menschen überrascht; doch wußten sie sich immer schnell den Blicken zu entziehen, und wenn sich ihnen kein Schlupfwinkel zum Entschlüpfen bot, so verwandelten sie sich in Mäuse oder Frösche. Des Nachts kamen sie zahlreich aus den Hügeln heraus, um auf niedrigen Wiesen oder Kornäckern ihre Tänze und Spiele aufzuführen, wobei sie das Korn und Gras so niederstampften, daß es sich nie wieder erhob; in den langen Winternächten vergnügten sie sich auf dem spiegelblanken Eis, das an verschiedenen Stellen weite Flächen bedeckte, hier liefen sie auf Schlittschuhen, bis der herankommende Morgen sie wieder heimtrieb. In den stillen Winternächten konnte man deutlich an dem Knarren und Knacken des Eises hören, wie sie sich tummelten, und am nächsten Morgen konnte man sehen, wie ihre große Zahl das Eis an Stellen fest auf den Boden angedrückt hatte.

Obgleich sie die Menschen haßten, kamen sie doch unter Umständen mit ihnen in Berührung, ja, schönen Mädchen gingen sie gerne nach, und mancher führte eine hübsche Frau aus der Oberwelt heim in seine finstere unterirdische Wohnung.

Durch Trommelklang und Glockenklang konnte man sie augenblicklich vertreiben, auch konnten sie den Namen Gottes oder Christi nicht aussprechen hören.

3. Die Erschaffung der Odderbaantjes.

Unser Herr Christus wandelte einmal auf Erden, da kam er in ein Haus, wo eine Frau wohnte, die fünf hübsche und fünf häßliche Kinder hatte. Als der Herr in das Haus trat, versteckte sie die fünf häßlichen Kinder im Keller. Der Herr ließ die Kinder vor sich kommen, freute sich über die hübschen Kinder und fragte: „Sind das deine Kinder alle?“ Da sprach das Weib: „Mehr Kinder habe ich nicht!“ Da segnete der Herr die schönen Kinder und verwünschte die häßlichen, indem er sprach: „Was unten ist, soll unten bleiben, und was oben ist, soll oben bleiben!“ Damit ging der Herr fort. Als nun das Weib in den Keller kam, da waren die fünf häßlichen Kinder verschwunden, aus ihnen waren die Odderbaantjes geworden.

Nach Dr. Clement in Müllenhofs Sagen.

4. Über Wohnungen der Odderbaantjes.

Die Odderbaantjes hielten sich besonders gerne in den alten Hügeln auf; so sollen in den „Tribergem“ bei Utersum recht viele gewohnt haben, auch die alten Hoch- oder Rundäcker bei „Tribergem“ werden als die Dächer der unterirdischen Wohnungen angesehen. In den Hügeln bei Hedehusum lebten ebenfalls Odderbaantjes, die dort eifrig schmiedeten, desgleichen waren die Hügel bei Goting und Witsum bewohnt. Die Odderbaantjes von Hedehusum, Witsum und Goting gingen im Winter immer des Nachts nach der Niederung hinter den betreffenden Ortschaften und liefen dort Schlittschuh. Im Frühjahr hatten sie hier die schönen Vorstrandswiesen, die sie nächtlich nach den Eiern der hier nistenden Vögel absuchten.

5. Der Hönjbruatberg.

Dicht bei dem Dorfe Utersum liegt ein alter Grabhügel aus der Bronzezeit, der Hönjbruatberg, worin von jeher Odderbaantjes gewohnt hatten. Der

Eigentümer des Berges wußte solches sehr wohl, doch da er Mitleid mit den Unterirdischen fühlte, so schonte er des Berges, wo er konnte, er pflügte nicht über denselben hinweg und ging selten in die Nähe des Berges. Eines Tages, da er das angrenzende Landstück pflügte, sah er am Abhang des Hügels ein kleines zerbrochenes Gerät von unbekannter Bestimmung liegen; da er annahm, daß dasselbe einem Odderbaantje gehörte, so gedachte er dem Kleinen eine Freude zu machen und legte einige Nägel und ein Stück Eisenblech, das er gerade unnötigerweise bei seinem Pfluge sitzen hatte, dabei hin. Als er kurz darauf wieder bei dem Hügel vorbeipflügte, war alles fort; dagegen lag an der betreffenden Stelle ein kleines Brot, das der Zwerg aus Dankbarkeit dem Bauer verehrte. Letzterer war nicht wenig erstaunt, nahm aber das Brot mit, mochte es aber nicht selber essen, sondern gab es seinem Hunde. Am nächsten Tage fand er wieder ein Brot am gleichen Platz, und so fort. Der Hund gedieh vortrefflich. Seit der Zeit heißt der Hügel „Hönjbruatberg", d. i. Hundebrotberg.

6. Die Sage vom Siekesberg.

Jung Jens, nach seiner Mutter Sieke allgemein Jung Jens Sieke genannt, wohnte in Utersum und fand eines Morgens bei einem alten Grabhügel auf seinem Acker dicht beim Dorfe ein kleines grünes, dolchähnliches Messer. Obgleich er den Fund wenig achtete, so steckte er das Messer doch in die Tasche und zeigte allen Leuten im Dorfe das merkwürdige Instrument. Niemand hatte früher ein ähnliches Messer gesehen, nur eine ganz alte Frau glaubte von ihrer Großmutter gehört zu haben, daß die Zwerge solche Messer trügen, und sie sagte: „Jedenfalls hat ein kleiner Geselle in vergangener Nacht das Messer verloren, er wird es aber bald entbehren und wird kommen, es dir abzukaufen, alsdann fordere nur nicht zu wenig, da er dir jede Forderung erfüllen kann und muß." Jung Jens ging jetzt auf nach den alten Hügeln und rief laut: „Jung Jens hat ein Odderbaantjesmesser gefunden!" Nach nicht langer Zeit, als Jung Jens gerade von der Arbeit nach Hause kam und müde und hungrig war, kam ein alter Mann gegangen, der auf seinem Rücken eine Kiepe mit Handelswaren trug und gleich seine Sachen feilbot. Jung Jens wollte nichts kaufen, konnte auch nicht; denn er hatte keinen Pfennig bares Geld im Hause und setzte sich nieder und wollte sich ein Stück Brot abschneiden. Der Alte pries seine Ware fortwährend an, und als er das alte Brotmesser sah, fing er an, dasselbe zu tadeln und rühmte seine Messer, die er auch wohl gegen alte Messer umtauschen wollte. Jetzt wußte Jung Jens genug, und er ging hin, das grüne Messer zu holen. Als der Alte das grüne Messer sah, fing er gleich an, darüber zu feilschen und bot für dieses und das Brotmesser ein neues. Jung Jens rühmte aber die Seltenheit seines grünen Messers und sagte: „Wenn ihr nicht mehr dafür geben wollt, so bleibt das Messer mein!" Der Alte versuchte vergebens, den Preis herabzudrücken, indem er vorgab, daß es keineswegs so selten sei und auch ja schon alt und gebraucht; Jung Jens sagte aber immer nur: „Wenn ihr nicht mehr dafür geben könnt, so bleibt das Messer mein!" Jetzt fing der Alte an, blanke Taler auf den Tisch zu zählen, erst einen, dann zwei, dann mehrere, bis hundert, aber immer ohne Erfolg. Endlich sagte Jung Jens: „Wenn ihr nicht die Kunst versteht, daß beim Pflügen aus jeder Furche ein Goldstück springt, so bleibt das Messer mein." Der Alte mochte sich jetzt noch so wenden, er kam nicht frei; endlich gab er seine Zusage und bekam dann sein Messer. Jung Jens hatte jetzt, obwohl er noch nicht gegessen hatte, nichts Eiligeres zu tun, als die Pferde wieder auszutreiben, den Pflug anzuspannen und im Pflügen fortzufahren. Es ging herrlich; denn in jeder Furche, die er pflügte, fand er das Goldstück,

und er hörte nicht eher auf, als bis die Dunkelheit ihn dazu zwang; in seiner Tasche hatte er aber jetzt eine solche Menge Goldstücke, wie noch nie. Am andern Morgen, die Sonne war noch nicht aufgegangen, da war der Pflug schon wieder in Gang, und eifrig gings bis in die sinkende Nacht. Bald wählte er zum Pflügen das schmale Stück Land bei dem Tribergem, wo die Furchen nur kurz waren und soviel mehr Goldstücke lohnten. Hier pflügte er Tag für Tag, so daß der Boden zu den eigentümlichen Rundäckern zusammengepflügt wurde, kümmerte sich weder um Saatzeit, noch um Ernte, und seine Nachbarn und alle Welt meinten schließlich, er wäre verrückt geworden. Die kurze Zeit, die er in seinem Hause verlebte, verbrachte er für sich allein, am liebsten saß er in seiner Kammer hinter verschlossener Tür und wühlte mit beiden Händen im Gold; niemand durfte dieses Zimmer betreten, und damit ihn niemand belausche, war er grob und mürrisch gegen seine Frau und gegen sämtliche Hausgenossen.

Aber, wie das so geht, seine Geldgier war zum Geiz geworden, und er hatte sich bald so vernachlässigt, daß er hinwelkte und eines Tages tot hinter dem Pfluge gefunden wurde. Als man jetzt sein Zimmer betrat, fand man drei Kisten, die ganz mit Gold gefüllt waren. Dieser Schatz kam seiner Familie jetzt gut zustatten, und die verlotterte Wirtschaft konnte wieder in Schwung gebracht werden; bald zierte ein schönes neues Haus den Platz, wo früher die alte Kate gestanden hatte, neues Land wurde gekauft und alles aufs beste ausgestattet. Aber es war kein Segen am Zwerggold, was man mit dem Gold erworben hatte, das Wasser vernichtete es; eine Sturmflut kam, Dorf und Feld wurden überschwemmt, das neue Haus stürzte ein, das Land wurde verwüstet und Dürftigkeit und Armut traten wieder an Stelle der wenigen reichen Tage.

Von Jung Jens weiß man weiter nichts, nur ein Hügel hat nach ihm den Namen Siekesberg erhalten, und auch der Hügel ist nicht mehr, beim Deichbau hat man die Erdmassen des Hügels zum Auffüllen benutzt und den Hügel abgetragen, aber die kurzen Hoch- oder Rundäcker[1]) bei den Tribergem sollen von seinem Pflügen die eigentümliche Form erhalten haben, und da sie auf Gemeindeboden liegen, so bleiben sie in ihrer jetzigen Form für spätere Zeiten erhalten.

Mitteilung.

Aus Aufzeichnungen eines Sylters aus dem Jahre 1850. „Nachdem wir am 27. Juli 1850 die Nachricht erhalten hatten, daß unsere Freiwilligen auf der schleswig-holsteinischen Marine in der Nacht zum 22. Juli an dem für die Schleswig-Holsteiner erfolgreichen Gefechte mit dem „Holger Danske" vor dem Kieler Hafen teilgenommen, entstand hier eine freudige Stimmung unter den Insulanern. Dieselbe sollte nur zu bald wieder verschwinden. Die zum Schutze der Westsee-Inseln gekommenen Kanonenboote erhielten am 26. nachteilige Berichte über den Stand unserer Sache auf dem Festlande und verließen deshalb unsere Insel, um nach Föhr zu gehen. Die Dänen, durch Spione benachrichtigt, kamen infolgedessen am 1. August auf vier kleinen Kreuzerfahrzeugen, etwa 500 Mann dänischer Truppen von Romö nach List hinüberbringend. Ungefähr 180 derselben kamen nach Keitum, wo 120 Mann einquartiert wurden, nachdem 60 Mann nach Morsum gesandt waren. Pastor Hansen und Kontroleur Fischer-Benzon aus Keitum flüchteten nach Föhr, während der Direktor der hiesigen Austernfischerei, Jens Bleicken in

[1]) Rundäcker oder Hochäcker gibt es auf Föhr an verschiedenen Orten; sie sind jedenfalls dadurch entstanden, daß man in längst vergangenen Zeiten den Boden immer nach gleicher Richtung pflügte. — Der Siekesberg ist von mir vor dem Abtragen untersucht worden; er enthielt unten ein Brandgrab aus der Bronzezeit, während oben vier Urnen aus der jüngeren Bronzezeit standen. Auf dem Felde bei dem Hügel fanden sich zahlreiche Feuerstätten, deren Alter aber nicht zu erkennen war.

Keitum, Hausarrest erhielt, weil er aus seiner treuen deutschen Gesinnung heraus eifrig für die schleswig-holsteinische Sache tätig gewesen war. Die zweite Okkupation unserer Insel durch die Dänen war damit geschehen, und wir mußten bis zum 16. September die ganze Last der Einquartierung tragen. Die zurückbleibenden 50 Mann verließen erst Ende Oktober unsere Insel. Nachdem am 1. August 1850 unsere Insel unliebsame dänische Einquartierung erhalten, die am 13. desselben Monats noch auf etwa 300 Mann verstärkt wurde, schienen die Dänen Vorbereitungen zu treffen, die südlich gelegenen Inseln Föhr und Amrum zu erreichen. Namentlich ein junger Leutnant Möller schien verwegen und mutig genug zu sein, als Pionier vorgeschickt zu werden. In der Nacht vom 14. auf den 15. August wurde er von einem schleswig-holsteinischen Kanonenboot auf Amrum überrascht, als er eben im Begriff war, ein schleswig-holsteinisches Boot in Brand zu stecken. Er erreichte glücklich sein unweit Hörnum liegendes, bewaffnetes Langboot, wurde in die offene See hinausgejagt und mußte sein Fahrzeug unweit Rantum auf den Strand setzen, um es später durch Pferd und Wagen nach Morsum zurücktransportieren zu lassen. Durch diese verunglückte Exkursion nicht abgeschreckt, setzte sich endlich am 17. August fast die ganze Besatzung in Bewegung nach Norden. Sie kamen auch glücklich auf List an, und wir fingen an zu hoffen, daß die still und traurig fortziehenden Soldaten, welche lärmend und jubelnd gekommen und eine Zeitlang hier gegessen, getrunken, Karten gespielt und Wache gestanden hatten, fortziehen sollten. Allein vergebens. Stümische Witterung verhinderte die Einschiffung; der 17. August brachte uns noch keine Befreiung, und auch Leutnant Möller wagte nicht, von neuem vorzugehen: ein schleswig-holsteinisches Kanonenboot hatte sich bei Hörnum gezeigt. Der „Geisar" und die Korvette „Flora" lagen bei List, die Mannschaft war zur Einschiffung bereit, und doch sollte noch ein ganzer Monat verstreichen, ehe das Unternehmen gewagt werden konnte. Nach der am 17. August verunglückten Einschiffung, um Föhr und Amrum einzunehmen, zogen die Dänen wieder südwärts und wurden in unseren Dörfern einquartiert; das Unwetter, welches sie zurückgehalten, wurde zum Sturm, die Sturmflut überschwemmte unsere Wiesen, und viele Schafe kamen um. Am 23. August endlich rückten 200 Mann der Besatzung nach List aus, um nun die Fahrt nach Föhr zu wagen, resp. die Truppen des Leutnants Möller in Morsum zu verstärken. Der „Geisar" setzte am 24. Dampf auf und schleppte seekranke Soldaten zum Lister Tief hinaus nach Süden in die See. Dort ereilte ihn und die „Flora" am folgenden Tage ein neuer Sturm. Uferwärts zahlreiche Sandbänke, seewärts ein aufgeregtes Meer, im eigenen Innern eine seekranke Landrattengesellschaft. Das war die bedenkliche Situation der Kriegsschiffe. Die wilden Wellen rollten über Deck und mit ihnen eine der größten Kanonen des „Geisar," der deshalb genötigt wurde, schon am 27. nach List zurückzukehren, während „Flora," bis zum 30. mit der hochgehenden See kämpfend, erst dann an seiner Seite erschien. Wir erhielten aufs neue die alten Soldaten zur Einquartierung. Ab und an erschien ein schleswig-holsteinisches Kanonenboot bei Hörnum, ja, am 7. September wagte sich eins derselben sogar in die Nähe Morsums, um den Dänen, die dort besonders zahlreich in Quartier lagen, die Baaken und Seezeichen, welche ihnen etwa den Weg nach Föhr zeigen konnten, vor der Nase wegzunehmen. In der Nacht zum 9. September waren außer dem „Geisar" und der „Flora" und einem kleinen Dampfer sechs dänische Kanonenböte angekommen. Diese waren bestimmt, 100 Mann Verstärkungstruppen von Hoyer herüberzuholen, welche Aufgabe sie am 11. September ausführten, wogegen am selben Tage die schleswig-holsteinischen Fahrzeuge nach Süden segelten. Dieses Fortziehen der deutschen Vorposten gab den Dänen neuen Mut und neue Geschäftigkeit, so daß sich am 13. September der kleinere dänische Dampfer, gefolgt von 6 Kanonenböten, von List nach Nösse in Bewegung setzte. Zum dritten Male geschah die Einschiffung der Truppen bei List, diesmal in Transportschiffen, die auf dem Wattenmeer nach Süden zogen, während „Geisar" die See suchte und „Flora" bei List liegen blieb. Aber diesmal hatten sich die Dänen verrechnet. Eintretende Windstille und niedriger Wasserstand im Wattenmeer hemmten jetzt der Schiffe Lauf. Erst am 16. September gelang es, etwa 250 Mann dänischer Truppen an der Nordwestecke Föhrs zu landen. Die dänische Besatzung hatte also mehrere Wochen gebraucht, die beabsichtigte, vielbesprochene und versuchte Reise von Sylt nach Föhr endlich zu vollenden."

Morsum auf Sylt. Mitgeteilt von P. B. Eschels.

Anfrage.

Kann mir jemand die Adresse eines noch Lebenden angeben, der im März 1848 oder vorher entweder dem in Schleswig garnisonierenden 4. (später 1.) Jägerkorps oder dem 1. Dragoner-Regiment angehört hat?

Flensburg, Friesische Str. 68. H. Hansen, Gymn.-Prof. a. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 8. August 1903.

Feldeinfassungen und Durchlässe in Ost-Holstein.

Von **O. Schwindrazheim** in Hamburg.

II.

Was die Feldeingänge für Vieh und Wagen anbelangt, so ist die einfachste Art und Weise die, die für solchen Zweck im Wall oder Knick gelassene Lücke mit trockenem Reisig zuzuschütten. Daraus hervorgehend ist die zweite Art die, dieses Reisig an senkrechten, fest in die Erde geschlagenen Stäben festzuflechten. (Fig. 5.) Beide Arten des Zugangsverschlusses haben das Mißliche,



Fig. 5.

daß sie jedesmal neu hergestellt werden müssen. Die gebräuchlichste Methode des Verschlusses ist daher das sogenannte Heck, eine aus Latten oder Brettern zusammengefügte Tür, sehr häufig weiß gestrichen. Befestigt ist dieselbe jedenfalls an einer Seite an einem dicken, fest in die Erde gesetzten Pfahl vermittelst eines aus biegsamem Gezweig hergestellten Ringes. An der anderen Seite ist sie bisweilen einfach gegen einen großen Stein oder den Knick gestellt (Fig. 6 und 8), meist aber ist

sie an beiden Stellen an einem Pfahl befestigt. (Fig. 4.) Das vollkommenste Heck ist an einer Seite durch einen kurzen Querbalken fest, aber drehbar mit einem feststehenden Pfahl verbunden. (Fig. 7.) Die Form des Hecks ist fast stets dieselbe: drei senkrechte, vier wagerechte und zwei schräge Latten; bisweilen findet sich eine nachträglich angebrachte Erhöhung durch drei weitere angenagelte Latten.

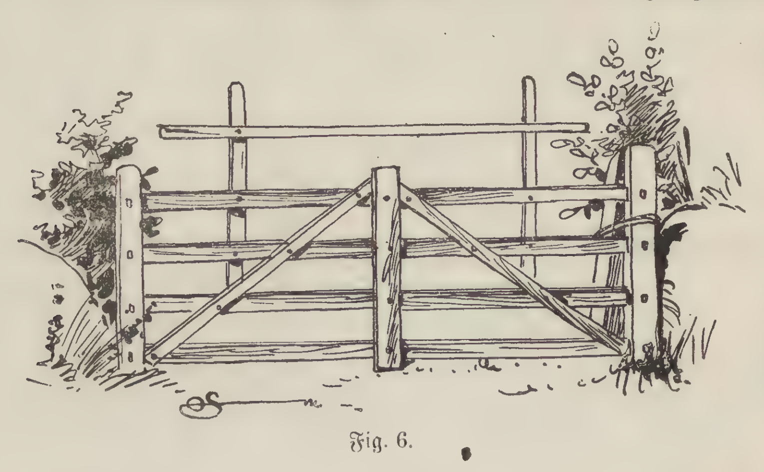


Fig. 6.

(Fig. 6.) Schließt das Heck nicht vollkommen, so werden Reisighaufen in die Bresche geworfen.

Um dem Fußgänger das Betreten des Feldes zu ermöglichen, ohne erst das Heck zu öffnen, findet man neben demselben Übergänge angebracht, entweder in der Art des Hecks, aber niedriger, aus Latten zusammengefügt oder

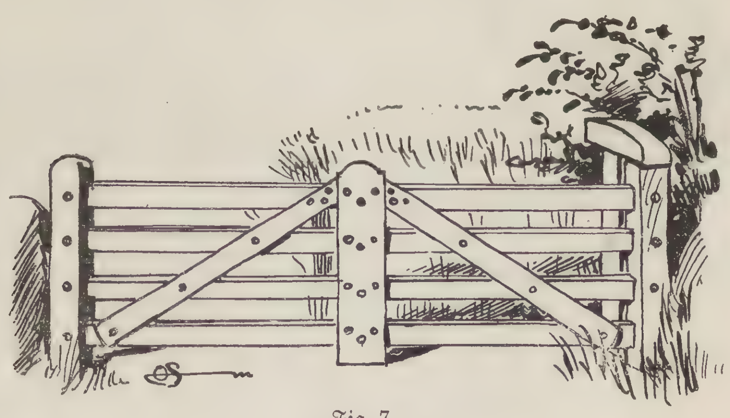


Fig. 7.

geflochten (Fig. 4), oder aber durch aufrechte, große Steine hergestellt, die man überschreiten muß, oder die in Form eines um die Ecke gehenden Ganges gestellt sind. (Fig. 8.) Die modernste Art eines solchen Durchgangs ist das ebenfalls vorkommende Drehkreuz. Neben diesen für den Fußgängerverkehr bestimmten Durchgängen sind noch die Übergänge zu verzeichnen, die einen Fußweg über oder durch einen Wall oder Knick fortsetzen. Entweder ist einfach eine kleine Lücke im Knick

gelassen, so zwar, daß man ein paar Zweige zurückschlagen muß, um sich durchzuwinden, oder aber so, daß dieselbe durch leicht überschreitbare Lattenkreuzung (Fig. 9) oder Flechtwerk (Fig. 10) geschlossen ist. Auch ein hochgestellter Stein (Fig. 11), eine Steintreppe oder eine Steinsetzung in Gangform, bisweilen noch durch Zäune (Fig. 12) verzwickter gestaltet, kommen vor.



Fig. 8.

Die kleine hier gegebene Probe der Zusammenstellung von Feldumschließungen und Durchlässen nur einer Gegend gibt vielleicht Anlaß, auch anderswo auf diese außerordentlich typischen Gegenstände den Blick zu lenken; ich glaube, daß eine Zusammenstellung alles dessen, was auf diesem Gebiete in unserem deutschen Vaterlande vorkommt, recht interessante Resultate ergeben würde. Aus dem Lande Hadeln, aus der Lüneburger Heide, aus Sachsen und aus Tirol kenne ich wenigstens vollständig andere Methoden, und so wird es in anderen Teilen Deutschlands gewiß auch noch andere Lösungen geben, die für die betreffenden Volksstämme typisch sind.



Fig. 9.



Hermann Tast, der Reformator Husums.

Von Magnus Voß in Husum.

II.

Ein treuer Mitarbeiter Tasts soll Dietrich Becker oder Theodoricus Pistorius gewesen sein. Die Sage berichtet von ihm, daß er einem alten reichen Husumer Geschlechte entstammen soll. Krafft,[1]) der vielerlei, aber nicht immer verbürgtes über Pistorius zu berichten weiß, vermutet auch, daß Henning Becker, der 1531 (nicht 1572) einen Vertrag mit den papistischen Vikaren abschloß, ein Bruder

[1]) Jubelgedächtnis S. 229 ff.

des ersten Archidiakonus Pistorius gewesen sei. Aus einem von Krafft mitgeteilten und jedenfalls authentischen Briefe Pistorius des Jüngeren, des Pastors in Tetenbüll (Eiderstedt), an Ulrich Syadonis, einen Geistlichen in Delfft, wegen seiner auf der See von den Delfftischen gefangen genommenen Schwester ist zu schließen, daß Pistorius der Ältere mindestens zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, gehabt habe. Woher Krafft die Nachricht von einer zweiten Tochter des Theodoricus Pistorius hat, ist nicht bekannt, wird sich auch wohl nicht mehr nachprüfen lassen. Die Witwe Pistorius' soll ihren am „englischen Sweet" im Jahre 1533 verstorbenen Gatten um 40 Jahre überlebt haben.

In den kirchlichen Urkunden findet sich der Name Beckers nicht; man trifft ihn weder unter der Zahl der katholischen Geistlichen vor der Reformation, noch



Fig. 10.

unter den Predigern, die nach Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Husum im Jahre 1533 weiter amtieren oder mit lebenslänglicher Rente im Gasthause zum Ritter St. Jürgen untergebracht werden. Eine Erklärung dieser auffälligen Tatsache findet sich nur dann, wenn Pistorius nach Beginn der Reformation, vielleicht Mitte der zwanziger Jahre, in den Dienst der Husumer Marienkirche eingetreten und Anfang der dreißiger, vor Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse, durch den Tod abberufen worden ist.

Bei der Ordnung des Archivs im Gasthause zum Ritter St. Jürgen fand sich nun eine Urkunde,[1]) die obige Erklärung zu bestätigen scheint. Dieselbe ent-

[1]) Schutzbrief Friedrich I. für Theodorich von Metelen 1525: „Wy Frederich van gots gnaden tho Dennemarcken, der Wenden vnd Gotten Khoningk, erwelter Khoningk tho Norwegen, Hertoge tho Sleswigk-Holsten, Stormern vnd der Ditmerschen, Graue tho Olden-

hält einen Schutzbrief für den Magister Theodoricum von Metelen aus Westfalen, der in dem Flecken Husum „dat Wort Gades vnd dat Evangelium tho verkündigen" das Recht haben soll. Niemand soll ihm Unrecht tun oder ihn „beschädigen," jeder soll ihn vielmehr schützen und „handhaben," zur Hand gehen. Da kein protestantischer Geistlicher des Namens Theodorich oder Dietrich in Husum bekannt ist, ist es denkbar, daß hinter ihm Theodoricus Pistorius oder Dietrich Becker steckt. Eine Möglichkeit, aus Husum zu stammen — was Krafft positiv behauptet —, läge auch dann noch vor, wenn er aus Metelen in Westfalen hierhergekommen wäre. Die Verhältnisse Husums scheinen dazumal viel Ähnlichkeit mit denen Meldorfs gehabt zu haben. Hier rief Nicolaus Boje im Jahre 1524 den Heinrich von Zytphen, der nach Neokors Zeugnis seinen Taufnamen Hinrich mit Johann verwechselt hatte, als er in den Augustinerorden eintrat, um Hülfe an. Nach Husum kam Theodorich von Metelen jedenfalls auch nicht auf eigenes Geheiß. Daß Heinrich von Zytphen den Taufnamen Hinrich oder Heinrich hatte, beim Eintritt in den Augustinerorden aber den Vornamen Johann annahm, später jedoch als lutherischer Prediger wieder auf seinen Taufnamen zurückgriff, wird uns interessant, wenn wir eine fernere Urkunde aus dem Kirchenrentebuch III



Fig. 11.

genau ins Auge fassen. Sie stammt teils aus dem Jahre 1536,[1]) teils von 1541. Nach derselben hat ein 1536 als „selig" bezeichneter, also verstorbener

borch vnd Delmenhorst, doen hirmit kundt vor ydermennichlich bekenende, dat wy jegenwerdigen Magistrum Theodericum van Metelen gnediglich gegunnet vnd thogelaten hebben, gunnen vnd tholaten ehme jegenwardigen hirmit in krafft disses vnses Breues, dat wort gades vnd Euangelium in vnsen Flecken Husum thouerkundigende, ehne derhaluen in vnse sunderge Vorbiddinge, Schutz vnd Scherm genhamen hebben, nehmen ehnen ock also darin hirmit in macht disses vnses Breues tho rechte, Allen vnd yßlichen, vnsen leuen getrwen geistlichen vnd weltlichen Räten, Amptlüden, Vogeden, Burgemeistern, Radtmannen, Gemeinden vnd sunst allen andern vnsern Beuelhebbern, gemelten meister Diderick hirbauen, nicht thouerweldigende, vorunrechtende edder thobeschedigende, in keine Wege, sunder ehnen darby schutten vnd handthauen willen beth an vns. Vnd so jemendes thosprake tho ehme tho hebbende vormeinde sollichs tho geborlichen tyden vnd enden vor vns soke thorechte, daranne geschut so vnse thouerlatige ernstliche meyninge vnd Willent gnediglich erkennen. Datum Gottorp Sonnauendes nach Corporis cristi anno viffundtwintigh vnder vnsem Secrete."

[1]) In Hynrick Beckers Huße twyschen Hynrick Borße vpp de oster syde vn vnßer leuen vrouwen Huß vp der wester syde Sostich Marck Houetstols, dar ys eyne boßegelde

Geistlicher, Hinrich Becker mit Namen, in unmittelbarer Nähe der Marienkirche ein Haus in Besitz, in dem 60 ℳ Kirchenkapitalien belegt sind; außerdem hat derselbe der Kirche 30 ℳ testamentarisch vermacht. Als nun Beckers Verwandte nach seinem Tode sein Testament zu gunsten seiner Kinder anfechten, beschließt der Kirchenvorstand „myt Rade und Vullborde der 4 Rekenslüde" und der Vorsteher des Gasthauses, „datt se wyllen vmb Armodes wyllen, vth Fruntschop, zelige Hinrich Beckers beiden nagelatenen Kynderen, de he myt syner latesten Frouwen Mettken gehatt, wenn se tho den Ehren beraden werden vth de Hand geven, jewelken Kynde 10 Gulden." Sollte eines der Kinder früher sterben, so soll das nachbleibende 20 Gulden [1]) erhalten. Erleben sie beide den Tag ihrer Mündigkeit nicht, so soll das für sie ausgesetzte Geld in die Kirchenkasse zurück-

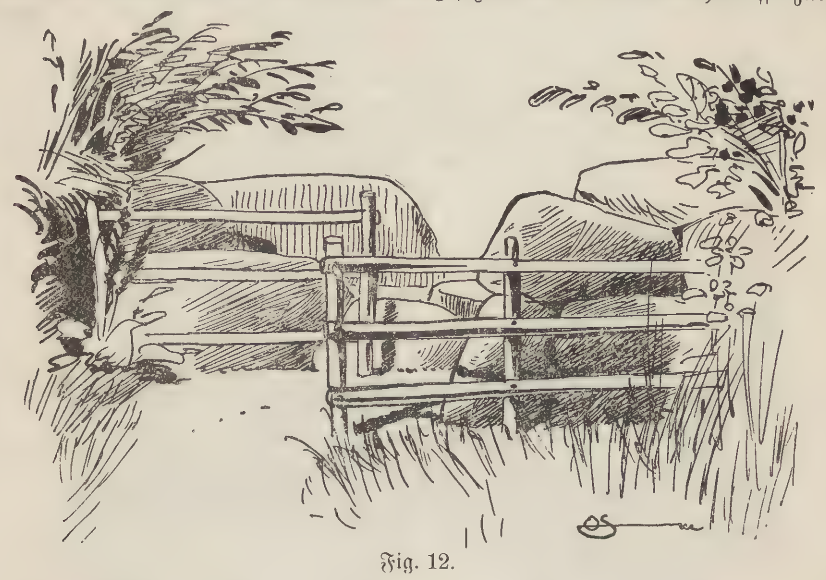


Fig. 12.

breff vpp. welkeren he sulueſt vorsegelt hefft. Item noch hefft he myt vrygen willen gegeuen druttich Marck Houetstols na synem Dode ock na lude vnd ynholdt dessuluen vorben.

breyes vn gyff alle iar . . . . . . IIII Marck (4 ℳ d. V.)
vnd na synem Dode . . . . VI Marck (6 ℳ d. V.)

Noch syn yn dem suluen Huße druttich Marck Houetstols vnser leuen vrouwen vicar in der roßenkrantz ankamende vnd is ock eyn bosegelt breff vp gyfft iarlick II Marck. Anno XVcXXXVI (1536 d. V.) am Myttweken na Lucie syn de Kerckſwaren Jürgen vom Hagen, Peter Payng, Marten Peterß vnd Hans Douwe myt rade vnd fulborde der IIII Rekensluden myt Nhamen Dettke Beeckman, Henning Hagge, Hermann Wyge vnd Harre Joens vnd der Vorstendere des Gasthußes eyndrechtigen auereynkamen, datt se wyllen vmb armodes wyllen, vth Fruntschop zelige Hinrich Beckers beyden nagelatenKynderen, de he myt syner latesten frouwen Mettken gehatt, wenn ße tho den eren beraden werden, vth de Hand geuen jewelcken Kynde teyn Gulden, vnd yßt dat eyne Kynd erer verstoruen van den beyden, so schall dat ander Kynd, wen dat tho den eren beraden wert, de XX Gulden thohope hebben. Vnd leuen de Kynder den Dach nicht, datt se beraden werden, so schölen dusse XX Gulden quith vnd doet syn vnd by der Kercken bliuen. Ic vn XX ℳ.

Anm. am Rande: Wenthe jegen dat Testamente hadden de eruen insage gedahn, dat hyrmede geslichtet.

Item: dißen Houetstoll hefft Jürgen vam Hagen boret vn scall em vorrenten jarliches myt VIII (acht) Marck. Item Jürgen vam Hagen hefft van dussen Ic vnd XX Marck rekenschup gedan vn is vnder Königl. Mayest. Fürstinnen gekamen, de wert idt entrichten.

Anm. am Rande: Hyr is 10 Gulden af vtgegeuen anno 41 dorch Her Hermann Tast vnd Hermann Wyge, Vaget.

[1]) 1 Gulden sind 6 ℳ = 2 Taler.

fallen. Damit wird der Protest der Verwandten wegen des Testamentes hinfällig. Da die Kirchenvertretung nicht bloß Hinrich Beckers Kindern gegenüber so gehandelt und für sie eine Art Reliktenversorgung eingerichtet hat, sondern auch — wie wir später sehen werden — für die Kinder Tasts und Hamers dasselbe tut, ist es uns umsomehr ein Beweis dafür, daß der im Jahre 1533 verstorbene und 1536 als selig bezeichnete Hinrich Becker ein Amtsgenosse von Tast und Hamer gewesen sein muß. Halten wir die Namensverwechselung Hinrich von Zytphens uns vor Augen, so wird uns auch klar, warum der Genosse Tasts aus Westfalen als Theodorich von Metelen nach Husum berufen werden kann, und nun hier den Namen Hinrich Becker erhält. Hinrich Becker hatte zwei Frauen und mit seiner zweiten Frau Mettgen zwei Kinder. Da eines der Kinder 1541 durch Hermann Tast und den Hardesvogt Hermann Wyge seine 10 Gulden ausbezahlt bekommt, wird es sich wahrscheinlich in diesem Falle um den Sohn Johannes handeln, der nach Krafft (S. 230) im Jahre 1528 in Husum geboren sein soll und sich 1542 mit seinen Landsleuten Volquard Jonas und Petrus Schütt auf der Schule in Lüneburg befand.[1]) Er bekam also das Geld ausbezahlt, als er in die Fremde ging und der Barmittel benötigt war, ähnlich wie Hermann Tasts Sohn Clawes, der „dat Goltsmedeampt by Hinrick Hamer gelert vnd nu syner Gelegenheit na wider up dat Ampt wandern wolde," 10 Taler erhielt. Von der Witwe Beckers berichtet Krafft noch, daß sie ihre Kinder „zwar bei vielem Kummer, doch wohl und rühmlich erzog." — Wer wohl dem bisher noch unangefochten dastehenden und von so vielen Leuten nachgeschriebenen Historiker Krafft dieses erzählt hat? — — —

Ein wohl kaum so bedeutender, aber an Treue dem Dietrich Becker nicht nachstehender Mitarbeiter Tasts am Werke der Reformation war Franz Hamer. Er war im Jahre 1496 zu Husum geboren. Wie sein Vater hieß, ist nicht bekannt. Ein Hinrich Hamer, wahrscheinlich ein Schuster, war 1482 Vorsteher der heiligen Leichnamsgilde und Āltermann der Schuster- und Gerberzunft. Vielleicht ist dies auch der Grund dafür, daß Franz Hamer Vikar am Altare des heiligen Leichnams wurde und war. Er soll nach Krafft, S. 234, der allererste der evangelisch-lutherischen Prediger gewesen sein, „der in den Ehestand sich begeben und 1528 seinen Sohn Johannem, nachmahligen Pastoren, gezeuget haben." Nach dem Tode des Archidiakonus Theodorus Pistorius im Jahre 1533 wurde er dessen Nachfolger. Er starb in seinem 57. Lebensjahre, den 23. Februar 1553. *Auf seinem Leichenstein sollen die Worte gestanden haben:* „Dominus Franciscus Hamer, fidelis huius ecclesiae minister, obiit anno Domini 1553, Aetatis 57. die 23. Febr." Wie die Husumer Gemeinde sich auch ihm bis über das Grab hinaus dadurch dankbar erwies, daß sie seiner Tochter sich annahm, werden wir später sehen.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder dem Führer der Reformationsbewegung, Hermann Tast, zu.

Im Jahre 1524 war sein Anhang in Husum schon so groß geworden, daß er des baldigen Sieges sicher sein konnte. Das Feld seiner Heimat zu beackern, überließ er daher mehr und mehr seinen Mitarbeitern, während er selbst über die Grenzen des Weichbildes seiner Heimat hinausging. In Garding soll er bei Gelegenheit einer von ihm gehaltenen Predigt — er ganz allein — vor versammelter Gemeinde das Reformationslied „Ein' feste Burg" gesungen haben; doch wird das wohl ein Irrtum sein, da dies Lied erst 1527 durch Luther ge-

---

[1]) Am 11. November 1551 wird der Student der Theologie Johannes Pistorius Husensis in Wittenberg immatrikuliert.

dichtet ist. 1526 erschien Tast in Flensburg. Da die Katholischen ihm die Marienkirche verschlossen, redete er unter freiem Himmel. 1527, also in fünf Jahren, war das Werk der Reformation in der Husumer Gemeinde vollendet. Die beiden letzten Minoritenmönche räumten bei Nacht und Nebel das Kloster, und die katholischen Priester überließen das Gotteshaus ihren früheren Genossen und dem Anhang derselben, die nun alle in ihren Augen Ketzer und ihre bestgehaßten Feinde geworden waren. Die neue protestantische Gemeinde verfuhr aber mit größter Duldsamkeit und Schonung gegen ihre früheren Kirchendiener. Wer nur gutwillig abtrat und hierblieb, wurde im ungeschmälerten Besitz seiner Pfründe und im Genuß seiner Renten „Zeit seines Lebens" belassen. Ihre Einnahmen fallen nach ihrem Tode oder Weggange an die Kirche, an das Gasthaus oder auch an die Schule.

Im Jahre 1529 nahm Hermann Tast an einem Kolloquium in Flensburg teil, das von der höchsten geistlichen Landesbehörde mit dem Schwärmer Melchior Hoffmann angestellt wurde, 1537 war er mit bei der Ausarbeitung der neuen Kirchenordnung tätig, 1538 wurde er Visitator der Kirchengemeinden im südwestlichen Schleswig, im Amte Husum, Eiderstedt und im Strand, 1540 erhielt er die Superintendentur der genannten Landschaften. Nach der Landesteilung im Jahre 1544 fiel Nordstrand — damals kurz Strand genannt — an Herzog Hans, während das Amt Husum und die Landschaft Eiderstedt an Herzog Adolf kamen. Die Inspektion der Kirchen im Strand hörte daher mit dem Jahre 1544 auf, wurde aber im Amte Husum und Eiderstedt fortgesetzt. Die letzte Visitation Hermann Tasts soll in der Kirche in Ostenfeld im Jahre 1547 stattgefunden haben. In den allerletzten Jahren seiner reichgesegneten Amtstätigkeit wurde Tast durch einen Amtskollegen ein großer Kummer bereitet. Zu dem Bischof Tileman von Hussen war im Jahre 1548 ein fremder Prediger, namens Johann von Linden, gekommen. Derselbe gab vor, daß er wegen seines Widerstandes gegen das kaiserliche Interim in Soest in Westfalen von seinem Predigtamt vertrieben sei. Es glückte ihm in nicht geringem Grade des Bischofs Teilnahme zu erwecken, und letzterer empfahl ihn dem Hermann Tast in Husum und bewirkte, daß er hier als Kapellan Anstellung fand. Es verbreitete sich aber bald in Husum das Gerücht, daß er nicht wegen Widerstandes gegen das kaiserliche Interim, sondern wegen wiedertäuferischer Grundsätze von seinem Amte entfernt worden sei. Auf einem Gastmahl, welches bei seiner Einführung in das Amt ihm in Husum gegeben wurde, fragte ihn jemand, ob dieses Gerücht wahr sei. Er beteuerte hoch und heilig, man habe ihn belogen. Einige Wochen nach seiner Anstellung verreiste er, um seine Frau zu holen. Die Husumer trugen ihm nun auf, ein Zeugnis über sein Vorleben in Soest und über seine Lehren mitzubringen. Er kam auch bald wieder zurück, aber ein Zeugnis wurde von ihm nicht geliefert. Dann begann er eifrig zu predigen und suchte die Gemeinde auf seine Seite zu ziehen und dieselbe Hermann Tast, dem sehr verdienten Hauptprediger, abgeneigt zu machen. Bei einer Predigt gegen die Hoffart und verschwenderische Kleiderpracht entblödete er sich nicht, auf die mit Sammetkragen und goldenen Ketten geschmückten Kinder Tasts hinzuzeigen und zu behaupten, die bisherigen Prediger hätten die Gemeinde hinters Licht geführt und nur ihr Gut und Geld und nicht ihrer Seelen Seligkeit gesucht. Einmal versprach er der Gemeinde, ihr im „Heiligengeisthaus" — wahrscheinlich die Sakristei — zu sagen, wer die falschen Propheten seien. Als dann viele dahin eilten, um dies von ihm zu erfahren, deutete er abermals auf die Familie Tasts hin, in der die Kinder mit Kragen und Perlen geschmückt einherzugehen pflegten. Trotzdem ihm in seinem ehelichen Leben schwere Makel anhafteten, wagte er zu behaupten, die Husumer Gemeinde sei keine echt christliche,

weil in ihr keine äußere Verfolgung offenbarer Sünder stattfinde. Auch forderte er die Glieder der Gemeinde auf, zu ihm ins Haus zu kommen, wenn sie zu der Überzeugung gebracht wären, rechte Christen geworden zu sein, dann wolle er ihre Namen notieren. Viele ließen sich dadurch verleiten und sich von ihm einreihen in „die Gemeinde der Heiligen," wurden aber dadurch auch zu seinen Nachbetern und Anhängern.

Die Husumer Gemeinde spaltete sich allmählich: die einen hielten zu Tast, die andern, die man spottweise „Johanniter" nannte, zu Johann von Linden. Beide Parteien befehdeten sich und sahen mit Stolz auf ihren, mit Verachtung auf den Prediger der Gegenpartei. Da dies Hermann Tast betrübte, bat er seinen Kollegen, doch den Frieden der Gemeinde nicht zu stören. Von Linden antwortete, daß man von seiner Seite niemals eine Störung des Gemeindefriedens zu befürchten haben werde. Bald darauf trat er in seinen Predigten auch mit Irrlehren hervor und bestritt die Rechtfertigung durch den Glauben. In einer Weihnachtspredigt sagte er: „Was sagst du, glaube! glaube! — Wenn du selig werden willst, so mußt du Gottes Willen tun und seine Gebote halten. Ein jeder von euch muß so leben, daß er dereinst vor Gottes Richterstuhl hintreten kann und sagen: Herr, hier bin ich, ich habe deinen Willen getan, gib mir nun dein Reich!" Das war auch einzelnen seiner Anhänger fast zu arg. Sie kamen daher zu ihm und sagten ihm: „Herr Johann, Ihr macht doch zu viel aus den guten Werken, wollt Ihr nicht lieber Christum predigen?" — Einst hatte er gelehrt, daß man uneheliche Kinder nicht taufen dürfe. Hermann Tast zog ihn deswegen zur Verantwortung. In Gegenwart zweier benachbarter Prediger, des Herrn Vinzent von Mildstedt und des Herrn Peter Bockelmann von Hattstedt, und des Kirchenvorstandes von Husum mußte er sich über diese Äußerung erklären, wußte sich aber der nach ihm ausgestreckten Hand der Gerechtigkeit durch allerlei Redensarten zu entwinden. Zum heiligen Abendmahl ging Johann von Linden nie, ermunterte auch seine Gemeinde nicht dazu, zum Tisch des Herrn zu kommen. Er warnte vielmehr davor, indem er sagte: „Meine Haare erheben sich auf meinem Haupte, wenn ich sehe, wie das Volk sich zum Tisch des Herrn drängt. Wahrlich, ich könnte nie so dahin gehen!" Er hatte auch seiner Frau, als sie ihrer Niederkunft entgegenging, verboten, zum heiligen Abendmahl zu gehen. In Bezug auf die Kindertaufe behauptete er, daß es einer Vergebung der Sünden dabei nicht bedürfe, weil von christlichen Eltern geborene Kinder schon vor der Taufe heilig seien. Daher weigerte er sich auch, die damals bei der Taufe übliche Teufelsbeschwörung: „Fahre aus, du unreiner Geist!" anzuwenden.

Dies alles weckte und verursachte eine nicht geringe Bewegung in Husum. Der Hardesvogt ermahnte ihn, von seinen Irrlehren abzulassen; auch ließ der Amtmann Jakob Rantzow ihn vor das Konsistorium in Schleswig entbieten. Hermann Tast erschien hier als Ankläger. Seine schriftlich abgefaßte Anklage wurde aber nicht einmal zur Verlesung gebracht, weil der Bischof Tilemann von Hussen erklärte, er wolle nach Husum kommen und hier den Streit schlichten. Nach einiger Zeit fand er sich auch in Husum ein. Im Chor der Kirche, im Beisein des Amtmannes, wurden nun die Verhandlungen begonnen. Der Bischof drang stark darauf, daß man den Kapellan im Amte belasse, und erbot sich, von der Kanzel aus die Irrlehren desselben richtig zu stellen. Er predigte auch in Husum zu drei verschiedenen Malen, berührte aber in seinen Predigten die Irrlehren Johann von Lindens fast gar nicht, sondern sagte von ihm, was er gepredigt habe, sei im göttlichen Eifer geschehen und nicht böse gemeint gewesen. „Eine Spinne sauge Gift aus derselben Blume, aus der die Bienen den Honig gewönnen."

Die Anhänger Johann von Lindens triumphierten über den Ausgang der

Sache, während Hermann Tast und der Vorstand der Gemeinde äußerst mißvergnügt waren. Letztere drangen nun in den Bischof, frei heraus zu sagen, wer im Recht und wer im Unrecht sei. Aber derselbe wich jeder klaren und bündigen Antwort aus, um seinen Günstling nicht zu stürzen. Inzwischen bestieg Johann von Linden nach wie vor die Kanzel und predigte nach alter Weise weiter. Bald schien er sich aber in seiner Lage nicht mehr sicher zu fühlen, denn plötzlich um Ostern 1551 gab er seinen Dienst als Kapellan in Husum auf und zog nach Tetenbüll in Eiderstedt.[1]) Hier wählte ihn die Gemeinde zu ihrem Prediger. Die Bestätigung der Wahl durch den Bischof Tilemann von Hussen erfolgte am 9. März 1551. Doch ist seines Bleibens in Tetenbüll auch nicht lange gewesen. Nach 6 Jahren erhob sich auch hier ein Sturm der Entrüstung gegen ihn. Außer verschiedenem dort gesammelten Material forderten die Tetenbüller einen Bericht über seine Tätigkeit in Husum und seine Stellung zum Reformator Hermann Tast, der bereits verstorben war. Aus diesem Bericht sind die Mitteilungen über Johann von Linden und sein Verhältnis zu Tast genommen. Auf Grund dieses Berichts wurde Johann von Linden im Jahre 1557 durch Herzog Adolf seines Amtes entsetzt.

Die verschiedene Beurteilung des Schwärmers Johann von Linden durch den Bischof und Hermann Tast läßt auf einen nicht geringen Unterschied der beiden letzteren in der kirchlichen Richtung schließen. Während der eine in der Übergangszeit in höchstem Grade duldsam war, will der andere mit aller Schwärmerei sofort reines Haus machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Tast, der den Kampf der Reformation durchgefochten hatte und anfangs auch eine dementsprechende Stellung in der schleswigschen Landeskirche einnahm, mit etwas Neid auf den bedeutend jüngeren Bischof sah, der des Tages Last und Hitze nicht tragen gelernt, aber dennoch sein Vorgesetzter geworden war und ihm einen nicht unbedeutenden Teil seines Einflusses genommen hatte. Das ist jedenfalls sicher, daß der Zwist in der Husumer Gemeinde Tasts letzte Lebensjahre verbittert hat. Er starb am 11. Mai 1551. Vor dem Altar, von dem aus er so oft zu seiner Husumer Gemeinde gesprochen hatte, fand er seine letzte Ruhestatt. Auf seinem Leichenstein standen die Worte: Anno Domini 1551 den 11 Dag Maji starf de werdige Her Hermen Tast Kerkher in H. Olders in dem 61 Jare.[2]) Außer der Inschrift erblickte man auf dem Stein eine Hand, die aus einem hagelnden Himmel nach einem von der Erde aufsteigenden Rauch tastete.

Hermann Tast hinterließ[3]) außer seiner Witwe Gertrud 5 Kinder, 3 Söhne und 2 Töchter, von welch letzteren eine im Jahre 1553 in frühester Jugend starb.

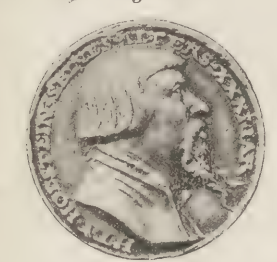
---

[1]) Wie Husum einen dritten Kapellan wieder bekam, sehen wir aus folgender Urkunde: S. 58. Kirchenrentebuch III von 1530: Item anno 1552 in bywesende des werdigen Herrn Petri Bokelmann, Kerckherren vnde Vorweser des Gasthuses is endrechdichliken bewilliget vn beslaten, dat de Kerckswaren scholen vn willen alle Jar up Pasken von der Kercken Inkumpst to vnderholdinge des drudden Capellans Sostich Mark lübsch entrichten vn vornogen, desulue drüdde Capellan mochte wol eyn erlich christlich Junggeselle, eines borgers son bynnen Husum syn, de den anderen Deneren im Kerckendenste, so vele ehm mogelik, mochte tu hulpe kamen, vnde so by densuluen toleren, vnde so Godt de Allmechtige enen von den anderen Deneren von hier worde esken, mochte he, so verne he darto duchtig, in des anderne stede treden, vnd ene betere Besoldinge geneten. Konde he sick ock anderwege vorbeteren, scholde ehm fry syn.

[2]) Siehe Anm. S. 9 der II. Fortsetzung von Laß, Samml. Hus. Nachrichten.

[3]) Wortlaut der hierauf bezüglichen Urkunde: „Item anno 1552 Mandages na circumcisionis domini (der Beschneidung. Der Verf.) in der Kercksvaren Reckenschup in bywesende Hermann Wyge Herdesfaget / der Reckenslude / Kercksvaren vnd vorweser des Gasthuses / vth flitiger forderinge des achtbaren Mannes Mattias Knutzen vn Johannes gyrey zelige Hern Hermann Tast nagelatene Kynder vormunder dar is endrechtliken bewilliget / dat de

Die dem Reformator „wegen synes truwen Denstes“ dankbare Gemeinde bewilligte auf Antrag „des achtbaren Mannes Matthias Knutzen“ jedem Kinde ein Kapital von 10 Talern. Als aber 1553 die eine kleine Tochter starb, übertrug man ihren Anteil auf Franz Hamers einzige Tochter. Johannes und Hermann Tast sowie Katharina erhielten Freitags nach Jubilate im Jahre 1554 ihre 10 Taler ausbezahlt, während Klaus, der das „Goldschmiedeamt by Hinrik Hamer“ lernte, am 8. Juni des Jahres 1554, Freitags nach Bonifatii, als er die Wanderschaft antreten wollte, die Summe überwiesen bekam. Johannes, der älteste Sohn, wurde Gerichtsvogt in Riga in Rußland; er verlor hier im Jahre 1581 bei der Einnahme der Stadt durch die Polen das Leben. Hermann, der zweite Sohn, studierte Theologie in Wittenberg und wurde später Pastor in Bopsee, einem in der großen Oktoberflut des Jahres 1634 untergegangenen Dorfe auf Nordstrand. Katharina war mit einem Husumer Bürger namens Fedderkiel verheiratet. Ein Sohn von ihr lebte noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Witwe „Gardrut,“ die er einst als seine Haushälterin und armes Mädchen geheiratet hatte, überlebte ihn um 38 Jahre. Im Kirchenbuch des Jahres 1589 steht unter dem 24. Februar die Bemerkung: „Gardrut Her Harmenß mit allen Klocken belut in unßer lewen Frouwen Kerke begrauen. 7 Rthlr. 8 Sch.“





Avers und Revers
der Tastmedaille des Herrn Prof. Dr. Kirmis in Neumünster.

Wahrscheinlich hat auch sie an der Seite ihres ihr im Tode vorangegangenen Mannes ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die Familie Tast wohnte an der Norder=

Kerckswaren scholen des gedachten Hern Hermann Tast vyff vnberaden Kynderen vm synes truwen Denstes willen enen jewelken Kynde / wan dat ton eren beraden vn erlike ampte begynnet antofangen togeben X Daler / is de Summe L Daler.

Item anno 1553 alse eyn von synen Dochteren gestoruen was vn ere X Daler nycht entfangen hadde, wort gesecht, men wolde zeligen Hern Frans oldeste Dochter wan de ton eren beraden wert / de X Daler to hulpe gewen.

Item Johannes vnd Hermann Tast hebben XX Daler entfangen.

Jochym Wetken hefft Frydages na Jubilate anno 54 Catharina Tastes / zeligen Hern Hermann Tastes nagelatene Dochter / dho se vorlauet was / de X Daler wo vp der forigen side disses Blades berordt vormoge sines Registers worna he ock im 55 Jare wenner der Kercken Reckenschup geschenn wort mit gods hulpe genochsame Reckenschup don werth X Daler thor noge entrichtet.

Gelickesfalls hefft se ock Clawes Tast zeligen Hern Hermann Tastes sone Frydages na Bonifatii, was de 8 Junii, wellicher dat Goltsmede ampt by Hinrick Hamer gelert vnd nu siner gelegenheit na wider up dat ampt wandern wolde / vormoge deßuluigen sines registers wovor geteket X Daler vornoget.

Vnd sin nu hirmit zeligen Hern Hermann Tastes Kinder alle mit einander ßouele dar am leuede sy / der Reckenslude Kerckswaren vnd Vorstendere gedane thosage na ßo wi dar anteket gans vnd gar betaldt / vornoget vnd affgelecht vthgenamen de X Daler ßo Her Frans Dochter / wellicher in zeligen Her Hermanns vorstoruen Dochter stede getreden / ere se beraden worth / hebben schall.“

seite der Süderstraße, gegenüber dem jetzigen Gymnasium. Das dieser Arbeit vorangestellte Bildnis des Reformators ist mitgeteilt in Kraffts Jubelgedächtnis. Das in der alten Marienkirche befindliche Ölbild sowie der Leichenstein Hermann Tasts sind nach dem Abbruch der Kirche verloren gegangen. Im Jahre 1897 ist in einem Fenster der Gasthauskirche das Bild des Reformators mit der Jahreszahl 1522 angebracht; außerdem hat die Gemeinde Husum in diesem Jahre zum 300jährigen Stadtjubiläum für die Marienkirche ein neues Ölbild Tasts anfertigen lassen. Eine auf H. T. von Holstein, nach Köhlers Münzbelustigungen (1706) auf den Reformator Hermann Tast geprägte und im Besitz des Herrn Professor Dr. Kirmis in Neumünster befindliche Medaille gibt von dem unbeugsamen, willensstarken Gottesmann auf dem Avers umstehendes treffliche Bild. Der Revers der Medaille zeigt eine Hostienschachtel und eine Mondsichel mit einem Kreuz. Die beiden Umschriften der Medaille stellen sich durchaus nicht in Widerspruch zu dem uns jetzt bekannten Lebensbilde Tasts. Wenn auf dem Avers gesagt ist „H. T. von Holstein, seines Alters 31 Jahre" und auf dem Revers „Es steckt Alles in seiner Macht MDXXXV," so soll letztere Zahl nur sagen, daß die Medaille, die wahrscheinlich früher in Buchs oder Stein geschnitten wurde, 1835 in Silber gegossen ist.



Beiträge zur Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins.

Von G. Warnecke in Altona-Bahrenfeld.

Über schleswig-holsteinische Schmetterlinge sind bis jetzt recht wenig Arbeiten erschienen, verschwindend wenige im Vergleich mit der lepidopterologischen Literatur anderer deutscher Gegenden. Ja, um die niedrige Stellung, die Schleswig-Holstein in dieser Hinsicht einnimmt, recht beurteilen zu können, muß man noch dazu bedenken, daß sich diese wenigen Publikationen auf einen Zeitraum von rund 50 Jahren verteilen, und daß in den ersten 50 Jahren seit der Begründung der deutschen Lepidopterologie keine einzige Arbeit über schleswig-holsteinische Schmetterlinge erschienen ist, daß Schleswig-Holstein in diesen frühesten Werken überhaupt nie erwähnt wird. Zudem sind diese wenigen Arbeiten veraltet und deswegen nur noch von geringem Wert — alle neueren Entdeckungen und Beobachtungen bis dahin noch nicht in Schleswig-Holstein gefundener und für unsere Fauna interessanter Schmetterlinge finden sich nirgends oder nur in schwer zugänglichen Werken und zerstreut verzeichnet und sind auch jetzt noch meistens nur einem kleinen Kreise von Sammlern und kaum über Schleswig-Holsteins Grenzen hinaus bekannt.

Es würde hier zu weit führen, den Gründen für diese geringe literarische Betätigung der schleswig-holsteinischen Lepidopterensammler nachzuspüren und dieselben ausführlich zu erläutern. Nur das will ich bemerken, daß es an tüchtigen Sammlern gerade in Holstein keineswegs fehlt; die Umgegend von Hamburg-Altona speziell ist in lepidopterologischer Hinsicht so gut durchforscht wie kaum ein anderes Gebiet in Deutschland; die dortige Fauna kann sich mit jeder mitteleuropäischen messen, und dürften sich, was die Noktuen anbetrifft, kaum irgendwo in Deutschland so viele seltene und interessante Arten an einem Platze zusammenfinden wie hier.

Es ist daher ein sehr dankenswertes Unternehmen, daß der „entomologische Verein zu Hamburg-Altona" sich entschlossen hat, ein von seinem Vorsitzenden, Herrn Laplace, verfaßtes ausführliches Verzeichnis der Hamburger Lepidopteren

herauszugeben und so diese interessante Fauna einem größeren Kreise bekann zu machen.

Möchte das Erscheinen dieses Werkes doch eine Reihe weiterer Arbeiten über schleswig-holsteinische Lepidopteren ins Leben rufen, um die Kenntnis der Schmetterlingsfauna unserer Heimat weiter zu vervollkommnen und sie endlich zu der ihr gebührenden Stellung zu erheben.

Im folgenden will ich nun zunächst die bis jetzt über schleswig-holsteinische Schmetterlinge veröffentlichten größeren Arbeiten aufzählen.

1. F. Boie, Verzeichnis dänischer, schleswig-holsteinischer und lauenburgischer Schmetterlinge. In der Zeitschrift „Isis," Jahrg. 1841, S. 115.
2. H. Tessien, Verzeichnis der um Altona und Hamburg gefundenen Schmetterlinge. Hamburg, 1855.
3. F. Dahl, Verzeichnis der bei Eutin gefundenen Schmetterlinge. Kiel, 1880.
4. J. C. H. Zimmermann, Die Großschmetterlinge der Fauna der Niederelbe. In den Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg, 1887, S. 11—39.
5. H. T. Peters, Für Freunde der Schmetterlingskunde. Heimat 1893, S. 85—94.

Weitere kleinere Aufsätze, meistens Berichtigungen und Ergänzungen zur Lepidopterenfauna Hamburgs enthaltend, finden sich in der Stettiner entomologischen Zeitung und den Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg.

Kleinere Notizen enthalten noch folgende, nicht speziell über schleswig-holsteinische Schmetterlinge erschienenen Werke:

1. Ad. u. Aug. Speyer, Verbreitung der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz. 1858—60.
2. Fr. Schmidt, Übersicht der in Mecklenburg beobachteten Makrolepidopteren. Neubrandenburg, 1880.
3. Rühl-Heyne, Die paläarktischen Großschmetterlinge usw. 1. Teil. Leipzig, 1895.
4. A. Bang-Haas, Dänische Makrolepidopteren. Naturhistorische Zeitschrift in Kopenhagen, Jahrg. 75.

Zunächst möchte ich noch einige Ergänzungen und Berichtigungen zu der im allgemeinen sehr zuverlässigen Arbeit Peters'[1]) geben und dann selbst einige Bemerkungen über seltenere schleswig-holsteinische Falter anschließen.

Pararge egeria L. In ganz Norddeutschland kommt nur die hellere Varietät egerides Stgr. vor. Der Falter fliegt gern auf Waldlichtungen. Ich fing ihn auch bei Malente am Diekſee.

Vanessa album L. ist bei Hamburg-Altona garnicht selten und wird wohl in ganz Schleswig-Holstein vorkommen.

Papilio podalirius L. Dieser schöne Ritter ist an den verschiedensten Orten unserer Herzogtümer erbeutet; nach Schmidt (Fauna von Mecklenburg) ist er bei Oldesloe gefangen, nach Dahl bei Eutin; ein Falter ist einmal von einem Hamburger Sammler bei Boberg (bei Hamburg) gefunden. Es ist wohl zweifellos, daß es sich in allen Fällen, wo podalirius in Schleswig-Holstein erbeutet ist, um verschlagene Tiere handelte; einheimisch ist er meiner Meinung nach bei uns nicht, da vor allen Dingen der Raupe Existenzbedingungen fehlen. Wer einmal in Mitteldeutschland podalirius-Raupen gesucht hat, wird mir darin beipflichten.

Colias edusa F. (Autor ist nicht Linné, sondern Fabricius.) Der Falter tritt meistens sehr vereinzelt auf, erscheint jedoch periodisch in ungeheurer Anzahl. So war er 1892 in ganz Europa unendlich häufig; ich fing ihn im Oktober des genannten Jahres auf den Deichen bei Büsum.

[1]) S. „Heimat" 1893, S. 85—94: Für Freunde der Schmetterlingskunde.

Sesia muscaeformis View. Eine Sesia philantiformis Linné gibt es nicht, Peters meint jedenfalls philantiformis Lsp. = muscaeformis View. Bei Hamburg ist die Art noch nicht beobachtet, doch findet sie sich in Dänemark, und mag sie daher sehr wohl bei Schleswig, wie Peters angibt, vorkommen. Die Raupe lebt an Armeria vulgaris (wenigstens in Mitteldeutschland).

Deilephila euphorbiae L. Die schöne Raupe dieser Art, die als Falter nur wenig beobachtet wird,. wird in den Herzogtümern manchmal in größerer Menge gefunden; sehr häufig scheint sie 1901 gewesen zu sein; in Anzahl wurde sie in dem betreffenden Jahre bei Blankenese und auf dem Grasbrook gefunden.

Acherontia atropos L. Die Ansicht, daß von den nach der Überwinterung ausgeschlüpften Faltern Nachkommenschaft zu erwarten sei, ist irrig. Peters hat recht, wenn er alle im Herbst auskommenden Totenkopfschwärmer bezüglich der Fortpflanzung für verloren hält; dasselbe gilt aber ganz sicher auch von den im Frühjahr schlüpfenden Faltern (aber nur in Nord- und Mitteldeutschland), weil dieselben, wie allgemein festgestellt ist, nicht fortpflanzungsfähig sind. Ganz abgesehen davon, gehört es zu den Seltenheiten, wenn bei uns eine Totenkopfpuppe überwintert; entweder schlüpfen die Tiere im Herbst aus oder gehen während des Winters zu Grunde. Jedenfalls kann man annehmen, daß alle Raupen, die in Norddeutschland gefunden werden, von Schmetterlingen stammen, die aus Italien — die Alpen sind diesen mit gewaltiger Flugkraft begabten Tieren kaum ein Hindernis — und aus Süddeutschland zugeflogen sind und hier oben ihre Eier abgelegt haben. Daher erklärt es sich auch, daß in heißen und trockenen Sommern, die das Wandern der Falter erleichtern, Totenkopfraupen meistens überall in Anzahl gefunden werden. Doch ich will dies interessante Thema hier nicht weiter verfolgen, das Gesagte mag genügen. Im allgemeinen tritt atropos bei uns sowohl als Raupe wie als Falter ziemlich häufig auf.

Hybocampa milhauseri F. Die Raupe lebt, wie Peters vermutet, an Eichen, an deren Stamm man die allerdings nicht leicht zu sehenden Kokons öfter findet.

Catocala pacta L. Neumünster, genauer die Gegend zwischen Neumünster und Brookstedt scheint wirklich der einzige Fundort dieser seltenen Art in den Herzogtümern zu sein. Die Raupe lebt in moorigem Gebiet auf Wollweide, bei Tage eng an den Stamm der Futterpflanze angeschmiegt.

Manche der Eulen, von denen Peters sagt, daß sie für die Elbherzogtümer mit vollem Recht als Seltenheiten gelten, sind doch wohl überall zu finden; so werden Acronyda auricorna F., Dipterygia scabriuscula L. (pinastri), Dichonia aprilina L., Grammesia trigrammica Hufn., Xanthia fulvago L., Amphipyra pyramidea L., Agrotis fimbria L. und rubi View., wenigstens auf der Geest, wohl allerorten vorkommen.

Die beiden von Peters als fraglich von Schleswig aufgeführten Eulen: Acronyda cuspis Hb. und Luperina haworthii Crt., sind auch, aber selten, bei Hamburg gefangen, und ist es garnicht ausgeschlossen, daß diese Tiere, besonders die maritime haworthii Crt., bei Schleswig vorkommen.

Im folgenden will ich nun noch einige von Peters nicht erwähnte Arten aufzählen, deren Vorkommen in Schleswig-Holstein bemerkenswert und teilweise erst in den letzten Jahren festgestellt ist.

1. Melitaea maturna L. Diese schöne Art, die eine eigentümliche Verbreitung besitzt, wurde 1901 in Anzahl als Raupe bei Neumünster erbeutet. Nach Staudinger kommt der Falter auch in Südschweden vor; für Mecklenburg ist er zweifelhaft.

2. Melanargia galathea L. Der Falter, welcher vorher in Schleswig-Holstein nicht beobachtet ist, wurde 1901 in einem Exemplar im Sachsenwald, in mehreren im Lauenburgischen gefangen. Da es sich hierbei sicher um Tiere handelt, die nur infolge des warmen Sommers 1901 nördlich gezogen sind, wird die Hoffnung, dauernd eine neue Art für unser Gebiet erhalten zu haben, wohl vergeblich sein.
3. Carterocephalus silvius Knoch. Mir bekannte Fundorte dieser Hesperide sind der Sachsenwald und Niendorf bei Hamburg, wo diese kleine Art alljährlich in Anzahl auf Waldlichtungen gefangen wird. Da silvius vor 1889 in Holstein nicht beobachtet wurde, ist er zweifellos in den letzten Jahren aus Mecklenburg, wo er sich schon früher fand, eingewandert. Es wäre sehr interessant, zu erfahren, ob und wohin diese Einwanderung fortgesetzt wird.
4. Lophopteryx cucula Esp. Nach Mitteilungen Hamburger Sammler ist der Falter bei Niendorf an der Ostsee gefangen, in einem Stück auch bei Eutin (Dahl). Die uns am nächsten liegenden Fundorte dieses seltenen Spinners sind Wismar, Hannover und Berlin. In dem dazwischenliegenden Gebiet ist er, soviel mir bekannt, nicht beobachtet. Bei Wismar wurden 1876 9 Raupen von Acer campestris geklopft. Es ist garnicht unmöglich, daß die Art in Holstein noch an anderen Orten vorkommt und bis jetzt nur deshalb nicht gefunden ist, weil man Ahorn, an dem man im allgemeinen keine Raupen vermutet, nicht abklopft, und weil der Falter sich sehr versteckt hält.
5. Agrotis ripae Hb. Diese maritime Art ist 1877 bei Hamburg entdeckt und wird seit der Zeit öfter am Köder, auch am elektrischen Licht erbeutet. Der Falter wird wohl an der ganzen schleswig-holsteinischen Küste vorkommen; bei Niendorf an der Ostsee ist er, soviel ich weiß, auch gefunden. Die Raupe lebt am Strande und nährt sich von salzhaltigen Pflanzen, unter deren Wurzeln sie sich am Tage verborgen hält. Auf den Elbinseln bei Hamburg muß sie mit anderem Futter vorlieb nehmen.
6. Hadena funerea Heinem. Funerea ist eine recht seltene Eule, die nur an wenigen Orten, nämlich in Holland, bei Hannover und seit 1877 auch bei Hamburg vorkommt. In der Umgegend Hamburgs wird sie jetzt alljährlich in Anzahl geködert, vor allem auf nassen Wiesen und Mooren. Unzweifelhaft ist der Falter auf Mooren noch weit nach Holstein hinein verbreitet und wird an günstigen Stellen überall erbeutet werden. Die Raupe lebt verborgen an Gras.

Von einer Aufzählung weiterer, in unserer Provinz seltener Falter, ebenso von einer Besprechung der zahlreichen, für Schleswig-Holstein zweifelhaften Lepidopteren will ich Abstand nehmen, doch möchte ich zum Schluß jeden Sammler bitten, interessante Beobachtungen und überhaupt kleinere Notizen im Interesse der Erforschung unserer Fauna ebenfalls zu veröffentlichen, oder aber mir Nachricht davon und auch von neueren Arbeiten über schleswig-holsteinische Lepidopteren zu geben.

Beiträge zur Erklärung schleswigscher Ortsnamen.

Von Joh. Langfeldt in Flensburg.

XIV. Spuren heidnischer Götterverehrung in unseren Ortsnamen.

Es ist just keine dankbare Arbeit, den Spuren heidnischer Götterverehrung, die in unseren Ortsnamen sich finden, nachzugehen. In manchen Fällen erweisen sie sich als trügerisch, und es bedarf der größten Aufwendung von Vor-

sicht, um nicht in eine Falle gelockt zu werden. So ist die Ausbeute mühsamen Forschens und ernsten Wägens verhältnismäßig gering. Die folgenden Zeilen werden das Gesagte in helles Licht rücken.

Pflichtschuldigst beginne ich mit dem obersten aller Götter, dem Ordner Himmels und der Erden, dem gewaltigen Odin, dessen Name auf den alles durchdringenden Lebensgeist hinweist.

Wie Seeland, Fünen und Jütland ein Odins Vi — also ein dem Wodan geweihtes Heiligtum — besitzen, so scheint auch in Schleswig ein solches bestanden zu haben, und zwar im heutigen Kirchspiel Jägerup westlich von Hadersleben. In dem Kirchspiel, das zahlreiche Hünengräber aufweist, liegt heute die Eisenbahnstation Woyens. Das ursprüngliche Dorf gleiches Namens (mit elf Höfen) wurde 1659 im Schwedenkriege verwüstet. Später entstand hier ein königlicher Pachthof, welcher gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts parzelliert wurde. — Der Name findet sich aus dem Jahre 1475 (Fl. Dipl. I, 592, 593) in der Form Wodense und Wodenzee. Da im Volksdialekt dem dänischen o vielfach ein w vorgeschoben wird — man denke nur an wonsda' = onsdag, Odinstag —, so haben wir in dem ersten Teile der Bezeichnung zweifellos den Nameu Oden oder Odin. Im nördlichen Teile Jütlands gibt es ein Kirchspiel Oddense, welcher Name genau so gesprochen wird wie unser Woyens, wie in jener Gegend das dänische onsdag auch wojnsda lautet. Ist es gestattet, nach einem Analogon zu schließen — ich denke an den Namen der Stadt Odense auf Fünen —, so würde unser Woyens als Odins Vi oder Ve zu erklären sein. Die Endsilbe, welche gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts jedenfalls bereits in abgeschliffener Form uns begegnet, könnte auch sö, See heißen, doch scheint diese Bedeutung im Hinblick auf die Lage des Ortes absolut ausgeschlossen. Das e kann indes, nach einer ganzen Reihe von analogen Fällen zu schließen, auch ein abgeschliffenes with anzeigen, welcher Bedeutung der Charakter der Gegend keineswegs widerspricht. Dann würde der Name also Wald des Oden oder Odin bezeichnen. Odin oder Oden braucht nun leider nicht absolut den Namen des Gottes darzustellen. Der Name wurde nämlich in späterer Zeit auch von leiblichen Wesen angenommen. So treffen wir ihn mehrfach im 13. und 14. Jahrhundert unter der Form Othaen oder Othen, also daß eine Auslegung des Namens in diesem Sinne durchaus nicht ausgeschlossen ist. In diesem Falle wird uns der Mangel einer älteren Form des Namens so recht fühlbar. Hätten wir solche, so würden wir die Bedeutung ohne Zweifel sicher stellen können.

In der Gegend von Hadersleben begegnen wir noch anderen Namen, die auf Odin hinzuführen scheinen. In romantischer, versteckter Lage am Haderslebener Meerbusen liegt die Kirche Wonsbek, 1413 und 1443 Odinsbek, 1463 Odinsbecke, um 1500 Wonsbeck, 1523 Wodinsbeck, 1569 Wunsbeck. Da der letzte Teil des Namens die Bedeutung Bach hat, so dürfte in diesem Falle an den Sohn des Bör und der Bestla zu denken sein. Odinsbek wäre also das Wasser, wo Odin Verehrung genoß. — Im Kirchspiel Wilstrup südlich von Hadersleben liegt der Hof Wonsmoos, welchen Klaus Limbek zu Törning 1417 an das Domkapitel in Hadersleben verkaufte. Im Kaufbriefe heißt er Odhensmose. Später begegnet uns der Name in der Form Odensmose 1441, Wonsmos, Wunßmase 1569 (Königl. dänisches Geheimarchiv II). In diesem Falle ist im Hinblick auf die Bedeutung des letzteren Teiles von einer Zusammenstellung mit dem Gotte abzusehen, und der Name schlechthin als „mose" des Othen zu deuten.

Der gewaltigste wie der älteste von Odins Söhnen, von Jörd geboren, ist Thor, Donar, der Gewittergott, der den Ackergang segnet und die Ernte, der vertrauteste Freund der Menschen, der Schützer des Herdfeuers und der Ehe. Bei

seiner Bedeutung wäre es ein Wunder, wenn sein Name uns in Ortsnamen nicht entgegenträte. Da aber so viele Personennamen aus seinem Namen gebildet worden sind, so bleibt in den weitaus meisten Fällen eine Ableitung unentschieden. Zunächst würden sämtliche Namen auszuscheiden sein, die des Genitiv-s ermangeln, das notwendig „Thor" mit dem nachfolgenden Begriff verbinden müßte. So Torup (Ries Kirchspiel), 1567 Thardrup, das entweder mit dem weiblichen Personennamen Thora oder dem entsprechenden Mannesnamen Thori zusammenhängt oder von Thord oder Towi abgeleitet ist. Auch das Haus im Kirchspiel Kekenis, welches Torbek heißt, sowie das Kirchspiel Taarstedt, 1463: Torstede, ist mit einem der genannten Personennamen in Verbindung zu bringen. Außer diesen besitzen wir indes eine Reihe von Namen, die in ihrer Zusammensetzung das notwendige s aufweisen. So Torsballig (Kirchspiel Havetoft), Torsberg (Ksp. Wittstedt), Torshavn, jetzt Thorhavn (Ksp. Tandslet), Tastrup (Ksp. Adelby) und Tordschell (Ksp. Havetoft). — Torsballig, 1590 Tarsbüll, und Tastrup, 1423 Taestorp, 1506 Tostorppe, zeigen schon im Begriff, womit Tor oder To zusammengesetzt sind, daß hier an den Gott Thor nicht zu denken ist, vielmehr an den Namen des Mannes, der sich zuerst hier niederließ (Thorir oder Thurir), oder auch Tosti und Thorsten). So verbleiben nur Thorhavn, ehemals immer Thorshavn, Torsberg und Tordschell. Hinsichtlich dieser Namen besitzen wir eine ältere Aufzeichnung nur vom letzten. Die Höfe hießen früher Tordes Kyel (S. R. D. VI 578), 1594 Torskield (Noodt II 397), 1595 Torsschell, Meier: Tortschell. Kyel ist (vergl. meine Beiträge I) das altnordische kelda, Quelle. Eine solche, und zwar eine bedeutende, soll sich noch heute in Alt-Thors-Keld befinden.

Neben dem stärkeumgürteten Thor stand in strahlender Milde der frohmachende, schöne, heilige Freyer, deutsch Frô, der um Fruchtbarkeit und Friede angerufen wurde, von dem Regen und Sonnenschein abhing. Sein Name bedeutet vielleicht Herr, kann indes auch von Frö (Same) herkommen, worin denn die Bedeutung Samenspender läge. Daß auch der Sohn Njords von unsern Altvordern Verehrung empfangen, erhellt aus dem zweifellosen Vorkommen seines Namens in Fröshardе, 1232 Fröshaereth, wo sein Tempel gestanden haben mag (vergl. später Harreby), und in der Verbindung Fröslef, deren Endung vielleicht anzeigt, daß die Ortschaft ursprünglich einem Freyer-Tempel zugelegt war. Dann finden sich unterschiedliche Zusammensetzungen mit thorp, wo indes die Möglichkeit vorhanden ist, daß der Name Fröſten zugrunde liegt. Ein sicheres Ergebnis ist hier um so schwieriger zu erlangen, als die ältesten Formen nicht hinreichend alt sind. So liegt im Kirchspiel Bülderup Frestrup, 1493 und 1531 ebenso, 1494 Fröstrup (S. R. D. VIII 41, 51, 62).

Weniger Verwechselungen mit Personennamen ausgesetzt als der Name der meisten Götter ist der des kühnen Schwertgottes Zio, altn. Tir, Tyr, altdänisch Ti. So begegnen wir einem dem Schwertgotte geheiligten Haine im Namen des Kirchspiels Tislund (erste Silbe lang, wie im plattdänischen Tisda', Dienstag), 1340 Tiislwnd. Die Schreibung Tirslund, dem Hochdänischen angepaßt, entbehrt jeder Begründung. — Im Kirchspiel Gram liegt das Dorf Tiset, 1414 und 1458 Tiswith, der Wald des Ti. Endlich findet sich im Kirchspiel Böel ein Tisholt, vielleicht ebenfalls mit Ti zusammenhängend, dann also ein zweites Tislund. Der Name von drei im Kirchspiel Hostrup gelegenen Häusern: Tisholm (Volkssprache Tjesholm) ist dagegen nicht mit Ti in Verbindung zu setzen. Wir besitzen zum Glück eine hinreichend alte Fassung des Namens: Ostergarth-Tyasholm et Westergarth-Tyasholm 1364, um zu erkennen, daß der Name mit dem altnordischen thy, Dienstbote, Dienstmagd zusammenhängt.

Das Andenken an den jugendschönen Lichtgott Balder (Palter, Phol) bewahrt vielleicht der Ortsname Bollersleben (Kirchspiel Bjolderup), Boldersle um 1280, Balderslööf 1285, Boldyrslef 1351, Bolderslene 1452. — Ob die Namen Bolderege — ein Eichenhain im Kirchspiel Halk —, Bolderhöj — ein Hügel im Kirchspiel Aggerschau, woran Sagen von Baldur und Höder sich knüpfen — und Bolderstoft (ein Feld im Kirchspiel Starup) mit Balder zusammenhängen, ist schwer zu sagen. Ältere Formen dieser Namen kenne ich nicht.

An Freyrs Schwester, Freya (Frau, Herrin), die vornehmste Göttin nächst Frigga, die Göttin der Liebe, dürfte der Name Frörup erinnern (Kirchspiel Tyrstrup-Harde, und Dorf im Kirchspiel Öwerse). Der Name des Kirchspiels lautete früher Frodorp, Fredorp, bei Meier Frörup, der des Dorfes Froderup 1523, in älterer Zeit — analog dem Namen anderer Ortschaften — wahrscheinlich Fröthorp.

Als besondere Benennung für die Göttertempel habe ich in einem früheren Kapitel Vi genannt. Eine andere ist harg. In Völuspá wird berichtet, daß die Asen, die die hohen harg zimmerten, sich zu Idavold begegneten. In der isländischen Literatur wird hörgr verschiedentlich in der Bedeutung von Tempel, außerdem in der von Höhe, gebraucht.

Auch im Althochdeutschen und Altenglischen bedeutet es Heiligtum. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß harg auch ein gemeines nordisches Wort für Tempel gewesen ist. Darauf deutet u. a. das schwedische Thorsharg. In Jütland gibt es eine Harre Harde, 1232 Hargaehaereth, 1407 Harghehaereth, die ihren Namen dem Kirchdorfe Harre dankt, 1429 Harigh. Im Kirchspiel Hügum (Frös-Harde) finden wir den Ort Harreby. Die Frösharde umfaßte in alter Zeit auch die Kalslund Harde, in deren Mitte das Kirchspiel Hügum lag. Einen Ort, wonach die alte Frösharde ihren Namen erhalten haben kann, kennen wir nicht, obgleich der Name merkwürdig ist, da Frö, wie wir oben gesehen haben, kein anderer ist als der Gott Frö oder Freyr. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß einmal Harreby (1205 Harghby) der Hauptort der Harde war, und daß Harg, dem der Ort seinen Namen dankt, dem Frö (Freyr) errichtet wurde.



XIII. General-Versammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck am 20. u. 21. Mai 1903 in Friedrichstadt.

So sei mit frohem Schalle
euch heut' mein Gruß geweiht!
Dreimal gegrüßt seid alle
in kalter Prosazeit,
die ihr mit Herz und Munde
mit warmem Lebenshauch
noch pflegt die Heimatkunde
und Heimatliebe auch!

Auch ich ja lernte kennen
das Land im hohen Nord,
in dem noch Herzen brennen,
in dem noch gilt das Wort!
Auch ich ja lernte lieben
das Land voll Poesie —
Ob's weiter mich getrieben:
Vergessen werd' ich's nie!

O, daß noch blühe später
solch' Heimatstreu' wie jetzt!
Ihr Lehrer und ihr Väter:
Ihr seid zur Wacht gesetzt!
Der großen Männer Namen
gedenkt bei Ernst und Scherz,
der Heimatliebe Samen
streut in das Kinderherz!

In diesem Sinne wallet
zum Fest nach Friedrichstadt;
und wenn heut' abend schallet
manch Hoch zu kühner Tat:
Ein Hoch auch laßt erschallen,
das hell Alldeutschland grüßt,
das von den Ländern allen
uns allen Heimat ist!

Zum ersten Male, soviel ich weiß, hat sich die Lokalzeitung (hier das „Eiderstedter und Stapelholmer Wochenblatt" durch Hugo Maubach, der selbst in der Ferne, zu

Königstein a. d. Elbe, weilte) dazu emporgeschwungen, uns einen „poetischen" Willkommensgruß zu entbieten, und die lieben Friedrichstädter gaben durch Aushang zahlreicher Fahnen ihrer Stadt das Gepräge einer „Feststadt." Ist auch das Gelingen unserer Generalversammlung nicht an Äußerlichkeiten gefesselt, so wirkt es auf die Gäste doch außerordentlich wohltuend und hoffnungsfroh, wenn denselben auch förmlich das dokumentiert wird, was die Gastgeber an Liebe und Interesse für unsere Vereinssache auf dem Herzen tragen. Am Vorabend des Hauptversammlungstages ist uns dies doppelt und dreifach bezeugt worden: wir wollen es den Friedrichstädter Bürgern und Bürgerinnen nicht vergessen.

Die Mehrzahl der auswärtigen Gäste traf am Mittwoch mit dem 11 Uhr-Zuge in Friedrichstadt ein, empfangen von mehreren Herren des Ortskomitees. Der erste Gang galt dem Besuch der Kunstdünger- und Schwefelsäurefabrik der Firma Stuhr und Lorenzen. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, hat sich das Etablissement (gegründet 1869) zu einer der bedeutendsten chemischen Industriestätten unserer Provinz emporgearbeitet. Es war interessant, zu verfolgen, auf welchem Wege es der wissenschaftlichen Technik gelingt, unscheinbare Natur- und Abfallprodukte dem Feldbau dienstbar zu machen. Ratmann Stuhr hatte es sich nicht nehmen lassen, seine Gäste persönlich durch die Fabrikräume zu führen. Tierknochen (zur Hauptsache direkt aus der Türkei importiert), Hornhufe, Apatit aus Tunis, Phosphate aus Florida, Süd-Carolina und Spanien, Kainit aus der Karnallitregion des Staßfurter Salzlagers, Blutmehl, Thomasschlacke aus Belgien: das sind die zum Teil also aus weiter Ferne bezogenen Rohstoffe, die in dem am Eiderkanal gelegenen älteren Abteil der Fabrik verarbeitet werden. Einheimische fettreiche Knochen werden mittels eines Brechapparates grob zerkleinert, sorgfältig gereinigt und dann in geschlossenen, eisernen, zylindrischen Kesseln durch überhitzte Benzindämpfe entfettet, gedämpft und getrocknet. In einem anderen Raume werden dagegen überseeische, zumeist amerikanische oder ostindische Knochen, denen das Fett schon durch klimatische oder andere Einflüsse entzogen ist, nur durch überhitzten Wasserdampf gedämpft und dann auf Dampfdarren getrocknet. Nachdem die Knochen durch diese Prozesse die Reife zu ihrer Vermahlung erlangt haben, passieren sie zunächst ein mit 14 Stempeln arbeitendes Stampfwerk, das einerseits Knochenschrot und andererseits den durch ein Körnersieb abgeschiedenen Gries ergibt. Der Gries wird auf einem Mahlgange zu feinem Pulver gestaltet, um dann entweder als gedämpftes Knochenmehl oder, nachdem es mit Schwefelsäure behandelt worden ist, als aufgeschlossenes Knochenmehl in den Handel zu gelangen. Der Knochenschrot wird gebrannt und also zu der für verschiedene Filtrationszwecke wichtigen Knochenkohle verarbeitet. Die Hornmassen liefern ein stickstoffreiches Düngermehl. Die mannigfachen Rohphosphate werden ohne weiteres vermahlen, die Thomasschlacke muß dagegen einen Trocknungsprozeß in einer besonderen Trommel durchmachen, bevor sie gemahlen das für die Wiesenkultur so wertvolle Thomas-Phosphatmehl abgibt.

Räumlich von der älteren ziemlich weit getrennt liegt die Abteilung, welche zur Darstellung der zur Superphosphat-Fabrikation erforderlichen Schwefelsäure dient. Spanische Schwefelkiese werden zerkleinert und danach geröstet. Die aufsteigenden Schwefelgase werden zunächst in den hohen Gloverturm geleitet, in welchem sie mit Hülfe von verdünnter Schwefelsäure die in der Nitrose enthaltene salpetrige Säure frei machen, um dann durch riesige Bleikammern zu ziehen, wo der Hauptprozeß der Schwefelsäurebildung unter Zersetzung von Wasserdämpfen vor sich geht. Die in den Abzugsgasen verbleibenden Salpeterdämpfe werden durch den Gay-Lussac-Turm geleitet und von herabtropfender konzentrierter Schwefelsäure aufgenommen. Die so erzeugte Nitrose gelangt dann durch eine Luftpumpe in den Gloverturm und kann von hier aus den Kreislauf aufs neue unternehmen. Die Schwefelsäure wird aber nur zur Herstellung des Superphosphatmehls verwendet.

Die Fabrik stand in vollem Betriebe, die Arbeiter eilten geschäftig an uns vorüber: ich habe sie um ihren Dienst in der giftigen Atmosphäre nicht beneidet. An den Bäumen in der Nachbarschaft machten sich die Spuren schädlicher Einflüsse durch die Einwirkung der schwefligen Säure wohl bemerkbar. Die Firma Stuhr & Lorenzen vermag jährlich gegen 60 000 Zentner Knochenmehl und Knochenschrot, 150 000 Zentner Superphosphate und 100 000 Zentner Thomas-Phosphatmehl herzustellen; dasselbe findet fast ausschließlich in der Provinz selbst Verwendung. Wie sparsam der Mensch zu wirtschaften trachtet, beweist der Umstand, daß aus dem Restbestande des gerösteten Schwefelkieses in Westfalen Eisen und in Hamburg — Gold gewonnen wird.

Nachmittags 2 Uhr führte das vom Verein gecharterte Motorboot eine aus Damen und Herren bestehende Gesellschaft die Treene aufwärts nach dem romantisch am Abhange eines Hügels gelegenen Kirchdorf Schwabstedt. Hielt sich die Sonne auch hinter einem dichten Wolkenschleier versteckt, so blieb das Wetter dennoch trocken; ungestört konnte sich jeder an der im saftigsten Grün strotzenden Treeneniederung erfreuen. Einmal flog ein Reiher an uns vorüber. Der stattliche Vogel wird auch in unserm Lande seltener! Warum mußte auch die Natur ihn zum Wilderer in der Fischweid bestellen? Auf der Landungs-

brücke nahm uns Pastor Deisting-Schwabstedt in Empfang und lenkte unsere Aufmerksamkeit sogleich auf einen großen Stein mit eiserner Kette, einen „Moorring,“ der in früheren Zeiten zum Verankern von Bojen usw. gedient haben mag und vor einigen Jahren aus der Treene aufgefischt worden ist. Er ist ein beredter Zeuge des sehr regen Schiffsverkehrs, der früher, namentlich im 14. und 15. Jahrhundert, von der Nordsee eider- und treeneaufwärts bis Hollingstedt ging und seine Trabanten bis nach Schleswig entsandte. Schwabstedt war ein wichtiger Stapelplatz; aus dem Handel und Wandel des Ortes flossen dem Bischof, der auf der nahen Burg residierte, nicht unerhebliche Pfründen zu. Es waren Schleswiger Bischöfe, in deren Besitz fast das ganze Kirchspiel Schwabstedt, dazu die ganze bis nach Koldenbüttel und Rödemis sich erstreckende Marsch im Wege des Tausches mit Besitztümern des Schleswiger Herzogs im Jahre 1268 überging. Unser Führer begrenzte uns ungefähr den Ort, wo einst das Schloß gestanden hat, und erläuterte uns an der Hand von alten Bildern, wie dasselbe früher ausgesehen haben mag. Die Burg muß ein plumpes, großes Steinhaus gewesen sein, das mit einigen Neben- (namentlich Wirtschafts-) Gebäuden einen ansehnlichen Hof bildete. Der Ort, wo die Burg stand, liegt etwas erhöht am Treeneufer. Noch sind die Spuren der alten Wälle und Gräben deutlich zu sehen, wenn auch durch einige Brustwehren, welche die Dänen 1850 aufwarfen und hernach nicht ganz niedergelegt wurden, kleine Veränderungeu entstanden sind. Über den Zeitpunkt der Erbauung ist nichts Genaues bekannt. Als letzter Bischof residierte Gottsched von Ahlefeld auf der Burg (bis 1540). Von späteren Titularbischöfen hat sich am meisten der Herzog und Bischof Ulrich für Schwabstedt interessiert und die Kirche 1606 mit schönen Kunstwerken bedacht. Auch nach Aufhebung des Bistums blieb Schwabstedt Sitz des Amtmannes des Amtes Schwabstedt, welches aus 4 Vogteien und vielen zerstreuten Besitzungen bestand. Der Amtmann bewohnte das Schloß bis 1701. 1739 wurde das Schloß abgebrochen.

In der Veranda des Gastwirts Jöns wurde der Kaffee eingenommen. Danach lenkten wir unsere Schritte in die Kirche. Dieselbe besteht aus sogenannten Gußmauern. Die Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt, doch ist die Kirche wohl vor 1200 erbaut. 1889 wurde sie renoviert, mit neuer Decke, mit neuem Fußboden und Gestühl, mit neuen Fenstern und mit einer neuen Orgel ausgerüstet. Pastor Deisting lenkte die Aufmerksamkeit der Besucher namentlich auf die von Herzog Ulrich 1606 gestiftete Kanzel mit prächtigen Holzschnitzereien. Die Schalldecke ist neu und wurde von Sauermann-Flensburg stilgerecht dem Kunstwerk angeschlossen. Herzog Ulrich schenkte der Kirche ebenfalls den Taufstein und die alte, jetzt in pietätvoller Weise verwertete Orgelfassade. Einen hervorragenden Kunstwert repräsentiert der alte Altarschrein mit kleinen Alabasterfiguren. Derselbe ist noch ein Rest aus katholischer Zeit (um 1400 in Italien gefertigt); in den Kriegsjahren wurde er sorgsam behütet, weil es die Dänen gelüstete, denselben nach Kopenhagen zu überführen. Die Bilder beanspruchen keinen besonderen Wert. Auf einem Hügel neben der Kirche, vielleicht einem alten Hünengrab, steht der Glockenturm.

Wir schritten durch das Dorf und besichtigten die „Dänenschanze,“ die 1850 gegen die in Stapelholm liegenden Deutschen errichtet wurde, um das damals von den Dänen besetzte Friedrichstadt vor Umgehung zu sichern. Weit schweift von hier unser Blick in die Landschaft Stapelholm, in die Marsch, ja, selbst bis nach den Hüttener Bergen. Die alten Fischteiche, welche die Bischöfe schon hier am Fuße dieser Höhe angelegt hatten, sind im vorigen Jahre von neuem wieder instand gesetzt worden. Querfeldein wanderten wir nach den beiden Hünengräbern, von denen namentlich das eine einen riesigen Umfang aufzuweisen hat, und von dessen Höhe wir eine weite Aussicht besonders gegen Westen ins Eiderstedter Land, nach Husum, Mildstedt und Ostenfeld genossen; Nordstrand hob sich am Horizont als dunkler Streifen, durch einen Silberstrich des „blanken Hans“ vom Festlande getrennt, deutlich ab.

Wir, die wir zumeist aus Süd und Ost hierhergekommen waren, wurden freudig bewegt im Anschauen dieses von uns sonst selten besuchten Gaues unserer Heimat. Ein besseres Ziel für die Ausflüge des Marschbewohners als Schwabstedt ist kaum denkbar; denn hier findet er alles, was die Marsch, auf deren Fluren des Marsen Rind sich streckt, vermissen läßt: Wald und Knicks, Sand und Heide. In früherer Zeit war es hier weniger geheuer; die wald- und schluchtenreiche Umgebung Schwabstedts bot den Seeräubern willkommene Schlupfwinkel.

Es folgte am Abend der Kommers in der „Zentralhalle.“ Der geräumige Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Klaviervortrag, die Ouverture zu der Oper „Dichter und Bauer,“ vierhändig gespielt von den Friedrichstädter Damen Frl. Johannsen und Frl. Claussen, leitete die Feier ein. Danach entbot der Vorsitzende des Ortskomitees, Pastor Dr. Sax, der Versammlung einen herzlichen Willkommsgruß und übertrug einem andern Mitgliede des Komitees, dem Brauereibesitzer Koch, die Leitung des Kommerses, den er durch ein Kaiserhoch eröffnete. Reden auf Friedrichstadt (Rektor Peters-Kiel), auf Deutschland (Rektor Eckmann-Ellerbek), auf Schleswig-Holstein (der Unterzeichnete), auf

Amtsgerichtsrat Wriedt (Apotheker Ebsen-Friedrichstadt), auf alle, die durch ihre Kunst an dem Gelingen des schönen Abends mitgewirkt haben (Rektor Peters-Kiel), wechselten in bunter Folge mit dem Absingen von Liedern, deren Texte gedruckt vorlagen; des von dem Pastor und bekannten Patrioten Biernatzki (er liegt in der Nähe des Eingangs zur Stätte seiner Wirksamkeit, auf dem Friedhofe neben der Kirche begraben) 1829 gedichteten Liedes „Liebliche Treenestadt" sei besonders gedacht. Sowohl durch die Wahl der vorgetragenen Lieder als auch insonderheit durch die Art der Darbietung entfesselten der Musik- und Gesang-Verein (gemischter Chor, dirigiert von A. Domansky in Husum) und der Männergesangverein (Dirigent: Cl. Lühr) lebhaftesten Beifall.

Programm

des Musik- und Gesangvereins:

1. Steh' fest, du deutscher Eichenwald, von Isemann.
2. Grüße an die Heimat von Kramer.
3. Heimkehr von Gelbke.
4. Abendfrieden von Abt.
5. Im Freien von Kuhne.

des Männergesangvereins:

1. Abendfreden } v. C. Stiehl, ged.
2. O, wullt mi mit hebbn } v. Klaus Groth.
3. Mein Heimattal von H. Pfeil.
4. Im Feld, des Morgens früh, von Chr. Burkhardt.

Der Löwe des Abends war unser Freund, Oberrealschullehrer Fritz Wischer aus Kiel, auf dessen Konto sicherlich der zahlreiche Besuch des Kommerses mit zu setzen ist; denn der in der ganzen Provinz bekannte und gern gehörte Rezitator war auch den Friedrichstädtern nicht fremd. Schon gleich zu Beginn seines Auftretens wurde er mit Bravorufen und Beifallklatschen begrüßt, ein Beweis, in welch gutem Andenken er vom letzten Winter her den Friedrichstädtern geblieben war, und nachher wollte der Beifallssturm kein Ende nehmen. Fritz Wischer darf zweifelsohne zu den bedeutendsten Rezitatoren unserer Zeit gezählt werden; zwar liegt seine Stärke in der Interpretation plattdeutscher Muse, die ja auch mit Vorliebe von ihm, als dem Vorsitzenden des plattdeutschen Verbandes in Schleswig-Holstein, gepflegt wird, nichtsdestoweniger aber beherrscht er auch das hochdeutsche Idiom mit Meisterschaft. Ernst und Humor liegen ihm beide gleich gut, und vor allem verdient das hervorgehoben zu werden, daß Fritz Wischer alles, und seien es auch seitenlange Episoden aus Fritz Reuters Werken, frei aus dem Gedächtnis vorträgt. Ohne zu versuchen, die Wirkung des Vortrags durch Minenspiel und theatralische Pose zu heben, wirkt er allein durch den Tonfall seines in der Tiefe liegenden, den größten Saal beherrschenden Organs. Mit dem mit innerer Leidenschaft vorgetragenen Gedicht „Peter Lynck" von Detlev v. Liliencron trug er dem Charakter der Heimatsversammlung Rechnung; es folgten alsdann: „Bröſig in de Waterkunst," „Der Klaviervirtuose," „Ansmert," „Radels." Damit war es nicht genug; auch nach Beendigung des offiziellen Teils forderte man ihn vor die Rampen — möchte es ihm gelungen sein, den Boden für das Erstehen eines plattdeutschen Vereins in Friedrichstadt bestellt zu haben!

Am Himmelfahrtsmorgen wurde ein Spaziergang durch die Stadt unternommen. Die regelmäßige Anlage der Straßen und die den Ort durchziehenden Kanäle geben der Stadt schon rein äußerlich betrachtet den Charakter einer holländischen Gründung. Leider ist durch das Bombardement von Friedrichstadt ein großer Teil der älteren und ältesten Häuser zerstört worden. Die hängenden Giebelfronten und alte Hausmarken (Tierbilder waren besonders beliebt) ließen uns die ältesten Zeugen aus Friedrichstadts Vergangenheit bald herausfinden. Unter Führung mehrerer Herren des Ortskomitees wurden nacheinander die katholische Kirche, die Synagoge, der Betsaal der Mennoniten in der alten Münze am Mittelburggraben, die lutherische Kirche (das Altarblatt enthält ein Ölgemälde von Jürgen Ovens) und die Kirche der Remonstranten besucht. Von der Plattform des Turmes dieser nach der Beschießung der Stadt aufs neue wieder errichteten Kirche wurde Umschau auf das zu unsern Füßen sich erstreckende Weichbild der Stadt und seiner Umgebung gehalten. Ein besonderer Besuch galt den Denkmälern aus den Erhebungsjahren, speziell dem Denkstein, der außerhalb der Stadt auf der sogenannten Borkmühlenschanze errichtet worden ist.

Kurz nach 11 Uhr wurde die Generalversammlung, die sich zahlreichen Besuchs erfreute, im Lokal „Zur Börse" durch den Vorsitzenden, Rektor Peters-Kiel, eröffnet. In seinem Begrüßungswort führte er etwa folgendes aus: In nächster Zeit feiert Husum das Heimatfest. Die heutige Versammlung kann als eine Vorfeier zum Feste bezeichnet werden; denn auch sie will der Heimat dienen und zwar der Natur- wie auch der Landeskunde. Der Naturkunde: Wie selten ist rechte, echte Freude an der Natur! Trotz vieler Spaziergänge bleibt mancher doch nur eine diätetische Tretmühle. Die Natur erzählt ihnen nichts, weil sie ihre Sprache nicht verstehen. Unsere Monatsschrift „Die Heimat" möchte helfen, daß die Sprache der Natur richtig übersetzt werde. Der Landeskunde: Als unsere Zeit noch nicht im Zeichen des Verkehrs stand, war die Eigenart der einzelnen Stämme viel mehr ausgeprägt: Sprache, Sitten, Regierungsform. Der Partikularismus hat seine Schattenseiten gehabt; das ist vorbei. Der Friese ist ein ebenso guter Deutscher wie der

Dithmarscher, wie der Hesse, wie der Schwabe usw. Eine andere Gefahr liegt in unserer alles nivellierenden Zeit: Männer und Frauen mit urwüchsiger Kraft und mit urwüchsigem Gemüt werden immer seltenere Erscheinungen; die Zeit strebt hin auf den von allerlei Eigentümlichkeiten entkleideten Durchschnittsmenschen. Aufhalten können wir diesen Prozeß nicht, wohl aber verlangsamern und das Schlimmste fernhalten. Dahin strebt unser Verein. Nur der, der fest in seiner Heimat wurzelt, ist ein guter Deutscher. Das alte derbe Wort der Friesen bleibt ewig wahr: „Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt, ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert!“ Wir stehen auf deutschnationalem Boden. Möge auch die heutige Versammlung dazu beitragen, deutsches Empfinden zu wecken und zu stärken! — Es erhielt das Wort Bürgermeister Wiese-Friedrichstadt: Als vor einiger Zeit die städtische Behörde die Einladung an den Verein ergehen ließ, war sich dieselbe wohl bewußt, daß die Stadt wenig zu bieten habe. Friedrichstadt ist die jüngste Stadt, wenn wir uns das Jahr der Gründung (1621) vor Augen halten; blicken wir auf die Verleihung des Stadtrechts, so gibt es allerdings noch jüngere Städte in unserer Provinz. Die wenigen Bauten, die als Kunstdenkmäler angesprochen werden konnten, sind durch das Bombardement von 1850 zum größten Teile zerstört worden. Die Lage der Stadt inmitten der Niederung ist wenig reizvoll. Immerhin ist es eine Freude, eine so stattliche Versammlung im Namen der Stadt begrüßen zu dürfen. Er ruft derselben ein herzliches Willkommen zu mit dem Wunsche, daß die Bestrebungen des Vereins durch die heutige Versammlung ein Sporn zum Eintritt vieler in den Verein werden möge. — Der Vorsitzende dankte dem Stadtoberhaupt für seine warmen Begrüßungsworte und verlas zunächst ein Begrüßungsschreiben unseres Ehrenmitgliedes, Hauptlehrers a. D. Callsen-Flensburg, der durch Krankheit am Erscheinen verhindert war. Auch unser Mitglied, Regierungs-Assessor von Hedemann-Hildesheim, hatte der Versammlung einen schriftlichen Gruß zugestellt.

Unser Kassenführer, Fr. Lorentzen-Kiel, erstattete den Rechnungsbericht.

Einnahmen:

Kassenbestand von 1902	177,41 M.
Jahresbeiträge für 1901	12,00 „
„ „ 1902	5926,05 „
Ältere Jahrgänge, Einzelhefte	68,95 „
Klischees	15,20 „
Anzeigengebühr aus Jahrgang 1901	57,51 „
„ „ „ 1902	158,87 „
Zinsen	36,77 „
Sonstiges	2,70 „
Zusammen	6455,46 M.

Ausgaben:

Druckkosten der „Heimat“ 1902	2996,90 M.
Klischees	244,85 „
Expedition (Porto, Material, Vergütung)	1598,81 „
Honorar der Mitarbeiter	594,25 „
„ des Vorstandes	420,00 „
Porto und Reisekosten	281,59 „
Generalversammlung	84,40 „
Inventar, Briefpapier, Drucksachen	109,30 „
Sonstiges	49,10 „
	6379,20 M.
Kassebehalt	76,26 „
	6455,46 M.

Der Kassenführer verfehlte nicht, darauf hinzuweisen, wie durch den auf 2,50 M. erhöhten Beitrag die Leistungsfähigkeit zu gunsten einer besseren Ausstattung unserer Monatsschrift mit Bildern (siehe den Posten für Klischees) erhöht worden sei; ferner sei der Verein in die Lage gesetzt worden, auch die kleineren Beiträge (Mitteilungen) mit 4 Pf. die Zeile zu honorieren. — Auf grund der zur allgemeinen Einsichtnahme vorgelegten, von den Revisoren Wischer und Bach geprüften Rechnung wurde dem Kassenführer Entlastung erteilt.

Schriftleiter und Schriftführer hatten nichts Besonderes zu berichten.

Der bisherige Schriftleiter, Rektor Lund-Kiel, hat sich schon vor längerer Zeit genötigt gesehen, sich durch Abgabe der Schriftleitung an seinen Vertreter zu entlasten, hauptsächlich aus Rücksichtnahme auf seine Gesundheit, dann aber auch infolge vieler nicht wohl abzuweisender Arbeiten. Er ist auch jetzt noch nicht in der Lage, seine derzeit mit

Fleiß und Geschick geübte Redaktionsführung wieder zu übernehmen. Die Versammlung stimmte dem Vorschlage des geschäftsführenden Ausschusses, Rektor Eckmann-Ellerbek, der bisher die Schriftleitung in Stellvertretung geführt hat, zum Schriftleiter der „Heimat" und Rektor Lund zum stellvertretenden Schriftleiter zu wählen, einmütig zu.

Die nach dem Turnus ausscheidenden Beisitzenden, Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann und Stadtrat Ferd. Kähler, beide in Kiel, wurden einstimmig wiedergewählt.

Zu Rechnungsprüfern ernannte die Versammlung Lehrer Karl Jessen und Techniker Karl Radunz aus Kiel.

Damit war das Geschäftliche kurzerhand erledigt und dem Hauptteil der Tagesordnung soviel Zeit gegeben, daß alle drei Vorträge zu Gehör kommen konnten, ohne damit die Aufmerksamkeit der Hörer über Gebühr anzuspannen. Es kamen nacheinander zum Wort:

1. Professor Kauffmann-Kiel: **„Die Hauptprobleme der Volkskunde."**
2. Königl. Oberfischmeister A. Hinkelmann-Kiel.: **„Die neuesten Ergebnisse der Versuchsfischerei auf dem Kaiser Wilhelms-Kanal mit besonderer Berücksichtigung des Herings."**
   Eine Reihe sorgfältig hergerichteter Präparate (u. a. Heringslaich von Sehestedt, junge, eben erst dem Ei entschlüpfte Heringe, ferner Heringe in allen Größen, Plankton, junge Flunder, Zander, Barsche, Ost- und Nordseekrabben), verschiedene Original-Aufnahmen vom Dienstfahrzeug, von Heringsfängen, von einer Wade, von Taschenkrebsen, welche mit Miesmuscheln und Seepocken besetzt sind, machten während des Vortrags die Runde und erweckten berechtigtes Interesse.

(Pause.)

3. Pastor D. Sax-Friedrichstadt (ein gebürtiger Holländer und Prediger in der Remonstrantengemeinde): **„Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt."**

Alle Referenten ernteten für ihre Ausführungen lebhaften Beifall. Eines Referats an dieser Stelle bedarf es nicht, weil die Vorträge demnächst in der „Heimat" veröffentlicht werden.

Geheimer Baurat Mühlke aus Schleswig, der gewiß noch in letzter Stunde verhindert war, persönlich zu erscheinen, hatte unter dem 30. April folgende Resolution dem geschäftsführenden Ausschuß zugestellt: „Die Stadtgemeinde oder, wenn dies nicht angängig ist, eine lokale zu dem Zwecke zu gründende Vereinigung möge zunächst die bessere Unterhaltung, später die würdige Wiederherstellung des vorderen Gebäudeteiles der alten Münze in die Hand nehmen."

Die Schriftleitung der „Heimat" wird Gelegenheit nehmen, Beschreibung und Abbildung der Münze in der „Heimat" zu veröffentlichen. In der „Denkmalspflege" (Berlin) ist vor kurzem auf Anregung des Geh. Baurats Mühlke ein interessanter Aufsatz des Baurats Krause erschienen, betitelt: „Friedrichstadt eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein"; die Münze findet durch Wort und Bild eingehende Erläuterung. Geh. Baurat Mühlke hatte empfohlen, die Münze als Volksbibliothek, Stadtarchiv oder ein kleines Museum, am besten alles zusammen, einzurichten.

Die vom Vorsitzenden vorgelesene Resolution gab Veranlassung zu einem regen Meinungsaustausch, an welchem sich die Herren Professor Kauffmann-Kiel, Gymnasiallehrer Voß-Husum, Bürgermeister Wiese-Friedrichstadt, Lehrer Martens-Friedrichstadt und der Vorsitzende beteiligten. Alle sprachen sich für die Annahme der Resolution aus. Schließlich wurde beschlossen, dem Ortskomitee und dem geschäftsführenden Ausschuß den Verfolg der Angelegenheit zu übertragen.

Schluß der Versammlung gegen 2 Uhr.

Das Festmahl erfreute sich großen Zuspruchs. Unter den Gästen bemerkten wir auch Pastor Frenssen-Meldorf. Den Kaisertoast sprach Seminarlehrer a. D. Claussen-Friedrichstadt, Pastor Sax-Friedrichstadt weihte seiner neuen Heimat sein Glas, Oberrealschullehrer Wischer-Kiel feierte die Damen, Bürgermeister Wiese-Friedrichstadt gedachte des Ortskomitees, der Unterzeichnete erstattete namens des geschäftsführenden Ausschusses den Referenten den Dank, Lehrer Fr. Lorentzen-Kiel gedachte der beiden Schriftleiter. Fritz Wischer ließ sich auf vielseitiges Bitten dazu herbei, auch bei Tisch noch einige Rezitationen darzubieten: so erblühte auf dem vom Wirte wohl vorbereiteten materiellen Boden Frohsinn und Gemütlichkeit.

Die Stunde des Abschieds schlug zu früh; 6^{18} führte der Zug die Mehrzahl der Gäste an ihre Heimstätten zurück.

Mag auch die Zahl der von auswärts zur Versammlung herbeigeeilten Mitglieder relativ gering genug gewesen sein, eines ist der Versammlung gelungen: ein kräftiges Reis unseres Heimatbaumes ist in Friedrichstadt gepflanzt worden. Möchte dasselbe gedeihen und edle Früchte zeitigen!

Kiel, am 6. Juni 1903. Der Schriftführer: Barfod.



Trinkreime.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Broder, ik un du,
Wi wöllt na Buxtehu;
Wi wöllt den Burn in'n Keller krupen
Un wöllt em all dat Beer utsupen.
(Eschenburg in Holm.)
(Vergl. Handelmann, Topograph. Volkshumor S. 17.)

2. Broder, ik un du,
Wi sind den Burn tru;
Wi wöllt em in den Keller krupen
Un wöllt em all den Köm utsupen.
Broder, ik un du,
Wi sind den Burn tru.
Fürstentum Lübeck.

3. Huch hei! Abenstaken,
Morgen wöllt wi Mandag maken;
Wi wöllt den Burn in'n Keller krupen
Un wöllt em all de Melk (dat Beer) utsupen.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.

4. Een, twee, dree, veer, fief,
Wi güng'n tosam in'n Krieg;
Wi wolln den Burn dat Beer utsupen
Un konn nich in den Keller krupen.
(Eschenburg in Holm.)

5. Si, sa, bitter, Beer,
Woll, dat 't morgen Sünndag węr;
Wöllt in Krögers Keller krupen,
Wöllt em all dat Beer utsupen,
Wenn he kömmt un will uns slan,
Wöllt wi segg'n, wi hebt 't nich dan.
(Suck in Oldesloe.)

6. Holler, boller, bitter, Beer,
Nu wöllt wi mal supen,
Mit de lütte Krögerdeern
In den Keller krupen.
Pinneberg. (Eschenburg in Holm.)

7. Ach, wie bin ich müde,
Ach, wie bin ich matt;
Mudder, lang mi den Buddel mal her,[1])
Ik hef so lang keen' hatt.
[1]) oder: Lang mi mal den Kömbuddel her.
Fürstentum Lübeck.

8. Morgen is Micheli,
Fru, lang mi den Buddel mal her,
Es dauert nich immer un ewig;
Fru, lang mi 'n mal her.
(Eschenburg in Holm.)

9. Een son (oll) lütt Kaffeekann
Kost man dree Sößling,
Mudder (Marie), lang mi den (Teeputt) Buddel mal her,
Ik bün so döstig.

10. Ik güng mal na 'n Olengamm to Köst;
Ik meen, ik woll recht lustig sien,
Un söp mi vull von Brandewien
Vor Fröst, vor Fröst.
(Altengamme, Dorf in den Vierlanden.
Handelmann, Top. Volkshumor S. 40.)

11. Kaiser Karolus de harr een Peerd,
Dat wär een Schimmelstute,
Dat een Og wär nich vęl wert,
Dat anner wär rein ute.
Rein ute, rein ute, rein ute
Un wischt sik nu (aff) de Snute.
(Suck in Oldesloe.)



Mitteilung.

Alte Inschriften. (Aus P. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.")

9. Tade Hans Baudix, Stienke Tadens. Bet hierto heeft uns den Heer geholpen. Anno 1766. (Auf der Hallig Hooge.)

10. Wie Gott es füget, so mir genüget; Nur wünsche zu erwerben ein seliges Sterben. (Über dem Alkoven im selben Hause auf Hooge.)

11. Durch Glück und Walfischfang gibt Gott mir Haus und Land.
(An einer Stubentür auf der Hallig Nordmarsch.)

12. Das dein und mein soll einert sein. Das Weltgebäu vergeht; der Himmel wird alleiu das rechte Vaterland und unser Erbe sein.
Gott, auf dem ich allzeit trau,
Wolle behüten diesen Bau.
Alle, die mich kennen und mich nennen,
Wünsche ich, was sie mich gönnen.
(Eingemauerte Platten aus Ton an einem Hause zu Nieblum auf Föhr.)

Flensburg. J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 9. September 1903.

Die Hauptprobleme der Volkskunde.[1])

Von Professor Dr. **Fr. Kauffmann** in Kiel.

Unser Verein wurde zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein begründet. Es ist mir nicht bekannt, weshalb neben der Natur- und der Landeskunde nicht auch die Volkskunde als selbständiges Arbeitsgebiet im Titel unsers Vereins hervorgehoben worden ist.

Zwar ist der Name, den der Verein führt, nicht ganz gleichgültig — die Außenstehenden können durch eine ungenügende Bezeichnung irregeführt werden — ausschlaggebend ist die von den Mitgliedern entfaltete Tätigkeit. Und diese hat sich von Anfang an nicht auf die Natur- und Landeskunde beschränkt. Nach dem Programm von 1891 soll im Verein auch die Volkskunde gepflegt, soll dazu angeregt werden, daß unsers Volkes Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Lieder und Spiele gesammelt und belehrende Aufsätze darüber in der „Heimat" veröffentlicht werden. Wir dürfen mit Befriedigung konstatieren, daß auch für Volkskunde zahlreiche und reichhaltige Artikel im Vereinsorgan zum Abdruck gelangt sind. Ich erinnere z. B. an die der heimischen Volkssprache, dem Aberglauben, den Rechtsbräuchen, der Volkspoesie gewidmeten Aufsätze und Mitteilungen, unter denen als Hauptleistung die von Prof. Wisser gesammelten Märchen hervorragen.

Herkömmlicherweise wurden von der Schriftleitung zwei Rubriken gebildet: 1. Geschichte, Altertumskunde und Volkskunde, 2. Natur- und Landeskunde. Seit 1897 ist dies geändert und der Inhalt der „Heimat" auf Altertumskunde, Geschichte, Kulturgeschichte, Landeskunde, Naturkunde, Volkskunde verteilt worden. Ganz korrekt ist neben Kulturgeschichte eine besondere Abteilung Volkskunde beibehalten worden, aber man gewinnt doch den Eindruck, als werde im Verein die Volkskunde nicht voll gewürdigt oder als herrschten über diesen Zweig unserer gemeinsamen Arbeit nicht völlig geklärte Vorstellungen.

Vielleicht wäre der Wunsch gerechtfertigt, der Verein möge in Anbetracht der Verdienste, die er sich um die Volkskunde erworben hat, ausdrücklich für diese Disziplin mit seinem Namen eintreten und sich fortan als Verein für Natur-, Landes- und Volkskunde bezeichnen.

Doch ist darauf kein großes Gewicht zu legen. Das Wesentliche ist, daß ein so wichtiges, vom Verein tatsächlich okkupiertes Arbeitsfeld, wie es die Volkskunde ist, nicht hinter den sonstigen Interessen zu kurz komme und daß man sich darüber klar werde, welche Aufgaben und hauptsächlichen Probleme gerade die Volkskunde an den Vaterlandsfreund, den Sammler, den Forscher stellt.

[1]) Referat auf der 13. Generalversammlung zu Friedrichstadt.

Die Volkskunde gehört ja zur Landeskunde, wenn man das Wort in seinem weitesten Sinne versteht; vom Land ist das Volk nicht zu trennen. Gewöhnlich fassen wir aber unter Landeskunde nur diejenigen Bestrebungen zusammen, die auf die Erforschung des Landes und seiner Bevölkerung nach ihrer politischen, sozialen und anthropologischen Seite gerichtet sind. Ihnen steht die auf die Erforschung des Geisteslebens des Volkes gerichtete Arbeit gegenüber, die wir zur Volkskunde auszugestalten trachten, d. h. zum Wissen von der Volksseele. Hier handelt sich's im wesentlichen um Volkspsychologie, sei es Individualpsychologie, die sich auf einzelne, sei es Kollektivpsychologie, die sich auf ganze Volkskreise, das gemeinsame Volkstum bezieht. Die schönen deutschen Wörter Volkstum und volkstümlich sind erst moderne Bildungen. Wir verdanken sie dem Turnvater Jahn, der 1810 ein Buch über deutsches Volkstum veröffentlicht hat, in dem er aufzeigen wollte, daß ein uns alle verbindendes, ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben im deutschen Volk walte. Es sind die elementaren Regungen der Volksseele. Und diese pflegen wir nicht als zur Landeskunde gehörig zu betrachten.

Sie fallen der Volkskunde anheim.

Was wir Volkskunde nennen, heißt im Ausland seit 1846 Folklore. Dies englische Wort besagt sehr treffend, um welche Stoffe es in der Volkskunde sich handelt. Folklore d. i. „Volkswissen“ umfaßt alles, was das Volk weiß im Gegensatz zum Wissen der Gelehrten, die das Volk (vielleicht nicht immer ganz gerecht) als die Verkehrten beurteilt. Volkskunde ist, sofern sie wissenschaftlich betrieben wird, Erforschung des geistigen Kapitals eines Volks und erstreckt sich auf Volksweisheit, Volksglauben, Volkssitte, Volksbrauch, Volkspoesie, Volkskunst.

Landeskunde ist nicht psychologisch, sondern statistisch angelegt. Wir erhalten durch sie eine Übersicht über Wirtschaft, Handwerk, Gewerbe, Ansiedelung, Dorfanlage, Hausbau, Bevölkerung nach ihrer nationalen und anthropologischen Zusammensetzung und ihrer ständischen Gliederung. Volkskunde ist nicht eine statistische, sondern eine historische Disziplin und erstreckt sich vornehmlich auf das, was verloren geht, wenn in einem Lande die Sprache eines Volksstammes verschwindet, wie an unserer Westküste die Sprache der Friesen. Mit der Sprache der Friesen verschwindet alles, was unter ihnen sprachlichen Ausdruck gefunden hatte, verschwindet zumeist die Poesie dieses Volks. Daher müssen wir gerade in diesem Bezirk nachdrücklich an den nordfriesischen Verein appellieren, daß er die Pflege der Volkskunde ja nicht versäume und mit Aufbietung aller Kräfte sammle und arbeite, ehe es zu spät ist.

Vielfach glaubt man Volkskunde mit Kulturgeschichte zusammenfassen zu sollen. Das ist nur insofern begründet, als auf denselben Gebieten wie der Folklorist auch der Kulturhistoriker tätig ist. Aber bei aller Gemeinsamkeit der Arbeitsgebiete sind sie getrennt durch die verschiedene Arbeitsmethode. Der Folklorist hat andere Richtlinien der Forschung und andere wissenschaftliche Ziele. Ist das Ziel des Kulturhistorikers die Erkenntnis der Kulturerrungenschaften, die ein Volk in längeren oder kürzeren Zeiträumen fortschreitend zu erwerben verstanden hat, so richtet die Volkskunde ihr Ziel auf all das, was trotz der durch Bildung und Aufklärung, Technik und Wissenschaft herbeigeführten Fortschritte rückständig geblieben, was aus der Zeit der Ahnen und Urahnen im hellen Licht einer kulturstolzen Gegenwart erhalten ist. In der Kulturgeschichte folgen wir der fortschreitenden Entwicklung europäischer Zivilisation zu immer höheren Formen. Die Volkskunde beschäftigt sich mit so kulturwidrigen Dingen, wie der

Aberglaube es ist, und gräbt nach Überbleibseln, Überlebseln (»survivals«) überwundener Kulturstufen, für die eine verbildete moderne Gesellschaft nur Spott und Verachtung übrig hat. Wer an die Trugbilder der Mode sich verkauft, büßt den Sinn für das Volkstümliche, d. h. für das allgemein Menschliche ein. Dies hat sich rein und reich erhalten bei den Unverbildeten — Toren und Gecken sagen „Ungebildeten" — bei denen, die wir mit besonderem Accent „das Volk" nennen. Der Kulturhistoriker schildert die Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntnis oder künstlerischer Darstellung aus ferneren oder näheren Epochen, der Volksforscher geht der uralten Volksweisheit nach, die in Sprüchen und Redensarten von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt und trotz aller Aufklärung nicht preisgegeben wird; der Volksforscher geht nicht der in immer neuen Experimenten sich erprobenden Höhenkunst, sondern einer den alten Mustern treu bleibenden Volkskunst nach, die in den schlichten Tönen des Volksliedes und in den klaren Linien des Dorfschnitzers uns alle bezaubert. Kurzum, was das Volk weiß und kann, untersuchen wir in unserem Kreis nicht auf seinen Wert als Kulturerrungenschaft — das ist Sache der Kulturgeschichte —, sondern auf seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit, von der Überzeugung getragen, daß das Vergangene nicht vergangen ist, sondern im Gegenwärtigen und Zukünftigen lebendig fortwirkt.

Es hat sich bereits gezeigt, daß wir das sittliche, religiöse, künstlerische, politische Leben der Nation aus dem Zentrum der Volkskunde in einem neuen Licht erschauen. Wie hat sich die Rechtswissenschaft verjüngt in der Erforschung des Rechtslebens unsers eigenen alten Volkstums! Bei W. H. Riehl hat die Nationalökonomie einen neuen Boden gewonnen durch die Erkenntnis, daß die Gesetze aller Wirtschaft Hand in Hand gehen mit der historischen Volksentwicklung;[1]) auf Grund der Volkskunde bemüht sich jetzt Professor Bücher, neue Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen: sein Buch „Arbeit und Rhythmus" ist die Hauptleistung der Volkskunde geworden. Auch die Theologie verspürt mehr und mehr die Einwirkung folkloristischen Studiums und beginnt da und dort sich zur Religionsgeschichte zu wandeln. Das glänzendste Beispiel für die Fruchtbarkeit volkskundlicher Forschungsmethode bietet aber die Sprachwissenschaft, die so, wie sie in der Gegenwart betrieben wird, ganz und gar durch folkloristische Gesichtspunkte bestimmt ist. Doch ist Volkskunde eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Zufrühst ist die systematische Arbeit der Volkspoesie und der Volkssprache zu gut gekommen (Märchen der Brüder Grimm, Erforschung der bayrischen Mundarten durch Schmeller), allmählich wandte man sich dem volkstümlichen Recht, den Volkssitten und Gebräuchen, der Volksreligion und dem Aberglauben zu. Neben Grimm und Schmeller sind Riehl und Wuttke, Hildebrand, Köhler, Liebrecht und Bolte die verdientesten Mitarbeiter. Zu höchstem Ansehen ist mit den Jahren der aus unserm Friedrichstadt gebürtige Wilhelm Mannhardt gelangt.

Es ist einer der schönsten Ruhmestitel Schleswig-Holsteins, daß es dem deutschen Vaterlande die Gelehrten geschenkt hat, die im 19. Jahrhundert die historischen Wissenschaften zu solcher Blüte gebracht haben, daß sie die Bewunderung der Welt finden: Niebuhr und Mommsen, Waitz und Wattenbach, Müllenhoff und Mannhardt. In den jedem Schleswig-Holsteiner teuren Kreis der Mommsen, Storm und Müllenhoff gehört der im Auslande weit mehr als im Vaterlande gewürdigte Friedrichstädter Wilhelm Mannhardt (geb. 26. März 1831, gest. 25. Dezember 1880). In einem äußerlich gar armen Leben voller Leiden und Enttäuschungen hat er Bewundernswürdiges geleistet. Nie hat jemand, sagte W. Scherer, mit größerem Ernst und größerem Erfolg seine Kraft auf die Volks-

[1]) Vergl. seinen 1858 erschienenen Aufsatz „Die Volkskunde als Wissenschaft."

kunde konzentriert und durch sein Beispiel der Zukunft größere Aufgaben gestellt als Mannhardt. Er fing damit an, von Danzig aus, wo sein Vater seit 1836 als Mennonitenprediger wirkte, pomerellische Volksüberlieferungen zu sammeln; 1855 bereitete er einen Kinderliederschatz vor, gab die Zeitschrift für Mythologie und Sittengeschichte heraus und bemühte sich, an die Stelle unklarer Ideen bestimmte Begriffe zu setzen, Entstehungszeit, Abstammung und Verbreitung der Märchen zu erforschen, Sagen und Lieder in ihrem Entwicklungsgang möglichst hoch hinauf zu verfolgen, Sitten und Rechtsbräuche in den älteren Belegen aufzuspüren und zu ausgedehnterem Studium der Muttersprache aufzumuntern. 1860 setzte er sich mit der bayrischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung, aber erst die Zustimmung der Berliner Akademie und die ihm von König und Ministerium bewilligte Unterstützung brachten ihn vorwärts bei seinem Plan, einen großen *Quellenschatz germanischer Volksüberlieferung* zustande zu bringen. Leider brach seine Gesundheit zusammen, nur teilweise gelang es ihm, die Ernte in die Scheunen zu schaffen (Roggenwolf 1865. Korndämonen 1868. Wald- und Feldkulte 1875—77. Mythologische Forschungen 1884), sein Nachlaß ruht auf der Universitätsbibliothek in Berlin.

Er ging von dem Gedanken aus, daß in der Vorstellung des Volkes, in Volkssitte und Volksglaube sich bedeutsame Reste untergegangener Kulturstufen abgelagert hätten. Wie in einem Gebirge, sagt er, sich die organischen Reste verschiedener Erdbildungsperioden übereinander ablagern, so bewahrt das Gedächtnis des Volkes unbewußt Ablagerungen der verschiedenen Kulturepochen, die es je durchgemacht hat. Die Entwicklungsphasen und Lebensformen, welche der geistige Zustand der Menschheit allmählich durchlaufen hat, zählen in heutigen Völkern der Erde noch lebende Vertreter. In der Beobachtung dieser besitzen wir ein treffliches Hilfsmittel, um die früheren Kulturstufen zu studieren, die Petrefakten der Vergangenheit wieder lebendig zu machen, einen Stammbaum unserer modernen Ideenwelt aufzustellen. „*Daher ist es heilige Pflicht unserer Generation, vom Leben der Vorväter zu bewahren oder zu sammeln, was erhalten geblieben ist. Wir laden eine schwere Schuld auf uns und die Nachwelt wird uns bitter anklagen, wenn wir es verabsäumen.*"

Stets blieben seine Bestrebungen in erster Linie auf den wissenschaftlichen Aufbau einer germanischen Mythologie gerichtet. Quelle war ihm aber nicht der Mythus, sondern der religiöse Brauch und der Glaube des Volkes. Er hat sich daher allmählich von den herrschenden Richtungen losgelöst und uns von der Überschätzung der Mythen befreit. Die Zeremonien und die Gebräuche, nicht die darüber umlaufenden mythischen Dichtungen geben den Ausschlag. Deshalb erklärte er es für unumgänglich notwendig, ein Urkundenbuch des Folklore anzulegen.

Mannhardts Verdienst ist es, daß die Volkskunde in Europa und Amerika zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist. Unter Mannhardts Einfluß erwachte namentlich in Frankreich und England seit der Mitte der siebziger Jahre der Eifer, das volkstümliche Gut zu sammeln (Mélusine 1877, Folklore-Society 1878), in England wurde auch die Volkskunde der unzivilisierten Völker in den Bereich der Forschung gezogen und so eine vergleichende Volkskunde durch Männer wie Tylor, Spencer, Lang und Frazer begründet. Überall blühen jetzt diese Studien, besonders in Skandinavien. Schweden weist zahlreiche Vereine in den einzelnen Landschaften auf und entfaltet eine großartige Tätigkeit, Norwegen hat seit 1881 seinen Verein für Volkskunde, in Dänemark ist Grundtvig für sein Vaterland geworden, was für uns die Brüder Grimm sind, seit 1890 erscheint die vorzügliche folkloristische Zeitschrift »Dania,« unermüdlich wirken und schaffen in Jütland Lehrer Kristensen und Pastor Feilberg.

In Deutschland übernahm nach dem Tode Mannhardts der Lehrerstand die Führung und zwar zunächst in Schleswig-Holstein, in der Heimat Müllenhoffs und Mannhardts. Namen wie Höft und namentlich Carstens („Am Urdhsbrunnen" 1881) sind dankbar zu nennen. Erst 1891 kam „Die Heimat" heraus, und im selben Jahre begründete der frühere Kieler Professor Weinhold in Berlin die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1893 kamen die Blätter für pommersche Volkskunde, 1894 der Verein für bayrische Volkskunde und die schlesische Gesellschaft für Volkskunde, 1895 der Verein für österreichische Volkskunde, 1896 folgte Böhmen mit dem Egerland und eröffnete die schweizerische Gesellschaft für Volkskunde ihre Tätigkeit. Im selben Jahre erschien das schöne Buch von R. Andree „Volkskunde Braunschweigs," 1897 E. H. Meyers „Deutsche Volkskunde," Wuttkes „Sächsische Volkskunde" und im Anschluß daran trat der Verein für sächsische Volkskunde in die Öffentlichkeit; 1899 schlossen sich Blätter für hessische Volkskunde an, 1900 E. H. Meyers „Badisches Volksleben," Vogts „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen"; sehr bedeutsam und musterhaft sind die seit langen Jahren vorbereiteten, jetzt in zwei Bänden erschienenen „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen" von Wossidlo. Wir wollen hoffen, daß Schleswig-Holstein, das Mutterland der neueren volkskundlichen Bestrebungen, nicht zurückbleibt.

Zwei Klassen von Arbeitern sind unbedingt nötig. Die eine Klasse hat zu sammeln und aufzuzeichnen. Die andere Klasse hat die Aufgabe, das Rohmaterial wissenschaftlich, d. h. philologisch-historisch zu bearbeiten. Nicht wissenschaftlich geschulte Liebhaber sind als Sammler gar nicht zu entbehren und vermögen als solche, wenn sie treu und wahrhaftig ihre Pflicht tun, sehr verdienstlich zu wirken; „sie werden aber fürchterlich, wenn sie spekulieren und ihre Auffassungen mit übel verdauter Wissenschaft verquicken" (G. Meyer). Denn wie bei allen Äußerungen unmittelbaren Volkslebens gilt auch hier das Gesetz, daß eine Erscheinung nur historisch, daß sie nicht aus sich selbst heraus erklärt werden kann. Den Bau unserer Sprache hat niemand je zu erkennen vermocht ohne historisches Wissen und ohne Vergleichung fremder Sprachen: so kann die Volkskunde überhaupt nur zu Ergebnissen durchdringen als historisch-vergleichende Volkskunde, die Elemente des Volksdenkens und Volkswissens sind nach derselben Methode zu erforschen wie die Elemente der Volkssprache.[1]) Ja, die erste Vorbedingung für den Folkloristen ist Eindringen ins Volkstum durch Erforschung der Volkssprache. Denn nur wofür das Volk einen Namen hat, das ist sein wahres Besitztum. „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker," sagt einmal W. von Humboldt, und ein großer Philolog der Gegenwart, der um die Volkskunde hochverdiente Professor Usener in Bonn, hat neulich gesagt: „Der Wortschatz einer Volkssprache ist das große Buch, in dem die geistige Geschichte des Volkes eingetragen ist; wer dies Buch zu lesen versteht als geschichtliches Denkmal, vor dem liegt die ganze Entwicklung des Volkslebens."

Um unser schleswig-holsteinisches Volksleben zu veranschaulichen, gibt es also keine dringendere Aufgabe, als den volkstümlichen Wortschatz zu bearbeiten. Daher sind etliche Männer in Kiel zusammengetreten und haben einen Aufruf zu Sammlungen für ein schleswig-holsteinisches Wörterbuch ins Land gehen lassen. Es ist dies umfassende Werk als ein Repertorium schleswig-holsteinischer Volkskunde geplant. Darum gilt es, an allen Orten der Provinz Hand ans Werk zu legen und eifrig das volkstümliche Gut zu sammeln. Die Schleswig-Holsteiner werden das Vermächtnis Müllenhoffs und Mannhardts zu ehren und zu wahren wissen.

---

[1]) Vergl. Albrecht Dieterich, Über Wesen und Ziele der Volkskunde (Leipzig 1902). Karl Reuschel, Volkskundliche Streifzüge (Dresden und Leipzig 1903).

Anweisung zur Mitwirkung für das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch.

Zentralstelle: Dr. Mensing-Kiel.

I. Anweisung zur Sammeltätigkeit.

A. Allgemeine Grundsätze.

§ 1. Die volkstümlichen Bestandteile der plattdeutschen Sprache sind mit möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Planmäßig ist alles aufzuzeichnen: nicht bloß Hauptwörter, Eigenschaftswörter und Tätigkeitswörter, sondern auch mit besonderer Aufmerksamkeit Formwörter, d. h. Pronomina (er, ihr, wer), Zahlen, Partikeln (nun, freilich, gerade), Konjunktionen (als, wie), Interjektionen. Die Aufmerksamkeit darf nicht vorwiegend auf seltene Wörter, auf Kuriosa und Raritäten gerichtet werden. Sichtung und Auswahl des Sprachstoffes muß der Zentralstelle und dem wissenschaftlichen Bearbeiter in Kiel überlassen werden.

§ 2. Alle im Volksmund üblichen Wörter und Redensarten sind zu verzeichnen. Es sind zu berücksichtigen: 1. Wörter und Wendungen, die nur noch im Munde der Leute vorhanden sind und der hochdeutschen Schriftsprache fehlen; 2. Wörter und Wendungen, die im Plattdeutschen und zugleich auch im Hochdeutschen üblich sind, aber sei es nach der Form, sei es nach der Bedeutung Abweichungen aufweisen; 3. Wörter und Wendungen, die im Plattdeutschen und Hochdeutschen gleichlauten.

§ 3. Wünschenswert ist, daß nicht vereinzelte Wörter, sondern je auf besonderem Zettel ganze Sätze oder Sätzchen aufgeschrieben werden, damit man von einem bemerkenswerten plattdeutschen Wort sein Vorkommen und zugleich seine Verwendung und Geltung in der gesprochenen Rede kennen lerne und über den plattdeutschen Satzbau Aufschluß erhalte.

§ 4. Es darf nichts zugesetzt oder weggelassen werden. Die Aufzeichnungen müssen streng den echten Wortlaut haben, der ihnen in der plattdeutschen Umgangssprache eigentümlich ist. Verschönernde oder beschönigende Zusätze sind zu vermeiden, auch Derbheiten und Roheiten dürfen nicht abgeschwächt oder gar übergangen werden. Wahrheit muß die Richtschnur bleiben, wenn wir ein unverfälschtes Bild schleswig-holsteinischer Sprechweise gewinnen wollen.

B. Das Verfahren im einzelnen.

§ 5. Die Sammlungen für das Wörterbuch erstrecken sich: 1. auf die gedruckte oder geschriebene Literatur, 2. auf die lebendige plattdeutsche Volkssprache.

1. Gedruckte und geschriebene Literatur.

§ 6. Als Quellen liegen vor: Urkunden (auch deutsche Namen und Ausdrücke in lateinisch geschriebenen Urkunden); Rechtsbücher (lateinisch und plattdeutsch); Chroniken; handschriftlich erhaltene Aufzeichnungen jeder Art (z. B. sprachliche Sammlungen); ältere und neuere Drucke, namentlich neuere plattdeutsche Literatur und Wörterbücher; Inschriften an Häusern, auf Grabsteinen, Glocken und Geräten. Das Hauptaugenmerk bei den älteren geschriebenen oder gedruckten Texten ist auf die Idiotismen, d. h. auf dasjenige zu richten, was ihnen den Charakter schleswig-holsteinischer Sprachdenkmäler gibt. Die schriftsprachlichen Elemente der mittelniederdeutschen und frühniederdeutschen Texte brauchen nicht erschöpfend exzerpiert zu werden. Über einzelnen Wörtern darf auch hier der syntaktische Zusammenhang nicht außer acht gelassen werden.

2. Lebendige Volkssprache.

§ 7. Es werden gesammelt und aufgezeichnet: a. zusammenhängende Stücke, b. einzelne Wörter, Wendungen und Redensarten.

a. Sammlung zusammenhängender Stücke.

§ 8. Erwünscht und notwendig sind Aufzeichnungen plattdeutscher Erzählungen (Döntjes), Märchen, Sagen, Schwänke, Schnurren, Anekdoten, Witze, Sprichwörter, Gebete, abergläubischer Formeln, Wetterregeln, Volkslieder (womöglich mit Melodien), Kinderlieder (mit Melodien), Lieder, beim Spiel oder bei der Arbeit gesungen (mit Melodien), Abzählreime, Volksreime, Rätsel u. ähnl.

§ 9. Die Aufmerksamkeit ist dem zusammenhängenden Wortschatz der Volksspiele (Bosseln, Kegeln, Kartenspielen usw.) und der Kinderspiele ebenso zuzuwenden, wie den plattdeutschen Ausdrucksformen für die verschiedenen Gebiete menschlicher Arbeit (in Haus und Hof, Wald und Feld) und menschlicher Geselligkeit (essen und trinken, tanzen und singen usw.)

§ 10. Reich an den mannigfachsten Beziehungen ist das Naturleben gestaltet. Das Leben der Tiere ist im plattdeutschen Wortschatz auf grund scharfer Beobachtung vielgestaltig vertreten und sollte entsprechend in den Sammlungen berücksichtigt werden.

§ 11. Das Leben der Menschen von der Wiege bis zum Grabe und darüber hinaus spiegelt sich im Wortschatz und kann in zusammenhängender Aufzeichnung registriert werden.

§ 12. Die geheimnisvollen Beziehungen des Menschen zu Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Gespenstern und Hexen, Unterirdischen und Kobolden, Zwergen und Riesen usw. spielen in der Volkssprache eine wichtige Rolle und sind in möglichst erschöpfenden sprachlichen Sammlungen zu vereinigen.

b. Sammlung einzelner Wörter, Wendungen und Redensarten.

§ 13. Wir lenken die Aufmerksamkeit insonderheit auf grammatische Erscheinungen, wie Flexion (der Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Zeitwörter, Fürwörter, Tätigkeitswörter) und Wortbildung, Fremdwörter (volksetymologische Umdeutung) und Lehnwörter (aus dem lateinischen, französischen, englischen, holländischen, friesischen, dänischen), auf die syntaktische Wortfügung.

§ 14. Dankbar entgegengenommen werden vollständige Listen der an einem einzelnen Ort üblichen Personennamen (Vollformen und Kurzformen, Spott- und Necknamen), Lokalnamen (Ortsnamen, Flurnamen, Waldnamen; Namen für Flüsse, Bäche, Quellen, Seen; für Weide, Wiese und Hügel usw.), Gehöft- und Straßennamen.

§ 15. Wir bitten um vollständige Listen der plattdeutschen Namen der Tiere (Vögel, Fische, Insekten usw.), der Bäume und Pflanzen, der Steine und Metalle.

§ 16. Die Sprache einzelner Berufe unterscheidet sich von der Alltagssprache, daher Mitteilungen über die Sprache der Seeleute (Schiffer und Fischer), der Jäger, Hirten, Förster, Soldaten, Handwerksburschen willkommen sind. Das fahrende Volk (Zigeuner und Landstreicher, Diebe und Gauner) hat seinen eigenen Wortschatz, der noch nicht genügend bekannt ist.

§ 17. Alles, was zum Betrieb des Ackerbaus und der Viehzucht, des Weidwerks und des Handwerks, des Handels und Verkehrs dient, muß in echt plattdeutschen Bezeichnungen gesammelt werden (z. B. Namen der Werkzeuge und Geräte); auch die Geschäftspraxis (Gebräuche bei Kauf und Verkauf), die Gepflogenheiten bei Deich- und Wasserbauten, Zunftbräuche usw. verdienen Berücksichtigung.

§ 18. Das bürgerliche Leben an Werktag und Feiertag mit seinen Festbräuchen (zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten usw.) und das ländliche Leben (mit Feldbestellung, Aussaat, Ernte) bis in die letzten Reste des Bauernkalenders, der Volksmedizin (Namen der Krankheiten und Arzneimittel), des Aberglaubens und des Zauberwesens hinein soll durch Aufzeichnung der einzelnen sprachlichen Ausdrücke umschrieben werden.

§ 19. Man frage sich und halte Umfrage nach plattdeutschen Bezeichnungen, die üblich sind im Verkehr der Menschen (Grüße, Scheltwörter, Verwünschungen, Flüche), bei Geburt und Taufe, für Kind und Kindesleben, Lebensalter, Reifen der Geschlechter, Liebesverkehr, Verwandtschaft und Freundschaft, Gastlichkeit und Geselligkeit, Brautstand und Heirat, Ehe und Kameradschaft, Altern und Sterben. Oder um ein anderes Beispiel herauszugreifen: man sammle aus eigenem oder fremdem Sprachschatz die Bezeichnungen für Speisen und Getränke, für Gebackenes und Gebratenes, für Küchengerät und Hausrat, für Wohnung und Ausstattung, für Bauart und Tracht (nach Stoffen und Farben; Musterzeichnungen erwünscht); man verfolge die festlichen Veranstaltungen im Kreislauf des Jahres, man schildere die tägliche Arbeit in der Werkstatt oder im Garten (mit Angabe der Namen für Blumen, Gemüse und Kräuter), man verzeichne die Benennungen der einzelnen Gliedmaßen und Körperteile bei Menschen und Tieren usw.

§ 20. Jeder Sammler mag sich ein besonderes Gebiet wählen. **Jeder, auch der kleinste, Beitrag ist willkommen.** Bemerkt sei endlich noch, daß es uns auch um die **örtliche Verbreitung** der einzelnen Spracherscheinungen zu tun ist; es braucht also niemand zu fürchten, überflüssige Arbeit zu tun, wenn er bekannte und allgemein übliche Wortverbindungen und Redensarten verzeichnet.

II. Anweisung zum Ausfüllen der Zettel.

Die Zettel sind nur auf der Vorderseite zu beschreiben.

Für die Orthographie ist nur die eine Regel maßgebend: Schreib', **was** du sprichst und hörst; schreib', **wie** du sprichst.

Frei bleibt der durch die wagerechte Linie abgetrennte obere Teil des Zettels. Die durch die senkrechte Linie abgetrennte linke Seite des Zettels (außer dem oberen Rande) ist für die Angabe des Fundortes bestimmt. Bei Mitteilungen aus gedruckter oder geschriebener Literatur ist hier also Name des Verfassers, Titel des Buches, Vers-, Kapitel- oder Seitenzahl anzugeben in einer Weise, die ein bequemes Auffinden der Stelle ermöglicht. Bei dem aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sprachgut ist daselbst zu verzeichnen:

1. an welchem Orte die mitgeteilte Spracherscheinung beobachtet ist,
2. ob sie dort allgemein üblich ist (Zusatz: allg.), nur selten vorkommt (Zusatz: selt.), im Absterben begriffen ist (Zusatz: abst.) Bei seltenen Erscheinungen ist womöglich der Gewährsmann kurz zu kennzeichnen (Stand, ob Mann oder Frau, alt oder jung, eingesessen oder zugewandert).

Das Hauptfeld des Zettels ist für den Wortlaut der Mitteilung bestimmt. Kurze Erklärungen seltener oder eigenartig gebrauchter Wörter können unter dem Text hinzugefügt werden. Die Zettel dürfen bei der Einsendung nicht gebrochen werden. Im Interesse der Übersichtlichkeit wird dringend gebeten, für jede Mitteilung (Wort, Satz, Sprichwort, Reim usw.) einen besonderen Zettel zu verwenden, also nicht verschiedene Dinge auf demselben Zettel zu vereinigen.

Die zusammenhängenden Mitteilungen von plattdeutschen Erzählungen, Märchen und überhaupt aller längeren Texte, die sich auf einem Zettel nicht unterbringen lassen, bitten wir auf lose Quartblätter zu schreiben, die nur auf einer Seite beschrieben werden dürfen.

Es wird dringend gebeten, alle Mitteilungen in klarer und deutlicher Handschrift zu machen.

Jede nähere Auskunft wird von der Zentralstelle gern erteilt; von ihr können auch Zettel und Anweisungen in beliebiger Menge unentgeltlich bezogen werden.

Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg.[1])

Von Geheimen Baurat K. **Mühlke** in Schleswig.

Wie in Professor Dr. Haupts Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Schleswig-Holstein ausführlicher geschildert wird, ist die Stadt Flensburg nicht reich an wichtigeren profanen Bauwerken alter Zeit. Von den stattlichen Bürger-



Abb. 1. Ansicht von der Norderstraße.

[1]) Entnommen aus der „Denkmalpflege," Verlag v. Wilhelm Ernst u. Sohn in Berlin.

häusern des Mittelalters und der Renaissancezeit muß eins nach dem andern der Neuerungssucht weichen, und namentlich unter den einfacheren Backsteinbauten des 16. und 17. Jahrhunderts wird in neuester Zeit bedenklich aufgeräumt. Die letzten Überreste der Duburg, der auf der Höhe neben der Altstadt sich einst erhebenden landesherrlichen Feste, sind in den letzten Jahren der Bebauung des Bergrückens mit Wohnhäusern zum Opfer gefallen. Von den wehrhaften Mauern der Altstadt standen 1799 noch drei offene und fünf geschlossene Tore. Jetzt ist das Nordertor der letzte Überrest derselben, und um die Erhaltung oder Niederreißung dieses wird jetzt ein Streit geführt, der wegen seines allgemeinen Interesses hier näher beleuchtet werden soll.

Das Nordertor in Flensburg, neben dem Krempertor zu Neustadt in Holstein das einzige erhaltene Stadttor Schleswig-Holsteins, erhebt sich am Ende der Norderstraße, letztere quer überbrückend, und trennt so die nördlich sich noch weit erstreckenden Viertel der Neustadt von dem alten Stadtweichbilde. Während westlich des Tores an Stelle der alten Stadtmauer ein später errichtetes Wohnhaus sich



Abb. 2. Nordertor. Ansicht von Südosten.

unmittelbar an das Tormauerwerk anschließt, sind östlich desselben vor nicht zu langer Zeit alle Anbauten entfernt worden, und ist hier ein ziemlich unregelmäßiger Platz geschaffen, in welchen der Torbau mit seiner Flanke hineinspringt (vergl. Abb. 2).

Dr. Haupt gibt in seinen Kunstdenkmälern eine Skizze der Außenansicht der Baulichkeiten vom Jahre 1884 wieder, nach welcher das Tor noch von beiden Seiten eingebaut war. Der ziemlich breite Torbogen ist zur Durchführung des Pferdebahngleises und zweier schmaler Bürgersteige eingerichtet, nachdem man den anscheinend früher rundbogig geschlossenen Gurtbogen durch Abschlagen der Widerlager zu einem Korbbogen erweitert hatte. Das Innere des Tores ist als Tonne mit vier Stichkappen überwölbt. Die Widerlager werden von zwei Mauergevierten gebildet. Die von letzteren umschlossenen Räume sind in Höhe des Bogenanfangs durch eine Balkenlage in zwei Stockwerke geteilt. Im östlichen Widerlager ist die alte steinerne Wendeltreppe erhalten, welche zugleich den Zugang zu dem geräumigen Gelasse über dem Torbogen vermittelt. Wie die alte Benutzung und

Einteilung der verschiedenen Räumlichkeiten gewesen sein mag, läßt sich jetzt schwer feststellen. Jedenfalls stammen die inneren Scheidewände, welche aus Ziegeln kleinen Formats gemauert sind, nicht aus der Zeit des ursprünglichen Baues.

An der nördlichen Außenseite des Tores sind über dem Bogen zwei Wappenschilder angebracht. Das linke zeigt den Namenszug Christians IV. und die Inschrift: »Regna firmat pietas.« Das rechtsseitige Schild gibt neben dem Stadtwappen Auskunft über die 1767 erfolgte Wiederherstellung des Bauwerkes und trägt die deutsche Inschrift: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt." Die breitgelagerten Staffelgiebel der Außen- und Innenfront haben alle Merkmale der Backsteingiebel der Bürgerhäuser Flensburgs und der benachbarten Stadt Husum aus dem 16. Jahrhundert. Der obere Abschluß der Nischen, welcher durch zwei von einem Kragstein getragene Rundbogen bewirkt wird, war noch im 17. Jahrhundert eine an den Bauernhäusern der friesischen Westküste des Landes übliche Form. Der Bau macht in seinen gedrungenen, trotzigen Formen trotz des Fehlens von Einrichtungen, welche auf seine frühere Bestimmung als Wehrbau schließen lassen, noch heute einen eigenartigen Eindruck und bildet einen malerischen Abschluß des Straßenbildes der Norderstraße, wie dies die vom Maler Dreesen zur Verfügung gestellte Photographie (Abb. 1) wiedergibt.

Jetzige Bauflucht.
Neue Bauflucht.

Abb. 3. Lageplan.
Vorschlag für den Umbau der Umgebung des Tores.

Obgleich der Kern der alten Mauern noch unversehrt ist, erscheint der Bau doch recht verwahrlost. Nicht einmal das Dach ist dicht unterhalten, so daß Schnee und Regen ihr Zerstörungswerk ungehindert fortsetzen. Das Innere ist im übrigen durch die späteren Einbauten entstellt. Im Äußeren sind zwar Anzeichen der beginnenden Verwitterung einzelner Stellen der Außenfront zu finden, aber im großen und ganzen steht das alte Ziegelmaterial noch seinen Mann. Die jetzige Ausbildung der rechteckigen Fenster scheint kaum die ursprüngliche zu sein. Wahrscheinlich stammt sie aus der Zeit, da die inneren Räume ihren ursprünglichen Zwecken entzogen und für Wohnzwecke umgebaut wurden.

Das weitere Schicksal des Bauwerkes hat die städtischen Behörden schon jahrelang beschäftigt. Wie ein Zeitungsbericht vom September 1901 hervorhebt, empfindet die Bürgerschaft das Nordertor nur als ein Verkehrshindernis, dessen graues, unansehnliches (!) Gemäuer mit seinem engen, niedrigen Gewölbe abgebrochen werden müßte. Daß es sich um ein von den Vorfahren der heutigen Bürgerschaft errichtetes geschichtliches Baudenkmal und zwar um die letzten Überreste und ein Wahrzeichen der einstigen Wehrhaftigkeit der Stadt handelt, und deshalb allein gerade die Bürgerschaft den größten Wert darauf legen müßte, den Bau zu erhalten, hiervon haben sich die maßgebenden Vertreter der Stadtgemeinde in ihrer Mehrheit noch nicht überzeugen können. Da der Regierung die rechtliche Handhabe fehlt, die würdige Wiederherstellung des Bauwerkes zu erzwingen, so hat der Magistrat zunächst durch das Stadtbauamt nur die dringendsten Wiederherstellungsarbeiten veranschlagen lassen. Diese Arbeiten erfordern einen Kostenaufwand von 2400 Mark, welcher Betrag zwangsweise in den Haushaltsplan eingesetzt wurde. Seitens des diese Maßregel veranlassenden Regierungspräsidenten ist nach dem Zuständigkeitsgesetz von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht

worden, insofern dem Magistrat nach der Städteordnung obliegt, für die Unterhaltung der städtischen Gebäude Sorge zu tragen, und demselben von den Stadtverordneten die hierzu erforderlichen Mittel vorenthalten werden. Jetzt beabsichtigen nun die Stadtverordneten, gegen dieses Vorgehen Berufung beim Oberverwaltungsgericht einzulegen, oder haben dies wohl schon getan.

Wenn nun zu hoffen ist, daß eine Berufung ohne Erfolg sein wird, so würde das Dringlichste ja gewonnen und die weitere Erhaltung des Nordertores zunächst gesichert sein.[1]) Hoffentlich hat es aber damit nicht sein Bewenden. Hoffentlich werden weitere Schritte getan, um die Bürgerschaft Flensburgs mit ihrem alten Stadttore vollständig auszusöhnen. Das verkehrteste Mittel hierzu wäre wohl, das Tor, wie jetzt an der Ostseite, auch an der Westseite vollständig frei zu legen. Die ungehörige Verbindung mit dem angeklebten Nachbarhause wäre ja tunlichst fortzuschaffen und daher erwünscht, eine neue Baufluchtlinie auszulegen und von dem Tore abzurücken, um so Raum für einen weiteren Durchgang zu schaffen. Die beste und gegebene Lösung wäre es, wenn die Stadtgemeinde das fragliche nicht sehr wertvolle Grundstück erwürbe und auf demselben in Verbindung mit dem wiederherzustellenden Tore ein städtisches Gebäude errichtete, dessen Formengebung in Einklang mit der des Tores zu bringen wäre. Bei dem jedenfalls noch nicht abgeschlossenen Aufblühen des städtischen Gemeinwesens wird über den Mangel an Bedürfnissen, für welche städtische Neubauten zu errichten sind, kaum zu klagen sein. Vielleicht käme eine Polizeiwache mit Feuerwehrdepot in Frage. Dann könnten dieselben Räume, in denen einst die Bürger der Stadt nach den äußeren Feinden Wacht hielten, jetzt den Zwecken zur Bekämpfung der inneren Feinde der Stadt dienen. Wird bei diesem Bau auf die Ablenkung des Fußgängerverkehrs vom Torbogen durch Einschaltung eines überdeckten Verbindungsganges Bedacht genommen, so liegt es nahe, den Wagenverkehr durch eine Umfahrt über den östlich bereits vorhandenen Platz zu führen und so der weitesten künftigen Steigerung des Verkehrs zu genügen. Die Umgebung des Tores würde hiernach etwa die im Lageplan Abb. 3 angedeutete Gestalt annehmen. Vielleicht empfiehlt es sich, die westlichen Torpfeiler zu einer Wartehalle für die Pferdebahn und mit einer bequemen Treppe als Zugang zu dem Oberstock auszubauen, während der östliche Teil des Tores als Verkaufsbude für Obst und Erfrischungen eingerichtet werdeu könnte. Selbstverständlich sollen diese Vorschläge nur Anregungen sein, um zu zeigen, daß gangbare Wege wohl vorhanden sind, um dem Flensburger Städtebild einen malerischen und eigenartigen Bau älterer Zeit dauernd zu erhalten. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und was in Köln, in Lübeck und in anderen deutschen Städten erreichbar war, wird bei gutem Willen auch in Flensburg durchführbar sein.

Der schwarze Topf.

Ein Märchen aus Nordschleswig.

Von **J. Petersen** in Hamburg.

Unweit des Städtchens Tondern stand einst eine alte verfallene Hütte. Keiner wußte, wie manchen Sommer und Winter sie da gestanden, und wie manches Unwetter sie umtobt hatte; doch nun schien es am letzten mit ihr. Der Wind pfiff durch die vielen Löcher und spielte dem Dach von Stroh und Heidekraut so

[1]) Inzwischen hat das Oberverwaltungsgericht die Klage der Stadtverordneten abgewiesen und das Vorgehen des Regierungspräsidenten als zu Recht bestehend bestätigt.

mit, daß es nicht mehr zu heilen war. Doch verschmähte er es, das arme Häuschen ganz zu zerstören. Das Häuschen selbst war des Daseins müde und wußte nur nicht, ob es zusammenstürzen oder umfallen wollte. Drinnen in dem Hüttchen und um es her zeugte alles von bitterer Armut. Zwar besaßen die Bewohner — Mann und Frau mit einer Kinderschar — eine Kuh; aber die war alt, gab wenig Milch, und wie sollten sie zu einer besseren gelangen?

Eines Morgens zeigte die Frau dem Manne ein bißchen Milch in einem Töpfchen und sagte: „Sieh, Vater, das ist die Morgenmilch von unserer Kuh! Lohnt es sich da noch, sie zu halten? Und kaum können wir auch noch Futter für sie schaffen. Morgen ist ja Viehmarkt in Tondern; bring' das alte Tier dahin und verkauf' es, für was du dafür bekommen kannst!" — Am folgenden Tage früh zog und trieb der Mann seufzend die Kuh zur Stadt. Er hielt mit ihr auf dem Marktplatze fast bis zuletzt, aber man sah sie kaum an. Einer nur fragte spöttisch: „Was kostet denn solch eine?" Und ein anderer sagte, höhnisch auf das schlaffe Euter zeigend: „Die ist gewiß eine gute Milchschlepperin!" Daneben hielt ein Jüte mit einem Fuder schwarzer Töpfe und Pfannen, die in Heidekraut verpackt waren, trampelte in seinen Holzschuhen um den Wagen herum und gröhlte immerfort: „Potter ø Panner!" (Töpfe und Pfannen). Viele von seinen Töpfen hatten ihm Frauen schon abgekauft. Endlich erhandelte ein Höker den Rest, ausgenommen einen gewaltig großen Topf, der jedem viel zu groß erschienen war, und so nun auch ihm. Indessen fraß die Kuh gierig das umhergestreute Heidekraut. Da sagte der Jüte zu ihrem Besitzer: „Dir geht es mit deiner Kuh wie mir mit meinem großen Topf. Weißt du was? laß uns tauschen!" — „Was gibst du dazu?" fragte der Häusler. „Einen guten Beikauf" (Kauftrunk), erwiderte der Jüte. „Das möchtest du wohl!" sagte der Kuhbesitzer, bitter lachend in den leeren Topf blickend; „ja, wenn du einige Spezies hineinlegst, so hast du Glück damit!" Als er aber die Augen abwandte vom Topf, flüsterte eine Stimme aus diesem: „Tu es nur!" „Was dünkt dich?" fragte da wieder der Topfmann, der sich bereits entfernen zu wollen schien, „willst du, so gebe ich auch tüchtig was zu kauen dazu!" Das alles half, und der arme Mann, dessen Magen längst bedenklich knurrte, schlug ein und ging mit.

Als er nun erquickt und gesättigt, aber dennoch schweren Herzens, sich auf den Weg nach Hause machte, weil er nicht wußte, was Karen, seine Frau, zu dem Handel sagen würde, regnete es; doch der Topf diente als Schirm. Zu Hause angekommen, stellte Hans, der Mann, ihn draußen hin und trat zögernd ein; doch der Topf war ihm auf seinen drei Beinen nachgetrippelt und drängte sich mit hinein. Nun trat Karen ein und rief, den Topf gewahrend: „Was ist das für ein großer Topf? Was soll der? Den können wir nicht brauchen! Für den haben wir nicht Platz. — Was hast du für die Kuh bekommen?" „Den Topf," sagte Hans. „Ach was," rief Karen, „ich bin nicht zum Spaßen aufgelegt! Den Topf sollst du wohl Hostrups bringen, ja, die können ihn brauchen für den großen Hochzeitsschmaus. Aber nun sag', was du für die Kuh gekriegt hast!" Als Hans noch dabei blieb, die Kuh gegen den Topf vertauscht zu haben, wollte das Schelten kein Ende nehmen. „Du sagtest ja," wollte Hans noch einwenden, „ich solle das alte Tier verkaufen für . . . ." „Doch nicht für einen Topf, du dummer Tölpel!" [1]) (tombe Trold). „Aber," ließ Hans sich begütigend vernehmen, „dies ist ein Topf, der sprechen kann." „Du bist selbst ein Topf, der

---

[1]) Trolde, in der nordischen Mythologie ein den Asen feindliches Riesenvolk. Der spätere Volksglaube ließ sie, besonders auf der cimbrischen Halbinsel, gleich den Zwergen, den „Unterirdischen" in Hügeln hausen, namentlich in Hünengräbern. Einige sollen der Sage nach als Schmiede den Menschen gedient haben.

sprechen kann!“ schrie Karen erbost, und nun brach ein Unwetter los, das gleich dem Südwestwind bald Wasser brachte, und endlich ergriff sie einen Besenstiel, den Topf in Stücke zu schlagen. Nur mühsam konnte Hans sie daran hindern. Zuletzt warf sie sich laut und unablässig schluchzend auf das ärmliche Lager. Hans legte sich endlich auch; aber keiner konnte einschlafen.

Da wackelte der Topf vor das Bett und rief: „A høkker ø rykker!“ [1]) „Ja, rücke du!“ rief die Frau ärgerlich. Wieder rief der Topf: „A høkker ø rykker!“ und wieder rief Karen: „Ja, rücke du!“ Und als der Topf zum dritten Mal seine Stimme hören ließ und Hans auch sagte: „Nun denn, so rücke zu!“ da rückte der Topf zur Tür, diese sprang auf, und der Topf rückte aus. Wohin? — ei, nach dem Hochzeitshaus in die große Küche. Da hatte man gekocht, gebraten, gebacken, ach, so viele herrliche Sachen! und wußte garnicht, wohin man mit allem sollte. Da sah die Köchin den großen Topf. Wer hatte den gebracht? — Gleichviel, da war er und recht gelegen gekommen, und gleich wurde er bis an den Rand gefüllt. Dann, als alle mit anderem eifrig beschäftigt waren, scholl es unterm Deckel hervor: „A høkker ø rykker?“ „Ja, tu das!“ erwiderte die Köchin in der Meinung, jemand triebe Possen, und als sich dies zweimal wiederholt hatte, rückte der Topf durch die offene Tür und trippelte mit den drei flinken Beinchen eiligst der kleinen Hütte zu. „A kommer, a kommer!“ rief er vor der Tür; diese flog auf, der Topf rückte hinein und scheuchte durch seine Ankunft die beiden Alten vom Lager auf. Welch herrlicher Duft quoll unter dem Deckel des Topfes hervor! Als sie Licht beschafft und den Deckel gelüftet hatten, trauten sie kaum ihren Augen. Nun wurden auch die Kinder herbeigeholt, und nachdem sich alle wie bei einem rechten Festessen gütlich getan hatten, wurde alles Übrige verwahrt.

Als am folgenden Abend alle sich zur Ruhe begeben hatten, sagte Karen zu Hans: „Speise haben wir nun für einige Zeit und zwar von der besten; aber was machen wir, um Kleider zu bekommen? Hätten wir doch nur die Kuh geschlachtet! Etwas Fleisch hatte sie doch an den Knochen, und die Haut hätte der Schuster gern gekauft; dann . . . .“ Plötzlich rief der Topf wieder: „A høkker ø rykker!“ und noch einmal und noch einmal ließ er den Ruf hören. „Ja,“ sagten da Hans und Karen zugleich, „wirst du uns Zeug schaffen, dann nur zu!“ Und der Topf machte sich davon. Draußen war es stockfinster; er aber fand wohl seinen Weg und lief nach einem großen Pfarrhof. Hier hatte man große Wäsche und Kleiderausbesserung gehalten und wurde erst jetzt, spät nachts, fertig. Aber wohin zunächst mit dem vielen Zeug? — Ei, da stand ein ungeheuer großer Topf. Sofort packte man ihn voll von allerlei Kleidung. Dann machten sich alle fertig, wegzugehen, so auch der Topf, und mit dumpfer Stimme erscholl es da aus ihm: „A høkker ø rykker!“ Aber müde und schläfrig wie alle waren, merkte keiner, woher die Stimme kam. Man meinte, jemand spaße, und sagte gähnend: „Ja, ja, tu das!“ Das wiederholte sich zweimal, und nun setzte sich der Topf in Bewegung. Da schrie eine der Frauen: „Ha, es spukt!“ und kreischend rannten alle davon, der Topf hinterher. Gemächlich wackelte er nun der Hütte zu, aus der er gekommen war. Mit Tagesanbruch war er da und weckte die Bewohner mit lautem: „A kommer, á kommer!“ Als sie sahen, was ihnen der Topf nun brachte, wollten Staunen und Jubel kein Ende nehmen.

„Das wäre nun auch gut,“ sagte abends Karen zu Hans, „doch die größte Not ist noch vorhanden: wie kommen wir zu einer guten Behausung? Könnte der Topf uns auch Geld bringen für ein neues Haus, das wäre erst was!“ „Ja,

[1]) Beides bedeutet ziemlich dasselbe, ersteres eine stoßweise, letztere eine ruckweise Fortbewegung.

sagte schmunzelnd Hans, „das wäre nicht übel.“ „A høkker ø rykker!“ rief der Topf, und bald war er verschwunden. Die Fahrt ging nach Aalholm, einer wüsten, weit und breit von Sumpf und dichter Waldung umgebenen Wildnis. Hier befanden sich die Ruinen einer Raubritterburg, und in diesen hatte sich nun wieder Raubgesindel eingenistet. Es waren drei wilde, starke Gesellen, die den Ort zu ihrem Versteck ausgesucht hatten. Eben waren sie wieder von einem Raubzug zurückgekehrt und hatten reiche Beute mitgebracht. Nun saßen sie bei dem Schein eines Wachslichtes und teilten sich die Kostbarkeiten, die auf dem Boden in Haufen herumlagen. Hier lagen prächtige Gewänder aus Samt und Seide, besetzt mit Perlen und Edelgestein, und da wieder Gold- und Silbermünzen aus aller Herren Lande. Diese eben versuchten sie vergeblich zu zählen und unter sich zu teilen. „Hei!“ brüllte da einer, „was wollen wir uns den Kopf zerbrechen? Habe nicht viel Rechnen gelernt, und ihr andern Ochsen seid erst recht keine Rechenmeister! Laßt uns den ganzen Kram in diesen großen Topf packen und ihn vergraben!“ Damit waren die andern einverstanden, und die Schätze wurden nun in den weiten Bauch des Topfes gepackt, und dann gingen die Räuber daran, ein großes Loch zu graben. Als sie eifrig damit beschäftigt waren, vernahmen sie ein dumpfes „A høkker ø rykker.“ „Liegst du nicht gut?“ fragte der eine den, der das Loch grub, „nun, so rücke du!“ „A høkker ø rykker!“ scholl es wieder aus dem Topf. „Ja, so rücke doch!“ sagte der Räuber unwirsch; und als es zum dritten Male so scholl, da brüllte er: „So hocke und rücke, oder ich schlag' dich in Stücke!“ Nun verschwand der Topf unbemerkt. Inzwischen war das Loch genügend groß geworden, allein, wo war der Topf mit dem Schatz? Jeder von den Dreien glaubte, einer der andern habe ihn weggehext. Nun begann ein Suchen, Schimpfen und Toben, und bald schlugen sie fluchend aufeinander los, bis alle drei sterbend oder tot am Boden lagen.

Der Topf aber eilte fort durch die Nacht und kam noch zurück, ehe der Morgen graute. Diesmal drang er leise in das Haus und die Stube und stellte sich so hin, daß die Sonne, wenn sie morgens durch das Fenster gucken würde, gerade ihn bescheinen mußte. Die Sonne kam, und Gold, Silber, Diamanten und Rubinen funkelten und blitzten in ihren Strahlen. Nun erwachten Hans und Karen und erhoben sich vom Lager. Stumm und starr vor Staunen standen sie da, als sie die Schätze sahen. Dann verbargen sie dieselben im Bettstroh vor den Kindern. — Aber war es ganz zu verheimlichen, daß sie zu Reichtum gekommen waren? Würden sie nicht vielleicht in bösen Verdacht kommen? Wäre es nicht am besten, weit weg zu ziehen nach einem Ort, wo keiner sie kannte, wo sie dreist als reiche Leute auftreten konnten? Dann könnten sie einen großen Bauernhof, vielleicht gar einen Edelhof kaufen und da ein glückliches Leben führen. So sagten und fragten sich Hans und Karen den ganzen Tag, wenn die Kinder nicht dabei waren. Abends, nachdem die Kinder ins Bett gebracht waren, hatten sie ihren Plan fertig, nur wußten sie noch nicht, wohin sie gehen wollten. Da störte sie der Topf in ihrer Unterhaltung; er ließ wieder sein: „A høkker o rykker“ hören. Was wollte er noch, was konnte er ihnen noch bringen? So bekam der Topf keine Antwort, während Hans und Karen weiter ratschlagten. Doch der Topf ließ wieder und lauter seinen Vers hören. Das wurde den beiden im Gespräch begriffenen Alten lästig, und nur mürrisches Brummen war die Antwort. Was war es auch mit dem großen, schwarzen Wicht? — Ja, das ging über ihren Verstand, das ging wohl sogar über des Küsters Verstand und tief hinein in des Pastors! Und wieder, und diesmal überlaut, dröhnte der Ruf des Topfes. Da fuhr Karen ihn ärgerlich an: „Ach, rück' zur Hölle!“ Da rückte der Topf fort — und kam nicht wieder.

Aus den letzten Tagen der Erhebung.

Tagebuchblätter des Färbermeisters Schultz in Kappeln.

Mitgeteilt von R. Petersen in Kappeln.

Im Jahre 1847 war ich konfirmiert worden und erlernte ein Handwerk, in unserm Städtchen damals eine Seltenheit; denn so ziemlich alle meine Altersgenossen gingen zur See. Da kam das Jahr 1848 mit seinem Sturm- und Freiheitsdrang, für uns Jungens, die eben noch die Schulbank gedrückt hatten, eine goldene Zeit; war doch alles aus Rand und Band, weshalb denn nicht wir? Nur eins kränkte uns: daß die Eltern nicht sofort die Erlaubnis gaben, daß wir mit ins Feld zogen. Eine kleine Entschädigung war es, daß die eben neu gebildete Bürgerwehr unsere Dienste nicht verschmähte. Es war eine stattliche Truppe, die Mitglieder bis an die Zähne bewaffnet mit Schießeisen von der verschiedensten Art und von verschiedenstem Alter, mit Säbeln lang und kurz, mit allem versehen, womit man schießen, hauen und stechen kann.

Tag und Nacht sich ablösend, saßen die Väter der Stadt auf dem Rathause, um gleich zur Hand zu sein, wenn die Nachricht von der Landung der Dänen, die damals das allgemeine Schreckensgespenst bildete, eintreffen sollte. Bei Rabelsund, der engsten Stelle der Schlei, war eine Schanze gebaut, von wo aus die Bürgerwehr dem einlaufenden Feinde einen warmen Empfang zu bereiten gedachte. Jede Nacht wurden Patrouillen ausgeschickt, und zu diesem Dienst wurde auch ich kommandiert. Auf dem Rathause erhielten mein Nebenmann, ein älterer Kaufmann, und ich unsere Instruktion, ich außerdem meine Kriegsausrüstung, einen gewaltigen Säbel, der fast so lang war ich selbst. Stolz und wichtig marschierte ich zur festgesetzten Stunde aus. Wir machten gewissenhaft unsere Runde wieder und wieder und konnten jede Stunde auf dem Rathause melden: „Nichts Neues! Alles ruhig!“ Allmählich gewöhnt der Mensch sich an alles, selbst an die Gefahr. Wir wurden waghalsiger, und mein Nebenmann wagte sich sogar in meiner Begleitung in die Küche seiner Frau Gemahlin, um zu mitternächtlicher Stunde zuuntersuchen, ob hier alles in Ordnung sei. Es ergab sich, daß ein Käse und ein Schinkenabschnitt nicht am gehörigen Orte lagen. Beide wurden konfisziert und mit einigen Flüssigkeiten hinuntergespült. Dann konnten wir beruhigt unsere Meldung abstatten, und wurden bei Tagesanbruch mit einem Lobe für treue Pflichterfüllung entlassen. Am nächsten Abend bezogen wir die Fanalwache auf dem Lusthof, einem Hügel am Schleiufer. Längs der ganzen Schlei von Maasholm bis Schleswig waren Fanale aufgestellt, bestehend aus durchgesägten Teertonnen, die mit brennbaren Stoffen gefüllt waren und an einer Stange, die fest im Erdboden stand, emporgezogen werden konnten. Sie sollten angezündet werden, falls die Dänen bei Schleimünde landeten, um so die Truppen in Schleswig zu benachrichtigen. Wir hatten uns kaum in unserm Wachtlokal niedergesetzt, da flammte das Fanal zu Rabelsund auf. Unser eigenes folgte, bis Schleswig pflanzten sich die Feuerzeichen fort. Unsere Bürgerwehr wurde alarmiert und besetzte die Schanze. Kein Mensch wußte aber, was eigentlich passiert sei. „Junge,“ sagte mein Begleiter, „mi dünkt, wi brennt noch een Tunn up!“ Gesagt, getan! Wieder setzten sich die Feuerzeichen fort. Die Schleswiger Garnison rückte aus, aber nicht nach Kappeln, sondern nach Eckernförde, bekam aber sowenig einen Feind zu sehen wie wir. Später erfuhren wir die Ursache des Spektakels: das vor Schleimünde kreuzende Blokadeschiff hatte ein Boot an Land geschickt, vermutlich um dem Kommandanten eine Mahlzeit frischer Fische zu besorgen. Das war mein erstes kriegerisches Abenteuer. Unterdessen war das Jahr 1850 herangekommen, und ich war 19 Jahre alt geworden. Unsere Heimat

machte die letzten verzweifelten Anstrengungen, ihre Freiheit zu schirmen, da kam endlich für mich die lang ersehnte Ordre: „Am 12. Juli 1850 hat sich der p. p. im Schauspielhause zu Rendsburg zur Aushebung zu gestellen.“ Meine Eltern machten wohl traurige Gesichter, unternahmen aber keinen Versuch, mich zurückzuhalten, obwohl es für uns Schleswiger leicht gewesen wäre, uns dem Dienst zu entziehen. Ich und meine Genossen aber waren fest entschlossen, freiwillig einzutreten, falls man uns in Rendsburg zurückweisen sollte. Zur bestimmten Stunde traten wir in Rendsburg an, eine große Schar von jungen Leuten im Alter von 19—20 Jahren. Das Aushebungsgeschäft ging rasch vor sich. „Sind Sie gesund?“ hieß es. Wurde die Frage bejaht, dann ließ man sich messen, und fertig war der neue Soldat. Trotz dieses abgekürzten Verfahrens wurden nicht alle abgefertigt, auch wir Kappler nicht. Es hieß, sich bis zum nächsten Tage gedulden. Wo aber ein Unterkommen finden in der überfüllten Stadt? Nach langem Suchen kamen wir an das Gasthaus „Zum Prinzen“ mit der festen Absicht, uns nicht abweisen zu lassen. „Alles besetzt!“ tönte es uns schon an der Tür entgegen. Aber wir wichen nicht. Auf dem Fußboden, das Bündel unter dem Kopf, verbrachten wir die Nacht.

Am folgenden Tage wurden wir endlich genommen und eingekleidet, aber die ersten Tage unseres militärischen Daseins brachten uns herbe Enttäuschungen. Wir hatten sicher gehofft, sofort ins Feld geführt zu werden und hier mit Gewehr und Säbel Heldentaten zu verrichten. Statt dessen drückte man uns einen Spaten in die Hand und ließ uns mit Schaufel und Schiebkarren an der Verstärkung der Rendsburger Festungswälle arbeiten. Aber als die Armee nach Norden vorrückte, schlug auch für uns Rekruten die Erlösungsstunde. Wir wurden in den wohlbekannten Baracken einquartiert, durften nachts den militärischen Strohsack drücken und am Tage die Muskete hantieren lernen. Was war's doch für ein wichtiger Tag, als unsere Abteilung zum ersten Male auf dem Paradeplatz antrat, um die Wachen zu beziehen. Mich führte das Schicksal an einen ganz abgelegenen Teil des Walles nach der Untereider zu, wo hinter hohem Erdwall verborgen ein Pulverschuppen auf meine väterliche Aufsicht wartete. Als der Gefreite, der die Ablösung aufgeführt hatte, mich allein ließ, wurde es schon dunkel. All mein Heldenmut war mit einem Male wie weggeblasen. Ich war 19 Jahre alt, hatte bis dahin immer unter Mutters Fittichen sicher geruht und sollte nun einsam dem Grauen der Nacht begegnen. Das war zu viel verlangt. Bald schien sich hier, bald dort etwas zu regen. Es raschelte vor und hinter mir. In meiner Angst machte ich es wie der biedere Vogel Strauß und kroch unter den großen Wachtmantel, der neben dem Schilderhaus an der Erde lag, um mich unsichtbar zu machen. Ich lag noch einige Minuten horchend, aber die Müdigkeit übermannte mich: ich schlief den Schlaf des Gerechten. Die Ablösung kam, ich merkte nichts. Der Posten war verschwunden. Man suchte und suchte. Endlich wurde einer auf den schwarzen Klumpen aufmerksam, der seitwärts im Schatten lag. Ein derber Stoß riß mich aus meinen süßen Träumen. Die Begrüßung, die mir zuteil wurde, will ich lieber verschweigen; doch kam ich ohne Strafe davon. Der Tag von Idstedt fand uns noch in der Festung. Wir spürten nichts weiter vom Ernst des Krieges, als daß wir einen Trupp dänischer Gefangenen hüten mußten. Am 27. Juli aber wurden wir der Armee zugeteilt, um die Lücken ausfüllen zu helfen, die der blutige Tag gerissen hatte. Ich wurde der 3. Kompagnie des 13. Bataillons zugewiesen, welches im Kronwerk vor Rendsburg lag. Unser Quartier war ein Pferdestall, und da die Kompagnie ausgerückt war, suchten wir Rekruten uns die besten Plätze aus. Aber als die „alten Kerls“ zurückkamen, wie flogen da unsere Tornister und unsere Siebensachen. „Rut, du Speckmichel!“

so begrüßten uns die Gewaltigen, und wir mußten uns glücklich schätzen, in den Gängen zwischen den Pritschen unser Lager aufschlagen zu dürfen. Nun ging das Exerzieren an, bis wir am 6. August nach Rendsburg verlegt wurden. Am folgenden Tage waren wir eben vor Mittag vom Übungsplatz heimgekehrt. Ich stand gerade auf dem Hofe und plauderte mit meinem Quartierwirt, dem biedern Bäcker Lensch in der Schleuskuhle: da ertönte plötzlich ein Knall, als ob hundert Bomben auf einmal platzten. Ziegel fielen von den Dächern, die Fensterscheiben klirrten. Staub und Rauch umgab uns. Wir wußten nicht, was geschehen, und glaubten nicht anders, als daß eine dänische Bombe ins Haus eingeschlagen sei. Trotzdem stürzten wir instinktmäßig hinein, um nicht von den Dachziegeln getroffen zu werden. Da riefen auch schon die Hörner zum Sammeln, die Trommeln schlugen den Generalmarsch. Auf dem Appellplatz erfuhren wir, daß das Laboratorium in die Luft geflogen sei. Die Kompagnie marschierte nach dem Paradeplatz. Es sah aus, als hätte die Stadt ein heftiges Bombardement durchgemacht. Dachziegel und Glassplitter bedeckten die Straßen, noch immer platzten Granaten und schleuderten ihre Eisensplitter weit umher. Dicht hinter dem Hauptmann, der an der Spitze der Kompagnie ritt, wurde einem Manne von einem Sprengstück das Gewehr von der Schulter gerissen. Auf dem Paradeplatz setzten wir die Gewehre zusammen und beteiligten uns an den Aufräumungsarbeiten. Es war grauenhaft. In den Bäumen hingen menschliche Gliedmaßen und zerfetzte Körperteile, ein Anblick, den wir lange nicht wieder los werden konnten. Am folgenden Tage knallte es bei den Vorposten. Die Dänen machten einen Angriff, und wir wurden in die vordere Linie vorgezogen, fanden aber keine Gelegenheit zum Eingreifen. Nachdem wir eine Nacht mit 130 Mann in einer Scheune in Borgstedt kampiert hatten, bezogen wir am 28. August mit dem 5. Bataillon ein Zeltlager bei Holzbunge. Das war ein lustiges Leben in dieser luftigen Stadt mit ihren breiten Straßen, die wohl 3000 junger Männer zu Bewohnern hatte! Originell wurde morgens das Deckenausklopfen gehandhabt. Die Mannschaft eines Zeltes faßte an allen Enden die Decke an, dann wurde ein Tambour daraufgelegt, meistens ein hoffnungsvoller Junge, der seinen Eltern ausgerückt war; dann bekam die Sache Schwung, und der Insasse tanzte solange auf und ab, bis das letzte Staubatom verschwunden war. Abends, wenn der Dienst vorbei war, dann wurden Stangen von der Koppel geholt, drei Mann nahmen sie auf ihre Schultern, ein großer in der Mitte, zwei kleinere an den Enden, eine Decke wurde darübergelegt, und das Kamel war fertig. Zwischen den Höckern nahm der Führer seinen Platz, und die Vorstellung konnte beginnen. Oder es wurde mit Hilfe eines alten Wagenrades ein Karussell hergestellt, das eifrigen Zuspruch fand. Zum Schluß traten dann größere Gruppen zusammen, und aus Hunderten von jugendlichen Kehlen ertönten die schönen vaterländischen Lieder in die stille Abendluft hinein.

Am 31. August hatten wir große Felddienstübung vor dem kommandierenden General. Unsere guten Tage gingen ihrem Ende entgegen. Am 12. September wurde das Lager abgebrochen, und über Damendorf und Hummelfeld marschierten wir auf Missunde zu. Vor Kosel angekommen, tönte uns das Knattern des Gewehrfeuers entgegen. Bald kamen auch unsere Krankenträger mit Verwundeten uns entgegen, für uns junge Truppen ein ungewohnter, beängstigender Anblick. Einige Stunden hielten wir in Kosel in Reserve. Da kam eine Ordonnanz dahergesprengt und beorderte uns schnell zurück, und wirklich, die dänischen Schützen waren schon in unserer Flanke erschienen. Doch kamen wir ohne Verluste beim Gros an. Es folgte jetzt eine Reihe von Märschen, deren Zweck uns nicht immer klar war, bis wir endlich nach Christiansholm beordert wurden, um am Sturm auf Friedrichstadt teilzunehmen. Aber nur zwei Kompagnien unsers Bataillons,

die mit Spitzkugelbüchsen bewaffnet waren, kamen ins Feuer. Uns mit unsern unglückseligen Kuhfüßen ließ man zurück. Als das Trauerspiel zu Ende war, kamen wir nach Rendsburg zurück und erfreuten uns zum ersten Male seit langer Zeit einmal wieder eines ordentlichen Bettes. Anfang November aber übernahm unser Bataillon die Vorpostenstellung bei Stentenmühle. Wir hausten in Strohhütten, die zum Teil in die Erde eingelassen waren. War auch die Behausung nicht besonders prunkvoll, so war sie doch wenigstens warm. Schlimmer war es schon auf Feldwache und auf Vorposten. Wir standen den Dänen sehr nahe, so daß häufig die Bleigrüße herüber und hinüber flogen. Gegen Mitte Dezember wurde es ruhiger, so daß unsere Posten und die dänischen Dragonervedetten ohne alle Vorsichtsmaßregeln aufzogen. Unser tatendurstiger jüngster Leutnant wollte sich aber ein Andenken an den Feldzug fangen, rückte mit unserm Schützenzuge im Dunkeln durch unsere Vorpostenkette hindurch und legte sich nach allen Regeln der Kunst in den Hinterhalt. Die dänische Ablösung kam auch gemütlich zur gewohnten Stunde herangetrabt, die Pfeife im Munde. Da raschelte es im Gebüsch, und wie Zieten aus dem Busch stürzte unser Leutnant hervor, um dem vordersten Pferde in die Zügel zu fallen. Aber „blinder Eifer schadet nur"; er sah nicht vor die Füße und fiel der Länge nach auf den Boden. Die Ablösung riß die Gäule herum und jagte zurück, was das Zeug halten wollte. Unsere biedern Schützen sahen ihnen mit offenem Munde nach, statt zu schießen, denn, wie es im Gleichnis heißt, „es hatte sie niemand gedinget." Von der Zeit an war es mit der Gemütlichkeit bei den Vorposten vorbei. So zog sich die Sache den ganzen Dezember hin. Am Weihnachtstage gab es ein lebhaftes Gefecht vor unserer Stellung. Verluste hatten wir nicht. Nur unser Tambour, ein Junge namens Schmidt aus Schleswig, kam uns abhanden, indem er plötzlich während des heftigen Geknalles zum Feinde überlief. Wahrscheinlich hatte das Heimweh ihn gepackt. — Der 16. Januar war unser letzter Kriegstag. Beim Appell sagte der Hauptmann: „Leute, es ist zu Ende. Aber Disziplin muß sein bis zuletzt. Deshalb heute Hosen ausklopfen!" Dann ging es nach Rendsburg zurück und von da mit der Bahn nach Neumünster. In einigen Märschen erreichten wir unser letztes Ziel, Oldesloe. Hier mußten wir Schleswiger unsere Waffen, Uniformen usw. abliefern und Zivilkleidung anziehen. Wie ganz anders sahen wir nun aus! Eben noch ein schmuckes, strammes Bataillon, jetzt eine Schar von Menschen in verschiedener Lebensstellung, von Kleidung und Aussehen ganz verschieden. Zu Fuß ging's über Segeberg nach Neumünster. Von dort sollten wir über Rendsburg nach Schleswig gebracht und dort den Dänen überliefert werden. Das paßte uns nicht. Wir fuhren nach Kiel und marschierten zu Fuß nach Eckernförde. Aber mein bunter Rock, den ich anbehalten hatte, verriet uns. Beim Sandkrug wurden wir abgefaßt und im Pflegehaus eine Zeitlang eingesperrt. Dann brachte man uns nach Missunde und ließ uns hier laufen. Es war schon Abend, als wir Angler Boden betraten. Wir hatten den ganzen Tag nichts zu essen gehabt und waren sehr hungrig. Geld hatten wir auch nicht mehr. Was half's, wir mußten betteln. Aber der Erfolg war gering. Überall wies man uns ab aus Furcht vor den einquartierten Dänen. Endlich erbarmte sich ein altes Mütterchen unser, holte uns Brot vom Bäcker und gab uns zu trinken. Gestärkt setzten wir unsere Wanderung fort bis Kius. Hier wurden wir von den Bauern gut bewirtet, und ich erhielt die willkommene Nachricht, es würde bald ein Wagen nach Kappeln fahren. Es geschah, und am 25. Januar langte ich wohlbehalten in meiner Vaterstadt an. In meinem elterlichen Hause war große Trauer, denn mein Vater hatte die Nachricht erhalten, mir wäre ein Bein abgeschossen. Um so größer war die Freude, als ich plötzlich unverletzt ins Zimmer trat.

Der Verein für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte.

Die diesjährige Veröffentlichung des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte ist wiederum, wie die früheren, für alle, die sich mit der Geschichte unserer Heimat beschäftigen, besonders bemerkenswert. Das Heft enthält zunächst eine wissenschaftliche Abhandlung von Dr. Chr. Rauch über die kunstgeschichtlich so wichtige Kirche zu Segeberg. Die Arbeit stützt sich auf eine genaue Untersuchung des Baues und auf bisher nicht benutzte Mitteilungen des Architekten Prüß in Segeberg, der an den Restaurationsarbeiten von 1863—64 wesentlichen Anteil gehabt hat. Außerdem sind natürlich alle bisherigen Veröffentlichungen über diesen interessanten Bau, besonders diejenigen von Haupt und Adler berücksichtigt und geprüft worden. Als Schlußergebnis seiner Untersuchung, deren Einzelheiten durch drei Pläne veranschaulicht werden, stellt der Verfasser folgendes fest: „Die stilkritische Untersuchung ergab die Wahrscheinlichkeit, daß die Kirche zu Segeberg um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden ist. Die historische Untersuchung zeigte, daß die Nachrichten Helmolds ihre beste Erklärung finden, wenn man annimmt, daß der Bau im Jahre 1142 begonnen wurde und im Jahre 1156 schon vollendet gewesen ist. — Die Kirche zu Segeberg ist daher eine der ältesten, ja, vielleicht die älteste, in bedeutenderen Teilen erhaltene Backsteinkirche Norddeutschlands."

Auch die folgenden Abschnitte des diesjährigen Hefts sind allgemein interessant. Pastor E. Rolfs in Hoyer bringt Mitteilungen „Zur Geschichte des Armenwesens in Dithmarschen im 16. Jahrhundert," belegt durch ein Verzeichnis über die dem Elendenhause und den Armen in Heide gehörigen Kapitalien vom Jahre 1552 und durch die Armenordnung der Stadt Heide vom Jahre 1635. Pastor M. Lensch in Neu-Galmsbüll führt ein Bild vor aus dem kirchlichen Leben einer Hallig-Gemeinde vor 200 Jahren, indem er aus den vorhandenen Akten seinen unliebenswürdigen Amtsvorgänger Heinrich von Sallern schildert und damit einen Einblick gewährt in die damaligen Verhältnisse des Pastorenstandes, besonders auch in das Disziplinarverfahren der pietistischen Zeit. Dann folgen noch drei kleinere Mitteilungen und ein Mitgliederverzeichnis, aus dem sich ergibt, daß der Verein zur Zeit 424 Mitglieder zählt. Wer sich irgend dafür interessiert, möge durch seinen Beitritt helfen, die Zahl zu vergrößern; er wird's nicht bereuen. Was bisher geboten worden ist, muß als sehr wertvoll bezeichnet werden und interessiert keineswegs nur die Theologen. Für Lehrer ist ganz besonders bemerkenswert das im Jahre 1902 erschienene Heft von F. M. Rendtorff, Die Schulordnungen Schleswig-Holsteins, das die Mitglieder zu dem billigen Vorzugspreise von 1,50 *M* erhalten. Wer sich mit der Geschichte des heimischen Schulwesens beschäftigen will, muß dieses grundlegende Werk studieren, das jedenfalls in keiner Lehrerbibliothek fehlen darf. Bis jetzt scheint es leider wenig bekannt geworden zu sein.

Vorsitzender des Vereins ist der Herr Konsistorialrat Prof. D. v. Schubert in Kiel, — von dessen ebenfalls unter den Schriften des Vereins erschienenen bedeutsamen Aufsatz über Ansgar und die Anfänge der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte Sonderabzüge zu 80 Pf. von R. Cordes in Kiel bezogen werden können. — Vereinskassierer ist Herr J. M. Hansen in Preetz. (Jahresbeitrag 3 *M*.)

Die diesjährige Generalversammlung des Vereins fand am 2. Juli in der Aula der Kieler Universität statt und brachte außer den geschäftlichen Mitteilungen des Vorsitzenden einen fesselnden Vortrag des Herrn Prof. Dr. Kauffmann: Über religiöse Volkskunde, der ausmündete in eine Mahnung, den Aberglauben zu erforschen und bis auf seine Wurzeln zu verfolgen.

Anhangsweise möge noch aufmerksam gemacht werden auf eine andere kirchengeschichtliche Veröffentlichung, die in der „Heimat“ noch nicht erwähnt worden ist, auf das Werk: Aus dem Bilderschatz des Sonntagsboten, I. Lebensbilder. Herausgegeben von Pastor Claussen-Tyrstrup und Pastor Bruhn-Koldenbüttel. Verlag des Landesvereins für innere Mission. 1902. Preis 3 *M*. Das Buch enthält frisch und volkstümlich geschriebene Lebensbilder kirchlicher Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts und ist mit guten Bildern geschmückt; es wird jeden interessieren, dem es am Herzen liegt, daß das Gedächtnis hervorragender Männer unter uns in Ehren bleibe.

Heinrich Lund.

Das Jubiläum des Thaulow-Museums.

Das unserer Provinz gehörige Thaulow-Museum in Kiel blickte am 10. August auf ein 25jähriges Bestehen zurück. Sein Gründer ist der Mann, dessen Namen es trägt: Gustav Friedrich Thaulow, Professor der Philologie an der Kieler Universität. Derselbe schenkte im Oktober des Jahres 1875 seine wertvollen Sammlungen schleswig-holsteinischer kunstgewerblicher Altertümer der Provinz unter der Bedingung, daß dieselbe die von dem Architekten Moldenschardt in Kiel auf 150000 Mark berechneten Mittel zum Bau eines Museums bewillige und dasselbe unterhalte und verwalte. Nachdem die Stadt Kiel sich erboten hatte, unentgeltlich einen Platz herzugeben, und auch die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde als Beihülfe zum Bau fürs erste eine Summe von 3000 Mark bereitstellte, nahm der Provinzial-Landtag im November des Jahres 1875 die angebotene Schenkung an. Dem eben genannten Architekten wurde der Bau übertragen und die Arbeiten wurden so schnell gefördert, daß die Einweihung und Eröffnung in Gegenwart des Oberpräsidenten sowie von Vertretern der verschiedenen Behörden schon am 10. August des Jahres 1878 stattfinden konnte. In den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Festreden wurde an die Errichtung des Museums, dessen erstes Kuratorium aus dem derzeitigen Landesdirektor v. Ahlefeldt, dem Oberbürgermeister Mölling und dem Professor Thaulow bestand, große Hoffnungen geknüpft, die fürs erste jedoch nicht in Erfüllung gingen und auch bei dem kleinen für das Institut ausgeworfenen Etat (1200 Mark) sich nicht erfüllen konnten. Später erst, unter dem Kuratorium der Herren Landeshauptmann v. Graba, Oberbürgermeister Fuß und Professor Dr. Matthaei zu Anfang der neunziger Jahre fing man an, die bis dahin völlig ungeordneten Sammlungen, deren Etat heute etwa 20000 Mark beträgt, den eigentlichen Museumszwecken dienstbar zu machen. Es ist das Verdienst Professor Matthaeis gewesen, die erste große Reorganisation der Sammlungen angeregt und durchgeführt zu haben. Im Jahre 1898 wurde als erster Leiter des Instituts Prof. Dr. Haupt angestellt, der seine Aufmerksamkeit außer auf Erweiterung der Sammlungen, für deren Unterbringung die vorhandenen Räume sich bald zu klein erwiesen, auch auf das moderne Kunstgewerbe richtete. Im Jahre 1901 folgte ihm dann der jetzige Direktor Dr. Brandt. Nun wurde die von Professor Matthaei geschaffene Neuordnung unter Vornahme praktischer räumlicher Veränderungen im einzelnen durchgeführt, insbesondere auch wurden möglichst die einzelnen Gruppen und Werkstätten der Renaissancezeit übersichtlich zusammengestellt. Daneben wurden zur Förderung des modernen Kunstgewerbes des öfteren Sonderausstellungen arrangiert, denen die durch Erbauung eines Dachgeschosses geschaffenen neuen Ausstellungsräume sehr zustatten kamen. Soll jedoch für unser Kunstgewerbe etwas wirklich Ersprießliches aus der Tätigkeit des Museums erwachsen, so müssen nicht nur Räume zur Ver-

fügung stehen für Unterbringung sämtlicher Bestände des Museums und Ausstellungen moderner kunstgewerblicher Arbeiten, die bisher nur vorübergehend und auf Kosten der Sammlungen haben veranstaltet werden können, sondern es müssen auch Zeichensäle, in denen unsere Kunsthandwerker arbeiten können, Bibliotheksräume und ein Vortragssaal vorhanden sein. Aus diesen Gründen ist die Ausführung des längst geplanten Anbaues ein unabweisbares Bedürfnis.

In der Hoffnung, daß diesen Unzulänglichkeiten abgeholfen werde, darf man dem Museum eine weitere kräftige Entwickelung wünschen zur Ehre unserer Heimatprovinz und zum Nutz und Frommen aller Arbeiter und Freunde des Kunstgewerbes.

Kiel. G. Kühn.

Mitteilungen.

1. **Euleuneft im Taubenschlag.** Ein eigenartiges Vorkommnis in der Tierwelt wurde mir vom Hufner und Gemeindevorsteher Steenbock im benachbarten Dazendorf mitgeteilt. Im Anfang dieses Sommers hatte ein Eulenpaar auf dem Klee, der auf dem Bodenraum seiner Scheune lagerte, sein Nest angelegt, das infolge des täglichen Verbrauchs von diesem Viehfutter zerstört wurde. Nach einiger Zeit entdeckte Steenbock in dem auf dem Scheunenboden befindlichen Taubenschlage ein Nest mit sieben Eiern, das von toten Mäusen umlagert war und als Eulennest erkannt wurde. Die Tauben ließen sich in ihrem Schlag durch das Ein- und Ausfliegen des Eulenpaares nicht stören. Steenbock ließ deshalb das Eulennest unberührt. Bald fanden sich in demselben 7 junge Eulen. Eulen und Tauben lebten stets friedlich nebeneinander, und beide zogen ihre Brut groß.

Heiligenhafen. W. H. Becker.

2. **Tulpenbaum, Liriodendron tulipifera** L. Wer im Mai einen Blick in die Vorgärten der Villenstraßen und auf die Parkanlagen unserer größeren Städte wirft, dem werden fast überall die sogenannten Tulpenbäume mit ihrem überreichen Schmuck der großen lilienähnlichen, weißen, oft rosig angehauchten Blüten entgegenstrahlen, und manches schon auf unserm schleswig-holsteinischen Boden akklimatisierte und üppig entfaltete Exemplar dieser uns aus Südamerika, wie auch aus Ostasien, besonders durch japanische Gartenkunst überkommenen Zierbäume wird sich der Anerkennung und Bewunderung wert erweisen. Mit diesen Tulpenbäumen, deren botanische Bezeichnung Magnolien lautet, wird im Sprachgebrauch gar leicht der zur gleichen Familie zählende eigentliche Tulpenbaum, Liriodendron tulipifera L., verwechselt, der weniger durch seine hochstehenden, erst im Anfang Juli nach der Laubentfaltung hervorbrechenden, gelb und grün gezeichneten, unsern Tulpen ähnlichen



Magnolie vor der Martinischen Villa am Lorentzendamm in Kiel.
Photographie von Th. Möller in Kiel.

Blüten, als gerade durch seine breiten, vierlappigen, an der Spitze gestutzten Blätter die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dieser Tulpenbaum hat seine Heimat in Nordamerika und bildet dort den charakteristischen Baum der östlichen Laubwaldregion. Als Spender des Yellow-Holzes ist er von besonderer Bedeutung. Auch dieser Baum hat bei uns Eingang gefunden, und wohl die meisten Parkanlagen unserer fürstlichen und adligen Güter enthalten einen oder mehrere Vertreter dieses aus dem Westen herübergewanderten Fremdlings, der oftmals auch hier zu einem mächtigen Baume sich hat entwickeln können. Ein prächtiger Tulpenbaum dieser Art ziert den Garten der Villa Sophienruh an der Wilhelminenstraße in Kiel. Bei einer Stammhöhe von 7 m und einem Stammumfang an der Erde von 3,50 m, bei 2 m Höhe von 2,70 m breitet er seine große Krone 23 m weit über den Rasen. Von dem früheren Besitzer, Herrn A. Landt, wurde mir dieser Baum als der größte seiner Art in Norddeutschland bezeichnet. Nachdem der Landtsche Besitz in neuerer Zeit verkauft worden ist, wäre es sehr erwünscht, daß bei einer in Frage stehenden anderweiten Benutzung des Gartens der schöne Tulpenbaum nicht der Axt zum Opfer fallen, sondern auch ferner der Erhaltung und besonderer Schonung wert erachtet würde.



Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera L.) bei der Villa Sophienruh an der Wilhelminenstraße in Kiel.

Kiel. F. Lorentzen.

3. **Bemerkungen zu dem Vorkommen von Acherontia atropus** L. **in Holstein.** In den in Nr. 8 der „Heimat" veröffentlichten Beiträgen zur Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins von G. Warnecke wird mitgeteilt, daß die Puppe des Totenkopfs im Gebiete selten überwintert, der Schmetterling meist im Herbst ausschlüpft und letzterer meist in warmen Sommern aus Süddeutschland zu pflegen kommt. Ich will diese Angaben in keiner Weise bestreiten, möchte aber in dieser Beziehung nachstehendes mitteilen. Im Spätsommer 1857 fand ich unterhalb des Daches eines Heuschuppens, sogen. Vierrutenberges, ein prächtiges Exemplar des Totenkopfs bei Heide nahe unserm Feldgarten. Ob dieser männlichen oder weiblichen Geschlechts gewesen ist, erinnere ich nicht mehr. — Im Sommer 1858 trat die Totenkopfraupe sowohl in unserm Feldgarten als in benachbarten Gärten auf Kartoffelkraut in zahlloser Menge auf. Bei dem Aufnehmen der Kartoffeln im Herbste wurden sehr viele Puppen gefunden und mir derzeit von meinem Vater vielleicht 30 lebende Puppen nach Meldorf, wo ich das Gymnasium besuchte, zugesandt. Diese wurden von mir in Sand aufbewahrt und entwickelten sich einzelne Schmetterlinge schon im Herbste, verschiedene aber im folgenden Frühlinge, zahlreiche Puppen waren abgestorben. Deilephila euphorbiae fand ich bei Meldorf 1858 vereinzelt als Schmetterling, die Raupe häufiger auf Galium Mollugo. Ebenso fand ich bei Meldorf im selben Jahre oder 1859 auf einer Esche bei Niendorf in sehr großer Menge die sogen. spanische Fliege, Lytta vesicutoria. Bei Albersdorf war in den Eichenwäldern die Lucarrus Cervus L. fast gemein. Ich fing an einem Abend 10, darunter 6 männliche Exemplare. Mehrere von ihnen waren so groß, daß mir dieselben von einem vorzüglichen Entomologen, dem derzeitigen Bischof W. Koopmann in Altona, als wahre Riesen bezeichnet wurden. Der Käfer war ein Handelsobjekt auf dem Heider Sonnabendmarkte, die Jungens aus Albersdorf brachten Kästen voll zu Markt; es wurde das Exemplar durchschnittlich mit 1 Schill. oder 4 Reichsbankschill. derzeitig bezahlt. Heute wird der Käfer dort wohl eine Seltenheit sein.

Berlin. P. Hennings.

4. **Über die Ermordung des Postillons im Schnellmarker Holz bei Eckernförde.** Herr Callsen-Flensburg hat in der „Heimat," Heft 12, 1901, einen kleinen Bericht über die frühere Kugelgestalt der Postwagen veröffentlicht. Zum Schluß wird berichtet, daß eine solche Kugelpost die im Jahre 1840 oder 1841 bei Eckernförde ausgeraubte, die mit der Ermordung des Postillons ihr tragisches Ende fand, gewesen sei. Nebenbei bemerkt Herr Callsen, daß der Mörder nicht bekannt, noch wohin er gegangen ist. Wenn mir nicht eine Unwahrheit gesagt worden ist (und das nehme ich nicht an), so habe ich den Namen des Mörders sowie seine spätere Heimat erfahren. Ich ging im Frühjahr 1882 nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Mein Ziel war Davenport-Jowa, später Minden-Jowa. Von Minden aus hatte ich denn einmal die Gelegenheit, mit einem Freunde und Landsmanne über Land zu fahren, und zwar nach dem vier deutsche Meilen entfernten Avoca. Auf dieser Fahrt zeigte mir mein Freund unterwegs eine hübsche und elegante Farm mit den Worten: „Weißt du auch, wer hier wohnt?" Auf meine Verneinung dieser Frage sagte er: „Das ist die Farm des Mörders, der den Postillon im Schnellmarker Holz umgebracht hat." Ich fragte darauf: „Lebt denn der noch?" „Nein, der ist tot. Sein Sohn hat jetzt die Farm." Ob der alte Mann sein Verbrechen auf dem Sterbebett eingestanden und gebüßt, wußte auch mein Gewährsmann nicht zu sagen. Anzunehmen ist es; denn woher kommt sonst solches Gespräch? Daß der Raubmörder damals so glatt wegkam, ist wohl nicht zu verwundern. Ein überseeisches Telegraphenkabel existierte zu der Zeit noch nicht, ebensowenig ein Auslieferungsvertrag zwischen Dänemark und den Verein. Staaten.

Bockhorn bei Wankendorf. Joh. Kummerfeld.

5. **Wann ist das Dorf Seeth entstanden?** Aufschluß über diese Frage gibt Johann Andrian Bolten in seinem Werke: „Beschreibung und Nachrichten von der Landschaft Stapelholm." 1777. Wir lesen S. 233 ff.: „Seeth, oder, wie es vormals gemeiniglich geschrieben worden, Zete oder Zethe, ist ein Dorf auf der Landstraße von Nordstapel nach Friedrichstadt, eine halbe Meile von Friedrichstadt, und ebenso weit von Süderstapel entfernt." — „Dieses Dorf soll das jüngste im Kirchspiele (Süderstapel) und erst damals angelegt seyn, wie eine große Wasserfluth die angränzenden Marschländereien überschwemmt und die St. Johannes-Gemeine zu Grunde gerichtet gehabt, und wie sich darauf die Flüchtlinge selbigen Kirchspiels auf der nächst gelegenen hohen Geest . . . angebauet und zur Süderstapeler Gemeine gewandt habe." . . . „Auf der meyerschen Karte vom Südertheile des alten Nordfrieslandes bis 1240 befindet sich auch daher kein Seeth." . . . „Man merket hier (nördl. v. Seeth) . . . Redeke, und . . . Norder-Redeke, oder, wie es jetzo ausgesprochen wird, Rathjen, einen Distrikt Landes, worinn sich mitten in der Marsch ein kleiner Strich Geestlandes befindet, auf welchem vormals nicht allein verschiedene Häuser, sondern auch eine S. Johannen gewidmete Kirche gestanden. Johann Meyer nennt diese Kirche Redeke (auf oben erwähnter Karte); in den uns vorgekommenen Dokumenten aber heißt es immer S. Johanns-Gemeine. Zu dieser Gemeine, welche sich von der Nordstapeler Hudering-Fenne bis an das Koldenbütteler Kirchspiel erstreckte, haben unstreitig diejenigen Dörfer, Höfe und Häuser gehöret, welche in den jetzigen Seether und Drager Marschländereyen gestanden. Johann Meyer setzet außer der Kirche Redeke auch einen Ort Alderby,[1]) und einen andern Millum, fast wo jetzo die Mildt ist. Wann diese Kirche und Örter eingegangen, läßt sich nicht genau bestimmen. Eine gemeine Sage will, daß es in einer großen Wasserfluth geschehen. . . . Eine im schwabstedter Buche abgedruckte Urkunde von 1470 sagt ausdrücklich, dat de weldige Flot und Water se darut dreven. . . . Vielleicht ist es, wo nicht schon eher, doch in der Wasserfluth von 1300 geschehen, weil nicht allein Seeth bereits im 15. Jahrhundert gestanden und nach Süderstapel gehöret hat, sondern auch diese S. Johanneskirche in dem alten Verzeichnisse der Probsteyen und Kirchen von 1305 ausgelassen wird. . . . Jetzo pflegt die Stelle dieser Kirche der Seether Kirchhof zu heißen."

Mitgeteilt von Honnens in Friedrichstadt.

6. **Anfrage.** Kommt die Bezeichnung „Ettgrön" (Titel eines der neuesten Bücher von J. H. Fehrs) für „Nachmahd" auch im Osten Schleswig-Holsteins vor? Außer in der Itzehoer Gegend ist das Wort auch in Dithmarschen gebräuchlich. Höchst wahrscheinlich ist es ein dänischer Eindringling; denn das dänische Wort lautet „Eftergrøde" (vom Zeitwort grøe, engl. to grow, wachsen) = Nachwuchs. Plattdänisch sagt man „Eddegrø." Ähnlich klingt es auch in Hollingstedt an der Treene. Das „Grön" im plattdeutschen Worte beruht augenscheinlich auf Volksetymologie.

Flensburg. H. Hansen.

---

[1]) Da, wo jetzt Fedders Hof liegt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 10. Oktober 1903.

Ursprung und Gründung der Stadt Friedrichstadt.

Von Pastor D. Sax in Friedrichstadt.

Vortrag auf der Generalversammlung unseres Vereins zu Friedrichstadt am 21. Mai 1903.

In der Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts haben auch die Niederlande eine bedeutende Rolle gespielt. Die von Luther hervorgerufene Bewegung fand dort einen wohl bereiteten Boden, und die ersten Märtyrer des Protestantismus sind Niederländer gewesen, sowie auch der Apostel der „neuen Lehre" in Schleswig-Holstein, der in Heide ermordete Hendrik van Zutphen, ein Holländer war.

Bekanntlich unterscheidet man im Protestantismus drei Hauptrichtungen: die lutherische, die anabaptistische und die schweizerische. Die Urheber der letzteren, Zwingli und Kalvin, wurden die Väter der reformierten Kirche.

Weniger bekannt ist, daß auch in den Niederlanden selbst schon im späten Mittelalter fromme Männer sich bemühten, die Kirche zu der reinen Lehre des Evangeliums zurückzuführen und sie von allen heidnischen und abergläubischen Vorstellungen zu reinigen. Und wenn auch im 16. Jahrhundert diese echt niederländische Reformation von ausländischen Geistesströmungen überflügelt wurde, so hat sie ihre Kraft doch nicht ganz eingebüßt. Im Laufe des Krieges mit Spanien ist die Majorität der holländischen Protestanten allmählich reformiert geworden, nirgends, vielleicht mit Ausnahme von Schottland, hat der Kalvinismus allen Äußerungen des Volkslebens in dem Maße sein eigentümliches Gepräge verliehen, wie gerade in Holland. Achtung vor dem Kalvinismus! Er hat Holland frei und groß gemacht, durch ihn wurde aus jedem Manne ein Held. Seine demokratische Kirchenverfassung, seine strenge Moral und harte Zucht haben es ermöglicht, daß das kleine Holland aus dem Kampfe mit dem mächtigsten Monarchen der Welt, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, siegreich hervorging. Aber es gibt kein Licht ohne Schatten. Dieser Kalvinismus hatte die Glaubenskraft und den feurigen Eifer der alttestamentlichen Propheten, aber auch ihren Fanatismus und ihre Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Wie einst Elias kämpften die Männer Kalvins gegen alle Baalspriester für die Majestät des Herrn. In der Tat, ihre Religion war mehr jüdisch als christlich, und es kann uns nicht wundern, daß die Reaktion nicht ausblieb. Wie gesagt, war die altniederländische Richtung nicht gestorben. So lange der Krieg die Anstrengung aller Kräfte forderte, merkte man nicht viel von einer Meinungsverschiedenheit, alle kämpften einträchtig gegen den mächtigen Feind; aber kaum war 1609 ein

Waffenstillstand mit Spanien geschlossen, so fing der unglückselige Bruderstreit an. Wer von der kalvinischen Dogmatik auch im geringsten abwich, hatte viel zu leiden, und gegen diesen Bekenntniszwang erhoben nun viele Mitglieder der reformierten Landeskirche einen lebhaften Protest. Sie sagten: „Dafür haben wir doch nicht so blutig gegen päpstlichen Glaubenszwang gekämpft, daß wir jetzt das Joch Kalvins uns auf die Schultern legen ließen.“ Frei wollten sie sein von allem Buchstabendienst. In einer Bittschrift an die Regierung beschwerten sie sich, und nach dieser Bittschrift oder Remonstranz wurden sie Remonstranten genannt. Sie waren die Träger des alten niederländischen Geistes, des Geistes der Freiheit. Nicht die Meinungsverschiedenheit über das Dogma der Prädestination war die Ursache der Wirren; das war bloß eine Veranlassung, die Ursache lag tiefer. Die Kalvinischen wollten den religiösen Glauben in bestimmten Sätzen, in einem Bekenntnis festgelegt haben und dieses Bekenntnis für alle Mitglieder der Kirche verbindlich erklären. Nach den Remonstranten war nicht die Lehre, sondern das Leben entscheidend für den Wert eines Menschen, und sollte überhaupt von einem Bekenntnis die Rede sein, dann sollte dasselbe zu jeder Zeit, den jedesmaligen Anschauungen und Verhältnissen gemäß, revidierbar sein. Nicht eines Menschen Wort, sei es auch des frömmsten und gelehrtesten Menschen, sondern allein Gottes Wort sollte maßgebend sein für die Gewissen. Die Kirchlich-Liberalen haben den Kampf verloren. Auf der Synode in Dordrecht 1618—19, wo die meisten ausländischen reformierten Kirchen vertreten waren, wurde die Lehre der Remonstranten verurteilt. Mehr als 200 Pastoren wurden ihres Amtes enthoben und, es sei denn, daß sie schriftlich und eidlich versprachen, nicht mehr zu predigen, des Landes verwiesen. Wer es dennoch wagte, ins Land zu kommen, um die zerstreuten Gemeinden zu sammeln und zu erbauen, wurde zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilt.

Im Auslande, in der Stadt Antwerpen, haben die Remonstranten sich als eine eigne Kirchengemeinschaft konstituiert; sie wählten ein Direktorium und versuchten Verbindungen anzuknüpfen mit den treu gebliebenen Gemeinden in Holland. In Belgien, das damals noch spanisch war, konnten sie aber nicht lange bleiben, weil 1621 der Waffenstillstand mit Spanien ablief. So kam es, daß sie von verschiedenen Seiten Einladungen empfingen, sich anderswo niederzulassen. Gustav Adolf von Schweden lud sie nach seiner neugebauten Stadt Gotenburg, der König von Dänemark bot ihnen Religionsfreiheit in Glückstadt und Stade an. Wirklich haben sich in diesen Städten Remonstranten aufgehalten, aber es waren keine dauerhaften Ansiedlungen. Allein in Friedrichstadt haben sie etwas Bleibendes zustande gebracht.

Im damaligen Holstein wohnte ein angesehener Holländer, Johan de Haen, früher Anwalt der Stadt Haarlem, aber als Anhänger der alten remonstrantenfreundlichen Regierung des Landes verwiesen. Er begab sich nach Holstein und wurde Rat des Herzogs Friedrich III., der ihm das Schloß zu Tönning zur Verfügung stellte. Wahrscheinlich hat er den Herzog auf die Remonstranten aufmerksam gemacht und den Platz gewählt, wo später Friedrichstadt gebaut wurde. Im übrigen haben die Direktoren der Brüderschaft diese ausländischen Ansiedlungen nicht gefördert, weil sie fürchteten, daß viele in Holland dadurch den Mut verlieren und den Kampf aufgeben würden. Sie ermahnten ihre Freunde fortwährend, doch nicht zu verzagen und geduldig bessere Zeiten abzuwarten. Offenbar hatten sie nur wenig Vertrauen zu der Sache, und dennoch wollten sie dem großen Wohlwollen des Herzogs gegenüber nicht undankbar sein und beschlossen, zwei Abgeordnete hierher zu schicken, obgleich die Reise damals sehr kostspielig war und ihre Kriegskasse keine große Ausgabe gestattete. Die beiden Herren

wurden vom Herzog sehr freundlich empfangen, trotzdem seine strenggläubige Mutter im Bunde mit den Hofpredigern seinen Plänen nicht günstig gesinnt war. Die Abgeordneten bedangen sich ihrerseits beim Herzog aus, daß die eventuell zu erbauende Stadt eine Zuflucht sein sollte für alle möglichen Konfessionen, die anderswo nicht geduldet wurden. Obgleich er dieses schließlich zugab, hat es lange gedauert, ehe er sich entschließen konnte, die Mennoniten zuzulassen.

Aus der ganzen Sache wäre wahrscheinlich nichts geworden, wenn nicht außer dem Ratsherrn de Haen noch ein anderer sich ganz energisch dafür verwendet hätte. Das Oktroi oder Privilegium zum Bau einer Stadt datierte vom September 1619, und ein Jahr später hatten die Remonstranten noch nichts getan. Aber nun faßte Willem van den Hove, Freiherr van Wedde, Westerwolde, Bellinkwolde und Blijham die Sache kräftig an und gelangte trotz der größten Schwierigkeiten ans Ziel. Auf seine Bitte verlieh der Herzog am 31. Oktober 1620 ein neues Oktroi, wobei noch günstigere Bedingungen gestellt wurden. So wurde die erforderliche Zahl der ersten Stadträte vermindert; der Fürst erklärte sich bereit, zu der Herstellung öffentlicher Bauwerke unentgeltlich Holz zu geben und nötigenfalls für die Handwerker 100 Häuschen bauen zu lassen. Weiter wurden zwei freie Jahrmärkte und ein Wochenmarkt bewilligt usw.

1621 fand die schon erwähnte Reise der beiden Abgeordneten statt; aber van den Hove handelte ganz unabhängig vom Direktorium, er arbeitete immerfort, reiste zwischen Holstein und Holland hin und her und versuchte, die Leute zu überreden, sich in der neuen Stadt niederzulassen. Da er trotzdem nicht viel erreichte, ließ er auf eigne Kosten einige Handwerker aus Holland kommen, und am 24. September 1621 wurde der erste Stein zum ersten Hause gelegt. Es geschah dies an der Ecke von Fürstenburgwall und Binnenhafen, da, wo jetzt Herr Dose wohnt. Die Stadt wurde nach dem Herzog Friedrichstadt genannt. Nach Bolten (Beschreibung der Landschaft Stapelholm) gehörte das Territorium, auf welchem Friedrichstadt gebaut ist, ehemals zum Drager Spätjen oder zum Drager Anteil des durch Abdeichung der Treene 1570 gewonnenen Herrenkooges. „Ehe Eyderstedt landfest ward, war hier eine sandschieferichte etwas erhöhte Gegend, welche Seebüll oder Sehebüll hieß.“

Früher mündete die Treene weiter nach Westen in die Eider, da, wo jetzt der Fresenkoog ist. Die Verbindung zwischen Eider und Treene wurde mittels zweier Kanäle hergestellt und an der Eider eine kostspielige Schleuse von Klinkern erbaut, welche aber 1630 vom Wasser zerrissen und durch zwei hölzerne Schleusen ersetzt wurde. Die Klinker sind später für den Turm der lutherischen Kirche verwandt.

Innerhalb des Vierecks, das durch Eider, Treene und die beiden Kanäle begrenzt war, wurde die Stadt gebaut. Im Oktroi wurde den Remonstranten die Verwaltung der Stadt übertragen unter der Bedingung, daß sie in keinem anderen Ort des Landes predigten und die Lutheraner neben sich duldeten. Die Verwaltung war nach holländischem Muster eingerichtet. — Neben den Bürgermeistern, Schöffen und Räten hatte man noch einen Statthalter, den Vertreter des Herzogs. Der erste und zugleich der letzte Statthalter war Adolf van der Wael, Herr van Moersbergen. Nach ihm wurde dies Amt aufgehoben. — Die Tochter des Statthalters legte 1624 den ersten Stein für den Bau der Kirche.

Sowohl der Herzog wie die Gründer hegten große Hoffnungen von der Entwicklung der Stadt, ja, man träumte sogar davon, Hamburg zu überflügeln. Rührend ist die Liebe, mit der Friedrich sich bemühte, die Interessen seiner Stadt zu fördern. Im Oktroi ist sogar die Rede von einer Münze, und 1622, ja, noch 1640 plante er die Gründung einer Hochschule oder Schola illustris. Er schloß einen Vertrag mit Spanien behufs freier Fahrt der Friedrichstädter Schiffe

nach den spanischen Häfen, und für einen derartigen Zweck sandte er einen Bevollmächtigten nach Algier. Die bekannte geheimnisvolle Gesandtschaft nach Persien wegen des Seidenhandels hatte allerdings ein unglückliches Ende; aber wenn der Versuch gelungen wäre, so hätte zweifelsohne Friedrichstadt den meisten Vorteil davon gehabt. Daß trotz alledem unser Städtchen so unbedeutend geblieben ist, hatte seinen Grund darin, daß es durch Kriegskalamitäten schrecklich gelitten hat und daß mehrere Gründer, und zwar von den vermögenderen, schon nach einigen Jahren die junge Stadt wieder verließen, weil die Verfolgungen in Holland allmählich aufhörten.

Mit dem Bau ging es sehr langsam; in einem Schreiben von Mai 1623 heißt Friedrichstadt noch die Stadt von 25 Häusern. Erst im folgenden Jahre war die Stadt soweit fertig, daß die Straßen ihre Namen erhalten konnten. 1633 bekam sie ihr Stadtrecht, das in holländischer Sprache in Quartformat gedruckt wurde unter dem Titel: »Policy Gerichtsordeninghe ende Stadtsrecht.« Es war nach dem holländischen Rechte verfaßt von Marcus Gualterus, Stadtsekretär, früher Rektor des Gymnasiums in Kampen in Holland.

Der Ruhm und Stolz Friedrichstadts ist seine Religionsfreiheit. Es ist in der Beziehung eine remonstrantische Stadt geblieben bis auf den heutigen Tag, und daher meinte ich etwas ausführlicher über den Remonstrantismus sprechen zu müssen. In einer Zeit, wo in jedem Lande nur eine Kirche geduldet wurde, einerlei, ob katholisch oder lutherisch oder reformiert, lebten hier an der Eider die Bekenner verschiedener Anschauungen friedlich neben einander. Schon gleich nach der Gründung ließen sich hier Mennoniten nieder; einige kamen aus Holland, die meisten aber aus Eiderstedt, wo sie nur geduldet nnd dann und wann gar verfolgt wurden, so daß der remonstrantische Zufluchtsort ihnen recht willkommen war. Damals gab es hier drei verschiedene Mennonitengemeinden. Eine hatte ihr Predigthaus (»Vermaning«) an der Ecke von Prinzen- und Mittelgrabenstraße, da, wo jetzt Witwe Levens wohnt, die zweite in der Westermarktstraße und die dritte am Mittelburgwall, wo die Mennoniten jetzt noch ihre Kirche haben. Das schöne Haus vor der Kirche, jetzt ein Kohlenschuppen, gewöhnlich die Münze genannt, war ursprünglich das Haus des schon erwähnten Statthalters Adolf van de Wael. Leider ist es arg verwahrlost, und es wäre zu wünschen, daß die Behörden sich darüber erbarmten. Im Giebel ist das Familienwappen des Herrn van de Wael angebracht mit der bezeichnenden Inschrift: Omne solum viro forti patria, d. h., ein starker Mann findet überall sein Vaterland. Da, wo jetzt die Mennonitenkirche ist, war früher der Empfangssaal, in welchem die Witwe des Herrn van de Wael den Lutheranern erlaubte, ihre Gottesdienste abzuhalten, solange sie noch kein eignes Gotteshaus hatten. 1625 wurde auch den Mennoniten vom Herzog ein Privilegium erteilt zwecks freier Übung ihrer Religion, unter der Bedingung aber, daß bei Mischehen zwischen Mennoniten und Lutheranern die Kinder lutherisch getauft und erzogen werden mußten. Die drei Gemeinden der Jünger Mennos vereinigten sich im Jahre 1708; damals zählten sie 500 Seelen.

Lutheraner waren hier im Anfang nur wenige. Für Mitglieder der Staatskirche durfte es nur wenig Anziehendes haben, sich in einer remonstrantischen Stadt mit einer remonstrantischen Verwaltung niederzulassen. Erst 1649 bekamen sie eine eigne Kirche. Auch wurden sie eine Zeitlang von den Remonstranten unterstützt. Diese hatten 1632 ein Gesuch der Lutheraner um eine Beihülfe aus der städtischen Kasse zur Verbesserung des Gehalts ihres Geistlichen ablehnen müssen, erstens, wegen der Not der Kasse, und zweitens — so lautet das Protokoll —, „weil diejenigen, die schuldig sind, andere in der Übung ihrer Religion zu vertragen, deswegen noch nicht schuldig sind, ihre Geistlichen zu unterhalten.“ Und

als auch der Herzog darauf drängte, beschlossen alle acht Ratsherren, solange sie in der Verwaltung wären, den lutherischen Brüdern 100 Mark aus eigner Tasche zu bewilligen. Später wurde die Stadt allmählich aus dem lutherischen Lande mit Lutheranern bevölkert. Im 18. Jahrhundert waren nach einer Verfügung von Herzog Friedrich IV. von den acht Räten vier lutherisch, zwei mennonit und zwei remonstrant.

Die Katholiken bekamen 1625 Erlaubnis, sich hier niederzulassen und ihren Gottesdienst zu üben. Sie sind jedoch nie sehr zahlreich gewesen; 100 war das Maximum.

Was die Juden anbelangt, so wandten sich 1649 einige dieser Konfession an den Magistrat mit der Bitte um freie Religionsübung. Der Magistrat unterbreitete dieses Gesuch dem Herzog, welcher aber ablehnte. Dennoch sind die Juden auch ohne Erlaubnis des Herzogs in Friedrichstadt geblieben, und als 1677 Moses Marx Levi den Magistrat bat, ihm gegen den üblichen Preis ein kleines Grundstück an der Treene an der nordwestlichen Ecke der Stadt zu einem Begräbnisplatz zu überlassen, so wurde ihm dies bewilligt. Ihre Synagoge bekam die Gemeinde erst im 19. Jahrhundert; bis dahin hat sie sich „mit einem Hinterteil eines Hauses“ behelfen müssen.

Eine Sekte ist aber nie in Friedrichstadt zugelassen worden: die Polnischen Brüder oder Sozinianer. Sie verwarfen die Lehre von der Dreieinigkeit, und und das war damals eine zu schreckliche Ketzerei. Als einige dieser unglücklichen Leute, die überall verfolgt und verjagt wurden, sich in Friedrichstadt meldeten, wurden sie freundlich aufgenommen, auch wurde ihnen freie Religionsübung gestattet. Aber der Sohn Friedrichs III., Herzog Christian Albrecht, verbot solches, und der Magistrat bekam den fürstlichen Befehl, sie die Stadt räumen zu lassen. Die Friedrichstädter sträubten sich dagegen, aber vergebens, der Befehl wurde wiederholt, und so sah man sich gezwungen, den Sozinianern die Stadt zu verbieten.

Noch eine siebente Sekte hat es hier gegeben, nämlich die Quäker. Im Gegensatz zu den Sozinianern, die meistens sehr wohlhabende, angesehene und gelehrte Leute waren, waren die Quäker Männer aus dem Volke, sonderbare, wunderliche Christen; aber sie zeichneten sich durch eine innige Frömmigkeit aus, und ihr Glaubensmut war unerschütterlich. Sie hatten weder Geistliche noch Zeremonien, jeden duzten sie und nannten sie „Freund,“ einerlei, ob er König oder Bettler war. Auch sie mußten einem fürstlichen Mandat zufolge sofort die Stadt verlassen; aber sie hatten mehr Glück als die Polnischen Brüder, wenigstens haben sie eine Gemeinde gebildet, die noch am Ende des 18. Jahrhunderts existierte und in der Westerhafenstraße ihre Versammlungen abhielt. Der Ur-Großvater des hiesigen Bäckermeisters Jebens war der letzte Quäker.

Ich habe mich kurz fassen müssen, aber nach diesen Ausführungen ist es sicherlich Ihnen wie mir eins der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte, diese Gründung von Friedrichstadt. Viel von ihrem holländischen Charakter, von ihrer früheren Eigentümlichkeit hat sie besonders nach dem verhängnisvollen Jahre 1850 eingebüßt. Aber sie hat eine schöne Vergangenheit, diese Stadt des Friedens und der Freiheit. Niederländer haben in ihr ein Vorbild einer christlichen Gesellschaft geben wollen, in der Freiheit und Verträglichkeit die Bekenner verschiedener Konfessionen vereinigten, beinahe zwei Jahrhunderte, bevor man in der Christenheit an die Möglichkeit eines solchen Zusammenlebens glaubte.



Die Dithmarscher Bucht.

Von J. Kinder in Plön.

Zwischen der Elb- und Eidermündung dehnt sich am holsteinischen Ufer die Dithmarscher Bucht aus, ein Meerbusen, der im Laufe der jüngsten Zeit durch die im Norden und Süden dem Meere entrissenen, eingedeichten Köge gebildet ist. Auf der nördlichen vorgeschobenen Landspitze liegt der Badeort Büsum, ehemals eine Insel, die um das Jahr 1600 landfest gemacht wurde. Im Süden lagert sich die über 9 km lange Halbinsel Diekſand vor die Bucht. Dieser fruchtbare Sand wurde im Jahre 1854 durch 1500 Arbeiter mit einem Kostenaufwande von 820 488 ℛℳ 91 β dän. Reichsm., jetzt gleich 1 846 098 ℳ deutscher Reichswährung, eingedeicht und erhielt nach dem dänischen Könige Friedrich den Namen Friedrich VII. Koog. Nach der Parzellierung brachte der Koog, dessen Parzellen an die Meistbietenden verkauft wurden, eine Gesamteinnahme von 988 069 ℛℳ oder 2 223 155 ℳ deutscher Reichswährung. Der Durchschnittspreis des dithmarscher Morgens (= 600 □Ruten zu 256 □Fuß) stellte sich auf 550 ℛℳ. Seit 1854 sind noch zwei Köge an diesen Koog angeschlossen: ein Sommerkoog und der Kaiserin Auguste Victoria-Koog, welcher 1901 fertiggestellt wurde.[1])

Von der Spitze des Friedrichskoogs hat sich nach Nordwest wiederum ein zusammenhängendes Watt in einer Ausdehnung von etwa 16 km gebildet, bestehend aus den ehemaligen Inseln Buschsand, Polln und Rischen, als Ganzes jetzt Trischen genannt. Ein Teil der Strecke (bereits mehr als 7 □km) liegt über der ordinären Flut, wird nicht mehr vom Wasser überschwemmt. Eine Dünenkette, die stellenweise die Höhe von reichlich 4 m erreicht und mit Strandhafer, Strandweizen und Sandriedgras bewachsen ist, schützt gegen Hochfluten. Viele Hektar dieses neuen Sandes sind schon mit dem Queller, der ersten dauernden Pflanze der trocken gewordenen Watten, und mit nutzbaren Gräsern bewachsen. Zahllose Möwen, Seeschwalben, Austernfischer, Strandläufer nisten hier in den Dünentälern und führen zur Ebbezeit ihre flügge Brut auf die reichliche Nahrung bietenden Watten. Seehunde erklettern die abschüssigen Ränder, um die warmen Strahlen der Sonne auf sich einwirken zu lassen. Das Watt sieht zur Ebbezeit aus wie eine genarbte Schweinslederhaut. Es ist bedeckt von kleinen Erdhäufchen, ähnlich denjenigen, welche die Regenwürmer nach einem Regen im Garten oder auf dem Acker hervorbringen. Sie rühren her von langen weißen Würmern, die aus dem Watt hervorkommen, wenn dasselbe nur noch mit einer wenige Zentimeter hohen Wasserschicht bedeckt ist. Nach oberflächlicher Berechnung müssen tausende von Zentnern Fleischnahrung im Watt liegen.

Im Sommer 1897 ließ die Staatsregierung auf Trischen eine mit hohem Ringwall umgebene Viehtränke, die Süßwasser sammelt, herrichten und innerhalb der Umwallung ein Schäferhaus erbauen. Alsbald fand sich dann auch ein Pächter, der das neue Land durch Rindvieh und Schafe, die vom Friedrichskoog angetrieben wurden, beweidete. Im Jahre 1900 überschüttete zwar der Sturm einen Teil der grünen Flächen mit Sand, aber bald brachen die Gräser durch den Sand wieder hindurch. Trischen diente 1902 wieder als Schafweide.

Auf dem nordwestlichen Ende der Bank, das aus Glimmersand besteht, erhebt sich die Rettungsbake, ein aus starken Balken gezimmerter hoher Turm, der mit einem hölzernen Bretterhäuschen versehen ist. In dem Häuschen befinden sich eine Blechflasche mit Trinkwasser, eine Kiste mit Zwieback und eine blaue Not-

---

[1]) An der schleswig-holsteinischen Westküste sind in den letzten 50 Jahren mehr als 16 000 ha Land der See abgewonnen.

flagge. Dort können Schiffbrüchige, deren Schiff der Sturm auf den Bänken zerschellt hat, Zuflucht suchen und finden.

Eine zweite Rettungsbake steht auf Blauortsand, der sich im Norden der Bucht bis an das Meer erstreckt. Es ist zu erwarten, daß im Laufe der Zeit diese Sandbänke sich immer weiter ausdehnen und die Einfahrt in die Bucht verengern werden.

Die ordinäre Flut bedeckt die Watten mit einer 1 bis 2 m hohen Wasserschicht. Bei dem Eintreten der Ebbe sieht man vom Festlande her eine Wattfläche sich an die andere aus dem Wasser emportauchend anschließen. Durch das Watt führen von der Küste auslaufende tiefe Rinnen, Priele und Piepen genannt, den Ebbestrom zum Meere. (Piepen sind Wasserausgüsse; Piep-Wall ist ein künstlich ausgegrabener Wasserausguß auf dem Marschacker.)

In die Dithmarscher Bucht führen das überschüssige Regenwasser aus den Marschkögen die Schleusen bei Büsum, Warwerort, Wöhrden, Meldorf (die Miele) und Barlt. Jede dieser Ortschaften hat einen Hafen, der durch das Schleusenwasser gespült und offengehalten wird. Draußen in der Bucht vereinigen sich die Hafenpriele zu zwei Hauptausgüssen, die Norder- und die Süder-Piep. An seinem äußersten Rande fällt das Watt ungefähr 14 m tief nach der See ab. Hier schäumt die Brandung, und der Schiffer sagt, daß dort das Wasser brenne.

Für den Schiffer, der die Hafenorte besuchen will oder durch Sturm aus seiner Reiserichtung verschlagen wird, sind die Watten gefährliche Untiefen. Schon manches Schiff ist auf ihnen festgeraten und in kurzer Zeit dann von den Wellen zerschlagen. Wrackstücke liegen fast immer in der Bucht. Zur Zeit steckt bei Blauortsand der Rumpf eines Schiffes, das den Namen „Die Perle“ führte, im Schlick, allüberall mit Miesmuscheln bedeckt.

Im Mittelalter galt das antreibende Gut der verunglückten Seefahrer den Uferbewohnern als ein berechtigter Gewinn, und es wird gesagt, daß die Geistlichen der Küstenorte in das Kirchengebet den Satz einzuflechten gewohnt waren: „Gott segne unseren Strand.“ Während der dithmarsischen Unabhängigkeit war das Strandrecht im Besitze weniger Familien des Vogtemannengeschlechts. Schon im 13. Jahrhundert schloß die Stadt Hamburg über die Ausübung jenes Strandrechts Verträge mit den Dithmarschern. Überschreitungen der Vereinbarungen oder auseinandergehende Auslegungen der Verträge blieben nicht aus und führten zu blutigen Fehden, sogar zum Interdikt und zum Kirchenbann, welche Strafen der Erzbischof von Bremen und der Hamburger Dompropst verhängten. Nach der Eroberung Dithmarschens ging das Strandrecht oder der Seefund auf die Landesherren über und wurde gesetzlich geregelt.

Für die Sicherheit der Seefahrer im Wattenmeer der ganzen Westküste wurde durch Auslegung von Seezeichen gesorgt. Während früher der hohe Meldorfer Kirchturm auf dithmarscher Seite fast allein den die Elbmündung passierenden Schiffen als Richtzeichen diente, begann man, das Fahrwasser durch Tonnen zu markieren. In Husum lag bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Tonnen- und Bakenwesen in den Händen zweier Tonnenmeister, die aus den Schiffern des Ortes gewählt, um St. Petri (22. Februar) Tonnen und Baken auslegten und acht Tage nach Martini wieder einholten. Zur Deckung der Unkosten ward von den Schiffern ein Zoll erhoben und die Abrechnung alljährlich vor den Älterleuten der Schiffergilde abgelegt. [1])

In Büsum ist ein Tonnenleger von der Staatsregierung mit der Auslegung und Überwachung der Seezeichen beauftragt, dem ein für diesen Zweck eingerichtetes Schiff zur Verfügung steht.

---

[1]) M. Voß, Die Innungen und Zünfte Husums. 1896.

Soweit als das hohe Watt reicht, ist an der Seite des Fahrwassers eine lange Reihe von Birkenstämmen, an deren Spitzen Reisigbündel befestigt sind, errichtet. Die Stangen heißen Baken. Auf tieferem Wasser, dort, wo für die Stangen kein Grund mehr gefunden werden kann, sind Seetonnen zur Markierung der Fahrrinne angebracht. Ehemals waren das hölzerne, mit starken eisernen Reifen beschlagene tonnenförmige Hohlkörper, jetzt aber sind es Hohlgefäße aus Eisenblech von verschiedener Gestalt, bald roter, bald schwarzer Farbe. Man unterscheidet Bojen und Kessel. Erstere haben Walzenform, letztere Kesselform. Die Kessel tragen aufgerichtete lange Holzstangen (Bakentonnen), die an der Spitze mit Korbkugeln behängt sind. Bei einigen wird die hölzerne Stange noch durch Holzbügel stärker befestigt (Bügelkessel). Obwohl alle zur näheren Bezeichnung Nummern tragen, so haben die Schiffer doch den wichtigeren Kesseln noch besondere Namen gegeben, z. B. Pique Aß, Schwiegermutter usw.

Diese schwimmenden Seezeichen werden mit starken eisernen Ketten an schweren Steinen verankert. Neuerdings verwendet man anstatt der Steine große aus Zement gegossene, mit Eisenstücken gefüllte Blöcke, die ein Gewicht 2—3000 Pfund erhalten.

Die Aufgabe des Tonnenlegers ist es, im Frühjahr die Sommerseezeichen und im Herbst die Winterseezeichen an ihre auf den Seekarten festgelegten Plätze zu bringen und in gutem Stande zu erhalten. Im Kriege werden erforderlichen Falles sämtliche Seezeichen eingezogen, und kein feindliches Schiff würde es dann wagen, sich in das Wattenmeer hineinzubegeben.

Bei Nacht dient den in die Bucht einlaufenden Schiffen das Büsumer Leuchtfeuer, eine einfache Laterne mit Petroleumlicht auf dem Deiche, als Richtzeichen.

Vor zwei Jahren hat der Ingenieur Max Gehre aus Rath bei Düsseldorf probeweise einen eisernen 25 m hohen Leuchtturm bei Büsum aufgestellt, dessen elektrisches Licht durch einen von ihm erfundenen Windmotor erzeugt wird und bis zu 15 Seemeilen weit sichtbar ist. Man kann übrigens in der Bucht auch die Leuchtfeuer bei Cuxhaven und Neuwerk mit unbewaffneten Augen wahrnehmen.

Der Nullpunkt des Büsumer Pegels liegt 1,94 m unter N. N. Die ordinäre Flut steigt bis zu 3,14 m. Spring- und Sturmfluten aber erreichen eine weit größere Höhe.

Zum Schutze des Ufers ist eine große Strecke der Bucht (von Warwerort bis nach Stinteck) mit Steinblöcken, die aus der Ostsee hergebracht sind, befestigt. Vor einigen Jahren ereignete es sich, daß ein mit 600 Petroleumfässern beladenes Schiff in dunkler Nacht durch einen Nordweststurm in die Büsumer Bucht hinein verschlagen und, ohne auf den Watten aufzustoßen, bei Büsum über jenen Steinwall an den Deich geschleudert wurde. Es war nur wenig beschädigt. Ein Unternehmer aus Itzehoe brachte es, nachdem die Ladung herausgenommen war, wieder zu Wasser.

Von der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ist bei Büsum schon vor mehr als 30 Jahren eine Rettungsstation errichtet und dort ein Rettungsboot statoniert. Die braven Büsumer Fischer haben mit eigener Lebensgefahr schon manchen Seemann, der draußen auf den Sanden den Tod vor Augen sah, an das sichere Land gebracht.[1]) Aber nicht allen Schiffbrüchigen hat Rettung werden können. Auf dem Büsumer Friedhofe erzählen die Gräber der Fremden und Unbekannten von des Seemannes Not und Tod.

---

[1]) Seit dem Jahre 1868 sind durch die Büsumer Station 46 Seeleute gerettet worden.



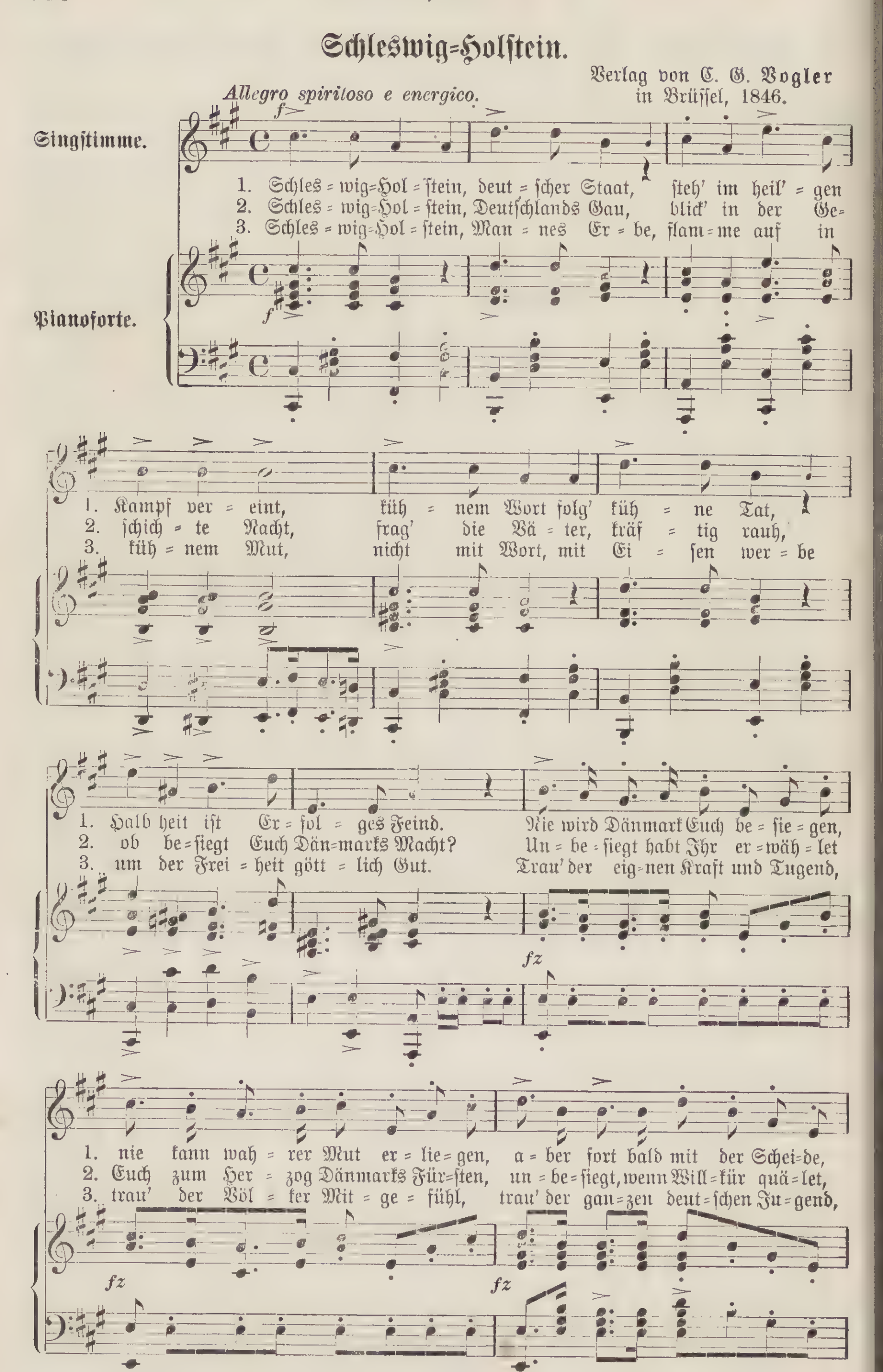
Ein Lied von Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1846.

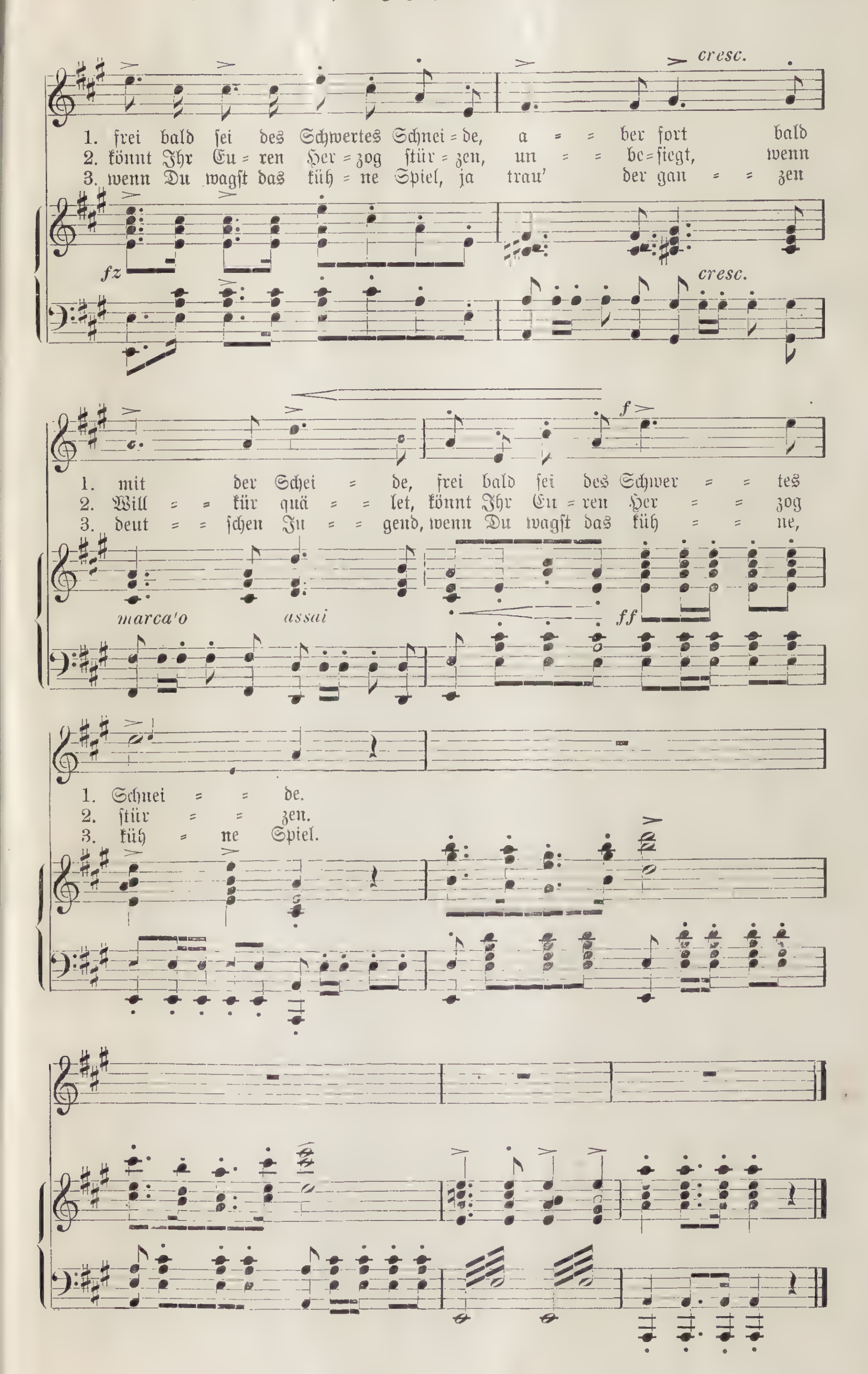
Von J. H. Löhmann in Flensburg.

Das umstehende Lied ist eine getreue Abschrift von dem Druckexemplar, das mir der Papierfabrikant Herr Heinrich Walther übergab, es würde mich als alten Kampfgenossen interessieren. Ich nehme an, daß es auch für weitere Kreise von Interesse ist, durch das, was es bringt und was es nicht bringt, und durch die mutmaßliche Geschichte des Exemplars. Ich sehe ab von dem dichterischen und musikalischen Wert dieses Liedes, frage bloß: Bringt es die damalige Stimmung, den Pulsschlag unsers schleswig-holsteinischen Volksstammes? Republikanischer Geist atmet darin; sich seiner Kraft bewußt, soll das Volk seinen Herzog stürzen." Es erinnert an die republikanischen Scharen unter der Führung Struves und Heckschers in Baden. Das war nicht die Stimmung unsers Volks. Wohl war es sich seiner Kraft bewußt, es fürchtete den Dänen nicht, aber es haßte ihn, weil er es vergewaltigen wollte; sein gutes Recht, das alt verbriefte und feierlich besiegelte, wollte es verteidigen. Auf Festen sang es, in großen Versammlungen redete es von seinem Recht. Das Bewußtsein seines Rechts war so stark, daß es der Verbote der Regierung zu Schleswig nicht achtete und große Versammlungen hielt, in Neumünster, in Nortorf, in letzterem Orte gar, als Dragoner anrückten, — zum Angriff kam es nicht, der Lokomotivführer, der von Neumünster kam, lenkte seinen Zug rechtzeitig zwischen Volk und Dragoner, gewiß zur gegenseitigen Freude. Sein gutes Recht wollte es unter rechtlicher Form mit Gut und Blut verteidigen. Als daher die Eiderdänen im Frühjahr 1848 in aller Form das verbriefte Recht der Herzogtümer brachen und Schleswig in Dänemark einverleibten und infolge dessen eine provisorische Regierung in Kiel sich bildete, die unter Wahrung des Rechts sowohl der Herzogtümer als ihres Herzogs, der zugleich dänischer König war, so lange die Herzogtümer leiten wollte, bis der König sich von dem Einfluß der eiderdänischen Partei befreit habe, — da jubelte das schleswig-holsteinische Volk der Regierung zu, denn sie bestand aus Männern, die durch jahrelange Tätigkeit sich das Vertrauen des ganzen Volks in all seinen Schichten erworben hatte. Aber zu einem republikanischen Gewaltakte war das Volk nicht bereit. Nur einseitig bringt das Lied die Stimmung unsers Volks, es zeichnet die Entschlossenheit, aber nicht seine Bedächtigkeit. Was das Lied nicht bringt, das ist der Name des Dichters und der des Komponisten; sonst üblich findet man ja beides. Warum nicht? Wir gehen nicht fehl, wenn wir den Grund in der damaligen Polizeiwillkür suchen; der Regierungspräsident Herr v. Scheele, unter der Bezeichnung „Kammerherr Scheel" bekannt, ein Renegat, hatte sich den Dänen verschrieben. Wären Dichter und Komponist Nicht-Schleswig-Holsteiner gewesen, außerhalb der Grenzen beheimatet, sie hätten ihre Namen unbeschadet ihres leiblichen Wohlseins neben ihre Werke setzen können. Aber Schleswig-Holsteiner selbst, im Lande wohnend, konnten sie ihre Missetat leichtlich im Gefängnis bei damals üblichem „Wasser und Brot" büßen. Schleswig-Holsteiner werden die Urheber des Liedes sein. Dazu stimmt, daß der Verleger in Brüssel wohnt, ihn konnte man nicht fassen. — Zu den Mutmaßungen paßt die Geschichte des in meinen Händen befindlichen Exemplars. Herr Walther sieht, daß sein Buchhalter auf der leeren Seite einer Drucksache Berechnungen anstellt. „Lassen Sie einmal sehen! Was, Schleswig-Holstein, 1846?" Das interessiert ihn, sein verstorbener Vater war einer der bestgehaßten deutschen Patrioten Flensburgs zur Dänenzeit gewesen. „Wo habt Ihr das her?" Na, es hatte sich unter den ausrangierten alten Akten der Königl. Regierung zu Schleswig befunden, die von der Papierfabrik zum Einstampfen waren erworben worden. Also mutmaßen wir weiter, daß dieses Druckexemplar über 50 Jahre, 1846 beschlagnahmt, ein dunkles Dasein abseits im Regierungsgebäude geführt hat. Ans Licht gezogen, gibt es, wenn auch nur geringes Zeugnis von dem Druck, unter dem 1846 und ferner bis 1864 das Volk leiden mußte, und von dem ausdauerden Mut, der es beseelte.

Schleswig-Holstein.

Verlag von C. G. Vogler in Brüssel, 1846.




cresc.
1. frei bald sei des Schwertes Schnei = de, a = = ber fort bald
2. könnt Ihr Eu = ren Her = zog stür = zen, un = = be = siegt, wenn
3. wenn Du wagst das küh = ne Spiel, ja trau' der gan = = zen
fz
cresc.
f
1. mit der Schei = de, frei bald sei des Schwer = = tes
2. Will = = kür quä = = let, könnt Ihr Eu = ren Her = = zog
3. deut = = schen Ju = = gend, wenn Du wagst das küh = = ne,
marca'o assai
ff
1. Schnei = = de.
2. stür = = zen.
3. küh = ne Spiel.

Aus der Schummerstunde.

Von **Johannes Suck** in Oldesloe.

Zu den schönsten Erinnerungen aus meiner Jugendzeit gehört die Schummerstunde.

Wenn der Vater sein Tagewerk vollbracht und Hammer und Ahle niedergelegt hatte, so säuberte er Hände und Gesicht, zündete sich die lange Pfeife an und setzte sich dann zu uns und der Mutter ins Zimmer. Dann begann er zu erzählen, und zwar, wozu die Schummerstunde besonders reizt, meistens Sagen und Märchen, die er wunderbarerweise gewöhnlich selbst erlebt hatte, ein Umstand, der seinen Geschichten einen nur noch um so größeren Reiz verlieh. Dazu erfolgte der Vortrag mit einem solchen Realismus, daß uns Kindern, wenn es sich um schaurige Episoden handelte, oft „die Haare zu Berge stiegen." Einige dieser Schummerstundengeschichten lasse ich hier ihrem Inhalte nach folgen.

Zu der Gemarkung unserer Dorfschaft gehörte ein Ackerfeld, das den Namen „Strietkoppel" führte. An diese Koppel knüpfte sich die folgende Sage. Als in alter Zeit die Ländereien vermessen wurden, verrückte der Feldnachbar zu seinem Vorteil die Grenzen dieses Ackers. Zur Strafe dafür muß der Bösewicht dort jede Nacht umgehen; sobald die Mitternachtsstunde schlägt, nimmt er seinen feuerglühenden Kopf, den er unterm Arm trägt, in die Hand, rollt ihn die Grenze entlang und ruft fortwährend mit dumpfer Stimme: „Hier is de Scheed! Hier is de Scheed!"

„Einst kehrten mein Vater und ich," so erzählte mein Vater, „in den „Zwölften" (d. i. zwischen Weihnachten und Neujahr), wenn der „Heljäger" durch die Luft fährt, von einer größeren Fußtour zurück. In der Ferne sah ich ein Heer schwarzer Reiter auf weißen Rossen dahersprengen. Mein Vater aber konnte von der wilden Schar nichts erblicken, und als sie ganz nahe herankam und ich ihn ängstlich anfaßte, ihn auf die Seite zog und ihn mit bebenden Lippen fragte: „Vadder, süßst du noch nicks?" da entgegnete er zu meiner größten Verwunderung ganz kaltblütig: „Jung, dat is ja 'ne Haug (Schar) Krei'n (Krähen)!" Wem fällt bei diesem Streich, den die Phantasie dem lebhaften Knaben spielte, nicht die Goethesche Ballade vom Erlkönig ein?

Wenn jemand am Sonntag geboren, also ein Sonntagskind ist, so kann er vieles sehen, was gewöhnlichen Sterblichen verborgen bleibt. Hüllt ein solches Sonntagskind sich in der Neujahrsnacht in ein weißes Laken und geht dann rückwärts zur Haustür hinaus, so erblickt er auf dem Dache, was das neue Jahr bringen wird; ist's ein Sarg, so gibt es einen Toten im Hause; ist's eine Wiege, so wird ein Kind geboren; eine Krone, so gibt's eine Verlobung, und ist's Feuer, so wird im Laufe des Jahres das Haus ein Raub der Flammen.

Ein gottloser, tollkühner Mensch wettete, daß er um Mitternacht allein über den Kirchhof sich in die Kirche begeben und dort seinen Hokuspokus treiben wolle. Er holte sich von dem Küster die Kirchenschlüssel, hängte sich ein weißes Bettlaken um und begab sich in dieser Vermummung in die Kirche. Er kehrte nicht wieder zurück. Am andern Morgen fand man seinen Leichnam zerschmettert in der Kirche; Wände und Fenster waren mit seinem Gehirn bespritzt und das Laken in tausend Fetzen zerrissen. — Ein anderer rühmte sich, er wolle nachts allein auf den Kirchhof gehen, dort ein bestimmtes Grab aufsuchen und in das hölzerne Kreuz auf demselben einen Nagel schlagen. Er vollbrachte sein lästerliches Vorhaben; aber man wartete vergebens auf seine Rückkehr. Endlich machten sich einige beherzte Männer auf den Weg, um zu erfahren, was aus dem Frevler, der in der Nacht auf den Kirchhof gegangen war, wo er nichts zu suchen hatte, geworden sei. Auf dem

Gottesacker angelangt, sahen sie ihn leichenblaß und zitternd auf dem bewußten Grabhügel sitzen; so sehr er sich auch bemühte, er konnte nicht von der Stelle. Nach näherer Besichtigung stellte es sich heraus, daß er — seinen Rockzipfel mit festgenagelt hatte. Er aber hatte gemeint, daß die Toten ihn mit ihren Knochenhänden gewaltsam zurückhielten.

Unter solchen Erzählungen verging die Schummerstunde, bis es unserer Mutter schließlich zu viel wurde, sie unter Einhalt gebietenden Worten Licht anzündete und so mit einem Schlage die Geister des Dämmerlichts verscheuchte.

Das Bild einer solchen Abendstunde in unserer Familie habe ich früher einmal poetisch festzuhalten versucht. Ich will das betreffende Gedicht den geehrten Lesern der „Heimat" nicht vorenthalten; es lautet:

Feierabend.

Der Meister legt das Werkzeug nieder
Und zündet sich die Pfeife an;
Er hat in treuem Fleiße wieder
Sein redlich Tagewerk getan.
Dann in die Stube, blank und rein,
Durch Ordnung jedes Auge labend,
Tritt er mit frohem Mute ein
Und schmunzelt; ... jetzt ist's Feierabend.

Und jubelnd sieht er sich umringet
Von seiner trauten Kinderschar,
Und auch sein braves Weib, es bringet
Manch freundlich Wort als Gruß ihm dar.
„Nun setz' dich, alter treuer Schatz;
Wie schön, daß wir dich bei uns haben!
Hier in dem Lehnstuhl ist dein Platz; —
So rückt ihn doch zurecht, ihr Knaben!

Froh plaudernd sitzen sie im Zimmer,
Die Eltern mit den Kinderlein,
Bis mählich nur noch dringt der Schimmer
Der Abenddämm'rung matt herein;
Und für den Geist, der sinnt und spinnt,
Ist dann die rechte Zeit und Stunde,
Von Dingen, die verborgen sind,
Zu hören schauerfrohe Kunde.

Der Nachbar, der in schlimmem Harme
Des Ackers Grenz' erweitern wollt',
Muß nachts nun umgehn, unterm Arme
Den Kopf, mit dem er Kugel rollt.
„Hier ist die Scheid'! Hier ist die Scheid'!"
So ruft er dumpf, umsonst sich mühend,
Sein Unrecht gut zu machen; weit
Sieht man sein Haupt wie Feuer glühend.

Hans-Schäfer hat es selbst gesehen
Und selbst gehört, das Sonntagskind;
Der kann so manches noch erspähen,
Wofür wir andern Menschen blind.
Was in der Neujahrsmitternacht
Er sah vom Dach herniedergleiten,
Das hat das Jahr noch stets gebracht, —
So wird erzählt von allen Seiten.

Und alle Hörer faßt ein Grausen,
Gibt unser Meister flugs Bescheid
Von Jägern, die in Lüften hausen
Um Mitternacht zur Zwölftenzeit.
Will er mit eignen Augen ja
Das wilde Heer gesehen haben;
Doch als er's näherkommen sah,
Da war's ein Heer — von schwarzen Raben.

Der Meister sendet mit Behagen
Die blauen Ring' zur Deck' empor,
Und seinen oft gehörten Sagen
Lauscht stets aufs neue jedes Ohr.
„Nun ist's genug!" die Mutter spricht.
„Du machst mir noch die Kinder graulich!
Anzünden will ich drum das Licht,
Daß es im Stübchen werde traulich."

Und wie sich Helle rings verbreitet
Im stillen, trauten Wohngemach,
Da wird, vom Sinnen weggeleitet,
Die Seele für das Äuß're wach.
Es löst sich auf der kecke Trug;
Nun will man sich zur Ruhe legen.
Der Meister holt das fromme Buch
Und liest daraus den Abendsegen.



Volksmärchen aus dem östlichen Holstein.

Gesammelt von Prof. Dr. **Wilh. Wisser** in Oldenburg i. Gr.

Ostholsteinische Volksmärchen für die Jugend.

Die Leser der „Heimat" wissen, mit welchem Eifer und Erfolg Professor Wisser-Oldenburg an der schriftlichen Festlegung der Märchen arbeitet, die in seiner Heimat noch lebendig sind. Seine Veröffentlichungen an dieser Stelle sind nur ein kleiner Teil des Schatzes, den er gesammelt hat, der sich Jahr für Jahr noch mehrt. Die wissenschaftlich philologische Bedeutung des werdenden Werkes wird von Fachleuten schon jetzt an den Taten Müllenhoffs und der Brüder Grimm

gemessen. Jeder Leser der „Heimat“ aber erfreut sich an der wundervollen Poesie, die in frischer Ursprünglichkeit unmittelbar aus den Märchen sprudelt, an der Darstellung kulturhistorischer Verhältnisse, die trotz des märchenhaften Gewandes die eigentliche Grundlage vieler Erzählungen sind; er erfreut sich nicht zuletzt an dem herrlichen Plattdeutsch, wie es reiner, treffender und klangvoller auch von den größten unter unsern plattdeutschen Schriftstellern nicht gesprochen worden ist.

Das Schöne und Volkstümliche an den Märchen ist auch der Jugend zugänglich. Doch nicht unbesehen darf jedes Märchen den Kindern gegeben werden: manche Derbheiten, so naiv und treffend sie sein mögen, taugen nicht für Kinderohren; manche noch so scharf beobachteten und wahren Züge des Volkscharakters können von Kindern mißverstanden werden. Darum ist eine Auswahl nötig. Die Prüfungs-Ausschüsse für Jugendschriften in Altona, Hamburg und Kiel haben in Verbindung mit dem plattdeutschen Provinzialverbande die Auswahl getroffen und 19 Märchen[1]) zu einem Bande für die Jugend vereinigt, der in wenigen Wochen bei E. Diederichs in Leipzig erscheinen wird. Unter den 19 Nummern sind 8 der „Heimat“ entnommen; die andern stammen aus Professor Wissers handschriftlichem Material. Ein Wörterverzeichnis ist angehängt. Den Buchschmuck (3 Vollbilder, ein Bild als Kopfleiste, mehrere Initialen und den Buchdeckel) hat ein bedeutender niederdeutscher Maler, Prof. Winter in Oldenburg, geliefert. Die Firma E. Diederichs, die auf dem Gebiete der Buchausstattung und des Buchschmucks bahnbrechend geworden ist für den deutschen Buchhandel, bietet Gewähr für eine gute Ausstattung. Trotzdem soll das 6 Bogen starke Buch nur 70 Pfg. kosten.

Den Lesern der „Heimat“ sei es als Geschenkwerk für die Jugend sowohl als für Erwachsene warm empfohlen. K. Jungclaus in Kiel.

40. Hans un de Könisdochter.*)

Dar is mal ins[1]) 'n Köni weß, de hett 'n Dochter hatt, de hett so wid spring'n kunnt. Un do lett de Köni utgahn, de vör Frukkoß[2]) so wid meihn kann as sin Dochter spring'n, de schall ehr to 'n Fru hebb'n.

Nu is dar 'n Bur'n weß, de hett drê Söhns hatt, de kriegt dat uk je to hörn.

Do secht de ölls: Du, Vadder, sech' 'e, ik kann je so schön meihn; ik will hen un will mal sêhn, wat ik de Könisdochter ne kriegen kann.

Jg, min Jung, secht de Ol, dat dô man.

Hê geiht hen un lett sik anmell'n, un dat Meihn geiht je los. Un hê ritt un deit je,[3]) dat he 'n ontli'n[4]) Placken[5]) afkricht.

As dat Frukkoßtit is, do kümmt de Könisdochter un bringt em Frukkoß.

Na, sech' se, êrs eten oder êrs meten?

Eers meten,[6]) sech' 'e.

Do halt se 'n Tôlop[7]) an un springt tô, un springt dar baben öwer hen.

Do mutt he je so wa' to Hus.

Do secht de twêt Söhn, hê kann uk je so schön meihn, denn will hê dar mal up af.

---

[1]) Eins dieser bisher noch nicht veröffentlichten Märchen und eins der vier Bilder der Sammlung bringen die nachfolgenden Seiten. Das Bild, zu dessen Abdruck leider nur eine unvollkommene Photographie hat benutzt werden können, gehört zu Nr. 13 (Jahrgang 1900) der ostholsteinischen Volksmärchen, zum Märchen „Hans un de lütt Katt,“ das von derselben Erzählerin stammt wie das hier mitgeteilte. E.

*) Das Märchen mußte, um veröffentlicht werden zu können, in seinem ersten Teil abgeändert werden. Die von der früheren etwas abweichende Orthographie ist die der zu Weihnachten erscheinenden Auswahl.

Den' geiht 't, kort to vertell'n, grad' ebenso. As se mit de Frukkoß kümmt un se fröcht em: Na, êrs eten oder êrs meten? do secht he uk: êrs meten. Un do ha̮lt se 'n Tôlop un springt dar wa' baben ö̮wer hen. Un hê mutt uk je so wa' aftrecken.

Do secht de jüngs Sö̮hn, de hett Hans hêten — den' hebbt de annern ümmer so 'n beten dummeri hol'n — de secht do, denn will hê dar mal hen.

Och, Jung, secht de Ol, wat wullt du dar? Din beiden Brôder sünd dar niks bi word'n: du warrs dar je gar niks bi.

Ja, Vadder, sech' 'e, dat kann 'n mennimal ne weten. Ik will 't doch mal versôken.

Na, denn gah los, secht de Ol.

Hans nimmt sin Lê[8]) ö̮wern Nacken, un denn nimmt he sik so 'n lütt Köppen[9]) vull grôn Sêp[10]) mit, un do geiht he je hen.

As he in de Wisch kümmt, do meiht he so 'n beten bi sik rüm, un meiht so 'n lütten Placken af, wo he gôt up ligg'n kann, mêhr ne. Un as he dat hett, do lecht he sik hen to 'n Slapen. Un slöppt so lang', bet de Könisdochter mit de Frukkoß kümmt.

Do wa̮kt he up.

Na, Hans, secht se un lacht, mêhr heß ne af?

Ja, sech' 'e, dar springs du noch gar ne rö̮wer.

Dat lütt Flach?[11]) sech' se. Dar schall ik noch to spring'n?

Ja̮, secht Hans, spring'n schaß du.

Na, wullt denn êrs eten, sech' se, oder wüllt wi êrs meten?

Ne̮, êrs eten, secht Hans.

Do sett se sik bi em int Gras, un Hans vertehrt je sin Frukkoß.

As he bi to eten is, do ward se dat Köppen wahr mit de grôn Sêp.

Wat heß dar in, Hans? fröcht se.

Ja, secht Hans, dat is Sprungsalw. Wenn 'n sik dê ünner de Fôt sme̮rt, denn kann 'n noch ve̮l wider spring'n, ahn'n[12]) Tôlop.

O Hans, sech' se, dat will ik doch mal versôken.

Hans mutt ehr wat ünner de Fôt sme̮rn, un do schall 't Meten je losgahn.

Sieh so, Hans, sech' se, nu paß up. Un darmit springt se tô — 'n Tôlop ha̮lt se gar ne êrs — un rutsch! glitscht[13]) se ut un licht up 'e Ne̮s.

Nu hett se je ne so wid sprung'n, as Hans meiht hett, un do hett Hans je wunn'n. Un do geiht he mit ehr hen na 'n Köni un will ehr je to 'n Fru hebb'n.

De Köni will dar awer niks vun weten. So 'n ol'n dumm'n Hans hett sin Dochter je ne hebb'n schullt. Un do secht he to Hans, ne̮, dat kann ne gell'n: hê hett sin Dochter bedragen; to 'n Fru kricht he ehr ne. Un do mutt Hans uk je so wa' aftrecken.

As dat 'n Titlang her is, do ward de Könisdochter krank. Un de Dokters seggt, se kann anners ne wa' beter ward'n, se mutt drê frisch Figen to eten hebb'n.

Do lett de Köni utgahn, de em drê frisch Figen bring'n kann, wo sin Dochter wa' beter vun ward, de schall ehr to 'n Fru hebb'n.

Do secht de ölls Sö̮hn: Du, Vadder, sech' 'e, wêß wat? Wi hebbt hier je so 'n schönen Figenbôm in'n Ga̮rd'n. Dar will ik drê Figen vun afplücken un will dê hen bring'n.

Ja̮, min Jung, secht de Ol, dat dô man.

Hê kricht sin Figen in so 'n lütten Büdel un geiht dar̮ je mit los.

Ünnerwegens begegent em 'n ol'n Mann — dat is uns' Herrgott weß —, de fröcht em, wat he dar in sin'n Büdel hett.

Pêrfigen, sech' 'e.

Denn lgt 't Pêrfigen blib'n, secht de ol Mann.

As he dar nu kümmt up 'n Sluß, do lett he sik je anmell'n, dat he frisch Figen bringt vör de krank Könisdochter.

Na, secht de Köni, denn lgt din Figen mal sêhn.

Hê mgkt sin'n Büdel je apen un langt dar rin, un do kricht he dar drê gęl Pêrfigen rut.

Dumm' Bengel! secht de Köni, wullt du ên'n hier noch vernarr'n [14]) hebb'n? Hê röppt de Wach, un do jackelt [15]) se em todęgen [16]) af un smit em rut. Un hê kümmt je so wa' an to Hus.

Do secht de twêt Söhn, denn will hê mal hen mit Figen.

Den' geiht 't, kort to vertell'n, grad' ebenso.

As de ol Mann em fröcht, wat he in sin'n Büdel hett, do secht he uk: Pêrfigen. Un as he naher bi'n Köni kümmt, do sünd dat Pêrfigen. Un do kricht he sin Jackvull [17]) un kümmt uk je so to Hus wedder an.

Do secht Hans, denn will hê mal hen.

Och, Jung, secht de Ol, wat wullt du dar? Din beiden Bröder ehr Figen hebbt niks holpen: wat schull'n din denn wul helpen?

Ja, Vadder, sech' 'e, dat lgt; dat kann 'n mennimal ne weten. Ik will 't doch mal versöken.

Hê plückt sik drê Figen af un geiht dar mit los.

Do kümmt de ol Mann dar wedder her.

Na, Hans, sech' 'e, wat heß dar in, in din'n Büdel?

Frisch Figen, secht Hans, de schall de krank Könisdochter hebb'n.

Denn lgt 't frisch Figen blib'n, secht de ol Mann.

As Hans vör'n Sluß kümmt, do will de Puss'n [18]) em êrs gar ne rup laten. Hê denkt, Hans will den Köni uk vernarr'n hebb'n.

Do lett Hans em in den Büdel kiken, un do süht he je, de Puss'n, dat dat Figen sünd. Un do lett he em dör.

As Hans bi den Köni kümmt, na, secht de Köni, du büß uk wul so 'n Driwert [19]) as din beiden Bröder. Mgk din'n Büdel man êrs mal apen.

Hans mgkt sin'n Büdel apen, un do kricht he dar drê rech so'n schön frisch Figen herut.

Se leggt de Figen up 'n goll'n Töller, un do kricht de Könisdochter ehr to eten. Un so as se ehr up hett, is se wa' beter.

Nu hett Hans dat uk je kunnt.

De Köni will dat awer noch ne gell'n laten. Hê hett hunnert Hasen, sech' 'e, in sin'n Slußgard'n. Wenn Hans de ên'n Dag öwer höden kann, un kann ehr 'sabens all' hunnert wa' mit to Hus bring'n, denn schall he sin Dochter hebb'n.

Hans denkt: Dat kanns je doch ne. Hê lett 'n Kopp häng'n un schüfft af.

Ünnerwegens begegent de ol Mann em wedder.

Na, Hans, sech' 'e, wat fehlt di? Du süht je rein so benau't [20]) ut.

Ja, secht Hans, ik schall den Köni sin hunnert Hasen höden. Wenn ik dat kann, denn schall ik de Könisdochter hebb'n. Awer dat kann ik je ne.

Ja, Hans, secht de ol Mann, dat kanns du.

Ja, wo schall ik dat maken? secht Hans.

Dat will ik di segg'n, Hans, secht de ol Mann. Hier heß du 'n Fleit. Wenn du dar up fleiten deis, denn kamt de Hasen all' wedder up 'n Dutt. [21]) Awer wenn de Könisdochter bi di kümmt un will di 'n Hasen afköpen, denn muß du di hart [22]) hol'n un muß ehr kên'n kriegen laten.

Nę, secht Hans, dat will he denn uk ne.

Annern Morgen geiht Hans wa' hen na 'n Köni un secht, hê will de hunnert Hasen höden.

Se lgt de Hasen ut, un so as se rut sünd, löppt de ên hier hen un de anner dar hen.

Hans kricht sin Fleit ut de Tasch un fleit. Un do kgmt se all' wa' trüch.

So geiht dat nu den ganzen Dag. De Hasen sünd ümmer gwer all' de Bargen; un wenn Hans fleit, denn kgmt se ümmer all' wa' up 'n Dutt.

Namdggs kümmt de Könisdochter bi em an: hê schall ehr doch 'n Hasen verköpen.

Nę, Dêrn, secht Hans, dat kann 'k je ne. Denn heff ik vunabend [23]) min hunnert Hasen je ne.

Se bidd't un prell't [24]) awer je so lang', bet he ehr toletz doch ên'n kriegen lett.

Se kricht ehr'n Hasen in 'n Korf un geiht darmit los. Den' heß schön anfôhrt! denkt se, nu hett he sin hunnert Hasen je ne vunabend.

Awer as se al dicht bi 'n Sluß is, do kricht Hans sin Fleit her un fleit, un wutsch! springt de Has' ehr rut ut 'n Korf, un dat weg, un kümmt bi Hans wedder an.

'sabens hött [25]) Hans hen to Hus mit sin Hasen. Se ward wa' inlaten in 'n Gard'n, un de Köni tell't [26]) ehr, un do sünd se dar all' hunnert wedder.

De Köni will dat awer noch ne gell'n laten. Hans schall em êrs 'n Sack vull Wahrheit bring'n. Wenn he dat uk noch kann, denn schall he de Könisdochter hebb'n.

Hans lett 'n Kopp je wa' häng'n un treckt af. Un will je wa' hen to Hus.

Do kümmt de ol Mann wa' gêgen em an.

Na, Hans, sech' 'e, wat fehlt di? Du büß je wedder so arm'n Sinn's.

Ja, secht Hans, de Köni will dat noch ne gell'n laten. Jk schall em êrs 'n Sack vull Wahrheit bring'n. Wenn ik dat kann, denn schall ik de Könisdochter hebb'n. Awer dat kann 'k je ne.

Jg, Hans, secht de ol Mann, dat kanns du.

Ja, secht Hans, wo schall ik dar bi kam'n? Jk wêt je gar ne, wo de Wahrheit is.

Ja, Hans, secht de ol Mann, dat will ik di segg'n. Du nimms 'n Sack un 'n Sacksband, un denn geihs du hen na 'n Köni un mgks dat so un so. Un darmit secht de ol Mann em Bescheêd, wodenni as [27]) hê dat maken schall.

Annern Dag, do geiht Hans je wa' hen na 'n Köni.

Na, Hans, secht de Köni, brings du mi 'n Sack vull Wahrheit?

Jg, Herr Köni, secht Hans.

Ja, secht de Köni, du heß dar je ne niks in, in din'n Sack.

Nę, secht Hans, noch is 'e [28]) niks in. Awer dat schall ne lang' dur'n, denn is he vull.

Na, dat schall mi doch mal verlang'n! secht de Köni.

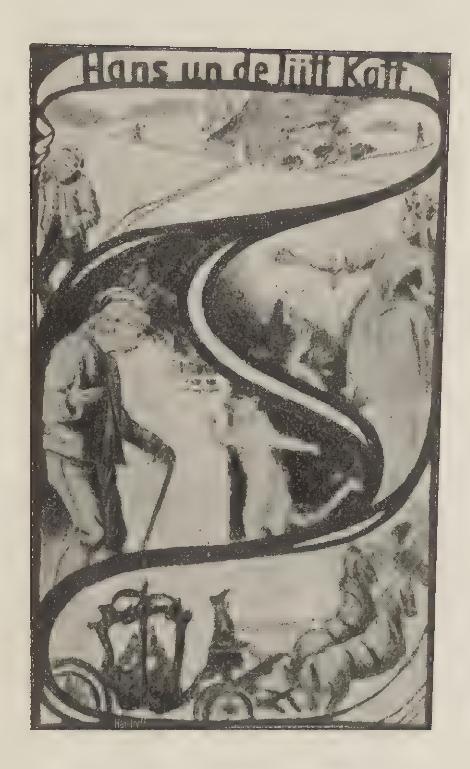
Ja, secht Hans, Herr Köni hett je doch utgahn laten toêrs, de wider meihn kunn as sin Dochter spring'n, de schull ehr to 'n Fru hebb'n. Un do heff ik je doch wider meiht. Js dat wul ne wahr, Herr Köni?

Jg, Hans, secht de Köni, dat heß du. Dat is de Wahrheit.

Herin na min'n Sack, secht Hans, dat min Sack vull ward!

Un darmit kricht he den Sacksband her un binn't em nedd'n [29]) üm, üm den Sack.

Ja, un naher, secht Hans, do hett Herr Köni je doch utgahn laten, de em drê frisch Figen bring'n kunn, wo de Könisdochter wa' beter vun wörr, de schull ehr to 'n Fru hebb'n. Un do heff ik je doch drê frisch Figen bröcht un heff ehr wa' gesund mgkt. Js dat wul ne wahr, Herr Köni?



Ig, Hans, secht de Köni, dat heß du. Dat is de Wahrheit.

Herin na min'n Sack, secht Hans, dat min Sack vull ward!

Un darmit knütt [30]) he den Band nedd'n los un binn't em in de Midd' üm.

Ja, un toletz, secht Hans, do hett Herr Köni je doch secht, wenn ik sin hunnert Hasen ên'n Dag öwer höden kunn, denn schull ik de Könisdochter hebb'n. Un do heff ik ehr je doch hött un heff ehr 'sabens all' hunnert wa' mit to Hus bröcht. Is dat wul ne wahr, Herr Köni?

Ig, Hans, secht de Köni, dat heß du. Dat is de Wahrheit.

Herin na min'n Sack, dat min Sack vull ward! secht Hans.

Un darmit knütt he den Band in de Midd' los un binn't em baben üm.

Sieh so, Herr Köni, secht Hans, nu is min Sack vull. Un 'n Sack vull Wahrheit schull ik je bring'n. Denn schull ik de Könisdochter je hebb'n.

Nu kann de Köni dar je niks mêhr gêgen segg'n. Un do hett Hans de Könisdochter to 'n Fru kregen. Un as de Köni dot bleben is, do is Hans Köni worden.

Nach Frau Caroline Lembcke, geb. Lamprecht, jetzt in Neudorf bei Eutin, geb. 1826 zu Pansdorf. Von ihr stammen auch Nr. 11, 13, 30 u. 33 (Jahrgang 1900 u. 02).

Anmerkungen: [1]) einst. [2]) Mnd. vrokost, Frühkost, Frühstück. [3]) reißt und tut. [4]) ordentlichen. [5]) Flecken. [6]) messen. [7]) einen Zulauf holen: einen Anlauf nehmen. [8]) Sense. [9]) Mnd. koppeken, Deminut. zu kop, kleine Schale, Obertasse. [10]) Seife. [11]) Fläche, Strecke. [12]) ohne. [13]) gleitet. [14]) vör 'n Narr'n: zum Besten. [15]) abjackeln: durchprügeln. [16]) gehörig. [17]) dat Jackvull. [18]) Posten. [19]) Driwer(t): Treiber, Herumtreiber (?). [20]) niedergeschlagen, gedrückt. [21]) auf den Haufen, zusammen. [22]) sich hart halten: fest bleiben. [23]) Schon mnd. van avent: heute Abend. [24]) quält. [25]) hütet. [26]) zählt. [27]) wie denn als: wie. [28]) 'e st. dar. [29]) unten. [30]) knotet.

Plattdeutsche Rätsel.[1])

Zusammengestellt von G. F. Meyer in Kiel.

1. Ruge, ruge, riep,
   Gel is de Piep,
   Swart is de Sack,
   Wo de gele Piep in stack.

Fürstentum Lübeck. (Gelbe Wurzel.)

2. Ruge, ruge, Runzel,
   Wat deist in min Verfunzel?
   Min Verfunzel is noch nich scharn,
   Wat hest in min Verfunzel verlarn?

Fürstent. Lübeck. (Kuh in der Kornkoppel.)

3. Ut't Holt ward't halt,
   In'n Pierstall fahlt't (befahlt),
   In'n Schapstall lammt't (belammt),
   Steiht up de Del un brammt.

Fürstentum Lübeck. (Geige.)

[1]) Vergl. „Heimat" 1895 S. 33 und 1902 S. 219.

4. Veer runne, runne Runzeln,
Twee dicke, dicke Dunzeln,
Een Brotsack,
Een Schwiepschwapp.
Nu rad mal, wat is dat?
(Wagenräder, Pferde, Knecht, Peitsche.)
Fürstentum Lübeck.

5. Ruge, ruge Relln (Rillen),
Veer ruge Fell'n,
Knurrbüdel un Knappsack,
Rad mal, wat is dat?
(Knecht mit Pferden und Peitsche hinter dem Pfluge.)
Dithmarschen (Ehlers in Bramstedt).

6. Veer Löpers,
Veer Stöters,
Een Smirksmark,
Een Brotsack,
Rad mal, wat is dat?
Fürst. Lübeck. (Vergl. Müllenhoff S. 508.)

7. Veer Hängels,
Veer Gängels,
Twee wiest den Weg,
Twee seht den Weg,
Een slept achterna:
Rad mal, wat meen ik da?
(Müllenhoff.) (Kuh.)

8. Hüppup un Wüppup
Löp'n beid lang een Stück up:
Acht Been un een Steert.
Is dat nich dat Rad'n wert?
Fürst. Lübeck. (Maulwurf und Frosch.)

9. De lütte Peter Dierks,
De plögt ümmer fierks,
He plögt de Acker up un dal
Un bruk keen Isen un keen Stahl.
Kr. Husum. (Maulwurf.)

10. Achter unser Hus
Plögt Vadder Krus,
Ahn Siek un ahn Schar,
Un doch is Vadder Krus dar.
(Suck in Oldesloe.)

11. Achter unser Hus,
Dar plögt Peter Krus,
Sonder Peer un sonder Plog. —
Wat is dat? (Maulwurf.)
Dithmarschen (Ehlers in Bramstedt.)

12. Da köm'n Mann von Rücken,
Har'n Kleed an von hunnertdusend Stücken,
Har'n knökern Angesicht,
Har'n Kamm un kämm sik nich. (Hahn.)
Fürst. Lübeck. (Vergl. Müllenhoff S. 506.)

13. Hentepetente füll up de Bank,
Hentepetente füll ünner de Bank,
Köm'n dree Herrn von Iken un Aken,
Konn'n all keen Hentepetente mehr maken.
Fürst. Lübeck. (Ei.)

14. Kummt en Tunn von Engelland,
Sunder Born un sunder Band,
Is tweerlei Beer in. (Ei.)
(Müllenhoff S. 506.)

15. To Wittenbarg im Dome,
Da is en gele Blome,
Un wer de gele Blom will eten,
De mutt ganz Wittenbarg tobreken.
(Müllenhoff S. 506.) (Ei.)

16. De Köster un sin Swester,
De Preester un sin Fru,
De güng'n dörch den Heier
Un fünn'n een Vagelnest mit veer Eier.
Un jeder nöhm een 'rut,
Bleef doch noch een in.
(Die Frau des Pastoren war die Schwester des Küsters.) (Vergl. Müllenhoff S. 508.)

17. Höger as 'n Hus,
Lütter as 'n Mus,
Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Bitter as Gall,
Un doch mögt de Herrn dat all.
(Müllenhoff S. 505.) (Walnuß.)

18. Vör as 'n Gaffel,
In de Mirr as 'n Hawersack,
Achter as 'n Pietsch. (Kuh.)
Fürst. Lübeck.

19. De Wieker, de Wacker,
De löp öwer'n Acker,
Do köm'n dree Herrn un woll'n em möten;
De Wieker, de Wacker
Löp doch öwer'n Acker. (Wind.)
Fürst. Lübeck.

20. Da köm 'n Mann von Aken
Mit 'n witt Laken,
He woll de ganze Welt bedecken,
Konn bloß nich öwer't Water recken.
(Schnee.)
Fürst. Lübeck. (Vergl. Müllenhoff S. 505.)

21. Da köm en Vagel fellerlos
Un sett sik up 'n Bom blattlos.
Da köm de Jungfru mundelos
Un freet den Vagel fellerlos
Von den Bom blattlos.
(Müllenhoff S. 504.) (Schnee.)

22. Achter min Vaders Kamer,
Dar hangt en blanken Hamer;
Wer damit timmern kann,
Dat is en künstlichen Mann.
(Müllenhoff S. 505.) (Eiszapfen.)

23. En Vagel in de Luft geswęft,
Desgliken nich up Irden lęft,
De is so hitzig gewossen,
Un wenn he hungrig ward,
Fritt he negenunnęgentig Ossen.
(Müllenhoff S. 506.) (Blitz.)

24. Rot sleiht Swart vör'n —
Un Witt fangt an to danzen.
Kr. Husum. (Milch — im Grapen über Feuer.)

25. Sünn-backs-Koken? (Vertrockneter —.)
Düwel achter'n Oken? (Speckseite.)
Fürstentum Lübeck.

26. Achter unse Hus,
Dar steiht en Kunkefus,
Dar dot se in, dar — se in,
Dar stickt de rieke Mann sin Brot herin
(Bienenkorb.)
Dithmarschen (Ehlers in Bramstedt).

27. Ole Moler Grau
Steiht alle Nacht in Dau,
Itt nich un drinkt nich,
Deit alle Minschen gud. (Mühle.)
Dithmarschen (Ehlers in Bramstedt).
(Vergl. Müllenhoff S. 507.)

28. Ik weet en Ding in Brabant,
Un finn dat nich in Holland;
Hamborg, de schöne Stadt,
Da tragen die Jungfern und Frauen das,
Hannchen un Annöten,
Die haben es nicht von Nöten.
(Der Buchstabe R.)
Dithmarschen (Ehlers in Bramstedt).

29. Tweebeen seet up Dreebeen,
Da nehm Veerbeen Tweebeen Eenbeen,
Da nehm Tweebeen Dreebeen un smeet
Veerbeen,
Dat Veerbeen Eenbeen fallen leet.
(Mensch, „Hüker," Hund, Knochen.)
(Müllenhoff S. 508.)

30. Wimmel de wammel het Loof dragen,
Wimmel de wammel driggt Loof nich mehr,
Wimmel de wammel het högern Befehl,
Wimmel de wammel driggt Lief un Seel.
(Suck in Oldesloe.) (Wiege.)

31. Dar stünn en ol Mann up een Been,
Harr hunnertdusend Swien bi sik,
Se weern all pickenswart,
Se sä'n all snirk, snark. (Schlehdorn.)
(Müllenhoff S. 505.)

32. In den Garden stunn en Kutsch,
Hier en Kutsch un dar en Kutsch,
In de Kutsch da weer en Duf,
Hier en Duf un dar en Duf.
Von de Duf da flög en Fedder, — — — -
Ut de Fedder word en Bett, —
In dat Bett da slöp en Knech, —
Vör dat Bett da stunn en Weeg, —
In de Weeg da slöp en Kind,
Hier en Kind un dar en Kind.
Nu rade, wat is dat?
(Müllenhoff S. 506.) (Eine große Bohne.)

33. Dar seet en Jumfer op den Bom,
Harr en roden Rock an,
Harr en Steen achterin,
Rade mal, wat mag dat sin?
(Müllenhoff S. 506.) (Apfel oder Kirsche.)

34. Da flügt en Vagel stark
Twischen hier un Dänemark.
Wat het he in sin Kropp?
Twölf Last Hopp.
Wat het he up sin Kron?
Twölf Jumfern de sind schon.
Dabi en Fatt mit Wien.
Mutt dat nich en braven Vagel sin?
(Müllenhoff S. 507.) (Schiff.)

35. Da leep en lütj' Hund woll öwer't Feld,
He harr sin Steert so krus upkrellt.
Ik do di 't Wort woll in den Mund,
Schast doch nich raden: Wo heet de lütje
Hund? (Wo.)
(Müllenhoff S. 507.)

36. Da was mal en Hund,
Un de was bunt.
De Hündgen sin Nam was mi ne vergęten.
Heff dreemal seggt,
Schast liekers ne węten:
Wat för'n Nam harr de Hund?
(Müllenhoff S. 507.) (Was.)

37. Dar leep en lütjen Mann in roden Rock.
He sä: Moder, währt jun Höhner doch!
Vör jun'n Hund bün ik gar nich bang.
(Müllenhoff S. 507.) (Wurm.)

38. Achter'n Ab'n
Staht 'n paar Klab'n.
Up de Klab'n dar steiht en Tunn,
Up de Tunn dar steiht en Trechter,
Äwer den Licker dar is en Rüker,
Äwer den Rüker dar sind twee Kieker,
Äwer de Kiekers dar steiht wat Gras,
Dar lopen fette Ossen up un af.
(Müllenhoff S. 508.) (Jung und alt.)

39. Keem en Deert von Norden,
Harr veer Ohren,
Harr föß Föt,
Harr en langen Steert.
Rade, rade, wat is dat?
(Müllenhoff S. 508.) (Reiter.)

40. Hier un dor un allerwęgen;
Kannst du mi dar wol 'n Pund ut wägen,
So will ik di Lübeck un Hamburg gęwen.
(Luft, Rauch.)
(Handelmann, Top. Volkshumor S. 25.)

41. Kolenkarken, dar bün ik kamen,
Dar wollen de Lüd verklamen.
As ik na Lauenborg ging,
Keemen allerlei Beester 'rutspring'n.
As ik Hitzo besöch,
Dar jagen se de Fleegen weg.
In't Ruge Hus bün ik ok węsen,
Dar weih een de Wind üm de Nęsen.
Da reis' ik na Kolenkarken torück,
Dar höl'n wedder tosamen de Aven un
de Rück.
(Die vier Jahreszeiten, dargestellt durch anklingende Ortsnamen. Handelmann, Top. Volkshumor S. 31, 32.)

42. Wannehr sitt de Kreih up'n Stubb'n? — Wenn de Bom afhaut is.

43. Wovel Kalwersteert hört darto, bet se an 'n Himmel reckt? — Een, wenn he bloß so lang is.

44. Warüm löpt de Has öwer'n Barg? — Weil he ünner nich dörch kam kann.

45 Warüm kiekt de Has sik üm, wenn de Hunn achter em sind? — Weil he achter keen Ogen het.

46. Wat löpt rund üm't Hus un het man een Spur? — De Schufkar.

47. Wat is unrecht un doch keen Sünd'? — Een Strümp, de verkehrt antrock'n is.

48. Wat löpt rund üm't Hus un het 'n lang'n Darm achter sik 'ran slepen? — De Kluckhehn mit 'n Schof Kük'n.

49. Wovel Flöh gaht in 'n Schepel? — Keen, se hüppt herut.

50. Wat könnt hunnert Peer nich ut 'n Keller treck'n? — En Wollklun.

(Nr. 42—50: Fürstentum Lübeck.)

51. Wat is dat, wat söß Peer ni lang den Barg treck'n könnt? (Knäuel Garn.)

52. Wat is dat fienste in't Hus? (Mehlseev.)

53. Wat is dat drieste in't Hus? (Fürtang.)

54. Wat is dat swatste in't Hus? (Swat Kalf in 'n düstern Kab'n.)

55. Wat is dat, wat 'n witt up 'n Dack smitt un gel waller dal kümmt? (Ei.)

56. Wat is dat, wat man rund up 't Hus smitt un lang waller dal kümmt? (Garnknäuel.)

57. Man smitt wat witts in 'n Sod, könnt keen tein Peer waller rut slepen. (Zucker.)

58. Wat kriegt se in Hamborg vör 'n För Hau (Heu), wenn se bi uns vör'n Pund Botter acht Groschen kriegt? (Zwei Pferde.)

59. Wat is lichter, hunnert Pund Steen oder hunnert Pund Fellern?

60. Wovel Eier kannst du nüchtern eten? (Eins.)

61. Up wat von Siet fallt de Has, wenn he schaten ward? (Up de ruge Siet.)

62. En Koh, en Kalf un en Viddelkalf, wovel Been het de? (Keins.)

(Nr. 51—62: Dithmarschen [Ehlers in Bramstedt].)

63. Wo wit is 't von 'n Himmel na de Höll? — (An der Chaussee von Elmshorn nach Itzehoe liegen zwei Wirtshäuser einander gegenüber, welche Helle (Hölle) und Himmel heißen. Handelmann, Top. Volkshumor S. 29.)



Mitteilungen.

1. **Kranzfahren.** Einige Ähnlichkeit mit dem in Nr. 6 der „Heimat" erwähnten Türkenfahren hat das noch heute vereinzelt stattfindende Kranz- oder Schleifenfahren für Mädchen. Die Hinterräder eines Wagens (von denen das eine in der Erde befestigt wird) und zwei Erntewagen-Leitern, mit Stühlen versehen, müssen wiederum dazu dienen, eine Art Karussell herzustellen. An der Seite der zu beschreibenden Bahn ist eine bekränzte Stange mit Querbalken errichtet. An dem Querbalken hängt ein großer Kranz, in welchem eine in losen Knoten geschlungene Schleife flattert. Wird von einem der mitfahrenden Mädchen dreimal hintereinander die Schleife erobert, so ist sie Königin und erhält den ersten Preis. Die Mädchen sind festlich geschmückt und tragen Kränze im Haar. Das Kranzfahren zählt zu den Pfingstbelustigungen. In Groß-Timmendorf (Fürstentum Lübeck) wurde es noch am zweiten Pfingsttage d. J. veranstaltet, während die Knechte sich beim Ringreiten vergnügten.

L. St.

Lübeck.

2. **Heimatliches aus dem Lande der Angelländer.** In Nr. 6 dieses Jahrganges ist der Feldeinfassungen und Durchlässe in Ostholstein Erwähnung getan. Wie ich davon las, kam mir eine Reiseerinnerung in den Sinn, die auch manchen der „Heimat"-Leser ansprechen wird. Wir waren in Plymouth zu Anker gegangen und machten von da aus manchen Ausflug in die Umgegend. Da fiel mir, dem Schleswiger, eines eigentümlich angenehm auf. Wenn man binnenlands auf den Höhen steht und über die üppig-fruchtbare Landschaft hinblickt, die sich zu beiden Seiten des Flusses ausbreitet im freundlichen Gemisch von Feld und Anger und Wald, dann hat die ganze Gegend mit einem Male eine entschieden anheimelnde Art für unser einen, der aus dem Norden stammt; und nach langem Sinnen, worin denn das eigentlich liegt, fällt's einem plötzlich wie mit Schuppen von den Augen: das machen ja die „Knicks," welche hier, wie daheim in Ostholstein und in Angeln, die Felder einhegen! Sogar die unbequemen Steinübergänge fehlen nicht, wo ein Feldweg oder Fußpfad den Acker kreuzt, auf dem jetzt rotes, langgehörntes Rindvieh wohlgenährt wiederkäut, um uns morgen früh den edlen Devonshire-Creame auf den Messetisch liefern zu können: prächtigen, dicken Rahm, die Freude aller Seefahrer.

Bleckendorf. Heims, Marinepfarrer a. D.



Fliederbaum auf einem Weidenbaum.

3. **Baum auf Baum.** Als Ergänzung zu der Mitteilung des Herrn Schnack in der Juni-Nummer über einen Vogelbeerbaum auf einem Weidenbaum im Kirchspiel Quern bringen wir in dieser Nummer ein Bild, wozu uns eine Photographie von Herrn H. Hansen in Schörderupfeld bei Kappeln freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist. — Beim Besuch der diesjährigen Generalversammlung in Friedrichstadt bemerkten wir am Wege vom Bahnhof nach der Stadt einen Fliederbaum auf einem Weidenbaum; diese beiden Bäume stellt das andere Bild dar. Wie uns Herr Honnens in Friedrichstadt mitteilt, ist der Fliederbaum im Verlaufe des Sommers eingegangen. In der Nähe des Weidenbaums befand sich ein Wassergraben, der selten ganz austrocknete; seit nun aber das Wasser durch Drainage abgeleitet wird und der Graben zugeworfen ist, fehlt es an genügender Feuchtigkeit für beide Bäume: der Flieder ist vertrocknet, während die Weide weiter grünt.

Eckmann.

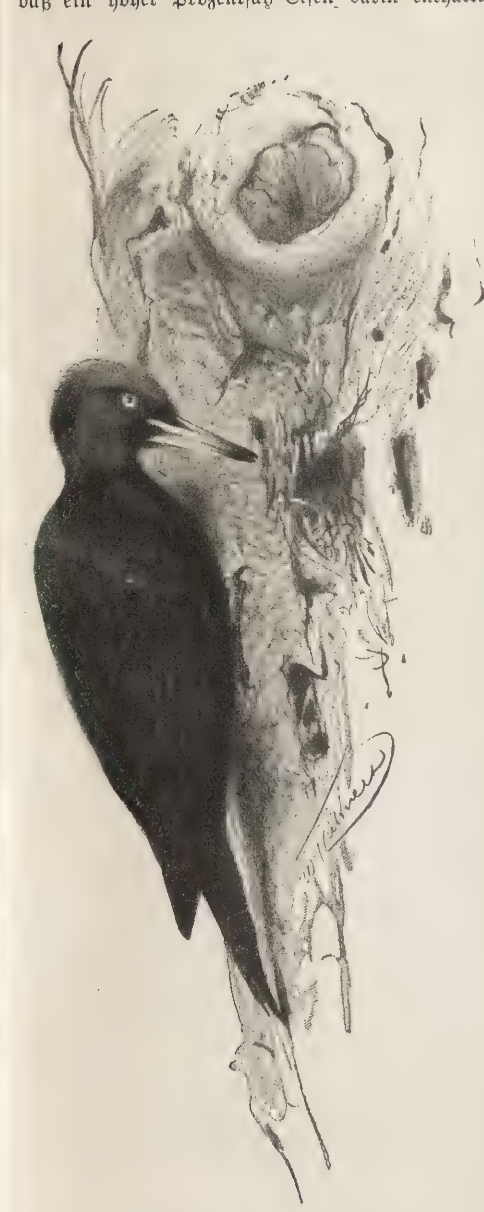
4. **Alte Eisenschlacken.** Im vorigen Jahre wurde in den „Flensburger Nachrichten“ mitgeteilt, daß in der Hölzung bei Frörup (Kirchspiels Öwersee) Eisenschlacken vorhanden wären, die für Meteorsteine gehalten würden. Proben davon wurden an das naturhistorische Museum in Hamburg gesandt und von Prof. Dr. Gottsche als Überreste einer primitiven Eisengewinnung im Mittelalter erkannt. Dieser Mitteilung fügte Kaufmann Teichgräber in Flensburg später hinzu, daß er solche Schlacken in großen Massen, zu Hügeln aufgeschichtet, mehrfach gefunden habe, besonders im Walde zwischen Klipleff und Seegaard, im Handewitter Gehölz, auch in dem Walde zwischen Bilschau und Öwersee. — Ich bemerke noch, daß auch ich vor mehreren Jahren solche Blöcke gefunden habe an der Bondenau unweit Mühlenbrück und an der Chaussee auf Esmarkfeld, eben nördlich vom Satruper Gehege Rehberg. — Im Mittelalter hat man das im Lande gefundene Raseneisenerz sofort in den Waldungen geschmolzen und im Freien weiter verarbeitet. An



Vogelbeerbaum auf einem Weidenbaum.

den Plätzen in Angeln, wo ich die Schlacken fand, ist freilich kein solches Rohmaterial vorhanden; es müssen also entweder die Schlacken aus anderer Gegend dorthin gekommen sein, oder man hat das Erz dorthin gebracht und dann geschmolzen. Im Westen ist das Raseneisenerz reichlich vorhanden; so habe ich z. B. auf dem Wege von Lindewitt nach Bredstedt eine ganze Wegestrecke davon hergestellt und die Wälle an den Koppeln von großen Quadern dieses Materials aufgeführt gesehen. — In Seegaard, fährt Herr Teichgräber fort, gehe die Sage, daß Gustav Adolf auf seinen Zügen durch Schleswig-Holstein selbst die Waffen habe schmieden lassen und das nötige Eisen aus Raseneisenerz gewonnen habe. Ein Hochofen-Ingenieur, dem Herr Teichgräber einige Stücke gesandt, habe erklärt, daß ein hoher Prozentsatz Eisen darin enthalten sei (T. meint 60 % zu erinnern). Der Ingenieur habe gefragt, wieviele Waggons davon geliefert werden könnten, und habe franko Werk (Rheinland) 160 M. für den Doppelwaggon geboten. Die Transportkosten hätten sich aber zu hoch gestellt, und so sei die Hebung dieser Schätze unterblieben. Dem kann noch hinzugefügt werden, daß der Fabrikant Holle vor mehreren Jahren (wie unser Seminarlehrer Martens in Segeberg sagte) für sein Eisenwerk Karlshütte bei Rendsburg ein Patent auf Verwertung des Raseneisenerzes erworben, aber der hohen Kosten wegen von dem Unternehmen abgesehen habe.

Flensburg. J. J. Callsen.


Schwarzspecht, Picus martius.
Aus: Haacke & Kuhnert, Das Tierleben der Erde.

5. **Selten vorkommende Vögel.** Im Laufe des letzten Vierteljahres hatte ich das Vergnügen, einige bei uns selten vorkommende Vögel auszustopfen. Als solche seien genannt:

a. Der Schwarzspecht, Picus martius. Im März erwarb ich von Herrn Förster Hansen auf Annenhof bei Kiel einen von diesem lange verfolgten und endlich erlegten Schwarzspecht. Derselbe überragt alle seine Verwandten bedeutend an Körpergröße; denn seine Länge beträgt 48 cm, die Länge des Schnabels 6 cm. In Deutschland wird er nur ganz vereinzelt angetroffen.

b. Der Steinadler, Aquila chrysaetus. Im Februar d. J. erlegte Herr Förster Leptin auf dem Gute Nehmten bei Ascheberg an einem Tage drei und am zweiten Tage darauf noch zwei Steinadler, von welchen ich drei käuflich erwarb. Der größte unter ihnen hatte ein Gewicht von 8 kg. Die Spannweite seiner Flügel betrug 2,50 m, die Länge der größten Schwungfedern 68 cm, die Schwanzlänge 35 cm. Der Oberschnabel maß von der Wurzel bis zur Spitze 9½ cm. — Die Farbe dieser Adler ist bei allen fast gleich: dunkelbraun mit allwählichen Übergängen in Dunkelgrau und Schmutzigweiß, der Schwanz an der Spitze schwarz. Außer den bayrischen Alpen und den größeren Wäldern des nordöstlichen Deutschlands hat der Steinadler in unserm Vaterlande keine Heimatstätten. Doch unternimmt er nach Lutz: „Die Raubvögel Deutschlands“ von dort aus größere Streifzüge durch ganz Deutschland. Ich glaube jedoch nicht, daß die Streifer nur junge Tiere sind,

wie Lutz anführt. Denn eines der von mir ausgestopften Tiere, dessen Maße oben angegeben, muß nach seinen Größenverhältnissen zu den übrigen sicherlich mehrere Jahre alt sein. Wenn man die von Kraft strotzenden Füße betrachtet, deren 6—7 cm lange Zehen mit mächtigen Krallen von 5½ cm Länge bewaffnet sind, so wundert man sich nicht mehr, daß dieser Raubvogel Tiere von Lämmer- und Ziegengröße mit Leichtigkeit zu zerreißen oder fortzutragen vermag.

c. Die Sperlingseule, Glaucidium passerinum. Ein niedliches Tierchen, die kleinste unter den Eulen, nur 19—20 cm lang. Ihr Federkleid ist dunkelgrau und schmutzigweiß gesprenkelt, die Unterseite etwas heller gefärbt, die Iris leuchtend gelb. Die



Sperlingseule, Glaucidium passerinum.
Aus: Haacke & Kuhnert,
Das Tierleben der Erde.

Nahrung dieses Vogels besteht in Mäusen, Maulwürfen und Fledermäusen. Die Sperlingseule kommt in den meisten größeren Wäldern Deutschlands vor, doch nur höchst selten. Als Nistplatz benutzt sie Baumhöhlen. Die von mir ausgestopfte Eule wurde im April von Herrn Förster Westphal in Rolfshörnerholz bei Bovenau in einer Falle gefangen.

Hassee bei Kiel, im Juni 1903. H. Kalström.

6. **Alte Inschriften.** (Aus P. Meiborg, „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.")

13. An Gottes Segen ist alles gelegen.
14. Gottes Segen reich ernähret.
(13 u. 14 über dem Kamin — im Friesischen.)
15. Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, wenn ich erwache, so rede ich von dir. (Über Betten im Friesischen.)
16. Vergiß die Freundschaft nicht, die du vorhin empfangen. Es ist noch nie der Fluch das Haus vorbeigegangen, darin der Undank wohnt. Drum lerne dankbar sein, es kostet wenig Müh' und bringt doch großes ein.
(1784. Über einer Tür auf Sylt.)
17. Ich weise recht und kann nicht seh'n;
Ich haunge und kann dennoch geh'n;
Flensburg.
Mein Schritt ist weder weit noch breit
Und folget doch der schnellen Zeit.
(1788. Auf einer Stubenuhr im Friesischen.)
18. Alting kommer af Gud, Lykke og Ulykke, Liv og Død, Armod og Rigdom. (Alles kommt von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armut und Reichtum.)
19. De som seile paa Havet og bruge deres Handel i store Vande, de have set Herrens underlige Gerninger. (Die, so auf dem Meere fahren und treiben ihren Handel im großen Wasser, die haben gesehen des Herrn wunderbare Taten.)
(18 u. 19 auf Hausgerät im Flensburger Museum.)

J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

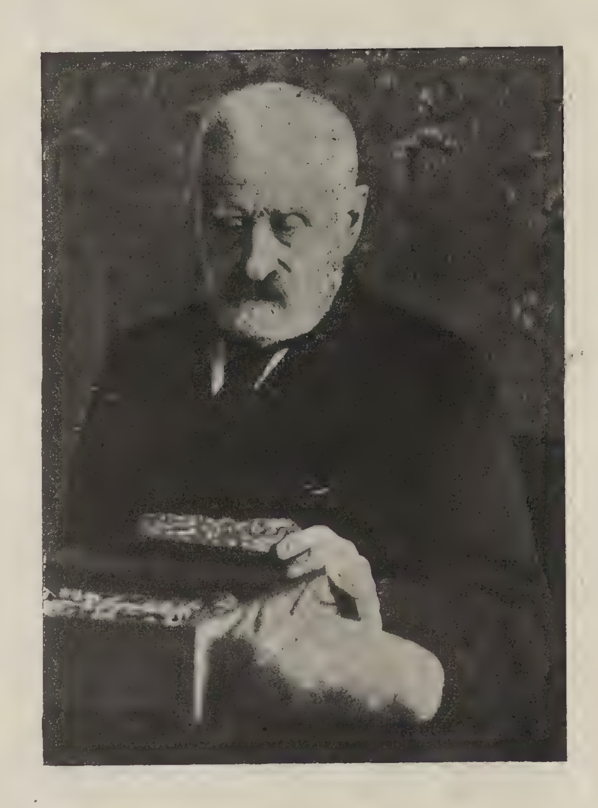
13. Jahrgang. № 11. November 1903.

M. W. Fack.

Zum achtzigsten Geburtstage unseres Ehrenmitgliedes.

Wer von den alten Schleswig-Holsteinern kennt nicht unsern Fack? Gar vielen ist er im Gedächtnis als treuer und tüchtiger Lehrer, die alten Achtundvierziger haben an ihm einen braven Kameraden, und vielen Landbewohnern ist der mit Hammer und Tasche umherwandernde Forscher jedenfalls in bester Erinnerung.

Unser Fack ist geboren zu Delve, Kreis Norderdithmarschen, am 4. November 1823. Sein Vater hatte dort ein kleines Anwesen, trieb Fettviehgrasung und Fleischhandel. Als Fack mit sechs Jahren in die Dorfschule eintrat, konnte er bereits lesen und schreiben. In seinem 10. Jahre nahm der dortige Pastor Lorenzen den begabten Knaben in seinen Privatunterricht; dessen Sohn, der spätere Pastor Fr. N. Lorenzen in Delve und Barlt, war sein einziger Schulkamerad. Hauptsächlich trieb man alte Sprachen, und die beiden Knaben brachten es unter anderm so weit, daß sie den Virgil lasen. Aber dieser Unterricht dauerte nur fünf Jahre. 1838 starb Pastor Lorenzen, und Fack mußte wieder in die Dorfschule. 1840 wurde er konfirmiert, und der neue Pastor, Saß, bestimmte ihn, Lehrer zu werden. Dem damaligen Brauche gemäß traten die angehenden Lehrer



Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.

von der Schulbank vor die Schulbank. Fack bestand die erforderliche Prüfung bei Propst Nielsen in Schleswig und wurde Unterlehrer in Norderstapel. Dort blieb er 1½ Jahre und kam dann an die Kantorschule in Erfde. Für ihre Fortbildung hatten die Unterlehrer zum großen Teil selber zu sorgen; Fack beschäftigte sich besonders mit Geographie, Botanik, Klavier- und Orgelspiel.

Im Jahre 1844 trat er in das Segeberger Seminar. Der dortige Seminarlehrer Martens, welcher die Naturwissenschaften vertrat, gewann auf ihn besonderen Einfluß und begeisterte ihn für das Studium der Natur. Diesem konnte er sich sofort hingeben, als er nach dem Abgange vom Seminar Hauslehrer auf Oppendorf wurde. Die herrlichen Waldungen an der Schwentine veranlaßten ihn namentlich dazu, sich eingehend mit der heimischen Vogelwelt zu beschäftigen.

Da kam der schleswig-holsteinische Krieg, und 1849 folgte auch Fack dem Ruf zur Fahne. Er wurde bald Unteroffizier; als ihn aber sein Bataillonskommandeur zum Offizier befördern wollte, lehnte er ab.

Nach seinem Abgange vom Militär war er kurze Zeit Lehrer in Pohnsdorf bei Preetz und in Glückstadt. Im November 1853 erhielt er eine Stelle am Gymnasium in Kiel, und nun war unser Fack an einem Orte, wo er zunächst Anregung empfangen und dann Anregung geben konnte. Am Gymnasium wurde ihm bald der naturwissenschaftliche Unterricht bis Obertertia einschließlich übertragen. Das entsprach seiner Neigung, und Fack ging mit vollem Eifer an das Studium dieses sehr umfassenden Gebiets. Von besonderer Bedeutung war es für ihn, daß er sich Männern wie Markus Schlichting und Ludwig Meyn anschließen konnte. Besonders der letztere gewann ihn für das Studium der Landesgeologie, und auf diesem Gebiete vor allem liegt seine Bedeutung. Wohl hat er auch die übrigen naturwissenschaftlichen Fächer gepflegt und sich darin Kenntnisse erworben, die zum Teil über das Durchschnittsmaß erheblich hinausgehen. Es sei hier nur daran erinnert, daß er die hiesigen Land- und Süßwasserkonchylien ziemlich vollständig gesammelt hat; in seiner Sammlung finden sich Arten, die man anderswo vergebens sucht. Hauptstudium aber blieb die Geologie. Mit dem Hammer in der Hand durchwanderte er die Provinz, und mit schwer beladener Tasche kehrte er heim, um die Fundstücke seiner Sammlung einzuverleiben. So hat er eine Sammlung zustande gebracht, die unter denen privater Natur ihres Gleichen nicht haben dürfte. Dieselbe umfaßt Bodenarten, Geschiebe und Versteinerungen. Ich muß hier schlechterdings darauf verzichten, ein auch nur annäherndes Bild von der Reichhaltigkeit der Fackschen Sammlung zu geben. Das übersteigt meine Kräfte und hätte für die Mehrzahl der Leser keinen Zweck. Nur eins will ich erwähnen. Den Glanzpunkt seiner Sammlung bildet das „Holsteiner Gestein." Schon der Name sagt, daß es vorzugsweise in Holstein gefunden wird. Es gehört dem Miocän an und ist geradezu gespickt mit Versteinerungen. Fack hat dieses Gestein in einer Vollständigkeit gesammelt und eine so große Zahl von Petrefakten sorgfältig herausgearbeitet, daß auch keine Sammlung eines öffentlichen Instituts der seinigen gleichkommen dürfte. Mehr als 200 Arten hat Fack bereits in dem Holsteiner Gestein gefunden, darunter gegen 20, die vor ihm nicht bekannt waren. Und noch ist seine Sammlung bei weitem nicht erschöpfend bearbeitet; ein Fachgelehrter kann sicher noch manchen Schatz heben. Hoffentlich bleibt die Sammlung unserer Provinz erhalten, und hoffentlich kommt sie an die richtige Stelle, d. h. in die Hände eines fachkundigen Mannes und zur öffentlichen Benutzung für das Studium unserer Landesgeologie. Ich denke an unsere Universität und an unsere Seminarien. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Sammlung unserer Provinz verloren ginge. Noch ist es Zeit, sie zu erwerben!

Den großen Wert der Fackschen Forschungen haben die Männer der Wissen-

schaft willig anerkannt; nicht nur mit deutschen Gelehrten und Sammlern stand er in regem Verkehr, sondern auch jenseits des Ozeans, in Amerika und Australien, knüpfte man mit ihm Verbindungen an. Mehrfach haben auswärtige Professoren Teile seiner Sammlung entliehen, um zuverlässiges Material für ihre wissenschaftlichen Arbeiten zu haben. Professor v. Koenen in Göttingen benannte zwei im Miocän gefundene Mollusken nach Facks Namen: Nassa Facki und Turbonilla Facki. Noch ein drittes Petrefakt führt seinen Namen, der von Fack in der Lägerdorfer Kreide entdeckte und von Professor Stolley bestimmte Segaster Facki.

Seit 1855 war Fack ein hervorragendes Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins. Mit großer Selbständigkeit — ein Grundzug seines Charakters — vertrat er in den Versammlungen dieses Vereins seine Ansichten. In dessen Schriften finden sich seine zahlreichen Publikationen zerstreut. Als eine für sich veröffentlichte Arbeit nenne ich seine Geographie von Schleswig-Holstein, Kiel 1865, die als besondere Eigentümlichkeit recht viele Erklärungen geographischer Namen aufweist.

Seit 1864 gehört er dem Kampfgenossenverein der Achtundvierziger in Kiel an und ist viele Jahre in dessen Vorstande als erster Schriftführer tätig gewesen.

Im Jahre 1889, nach 40jähriger Dienstzeit, ging er ab als Lehrer des Gymnasiums, ausgezeichnet durch den Kronenorden. Zur Ruhe begab sich sein rastloser Geist nicht; die Arbeit war ihm nun einmal Bedürfnis. Als 1891 unser Verein gegründet wurde, wählte man Fack zum Vorsitzenden. Nach Niederlegung dieses Amtes ernannte ihn der Vorstand zum Ehrenmitgliede.

Heute begrüßen wir den alten Kämpen zu seinem 80. Geburtstage aufs herzlichste mit schleswig-holsteinischem Gruß und Handschlag.

Kiel. Peters.

Hars.

Wenn't Lov so vun de Telgens weiht
Un küselt an de Er,
Un wenn dor denn an dinken deit,
Wa schön un grön dat weer:
Denn ward een so bedröwt to Mod,
As wull in widen Felln
Een allns man blot von Graff un Dot
Un Starben wat vertelln.

Un mennigeen, de schütt de Kop
Un kann dat ni verstahn:
„Ers blöht dat ut 'n Boden up
Un mutt denn so vergahn!"
Un süfzt: „Ja, ja!" un fangt denn lies'
Mit sik to tüschen an:
„Uns' Herrgott het sin egen Wies',
De nüms begriepen kann."

Kiel. Zr.

Zur Erinnerung an Ludwig Meyn.

Am 4. November d. J. sind 25 Jahre verflossen, seit Dr. Ludwig Meyn in Ütersen im Alter von nur 58 Jahren aus dem Leben scheiden mußte. Eine ganz eigenartige Stellung hatte er in unserm Lande sich errungen: Inhaber einer Düngerfabrik, daneben ein Forscher im Gebiete der Wissenschaft und zugleich ein Mann, der Aufklärung ins Volk hineintrug, zu allen Ständen in freundlichen Beziehungen stehend. Was er gewesen und geleistet, ist nach seinem jäh erfolgten Tode von verschiedenen Seiten dargestellt worden.

Über die Art, sein Gedächtnis in Ehren zu halten, ob durch eine Stiftung oder durch ein Denkmal, ob letzteres in Ütersen oder in Pinneberg, darüber entstanden leider Mißhelligkeiten. Die Herausgeber der „Kieler Zeitung" und der „Itzehoer Nachrichten," für welche Blätter Dr. Meyn ein fleißiger und sehr ge-

schätzter Mitarbeiter gewesen war, stifteten zusammen ein Kapital von 4000 Mark, dessen Zinsen dazu bestimmt sein sollten, bedürftigen Gemeinden unseres Landes Mittel für ihre Schülerbibliothek zu überweisen. Seit 1886 ist alljährlich von einer Kommission dieses Geld verteilt worden und ist dadurch gewirkt worden so recht im Sinne Ludwig Meyns, dessen Streben die Bildung des Volks war. — Vom Vorstande des landwirtschaftlichen Generalvereins für Schleswig-Holstein wurde in einem Aufrufe, worin die Verdienste des Verstorbenen aufs wärmste hervorgehoben waren, aufgefordert zur Sammlung von Beiträgen für ein Denkmal. Die Witwe selbst schmückte das Grab ihres Mannes auf dem Kirchhofe zu Ütersen mit einem schlichten Granitstein. Das Denkmalskomitee wünschte das Landesdenkmal in Pinneberg zu errichten, an dem Orte, wo Ludwig Meyn geboren. Die Sammlung litt unter dem damals herrschenden Zwiespalt und brachte keine genügende Summe. Die beigesteuerten Beträge sind in Pinneberg belegt (angewachsen jetzt zu fast 1000 Mark) und warten auf Verwendung.

Als unser Verein für Natur- und Landeskunde 1890 ins Leben gerufen war, hielt ich es für eine Pflicht der Dankbarkeit, auf der Generalversammlung zu Rendsburg am 15. Mai 1894 das Lebensbild von Ludwig Meyn unseren Mitgliedern vorzuführen (vergl. „Heimat" 1894, Seite 206—214). Meine Bemerkung, daß unbenutzt das für ein Denkmal gesammelte Geld in Pinneberg liege, gab Dr. Stern, damals in Kiel, Veranlassung zu dem Antrage: Der geschäftsführende Ausschuß hat die Frage der Errichtung eines Denkmals für Ludwig Meyn zu erwägen und der nächstjährigen Versammlung positive Vorschläge zu unterbreiten," — welcher Antrag von der Generalversammlung genehmigt wurde. Die Bemühungen des Ausschusses hatten aber leider keinen Erfolg.

Eine Ehrung anderer Art wird Ludwig Meyn noch alljährlich zuteil durch den Verlag von Lühr & Dircks in Garding. Unter dem Titel „Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender" erscheint Jahr für Jahr das Büchlein, dessen Redaktion Dr. Meyn von 1872—78 führte und an dessen Herstellung noch viele Veteranen sich beteiligen, die einst von ihm zur Mitarbeit herangezogen worden waren. — Unvergessen ist Ludwig Meyns Wirken heute noch auf einem speziellen Gebiete der Landeskunde. Wer sich mit der Geologie unseres Heimatlandes eingehend beschäftigen will, kann nicht umhin, Meyns Schriften über die Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins zu studieren, wenn auch verschiedene seiner Ansichten von der neueren Forschung durch andere ersetzt worden sind. — Als eine Stimme aus der Zeit, da man ernstlich die Errichtung eines Denkmals plante, mag folgendes Gedicht von Wilhelm Lütchens noch Raum finden:

Es gilt ein Denkmal weihen
„Dem Mann von Tat und Wort,"
Dem Sohne Schleswig-Holsteins,
„Des Vaterlandes Hort."
Ihm, dessen jähes Ende
Beweint sein Holstenland, —
Dem Manne, dessen Wiege
In unserm Städtchen stand. —
Wohl, ehrt den teuren Namen,
Grabt ihn in Erz und Stein!
Nur denkt, daß auch die Stätte
Mag „seiner würdig" sein.
Die Stätte „seiner würdig"
Beut ihm Natur allein
Beim Rauschen grüner Wipfel
In unserm Buchenhain.
Bei ihr, der ewigen Mutter
Im anspruchslosen Kleid,
Der treu sein ganzes Streben
In Manneskraft geweiht, —
Wo schon beim Knabenspiele
Ein Mentor er allein,
Wo wir die „ersten Reden"
Gehört von Ludwig Meyn.
„Dorthin!" Ihr Jugendfreunde,
Für unsern Dr. Meyn:
Im „Fahlt," zu jenen Zeugen
Setzt ihm den Ehrenstein!

Ellerbek.

Eckmann.



Flensburg um 1600.

III. Das Flensburger Schulwesen.

Von Christian Voigt in Flensburg.

Wenn der Rat der Stadt Flensburg in einer Polizeiverordnung vom Jahre 1558 verfügt: „Idt scholenn ock de olderenn ere kindere jnn de scholen tho holdenn vorplichtet syn. Ifft de oderen nu so arm syn, dat se sodans nicht vermogen, so wert mennich fram christen, ock de vorstendere der armen tho dem schollone vorhelpen; ock werden de scholmester suluest wes venne gades willen doen," so geht daraus hervor, daß das städtische Schulwesen zur angegebenen Zeit bereits einen solchen Umfang hatte, daß der Gedanke an die Einführung einer allgemeinen Schulpflicht aufkommen konnte. Das ist um so bemerkenswerter, als die Schulen zur damaligen Zeit hier noch keine wesentliche Umgestaltung durch die Reformation erfahren hatten. Es bestand noch nicht einmal eine lateinische Schule im Sinne der Kirchenordnung, trotzdem die Reformatoren den Städten die Sorge für Gründung solcher Schulen doch vor allem ans Herz legten; geschweige denn, daß für die Hebung der sonstigen städtischen Schulen etwas getan war. Es ist auch nicht wie bei den Reformatoren die Sorge um eine bessere Bildung des Volkes, aus der jene Verfügung entsprang, sondern der Rat wird zu derselben bewogen, „dewile hir der stratenbouen vth der wyse vele vp der stratenn lopen, dat der bouereye tho uele werth."

Flensburg besaß nun derzeit an jeder der beiden Hauptkirchen eine sogen. Rektorschule mit 2 Klassen, wo die Anfangsgründe des Latein, einige Gebete, Schreiben und Rechnen gelehrt wurden. Wenn man erwägt, daß es damals keine Bedenken erregte, in eine Klasse 100—200 Kinder zu stecken, ja, daß die Schulmeister um der größeren Einnahme willen die Klassen kaum voll genug kriegen konnten, so wird man zugeben müssen, daß die vorhandenen 4 Klassen für die männliche Jugend — denn diese hat der Rat nur im Auge — einer Stadt mit 1134 „Bürgern," also etwa 6000 Einw. und 500 in unserm Sinne schulpflichtigen Knaben ausreichten, daß also in dieser Beziehung einer Einführung der allgemeinen Schulpflicht nichts im Wege stand.

Als 1566 die dreisprachige lateinische Schule eröffnet wurde, gingen die Rektorschulen ein, und in den von diesen bisher benutzten Räumen wurde die „deutsche Schule" untergebracht. Im Volksmunde hieß sie die „alte Schule," wahrscheinlich weil sie die alten Räume benutzte, vielleicht aber auch, weil sie Einrichtung und Lehrziel der ehemaligen Rektorschulen beibehielt.

Über Mädchenschulen ist uns nichts bekannt. Wahrscheinlich werden auch hier, „alse dat in mancken hübsken steden" war, seit der Reformation die Frauen der Kapellane und Diakonen sich der Mädchen angenommen haben, um sie in Katechismus, Lesen, Schreiben und weiblichen Handarbeiten zu unterrichten. Ebenso darf angenommen werden, daß auch hier einige der trotz aller Verbote nicht auszurottenden „Winkelschulen" bestanden haben.

Im Johannis-Kirchspiel, das fast nur als Dorf gewürdigt wurde, hat wahrscheinlich, wie es in andern Dörfern erstrebt wurde, der Küster die Verpflichtung gehabt, einmal wöchentlich den Katechismus zu lehren.

Über alle diese den breiteren Schichten des Volkes dienenden Unterrichtsanstalten fließen die Nachrichten so spärlich, daß wir uns kein klares Bild derselben machen können.

Über den Zustand der lateinischen Schule sind wir dagegen recht gut unter-

richtet. Sie war mit 3 Lehrern eröffnet und hatte um 1600 5 Lehrer und 6 Klassen. An der Spitze der Anstalt stand der Rektor, dem der Konrektor zur Seite stand. Die übrigen Lehrer alle werden als Schulgesellen bezeichnet: der Kantor, der Quartus und der Quintus. Der Rektor und der Konrektor bezogen eine feste Einnahme von 200 Mark, außerdem aber hatte ersterer freie Familienwohnung, einen Garten, freie Weide für einige Kühe und Anteil an dem Schulgelde. Alle anderen Lehrer hatten keine feste Einnahme. Sie bezogen ihren Teil vom Schulgelde, waren aber im übrigen hauptsächlich auf ihren Lohn für kirchliche Verrichtungen angewiesen. Der Kantor der Schule nämlich hatte das Kantoramt in der Nikolaikirche, der Quartus leitete den Gesang in Johannis und der Quintus, Sonntags vom Konrektor unterstützt, hatte den Chorgesang in Marien zu leiten. Außer den Bezügen für diese Dienste flossen bei Hochzeiten und Beerdigungen Abgaben in die Kantorei, welche die Schulgesellen sich teilten. Der Kantor hatte ferner für den Gesang bei großen Hochzeiten besondere Einnahmen. Die ganze Einnahme dieser Schulgesellen war jedoch kaum für ihren Unterhalt ausreichend, so daß sie auf Freitische bei den Bürgern angewiesen waren.

Der Vormittagsunterricht in den Schulen begann Sommers um 6, Winters um 7 Uhr und dauerte 3 Stunden, nachmittags wurde von 12—4 Uhr unterrichtet. (Man pflegte nämlich um 10 Uhr das Mittagessen einzunehmen.) Der Mittwoch- und der Sonnabendnachmittag waren schulfrei. Sonst gab es das ganze Jahr hindurch nur wenig Unterbrechung: Ostern und Michaelis waren die drei Tage nach den dann stattfindenden Prüfungen frei. Ferner war an dem ersten Tage nach den kirchlichen Festen und am Gregorstag, den 12. März, die Schule geschlossen. Unentschuldigte Versäumnisse und Verspätungen der Schüler wurden bestraft.

Der bei weitem größte Teil von Zeit und Kraft wurde auf den Sprachunterricht, vor allem auf das Latein, verwandt. Dieser Unterricht begann schon in der untersten Klasse, wo Lesen und Schreiben des Lateinischen, auch schon etwas Grammatik und der Luthersche Katechismus in lateinischer Sprache gelehrt wurden. In der mittleren Klasse begann der Unterricht im Griechischen. In der Sekunda und der Prima wurden die Rhetorik und Dialektik der klassischen Schriftsteller betrachtet und Übungen im Dichten und im Abfassen lateinischer Reden daran angeschlossen. Gegen den Sprachunterricht traten die anderen Unterrichtsfächer vollständig in den Hintergrund. Einen Unterricht in den realen Wissensfächern kannte man gar nicht: dem Rechenunterricht war nur in der 3. Klasse eine Stunde gewidmet; der Schreibunterricht hörte schon mit der Quarta auf, und selbst die Religion trat im Schulunterricht zurück. Der größte Teil der religiösen Unterweisung und Erziehung bestand im Auswendiglernen des Katechismus und der Psalmen und in Andachtsübungen in Schule und Kirche. Der Vormittags- wie auch der Nachmittagsunterricht begann und endete mit Gesang, Gebet und dem Hersagen des Katechismus, und zwar wurde darauf gehalten, daß alle vorgeschriebenen Stoffe in bestimmter Reihenfolge absolviert wurden, so daß also die Andachtsübungen zugleich der Einprägung des religiösen Unterrichtsstoffes dienten.

Das wichtigste Mittel der religiösen Erziehung der Jugend war die Teilnahme derselben an den öffentlichen Gottesdiensten und den Leichenbegängnissen in der Stadt. Die Kirchenordnung von 1542 schreibt vor, daß die Kinder nicht nur an den sonntägigen, sondern auch an den werktägigen Gottesdiensten teilnehmen sollten. Wegen der damit verbundenen Unterbrechung des Unterrichts sah man von einer Teilnahme der Schüler der lateinischen Schule an diesen täglichen Gottesdiensten ab. Die Schulordnung Paul Sperlings erwähnt nichts von einer solchen Verpflichtung. Aber zu den Sonntagsgottesdiensten mußten sie ohne Aus-

nahme erscheinen. Sie versammelten sich in der Schule und kehrten nach dem Gottesdienste wieder hierher zurück, um den Inhalt und die wichtigsten Gedanken der Predigt wiederzugeben.

Auffälliger ist uns die Teilnahme der Kinder an den Leichenbegängnissen. In den Unterrichtsbetrieb griff diese wenig störend ein, da die Beerdigungen vorzugsweise am Sonnabend und am Montag stattfanden. Nicht immer waren alle Schüler verpflichtet, der Leiche zu folgen. Die Leichen der vornehmsten Bürger wurden von der ganzen lateinischen Schule, Lehrern und Schülern, und von der deutschen Schule begleitet. Die Schüler versammelten sich in der Schule, begaben sich dann nach dem Trauerhause und schritten, lateinische Psalmen singend, dem Sarge vorauf nach dem Kirchhof. Nach Beendigung des Begräbnisses begaben sich die Schüler wieder nach der Schule, wo Wecken und Geld unter sie verteilt wurden. Die weniger Vornehmen, bei deren Beerdigung es aber auch noch Wecken gab, wurden von 1 oder 2 Lehrern und der Hälfte der Schüler, die Geringen aber nur von der deutschen Schule begleitet.

Ein wichtiges Unterrichtsfach war der Gesangunterricht. Weil man nämlich um der religiösen Bildung willen eine ernste Beteiligung der Schüler am Kirchengesang wollte, weil ferner die Zahl der Gottesdienste größer war, die Liturgie einen bedeutend größeren Umfang einnahm als jetzt, und endlich, weil die Lehrer der lateinischen Schule als besoldete Diener der Kirche ein besonderes Interesse an einem guten Kirchengesang hatten, wurde dem Gesangunterricht ein hoher Wert beigemessen. Ob die lateinische Schule außer den später zu erwähnenden Chören der Symphoniaci und der Melici noch einen Kirchenchor bildete, muß dahingestellt bleiben.

Schon damals erkannte man die Notwendigkeit an, ernste Arbeit mit Spiel und Erholung abwechseln zu lassen. Im Winter wurden Reim-, Bricken- und Kugelspiele, im Sommer Ballspiele aufgeführt. Verboten war das Spielen um Geld und Geldeswert, sowohl Kartenspiel als auch Wetten. Als für das Alter bezw. die Stellung der Schüler nicht passend wurden Brettspiel und Tanz angesehen. Auffällig ist es aber, daß Spielen mit dem Schleuderball und wegen der Gefahren auch Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren und Schneeballwerfen nicht erlaubt war.

Über die zu damaliger Zeit übliche Unterrichtsmethode enthält der von dem Rektor entworfene Lehrplan einige interessante Andeutungen. Schon in den unteren Klassen wurde allwöchentlich ein unterrichtlicher Wettstreit angestellt, bei dem jeder an lateinischen Vokabeln, Regeln, Katechismusstücken hersagte, was er wußte, oder es wurden Gespräche über das Gelernte eingeleitet, bei denen es sich vorzugsweise um Herbeischaffung von Beispielen zur Begründung einer Regel handelte. In den oberen Klassen wurden förmlich wissenschaftliche Disputationen abgehalten, bei welchen ein Schüler eine von ihm aufgestellte Behauptung gegen die Angriffe seiner Mitschüler verteidigen mußte. Man rang um den Preis im Verfassen und Vortragen lateinischer Gedichte und führte klassische Dramen auf, wohl gar vor dem königlichen Hofe auf dem Schloß, zur Schärfung des Verstandes, zur Erhöhung der Sprachfertigkeit und zur Übung in einem gewandten, höflichen Benehmen.

Da Kenntnis des Latein das A und das O der damaligen Bildung, das Unterscheidungsmerkmal zwischen der besseren Welt und dem gemeinen Volk war, wurde natürlich auch der Wert der Schule nach ihren Leistungen im Latein bemessen, und daher von dieser alle nur erdenklichen Mittel angewandt, die Fertigkeit der Schüler in dieser Sprache zu fördern. Den Schülern der mittleren und oberen Klassen war der Gebrauch der Muttersprache in der Schule nicht nur, sondern auch auf dem Spielplatz durchaus verboten. Sie mußten lateinisch sprechen, und

fehlte jemandem beim Gespräch eine lateinische Vokabel, mußte er um die Erlaubnis bitten, das deutsche Wort gebrauchen zu dürfen, wurde aber gleichwohl gestraft. Damit keiner seiner Strafe entging, wurde folgendes eigenartige Verfahren angewendet: Die Schüler waren im Besitz von Zeichen, welche sich wahrscheinlich an der Kleidung anheften ließen. Betraf nun ein Schüler einen andern beim Gebrauch eines deutschen Wortes, so heftete er diesem ein Zeichen an, mußte aber nicht nur vorher den gebrauchten deutschen Ausdruck ins Lateinische übersetzen, sondern ihn sich auch merken, um die Berechtigung seiner Handlung beweisen zu können. Die „bezeichneten" Schüler wurden von einem dazu beauftragten Mitschüler, dem Notator, zur Brüche von 1 Pfennig notiert und mußten abends die Zeichen wieder abliefern. Wer das nicht that, brüchte 3 Pf., und wer es versäumte, seine deutsch sprechenden Mitschüler zu bezeichnen, büßte 2 Pf. Dieselbe Weise der Bezeichnung der Übertreter wurde auch bezüglich der Vorschriften über das Betragen der Schüler beobachtet. Auch sonst nahm man bei der Schulzucht die Mitwirkung der Schüler in Anspruch. Ein Schüler in jeder Klasse hatte als decurio für Ordnung in der Klasse zu sorgen. Er hatte festzustellen, ob jeder Schüler seine häuslichen Arbeiten gemacht hatte. Darum mußte das Gelernte vor ihm repetiert werden. Ferner wachte er darüber, daß jeder mit den nötigen Büchern und auch Papier versehen sei und 2 Federn in seiner Federbüchse habe. Die Notatores hatten das Verhalten der Mitschüler auf dem Spielplatze, besonders auch, wie schon gesagt, ihre Sprache zu beaufsichtigen, während den „coricaei" die Pflicht oblag, ihre Mitschüler auf Straßen, Plätzen und vor den Toren zu beobachten. Zum guten Verhalten gehörte es, die Kniee zu beugen oder die Kopfbedeckung, die sonst selbst in der Kirche und in der Schule nicht abgenommen wurde, zu lüften, wenn die Lehrer in die Klasse traten, wenn das Evangelium in der Kirche verlesen, gebetet, der Name Jesu oder die Dreieinigkeit genannt wurde, wenn ältere, ehrwürdige Leute, Geistliche, Magistratspersonen, Wohltäter der Schule auf der Straße angetroffen wurden.

Eine Eigentümlichkeit in dem Schulleben des Mittelalters und auch noch späterer Zeit dürfen wir nicht vergessen, das ist die Kurrende. Unter Kurrendeschülern verstand man diejenigen armen Schüler der lateinischen Schulen, welche sich durch Singen oder Hersagen des Katechismus vor den Türen der Bürger ihren Unterhalt erwarben. Die Schüler der deutschen Schule, welche ein Gleiches taten, gehörten nicht zur Kurrende. Es haftete diesem „Umsingen" nicht der Makel der Bettelei an, vielmehr wurde das moralische wie das gesetzliche Recht der Schüler zu solchem Betteln ebensowenig angefochten wie die christliche Pflicht, sie nicht ohne Almosen von der Tür zu weisen. Die Prediger mahnten von Zeit zu Zeit von der Kanzel aus, des Almosengebens, besonders an die armen Schüler, als eines Gott wohlgefälligen Werkes nicht zu vergessen. „Die armen Schüler in der Current" und die aus der deutschen Schule hatten beim Betteln das Vorrecht vor den andern Armen. Diese mußten warten, bis jene ihre Almosen empfangen hatten.

Der Name Kurrende umfaßt aber nicht alle Schüler der lateinischen Schule, welche sich durch Umsingen ihren Unterhalt erwarben. Es zerfielen diese vielmehr in 2 Gruppen, die symphoniaci — das waren die älteren Schüler, die mehrstimmigen Gesang trieben — und die melici oder Kurrendeschüler, welche nur einstimmig sangen. Nur diejenigen wurden in diese Chöre aufgenommen, die sich durch Fleiß die Erlaubnis des Rektors erwarben. Jede der genannten Sängergruppen hatte 2 Vorsteher, von denen einer die Kasse führte, einer die Führung der Sänger übernahm. Für Verspätungen und Versäumnis bei dem Singen wurde eine Strafe gezahlt. Es nahm jedoch, wenn viele Sänger da waren, nicht

immer die ganze Schar an dem „Umsingen" teil. Besonders im Winter und bei schlechtem Wetter teilten sie sich in 2 Haufen, von denen jeder die Hälfte der zu durchziehenden Straßen übernahm. Die symphoniaci sangen vorzugsweise nur an Sonn- und Festtagen vor den Türen. Ihr Gesang galt den Zuhörern schon als Kunstleistung und das gereichte Almosen als Gegenleistung für den gebotenen Genuß. Es wurde ihnen daher auch ausschließlich Geld gegeben, das von dem Vorsteher in eine gemeinsame Kasse gesammelt wurde. Die symphoniaci wurden auch häufig zu Festen, Hochzeiten und Schmäusen geladen, um durch ihren Gesang die Freude zu erhöhen. Natürlich gab es dafür außer Essen und Trinken auch einen Beitrag zur Kasse. Die gesammelten Gelder wurden jeden dritten, vierten Monat in Gegenwart der Lehrer und eines Predigers nach Bedürftigkeit und Leistungen der Schüler verteilt.

Die Kurrendeschüler, also meistens kleinere Knaben, gingen an Werkeltagen und Sonntags nach Beendigung des Gottesdienstes in dem Kirchspiel um, in dem Gottesdienst gewesen war: Sonntags in der ganzen Stadt, Dienstags und Donnerstags in Marien, Mittwochs und Freitags in Nikolai, Donnerstags in Johannis. Sie sammelten sich in der Schule und gingen von hier paarweise hintereinander vor die Türen und sangen ein geistliches Lied. Das dargebotene Brot und Geld wurde von dem Vorsteher gesammelt, ersteres sofort, das Geld alle Halbjahr oder jährlich verteilt. Diese armen Schüler hatten, da sie meistens vom Schulgeld befreit waren, ferner die Pflicht, unter Aufsicht des Kustos, des Schuldieners, zweimal wöchentlich die Schule und einmal in der Woche das Kloster und den Klostergarten reinzumachen. Außerdem mußten sie Sommers eine bestimmte Menge Brennholz für die Schule sammeln.

Die größeren Schüler verschafften sich vielfach Nebenverdienst dadurch, daß sie eine Stelle als „Pädagog," Hülfslehrer, bei Kindern vermögender Eltern annahmen, wofür sie gewöhnlich freien Aufenthalt erhielten. Nicht selten begleiteten sie dann später ihre Zöglinge auf Kosten der Eltern derselben auch auf die Universität nach Straßburg, Basel, Tübingen, Paris oder Pavia, den beliebtesten Hochschulen der damaligen Zeit.



Mitteilungen aus der hamburgischen Kulturgeschichte.

1. Aus der Geschichte des mittelalterlichen Geldwesens in Lübeck und Hamburg.

Von C. Rud. Schnitger in Hamburg.

Vorbemerkung.

In den größeren Werken über die hamburgische Geschichte nimmt die äußere wie die innere politische Geschichte der Stadt fast immer den größten Raum ein, so daß die Kulturgeschichte nur verhältnismäßig wenig zur Geltung kommt. Zu den auf letztere bezüglichen Abschnitten gehört m. E. auch der über die Entwickelung des Münzwesens, über welches aber in den Büchern über hamburgische Geschichte eigentlich so gut wie nichts zu finden ist. Monographien zur Kulturgeschichte Hamburgs gibt es ja in größerer Zahl, und auch das Münzwesen ist darunter vertreten; aber für das größere Publikum sind sie teils zu teuer, teils gehen sie allzusehr auf Einzelheiten ein, die nur für denjenigen Interesse haben, der sich eingehender mit dem betreffenden Gegenstande beschäftigt oder beschäftigen will.

Zu diesen Schriften gehören auch die von Langermann und O. C. Gaedechens, sowie die von Dr. Ad. Soetbeer, Dr. Ernst Levy von Halle (auch der Lübecker Dr. F. H. Grautoff ist hier zu nennen) usw., die das hamburgische Münzwesen behandeln. Wenn ich nun auf Grund dieser sehr verdienstlichen Werke es unternehme, in Kürze die Entwickelung des hamburgischen Münzwesens etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts darzustellen, so ist diese Arbeit nicht mehr, und soll nicht mehr sein als ein Versuch, dieses sehr schwierige Kapitel wenigstens in seinen Hauptzügen darzulegen. Dabei ist es aber sehr möglich, daß die eine oder andere Partie nicht ganz richtig aufgefaßt oder nicht vollständig genug wiedergegeben ist, und wie ich nun einerseits aus den angeführten Gründen dafür im voraus um Entschuldigung bitte, so bitte ich andererseits fachkundigere Leser um Berichtigungen bezw. Ergänzungen, wo solche nötig sind.

I.

In meinem Aufsatze „Kulturhistorisches aus alten Rechenbüchern" („Heimat" 1902, S. 10, 55, 110) bin ich auf die Geldverhältnisse in Hamburg im 17. Jahrhundert kurz zu sprechen gekommen, und habe dabei auf die verschiedenartige Benennung der Münzen (Pfund, Mark, Schilling usw.) hingewiesen, sowie auf deren unbequeme Einteilung. Letzteres gilt besonders von der Mark, die in 16 Schillinge à 12 Pfennige geteilt war. Diese Bezeichnung Mark kehrt auch bei dem Gewicht für Gold und Silber wieder, auf das ich jedoch nicht eingegangen bin, weil der reiche Stoff ohnehin schon sehr zur Beschränkung mahnte. Auch die Münzbezeichnung Pfund (Pfund Flämisch à 20 Schillinge à 12 Pfennige oder Grote) kommt zugleich als Gewichtsname vor.

Die Münzverhältnisse des 17. Jahrhunderts sind nach und nach aus denen früherer Zeiten entstanden. Diese letzteren sind aber nicht ohne weiteres klar zu übersehen, und es ist daher nicht immer leicht, für die älteren Wertangaben die jetzigen zu ermitteln, da die populären Schriften über hamburgische Geschichte uns da in der Regel im Stiche lassen. Und doch wäre es oft erwünscht, solche älteren Angaben nach dem jetzigen Wert, wenn auch nur annähernd, zu bestimmen. Ich glaube daher, den Freunden der vaterstädtischen Geschichte einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn ich in Nachstehendem zunächst die Entwickelung der Geldverhältnisse in Hamburg für die ältere Zeit darlege. Im engen Zusammenhange damit steht die Entwickelung der lübeckischen Geldverhältnisse, oder genauer gesagt, diese sind für jene, beide zusammen aber für die älteren holsteinischen Münzverhältnisse maßgebend gewesen.

Das Geld, d. h. in bestimmter Form und Größe abgeteilte Stücke vorwiegend edlen Metalles, ist schon seit sehr alter Zeit als Tauschmittel und zugleich als Wertmesser im Gebrauch. Schon sehr früh wird auch jedes einzelne Stück mit einem bestimmten Abzeichen, dem Gepräge, versehen gewesen sein, das als Bürgschaft für die Echtheit der Münze gelten sollte. Daneben wird sich aber auch in manchen Gegenden die primitivere Zahlungsform, das Zuwägen einer bestimmten Menge Edelmetalls, vorwiegend Silbers, lange erhalten haben.[1])

Verhältnismäßig spät erst verbreitet sich über Norddeutschland und die hier obwaltenden Verhältnisse ein helleres Licht der Geschichte, wie im allgemeinen, so auch insbesondere bezüglich der Geldverhältnisse. Seit der Zeit, daß die Römer im westlichen und südlichen Deutschland festeren Fuß gefaßt haben, wird auch in

---

[1]) Das war noch im 12., vielleicht auch noch im 13. Jahrhundert in Hamburg der Fall, wo größere Zahlungen in ungemünztem Silber beglichen wurden. (Vgl. O. C. Gaedechens, Hamb. Münzen u. Medaillen II, Seite 162.)

diesen Gegenden vorwiegend römisches Geld gebraucht worden sein, und manche römische Münze, die bei Aufgrabungen gefunden worden ist, gibt Kunde davon, daß römisches Geld auch über die Grenzen des Römerreichs hinaus in davon östlich und nördlich gelegene Teile Deutschlands gelangt ist.[1]) Geprägtes Geld ist auch bei den Ost- und Westgoten, sowie bei den Franken zur Zeit der Merowinger im Gebrauch gewesen.

In Norddeutschland haben wir es zu Anfang des 9. Jahrhunderts, zu der Zeit, da der Name Hamburg zuerst genannt wird, besonders mit zwei Völkerschaften, den Sachsen und den Slaven, zu tun, die zwischen Elbe und Ostsee einander benachbart waren, und an die noch heute mancherlei erinnert, u. a. Orts- und Personennamen, verschiedene Sitten und Gebräuche; dazu gehören auch die Wertbezeichnungen: Pfund, Mark, Schilling, Pfennig.[2]) Das Verdienst, diese bezüglich des Geldes sehr verwickelten Verhältnisse nach mühsamen Einzelforschungen in klarer und übersichtlicher Weise für Lübeck dargelegt zu haben, gebührt dem Lübecker Professor Dr. F. H. Grautoff.[3]) Der 3. Band seiner Historischen Schriften enthält eine ausführliche Münzgeschichte Lübecks; zum Teil auf dieser, zum größeren Teil aber auf eigenen Forschungen beruht dann die Schrift von Dr. Adolf Soetbeer: „Denkschrift über Hamburgs Münzverhältnisse. Hamburg 1846." Beide Schriften liegen der nachfolgenden Darstellung zu Grunde.

Ob Sachsen und Slaven schon vor dem 8. Jahrhundert Silber als Tauschmittel und Wertmesser gehabt haben, ist wohl, wenigstens für unsere Gegend, schwer nachzuweisen. In der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts aber wird bei den Sachsen das Silber in Pfunden gewogen worden sein.

Gemünztes Geld war bei den Sachsen vor den Kriegen mit den Franken wahrscheinlich sehr wenig im Umlauf; der ganze Verkehr beruhte in der Hauptsache auf der Naturalwirtschaft. Erst nach der Unterwerfung der Sachsen durch die Franken wird allmählich, wenn auch nur langsam, gemünztes Geld mehr Eingang bei ihnen gefunden haben. Denn die fränkischen Könige ließen, wie vorhin erwähnt, schon Geld prägen; doch war der Vorrat davon immer noch verhältnismäßig gering, und für die infolge von Gesetzübertretungen zu zahlenden Geldbußen konnten auch dem Werte nach bestimmt angegebene Naturalgegenstände (Pferde, Ochsen, Getreide usw.) geliefert werden.

Dies „Pfund," d. h. Zahlpfund, findet sich außer bei den Sachsen auch bei den Franken, und wurde nach römischer Weise in 12 Unzen geteilt. Man teilte es aber auch in 24 halbe Unzen oder Lot,[4]) und eine solche halbe Unze oder ein Lot „machte den solidus argenteus oder den Schilling aus, der wieder in 12 Pfennige oder denarii zerfiel." Der ursprüngliche Wert eines solchen

---

[1]) So ist z. B. im Sommer 1877 in einem Außendeichsland in Ochsenwärder eine gut erhaltene Bronzemünze des Kaisers Vitellius (69—70 n. Chr.) gefunden worden. Vermutlich ist sie mit Baggermaterial aus der Elbe an die genannte Stelle gelangt. (Vgl. Mitteil. d. Ver. f. hamb. Gesch. I, 1, 18.)

[2]) „Pfund" ist zweifellos ein altes Lehnwort aus dem Lateinischen, von pondus, Gewicht. (Vgl. auch Sammlung Göschen, Deutsches Wörterbuch von Dr. Ferd. Detter, Seite 81.) Auf die Etymologie der andern drei obengenannten Wörter möchte ich nicht eingehen, da sie noch nicht genügend festgestellt ist.

[3]) Er war der Sohn des Pastors G. B. Grautoff zu Kirchwärder (Vierlande), später an der St. Katharinenkirche in Hamburg. Nach Vollendung seiner Studien war F. H. Grautoff eine Zeitlang Hauslehrer und ging dann nach Lübeck, wo er später Professor am Katharineum und Stadtbibliothekar wurde. Er starb am 14. Juli 1832 im 44. Lebensjahre. (Lexikon hamburgischer Schriftsteller II, 569 ff.)

[4]) Dr. Ferd. Detter, Deutsches Wörterbuch (Samml. Göschen) Seite 65, bringt das Wort „Lot" in Zusammenhang mit dem englischen Worte lead, Blei. Sollten die Gewichtsstücke ursprünglich aus Bleistücken bestanden haben?

Zahlpfundes war also gleich 288 Pfennigen. Aber schon 794 bestimmte Karl der Große, daß ein Zahlpfund nur 20 Schillinge (240 Pf.) haben sollte. Zu Karls d. Gr. Zeit enthielt der Denar oder Pfennig etwa 1,52 gr Feinsilber und hatte den Wert von 25 jetzigen Pfennigen.

Die Slaven dagegen haben wahrscheinlich nach Marken zu 8 Unzen oder 16 halben Unzen (Lot) gerechnet, wie Dr. Grautoff dies von den deutschen Bergwerken erwähnt, die im 10. bis 12. Jahrhundert hauptsächlich mit Slaven besetzt waren. Möglich ist es auch, daß die Rechnung nach Mark und Lot von den Franken herrührt, die nach römischer Weise bei Gewichten und Münzen neben dem Vollgewicht auch dessen ²/₃ gebrauchten; das wären von dem älteren Pfunde zu 12 ganzen oder 24 halben Unzen 8 ganze oder 16 halbe Unzen (Lot, Schilling oder solidus).

Vielleicht ist dies Letztere das Richtigere; denn nach dem sehr eingehenden Werke von F. Günther: „Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern" (Hannover 1888), Seite 196, sind die ersten Bergleute für den Bergbau im Rammelsberg bei Goslar „aus dem mitteldeutschen Franken, dem Sitz einer uralten Montanindustrie," berufen worden; sie bauten sich auf dem Frankenberge an, dem westlichen Teile der späteren Stadt Goslar. Günther erwähnt nichts von Slaven in dieser Gegend; dagegen war slavische Bevölkerung, die Sorben, seit dem Anfange des 7. Jahrhunderts östlich und westlich der Saale ansässig. In der Grafschaft Mansfeld, die sich hier befindet, ist der Bergbau aber erst zu Ende des 12. Jahrhunderts nachweisbar. (Günther a. a. O. Seite 79.) Trotzdem kann die erwähnte Rechnung nach Mark à 16 Lot aber auch bei den Slaven bestanden haben.

Andererseits erwähnt Dr. Grautoff die Tatsache, daß Lübeck, dessen freilich erst um 1226 entstandener Münzfuß später für einen größeren Teil Norddeutschlands maßgebend geworden ist, ursprünglich eine wendische, also slavische Stadt war, die später jedoch auch durch sächsische Einwanderung bevölkert worden ist. In älterer Zeit wurde daher in Lübeck sowohl nach Pfund als auch nach Mark gerechnet, nach ersterer Weise wenigstens im Verkehr nach außen, bis dann im Laufe der Zeit die „Mark" das „Pfund" verdrängte.

Das Recht, Münzen zu schlagen, war ursprünglich ein Kronrecht (Regal) des Kaisers; „an den Orten, wo der meiste Verkehr stattfand, wurden kaiserliche Münzstätten errichtet, und mit diesen das Privilegium des Geldwechsels verbunden." Die Kaiser verliehen das Münzrecht aber auch zuweilen an geistliche oder weltliche Fürsten des Reiches. Eine solche Verleihung war entweder ein Gnadengeschenk für geleistete oder noch zu leistende Dienste, oder aber sie geschah gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe. So kann auch vielleicht schon Ansgar das Münzrecht für Hamburg erhalten haben; denn König Arnulf verleiht in einer Urkunde vom 9. Juni 888 dem Erzbischof Rimbert, dem ersten Nachfolger Ansgars, das Recht, „in Bremen Münzen zu schlagen und zu verwechseln, wie solches schon lange den Vorstehern jener Diözese in Hamburg verstattet gewesen, daselbst aber wegen der Einfälle der Heiden aufgegeben sei." Möglicherweise hat zu Erzbischof Adalberts Zeit hier wieder eine Münze bestanden; bestimmt nachweisen läßt sich dies jedoch nicht, ebensowenig wie sich die Zeit und die Umstände feststellen lassen, zu der und unter denen das Münzrecht des Erzbischofs auf die schauenburgischen Grafen übergegangen ist, und wann diese die ersten Münzen hier haben schlagen lassen.

In Lübeck, das von Graf Adolf II. 1143 auf dem Werder zwischen Trave und Wacknitz neu gegründet, 1158 aber von ihm an Herzog Heinrich

den Löwen abgetreten worden war,[1]) richtete dieser u. a. auch eine Münze ein, die also auch hier, wie in Hamburg, landesherrlich war.

Im Jahre 1189 erteilte nun Kaiser Friedrich I. auf Verwendung des Grafen Adolf III. den Hamburgern das berühmte große Privilegium,[2]) das man mit Recht als die Grundlage der Entwickelung und der Blüte unserer Stadt betrachtet. In dieser überaus wichtigen Urkunde, die noch jetzt im Archiv unserer Stadt verwahrt wird, lautet der 10. Abschnitt: „Wenn aber jemand in der Stadt selbst Geld wechseln will, so darf er dies getrost tun, wo er will, es sei denn vor dem Hause der Münze.[3]) Sie“ (nämlich die Bürger der Stadt Hamburg) „sollen auch Vollmacht haben, die Pfennige der Münzer auf Gewicht und Reinheit zu prüfen.“ In ähnlicher Weise war auch der Stadt Lübeck vom Kaiser Friedrich I. im Jahre 1188 das Recht des Geldwechselns, außer vor dem Münzhause, sowie ein Aufsichtsrecht über das vom Münzmeister dort geschlagene Geld bewilligt worden.

Auffallen könnte nur die Bestimmung wegen des Geldwechsels, der jetzt längst ein freies Gewerbe ist. In alter Zeit aber war, wie oben gesagt, der Geldwechsel an die Münze gebunden und wie diese ein kaiserliches Regal. Durch den Handel, den die Kaufleute lange Jahre persönlich oder durch Beauftragte an den auswärtigen Handelsplätzen trieben, kam mancherlei fremdes Geld in den Wohnsitz der betreffenden Kaufleute. Hier konnte aber nur das eigene Geld gebraucht werden, wie man überhaupt in jedem Lande mit Landesgeld zahlen mußte. Die hamburgischen bezw. lübeckischen Kaufleute mußten also das auswärts erhaltene fremde Geld in ihren Städten gegen eigenes Geld umtauschen, wie sie andererseits zu den Zahlungen für auswärts eingekaufte Waren wiederum des dort üblichen Geldes bedurften. Dazu kam noch, daß nahezu jedes Jahr neues Geld (Pfennige) geschlagen wurde, welches gegen die älteren Pfennige eingewechselt werden mußte. Dieser Gebrauch dauerte in Hamburg bis zum Jahre 1481, während er in Braunschweig schon 1412 aufgehoben wurde. Bei diesem Wechselgeschäfte mußte selbstredend eine Wechselgebühr gezahlt werden, die anfangs dem Münzer bezw. dem Landesherrn, nach dem Erlaß der Freibriefe aber jedem zufiel, der sich mit dem Geldwechsel befaßte.

Aus diesen Urkunden geht ferner hervor, daß die Münze selbst landesherrlich, in letzter Linie kaiserlich war, daß aber den Bürgern beider Städte das sehr wichtige Recht eingeräumt wurde, über Gewicht und Reinheit der in ihren Städten geprägten Münzen zu wachen. An der ersteren Tatsache ändert es auch nichts, wenn schon 1250 und folgende Jahre von hamburgischen Pfennigen die Rede ist; das Adjektiv gibt nur den Ort der Prägung, nicht die zu letzterer berechtigte Stadt an. Jenes Recht war insofern wichtig, als dadurch die Bürger vor jeder Willkür des Münzpächters oder des Münzmeisters, die beide damals keine Beamte waren, geschützt werden sollten.

Das 13. Jahrhundert brachte aber beiden Städten einen wichtigen Fortschritt auf dem Gebiete des Münzwesens. Im Jahre 1226 bestätigte nämlich Kaiser Friedrich II. der Stadt Lübeck anfangs nur die bisher besessenen Privilegien, gewährte ihr aber bald darauf die völlige Reichsfreiheit. In dieser letzteren

---

[1]) Vgl. Dr. Otto Rüdiger, Barbarossas Freibrief für Hamburg vom 7. Mai 1189. Hamburg 1889, Seite 6. Nach Helmold, Chron. Slav. I, 1 wäre dagegen das jetzige Lübeck erst 1158 von Herzog Heinrich d. L. und zwar auf der Stätte der 1138 zerstörten Stadt erbaut worden. Vgl. Grautoff a. a. O. Seite 5.

[2]) Siehe darüber die eben genannte vortreffliche Schrift von Dr. O. Rüdiger.

[3]) Die Lage des ältesten Münzhauses ist nicht bekannt; erst im 17. Jahrhundert ist es im Dornbusch bestimmt nachzuweisen. (Vgl. O. C. Gaedechens a. a. O. Seite 352.)

Urkunde wird den Lübeckern u. a. auch das Münzrecht bewilligt, allerdings gegen eine jährliche Abgabe von 60 Mark Silbers (etwa 2300 *M* jetzigen Geldes dem Silberwert nach). Andererseits gaben die Grafen Johann und Gerhard (die Söhne Adolfs IV.) am 8. März 1255 der Stadt Hamburg die Zusicherung, daß während ihrer Regierungs- und Lebenszeit „der neu eingeführte Münzfuß auf ihrer hamburgischen Münzstätte unverändert bleiben sollte." Und darauf hin schlossen die beiden Städte Hamburg und Lübeck sofort, am 18. März 1255, einen Vertrag, in welchem ein gemeinsamer Münzfuß verabredet wurde, und taten damit einen für das norddeutsche Münzwesen sehr wichtigen Schritt; denn wenn auch im Laufe der Zeit der Münzfuß sich änderte, so handelten dabei Lübeck und Hamburg stets in voller Übereinstimmung.

Der gemeinsame Münzfuß, der unter dem Namen des lübischen bekannt ist, beruht auf der Mark, die in 16 Schillinge (Lote) à 12 Pfennige geteilt war. Die Mark-Münze (Zahlmark) war nicht als geprägte Münze vorhanden, sondern wurde mit 192 Pfennigen zugezählt, während die Mark Silber (Gewichtmark) gewogen wurde. In älterer Zeit scheinen auch beide im Wert ziemlich gleich gewesen zu sein, was aber urkundlich nicht mehr zu belegen ist. Dies ist jedoch der Fall für den Wert der Mark Silber gleich zwei Mark Pfennige (oder Münze) oder 384 Pfennige.[1]) Diese Wertbestimmung gilt indes wohl nur für die Mark ganz feinen, d. h. 16 lötigen Silbers, die man aber damals noch nicht herstellen konnte. Im Anfange des 13. Jahrhunderts galt schon die Mark 15 lötigen Silbers als eine Mark feinen Silbers, und erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts vermochte man den Feingehalt auf 15½ Lot zu steigern. Im Jahre 1226 gilt für die Münzprägung der Satz von 34 Schilling (408 Pfg.) auf die Mark 16 lötigen Silbers, der übrigens dem Wert von 32 Schilling auf die Mark 15 lötigen Silbers entspricht.[2]) Aber schon 1255 setzen die Städte in dem vorhin genannten Vertrage fest, daß aus der Mark feinen Silbers 38 Schill. 10 Pfg. oder 466 Pfg. geschlagen werden sollen; der Münzfuß ist also ein leichterer geworden. Im Jahre 1293 verpachten die Grafen ihre hamburgische Münzstätte an die Stadt Hamburg, und zwar mit dem Vorbehalt der Ernennung des Münzmeisters durch die Grafen, und der Bestimmung, daß aus der Mark 15½ lötigen Silbers 40 Schill. gleich 480 Pfg. geschlagen werden sollen, was mit dem Münzfuß von 1255 fast ganz übereinstimmt. Im Jahre 1325 geht endlich die Hamburger Münzstätte für immer in den Besitz der Stadt über, wodurch diese zwar ganz freie Hand betreffs der Münzprägung erhält, aber durch die Verträge mit Lübeck, wie auch seit demselben Jahre (1325) mit andern Hansestädten, besonders Wismar und Lüneburg[3]) doch wieder an bestimmte Festsetzungen wegen des Münzfußes gebunden ist. Wichtig ist übrigens, daß auch für spätere Zeit noch hamburgisches und lübisches Geld volle Gültigkeit in Schleswig und Holstein hat.

---

[1]) In dem lübeckischen Stadtbuche ist zum Jahre 1250 eingetragen: „item domina Herdeke dedit Syvekoni de Bocholte CCC marcas argenti, duas marcas nummorum pro marca argenti" (d. h. also: Frau Herdeke hat dem Syveko von Bocholte 300 Mark Silbers gegeben, 2 Mark Münze für die Mark Silbers). Dr. Grautoff a. a. O. Seite 36. Das war für damalige Zeit eine sehr bedeutende Summe.

[2]) 15 Lot : 16 Lot = 32 Schill. : x
15 : 512 Schill. = 34 Schill.
62

[3]) Es ist dies der sog. Wendische Münzverein, der, wenn auch mit nach und nach vermindertem Einfluß, noch während des 16. Jahrhunderts bestand und gegen dessen Ende etwa in sich selbst zerfiel, ohne förmlich aufgehoben zu sein. Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 5.

Es erübrigt jetzt noch, auf die Wertbestimmung des früheren Geldes nach jetzigem Gelde einzugehen. Dabei ist voraus zu bemerken, daß dafür der Wert einer Mark feinen Silbers als Handelsware maßgebend sein muß. Dieser Wert ist nun seit einigen Jahren erheblich gesunken, hauptsächlich durch die vielfach, u. a. auch seit 1874 im deutschen Reiche, eingeführte Goldwährung, wodurch eine große Menge Silbermünzen dem Verkehr entzogen wurden, und dadurch der Preis des Metalls herabgedrückt ward. M. E. dürfen wir nun nicht den jetzigen Marktpreis des feinen Silbers (etwa 78 ℳ pr. kg oder etwa 19,50 ℳ für 1 Mark oder 1/4 kg) der erwähnten Wertbestimmung zu grunde legen, sondern vielmehr den Münzfuß, der vor der Einführung der Goldwährung in Hamburg und Lübeck für die Prägung des sog. groben Kurants maßgebend war; nach diesem wurden 34 einzelne Hamburger bezw. Lübecker Einmarkstücke (oder 17 Zweimarkstücke oder 68 Achtschillingsstücke oder 136 Vierschillingsstücke) aus der Mark fein geprägt; die Bruttomark war aber nur 12lötig, für die Achtschillingsstücke 10lötig und für die Vierschillingsstücke 9lötig.

Schon vorhin ist erwähnt worden, daß man im 13. Jahrhundert anfangs nur Silber im Feingehalt von 15 Lot, später von 15 1/2 Lot herstellen konnte, und dementsprechend wurden 1226, wie ebenfalls oben gezeigt, 34 Schillinge oder solidi = 408 Pfg. (denarii) aus der Mark 16lötigen Silbers gemünzt.

An geprägten Münzen gab es anfangs nur Pfennige, und zwar waren es Hohlpfennige oder Brakteaten, die mittels eines metallenen Stempels und nur auf einer Seite geprägt waren; dadurch erhielten sie die Form umgekehrter Tellerchen. Sie waren bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts die einzigen oder doch hauptsächlichsten hamburgischen Münzen und kamen erst Ende des 16. Jahrhunderts außer Gebrauch. Der Betrag der Pfennige wurde dann bei größeren Beträgen zu Schillingen bezw. zu Marken (Mark Pfennige oder Mark Münze) zusammengefaßt. Diese größeren Münzbenennungen kommen aber für geprägte Münzen erst viel später in Betracht. Die eben genannten 34 Schillinge (solidi) waren also gleich den späteren 34 ℔ Kurant des lübischen Münzfußes, der auch für Hamburg galt, d. h. 1 solidus hatte den Wert einer späteren Mark Kurant, und 1 Pfennig war gleich 1 ß 4 ₰ Kurantgeld. Dies ist jedoch nur die Bestimmung nach dem Silberwert; für eine ganz genaue Wertangabe müßte man aber das Verhältnis der Kaufkraft kennen, die das damalige Geld gegen das spätere Kurantgeld hatte. Dieses Verhältnis ist aber sehr schwierig zu ermitteln, und es muß hier die ganz allgemeine Bemerkung genügen, daß das Geld früher, je nach der ferneren oder näheren Zeitperiode, eine gegen jetzt mehr oder weniger hohe Kaufkraft hatte. [1])

Im Laufe der Zeiten stellte sich nun eine fortdauernde Verschlechterung der Münzen ein, und der Wert der einzelnen Geldstücke wurde geringer. Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wollte ich dies für einzelne Perioden ausführlich darlegen; es mag dafür umstehende Tabelle genügen. [2])

Es ist weiter noch zu bemerken, daß in älterer Zeit oft und in den alten hamburgischen Kämmerei-Rechnungen stets die Berechnung nach Pfund und Schillingen vorkommt. Ein Pfund (talentum) ist regelmäßig ein Viertel mehr an

---

[1]) Dr. Nirrnheim, Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen, Seite LXXII, bestimmt z. B. diese Kaufkraft für die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts auf etwa das Siebenfache des Silberwerts.

[2]) Nach Dr. Soetbeer a. a. O. Seite 5 und Dr. Grautoff a. a. O. Seite 264 bis 266. Ganz genau stimmen die beiden Tabellen nicht, doch stützt sich ersterer auf die Angaben Dr. Grautoffs, der die seinigen wieder aus den alten Münzrezessen entnommen hat. Die nachfolgende Tabelle ist nur ein Auszug aus der Grautoffschen.

Das Sinken des Münzwerts vom 13. bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. [1])

Im Jahre	Die Mark fein damals ausgeprägt zu	Wert des damaligen gegen den jetzigen Pfennig.	Wert der Mark, Pfennige od. Kurantmark nach spät. lübsch. Gelde.
1226	2 ℔ 2 ß — ₰	16,00 ₰	16 ℔ — ß — ₰
1255	2 „ 9 „ 5 „	13,13 „	13 „ 2 „ 2 „
1293	2 „ 9 „ 8 „	13,05 „	13 „ — „ 9 „
1305 } 1325 }	2 „ 15 „ 5 „	11,47 „	11 „ 7 „ 6 „
u. 1325	3 „ — „ 9 „	11,16 „	11 „ 2 „ 6 „
1353	3 „ 10 „ 11 „	9,27 „	9 „ 4 „ 4 „
1375	4 „ 3 „ — „	8,12 „	8 „ 1 „ 5 „
1398	4 „ 15 „ 2 „	6,87 „	6 „ 13 „ 11 „
1420	5 „ 9 „ 10 „	6,01 „	6 „ — „ 2 „
1424	7 „ 7 „ 6 „	4,55 „	4 „ 8 „ 10 „
1432	9 „ 3 „ 2 „	3,70 „	3 „ 11 „ 2 „
1445	9 „ 8 „ — „	3,58 „	3 „ 9 „ 3 „
? 1462 } 1506 }	12 „ 8 „ — „	2,72 „	2 „ 11 „ 6 „

Wert als die Mark, und ist eingeteilt in 20 Schillinge (solidi) à 12 Pfennige (denarii). Für die Wertbestimmung des Pfundes ist also stets 1/4 auf den Wert des Betrages einer Mark aufzulegen.

Das „Pfund" in der eben genannten Einteilung hat sich, wenn auch in sehr verschiedenem Werte, noch lange in den Niederlanden (Pfund Flämisch à 20 Schilling Fl. à 12 Pfennig Fl.) sowie in Frankreich erhalten (livre à 20 sols à 12 deniers). In den letztgenannten Bezeichnungen erkennt man leicht die alten solidi und denarii wieder, und die sols existieren als sous (5 Centimesstücke) noch heute. In England haben sich die Bezeichnungen Pfund, Schilling und Pfennig noch bis heute erhalten. Lange Zeit war übrigens das Pfund Flämisch wie das Pfund Sterling keine geprägte Münze. „1 L [2]) Flämisch ist keine geprägte Müntze, sondern nur ein Preiß von 2 1/2 Rthlr. oder 7 ℔ 8 β Lübisch," heißt es bei Valentin Heins, und von L. Sterl. sagt er: „1 L. Sterl. ist gleichfals „keine geschlagene Müntze." Das französische livre (franc oder Gulden) war dagegen geprägtes Geld.

Der Wert dieser verschiedenen „Pfunde" war nun freilich durchaus nicht gleich; für das 13. und 14. Jahrhundert habe ich nur Angaben über das Pfund Sterling und das Pfund Flämisch gefunden. Ersteres wird für die letzte Hälfte des 13. Jahrhunderts auf ungefähr 38 ℔ 8 1/2 β Banko (oder nach jetziger Münze 58,80 ℳ) berechnet, während der jetzige Wert nur ca. 20,40 ℳ beträgt. — Für das Pfund Flämisch werden um 1360 nach lübischem Geld 6 ℔, 1368 nur 5 ℔ lüb. und 1385 nur 4 ℔ 6 β lüb. gerechnet. Diese Werte sind selbstverständlich nur annähernde, und das Verhältnis der Kaufkraft ist dabei ganz bei Seite gelassen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war 1 Pfund Sterling gleich 33 Schilling 4 Pfennig (Grot) Fläm. oder 12 ℔ 8 β lübisch = 15 ℳ, 1 Pfund Flämisch war gleich 7 ℔ 8 β lübisch = 9 ℳ. — 1 livre français hatte wechselnden Kurs; Valentin Heins gibt als Pari-Kurs 48 β lübisch für einen Escus (écu oder Taler) von 3 Francs oder livres an, d. h. 16 β oder 1 ℔ lüb.

[1]) Die obenstehenden Angaben geben einen ungefähren Anhalt für die Umrechnung von Wertbeträgen aus früheren Jahrhunderten in lübsches (bezw. hamburgisches) Kurantgeld und danach in heutiges Reichsgeld (1 ℔ Kurant = 1,20 ℳ.)

[2]) Das „L" ist die gebräuchliche Abkürzung für Pfund (libra, livre).

für 1 Franc; in der Ausgabe von 1799 von Lambecks Rechenbuch werden dagegen nur 26½ β lüb. Banko für 1 Escus oder 3 livres oder 10 β 8 ₰ Kurant = etwa 0,82 ℳ angegeben.[1])

Der in alter Zeit ebenfalls oft vorkommende Ausdruck lötige Mark (lodige Mark, marca argenti puri, marca argenti examinati) entspricht, wo es sich um Wertbestimmungen handelt, meist dem Werte einer Mark 15- bis 15½ lötigen Silbers; in der Münzsprache bezeichnet dieser Ausdruck dagegen die Mark feinen, d. h. 16lötigen Silbers.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß in den angeführten Rechenbüchern von H. Lambeck und Val. Heins es nicht immer klar ist, ob unter der Mark lübisch eine Mark Banko oder eine Mark Kurant zu verstehen ist.



Auf Kalö.

Von **Robert Körner** in Hamburg.

In weltferner Abgeschiedenheit liegt in der Gjenner-Bucht, 1¼ Meilen nördlich von Apenrade, die anmutige Ostsee-Insel Kalö. Wie ein duftiges Geheimnis, wie die verzauberte Insel im Märchen, liegt das kleine Eiland da im Schutze emporstrebender Hügelketten. In all seiner strahlenden, üppigen Pracht atmet das reizvolle Landschaftsbild einen wunderbaren Frieden, der uns unwillkürlich verstummen macht. Die Natur, die das anmutsvolle Loiterland so sichtlich bevorzugte, hat über das idyllische Kalö das Füllhorn ihrer Reize ausgestreut. Im herrlichen Schmucke zeigt sich hier die Welt. Ungehemmt schweift der Blick über die buchengekrönten Hügelufer von Süderballig und Loit und über die winzigen Häuserchen dort unten am Strande mit ihren gekalkten Wänden und roten Ziegelbedachungen. Vom Meere herüber dringt ein eintöniges Rauschen an unser Ohr matt und gedämpft; geheimnisvolle Weisen zittern herüber und verhallen zwischen den hohen, vom Sonnenlicht umkosten Buchen. Ein Hauch leiser Schwermut liegt über dem Bilde. Wer vom Geschick mit einem echten Dichtergemüt bedacht wurde, müßte in dieser ruhig-machtvollen Natur, bei Buchenduft und Meeresrauschen, zur Entfaltung ringende Stimmungen finden.

Wir steigen den zum Ufer führenden Pfad hinab. Eine lange, schmale Holzbrücke führt vom Strande des Festlandes über den seichten Wassergürtel, der die Insel mit mütterlichen Armen umschließt. Die morschen Brückenbohlen seufzen unter unseren Tritten. Der salzige Hauch des Meeres umweht uns mit erfrischender Kühle. In der Nähe der Brücke schaukeln vor ihren Ankern Segelboote auf den blauschimmernden Wogen und zerren ungeduldig an ihren eisernen Fesseln, als sehnten sie sich hinaus zum fröhlichen Tanz auf den wogenden, schaumgekrönten Meeresfluten. Der fischreiche Gjenner-Fjord ist sehr tief und gestattet sogar größeren Schiffen unserer Kriegsmarine die Einfahrt. In der Ferne, an der Küste von Süderballig, leuchten die grau-weißen Umrisse des Schulschiffes „Carola" herüber.

Jenseit der Brücke, auf einem Rasenhügel, ist die einen Hindu darstellende Galionfigur der auf Kalö gebauten Apenrader Fregatte „Calcutta" sichtbar, die Ausgang der sechziger Jahre im Kattegat, bei der Insel Läsö, strandete. Die kunstreich geschnitzte Holzfigur, die einst den Bug jenes stolzen Ostindienfahrers zierte, erinnert an die Blütezeit Apenrades und an jene entschwundene Epoche, wo

---

[1]) Seite 205, Anm. *; die Aufgaben enthalten aber durchgehends höhere Kurssätze.

mancher stolze Segler, der die Meere zu durchfurchen bestimmt war, in dem stillen Gewässer Kalös vom Stapel gelassen wurde.

Seitdem die ehemals blühende Schiffswerft des Apenrader Reeders Bruhn auf Kalö eingegangen ist, umfängt die Insel eine schwermütige Stille, die selten unterbrochen wird. Der Eisenschiffbau hat den Holzschiffbau verdrängt. Die von dem genannten tatkräftigen Großhändler auf „seiner Insel" errichteten Gebäude und Gartenanlagen tragen deutliche Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls. Kalö liegt im Dornröschenschlummer und träumt von den goldigen Tagen dereinstiger Auferstehung. In den wenigen schmucklosen Häuserchen, die ehemals Werftarbeitern zur Wohnung gedient haben mögen, wohnen 8—10 Fischerfamilien mit ihrem zahlreichen Nachwuchs. Ausgebreitete Netze, mancherlei Schiffsutensilien, die in buntem Durcheinander den Strand bedecken, kieloben liegende Boote und der eigenartige penetrante Geruch, den die zum Trocknen aufgehängten Seefische ausströmen, verraten den Beruf der Bewohner. Hinter den blitzsauberen Fenstern ihrer Behausungen prangen Geranien und Goldlack und verleihen, trotz der dürftigen Ausstattung, den bescheidenen Räumen ein freundlich-anheimelndes Gepräge. Der Sonnenschein dringt durch die niedrigen Fenster, huscht über den urväterlichen Hausrat, über die Porträtbilder Wilhelms I. und — Christians IX. von Dänemark, über die Schiffsbilder mit der Danebrogflagge unter Glas und Rahmen, und über das „Konterfei" des Vaters, der bei der kaiserlich deutschen Kriegsmarine „treu gedient hat seine Zeit." Die stummen Bilder an der Wand erzählen in beredter Sprache einige Kapitel aus der an wechselvollen Wandlungen so reichen Geschichte der „meerumschlungenen" schleswig-holsteinischen Lande. Hinter den wenigen Häusern der Insel, die in der Nähe der Hafenmole liegen — der Landungsplatz des Gjenner-Hafens ist auf Kalö —, zieht sich eine mit verwachsenen Wegen durchzogene und mit moosigen Ruhebänken versehene Tannenhölzung hin, die dem einstigen Besitzer der Kalöer Schiffswerft ihre Entstehung verdankt.

Eine reizvolle Szenerie bietet uns die Südseite der Insel, die von dem bewaldeten Hügelufer von Loit nur durch einen schmalen Wasserarm getrennt ist. Durch eine tiefe, romantische Schlucht des festländischen Ufers ergießt die an Lachsforellen reiche „Gjenner-Hole," ein rauschender Bach, sein klares Gewässer in die einsame, waldumsäumte Meeresbucht.

In dem verfallenen Herrenhause, das dem einstigen „Inselkönig" zur „Sommerlust" diente, hat ein Bauer seine Wohnstätte aufgeschlagen, der den anbaufähigen Boden des Eilandes bewirtschaftet. Eine willkommene Einnahmequelle gewährt ihm das hier in riesigen Mengen am Ufer wachsende sog. „Dachreet." Der Zolleinnehmer, der in einem „wappenschildgeschmückten" Häuschen seine Wohn- und Diensträume hat, repräsentiert die einzige Amtsperson der Insel und erfreut sich daher bei den etwa 80 Insulanern einer weitgehenden Wertschätzung. Er führt hier ein beschauliches Stilleben — fern von Vorgesetzten und von Untergebenen. Der geringfügige Verkehr des Hafens, der nur als Ausfuhrort für Torf eine gewisse Bedeutung hat, gibt ihm selten Gelegenheit zu zöllnerischer Wirksamkeit. Ruhig und still verfließt hier das Leben. Die Fischer, die rauhen, genügsamen „Kinder der See," mit dem Südwester auf dem Kopf und der nie verglimmenden Tabakspfeife im Munde, die den größten Teil der Inselbewohner darstellen, gehen tagein, tagaus ihrem mühe- und gefahrvollen Berufe nach. Der karge Verdienst, den ihnen das „grün-krystallene Feld" ihrer Tätigkeit — die See — gewährt, genügt ihren anspruchslosen Lebensgewohnheiten und reicht meistens noch für mäßige Luxusbedürfnisse in Gestalt einiger Kaffeepünsche und ihres Tabaks. Der auf der Insel ansässige „Kaufmann" — er ist gleichzeitig Post- und Versicherungs-Agent, Gastwirt, Kolonial-, Geschirr-, Manufaktur-, Schuh-, Eisenwarenhändler und noch

vieles andere — verkörpert den Kalöern die menschliche Kultur, die sich übrigens auch hier schon bis zu Ansichtspostkarten erstreckt hat. Der vielseitige Herr ist ferner auch Bankier, der den Fischern in den Zeiten ungünstiger Erwerbsverhältnisse Geld vorschießt, die benötigten Lebensbedürfnisse kreditiert, bis lohnendere Fangergebnisse sie ihr Debetkonto tilgen lassen.

Selten erfährt das einförmige Alltagsleben der Fischer eine durch Festjubel veranlaßte Unterbrechung. Wenn jedoch ein solcher Festtag über ihre bescheidene Schwelle schreitet, so klingt der Jubel um so lauter und herzlicher, je seltener dies geschieht. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde," ist an solchen Tagen ihre Devise. Kein Gendarm würde imstande sein, den „feiernden" Fischern „begreiflich" zu machen, daß die gesetzlich festgesetzte Polizeistunde auch ihrer harmlosen Fröhlichkeit eine Grenze setzt. Ein solcher Festtag ist heute über der Insel angebrochen. Die Fischer der Gjenner-Bucht feiern bei Grog, Kaffeepunsch, Gerstensaft, Musik und Tanz ihr Vereinsfest. — Ein Preiswettsegeln hatte bereits stattgefunden, als wir den Boden der Insel betraten. Die im Hafen ankernden Fischerfahrzeuge wie die kleinen Yachten und Ewer der „Fynboer" (Fünenbewohner), die jahraus, jahrein das in den torfreichen Distrikten Mittelschleswigs gewonnene Brennmaterial von dem Anlegeplatz auf Kalö nach dem torfarmen dänischen Archipelagus überführen, prangen im festlichen Flaggenschmuck. Lustig flattern im Winde deutsche Farben neben der uralten dänischen Reichsfahne — dem Danebrog —, ein Beweis, daß die dänischen Schiffer mit den die gleiche Sprache redenden Insulanern an der allgemeinen Festfreude teilnehmen.

Die alte Melodie „Kong Kristian stod ved højen Mast" ist zweifellos auf Kalö volkstümlicher als „Ich bin ein Preuße usw.", woran auch der schneidigste preußische Landrat schwerlich etwas zu ändern vermöchte.

Für unsere Marine wächst auf Kalö ein hoffnungsvoller Nachwuchs heran. Gesundheit, strotzende Lebenskraft spricht aus den frischen, sonnverbrannten Gesichtern der Kleinen, die sich barfuß und ohne Kopfbedeckung am Ufer des „graulichen" Meeres herumtummeln. Die an der Landungsstelle der Verladung harrenden Torfhaufen, auf den Strand gezogene Boote, bunte Muscheln und seltsam geformte Steine, die das freigebige Meer an das Ufer rollt, begrenzen die Welt ihrer kindlichen Spiele. Ihre Zukunft liegt auf dem Wasser. In entzückender Unbefangenheit baden einige der jugendlichen Insulaner in den klaren Fluten der Bucht.

Ein hochragender Flaggenmast, von dem eine blau-weiße Fahne mit dem Bilde einer Makrele und der Inschrift „Fisker-foreningen Gjennerbugt" lustig im Winde flattert, weist uns zum Festplatz, der Gastwirtschaft und seiner Umgebung, hin. Vor dem einfachen Wirtshause wölbt sich auf grünem Wiesenplan ein leinenüberdachtes Tanzzelt mit bretterbelegtem Fußboden. Auf hohem Holzpodium haben 5 Musikanten Posto gefaßt und erfreuen die Festteilnehmer mit ihren heiteren Weisen. Der Tanz hat bereits seinen Anfang genommen; die modernen „Tondichter des Ballsaals" erfreuen sich hier anscheinend keiner besonderen Popularität. Die braven Musikanten halten sich mehr an die altbewährten Melodien aus Großvaters Tagen. Der moderne Walzer tritt zu gunsten der getragenen Rhythmik der Ländler, Polka und Redowa entschieden in den Hintergrund. Was städtischen Ballgästen die Francaise, das ersetzt der tanzlustigen ländlichen Jugend Nordschleswigs der sog. „Vejmeltanz" — ein figurenreicher, poesievoller Reigentanz, der, aus den Städten mehr und mehr verdrängt, auf dem platten Lande als nationaler Tanz eine Pflege- und Heimstätte gefunden hat. Der Tanz wird vom Gesang der Tanzenden begleitet.

Wie sicher wissen diese „schiffkundigen" Männer durch das Gewühl der Tanzenden ihren Kurs zu steuern! Wie kraftvoll sind ihre Bewegungen! Welche

naturwüchsige Freude leuchtet aus den Augen der Jugend, die unermüdlich dem Tanze huldigt!

> „Die Fiedel klinge! Bei Seitenklang
> Tanzen wir bis zum Morgen lang.
> Wie lustig die Dielen dröhnen!
> Die Jungfern brennen so hell wie Blut;
> Das machen die Bursche, — mit keckem Mut
> Umfahn sie die Hüften der Schönen"

singt der große nordische Dichter Ibsen in seinem „Fest auf Solhaug" (2. Akt, 1. Szene).

Vor dem Wirtshause hat sich ein heiteres, anspruchsloses Volksleben entwickelt, — Szenen, die Holger Drachmann, der Malerpoet, in seinen feinsinnigen Federzeichnungen so oftmals mit vollendeter poetischer Wirkung geschildert hat. An langen Tischen sitzt durcheinandergewürfelt eine bunte Menge wetterfester Männer mit blitzenden Seemannsaugen, rundgeschnittenen Vollbärten, mit Pfeife und Südwester, blauäugige Jünglinge mit üppigem Haarwuchs und jener Bronzefarbe des Antlitzes, die nur Sonnenglut und salzhaltige Meerluft zu verleihen vermag, Mädchen und Frauen in buntfarbigen Gewändern, schlanke Gestalten mit den Rosen der Gesundheit auf den Wangen. Alles redet, lacht, singt, jubelt und — pokuliert. Die Festfreude und der Trunk haben heute manchen schweigsamen Mund beredt gemacht. Viel Temperament und heiße Lebensliebe spricht aus den Gesichtern. Manch interessanter Charakterkopf vermöchte ein Malerauge zu fesseln! Ein Kopf fiel mir besonders auf durch die frappante Ähnlichkeit mit dem bekannten Christusdarsteller im Oberammergauer Passionsfestspiel.

Die überwiegende Anzahl der Festgäste sind Fischer und Schiffer der benachbarten Ufergestade mit ihren Familien. Ein deutsches Wort hört man sehr selten. Die Volkssprache ist das aus politischen Gründen von gewissen dänischen Kreisen als dänische Ursprache in Anspruch genommene Plattdänisch, dessen sich in den ländlichen Distrikten Nordschleswigs seit Olims Zeiten Dänen wie Deutsche zu bedienen pflegen.

Ein Blick in die Wirtschaftsräume enthüllt uns das lebendurchpulste Bild eines Zechgelages, wie es die niederländischen Meister Brouwer und Ostade so häufig auf die Leinwand gebannt haben. „Gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge" sitzt an langen, provisorisch errichteten rohen Holztischen eine Anzahl jener bekannten Typen, die nur an den Seeküsten gedeihen. Das Meer hat seine Runenschrift in ihre Gesichter eingegraben. Der Rauch zahlreicher Tonpfeifen durchzieht die niedrigen Räume. Die Tische sind von zahlreichen vollen und leeren Gläsern, Flaschen und Tassen bedeckt. Die Getränke haben zum Teil bereits ihre Wirkung getan, wie die von Grog und Kaffeepunsch rotgeglüten Gesichter bekunden.

Das wogende Stimmenmeer verstummt plötzlich. Es ist die Ruhe vor dem Sturm. Ein alter Fischer erhebt sich von seinem Sitz. Er nimmt die Pfeife aus den dicken Lippen, beschattet von dem grauen, borstigen Knebelbart, und indem er die Tropfen aus dem Barte mit der Rückseite seiner fleischigen Hand streicht, hält er eine Rede, die uns leider unverständlich bleibt. Nach dem frenetischen Beifallstosen, das sich nach Beendigung derselben erhob, muß sie sehr gut und eminent packend gewesen sein. —

Der Abend ist inzwischen herniedergesunken. Goldig wird es im Westen und immer goldiger. Auf allen Wolken erblühen Rosen. Der Wasserspiegel erscheint blutrot. Möven durchfurchen die Luft mit gellem Schrei, der als schrille Sturmpfeife zur mächtigen Musik des Meeres gehört. Die beginnende Dunkelheit mahnt uns zum Aufbruch. Aus der Ferne tönt das Jauchzen der Tänzer und Tänzerinnen, von dünnen Fiedelklängen überzittert, wie gedämpfter Balladenton an unser Ohr.

Unsere Gedanken verlieren sich in nebelhafte Weiten, wo die Leute Lochlins von diesen Küsten als kühne Vikinge hinauszogen zum schrecklichen Streit mit dem romanisierten Europa. Auch in der Gjenner-Bucht haben sie vor Anker gelegen, die kühnen Reiter der Wogen, die langschnäbeligen Drachenschiffe, die die Brechsee

durchschnitten wie der Fisch die Woge im Sturm. Rund um die Bucht liegen noch Erinnerungen an das stolze blutige Heldenzeitalter — Hügelgräber voll von Urnen und Opfermessern. Auch von Steinsetzungen in Schiffsform erzählt des Archäologen Mund, die einst in der Koppel Maschau am Gjenner-Fjord gelegen haben und im Jahre 1800 nach Kopenhagen gelangten.

Längst ist die Sonne hinter den Bäumen verschwunden. Dunkler tönt sich das Himmelsgewölbe, hie und da blitzt ein Stern. Die Nacht deckt ihren dunklen Fittich über Meer und Land. Der in weiter Ferne sichtbare Bismarckturm auf dem Knivsberg dient uns auf dem Heimweg als Wegweiser.



Plattdeutsche Redensarten vom Schlafen.

Gesammelt von **G. F. Meyer** in Kiel.

A. Mittagsschlaf.

1. Ik will mi 'n bet'n up 't Ohr legg'n.
2. Ik will 'n Og voll nehm'n.
3. Ik will de Ogen bet'n warm'n.
4. Ik will bloß de Ogen 'n bet'n tomak'n.
5. Ik will de Ogen bet'n schon'n.
6. Ik will mi 'n bet'n von binn bekiek'n.
7. Ik will 'n lütt'n Rück nehm'n. (Schwansen.)
8. Ik will mi 'n bet'n lang maken.
9. Ik will min matten Glieder 'n bet'n utstrecken.
10. Ik will mi 'n bet'n up de Siet legg'n.
11. Ik will 'n bet'n in de lang' Kant sitt'n.
12. Ik will en bet'n up de Rüch stahn. (Angeln.)
13. Ik will 'n bet'n Lagerdeenst üb'n.
14. Ik will 'n bet'n druseln — drüsseln.
15. Blot sovel, dat de Verstand beten weg is. (Dithmarschen.)
16. He denkt 'n bet'n deep daröwer na.
17. He hölt Ünnermähl. (?) (Dithmarschen.)

B. Große Müdigkeit.

18. He knippögt.
19. He süht so öwerögsch ut.
20. Em fallt de Ogen to.
21. Em ward de Ogen so lütt.
22. Denn sind de Ogen ok all dicht bi de Näs. (Itzehoe.)
23. He slöppt mit apen Ogen.
24. He slöppt as de Has.
25. He mutt Spiel'n (Streb'n) in de Ogen hem. (Fürstentum Lübeck.)
26. Em mütt de Ogen upspielt ward'n. (F. Lüb.)
27. De Sandmann kümmt.
28. De Sandmann het an't Finster kloppt.
29. De Saatfeier kümmt.
30. De Slaplüs kamt.
31. He is so möd — a. as wenn he 'n ganzen Dag döscht het; — b. as wenn he 'n ganzen Dag Steen kloppt het.
32. He schütt Snipp'n (Schnepfen). Nickt mit dem Kopfe. (Fürst. Lübeck.)
33. Em stött de Buck. (Nickt. Lauenburg.)
34. Ik bün hüt Abend so „reckig" — „recksch."
35. Ik wull gra' afffegeln — afffusen.
36. Ik denk, dat ik in't Bett leg un wär mit Pannkok'n todeckt un mit Mettwust öwerflekt. (Fürst. Lübeck.)
37. Ik woll, dat ik dot wer, seet up Bett un slep, hatt en Fatt voll Pannkoken, seet darvör un et.
38. Gähnen: a. jappen — b. hojappen — c. hojanen.
39. Min Vadder harr 'n Oss', harr so 'n lang' Hörn! (streckt gähnend beide Arme von sich).
40. Dat wär een to Bett! — Dat wär de erste to Bett! (Gähnen. — Vergleiche Müllenhoff „Dree to Bett" S. 464.)
41. „Oha!" (Gähnen). — „Wenn du dahin wullt, is't Tied."
42. „Oha!" — „Is nich wiet von Ellerhoop." (Vergl. Handelmann, Top. Volkshumor.)

C. Beim Zubettgehen.

43. Dat is Bettgahnstied!
44. Dat is Kinnerbettied!
45. Wi wöllt man sovel tolegg'n — bilegg'n.
46. Tein Uhr is Börgers Tied.
47. He will a. to Nest, b. to Klapp, c. to Puch, d. to Wiemen, e. to Kahn, f. to Koje, g. to Schipp, h. na Slapenhagen, i. na Bettlehem, k. na Fellerball, l. na Fellerland un Nöt plück'n (Schwansen), m. na Fellersdörp to Ball, n. na Fellersdörp na 'n Holtsagen (Fürst. Lübeck), o. ünnerkrupen.
48. He geiht mit de Höhner to Wiemen.
49. Ik will to Fellerholt gahn. (Angeln.)
50. Ik will to Fellerhöß. (Kr. Rendsburg.)
51. Gaht to Bett, morg'n fröh is de Nacht hen! (Fürst. Lübeck.)
52. Gun Nacht, slap god!
53. Gun Nacht, slap sund!
54. Gun Nacht, slap Slunt, heft morg'n Fadok! (Dithmarschen.)
55. Gun Nacht, slap woll (Wolle), kannst morg'n spinn'n!
56. Gun Nacht! un verget dat Upstahn nich! (F. Lüb.)

57. Gun Nacht, slap sacht bet morg'n fröh Klock acht!
58. Gun Nacht, Liese, dat Geld liggt vör't Finster! (Itzehoe.)
59. Gun Nacht, Mau, dat Geld liggt in't Finster! (Schwansen.)
60. Gun Nacht, gude Wacht, gude Flöhnjagd! (Husum.)
61. Angenehme Roh un gode Flöhnjagd darto!
62. Angenehme Ruh — un keen Splittern in'n —. (F. Lüb.)
63. Slap di keen Quesen!
64. Slap Rundstück, kannst morgen ęten! (Süd-Holstein.)
65. Hemdsteert is keen Schilling (Dreeling) wert!
66. Gun Nacht, gun Nacht! Mit Rosen bedacht, mit Nelken bestęken, krup ünner de Dęken; morg'n fröh, will's Gott, wöllt wi uns wöller spręken. (Vergl. Müllenhoff S. 519.)
67. To Bett, to Bett, de 'n Leevsten het! De keenen het, geiht ok to Bett, nimmt 'n Küssen in 'n Arm, slöppt ebenso warm. (Vergl. Müllenhoff S. 519.)
68. Gott vom höchsten Thron, ik befehl di minen Drom.
69. Lewer Gott, seh mi an, ik bün en Jung, de będen kann! (Dithmarschen.)
70. Des Abends, wenn ik to Bett gah,
Veertein Engel mit mi gaht.
Twee to min Höd'n,
Twee to min Föt'n,
Twee to min linker Siet,
Twee to min rechter Siet,
Twee, de mi deckt,
Twee, de mi weckt,
Twee, de mi wiest
Na't himmlische Paradies.
Paradies steiht apen,
Höll' is toslaten,
De böse Feind is d'rin anbunn;
Help uns, Gott, to 'n selige Stunn! Amen.
(Dithmarschen, durch Lehrer W. Ehlers in Pinneberg. Vergl. Müllenhoff S. 520.)

D. Im Schlafe.

71. He slöppt a. as 'n Rott, b. as 'n Türk, c. as 'n Dachs, d. as 'n Bär, e. as 'n Dod'n (fester Schlaf).
72. He het 'n Dod'nslap.
73. He slöppt as 'n Prinz (vom Kinde).
74. He liggt in 'n drütten Drom. (F. Lüb.)
75. He slöppt as de Deef in 'n Peerstall (stellt sich schlafend. F. Lüb.)
76. He slöppt, dat een Og dat anner nich süht.
77. Nu is he weg! (Lauenburg.)
78. He is a. affreist, b. affsęgelt, c. indrust.
79. Schnarchen: a. He sagt. b. He is vör'n Knast. c. He kann nich dörch 'n Knast kam'n. d. He makt Knöp. (Lauenburg.) e. He drömt Nummern.
80. Wer slöppt, deit keen Sünn.

E. Aufstehen.

81. He is 'n a. Slapmütz, b. Slapuhl, c. Nachtuhl, d. Nusselpeter.
82. He kann nich ut 't Bett finn.
83. Wat büst du doch trag in't Upstahn.
84. Na, kamt wi hüt nich, kamt wi morg'n un öwermorg'n ganz gewiß.
85. Fulheit, lat los oder ik do Gewalt.
86. Fulheit, lat los un Flitikeit, fat bi! (Dithmarschen.)
87. Drück di man noch 'n bęt'n.
88. Wi wöllt uns nochmal ümdreihn.
89. Wi wöllt noch 'n anner Kant nehmen.
90. Wi könnt noch 'n Rutsch krieg'n — maken.
91. Ik will noch 'n Vers maken.
92. Wi sind hüt morg'n vierkantig ut 't Bett kam'n.
93. Du büst woll hüt morg'n ut 't Bett fulln?
94. Wer het di hüt morg'n ut 't Bett stött?
95. Wer 't Loff het, kann gern bet Middag slapen, steiht doch fröh up. (Dithm.)
96. De fröh upsteiht, de vęl vertęhrt,
De lang slöppt, Gott ok ernährt.
97. De lang slöppt un flink löppt, kümmt ebenso wiet as de fröh upsteiht un langsam geiht.
98. Wer fröh upsteiht un nich vęl deit, is nu' vergęvlich Arbeit; awer wer lang slöppt un flitig löppt, den sęg'nt Gott in 'n Slap. (F. Lüb.)

F. Allgemeines.

99. He is verkihrt ut 't Bett kam'n.
100. Du büst woll mit 't verkihrt Been toirst ut 't Bett kam'n?
101. He is mit 't linker Been toirst ut 't Bett kam'n.
102. Du heſt woll nich utslapen kręg'n? — Heſt woll nich gut slapen öwer Nacht?
103. He het sin'n recht'n Slap nich kręg'n.
104. Di hett woll niks God's drömt?
105. Nu kümmt dat Morgengebet (Schelte).
106. He drömt vun Eier un kann 't Nest nich finn. (F. Lüb.)
107. He drömt vun Ergert sin Bratball', de morg'n erst backt warrn schüllt. (Dithm.)
108. He is damit to Bett bröcht!
109. Wer bi Hunn-slöppt, sackt sik Flöhn up.
110. Swieg still, du slöppst achter!
111. Slöppst achter, büst 'n Slachter;
Slöppst vör, büst 'n Gör. (F. Lüb.)
112. He schall hüt Abend barf' to Bett.
113. Ik will to Hus, to Bett un ęten wat. (Husum.)
114. Denn lat uns as wi plegten, wat ęten un denn to Bett. (Beim Fortgehen — Itzehoe.)
115. Denn lat uns as wi plegten, irst to Bett un denn na de Knechten. (Schwansen.)
116. Wat man de erst Nacht drömt (in einem fremden Hause), dat ward wahr.
117. En Drom is 'n Drog, dat was he vorm Jahre, dat is he noch.
118. De Drom is 'n Drog un wahr is he doch.
119. De sik wohl bettet, slöppt god.
120. Wer gut slapen will, mutt sik gut betten.



Ful Hans.

„Hans, komm up, de Dag de graut!"
„Lat 'n Dag man grau'n,
Lat mi man rau'n!"
„Hans, komm up, de Vagels de singt!"
„Lat de Vagels man sing'n,
Lat mi man ling'n!"
„Hans, komm up, de Grütt is gar!"
„Is de grot Lepel ok all dar?"

Ut 'n Heidgraben. Mitdeelt von Zr.

Bitte, betreffend die ältere Mäßigkeitsbewegung in Schleswig-Holstein.

Die ältere deutsche Mäßigkeitsbewegung 1837 (und folgende Jahre) spielte auch in Schleswig-Holstein eine bedeutsame Rolle. Viel Gutes über die ältere Mäßigkeitsbewegung im allgemeinen ist in den letzten Jahren (vor allem von Martius) geschrieben, doch habe ich nirgends (abgesehen von dem netten, aber kleinen Artikel des Propsten Kier in der Kieler Festschrift 1887) den Anteil Schleswig-Holsteins an jener Arbeit gewürdigt gefunden, obgleich gerade bei uns damals Eigenartiges und Selbständiges geleistet ist.

Es ist m. E. von allgemeiner kulturgeschichtlicher Bedeutung und insonderheit für unsere Heimatkunde lehrreich, einmal eine Geschichte der älteren Mäßigkeitsbewegung in Schleswig-Holstein zusammenzustellen. Seit Jahren sammle ich Stoff dafür, kann aber nicht fertig werden ohne allseitige Hilfe.

Kanzlei- und Regierungsarchiv, Zeitungen und Kalender jener Zeit habe ich nach Kräften ausgenutzt; als ich mich aber nach den einzelnen Vereinsarchiven und -akten umzusehen begann, stieß ich immer wieder auf Lücken. Vieles ist unwiederbringlich verloren. Wichtige Berichte der Pastoren Heimreich und Volquarts, deren Einlieferung an den König das Kanzleiarchiv nachweist, sind (wie mir das dänische Reichsarchiv auf meine Ankündigung mitgeteilt hat) mit anderen Schätzen des Kabinettsarchivs beim Brande des Schlosses Christiansborg verbrannt Die sorgsame Sammlung des um die Mäßigkeitsarbeit verdienten Rektors, späteren Pastors Biernatzki ist (wie ich von seinem Sohne, unserem Pastor Biernatzki zu Hamberge, erfahre) beim Bombardement von Friedrichstadt zu Grunde gegangen. Aus einer Reihe von Orten, wo ich wegen Vereinspapiere anklopfte, ist mir angezeigt, daß kein Mensch Genaueres davon wisse, auch das Kirchen- oder Kirchspielsarchiv nichts enthalte; vieles scheint also einfach als Makulatur verschwunden zu sein.

Und doch ist gewiß noch manches vorhanden. Vom Gut Bothkamp habe ich z. B. (freilich keine Akten des alten Bothkamper, wohl aber) einen lehrreichen Bericht des Rendsburger Vereins, von Lunden (keine Vereinsverhandlungen, dagegen) Protokoll und Papiere einer für jene Zeit charakteristischen Totenkasse erhalten. Ob nicht auch Berichte und Predigten von Volquarts und Heimreich oder Schmidts Branntweindrache noch irgendwo sich finden? Und Aufzeichnungen, Akten, Protokolle, Flugschriften, Flugblätter, Satzungen, Vereinsberichte und Zeitungsausschnitte? Ich bitte herzlich alle, welche geschichtlichen Sinn haben, einmal nachzusehen und das Gefundene mir auf kurze Zeit zu leihen. Auch das, was scheinbar geringfügig ist, kann doch zu einem Baustein für das einer Arbeit unserer Väter zu widmende Ehrenmal werden.

Kiel, Knooper Weg 53. Pastor Dr. Stubbe.



Mitteilungen.

1. **Zur Molluskenfauna.** a. Dreissena polymorpha Pall. = Tichogonia Chemnitzii Rossm. Die Eckwandmuschel ist hier bisher unbekannt gewesen. Ich fand sie vorletzten Sommer im Stolper See. — b. Helix (Xerophila) ericetorum Müll. Die Heideschnirkelschnecke, welche ich bis dahin ebenfalls noch nicht gefunden und beobachtet, fand ich vor zwei Jahren massenhaft am Eisenbahndamm zwischen Wankendorf und Perdöl, am sogen. „Vierblöcken," umherkriechen. Vordem scheint sie überhaupt hier nicht existiert zu haben, da ich sie sonst wohl gefunden hätte. Diese Schnecke ist wahrscheinlich durch Beschotterung der Eisenbahn hierher gelangt. Ob sie in Schleswig-Holstein irgendwo beheimatet, ist mir leider nicht bekannt, da mir die Spezialfaunen der Herren Fack in Kiel und weil. Dr.

Kästner in Bordesholm nicht zur Hand liegen. Sollte sie aber wirklich durch Beschotterung hierher verschleppt sein, so muß sie auch bei Plön vorkommen, da von dort das Bahnmaterial nach hier gelangt. — c. Eine ganz weiße Abart von Arion empiricorum Fér. fand ich vor etwa acht Jahren am Bilsener Wohld. Nie hatte ich ein ganz weißes Exemplar gesehen, viel weniger noch geglaubt, daß es eine Arion sein könnte. Nach Clessin, Kobelt und Lehmann sollen aber diese Abnormitäten Jugendformen von Arion empiricorum sein. Ich muß aber nebenbei erwähnen, daß mein gefundenes Exemplar bereits eine Länge von 9 cm zeigte, also unmöglich ein ganz junger Arion sein konnte.

Wankendorf. Joh. Fr. Kummerfeld.

2. **Häufigkeit der Kreuzotter.** Über die Häufigkeit der Kreuzotter und deren Bekämpfung hat Herr Eschenburg in Holm bereits im Jahrgang 1895 der „Heimat" (S. 135 und 136) berichtet. Da in den letzten Jahren die Zahl dieser Reptilien im ganzen nicht ab-, sondern in manchen Gegenden zugenommen, so veranlaßt uns dies zur Erörterung der Frage: Welche Umstände mögen die Vermehrung unserer Giftschlange begünstigt haben? Tatsache ist es, daß vor 60 Jahren das Vorkommen selbst in denjenigen Feldmarken, wo jetzt über eine Kreuzotterplage geklagt wird, nicht in einem solchen Maße beobachtet worden ist, wie dies heutzutage der Fall ist. Referent war vor reichlich 60 Jahren als Knabe in seinem Heimatdorfe Padenstedt bei Neumünster mit allen Örtlichkeiten der dortigen Feldmark bekannt, und wir Jungens haben damals wohl dann und wann die unter dem Namen „Adder" im Volke bekannte Giftschlange angetroffen, aber doch nicht annähernd in solcher Menge, wie uns gegenwärtig darüber berichtet wird. Als man zur Bekämpfung der Kreuzotterplage eine Prämie von 50 Pfg. für jedes abgelieferte Exemplar zahlte, wurden aus der Gemeinde Padenstedt an den Gemeindevorsteher getötete Kreuzottern eingeliefert: 1900: 87, 1901: 293, 1902: 145, bis zum 13. Juni 1903: 97, zusammen 622, wobei zu bemerken, daß die Prämie gegenwärtig auf 25 Pfg. herabgesetzt worden ist. — Was nun die Ursachen der Häufigkeit der Otter betrifft, so darf wohl als eine derselben die heutige Bodenkultur auf den Feldmarken des holsteinischen Mittelrückens angesehen werden. Die Entwässerung vieler früher feuchter Sumpfstrecken verschaffte der Otter passende Aufenthaltsorte zur Überwinterung, denn trockene Gründe werden von ihr bevorzugt, und dort ist ihre Vermehrung eine sehr starke: man hat in einer weiblichen Kreuzotter bis zu 13 Jungen gefunden. — Das Horster Torfmoor beherbergt in den letzten Jahrzehnten viel mehr Kreuzottern, als dies früher der Fall war, und zwar hat man dies wahrgenommen, seitdem diese etwa 100 ha große Moorfläche durch einen in die Krückau bei Elmshorn mündenden Abzugsgraben (Horstgraben genannt) entwässert worden ist. Leute, welche auf dem Moor mit Stechen, Backen und Bearbeitung des Torfes sich beschäftigen, sowie Jäger und besonders deren Hunde sind der Gefahr ausgesetzt, von Kreuzottern gebissen zu werden. So hatte z. B. der Jagdaufseher P. Schmedtje in Hahnenkamp am 1. Juli 1901 das Mißgeschick, daß dort sein wertvoller Jagdhund von unserer Giftschlange in die Nase gebissen wurde und an den Folgen des Bisses sehr zu leiden hatte. Er wurde freilich, wie es schien, nach einiger Zeit völlig wiederhergestellt, ist aber im Laufe des folgenden Sommers, ungefähr ein Jahr nach dem Bisse, eines Tages, ohne daß man eine sonstige Todesursache ermitteln konnte, gestorben. — Als Hauptfeinde der Otter sind bekannt: der Bussard, der Eichelhäher, der Hausstorch, der Igel, der Iltis und der Dachs. Neulich fand man auf dem Padenstedter Felde beim Aufgraben eines Fuchsbaues im Eingange des Baues drei getötete ausgewachsene Kreuzottern; diese Tatsache scheint zu beweisen, daß unser Reineke auch gelegentlich das Otterngezücht umbringt. In diesem Falle dürfte nun also Reineke ebenfalls mit zu den Feinden der Otter zählen, welcher deshalb Schonung verdiente. — Zur Bekämpfung der Kreuzotterplage müssen wir empfehlen: 1. Schonung der Feinde der Ottern; 2. nicht zu kargen mit der Zahlung von Prämien, daher lieber wieder 50 als 25 Pfg. dafür aussetzen.

Hahnenkamp bei Horst in Holstein. J. Butenschön.

3. Auf den **früheren Waldreichtum im Lande** weist folgende Nachricht einer Chronik hin. Als nämlich 1485, nach Ostern, ein großer Teil des Südens der Stadt Flensburg durch Brand zerstört worden war, reskribierte König Johann in Übereinstimmung mit seinem Bruder Herzog Friedrich auf Gottorf „8 Tage nach Himmelfahrt" von Kopenhagen aus an „Prälaten, Ritterschaft, Mannschaft und Übersassen," welche Bauholz in ihren Wäldern haben, daß sie die Flensburger ausschließlich hauen lassen sollen, und zwar (sollen sie ihnen das Holz lassen) „vor einen rediken (billigen) Penning." Es wurde also damals — und wohl noch lange nachher — nur von hiesigem Holze gebaut, und manches alte Haus weist noch heutigestags nach dem Hofe hinaus starke eichene Ständer und Balken auf.

Flensburg. J. J. Callsen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

13. Jahrgang. № 12. Dezember 1903.

Aus den Sammlungen des Thaulow-Museums.

1. Hinrich Ringelink aus Flensburg.

Das Thaulow-Museum in Kiel hat das Verdienst, zuerst in unserer Heimat die zahlreichen prächtigen Schnitzereien, die sich derzeit unbeachtet auf den Böden, in den Kammern, ja, selbst in den Ställen der Bauern- und Bürgerhäuser fanden, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. Es lieferte so durch seine Sammlung den tatsächlichen Beweis für eine Höhe des kunstgewerblichen Könnens bei unseren Vorfahren, die alle Kenner des Kunstgewerbes überraschte. Seitdem sind in unserer Provinz eine ganze Reihe von Museen gegründet worden. Aber der Bestand des Thaulow-Museums an prächtigen Schnitzereien ist bisher noch von keinem der später gegründeten Museen erreicht worden. Um möglichst vielen unserer Landsleute die Schätze, welche das Museum aus der Vergangenheit unseres Volkes birgt, in Wort und Bild nutzbar zu machen, will die Schriftleitung dieses Blattes in dankenswerter Weise uns hin und wieder einigen Raum zur Verfügung stellen.

Aus dem Bestande des Museums möchten wir heute die Arbeiten eines der tüchtigsten Schnittker der Renaissance-Zeit, des Meisters Hinrich Ringelink aus Flensburg, näher betrachten.

Die Nachrichten über die Person Hinrich Ringelinks verdanken wir den verdienstvollen Urkundenforschungen Joh. Biernatzkis, die sich im dritten Bande der „Bau- und Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins" von Professor Dr. Haupt finden. Urkundlich nachgewiesen ist unser Meister zuerst im Jahre 1583 in Flensburg als Bildhauer in Stein, später tritt er wiederholt als Schnittker auf. Seine Arbeiten zeichnen sich durch eine fast klassische Schönheit, durch feines Ebenmaß und durch eine Harmonie der Formen aus, wie sie kein anderer Schnittker seiner Zeit in unserer Heimat erreicht. Freilich ist er nicht sehr erfindungsreich, und seine schönen Formen in Ornament und Figur wiederholen sich in leicht ermüdender Einförmigkeit, auch verleitet ihn seine technische Befähigung sowie seine Übung in der Bearbeitung des Steines dazu, bei der Behandlung des Holzes den Charakter des Materials zu übersehen. Immerhin gehören seine Werke zu dem Besten unter dem vielen Guten, das Schleswig-Holstein auf dem Gebiete der Holzplastik besitzt, und die bedeutendsten Werke des Meisters, so vor allem der herrliche Altar in der Marienkirche zu Flensburg und die in ihrem Aufbau großartige und imponierende Orgel der St. Nikolaikirche seiner Vaterstadt bekunden einen Sinn für Monumentalität, wie ihn kaum ein zweiter Künstler unserer Heimat besessen hat. Viele andere Werke seiner Hand in unseren Kirchen bezeugen seine Künstlerschaft. Namentlich

sind viele Kanzeln und Epitaphe aus seiner Werkstatt und dem Kreise seiner Schüler hervorgegangen. Dazu sind uns eine ganze Reihe von Profanarbeiten dieses Meisters bekannt.



Abendmahlsschrank von Hinrich Ringelink. Um 1600.
Besitz des Thaulow-Museums.

Dem Umfange seiner Tätigkeit entsprechend scheint es Hinrich Ringelink denn auch zu guten Vermögensverhältnissen gebracht zu haben. Im Jahre 1615 konnte er ein eigenes Haus im Marienkirchspiel zu Flensburg erwerben. 1627 verließ

er jedoch, vor den drohenden Nöten des Krieges fliehend, seine Vaterstadt und starb 1629 in Kopenhagen.

Das Thaulow-Museum besitzt in dem stattlichen fünftürigen Abendmahlsschrank (siehe Abbildung 1) die schönste der bekannten Profanarbeiten Hinrich Ringelinks. Der Abendmahlsschrank war nach Art der mittelalterlichen Schränke in eine Wandnische eingebaut, so daß nur die reichgeschnitzte Fassade in der Fläche des Zimmergetäfels sichtbar blieb. Oben verdeckte ein vorgeblendetes Gesims, unten ein zwischen den Schlittenfüßen schrägliegendes Fußbrett die Öffnung der Mauernische, in welcher der Schrank stand, während seitlich das Zimmergetäfel anschloß.



Mittelfeld des Abendmahlsschrankes von Hinrich Ringelink.

Der Schrank, dessen Höhe 2,775 m, dessen Breite 1,665 m beträgt, baut sich in 3 Geschossen auf. Das obere Geschoß hat zwei durch je eine kleinere Tür in rechteckigem Hochformat geschlossene Fächer. Die Türen trennt ein breites

Zwischenstück. Das Mittelgeschoß weist nur ein, die ganze Breite des Schrankes einnehmendes Fach auf, das durch eine Tür in rechteckigem Querformat geschlossen ist. Zwischen Mittel- und Untergeschoß sind 2 Schiebladen eingeschoben. Das Untergeschoß endlich hat wieder 2 Fächer mit je einer großen Tür in rechteckigem Hochformat. Aufbau und Einteilung, wie sie unser Schrank zeigt, sind bei uns bodenwüchsig, wir können an der Hand unseres Sammlungsbestandes die Entwickelung des geschilderten Schranktyps bis in die Zeit der Gotik zurück verfolgen. — Die stattliche reichgeschnitzte Fassade unseres Abendmahlsschrankes ist in fein abgewogenen Proportionen gegliedert, in horizontaler Richtung durch Zahnschnittleisten, in vertikaler Richtung durch prachtvolle Karyatiden, welche die Fassade in schön verteilte und in ihren Verhältnissen vorzüglich gegeneinander abgewogene Flächen zerlegen, deren Füllungen sehr gute Reliefs bilden. Die Füllung der Tür des Mittelgeschosses (siehe Abbildung 2) enthält als die auch räumlich größte Fläche das Hauptrelief, das heilige Abendmahl. Nach ihm wird der Schrank Abendmahlsschrank genannt. Die Reliefs in den Türen des Obergeschosses zeigen Christus in Gethsemane und den Verrat durch den Judaskuß. Zwischen beiden Darstellungen ist in einer flachen, durch eine Muschel abgeschlossenen Rundbogennische die Liebe (Charitas) in der typischen Auffassung als Mutter mit Kindern dargestellt. In gleichen Nischen zu beiden Seiten des Hauptreliefs im Mittelgeschoß stehen die allegorischen Figuren der Hoffnung (Spes) und des Glaubens (Fides). Die Gestalten sind lebendiger bewegt, als es sich sonst bei derartigen Figuren Ringelinks findet, und die Gewandbehandlung, welche durch die knitterige Faltengebung bei kleineren Figuren leicht unruhig wirkt, ist dem Künstler hier vortrefflich geglückt. Eigentümlich sind die trommelförmigen Sockel, auf denen die Figuren stehen. Wir finden sie in gleicher Form in allen Kanzeln unseres Meisters und den meisten Kanzeln seiner Schüler wieder. Die Relieffüllungen der unteren Türen des Schrankes endlich geben unter prächtiger Rundbogenstellung die Scenen: Christus vor Kaiphas und die Handwaschung des Pilatus, wieder. — Der ornamentale Schmuck unseres Möbels gehört den Formen der Spätrenaissance an: Rollwerkornament mit Löwen-Masken, Frauenköpfen, hängenden Shawls und Fruchtbündeln. Dazu kommen Vögel in den Füllungen der Schiebladenfächer und geflügelte Halbfiguren an den konsolartigen Stücken, welche die Schiebladen flankieren.

Eine andere sehr feine Arbeit Ringelinks besitzt das Museum in einer Truhenvorderwand. Ihre Fläche ist, wie in der Regel bei den schleswig-holsteinischen Truhen, durch Pilaster in vier Felder geteilt. Diese enthalten in Rundbogenstellungen von schönstem Ebenmaß Reliefscenen aus der Jugendgeschichte Christi: die Verkündigung, die Geburt, die Anbetung und die Darbringung im Tempel. Die Anordnung der Gruppen, die Verteilung im Raum sind ebenso gelungen wie die bildnerische Ausführung vollendet. Die Reliefs gehören zu dem Feinsten, was uns von der Hand des Künstlers bekannt ist. Die Pilaster mit den nackten weiblichen Halbfiguren wiederholen sich in gleicher Schönheit in der Truhenwand, wie wir sie im Schrank kennen lernten. Die Friesfelder oberhalb der Füllungen füllt höchst korrektes Rollwerkornament, das ein Rund mit pausbäckigem Engelskopf einschließt. In den Kanzeln des Meisters kommen solche Friesfelder häufig vor, wie denn überhaupt Wiederholungen nach Inhalt und Form in den Werken Ringelinks, wie schon erwähnt, immer wiederkehren. Es scheint nicht, daß seine Phantasie eine sehr produktive gewesen sei. Die Vorbilder zu den Reliefs fand er, wie wir es von allen schleswig-holsteinischen Schnittkern annehmen dürfen, in Holzschnitten und Kupferstichen deutscher oder niederländischer Künstler. Unsere Schnittker veränderten jedoch ihre Vorlage, der sie vollständig frei gegenüberstanden, ganz selbständig nach den gegebenen Raumverhältnissen und brachten oft

eigene und bezeichnende persönliche Züge hinein. Einer besonderen Beliebtheit erfreute sich Albrecht Dürer, der alte Nürnberger Meister, unter den Schnittkern unserer Heimat; nicht nur von seinen Zeitgenossen, sondern bis spät in das 17. Jahrhundert hinein werden seine Blätter als Vorlagen benutzt. Daß Hans Brüggemann, der Meister des berühmten Schleswiger Altars, Dürer vielfach benutzte, ist bekannt. Auch Hinrich Ringelink haben Blätter von ihm als Vorlage gedient, so bei 2 kleinen Reliefs (die gleichen Darstellungen finden sich auch in einer Schrankvorderwand des Hamburger Museums) aus einem Abendmahlsschrank, welche die Dornenkrönung und Geißelung Christi darstellen. Interessant ist es, mit den Dürerschen Vorlagen einerseits die entsprechenden Scenen aus dem Altarblatt des Schleswiger Domes von Brüggemann, andererseits die genannten Reliefs des Spätrenaissancemeisters Hinrich Ringelink zu vergleichen. Dazu fehlt es jedoch für dieses Mal an Raum, ebenso müssen wir darauf verzichten, zu beschreiben, was das Museum an vortrefflichen kirchlichen Arbeiten Hinrich Ringelinks besitzt. Doch gedenken wir darüber im nächsten Heft zu berichten.

Kiel. Dr. G. Brandt.



Titulaturen.

Von **J. Kinder** in Plön.

Ew. Hochwohlgeboren werden Sich gewiß darüber wundern, daß ich meinen heutigen Brief mit einer seit langer Zeit nicht mehr von mir gebrauchten Anrede beginne. Es geschieht das auch lediglich in der Absicht, um dieser alten verbrauchten Titulatur „Wohlgeboren" einen kurzen Nachruf zu widmen. Sie ist ja noch nicht ganz abgestorben. Wir begegnen ihr noch recht oft in Briefen und Briefaufschriften, und viele Menschen vermeinen, aus Höflichkeitsrücksichten des Wortes Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren nicht entraten zu können.

Höflichkeit ist zweifellos eine schöne Tugend, und wir müssen es als ein Glück preisen, daß den meisten Menschen der Trieb innewohnt, sich den Nächsten geneigt zu machen, ihn freundlich zu stimmen und deshalb ihm etwas Angenehmes zu sagen. Ohne diese Tugend wäre ein friedliches und fröhliches Zusammenleben nicht möglich. Wir wünschen jedem, nicht immer nur persönlich Bekannten einen „guten Tag" und eine „gute Nacht," auch gute Gesundheit, sprechen ihn an als „geehrten," ja, sogar als „sehr geehrten Herrn," und unterlassen es nicht, ihn unserer vollen und aufrichtigen Hochachtung zu versichern. Das ist zuweilen überhöflich, aber erklärlich. Weniger verständlich ist es jedoch, wenn jemand heutzutage noch mit der Anrede „Euer Wohlgeboren" oder „Hochwohlgeboren" etwas Angenehmes zu schreiben glaubt. Auszusprechen hat es schon längst niemand mehr gewagt. Und das hat seinen guten Grund.

Mit der Titulatur „Wohlgeboren" ist es ebenso gegangen wie mit vielen anderen von unseren Großvätern überlieferten Gebräuchen und Gewohnheiten. Sie hatte in früheren Zeiten eine Bedeutung und ihre volle Berechtigung. Die Enkel haben sie aber ihres Inhalts beraubt.

Als die Sitten des Volkes noch streng waren, haftete der unehelichen Geburt ein Makel an. Nicht nur die unverehelichte Mutter verlor ein großes Stück ihrer bürgerlichen Ehre, sondern auch das unehelich geborene Kind stand für seine ganze Lebenszeit um eine Stufe niedriger in der allgemeinen Wertschätzung als das eheliche. Dazu kam, daß einige Berufsarten in den Augen des Volkes für unehrlich galten. Scharfrichter, Abdecker, Land-, Gerichts- und Stadtknechte gehörten

zu den „unehrlichen Leuten“ und vererbten die Unehrlichkeit auf ihre Kinder. Alle „ehrbaren“ Handwerksämter forderten deshalb für die Aufnahme eines Lehrlings einen „genughaften“ Geburtsbrief, d. h. den Nachweis, daß der Aufzunehmende in rechter Ehe von ehrlicher Mutter geboren sei. Allen, die solchen Nachweis nicht erbringen konnten, war das Handwerk verschlossen. Erst am 6. März 1772 verfügte ein königlich dänisches Reskript, daß uneheliche Geburt kein Hindernis mehr für die Aufnahme in die Handwerksämter sein dürfe.

In den höheren Ständen verharrte man ebenso unnachsichtig in den Anforderungen bezüglich der Geburt, war hier sogar noch strenger insofern, als bei Heiraten auf die Ebenbürtigkeit der Eltern ein größeres Gewicht gelegt wurde.

Aus diesen Gründen schon war das Beiwort Wohlgeboren ein Zeugnis von tiefeinschneidender Bedeutung und die Verweigerung desselben eine schwerwiegende Beleidigung.

Zu allererst beanspruchte der Adel den Titel Wohlgeboren. In einer Urkunde aus unserer Provinz vom Jahre 1399 schon (Westph. mon. inedit. II 300) werden Ritter und Knappen „ehrliche wohlgeborne Leute und Herren“ genannt. Um dieselbe Zeit titulierte man bei uns zu Lande die regierenden Fürsten „Hochgeborne Fürsten und Herren.“

Die Entwicklung des Beamtenstandes rief dann eine große Reihe von Rangunterschieden hervor, und diesen wurden neue Titulaturen angepaßt. Der Adel verzichtete allmählich auf „Wohlgeboren,“ überließ diese Auszeichnung den höheren bürgerlichen Rangklassen, beanspruchte dafür aber „Hoch- und Wohlgeboren,“ „Hochwohlgeboren,“ „Hochgeboren.“

Auch diese Abstufungen in den Bezeichnungen hatten einen tatsächlichen Wert in den Anschauungen des Volkes. Der Magister Peter Dreier in Hadersleben konnte 1648 in einem Nachrufe, den er einem Verstorbenen gab, allerdings von seinem geistlichen Standpunkte aus sagen:

> Wohlgeboren bringt Ruhm und Ehr’,
> Wohlgelebet noch viel mehr;
> Wohlgefreiet Fried’ und Freud’,
> Wohlgestorben Seligkeit.

Das 19. Jahrhundert, das mit vielen Vorstellungen der Alten gründlich aufräumte, hat den Makel der unehelichen Geburt völlig verschwinden lassen. Unehrlich machende Berufsarten gibt es auch nicht mehr. So wurden die Titel Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren zu inhaltslosen Höflichkeitsausdrücken, deren Wert von Tag zu Tag tiefer sank.

Nur im schriftlichen Verkehr der Beamten erforderte der Kurialstil noch immer pflichtmäßige Beibehaltung und ihre genaue Klassifikation. Freilich hatte bereits im Jahre 1770 der dänische König Christian VII. aus persönlicher Abneigung gegen die Auswüchse der Titulaturen und die schwülstigen Einleitungen der amtlichen Schriftstücke die Einführung einfacher Berichtsformen angeordnet. In einer Verfügung der königlichen Rentekammer vom 4. Dezember 1770 heißt es:

„Avertissement! Nach Ihre Königl. Majestät mündlichem allerhöchsten Befehl werden zu künftiger Vermeidung der Titulaturen alle Rentekammerbriefe und Verfügungen auf Art und Weise eines scripti pro Memoria abgefasset werden, in welcher Form man auch hinwiederum alle und jede einzusendende Berichte, Erklärungen, Bedenken, Vorschläge usw. anhero gewärtiget mit der Anzeige unten: An die Königliche Rentekammer.“

In der Tat zeichnen sich die Berichte in der dänischen Verwaltung seit jenem Jahre durch eine erfreuliche Einfachheit und Schlichtheit aus.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde indes der Unterschied zwischen

Wohlgeboren und Hochwohlgeboren wiederum zur Geltung gebracht, und die vermeintliche Verkennung dieses Unterschiedes führte sogar zu Beleidigungsprozessen. Wunderliche Verwicklungen konnten entstehen. Ein Doktor der Philosophie z. B. erhielt in der Regel den Titel Wohlgeboren, dann aber, wenn er als Reserveoffizier im Manöver stand, das schmeichelhaftere Hochwohlgeboren. Die altehrwürdige Titulatur erwies sich schließlich auch hier als überlebt und unhaltbar.

Mittels der Erlasse der preußischen Minister des Innern und der Finanzen vom 20. Mai 1896 und vom 12. August 1897 sind dann im amtlichen Verkehr die Titel Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeboren endgültig abgeschafft worden.

Zwar gelten diese Verfügungen nur für den Verkehr der preußischen Beamten. Es steht jedoch zu erwarten, daß nach solchem Vorgange auch diejenigen, welche noch aus alter Gewohnheit, Bequemlichkeit oder vermeintlicher Artigkeit jener Titel sich bedienen, auf den ferneren Gebrauch verzichten werden. Der Verzicht wird um so leichter fallen, als die Anzahl unserer Berufstitulaturen in starkem Anwachsen ist.

Also heute zum letzten Male „Euer Hochwohlgeboren" in der sicheren Voraussetzung, daß Ihnen beim gänzlichen Ausbleiben dieser Titulatur nicht der Gedanke an eine capitis deminutio oder Herabsetzung kommen wird. Denn ich verbleibe darum nicht weniger Ihr ganz ergebener Kinder.



Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein.[1]

Von Regierungsbaumeister **Paul Krause** in Charlottenburg.

Die örtlichen Bedingungen, Wasser und Land, welche den Niederlanden ihr eigenartiges Gepräge verleihen, setzen sich an der deutschen Nordseeküste bis hinauf nach Dänemark fort, und so kann es nicht wundernehmen, in diesen beiden Gebieten mancherlei ähnliche Bilder in Stadt und Land zu finden. Zudem strömen von den älteren Kulturgebieten am Unterrhein dauernd Gaben der verschiedensten Art zu den schleswig-holsteinischen Küsten hinüber. Dort in den Niederlanden haben viele deutsche Kunsthandwerker ihre Ausbildung genossen. Wandfliesen, Geschirr und anderer Hausrat, ja, größere Kunstwerke, wie das Friedrichsdenkmal im Schleswiger Dom, kamen von dort herüber und dienten den daheimgebliebenen Meistern als Muster für die eigenen Arbeiten. Bereits im 12. Jahrhundert wandern Holländer ein und sichern durch Deichbauten die Marschen an der Elbe gegen die Fluten des Meeres. Eine ganze Stadt sogar erbauten die Fremden an der Westküste, wo die natürlichen Verhältnisse denen ihres Vaterlandes so ähnlich waren. Das geschah im Jahre 1621 am Eiderfluß, als der Herzog Friedrich III. von Schleswig-Gottorp holländischen Reformierten, die ihres remonstrantischen Bekenntnisses halber ausgewandert waren, hier einen neuen Wohnsitz gab. Friedrichstadt ward eine Freistatt für Anhänger der verschiedensten Glaubenslehren, und es gesellten sich bald Juden, Lutheraner, Katholiken, Quäker und Mennoniten zu den holländischen Remonstranten; von diesen, die anfangs die Mehrzahl der Einwohner ausmachten, zogen aber die wohlhabendsten bald wieder fort, nachdem ihnen in der Heimat freie Religionsübung gestattet worden war. Auch sonst hemmten vielerlei Unglück, Kriegsläufte und Sturmfluten die Blüte, welche des Herzogs Wohlwollen der Stadt versprochen hatte; zuletzt im Herbst 1850, als die Schleswig-Holsteiner ihre ver-

[1]) Entnommen aus der „Denkmalpflege" im Verlage von Wilhelm Ernst und Sohn in Berlin.

siegende Kraft an der von den Dänen besetzten Stadt verbrauchten und wohl die Hälfte aller Bauten in Asche legten.

Die Gründung erfolgte inmitten der grünen Marschen am rechten Eiderufer so nahe der Mündung, daß die Seeschiffe zur Flutzeit die Stadt erreichen konnten, und stellte Aufgaben, welche die heimatliche Kunst der Holländer, den Wasserbau, ins beste Licht setzen konnten. Die Treene, welche sich einst weiter unterhalb frei in die Eider ergoß, wurde aufgestaut und durch Schleusen und Sielbauten gegen die Willkür von Ebbe und Flut abgeschnitten. Die hierzu gegrabenen Verbindungskanäle bestimmten die Hauptlinien des Stadtplans (Abb. 1); sie sind auch heute noch mit regelmäßigen Baumreihen bepflanzt und bedingen das eigene, fremdartige Wesen, welches den Besucher in dem stillen, saubern Städtchen fesselt.

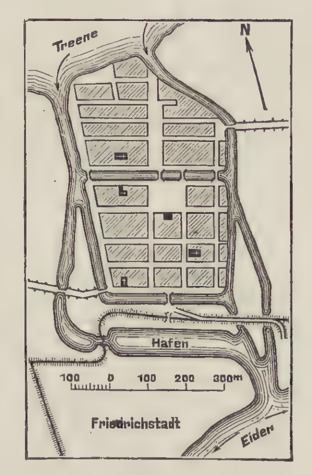


Abb. 1. Stadtplan von Friedrichstadt.

Schlimmer als der Grund und Boden haben die Bauwerke unter dem Wechsel der Zeiten gelitten. Über die Kirchen der verschiedenen Gemeinden gibt Haupts Verzeichnis der Kunstdenkmäler in Schleswig-Holstein Auskunft und erzählt uns, daß mehrere Ausstattungsstücke von den verödeten Kirchen stammen, denen draußen das Meer Dorf und Gemeinde geraubt hatte. Wohnhäuser der ersten holländischen Zeit sind nicht allzuviel erhalten. Im vergangenen Sommer wieder mußte ein schmuckloser, aber doch stattlicher und wohl erhaltener Bau am Mittelburggraben einem Neubau weichen (Abb. 2). Die Eingangstür und die zwei Fenster zur Rechten gehörten zu der geräumigen Diele; an deren Rückwand sah man durch ein Fenster in die kellerartig gelegene Küche hinab, verschiedene Treppenläufe führten in diese Küche, in das darüber gelegene Zwischengeschoß und zu den oberen Stockwerken. Aus dem Nachbarhause ist das Getäfel eines Zimmers in das Flensburger Museum gewandert. In dem sonst wesentlich veränderten Hause des Bürgermeisters befinden sich hübsche Türen in gestemmter Arbeit; an einigen andern Stellen endlich ist Wandbelag aus Delfter Fliesen erhalten: so zeigt eine aus etwa 15 Platten zusammengesetzte Darstellung einen Vogelbauer und dessen goldgelben Bewohner.[1])



Abb. 2. Vorderseite eines im Jahre 1902 abgebrochenen Hauses in Friedrichstadt.

Dasjenige Ge-

[1]) Eine Reihe von Mitteilungen verdanke ich den Herren Bürgermeister Wiese, Pastor Blickensdörffer und Dr. med. Hansen, sämtlich in Friedrichstadt.

Abb. 3. Eckhaus von 1637 in Friedrichstadt.

bäude, welches von Anfang an das reichste der Stadt gewesen sein mag, ist uns glücklicherweise erhalten: die im Besitze der Mennonitengemeinde befindliche sogen. Alte Münze (Abbild. 5). Dies Haus ward 1626 von dem Statthalter Moersbergen erbaut; dessen Tochter überließ bereits in den vierziger Jahren den Saal im hinteren Flügel den Lutheranern zur Religionsübung. Im Jahre 1652 erwarben die Mennoniten das



Abb. 4. Haustür in Friedrichstadt.

Grundstück, richteten aber erst 1708 den Kirchenraum so ein, wie er sich heute darbietet. Dieser nach Süden belegene Teil ist auf einem gewölbten Keller erbaut und enthielt nach der Überlieferung den Salon des Statthalters, wahrscheinlich aber auch die übrigen Wohnräume. Während die Wendeltreppe zu der ursprünglichen Anlage zu gehören scheint, entstammt das Predigerzimmer mit der behaglichen Fenster-

anordnung wohl dem Umbau von 1708. Im Gegensatz zu dem hinteren Flügel ist der Vorderbau arg verwahrlost. Die weiten, ohne Trennungswände durchgehenden Räume zu ebener Erde und darüber das auffallend große Tor und der Mangel jeglicher Feuerstelle lassen vermuten, daß die jetzige Verwendung zu Speicherzwecken in der ursprünglichen Absicht lag. Der fehlenden Baupflege ist es immerhin zu danken, daß verschiedene Einzelheiten, wie die Fenster, ganz ihre alte Einrichtung bewahrt haben. Die untere Fensteröffnung ist lediglich durch aufklappbare Holzläden geschlossen, während oben eine Bleiverglasung auf den schön profilierten eingemauerten Eichenholzrahmen unlösbar befestigt ist. Ungeachtet der untergeordneten Bestimmung des Vorderflügels hat die Straßenfront die reichste Ausbildung erfahren und bezeugt uns eindringlich den hohen Stand der niederländischen Kunst in jenen Tagen. Über dem Tor findet sich die bezeichnende Inschrift: omne solum forti viro patria, d. h. ein starker Mann findet überall sein Vaterland.



Abb. 5. Die Alte Münze in Friedrichstadt. (Mennonitenhaus.)

Die späteren Bauten setzen die Weise der Holländer fort; die meist schmalen Giebelfronten sind der Straße zugekehrt und von verhältnismäßig breiten Fenstern durchbrochen. Die Rahmen der Eingangstüren sowie die unteren Fenster sind bisweilen so stark, daß das Gefüge der Wand an den Fachwerkbau erinnert. Die Giebel haben getreppte Absätze, oder es ordnen sich der geraden Umrißlinie Ziegelschichten ein, welche sägeartig an die wagerechten Reihen eingreifen. Die unverputzten Mauerflächen sind belebt von zierlich geschmiedeten Ankern und vereinzelten Steinplatten, auf denen das Mähnenhaupt des niederländischen Löwen oder andere Figuren als Merkzeichen des Hauses dargestellt sind. Zu dieser Gruppe darf das in Abb. 3 dargestellte Eckhaus gerechnet werden, obgleich es noch die Jahreszahl 1637 trägt. Denn wahrscheinlich gehört nur die Diele mit der Eingangstür und den beiden anstoßenden Fenstern zum ursprünglichen Bau,

der bis vor kurzem auch in der hinteren Hälfte den für jene Zeiten eigentümlichen Keller und das niedrige Zwischengeschoß darüber bewahrt hatte. Erst später wurden dann wohl die zwei größeren Zimmer zur Rechten hinzugefügt und über dem Ganzen das erste Stockwerk und der breite Giebel der neuen Mittelachse gemäß, vielleicht unter Verwendung der alten Werksteine, errichtet.[1]) Das ursprünglich mansardenartig gebrochene Dach erhielt neuerdings bei der Höherlegung der Decke des ersten Stockwerks die jetzige gerade Form. Bei der gleichen Gelegenheit wurden die anfänglich gerade abgeschlossenen Fenster bis zu den früheren Entlastungsbögen ausgebrochen.

Die prächtige, im Rokokogeschmack geschnitzte Tür ist möglicherweise mit jenem ältern Erweiterungsbau gleichzeitig. Auch an vielen anderen Häusern sind die Eingangstüren mit besonderer Liebe hergestellt. Bei dem in Abb. 4 gegebenen einfacheren Beispiel sind die Rahmen und die geschwungenen Sprossen für die Verglasung weiß, die übrige Tür dunkelgrün gefärbt. Selbst an den nüchternen Bauten ums Jahr 1800 bekunden Verbretterungen, nach Sternmustern oder sonstwie geordnet, und Rahmhölzer, mit griechischen Schmuckformen etwas steif verziert, den guten Willen des Handwerkers. Erst die nach der Beschießung von 1850 notwendig gewordene Überzahl von Neubauten vermag unsere Teilnahme nicht zu erwecken.

Auch die ruhige und glücklichere Gegenwart, welche nach so mancher Not über die Stadt gekommen ist, wird, soweit es in unserer Voraussicht liegt, schwerlich ein Werk zustande bringen, das jenen ersten holländischen Bauten gleichkommt. Insbesondere der Erhaltung des ernst gefährdeten Mennonitenhauses, welche der besitzenden Gemeinde allein zu schwer fallen würde, sollte darum die nächste Anstrengung gelten. Die Großräumigkeit des Vorderbaues wird es sicher ermöglichen, das Vorhandene zu wahren und dennoch für eine Verwendung herzurichten, welche dem weiteren Bestande förderlicher wäre als der jetzt darin betriebene Kohlenhandel. So würde das Haus in Wahrheit ein neues Leben beginnen zur Freude der Kunstfreunde und zum Nutzen der Stadt.



Sagen und Sagenhaftes von Föhr. II.

Von **H. Philippsen** in Utersum auf Föhr.

7. Die Odderbaanki in den „Tribergem."

In den „Tribergem" (drei große Grabhügel) wohnten ehemals viele Odderbaanki, die sich durch einen langen weißen Bart auszeichneten, der Ähnlichkeit hatte mit dem herabhängenden Wurzelgeflecht der Gräser und Kräuter, die an der steilen Kante des einen, teilweise abgetragenen Hügels herabhängen, weshalb man diese Wurzelenden immer noch als Tribergems Bart bezeichnet.

8. Eine Sage von den „Tribergem."

Die Zwerge, die in großen Mengen in den Tribergem wohnten, hatten diese Hügel ganz ausgehöhlt und mit Stuben, Kellern und allem Möglichen wohnlich eingerichtet; da sie aber die Ackerbau treibenden Menschen nicht leiden konnten, so unternahmen sie des Nachts regelmäßig Streifzüge in die Umgebung, traten das Korn nieder und stahlen, was ihnen in die Hände fiel. Ganz besonders

[1]) Nach einer Mitteilung des jetzigen Besitzers, des Herrn Dr. Hansen, berichtet Mensinga, daß der vorhandene breite Giebel erst im 19. Jahrhundert aus den Teilen eines alten schmäleren zusammengesetzt ist.

hatte ein Bauer in Utersum von ihnen zu leiden; denn sie stahlen ihm all sein Stroh weg, das er in einem Strohklampen oder Diemen draußen vor dem Dorfe stehen hatte. Um den Dieben auf die Spur zu kommen, sollten die drei Söhne des Bauern nacheinander des Nachts bei dem Diemen Wache halten. Die beiden ältesten Söhne hielten sich für klug und glaubten sicher, die Diebe fassen zu können, und lachten ihren jüngsten Bruder, den sie für dumm hielten, aus, als auch er sich zum Wachehalten bereit erklärte.

Zuerst sollte der Älteste Wache halten. Er ging abends rechtzeitig hinauf nach dem Strohdiemen und setzte sich bei demselben hin und wartete geduldig der Dinge, die da kommen sollten. Allmählich aber wurde er schläfrig und schlief ein, und um Mitternacht kamen die Zwerge und holten ihr Stroh weg wie gewöhnlich, und als er endlich wach wurde, da war der Diebstahl bereits geschehen und er hatte nichts gesehen. Als er am andern Morgen heimkam und nichts zu sagen wußte, da lachte man ihn aus, ganz besonders der zweite Sohn, der jetzt daran war, Wache zu halten, und seine Sache schon besser machen wollte. Am Abend ging er hinauf nach dem Strohdiemen, um aufzupassen; aber ihm erging es gerade ebenso wie dem ersten Sohn, auch er schlief ein und merkte nichts.

Jetzt kam der dritte Sohn an die Reihe. Die beiden älteren Brüder lachten über ihn und meinten, wenn sie nicht einmal die Diebe fassen könnten, so würde ein so dummer Junge es erst recht nicht können. Doch er ließ sie lachen und ging des Abends ruhig nach dem Strohdiemen. Hier angekommen, nahm er eine Garbe, lockerte das Band etwas und kroch in die Garbe hinein, wälzte sich mit der Garbe an einen solchen Ort, daß der Dieb unbedingt diese Garbe nehmen mußte, — und harrte des Weiteren. Etwa um Mitternacht vernahm er ein allmähliches Näherkommen von zahllosen schlürfenden Tritten: die Zwerge kamen vom Tribergem, um Stroh zu stehlen. Die erste Garbe, die herausgezogen wurde, war die, worin sich der jüngste Sohn verkrochen hatte. Die starken Zwerge schleppen die Garben nach den Tribergem hinauf und in die Berge hinein und entfernen sich dann, um mehr zu holen. Kaum aber sind sie fort, so kriecht er aus seinem Strohbund heraus und sieht sich in dem Berge um. In dem Zimmer, worin er sich befand, stand ein Bett mit einer alten kranken Frau, an der Wand hing ein grünes Schwert und auf dem Tische stand ein Glas mit einem Getränk und dabei lag ein geöffnetes Buch. Bücher und Lesen waren sonst nicht Sache des jüngsten Bruders, doch wie er an den Tisch herantritt, liest er in dem Buche mit großen Buchstaben geschrieben: „Wer fünf Tropfen nimmt, der kann das Schwert haben, wer zehn nimmt, der kann damit schlagen, und wer fünfzehn nimmt, der kann damit jedermann totschlagen und niemand fragt danach!“ Kurz entschlossen gießt er sich fünfzehn Tropfen in die Hand und trinkt sie aus der Hand. Gleich nach dem Trank fühlt er schon die Wirkung, eine seltsame Kraft strömt durch seinen Körper, er nimmt das Schwert von der Wand, tritt an das Bett und erschlägt die alte Frau. Gleich darauf kommen auch die Zwerge mit neuem Stroh; doch jeder, der in den Berg tritt, wird mit dem Schwert erschlagen, so daß bald alle Zwerge tot sind.

Als er jetzt durch die Zimmer des Hügels geht, um alle Schätze zu besehen, kommt er endlich auch in den Keller hinab. Hier erblickte er zehn feurige Rappen mit prächtigem Goldgeschirr, die vor Mut auf den Boden stampften und freudig wieherten, wohl in der Meinung, daß ihnen die Zwerge Futter bringen würden. Da er mit Pferden trefflich umzugehen wußte, so führte er sie aus dem Hügel und brachte sie nach Hause, wo sich seine Brüder nicht genug wundern konnten, was er für ein Glück gehabt hatte, und ihn um den Ruhm und die Beute beneideten.

Bald darauf kam der König von Dänemark nach Föhr, und in Nieblum sollte großes Ringreiten stattfinden, zu welchem der König für den besten Reiter und Sieger als ersten Preis einen großen Bauernhof ausgesetzt hatte. Jeder der beiden ältesten Brüder glaubte sicher, den ersten Preis zu bekommen, und es war ihnen garnicht recht, daß auch der jüngste mitreiten wollte, über den man doch nur lachen würde. Als nun das Ringreiten begann, hatte niemand ein so schönes Pferd wie der jüngste Sohn und konnte niemand so schön reiten und sein Pferd so tummeln wie er, daß selbst der König sich über seine Reitkünste verwunderte. Natürlich wurde er Sieger, und der König schenkte ihm das Bauerngut. Mit seinen Pferden konnte er sein Gut tüchtig bearbeiten, und er verstand sich darauf; seine Brüder lachten zwar über seine Dummheit, doch er machte sich nichts daraus, war er doch nicht mehr bei ihnen, und es ging ihm wohl bis an sein Ende.

9. Ein Wechselbalg.

An einem heißen Sommertage ging eine junge Witwe mit ihrem Kinde aufs Feld, um mit der Sichel ihr Korn abzuschneiden. Als sie einige Garben geschnitten hatte, stellte sie diese zu einem Dache zusammen, stillte nochmals ihr Kindlein und legte es zum Schlafen unter das Garbendach. Von ihrer Arbeit lugte sie von Zeit zu Zeit hinüber nach ihrem Kinde, das sanft und wohl schlief. Da nun die Witwe mit ihrer Arbeit gerne fertig werden möchte, so ließ sie sich von der Hitze nicht abhalten, arbeitete nur um so eifriger, zumal ein Gewitter heraufzuziehen drohte. Endlich war der letzte Halm gefallen, und schnell eilte sie nach ihrem Kinde, um noch vor dem Regen ihr Haus zu erreichen. Aber ach! als sie ihr Kind aufheben wollte, lag noch ein Kind mehr da, das dem andern so ähnlich war, daß sie ihr eigenes nicht erkennen konnte. Die ratlose Frau nahm beide Kinder mit; da sie aber beide nicht stillen konnte, so fragte sie ihre Nachbarin, eine alte Frau, um Rat. Diese sagte: „Gehe nach Hause und nimm den größten Besen, den du hast, nimm ihn aber umgekehrt, den Stiel nach unten, und fege auf diese Art gehörig in der Stube umher und merke dir genau, welches Kind dann sprechen wird; denn dieses ist das Odderbaanki!“ Die Mutter tat, wie ihr geheißen, und fegte mit dem Stiel des Besens, und es dauerte nicht lange, so fing das eine Kind an, laut zu lachen, und sagte: „Nü san ick al tri en trinjtig Juar ual, man so wat haak noch nimmer iar belewet!“ (Jetzt bin ich schon dreiunddreißig Jahre alt, aber solches habe ich noch nie erlebt.) Rasch nahm jetzt die Frau das Odderbaanki auf den Arm und trug es dahin, wo sie es gefunden hatte.[1])

Aus Hohenwestedt vor 100 Jahren.

Mitgeteilt von **D. Breiholz** in Bargfeld bei Innien.

„Zurückerinnerungen des 1808ten Jahres, gemischten Inhalts,“ so nennt Johann Heinrich Schulze, der damals Hauptpastor in Hohenwestedt war, ein 95 Seiten umfassendes Büchlein, das zu Anfang des Jahres 1809 geschrieben ist und eine Fülle von interessanten Mitteilungen enthält. Die ersten 25 Seiten

---

[1]) Sagen von Wechselbälgen kommen recht häufig vor, sind aber wenig von vorstehender Sage verschieden. Manchmal hört man erzählen, die Mutter ging mit ihrem Kinde ins Heu, öfters aber, daß sie Korn schnitt. Auch die Worte des Odderbaanki werden verschieden erzählt; so hört man: „Ich bin jetzt so alt als die Welt, aber solches habe ich noch nie erlebt!“ Oder: „So hat meine Mutter nie gefegt!“

bringen eine „Casualrede am Neujahrstage 1809.“ Danach folgt „eine kurze Übersicht vom Kirchdorfe Hohenwestedt, und von den Belästigungen und Drangsalen desselben, der durchmarschierenden Truppen halber.“ Ferner bringt es eingehende „Bemerkungen über das Einquartierungswesen,“ sodann „die Einquartierung selbst im Pastorate“ und schließlich „Vermischtes.“

Der Verfasser ist ein Mann mit scharfem Blick für Menschen und menschliche Verhältnisse, er hat ein klares Urteil und führt eine freimütige Sprache. Seinen interessanten „Zurückerinnerungen“ entnehmen wir zunächst einige statistische Angaben über Hohenwestedt:

„Das Kirchdorf Hohenwestedt liegt in der Mitte zwischen Itzehoe und Rendsburg; von jenem Orte ist es 3 kleine, und von diesem 3 starke Meilen entfernt. In Remmels, eine Viertelmeile etwa von hier auf dem Wege nach Rendsburg, ist die Poststation. Als diese erst eingerichtet wurde, hätten die Hohenwestedter sie in ihrem Kirchdorfe haben können. Schade, daß sie, uneinig unter sich, diesen schönen fetten Vogel fliegen ließen! Im Jahre 1616, heißt es im alten Kirchenbuche, ist am Tage St. Jürgen die Kirche samt dem Turm, Glocken, Taufe, Orgel, Altar und allen Ornamenten abgebrannt und in den folgenden Jahren wieder restaurieret worden. In der damaligen Zeit der Not ist das Witwenhaus beim Pastorat mit Konsens des Herrn Amtmanns und des Herrn Propsten für 200 Reichstaler (dänische) verkauft, und die Kirche durch aller Kirchspiele und andrer guten Leute, auch des eigenen Kirchspiels Zulage im Jahre 1620 wieder fertig geworden. Diese wieder hergestellte Kirche brannte 152 Jahre später wieder ab, nämlich im Jahre 1768, den 14. März. Es kam nach Angabe des neuen Kirchenbuchs vormittags bald nach 9 Uhr bei einem ganz außerordentlichen Sturm aus Nordwesten bei einem Grobschmied Jürgen Borstel, der ganz unten in Hohenwestedt weit von der Kirche wohnte, plötzlich Feuer aus, das durch Unvorsichtigkeit der Magd verursacht sein soll. In einer guten Viertelstunde stand die Kirche nebst dem Totenhause, 67 Wohnhäuser, unter welchen sich auch das Pastorat-, Diakonat- und Organistenhaus, wie auch die königliche Vogtei befanden, und 24 Nebengebäude, also im ganzen 92 Gebäude in vollem Feuer, welche auch sämtlich etwa in 1½ Stunden völlig niedergebrannt waren. An Stelle der alten ist nun eine neue schöne Kirche vom Grund aus wieder aufgebaut und den 1. Nov. 1770 feierlich eingeweiht worden. Die vier Kirchenhölzungen, die damals von Bedeutung waren und jetzt nicht von Belang sind, wurden bei dieser traurigen Gelegenheit scharf angegriffen und mitgenommen. Die Kosten des ganzen Kirchenbaues wurden angegeben zu 40961 Reichstaler 7½ Schilling“.

„An der Kirche stehen zwei Prediger und ein Organist, der zugleich Schreib- und Rechenmeister und Küster ist. Er steht der einen Schule, die hier ist, vor. Unter den übrigen Eingesessenen ist noch zu bemerken: ein Hausvogt, ein Kirchspielvogt; der Branddirektor, der hier sonst zu wohnen pflegt, hält sich derzeit noch in Rendsburg auf. Sonst sind hier noch drei Bauervögte, wegen dreier Gerichtsbarkeiten, nämlich: der Königliche, der Dragische und der Klösterlich-Itzehöische, eine Hebamme, ein Scharfrichter; aber leider! kein Arzt, der eben so sehr gewünscht wird, als er nötig ist. Er würde hier, mit einem angemessenen Gehalt von Beikommenden versehen, schon sein Auskommen finden, da Hohenwestedt von oben benannten Städten weit entfernt und auch mitten im Amte liegt. Möchten wir doch bald einen wackeren und geschickten Distrikts-Chirurgen kriegen!!!“

In einer Anmerkung sagt der Verfasser: „Zwei Prediger finden hier nur ein kümmerliches Auskommen, und da es einer, ohne daß der Dienst darunter leidet, ordentlich bestreiten kann, so dürfte es so unrätlich nicht sein, daß bei eintretender Vakanz, wie in anderen Orten, z. B. Neustadt und Tönningen geschehen

ist, dem Kirchspiel das Alternativ vorgelegt würde: entweder dotiert beide Predigerstellen so, daß ihre Inhaber anständig und ohne Nahrungssorgen leben können, oder tut auch Verzicht auf eine. Im Durchschnitt werden hier im Jahre kopuliert 24 Paar; es wurden geboren 94 und es starben 79. Also ist die Volkszahl sehr im Steigen begriffen".

Über Hohenwestedt vor 100 Jahren erfahren wir noch weiter: „An Krämern, Handwerkern und anderen Gewerbetreibenden, wie auch an Krügen, fehlts hier nicht. Das Dorf steckt voll davon, und es ist viel Verkehr, Leben und Tätigkeit, wie auch Wohlstand darin. Die Landmasse beim Kirchdorf ist unbedeutend, auch sind leider weder Holzteile noch Torfmoore bei demselben vorhanden. Die Feuerung muß käuflich von den Dörfern herbeigeschafft werden. Ein hiesiger Hufner macht ungefähr einen Viertelhufner gegen den auf den Dörfern aus, welche außer dem Kirchdorfe liegen. Beträgt die Fläche der gesamten Hufe auf den Dörfern 100 Tonnen, so darf der Hufner im Kirchdorfe nur auf ungefähr 25 Tonnen rechnen. Diese Hufenungleichheit rührt vermutlich daher, weil bei der Aufteilung und Einkoppelung der Ländereien die Portionen so klein zugeschnitten werden mußten, der vielen sogenannten kleinen Leute halber, die teil daran nahmen. Es ergibt sich daraus, daß es hier nicht an Kätnern, die Professionisten sind, fehlen könne. Sie sind Land- und Handwerksleute zugleich. Übrigens sind im Kirchdorfe 100 und etliche Häuser nebst einigen Scheunen, und ungefähr 680 Einwohner vorhanden."

Diesem Abschnitt fügt der Verfasser zwei interessante Fußnoten hinzu: 1. „Genau wissen die Bauern es selbst nicht, wieviel Flächeninhalt ihre Hufe haben, und den im Kirchdorfe wohnenden Bauern und Gewerbetreibenden gehts ebenso. Sie raten es nur so zusammen".

2. „Gerne hätte ich hier mehrere statische Nachrichten mitteilen mögen; es ist aber nicht so leicht, dazu zu kommen. Hält man Nachfrage, so glaubt man Wunder, was dahinter steckt, und hält mit unschuldigen Nachrichten zurück, die doch zur Vermehrung der so nötigen und interessanten Landeskunde beitragen könnten. Mehr als einmal habe ich das schon erfahren".

„In diesem Dorfe", so erzählt Pastor Schulze weiter, „ist es nun im vorigen Jahre 1808 sehr lebhaft und oft gepfropft voll gewesen. Kein Wunder! Denn wenn auch gleich bei den ersten starken Durchmärschen der fremden Truppen die Anzahl derselben in Itzehoe geteilt, und von da die eine Hälfte, wie man sagte — audita refero — über Nortorf und die andere über Hohenwestedt nach Rendsburg geschickt wurde, so mußte es hier doch immer schon von Truppen wimmeln, so daß man oft kaum wußte mit denselben zu bleiben. Ohne Beihülfe der Dörfer wäre es freilich (besonders in betreff der Reiterei) nicht möglich gewesen, wenn sie nicht wie Heringe gleichsam zusammengepackt werden sollten. Angenommen nun, die Stadt Itzehoe hatte 3000 Mann; 1500 bekam Nortorf und eben soviel Hohenwestedt davon: so konnte Itzehoe sehr leicht mit denselben fertig werden, denn es hat nach dem Brandkatastro 700 Häuser (und reichlich 6000 Einwohner) in seinen 5 verschiedenen Gerichtsbarkeiten. Aber hier kniff es, da unser Kirchdorf nur 100 und etliche Häuser hat und auch im Verhältnis einen viel schwereren Stand für die ihm zugefallene Anzahl von 1500 Mann hatte, als Itzehoe für 3000. Es galt um so mehr darum, da auch gerade die beiden dem Kirchdorfe am nächsten liegenden Dörfer Vaasbüttel und Glüsing nur klein sind und ihm nicht viele Mannschaft abnehmen konnten, und überdies die Unbequemlichkeit bekannt ist, die es hat, Truppen auf weit entlegene Dörfer zu verlegen. Daher wurden wir denn auch reichlich bedacht, und hatten, wie bekannt genug ist, viele Belästigungen und Drangsale auszustehen. Späterhin unterblieb diese Truppen-Abteilung in Itzehoe, und was da ankam, wurde uns immer zugeschickt. Da fehlte es uns nun nicht an

guten Freunden. Aber außer den angemeldeten Truppen kamen auch noch immer unangemeldete an, bald Offiziers, bald Employés, bald Gemeine. Dieser zufällige Zufluß, der sich jenen noch hinzugesellte, trieb uns sehr oft in die Enge und vergrößerte die Verlegenheit ungemein. Denn diese Reisenden trafen hier oft, und fast täglich, in Menge zusammen, kamen teils von Itzehoe, teils von Rendsburg, und gingen weiter. Oft übernachteten sie, wenn sie auch gleich des Vormittags schon ankamen; oft blieben sie nur zum Speisen auf einige Stunden, und oft wechselten sie nur eilends die Pferde. Das Dorf war immer, Tag und Nacht, mit Wagen besetzt, die auf ihre Passagiere warteten, und im Hause, wie außer demselben, war das Gewühl immer sehr rege. Diese Unruhe und Belästigung hielt auch lange, und zwar vom Frühling bis in den Herbst hinein, an. Immer ging es hin und her. Eine gewisse Anzahl von Rüstwagen machte es ebenso, wie denn auch viele Wagen, teils mit Salz, teils mit Wein beladen, eine Zeitlang von Hamburg nach Rendsburg und so weiter gingen. -- Was Wunder also, wenn das kleine Kirchdorf Hohenwestedt, das so viel abzuhalten hatte, die Last der gebieterischen Zeit fühlte und seine Kräfte schwächte und zusetzte. Aufmerksam darauf fanden daher der Herr Kammerherr von Schlanbusch, Großkreuz des Dannebrog-Ordens, sich bewogen, im benachbarten Kirchspiel Schenefeld, das von diesen Belästigungen frei geblieben war, einen Geldbeitrag, beinahe 500 Reichstaler betragend, zu veranlassen und zwei Drittel davon dem bedrängtesten Teile der Hohenwestedter und den Rest den der Nortorfer Gegend als Geschenk zufließen zu lassen. Diese Gabe, die zu rechter Zeit kam, wird immer in freundlichem Andenken bleiben".

Aus den recht eingehenden und treffenden „Bemerkungen über das Einquartierungswesen" ist besonders interessant der Passus: „Sind gewisse Gewerbsstände nicht stärker als andere zu belegen?" Unser Schriftsteller bemerkt dazu wörtlich folgendes: „Wenn Hunderte und Tausende bei ungünstigen Zeitumständen verlieren, so sind immer einige, die gewinnen, und oftmals von diesen drückenden Umständen, gerade ihres Nahrungsbetriebes halber, einen starken und beträchtlichen Gewinn ziehen. Sie gewinnen und mögen immerhin ansehnlich gewinnen, da sie auch ihre Zeit, ihre Kraft und Ruhe dafür opfern müssen; aber eben diese Zunahme an Kraft, die sich nicht nur so schnell vermehrt, sondern auch so stark gegen den Abgang der Kräfte anderer absticht, gibt auch Ansprüche, daß sie, die vom Zeitlauf so Begünstigten, eben nicht alle ihre Kraft wieder zusetzen (denn wofür arbeiten sie sonst?), doch einen billigen Teil derselben den öffentlichen Lasten wieder zu gute kommen lassen, kurz, stärker, als andere, die bei Entbehrung ihrer Vorteile in den Rückstand kommen, mit Einquartierung belegt werden sollen. Und gesetzt, es fehlte ihnen wirklich an Raum in der Herberge, so könnten sie doch zu den Kosten anderer herangezogen werden. Ja; die Billigkeit spricht auch für die stärkere Belegung der gewinnenden Klassen, die ein jeder kennt, so laut, daß schon mehrere Verordnungen ihren Ausspruch darüber getan haben". (Hier werden nun ein paar Verordnungen der Königl. Preußischen Kriegs- und Domänenkammer über die Grundsätze der Einquartierung vom 20. Oktober 1806 angeführt, nach welchen Bäcker, Gastwirte, Metzger, Wein-, Branntwein- und Spezereihändler stärker belegt werden sollen als andere Einwohner).

Um dem Leser ein anschauliches Bild davon zu geben, in welch umfangreichem Maße Hohenwestedt im Jahre 1808 mit Einquartierung belastet worden ist, gibt der Verfasser eine „Übersicht über die Einquartierung im Pastorat zu Hohenwestedt im Jahre 1808". Aus derselben geht hervor, daß der Ort in der Zeit vom März bis in den Dezember stets gedrängt voll war von Militär, das fortgesetzt, wohl gar täglich ausgewechselt wurde. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, und nie kam der Ort zur Ruhe. In der Zeit vom 10. März bis zum 16. Dez.

waren im Pastorat einquartiert 132 Offiziere (französische, holländische und dänische), 17 Offiziersdamen mit 10 Kindern und 8 weiblichen Dienstboten, außerdem noch 139 männliche Bediente bezw. Soldaten, also in 10 Monaten 306 Personen.

In gleicher Weise wie das Pastorat und meist noch mit viel mehr Mannschaften sind auch die anderen Häuser des Ortes belegt worden. Von Anfang März bis gegen Weihnachten hin wars in dem Orte ein einziges großes militärisches Treiben..

Als Nachtrag berichtet der Autor eine ganze Reihe von Erlebnissen und Kuriosa aus jener Zeit, von denen wir die nachfolgenden wiedergeben:

1. „Unter allen meinen so häufigen und vornehmen Gästen ist Se. Durchlaucht der Herzog von Ahrenberg, Napoleons Anverwandter, der vornehmste gewesen. Mit einem schwarzen Leibrock bekleidet, eilte ich, die herzogliche Kutsche daher rasseln hörend, an die Pforte, und nun eben da, gehen mir zwei Offiziere vorbei, wovon der eine im munteren Tone zu mir sagte: „Gut'n Tag, Pastor!" Immer meine Augen nach der Kutsche, machte ich ihnen meine Verbeugung, doch aber nicht bis zur Erde: Mit Euch beiden, dachte ich, kommts heute so genau nicht an. Es kommt noch anders, der Herzog kommt! Aber — es war der Herzog selbst, der diese Worte zu mir gesprochen hatte. Ich zurück und bemerkte bei meiner untertänigsten Devotion, die ich nachholte, daß ich Se. Durchlaucht verfehlt hätte. Er lachte. Mein Haus war gepfropft voll, und tönte überall wie vor freudiger Unruhe, so auch von französischer Lustigkeit, die immer unverlegen ist, Stunden in Augenblicke zu verkürzen. Die frugale Tafel — nicht mehr als sechs Schüsseln, die mein gutes Weib in der Eile für ihren fürstlichen Gast besorgt hatte, — tat der munteren und geselligen Laune nicht den mindesten Abbruch, sie ersetzte vielmehr reichlich den Mangel derselben. Nachdem sie aufgehoben und Kaffee getrunken war, gings zum Garten. Und wie könnte ich als Wirt in meiner Klause zurückbleiben? Hatte doch noch eben ein Offizier darüber gelacht, daß sein Wirt sich vor ihm verkröche! Besser, meinte er, wäre es doch auf dem Platze als im Mauseloche. Der Meinung garnicht abgetan, folgte ich, zwar schon das fünfzigste um ein paar Jahre hinterm Rücken, doch noch garnicht verfroren, rasch dem raschen und glänzenden Zuge. Aber wo ist, sagte ich zu mir selbst, der so lebhafte und vernehmbare Adjutant? Ja, und dieser flinke Gast saß schon oben auf einem hohen Apfelbaum und kündigte den feisten und rotbäckigen Anhängern desselben einen scharfen Krieg an. Ach, sie fielen, diese festen und treuen Anhänger meines Freundes, doch, zu meiner Freude, nur nach einer starken und ehrenvollen Gegenwehr, erbärmlich zu Boden! Aber an Begnadigung war noch für sie nicht zu denken: sie wurden, unbarmherzig genug, noch aufs neue wieder ins Treffen geführt; man faßte sie beim Zopf, man warf sie, diese schon schwergefallenen und verwundeten „Krieger" (so werden diese Äpfel hier genannt) in die Höhe, und der Herzog, sehr geschickt und scharf im Treffen, stand schon, den schönen und blanken Säbel in der Hand, bereit, sie im Fallen nicht, wie man spricht, zusammenzusäbeln, sondern, wie ich sah, sie auseinanderzusäbeln. Und nun erst wurde, nach einem kurzen Waffenstillstand, völliger Friede. Der Feldzug war geendigt, und man ging hohen und frohen Mutes wieder ins Haus und beehrte für den Saal die tägliche Wohnstube mit dem Besuch. Nie war eine so vornehme und erhabene Gesellschaft darin zusammengewesen. Man besah kleine Kupferstiche, durchlief die an der Wand hängenden, in Rähme eingefaßten und mit Glas versehenen Landkarten von Schleswig und Holstein, schäkerte, trillerte und spielte das Klavier, auch: Allons enfants de la patrie, und das bekannte Lied, von Mars' braven Söhnen brav gespielt und mitunter auch gesungen, fiel so heroisch und volltönend ins Ohr, daß mein kleiner dreijähriger Bube, der sich überaus wohl auf dem

Schoße des Herzogs befand und in dem einen Augenblick nach der kriegerischen Musik horchte und in dem andern bei dem Säbel Sr. Durchlaucht fingerierte, beinahe Soldat darüber geworden wäre. Doch wer kann stundenlang auf einer Stelle bleiben? Es ging also wieder zum Saale, wo sich bald ein kleiner Bursche einfand: „Ek schall gröten von mien Vadder, dar wehrn de beiden Vijoln." (Der Bursche war der Sohn eines hiesigen Schusters und Musikers, bei dem der Adjutant sie hatte bestellen lassen. Als er sie am andern Morgen wieder abholte, wurde er reichlich beschenkt.) „Prächtig," erwiderte der Adjutant, „du bist ein braver Junge!" Und nun nahm er die eine und ein anderer Offizier die andere, und das Konzert, bisweilen durch einen Tanz ohne Damen (die man jedoch ebenso komisch als künstlich zu ersetzen wußte) unterbrochen, fing gleich munter und freudig an. Kurz, dieser fürstlichen Einquartierung, die auf keiner Seite vom ersten bis zum letzten durch einen Mißlaut gestört wurde, werde ich mich noch oft mit Vergnügen erinnern und dabei den so freundlichen und humanen Herrn Obersten, Baron von Scheel, nicht vergessen."

2. „Der Einsperrungsort für die spanischen Kriegsgefangenen war bald eine Scheune und, waren ihrer viele, dazu ein naheliegendes benachbartes Haus, bald die Kirche. Die in jenem Hause eingesperrt waren, 40 an der Zahl, bekamen einst, vermutlich vom Übermaß des Branntweins erhitzt, den tollen Einfall, ihre französische Wache übern Haufen zu werfen. Aber diese Wache hatte offene Augen und bemerkte bald, was sie im Schilde führten, und so eilte auch schon gleich die Lärmtrommel durchs Dorf, und bei den Soldaten war aus dem Bette kommen und auf dem Platze sein eins: so schnell eilten, flogen sie dahin. Der Erfolg war, daß diese Unruhstifter noch zur Kirche abgeführt wurden. — Die Kirche war auch schon oft dazu gebraucht, und zwar zuerst, als die gefangenen Offiziere kamen. Wohlversehen mit Stroh und Betten, hielten sie ihr Nachtlager darin, und konnten noch immer bequem ruhen. Allein einer dieser Offiziere wollte nicht, wollte gern auf die noch vorhandene Bequemlichkeit Verzicht tun, konnte er nur einst (si diis placet) dafür in seinem Vaterlande von seinem Nachtlager auf einer ketzerischen Kanzel erzählen und damit ein wenig unterhalten und bramarbassieren. Er ließ sich also sein Bett daselbst zurechtmachen, so kümmerlich er sich da auch behelfen mußte. Doch dieses Späßchen, da er's nicht besser haben wollte, war ihm gerne zu gönnen. Aber empörend war es, daß die gemeinen Gefangenen, die bald in geringerer, bald in stärkerer Anzahl in der Kirche verwahrt wurden, daß sie vorzüglich jenen Ort, auf den sie vom Altar so leicht steigen konnten, — horribile est dictu! — zu ihrer gemeinschaftlichen Commodité machten. Hier lasse und muß ich die Feder fallen lassen." —

Der Kirchhof war der Bewirtungsplatz, die offene Tafel, für die gemeinen Kriegsgefangenen. Die grünen aufgeworfenen Totenhügel gaben zuweilen den Tisch, doch die meiste Zeit die Rücklehne für sie beim Essen ab. Sie saßen truppweise auseinander. Hier 6, dort 17, auch wohl 30 bis 40 Mann und darüber zusammen. Müde und hungrig von der Reise, ließen sie sich ihre Suppe, und besonders die Kartoffeln, und ihren Schnaps wohl schmecken und steckten bedächtlich die Überbleibsel ihrer offenen, mit vielen Zuschauern umringten Tafel bei sich, daß sie ihnen noch sehr zu gute kommen könnten. Ihre Kleider waren zum teil schon sehr abgenutzt, und einige, keine Schuhe und keine Strümpfe mehr an den Füßen, froren, daß ihnen die Glieder zitterten. So schlecht an den Füßen versehen, wateten diese Kinder des Südens zuweilen bei kalter Witterung in tiefem Kot im Norden barfuß durch und erregten und fanden auch hier und da Mitleid guter, teilnehmender Menschen."

3. „Als die spanischen Truppen hier ankamen, dachte ich, da wirst du als Augen-

zeuge von der so berüchtigten spanischen Grandesse mitsprechen können. Allein ich habe nie die mindeste Spur davon entdecken können, obschon ich doch viele vornehme Personen, viele Obersten, zwei Generale, den Brigade-General Montes, den Divisions-General Kindelan und einen ganzen Schwarm von Damen im Quartier gehabt und sie scharf ins Auge gefaßt habe. Vielmehr fand ich gerade das Gegenteil, fand sie alle gesprächig, offen, entgegenkommend, bescheiden, mäßig, dankbar, also mit lauter solchen Eigenschaften versehen, die sich nicht wohl mit der höfischen, zeremoniellen Leer- und Steifheit vertragen. Wie ich ihnen dieses, bin ich ihnen auch jenes Lob schuldig, daß sie, anderen wackeren und rechtlichen Leuten gleich, gerne ihre Zeche bezahlten. Eine Ausnahme machte nur eine Kapitänin, soviel ich mich entsinne. Auf mein: Pardonnez, Madame, il faut, que vous payez encore l'écot! reichte sie mir freundlich die Hand und sagte wiederholt: Ricke, Patron, gratias! Ricke, Patron, gratias! So brachte dieses weiße und schlanke Wesen die Rechnung zum Abschluß und knixete und trippelte darauf von dannen."

Schlußbemerkung: In den vorstehenden Ausführungen hat der Autor des eingangs erwähnten Buches stets selbst das Wort gehabt. Über das Hohenwestedt von heute sei noch hinzugefügt: Hohenwestedt ist unstreitig eines der hübschesten Kirchdörfer Schleswig-Holsteins und hat reichlich 2000 Einwohner. Die breiten, geräumigen Straßen mit ihren prachtvollen Alleen, sowie die hohe, freundliche Lage mit ihrem großartigen Panorama wirken überraschend auf jeden Fremden. Vornehmste Beachtung und Bewunderung findet bei allen Besuchern das wohl einzig in seiner Art vorhandene Muschelhaus. Durch die blühende landwirtschaftliche Lehranstalt ist Hohenwestedt weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus bekannt. Seine Lage im Knotenpunkt zweier Chausseen und zweier Eisenbahnen zugleich bedingt ein reges Verkehrsleben.



Bettelreime. I.

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Kinken Jöses, giff mi wat
Ut din Schapp un in min Fatt!
Kriegen alle lüttjen Kinner wat,
Ik ok wat?
Niebüll. (Carstensen in Achtrup.)

2. Lieber Jesus, giff mi wat
In min Fatt,
So will ich beten Tag und Nacht.
(Carstensen in Achtrup.)

3. Vor Jahren war es Sitte, daß zum Weihnachtsfest drei Männer, die über ihrem Anzug ein weißes, leinenes Hemd anzogen, von Haus zu Haus gingen. Sie trugen an einem langen, mit weißem Papier beklebten Stabe einen Stern, an jeder Spitze des Sterns hing eine Glocke, und in der Mitte war ein Licht befestigt, das abends als Laterne benutzt wurde. Während sie den Stern herumdrehten, sangen sie folgendes Lied:
Sterne, ach Sterne, du darfst nich stahn,
Du mußt mit mi na Bethlehem gahn,
Na Bethlehem, in Davids Stadt,
Wo Maria mit ihrem Kindlein lag,
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschlossen hat.
Wir wünschen dem Hausherrn einen vollen Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte ein Gläschen Wein,
Dabei kann der Herr wohl lustig sein.
(Das soll des Herrn Schlaftrunk sein.)
Wir wünschen der Jungfrau ein frohes neues Jahr
Und einen Herzliebsten zum nächsten Jahr.
Wir wünschen dem Junggesellen ein frohes neues Jahr,
Eine Reise um die Welt,
Einen Beutel voll Geld,
Ein hübsches Mädel sei dein,
Dazu eine Flasche Wein.
Dieses sollen die drei Weisen aus dem Morgenlande sein.
(Suck in Oldesloe.)
(Vergl. „Heimat" 1892, S. 267 u. 268.)

4. Es kamen drei Weisen aus dem Morgenland,
Sie kamen wohl vor Herodes sein Haus,
Herodes der schaute zum Fenster hinaus

Und sprach mit falschem (forschendem) Sinn:
„Wo wollt ihr drei Weisen denn hin?"
Sie sprachen: Nach Bethlehem im jüdischen Land,
Das unserm Herrn Christus recht wohlbekannt.
Und wünschen dem Sohn ein gesatteltes Pferd,
Von beiden Seiten Pistolen und Schwert,
Und wünschen der Magd einen goldenen Kamm,
Zum künftigen Fest einen Freiersmann.
Bramstedt (Ehlers).

5. Nijahr, Nijahr!
Sünd de Brotball (Apfelkuchen) noch nich gar?
Sünd se man 'n bitten kleen,
Nehmt wi twee för een.
Sünd se 'n bitten fett,
Smeckt se ok ganz nett.
(Suck in Oldesloe.)

6. Prost Neejahr! wünsch ik ok!
En Oldjahrsmann vun süßtig
Köm an in'n Düstern an,
He fung wull an to grabbeln
Vun ünn'n bet bab'n an.
Prost Neejahr! wünsch ik ok!
Se hebt so vęlmal schaten
In'n Süd'n, West un Nord.
Kumm, min Gret'n,
Lat uns geet'n,
Denn dat Leed segt ümmer wahr,
Wat vör'n Lęwen ward dat gęwen!
Wünsch ok di dat nee Johr
Ponsbę (Pundsbęrn?) un Granaten!
Se hebt so vęlmal schaten
In Süd'n un West un Nord.
Bramstedt (Ehlers).

7. Lieschen, kiek mal ut de Luk,
Buten is dat düster!
Alle Lampen sünd utpußt
Mit 'n grot'n Püster.
Morg'n is dat Sünndag,
Slacht min Vadder den Bock,
Fangt min Mudder dat Danzen an,
Wat wackelt ehr de Rock.
Bur ritt na Hawermann,
Gęf min Peer Kaff,
Wenn se dat nich dręgen künnt,
Smit ik di mal af!
Ha, ha, ha!
Kötsch is weller da!
Kötsch de sitt up 'n Kökendisch,
Weet nich, dat hüt Neejahr is!
Bramstedt (Ehlers).



Plattdeutsche Rätsel.

Gesammelt von **Jul. Prange** in Ellerbek.

Die nachstehenden Rätsel, aus dem östlichen Holstein, aus Stormarn und Lauenburg gesammelt, sind als Nachtrag der plattdeutschen Rätselsammlung, welche von G. F. Meyer in Kiel im Oktoberheft veröffentlicht wurde, anzusehen. Außer neuen Rätseln werden hier auch solche gebracht, welche in der Form merkliche Abweichungen von dem bereits gegebenen Wortlaut aufweisen. Um das Vergleichen zu erleichtern, sind die laufenden Nummern aus dem Oktoberheft bei den betreffenden Rätseln vermerkt worden.

1. Ganzen Aben vull witt Pier
Un en fleeschern Dör dorvör.
Lauenburg u. Stormarn. (Mund.)

2. Ganz Reeg mit Pier
Mit groten Lungeler.
Lauenburg. (Mund.)

3. Binnen un buten verschimmelt,
Denn dor is lang keen Minschenfleesch in' wes.
Lauenburg und Stormarn.
(Verschimmelter Stiefel.)

4. Wat geiht öwer den minschlichen Verstand?
Stormarn. (Haus.)

5. Wat geiht to Water un lett den Buuk in't Hus?
Stormarn. (Kissenbezug.)

6. Wat to Stall geiht un fritt nich,
Wat to Water geiht un süppt nich.
Stormarn. (Hufeisen.)

7. Löp 'n lütt Schütt'n den Stieg entlank,
As dat to Enn wer, do sä dat — „knipps."
Stormarn-Lauenburg. (Schere.)

8. Ick heff en Ding vör mien Been,
Kann jedes Minschenkind sehn,
Dor daut sick fief un fief um schlag'n,
De wollt em dat Aug abnag'n.
Lauenburg. (Spinnrad.)

9. Glimmer-Glammer
Höl de Been von anner;
Erst slapp, denn stief,
Denn twischen de Tän
Un denn in't Lief.
Stormarn. (Pfanne — Pfannkuchen.)

10. Wat geiht üm't Hus
Un kiek in alle Fenster?
Stormarn. (Sonne.)

11. Wat sitt in't Holt un hett 'n witt Huf op?
Lauenburg-Stormarm. (Bier.)

12. Wat liggt in't Holt un gnarrt?
Stormarn. (Kind in der Wiege.)

13. Wat liggt in't Holt as en aftreckt Kauh?
Lauenburg. (Teig im Backtrog.)

14. Dor stünn 'n Mann achter de Grotdör,
de harr en Didelumdei vör,

He ret öwer en Harlock, (Geige.)
Wat wüppt de Deer'ns de Klederrock.
Stormarn. (Geiger.)

15. (18) Veer dregt de Tunn,
Twee möt de Hunn,
Twee Wieser vöran,
Een Klopper achteran.
Stormarn. (Kuh.)

16. (37.) Dor güng 'n Jumfer Lang
In unsern Gorngang:
Möt mi de Höhner!
De Hunn daut mi niks.
Lauenburg-Stormarn. (Regenwurm.)

17. (9. 10. 11.) Achter unser Hus
Plögt Varrer Krus
Ahn Plog un ahn Rad.
Rat mal, wat is dat?
Stormarn. (Maulwurf.)

18. De lütte Bendix,
De plögt so fix,
Bargop un bargdal,
Brukt keen Isen un Stahl.
Lauenburg. (Maulwurf.)

19. Kommt se, denn kommt s e nich,
Kommt aber se nich, denn kommt s e.
Ostholstein-Stormarn.
(Tauben und Erbsen.)

20. Tweebeen op Dreebeen ünner Veerbeen.
Stormarn-Lauenburg. (Melker.)

21. Wenn dat rin geiht,
Denn wüppt dat,
Wenn dat rut geiht,
Denn drüppt dat.
Stormarn. (Brunneneimer.)

22. Mien Buk an dien Buk,
Ik treck en lange Stang'n herut.
Stormarn. (Ziehbrunnen.)

23. Dor löpt en Hund
In 'n deepen Grund,
Je sider he löpt,
Je höher hölt he den Stiert.
Lauenburg.
(Brunnenkolben und Schwengel.)

24. Wat geiht ümmer hen un her un wiest de blanken Tän?
Stormarn-Lauenburg. (Säge.)

25. Hentepetente liggt op de Bank,
Hentepetente liggt ünner de Bank,
Kümmt en Herr to kieken und kakeln,
He kann keen Hentepetente maken!
Stormarn. (Gelegtes Ei — Hahn.)

26. (13.) Hentepetente füll op de Bank,
Hentepetente füll ünner de Bank,
Hentepetente het Gnick terbraken,
Hentepetente kann keener mehr maken.
Lauenburg. (Zerbrochenes Ei.)

27. Jigger un Jagger
Güng'n öwer'n Acker,
Harr'n nich mehr Knee
As dörti un twee.
Stormarn. (Schottische Egge.)

28. (27.) Du ole griese Grau,
Steihst alle Nacht in Dau,
Du hest keen Fleesch un hest keen Bloot
Un deist doch alle Minschen good.
Ostholstein. (Mühle.)

29. Gröner as Gras,
Witter as Flas,
Holl as en Ent
Un liker keen Ent.
Ostholstein-Stormarn. (Binse.)

30. Wenn dat uplöpt, is't grön,
Wenn dat stief steiht, is't schön;
Keen Fru is so olt,
De 't nich all het spolt;
Keen Gesell is so hübsch,
De 't nich het in de Büx;
Keen Kind is so kleen,
Dat nich het mank de Been.
Ostholstein. (Leinen.)

31. (32.) In unsen Garn, dor steiht en Bom,
Hier en Bom un dor en Bom;
In den Bom, dor weer en Nest,
Hier en Nest un dor en Nest.
In dat Nest, dor leg en Ei — — —
Up dat Ei, dor sitt en Pip — — —
Rat mal, wat is dit?
Stormarn-Lauenburg. (Große Bohne.)

32. Dar stünn' dree Jung'ns ünner de Brügg,
De een seggt: wenn 't man Morgen wer!
De anner seggt: wenn 't man Aben wer!
De drütte seggt: wat kümmert mi Morgen un Aben; ik do, wat ik will!
Lauenburg-Stormarn.
(Sonne, Mond, Wind.)

33. Wenn du dat deist,
Denn is dat dahn;
Wenn du 't aber nich deist,
Is dat ok dahn.
Stormarn-Ostholstein. (Abtrocknen.)

34. Ik bün en Holländer
Un doch keen Christ;
Ik bün beschneden
Un doch keen Jud.
Essen tu ik nich,
Trinken tu ik nich
Un sterben tu ik auch nich.
Stormarn.
(Holländ. Dukaten?) (Kupon.)

35. Da leep en Höschen so wacker,
He leep öwer 'n grundlosen Acker.
He leep öwer 'n grundlosen See,
Vel flinker as en Reh.
Stormarn. (Schatten; auch Gedanken.)

36. Wat man rot in't Water schmitt un swart wedder rut kummt.
Stormarn.
(Glühendes Eisen und glühende Kohle.)

37. (20.) Dar köm en Mann
Von Amsterdam.
He kann de ganze Welt bedecken,
Kann bloß nich öwer't Water recken.
Stormarn-Lauenburg. (Schnee.)

38. Mund up Mund,
Lock up Lock
Un Haar um't Lock.
Wat is dat vör 'n Lock?
Lauenburg-Stormarn. (Trompete.)

39. (40.) Hier un dor un allerwegen
Kannst mi dar een Pund von wägen.
In Hamborg is dat ok,
Is bloß nich to Kop.
Lauenburg. (Luft — Rauch.)

40. Ik stah vör di, dat sühst du;
Ik will up di, dat weest du.
Ik up di, du ünner mi,
Ik hev 'n paar Dinger, de kettelt di.
Ostholstein. (Reiter.)

41. Up Ali stah ik,
Up Ali gah ik,
Up Ali bün ik hübsch un glatt.
Nu rat mal, wat is dat.
oder:
Up Ali bün ik hübsch un fien,
Nu rat mal to, wat kann dat sien.
Ostholstein, Stormarn, Lauenburg.
(Schuhe aus dem Fell eines Hundes.)
(Stammt aus einem plattdeutschen Märchen. Vergl. Müllenhoff.)

42. Warüm beet Adam in'n Abbel?
(Er hatte kein Messer.)

43. Adam un Eva wahn' in en Hus.
Adam güng vör rut,
Eva güng achter rut.
Wer blev in't Hus? (Wort „und.")

44. Wer steiht in't Holt un grölt as en Tänbreker? (Pastor auf der Kanzel.)

45. Wat is dat Drieste in de Kirch?
(Fliege; se spelt den Pastor up de Näs.)

46. Wat geiht öwer Kopp in de Kirch?
(Die Schuhnägel.)

47. Warüm hüppt de Dacklünk öwer de Strat?
(He will nah de anner Siet.)

48. Wo lat ik mien Schoh flicken?
(Wo he entwei is.)

49. Wo lat ik mi rasieren? (In't Gesicht.)



Bücherschau.

Die Heimatsforschung macht erfreuliche Fortschritte, wie die vier nachstehend besprochenen Schriften beweisen. Die Bücher sind insgesamt sehr empfehlenswert zunächst für den kleinen Kreis, den sie als Gegenstand ihrer Forschung bezeichnen, sodann aber auch für alle im weitern Kreise, die ein Interesse daran haben, Land und Leute unserer Heimat in Vorzeit und Gegenwart näher kennen zu lernen. Namentlich für den weitern Kreis wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn eine Kartenskizze zur Orientierung beigegeben worden wäre.

1. **Wanderungen durch Dithmarschen** mit geschichtlichen, altertumskundlichen und volkskundlichen Bemerkungen und Erläuterungen von Heinrich Carstens, Lehrer in Dahrenwurth. Verlag von H. Timm in Lunden. 140 Seiten. Preis ungeb. 1 ℳ. — Der geschichts- und landeskundige Verfasser wandert mit dem Leser durch Dithmarschen hin und her, zeigt ihm das Schiff in der Delver Kirche, den ehrwürdigen Brutkamp bei Albersdorf, die Steller Burg, den Schalenstein bei Bunsohe und viele historisch interessante Orte und Dinge mehr. Dabei erzählt er in lebhafter, volkstümlicher Sprache von dem, was sich in der Vergangenheit da und dort ereignet hat, erklärt dunkle Orts- und Flurnamen, plaudert von den freundlichen Unterirdischen, dem Rechtsleben der alten Dithmarscher, von der Bauart ihrer Häuser und Ortschaften und lenkt gelegentlich den Blick auf fremde Sagenkreise und Kulturverhältnisse. — Jedem, der sich für Dithmarschens reiche Vergangenheit, überhaupt für schleswig-holsteinische Geschichte und Sitte interessiert, sei das Buch empfohlen.
Lunden. Green.

2. **Süderau.** Ein Beitrag zur Heimatskunde von K. Bielenberg in Borsfleth. Druck von Ad. Caspers in Krempe. 1903. 82 S. gr. 8°. Preis 60 Pf. Im Selbstverlage des Verfassers. — Außer einer kurzen Einleitung enthält die unter obigem Titel erschienene Schrift folgende Abschnitte: 1. Lage, Grenzen, Größe und Einwohnerzahl. 2. Entstehung und Entwässerung des Kirchspiels. 3. Geschichtliche Entwickelung des Kirchspiels. 4. Überschwemmungen. Krankheiten. 5. Kirche, Schule, Armenwesen. 6. Politische Einteilung des Kirchspiels. 7. Verkehr. 8. Erwerbszweige. 9. Vereinswesen. 10. Lebensweise der Bewohner. — Die vorliegende Abhandlung enthält viele schätzenswerte Beiträge zur Geschichte und Kultur unseres Landes und ist daher nicht nur für unsere Marschen, sondern auch für einen weiteren Leserkreis unserer Heimat von besonderem Interesse. Der Abschnitt über die Entstehung und Entwässerung des Kirchspiels ist mit besonderem Fleiß bearbeitet worden, wie denn überhaupt die im Laufe der älteren und neueren Zeit entstandenen Entwässerungsanlagen für die landwirtschaftlichen Verhältnisse in der Marsch und in den Moorniederungen von der größten Bedeutung sind. Auch der historische Teil der Abhandlung enthält viele interessante Mitteilungen aus der mittelalterlichen und aus der neueren Zeit, ist daher ebenfalls von Interesse nicht nur für unsere Marschen, sondern auch für

alle Leser, welche sich über die kulturgeschichtlichen Zustände unserer Heimat in einer längst vergangenen Periode Kunde verschaffen wollen. — Es ist aber immerhin keine leichte Aufgabe für den Historiker, über die geschichtlichen Vorgänge der Vorzeit Zuverlässiges zu berichten, denn leider sind viele Urkunden, die als sichere Quellen dienen könnten, in den Kriegen, von denen besonders die Kremper Marsch heimgesucht worden ist, verloren gegangen. Dies ist namentlich geschehen im 30jährigen Kriege, in den unser Schleswig-Holstein infolge der Niederlage des dänischen Königs Christian IV. am 25. August 1626 bei Lutter am Barenberge im Braunschweigischen hineingerissen wurde. Darum müssen wir jede Arbeit, durch welche noch manches, was für Geschichte und Kultur unseres Volkes von Bedeutung ist, zutage gefördert und für die Nachwelt gerettet wird, als eine willkommene Gabe dankbar entgegennehmen und mit dem Herrn Verfasser der Abhandlung eingedenk sein der Mahnung unseres Klaus Harms: „Schreibt unseres Landes Geschichten!"

Hahnenkamp. Butenschön.

3. **Chronik des Kirchspiels Wacken,** herausgegeben von dem Lehrer Johannes Voß in Burg auf Fehmarn in Verbindung mit dem Prediger Friedrich Schröder in Wacken. — Das Buch ist gewidmet dem Andenken des verstorbenen Lehrers Peter Voß in Vaale, dem Vater des einen Herausgebers, der sich besonders um die Heimatsgeschichte Fehmarns bis dahin verdient gemacht hat, und des Husumer Magnus Voß, der den Lesern der „Heimat" durch seine Forschungen in Husums Vergangenheit bekannt ist. Aus dem reichen Inhalt des interessanten Buches hebe ich besonders hervor: Die Entstehung der Ur- und Neudörfer. Die Ortsnamen nach ihrer Bedeutung. Das Verhältnis zu Dithmarschen. Der Russenwinter 1813/14. Bauernleben vor 100 Jahren. Die Entwicklung des Schulwesens. Die Kirche und die Bemühungen von Neergaards um den Kirchenbau. Die Kolonie Vaalermoor. Das Gut Mehlbek. Die beiden Originale Hans Ruge und Marx Sell. Die Berichte über Gilden. Spuk- und Räubergeschichten und Sagen aus den Dörfern des Kirchspiels. Der Einbaum im Vaaler Moor. Die Ausgrabung auf dem Rugenberg und dem Blocksberg.

4. **Jahrbuch des Alster-Vereins.** Alljährlich gibt der Verein, der nach § 1 der Satzungen sein Interesse der Alster und ihrer Umgebung zuwendet, ein Jahrbuch heraus. Im Jahrbuch von 1902 fanden sich folgende Aufsätze von L. Frahm in Poppenbüttel: „Das sächsische Bauernhaus Nordelbingiens" und „Die erste Mergelung unserer Felder." Das Jahrbuch für 1903 bietet den Mitgliedern 4 Aufsätze: „Johann von Hummersbüttel und die Burg zu Stegen" von Melhop. „Wellingsbüttel" von Robert Körner. „Stormarns Bruch" und „Die Kette vom Flachs zum Linnen" von Ludwig Frahm, dem Vorsitzenden des Vereins. Außer diesen wertvollen Beiträgen zum Jahrbuch dienen Versammlungen, Unterhaltungsabende und eine Bibliothek zur Förderung der Vereinszwecke.

Ellerbek. Eckmann.



Mitteilung.

Aus dem Tagebuche eines Inselfriesen von 1850. Am 16. Oktober 1850 erhielten die Sylter endlich die vom 1. bis zum 10. desj. Mts. fälligen Zeitungen mit Nachrichten über die Gefechte bei Friedrichstadt, wo unter 506 Häusern 137 ganz abgebrannt und 285 durch das Bombardement sehr beschädigt waren. Vier schleswig-holsteinische Kanonenboote, die von Rendsburg gekommen waren, hatten die Gefechte der Landarmee kräftig unterstützt. Zwei Sylter Freiwillige, Boy Peter Lund und Jakob Lorenzen Hagendefeld aus Tinnum, waren verwundet worden, 8 Keitumer, 2 Tinnumer und 2 Westerländer hatten mitgekämpft. Der 17. Oktober wurde in anderer Weise merkwürdig, indem ein Aufstand unter den Austerfischern ausbrach. Die auswärtigen Austernkäufer waren seit einiger Zeit mit Qualität und Quantität des Inhalts der Austertonnen unzufrieden, weshalb der Direktor der Austernfischerei, Jens Bleicken in Keitum, drohte, den Fischern den Lohn zu kürzen. Diese jedoch führten Klage über die geringe Anzahl und die schlechte Beschaffenheit der Austern auf den in voraufgehenden Jahren stark mitgenommenen Bänken und über die große Mühe und Gefahr, welche sie bei geringem Verdienst im Vergleich zu früheren Jahren beim Fischen hatten. Sie mußten nämlich in stürmischer und rauher Jahreszeit 8—14 Tage über dem Fang eines Austerntransports von 50—60 Tonnen und oft weniger zubringen, während sie ihn früher in 2—3 Tagen abzumachen pflegten. Sie legten daher sämtlich bis auf den Leiter, den sogenannten Vorfischer, die Arbeit nieder, lieferten die bisher gebrauchten Streicheisen an den Pächter zurück und erklärten, unter solchen Umständen nicht länger fischen zu wollen. Der Direktor

sah sich veranlaßt, ihnen durch den Vorfischer eine Zulage von 8 Schillingen (60 Pfg.) Fischerlohn für jede wirklich gefüllte Austerntonne zu versprechen. Am folgenden Tage nahmen die Fischer die Arbeit wieder auf, indem sie auf den Fang hinausfuhren. Es wurde jetzt für jede volle Austerntonne (etwa 1000 Stück) an Fischerlohn 5 ℔ Kurant (6 ℳ.) bezahlt. Dieser Lohn wurde zwischen Schiffer, Gehülfen und dem Eigentümer des Austernbootes geteilt. 9 Fahrzeuge mit 19 Mann waren bei Sylt mit dem Austernfang beschäftigt. Am 20. Oktober kam das dänische Dampfschiff „Hekla" von Norden her bei List herein, um Nordseelotsen zu holen, ging dann südwärts in See nach Föhr und später nach der Eider, um den beschädigten „Geisar" abzulösen. Als am 28. Oktober der Befehl gekommen war, den Rest des auf Sylt weilenden dänischen Militärs (etwa 60 Mann) nach Föhr zu bringen, wurde Generalmarsch geblasen, der die „Tapperen" überraschte, als sie eben den Rausch ihrer Orgien der vorigen Nacht ausschliefen. Sie nahmen jedoch sofort wieder ihre Zuflucht zur Flasche und zogen, durch ihre Universalarznei einigermaßen ermutigt, am Abende bei Sturm und Regen der Ostspitze unserer Insel zu, wo sie eingeschifft werden sollten. Einige unter ihnen versicherten beim Abschiede sehr ernsthaft, daß sie nun vollkommen „tydsk" geworden seien und gern geblieben wären; andere waren so stupid, daß sie die Fahne, für welche sie kämpften, den Danebrog, nicht von einer Hamburger Flagge unterscheiden konnten. Tatsächlich war es hohe Zeit, daß sie fortzogen, sie wären sonst nicht mehr als dänische Soldaten zu gebrauchen gewesen, einige, weil sie wirklich „deutsch" gesonnen, andere, weil sie gar zu unordentlich geworden waren. Der Anführer, Leutnant Kjeldskov, war ein stiller, nachsichtiger Mann, der die Soldaten der Leitung eines knabenhaften Kopenhagener Unteroffiziers überließ. Die Soldaten achteten diesen nicht, ja, nicht einmal die Dorfbuben, mit denen er fortwährend einen nächtlichen Kleinkrieg unterhielt, bei welchem jedoch kein Blut floß. Daß die Dänen langsam vorwärts, aber schnell rückwärts zu gehen pflegten, zeigte die neue Expedition nach Föhr wieder. Am 29. Oktober schifften sie sich bei Morsumodde auf zwei Föhrer Schiffen ein, am 30. waren sie bei schwachen Gegenwinden flott, landeten aber erst am 31. Oktober auf Föhr. Die dort früher angekommenen Dänen hatten an der Südostecke der Insel Schanzen aufgeworfen und armiert, um die Wyker Reede und die Norderau der Schmaltiefe zu beherrschen. Dänische Kanonenboote waren bereits am 27. dahin zurückgekehrt, um, wie es hieß, dort zu überwintern. Im Laufe des Oktober war eine große Menge Blankeneser Schiffe bei Sylt angekommen, welche Waren von Hamburg brachten, Austern von Sylt holten oder auf der Nordsee fischen wollten. Sie erregten bei den Dänen den Verdacht, daß sie schleswig-holsteinische Truppen nach den Inseln führen würden. Mehrere Sylter Schiffe lagen nun seit drei Jahren müßig, weil die patriotischen Eigner derselben es nicht über sich gewinnen konnten, unter der dänischen Flagge und mit dänischem Brandmal sich auf dem Meere und in deutschen Häfen sehen zu lassen. Mehrere hiesige Kaufleute bezogen im Laufe des Herbstes, um nicht die jetzige sylterdänische Zollkasse füllen zu helfen, ihren Warenvorrat für den Winter von Hoyer und Tondern, statt denselben wie sonst unmittelbar und wohlfeiler von Altona zu holen oder kommen zu lassen. Überdies machte der bereits eingeführte hohe dänische Zoll auf Kaffee und Branntwein unter dem ärmeren, bisher politisch gleichgültigen und dänisch gesinnten Teile der Bevölkerung Sylts viele Proselyten für die schleswig-holsteinische Sache, so daß, sonderbar genug, je schlechter unsere vaterländische Sache und die Aussichten für dieselbe in der neuesten Zeit geworden, in eben dem Grade der Patriotismus der Sylter gestiegen war. Abgeschnitten von Holstein und Deutschland, ihrer geistlichen Hirten mehrenteils beraubt, zehrten die Bewohner des Herzogtums Schleswig jetzt im allgemeinen von eigenen moralischen Fonds, lieber als daß sie sich den aufgedrungenen dänischen Hirten und dänischen Ansichten ergaben. „Es ist aber auch," so schließt unser Gewährsmann, „im Herzogtum Schleswig augenblicklich eine Wirtschaft zum Verzweifeln: Gesetze, welche das Kasino-Ministerium und der dänische Reichstag geben, werden im dänischen Sinne ausgeführt, das dänische Heer zehrt von unserm Mark, die noch übrigen waffenfähigen Söhne des Landes werden vom Feinde gepreßt, um gegen das eigene Vaterland zu kämpfen, Handel und Schiffahrt liegen darnieder, Ackerbau und Viehzucht sind gehemmt, Künste und Gewerbe stocken, die Wissenschaft ruht, die Presse ist gefesselt, die Gerechtigkeit wird nicht gehandhabt, selbst Gottes Wort liegt brach! Tillisch hat als Regierungskommissar bereits am 24. Oktober 120 Beamte, 50 Prediger, 13 Lehrer im Herzogtum Schleswig abgesetzt; er scheint nachgerade in Verlegenheit zu sein, alle diese Entlassenen durch dänische und dänischgesinnte Subjekte zu ersetzen."

Mitgeteilt von Christian Jensen in Schleswig.



Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.



